Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NEDL TRANSFER
HN 4D5U 6

KH 159

Harvard College Library

FROM

The University
Club Library
New York City

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

KH159

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXIX. Jahrgang 1914/1915

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

XXIX. Jahrgang 1914/1915. Zweiter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Beyerlein, Franz Adam: Das Pferdchen. Erzählung 241
Hart, Hans: Die Nacht von Borgo. Novelle 97
*Hegeler, Wilhelm: Das Lied. Skizze. Mit zwei Bildern, mit der Schere geschnitten von Otto Wiedemann . . 403
Hofer, Klara: Das Schwert im Osten. Erzählung 14, 145
Hohlbaum, Robert: Der zerbrochene Krug. Eine Kleist-Novelle 69
Kurz, Hermann: Die gerupfte Braut. Humoreske 508
Liebermann von Sonnenberg, H.: Klar zum Torpedoschuß. Kriegsskizze . . 273
Reuter, Gabriele: Die Jugend eines Idealisten. Roman 305, 449
Trentini, Albert von: Der Verwundete. Erzählung 531
Villinger, Hermine: Lebensweg der Frau Gertrudis. Erzählung 193
Zahn, Ernst: Kriegszeit. Erzählung . 357

Gedichte, Sprüche

*Benzmann, Hans: Der Kaiser geht über ein Schlachtfeld. Ballade. Mit Buchschmuck von Heinrich Wieynk . . . 271
— — Hauptmann Seyfried. Ballade 336
Bethge, Hans: Die Einsame 240
*Brandt, Rolf: Die alten Korps an ein neues Korps. Ballade. Mit Buchschmuck von Heinrich Wieynk . . . 231
Busse-Palma, Georg: Auf eine erschlagene Fliege 574
Döring, Fritz: Erloschnes Licht . . . 356
Fauth, Gertrud: Meersicht 132
Findeisen, Kurt Arnold: Frauen . . . 512
Geiger, Albert: Gebet 86
Graf, Otto: Trutzlied 281
Heide, Josefa: Gilt es meiner Liebe? . 330
Herzog, Rudolf: An Grete schreiben . 208
Hippel, Hildegard von: Als ich geboren ward 530
Klein, Tim: Der Gast. Ballade . . . 351
Kunzendorf, Franz: Flieger 48
*Lauff, Joseph von: Bismarck. Mit zwei Zeichnungen von Franz Stassen 441
Lissauer, Ernst: Die Krankheit der Annaliese. Ballade 79
Meyer, Fritz: Das einsame Mädchen . 472
Münchhausen, Börries Frhr. von: Die tollen Vettern. Ballade 61
Oestéren, Friedrich Werner von: Die wunden Krieger 68
Queri, Georg: Daheim die Mädchen. Ein Lied im süddeutschen Soldatenton . 282
Salus, Hugo: Lampenfrieden 249
Schanderl, Josef: Palmsonntag . . . 530
Schaukal, Richard: Die österreichisch-ungarische an die kaiserlich deutsche Marine 192
Schussen, Wilhelm: Februar 230
Seidel, Ina: Schmerzensreich unter den Menschen. 380
Sternberg, Leo: Das Kreuz in den Argonnen 185
Stier, Adelheid: Ludolf von Lüderitz zu Lüderitz 276
Strobl, Karl Hans: Unterseeboote . . 433
Thies, Hans Arthur: Auf Heilung . . 426
Vesper, Will: Reiters Lied unter den Sternen 270
Vincenti, Karl von: Azraîl. Dichtung aus einem Erzengel-Zyklus 473
Wilda, Johannes: Am Yser-Kanal . 137
Zech, Paul: Da schmerzt nicht eine Wunde mehr 12

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

*Meyerheim, Paul: Erinnerungen an Anton von Werner. Mit einem Bildnis 408
*Voß, Richard: Krieg. Aus meinen Erinnerungen. Mit einem Bilde . . 540
Zobeltitz, Hanns von: Im Knödelländchen und in Berlin. Jugenderinnerungen 63
— — Aus meinem Leben: Auf Frankreichs Boden 220

Kunst und Literatur

Berger, Prof. Dr. Karl: Shakespeare — ein deutscher Dichter 234
*Bode, Dr. Wilhelm von: Frans Hals. Mit drei Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck und siebzehn teilweise mehrfarbigen Textabbildungen . . . 289
Heyck, Prof. Dr. Ed.: Briefe der Fürstin Johanna von Bismarck aus den Jahren 1848—1892 495
*Illustrierte Rundschau 418, 567
*Lenz, Dr. Georg: Kriegsandenken der Kgl. Porzellanmanufaktur zu Berlin. Mit zwei Einschaltbildern in Tondruck und zwanzig teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 250

Digitized by Google

Seite
Metzger, Prof. Max: Die deutsche Kunstindustrie und der Weltmarkt . . . 413
*Osborn, Dr. Max: Die „tote Stadt“: Brügge und seine Kunstschätze. Mit zwei Einschaltbildern in Tondruck und achtzehn Textbildern 49
*Ostini, Fritz von: Otto von Faber du Faur. Ein deutscher Kriegsmaler. Mit zwei Einschaltbildern in Faksimiledruck und zehn zumeist mehrfarbigen Textabbildungen 1
*Rocholl, Theodor: Kriegsbriefe eines Malers. Mit sechzehn Bildern in Faksimiledruck 513
*Steindorff, Prof. Dr. Georg: Altägyptische Porträtplastik. Mit neunzehn Abbildungen in Tondruck 474
*Vollbehr, Ernst: In den Schützengräben vor dem Feinde. Mit mehrfarbigen Wiedergaben von zehn Skizzen des Künstlers 209
*W., P.: Aus der Bildermappe des Kriegsmalers Wilhelm Schreuer. Mit vierzehn Bildern in Tondruck . . . 337
*Weiglin, Dr. Paul: Andreas Schlüter. Mit zwei Einschaltbildern in Tondruck und dreiundzwanzig Textabbildungen 170
*— — Unsere Feinde unter sich. Mit siebenundzwanzig Wiedergaben von französischen, belgischen, englischen, russischen und japanischen Karikaturzeichnungen 547
*Zobeltitz, Hanns von: Bismarck-Denkmünzen. Mit sechsundvierzig Abbildungen 501
Zu unsern Bildern 418, 567

Sonstige Aufsätze

Diehl, Prof. Dr. Karl: Der Krieg und die Arbeitslosigkeit 263
Eucken, Geheimrat Prof. Dr. Rudolf: Neutralität 443
*Heyck, Prof Dr. Ed.: England und Holland im Kampf um die Seeherrschaft. Mit vierzehn Abbildungen nach Gemälden und Stichen 389
Höcker, Paul Oskar: Ein Tag bei der Liller Kriegszeitung. Feldpostbrief . 525
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Rumänien und seine Nachbarn 428
— — Zeitgeschichtlicher Rückblick 138, 283, 436, 580
Leyen, Prof. Dr. Friedrich von: Das Heldentum der Germanen 331
Mackay, Dr. Freiherr von: Koran und Frauenbewegung in der Türkei . . 353
Mersmann, Joachim: Von Indien an die deutsche Front 560
Oncken, Prof. Dr. Hermann: Bismarcks Lebenswerk im Weltkrieg, Schleswig-Holstein und England. Zum 1. April 1915 488
Rachfahl, Prof. Dr. F.: Friedrich der Große und England 38
Röse, Otto: Die Franzosenseele. Blätter aus meinem Notizbuch 384
— — Revanche. Wirtschaftspsychologische Studie 81
Schiemann, Geheimrat Prof. Dr. Theodor: Die grüne Insel und ihre Bedeutung im jetzigen Kriege 186
Stein, Erwin: Die Kriegsarbeit der deutschen Stadt 128
*Sternaux, Ludwig: Holländische Reisetage. Mit zwei Einschaltbildern in Faksimiledruck und elf zum Teil mehrfarbigen Textabbildungen nach Gemälden und photographischen Aufnahmen 113
Zimmermann, Legationsrat Dr. Alfred: Wie der Briten Kolonialherrschaft begründet und behauptet wurde . . . 87

Neues vom Büchertisch

Arndt, Ernst Moritz: Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Neu-Ausgabe . 137
Bermann, Richard A.: Das Seil. . . 425
Bley, Fritz: Avalun 280
Briefe Friedrichs des Großen 426
Engel, Georg: Der Fahnenträger . . 578
Fischer, Wilhelm: Die Fahrt der Liebesgöttin 135
Frank, Leonhard: Die Räuberbande . 279
Frenssen, Gustav: Bismarck. 575
Greinz, Rudolf: Äbtissin Verena . . . 579
Heyse, Paul: Letzte Novellen 278
von Hoffensthal, Hans: Moj 422
Kapherr, Egon Frhr. von: Drei Jahre in Sibirien als Jäger und Forscher . 136
Matthias, Adolf: Bismarck. Sein Leben und sein Werk 578
Nansen, Fridtjof: Sibirien, ein Zukunftsland 579
Rankes Meisterwerke 281
Rosner, Karl: Die drei Fräulein von Wildenberg 424
Skowronnek, Richard: Sturmzeichen . 136
Stegemann, Hermann: Der gefesselte Strom 135
Strobl, Karl Hans: Der wilde Bismarck 577
— — Die drei Gesellen 278
Wachler, Ernst: Osning 133
Widmann, Josef Viktor: Ein Doppelleben und andere Erzählungen . . . 424
Wittels, Fritz: Der Juwelier von Bagdad 425
Zahn, Ernst: Uraltes Lied 277
Zobeltitz, Hanns von: Die Frau ohne Alltag 281

Kunstbeilagen

Bertrand, Alexander: Den Verwundeten. Gemälde. Faksimiledruck zw. 496 u. 497
Diez, Prof. Julius: Festung Frankreich. Zeichnung. Faksimiledruck zw. 136 u. 137
— — Zur hundertsten Wiederkehr von Bismarcks Geburtstag. Zeichnung. Faksimiledruck . . . . . zw. 440 u. 441

Digitized by Google

Seite
Faber du Faur, Otto von: Bei Coeuilly. 30. November 1870. Ausschnitt aus einem Gemälde . . . . . Titelbild
— — Rückzug aus Rußland. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 8 u. 9
Felber, Karl: Auf Paßhöhe. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 360 u 361
Groeber, Prof. Hermann: Münchener Mädel. Gemälde. Faksimiledruck zw. 376 u. 377
Hals, Frans: Willem von Heythuysen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 288 u. 289
Hellhoff, Heinrich: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 24 u. 25
Hermanns, Prof. Heinrich: Abend in Dordrecht. Gemälde. Faksimiledruck zw. 112 u. 113
Heß, Julius: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 240 u. 241
Jank, Prof. Angelo: Aufklärungsritt. Gemälde. Faksimiledruck zw. 144 u. 145
Koster, A. L.: Tulpenzucht in Haarlem. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 124 u. 125
Kuehl, Prof. Joh. Gotthardt: Blick auf die König Friedrich August-Brücke in Dresden. Gemälde. Faksimiledruck zw. 312 u. 313
List, Wilhelm: Vor der Blumenhandlung. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 200 u. 201
Niestlé, Henry: Boxerhündin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 96 u. 97
Oßwald, Eugen: Gemüsemann in Kairo. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 72 u. 73
Paeschke, Paul: In der Auskunftsstelle des Kriegsministeriums zu Berlin. Zeichnung. Faksimiledruck zw. 432 u. 433
Pick, Emmi: Das Rathaus zu Breslau. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 160 u. 161
Rocholl, Theodor: Schachpartie in einem Unterstand. Aquarell. Faksimiledruck zw. 516 u. 517
Schaefer, Prof. Maximilian: Der goldene Spiegel. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 224 u. 225
Sieck, Rudolf: Frühlingstag. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 456 u. 457

Einschalt- und Text-Bilder

Bartels, Hans von: Holländischer Schiffer. Ölstudie. Faksimiledruck . . . 115
Bermann, Prof. Cipri Adolf: Franz von Defregger. Bildnisbüste. Tondruck . . . . zw. 576 u. 577
Bochmann d. J., Gregor von: Wiedersehen. Relief. Tondruck . . zw. 32 u. 33
Bohrdt, Prof. Hans: Die Seeschlacht bei Coronel. Zeichnung. Tondruck zw. 140 u. 141
Canal, Prof. Gilbert von: Holländisches Dorf. Ölstudie. Faksimiledruck . . 126
Ehrhardt, Paul W.: Der Brief. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 64 u. 65
Faber du Faur, Otto von: Ambulanz auf einer Barrikade. Gemälde . . 6
— — Angriff französischer Kürassiere. Gemälde. Faksimiledruck 13
Seite
Faber du Faur, Otto von: Die heiligen drei Könige. Gemälde. Faksimiledruck 3
— — Die Württemberger bei Coeuilly, am 30. November 1870. Gemälde . 11
— — Entwischt. Ölstudie. Faksimiledruck 7
— — Maurische Reiter. Aquarellskizze. Faksimiledruck 7
— — Straßenkampf in Bazeilles am 1. September 1870. Gemälde . . . 9
— — Troubadour. Gemälde. Faksimiledruck 2
— — Truppenschau vor Napoleon I. Gemälde. Faksimiledruck 5
Geffcken, Prof. Walter: Bildnisgruppe. Gemälde. Tondruck . . zw. 472 u. 473
Goes, Hugo van der: Der Tod Mariä. Gemälde 57
Hals, Frans: Amme und Kind. Gemälde. Faksimiledruck 293
— — Bildnis einer älteren Dame. Gemälde 296, 298
— — Bildnisgruppe eines Ehepaares. Gemälde 300
— — Die Vorsteher des St. Elisabeth-Krankenhauses in Haarlem. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 296 u. 297
— — Die Vorsteherinnen des Altmännerhauses zu Haarlem. Gemälde. . 304
— — Festmahl von Offizieren der St. Joris Doelen in Haarlem. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 290 u. 291
— — Festmahl von Offizieren der St. Joris Doelen in Haarlem. Gemälde 294
— — Fischerknabe. Gemälde 290
— — Kinderkopf. Gemälde 290
— — Lustige Gesellschaft. Gemälde. Faksimiledruck 291
— — Malle Babbe, die Hexe von Haarlem. Gemälde. Faksimiledruck . . 301
— — Mandolinenspieler. Gemälde. . 297
— — Männliche Bildnisse. Gemälde 299, 302
— — Junker Ramp und seine Liebste. Gemälde 292
— — Versammlung von Offizieren der Cluveniers Doelen (St. Adrians-Schützen) in Haarlem. Gemälde . . 295
— — Zigeunerin. Gemälde 303
Hartwig, Erich: Die Christrose von Bucquoy. Gemälde 545
Hofmann, Prof. Ludwig von: Adonisklage. Gemälde. Tondruck zw. 320 u. 321
Jank, Prof. Angelo: Deutsche Hiebe. Gemälde. Tondruck . . . zw. 568 u. 569
Kallmorgen, Prof. Friedrich: Der Fährdampfer. Gemälde. Tondruck zw. 368 u. 369
Kerschbaum, Anton: Schwere Fuhre. Radierung 427
Kühn jr., Josef: Das grüne Zimmer. Gemälde. Tondruck. . . zw. 352 u. 353
Lenbach, Franz von: Otto von Faber du Faur. Gemälde 1
Mayr, Georg: Christus im Grabe. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 536 u. 537

Digitized by Google

Seite

Memling, Hans: Der Reliquienschrein der hl. Ursula. Gemälde. Tondruck zw. 56 u. 57
— — Madonna mit dem Kinde. Gemälde 58
— — Martin van Nieuwenhoven. Gemälde 59
Michelangelo: Die Madonna mit dem Kinde. Bildwerk. Tondruck zw. 60 u. 61
Mons, Karl: Hessischer Bauer. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 208 u. 209
Oestérle, Wilhelm: Winterzeit. Radierung 233
Paeschke, Paul: Die Winterschlacht in Masuren: Der Kaiser inmitten der ostpreußischen Truppen auf dem Marktplatz in Lyck. Zeichnung. Tondruck . . . . zw. 580 u. 581
Poppe, Georg: Heimkehr von der Fehde. Gemälde. Tondruck . . . zw. 328 u. 329
Ramberg, Johann Heinrich: Gaukler vor einem Dorfwirtshaus. Gemälde. Tondruck . . . . . . zw. 192 u. 193
Rhein, Fritz: Bildnis meines Vaters. Gemälde. Tondruck . . zw. 104 u. 105
Schadow, Gottfried: Gruppe auf den Baseler Frieden. Porzellanbildwerk. Tondruck . . . . zw. 256 u. 257
Schlüter, Andreas: Denkmal des Großen Kurfürsten. Tondruck zw. 172 u. 173
— — Sterbender Krieger. Bildwerk. Tondruck . . . . . . zw. 168 u. 169
Schreuer, Wilhelm: Alarm in einer alten Abtei an der Maas. Gemälde . 338
— — Feldartillerie an der Aisne. Gemälde 348
— — Im Kampf mit Franktireurs. Gemälde 343
— — Im Schützengraben an der Yser. Gemälde 349
— — In Löwen. Gemälde 340
— — Militärische Besetzung der Rheinbrücke. Gemälde 337
— — Nach der Schlacht. Gemälde . 346
Schreuer, Wilhelm: Nächtliche Bergung von Verwundeten vor Lüttich. Gemälde 339
— — Rheinische Landwehr im Felde. Gemälde 350
— — Straßenkampf in Löwen. Gemälde 341
— — Ulanenpatrouille vor Antwerpen. Gemälde 347
— — Verfolgung durch Ulanen. Gemälde 344
— — Verfolgung eines französischen Dragoners. Gemälde 342
— — Vorgehende Infanterie. Gemälde 345
Stuck, Prof. Franz von: Studienkopf. Gemälde. Tondruck. . . zw. 152 u. 153
Viktoria-Statuette. Porzellanbildwerk aus dem Service für den Herzog von Wellington. Tondruck . . zw. 262 u. 263
Vogel, Prof. Hugo: Dr. Karl Peter Klügmann, der verstorbene frühere hanseatische Gesandte in Berlin. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 416 u. 417
Walser, Karl: Gracht in Delft. Gemälde. Faksimiledruck 125
Wandschneider, Prof. Wilhelm: Hermes. Bronzebildwerk. Tondruck zw. 448 u. 449
Welti, Albert: Die Königstöchter. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 464 u. 465
Wilhelm II., Kaiser, in Felduniform. Bildnis. Tondruck . . . zw. 284 u. 285

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

*Busse-Palma, Georg 573
*„Kleiderkasten", Der 572
*Kriegsandenken 419, 570
*Kriegsmedaillen von B. H. Mayer, Pforzheim 421
*Künstler, Unsere, und der Krieg . . 567
*Lachsbrunnen in Hameln 421
*Paul, Bruno, Asiatisches Museum in Berl n. 571
*Schmuckarbeiten von Schmidt-Kugel und Berthold 419
*Vivatbänder 418

Digitized by Google

Heft 5
XXIX. Jahrgang
Januar 1915
(Zweiter Band Heft 1)

UNIVERSITY ... LIBRARY
FEB 16 191

Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Velma

SUCHARD

AROMATISCH
FEINSCHMELZEND

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Aus dem Orient	3—4
Handelsteil	4—7
Gutachten über „Agfa"-Material. Mit Abbildungen	8—11
Bücherbesprechungen	13
Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee	14
Empfohlene Spediteure	14
Bezugsquellenregister	15—16
Deutsche Werkzeugmaschinen	3. Umschlagseite

Aus dem Orient.

Unser Mitarbeiter schreibt uns: Die Beendigung des Balkankrieges brachte eine für die Handelswelt angenehme Erscheinung zutage; einen grossen wirtschaftlichen Aufschwung im Orient. Die dortigen Importeure deckten ihren Bedarf in grösserem Massstabe als früher und viele deutsche Exportfirmen nahmen neue Verbindungen auf.

Aber nicht jeder deutsche Fabrikant machte gute Erfahrungen. Gar viele hatten mit grossen Einbussen zu rechnen, und so wurde mancher deutschen Firma die Lust am Export nach dem Orient sehr verleidet.

Der Grund darf wohl ohne weiteres darin zu suchen sein, dass diese Firmen den sogenannten Winkelkommissionären in die Hände gefallen waren.

Deutsche Firmen, die den Wunsch haben, mit dem Orient zu arbeiten, sollten sich in jedem Falle der am Platze befindlichen Kommissionäre bedienen, wobei natürlich vorausgesetzt werden muss, dass diese mit dem Orts- und Landesbrauch, sowie der Kundschaft, die speziell in Betracht kommt, eingehendst vertraut sein müssen.

Soweit nun diese Kommissionäre Deutsche oder Österreicher sind, ist dagegen nichts einzuwenden und sind Bedenken überflüssig, da diese Firmen wohl ohne Unterschied, oder nur mit ganz verschwindend kleinen Ausnahmen, ein Vertrauen verdienen.

Ganz anders ist es natürlich mit den Kommissionären levantinischer Abstammung, Griechen, Armeniern usw.

Es sind auch unter diesen ganz tüchtige, reelle Geschäftsleute, die ein mehr oder weniger grosses Vertrauen verdienen. Doch kann nicht in Abrede gestellt werden, dass ein ziemlicher Teil dieser Leute oft genug nur durch das ihnen unverdienterweise entgegengebrachte Vertrauen seitens der europäischen Firmen Geschäfte machen, und zwar ausnahmslos zum Schaden der vertrauensseligen exportierenden Firma.

Es kann deshalb, und zwar nicht eindringlich genug, betont werden, dass der Exporteur oder Fabrikant sich **nicht nur** an die Referenzen wenden soll, die ihm der levantinische Kaufmann aufgibt, sondern in **erster Linie** an die Konsulate, die gern und genau Auskunft zu geben bereit sind.

Auch Banken, Handelskammern und akkreditierte Auskunftsbureaus in der betreffenden Stadt sind zu einer genauen Auskunftserteilung in der Lage und können dazu herangezogen werden.

Nur von diesen wird der deutsche Fabrikant richtige Auskunft erhalten, von den als Referenzen aufgegebenen exportierenden Firmen dagegen schon aus dem Grunde nicht, weil diese Firmen richtige Auskunft gar nicht geben **können**.

Der Grund ist folgender: Der Winkelkommissionär muss selbstverständlich stets eine Anzahl Referenzen haben, sonst ist es ihm unmöglich, weitere Firmen zur Vertretung zu erhalten.

Er verfährt nun meistens auf folgende Art: Mit dem kleinen Vermögen, das er sein eigen nennt, macht er einige kleine Einkäufe unter Voraussendung des Fakturenbetrages und setzt sich so in Ansehen bei den Lieferanten.

Schon nach einiger Zeit erhält er dann auf seinen Wunsch die Waren mit einer Hälfte Anzahlung bei Bestellung und Zahlung des Restes beim Empfang.

Diese Art des Geschäfts pflegt er einige Zeit, bis er später die Bedingung durchdrückt: Bezahlung der ganzen Ware nach Eintreffen.

Auch jetzt kommt er stets prompt seinen Verpflichtungen nach, und so gelingt es ihm schliesslich anstandslos, den üblichen Dreimonatskredit zu erhalten.

Die Auskünfte, die seine als Referenzen aufgegebenen Lieferanten geben können, werden unter diesen Umständen nicht anders als gut sein, da die betreffenden Firmen ja gar keine Ahnung davon haben, dass sie als

Digitized by Google

Lockvögel dienen sollen. Selbstverständlich treffen diese Referenzen die wirklichen Verhältnisse, die oft trostlose sind, keineswegs.

Der Winkelkommissionär zieht es meist vor, nach einiger Zeit, nachdem es ihm gelungen ist, einige neue Firmen mit obigen Referenzen zu fangen, zu verschwinden, ohne natürlich seinen trauernden, vertrauensseligen Gläubigern seine Adresse mitzuteilen.

Im andern Falle verkauft er sein Geschäft an einen ähnlichen Kumpan, der natürlich für die Verbindlichkeiten des früheren Inhabers nicht haftet und dies auch nicht kann oder gar nicht den Willen dazu hat.

Hat die exportierende Firma dagegen eine europäische Vertretung, so kann sie ruhig mit levantinischen Firmen durch deren Vermittlung arbeiten, da die Vertretung genau unterrichtet ist, wie weit sie in Sachen des Kredits gehen kann und welche Vorsichtsmassregeln bei der einen oder anderen Firma angebracht sein werden.

Die Hauptsache für das Geschäft nach dem Orient ist, wie aus dem Vorstehenden klar zu ersehen ist, sich genau zu erkundigen, und zwar in der vorgenannten Weise, da sonst die europäische Firma stets mit grösseren oder kleineren Verlusten zu rechnen hat, was vielen Fabrikanten den Handel mit dem Orient verleidet.

In Wahrheit ist aber das levantinische Geschäft gar nicht so schlecht, als er annimmt, sein einziger Fehler war nur, sich nicht genau und an der richtigen Stelle zu erkundigen.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den exportierenden Firmen die Augen zu öffnen und ihnen das Geschäft zu erleichtern und somit zur Belebung des deutschen Exporthandels nach dem Orient beitragen.

Zur Lage der rumänischen Petroleum-Industrie. Die rumänische Petroleum-Industrie scheint durch die Folgen des Krieges in eine recht prekäre Lage geraten zu sein. Für die Ausfuhr bestehen zurzeit derart schwere Hemmungen, dass die Petroleumgesellschaften genötigt sind, grosse Ölmengen anzusammeln, denn das Land selbst verbraucht nur 35 Prozent der Produktion. Der Rest muss seinen Weg über die Grenze nehmen, die aber jetzt fast ganz gesperrt ist. Wie im „Mon. du Pétr. Roum." ausgeführt wird, berührte schon die Schliessung der Dardanellen, welche den Petroleum-Export zu Schiff über Konstanza unmöglich machte, die Industrie empfindlich, jedoch blieb noch immer die Aussicht, dafür den Bahnversand erweitern zu können. Aber auch für den Absatz auf dem Landwege türmten sich immer grössere Schwierigkeiten auf, weil die rumänische Regierung — und zwar mit voller Absicht — Massnahmen traf, die darauf hinausliefen, der Ausfuhr, namentlich in Benzin, den Weg zu verlegen. Der „Moniteur" führt den Nachweis, dass dieses Vorgehen die Petroleum-Industrie aufs schwerste treffen und sie bald zur völligen Betriebseinstellung zwingen muss. Auf der andern Seite werde man, was insbesondere Deutschland anlange, diesem Lande durch die rumänische Exportverhinderung keinen Schaden zufügen, da man dort als Ersatz für Benzin eine Mischung von Benzol und Spiritus in unbegrenzten Mengen zur Verfügung habe. Gegenwärtig ist der Stand der Dinge in Rumänien der, dass Benzin überhaupt nicht, Leuchtöl und andere Erzeugnisse der Petroleum-Industrie nur in sehr beschränkter Menge aus dem Lande hinausgelassen werden. Die Rohölausfuhr ist vollends durch königliches Dekret vom 31./13. November völlig verboten worden, nachdem dieses Verbot bereits am 26./9. Oktober provisorisch vom Finanzminister angeordnet worden war. Nach einer kürzlich ergangenen Verfügung des Finanzministeriums kann auch die Ausfuhr von Produkten der Petroleum-Industrie nur mit besonderer Genehmigung des Ministeriums für jeden einzelnen Fall stattfinden, und kein Behälter kann die Raffinerien zum Zweck des Versandes ins Ausland verlassen, ohne dass sein Inhalt zuvor von einem Kontrollbeamten des Ministeriums untersucht worden wäre. Diese Vorschriften sollen unrichtige Deklarationen über die Art der zum Versand gelangten Ware verhindern, also z. B. der Ausfuhr von Benzin unter anderer Bezeichnung einen Riegel vorschieben; sie bedeuten aber eine ausserordentliche Erschwerung für die Exporttätigkeit. Überdies scheint auch in den Fällen, in denen von seiten der Verwaltung die Ausfuhr freigegeben ist, der Versand meist daran zu scheitern, dass die Stationen, über die die Ausfuhr vor

Digitized by Google

sich gehen soll, mit Benzinwagen vollgepfropft sind, die den Verkehr sperren. Die schwere Bedrängnis, in welche die Industrie durch das Vorgehen der Regierung gekommen ist, hat die vier grössten Gesellschaften (Steaua Romana, Astra Romana, Romano-Americana und Vega) veranlasst, sich mit einer Eingabe an den rumänischen Industrieminister zu wenden. Sie betonen, dass auf die Dauer die Lagerräume für die Aufstapelung grosser Ölvorräte fehlen, so dass die völlige Stillegung der Betriebe unausbleiblich erscheine, wenn die Regierung nicht die Freigabe aller Petroleum-Erzeugnisse für die Ausfuhr bewirke und die Bahnverwaltung nicht Vorsorge für eine vermehrte Beförderungsmöglichkeit treffe. Aus den in der Eingabe enthaltenen Zahlenangaben geht hervor, dass 1913 trotz des Balkankrieges ein durchschnittlicher Auslandsversand von 86370 t pro Monat erzielt wurde, während die vier an der Eingabe beteiligten Unternehmungen, die zusammen 68 Prozent der rumänischen Petroleum-Industrie ausmachen, vom 1. August bis Mitte Oktober 1914 nur 50000 t exportierten, wobei 6006 t, die von der Astra Romana im August noch seewärts über Konstanza versandt wurden, eingerechnet sind. Die Absatzverhinderung hatte zur Folge, dass die Vorräte an Rohöl und Ölprodukten bei den genannten vier Gesellschaften zwischen dem 1. August und dem 15. Oktober von 331853 t auf 452552 t, also um 36 Prozent stiegen. „Frkf. Ztg.“

Aus der deutschen Weissblech-Industrie. Die Armee-Konservenfabriken und ihre Büchsenlieferanten entwickeln einen starken Bedarf an Weissblech. Da seine Befriedigung gegenwärtig der Erfüllung der Wünsche der Friedens-Industrie vorzugehen hat und grosse Mengen durch Beschlagnahme ihr dem Verkehr entzogen sind, ergibt sich für die Friedens-Industrie und für ihre Lieferanten, die Blechhandlungen, eine unbequeme Lage. Um die beiderseitigen Gesichtspunkte zu klären, hat vor einiger Zeit unter Teilnahme von Regierungsvertretern eine gemeinsame Sitzung stattgefunden. Es verlautet dazu nach der „Frkf. Ztg.“, dass keineswegs eine Unterproduktion von Weissblech bestehe, dass aber bisher fast alle Erzeuger durch Waggon- und Arbeitermangel an der rechtzeitigen Bereitstellung genügend grosser Quantitäten behindert waren und dass einige Werke, so de Wendel, der Kriegslage wegen still liegen. Nach Behebung der Transportschwierigkeiten, die auch darin bestehen, dass es namentlich an gedeckten Wagen für das wertvolle Material fehlt, werde die deutsche Industrie zweifellos in der Lage sein, den inländischen Bedarf zu befriedigen. Vor zwei Jahren noch wurde englisches Weissblech in grosser Menge eingeführt, seitdem aber die Erzeugung der deutschen Fabriken gesteigert. Die Vereinigten Stahlwerke van der Zypen-Wissen haben die Herstellung völlig neu aufgenommen; ihre Ansprüche waren übrigens eine Hauptursache dafür, dass das seit 1862 bestehende Weissblech-Syndikat, eines unserer ältesten Syndikate, jetzt für den 1. Januar gekündigt wurde. An Zinn für die Verzinnung scheint es bisher nicht gefehlt zu haben.

Die Siegerländer Erz- und Eisen-Industrie ist seit Kriegsbeginn, und zwar nicht nur durch Arbeitsmangel, sondern auch durch fehlende Zufuhr von Brennstoffen, fast ganz lahmgelegt worden. Man erwartet, dass in einiger Zeit der Eisenbahnversand von Spateisenstein wenigstens in beschränktem Umfange wieder aufgenommen werden kann. Die Nachfrage nach Siegerländer Eisenstein ist infolge der stockenden Zufuhr ausländischer Erze bereits stärker geworden. Die Förderung der Gruben ist mehr oder weniger stark eingeschränkt, der Röstbetrieb ruht durchweg wegen Koksmangels. Auf den Siegerländer Hüttenwerken sind die meisten Hochöfen gedämpft worden, die nicht ganz stillliegenden Stahl- und Walzwerke arbeiten mit sehr grossen Einschränkungen. Während das Geisweider Eisenwerk völlig stilliegt, hat die Charlottenhütte noch einen Hochofen im Feuer. Der Betrieb des Blechwalzwerkes ruht allerdings auch hier.

Besserung des deutschen Eisenabsatzes. In der Hauptversammlung des Stahlwerksverbandes in Düsseldorf wurde berichtet, dass sich nach Freigabe des Versandes nach den neutralen Staaten der Inlandabsatz für Halbzeug etwas gehoben hat. In schwerem Eisenbahnoberbaumaterial haben die bayrischen, badischen und sächsischen Staatsbahnen den Bedarf für 1915 angemeldet, der aber hinter jenem der letzten Jahre zurücksteht. Im Eingang der Spezifikationen und im Inlandabsatz ist eine Besserung seit dem letzten Berichte festzustellen und ist es zu erwarten, dass nach Beseitigung der Verkehrssperre für die südwestlichen Werke der Versand weiter zunimmt. Der Verkauf für den Rest des laufenden Jahres wurde ohne Änderung der bisherigen Grundpreise freigegeben. Nach dem Ausland beschränkt sich der Versand auf die kontinentalen neutralen Staaten. Nach Aufhebung des Ausfuhrverbotes erfolgte zunächst ein starker Abruf zwecks Auffüllung der leer gewordenen Lager.

Oberschlesischer Industriebezirk. Hier hat mit der allmählichen Wiederkehr besserer Verkehrsverhältnisse auch das **Eisengeschäft** im allgemeinen eine kleine Belebung erfahren. Zwar reicht sie noch lange nicht hin, um die Lage des oberschlesischen Eisenmarktes als günstig bezeichnen zu können, allein, unter den gegenwärtigen Verhältnissen gewinnen selbst die geringsten Anzeichen zunehmenden Vertrauens an Bedeutung, wenn auch von der Herausbildung einer einheitlichen Marktlage und zufriedenstellender Preise noch nicht die Rede sein kann. Mit Erzen sind die Hochofenwerke für den Umfang der gegenwärtigen Betriebstätigkeit von zwei Dritteln ihrer Normalleistung laut „Bresl. Ztg.“ ausreichend eingedeckt. Im allgemeinen erfolgen die Lieferungen von Erzen noch zu den alten Preisen, nur für schwedische Erze werden höhere Forderungen gestellt.

Digitized by Google

Die Roheisenerzeugung hat gegen den Vormonat wieder etwas zugenommen, ohne dass eine Stapelung der Produktion notwendig war. — Im Stabeisengeschäft geht es verhältnismässig ruhig zu. Wenn auch die Erlöse um 10 bis 15 M. pro Tonne gestiegen sind, so sind anderseits die Selbstkosten durch die Einschränkung der Betriebe und die schwierige Heranschaffung der Rohstoffe um ein Erhebliches gewachsen. Das Grobblechgeschäft hat etwas an Regsamkeit gewonnen. Ebenso nimmt die Nachfrage nach Feinblechen zu Fabrikationszwecken wieder zu. Baueisen geht schwach, soweit es sich nicht um Konstruktions- und Brückenprofile handelt. Die Giessereien und Formstahlwerke haben ausreichende Beschäftigung für Militärzwecke vorliegen. Die Kleineisenzeugfabriken arbeiten im Durchschnitt mit stark eingeschränktem Betriebe, halten indes auf ausreichende Erlöse für die aufkommenden Abrufe.

Aus der Zündholz-Industrie. Der augenblickliche Mangel an Zündhölzern hat zu den verschiedensten Deutungen Anlass gegeben, die in den Tatsachen nicht begründet sind. Unzweifelhaft ist, dass die Besorgnis der Bevölkerung vor einer erheblichen Preissteigerung die Vorräte im Kleinhandel stark gelichtet hat. Die Besorgnis ist aber durchaus ungerechtfertigt. Nach der Überzeugung des Vereins deutscher Zündholzfabrikanten wird es möglich sein, das Paket Zündhölzer während der ganzen Kriegszeit zu einem Höchstpreise von 35 Pf. im Kleinhandel abzugeben. Wenn auch die Zufuhr des russischen Aspenholzes, das die Zündholz-Industrie verarbeitet, zurzeit unterbunden ist, so sind doch noch genügende Vorräte vorhanden und an Ersatz durch deutsche Holzarten ist kein Mangel. Auch die Beschaffung der nötigen Chemikalien und sonstigen Rohstoffe begegnet keinen Schwierigkeiten. Es sind nur höhere Preise, denen die Industrie nachgeben muss. Empfindlicher haben die derzeitigen Verkehrsverhältnisse die Versorgung beeinträchtigt. Die Fabrikation ist nirgends ins Stocken geraten und die Versorgung wird, sofern nicht Verkehrsstockungen die Zufuhr behindern, völlig zufriedenstellend sein, wenn die Verbraucher den Markt nicht durch unbesonnene Aufkäufe beeinträchtigen und den Zwischenhandel zu ungerechtfertigten Preissteigerungen anreizen. Wo solche eingetreten sind, wie in der Pfalz und in Ostpreussen, hat die Regierung bereits Höchstpreise festgesetzt und wird anderswo ebenso verfahren, sobald sich Anlass dazu bietet.

Zinkmarkt. Aus der oberschlesischen Zink-Industrie wird berichtet: Die Lage des oberschlesischen Zinkmarktes im September und in der ersten Hälfte des Oktobers muss unbefriedigend bezeichnet werden. Die Beschäftigung war sowohl für Rohzink wie für Walzwerkprodukte ungenügend und die Produktion überstieg die Nachfrage nicht unerheblich, so dass das Anwachsen der Bestände zunahm. Die wünschenswerte Belebung der Geschäftslage ist auch für die kommenden Monate nicht zu erwarten, zumal das Exportgeschäft gänzlich daniederliegt. Die Abnehmer zeigen sich zurückhaltend in den Kaufabschlüssen und so dürften die Rohzinkbestände auf den Werken eine vorher kaum gekannte Höhe erreichen. Eine erhebliche Einschränkung der Erzeugung ist ins Auge gefasst. Die weitere Entwicklung des Zinkmarktes lässt sich vorderhand nicht übersehen, so dass in den massgebenden Kreisen der Zink-Industrie in bezug auf wichtige Geschäftsfragen eine abwartende Stellung einzunehmen beschlossen wurde. Das Zinkblechgeschäft war in der Berichtszeit in bezug auf Preis und insbesondere auch der Menge nach wenig befriedigend. Die Walzwerke konnten infolge der ungünstigen Marktlage ihre Erzeugungsfähigkeit nicht in gehörigem Masse ausnutzen, zumal auch hier das Fehlen der Ausfuhr sich unangenehm fühlbar machte. Der Zinkstaubhandel lässt gleichfalls an Lebhaftigkeit zu wünschen übrig, die Preise sind niedrig, dürfen jedoch den Verhältnissen entsprechend noch immer als ziemlich befriedigend bezeichnet werden.

Bulgarien. Ernteergebnisse. Die zumeist trockene, mässig warme Witterung in der zweiten Hälfte des Monats August und in der ersten Hälfte des Monats September war für die Erntearbeit in Bulgarien durchweg günstig. Nach den bisherigen Druschergebnissen haben die Wintersaaten in Bulgarien fast überall sowohl quantitativ als qualitativ nur eine annähernde Mittelernte ergeben. Nähere ziffernmässige amtliche Angaben über das Gewicht und den Ertrag der einzelnen Getreidearten liegen noch nicht vor. Von den Wintersaaten hat die Gerstenernte den besten Ertrag ergeben. Für ganz Bulgarien rechnet man auf den folgenden Ernteertrag in den einzelnen Getreidearten: Weizen $12^1/_2$, Roggen $2^1/_2$, Weizen und Roggen gemischt $1^1/_4$, Gerste $3^1/_2$ und Hafer 2 Mill. dz.

Der Mais, dem die ausgiebigen Niederschläge der vorhergehenden Monate sehr zustatten kamen, steht überall gut. Soweit sich bis jetzt übersehen lässt, kann in dieser Frucht für ganz Bulgarien auf einen Ertrag von mindestens $8^1/_2$ Mill. dz. gerechnet werden.

Hirse, die im Jahre 1914 in Stara Zagora und einigen Bezirken Südbulgariens in grösserem Umfang angebaut wurde, hat einen guten Ernteertrag ergeben. Von den Hülsenfrüchten haben insbesondere Bohnen einen reichen Ertrag geliefert. An vielen Orten erntete man in dieser Frucht bis 2000 kg auf 1 ha. Man schätzt den gesamten Ertrag der diesjährigen Bohnenernte auf mindestens 80 Mill. kg. (Bericht des Kaiserl. Konsulats in Sofia.)

Persien. Ernteergebnisse usw. in den Provinzen Isfahan, Luristan und Arabistan. Die Ernte in Körnerfrüchten hat im Jahre 1914 sowohl in der Provinz Isfahan als auch in Luristan und Arabistan sehr reichen Ertrag gebracht.

Digitized by Google

Unter Zugrundelegung der preussischen amtlichen Klassifikation ist sie mit 1 bis 2 zu bezeichnen. Auch die **Preise** für Getreide halten sich hoch, da die Provinzen Jesd und Kaschan und vor allem Fars infolge einer völligen Missernte grosse Mengen Korn einzuführen gezwungen sind. In Schiras kostete Mitte Juli der Chalwar Weizen 40 Toman.

Die **Mandel- und Mohnernte** sowie die Ernte an **Garten- und Baumfrüchten** war in den erstgenannten Provinzen vorzüglich. Mandeln finden bei guten Preisen trotz reichlicher Bestände aus der letztjährigen, ebenfalls guten Ernte Absatz. Die Mohnpreise sind stark gedrückt. Es sollen allein 1500 Kisten Isfahan-Opium in London unverkäuflich liegen.

Die Folge der augenblicklichen durch eine gute Ernte geschaffenen Wirtschaftslage wird sein, dass, abgesehen von einer Kaufkräftigung der Bevölkerung, Isfahan, Arabistan und Luristan mehr als bisher über das aufblühende Ahwas ausführen, die von der Missernte betroffenen Provinzen aber zu einer Steigerung ihrer textilindustriellen Tätigkeit gezwungen sein werden. Die zu erwartende Besserung der allgemeinen Wirtschaftslage wird vor allem dann nicht auf sich warten lassen, wenn die im Frühjahr gegen die Luristanbergstämme geschickten Gendarmerietruppen ihren Sicherungsdienst auf den Strassen wieder aufgenommen haben werden.

Ein Kriegshandelstrust in Holland. Nach Meldungen aus dem Haag ist die Gründung eines Kriegshandelstrustes von seiten holländischer Handels- und Schiffahrtsgesellschaften beabsichtigt. Als Gründungskapital sind 2 Millionen Gulden vorgesehen.

Die Beschaffung von Waren und Gütern, die durch die kriegsführenden Mächte als Kriegskonterbande bezeichnet wird, stellt den Zweck des Unternehmens dar.

Oesterreich-Ungarns Aussenhandel hat nach dem statistischen Ausweis des Handelsministeriums eine Einfuhr von 111,4 und eine Ausfuhr von 61,8 Millionen Kronen zu verzeichnen. Das sind 150,5 bzw. 180,5 Millionen Kronen weniger als im Vorjahre.

Die Monate Januar bis September brachten in der Ein- und Ausfuhr ein Minus von 120,7 bzw. 330,5 Millionen Kronen gegen das Vorjahr.

Grosse Auslandsaufträge in Schiffsbaumaterial. Wie wir hören, sind in letzter Zeit bei den rheinisch-westfälischen Werken belangreiche Aufträge in Schiffsbaumaterial eingegangen, und zwar vornehmlich zu guten Preisen. Die Werke waren in der Lage, das Geschäft selbständig abzuschliessen, da Schiffsbaumaterial für den Export freigelassen ist und demnach nicht durch den Verband abgesetzt wird.

Ausfuhrverbote. Eine Bekanntmachung des Stellvertreters des deutschen Reichskanzlers vom 4. Oktober 1914 lautet:

Auf Grund des § 2 der Kaiserlichen Verordnungen vom 31. Juli 1914, betreffend das Verbot der Ausfuhr von Tieren und tierischen Erzeugnissen und betreffend das Verbot der Ausfuhr von Verpflegungs-, Streu- und Futtermitteln, ferner betreffend das Verbot der Ausfuhr und Durchfuhr von Waffen, Munition, Pulver und Sprengstoffen sowie von anderen Artikeln des Kriegsbedarfs und von Gegenständen, die zur Herstellung von Kriegsbedarfsartikeln dienen, und betreffend das Verbot der Ausfuhr und Durchfuhr von Rohstoffen, die bei der Herstellung und dem Betriebe von Gegenständen des Kriegsbedarfs zur Verwendung gelangen, bringe ich hierdurch nachstehendes zur öffentlichen Kenntnis:

I. Das Verbot der Ausfuhr von Mineralwasser wird aufgehoben.

II. Verboten ist die Ausfuhr von: Fetten Ölen (Pflanzenölen), Fettsäuren, Därmen von Vieh, frischen und getrockneten, Eiweiss.

III. Verboten ist die Ausfuhr und Durchfuhr von Kupfererzen, Nickelerzen und Kiesabbränden, Ölkautschuk (Factis).

IV. Das Verbot der Ausfuhr und Durchfuhr von photographischen Apparaten wird dahin abgeändert, dass verboten sind: Photographische Apparate mit Objektiven mit einer Brennweite von über 210 mm oder einem Helligkeitsgrade bis einschliesslich f/5, ausser Kameras ohne Objektive und ausser Reproduktions- und Vergrösserungsapparaten.

Weitere Ausfuhrverbote wurden erlassen für:

Glimmer (Mika), roh, in rohen Platten oder Scheiben, Mikanit (künstlichem Glimmer, aus Glimmerblättchen mittels eines Klebstoffes hergestellt), zugeschnittenen Platten oder Scheiben aus Glimmer, von Glimmer- und Mikanitwaren.

Goldschwefel (Antimonpentasulfid), Pyridinbasen, Härtepulver, Wismut (Wismutmetall), roh, Wismutsalzen und sonstigen Wismutverbindungen.

Uniformstücken, Heerausrüstungsstücken und Teile derselben, auch Rucksäcke, Kartuschseide und Kartuschbeutelzeug.

Italien und Brasilien. Verlängerung des Handelsabkommens zwischen beiden Ländern vom 5. Juli 1900. Durch Notenwechsel zwischen dem italienischen Gesandten in Brasilien und dem brasilianischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten vom 31. August 1914 ist das am 5. Juli 1900 zwischen Italien und Brasilien abgeschlossene Handelsabkommen bis zum 31. Dezember 1915 verlängert worden.

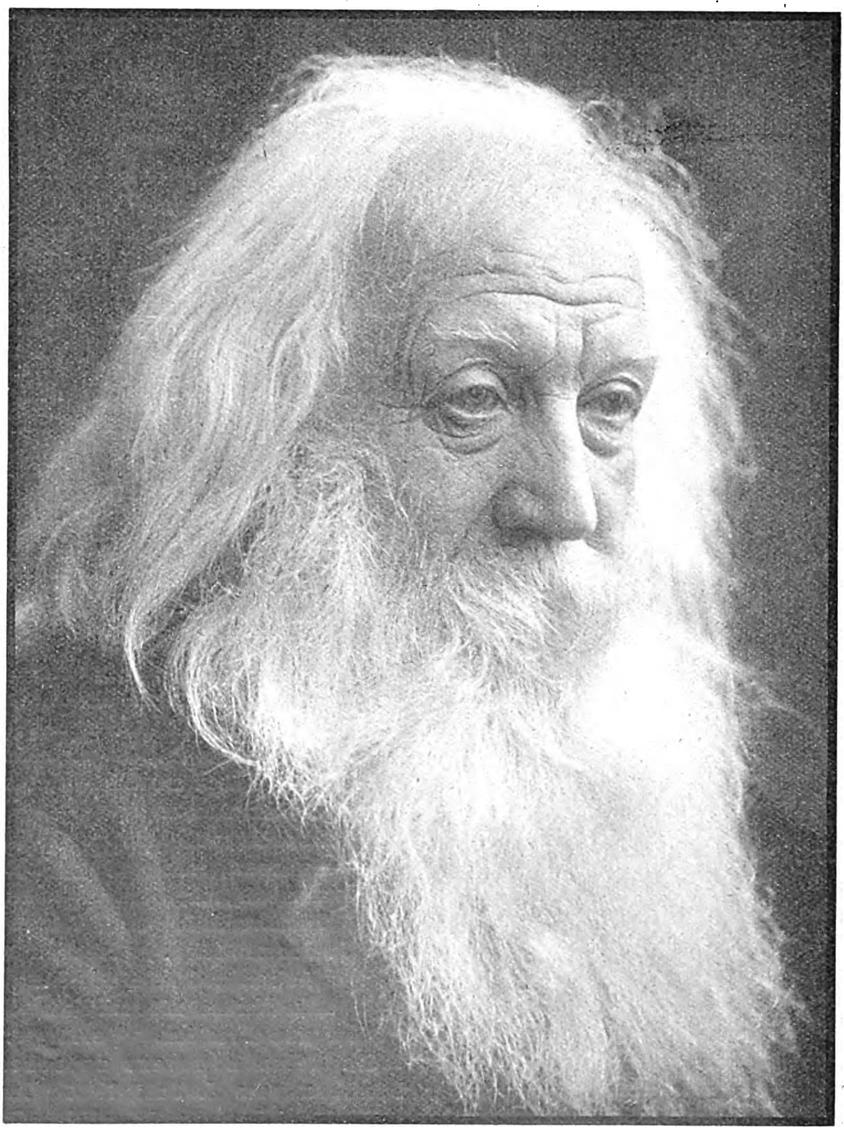
Gemäss dieser Verfügung wird roher brasilianischer Kaffee weiterhin bei der Einfuhr in Italien zum Zollsatz von 130 Lire für 1 dz zugelassen, während italienische Erzeugnisse auch weiterhin bei ihrer Einfuhr in Brasilien nach dem brasilianischen Mindesttarif behandelt werden.

Digitized by Google

Hervorragendes Atelier-Negativmaterial:

„Agfa-Special“-Platte

Englischem Material überlegen!



(Phot. „Agfa“-Versuchsatelier.)

Gutachten über die „Agfa-Special“-Platte:

E. BIEBER, BERLIN

Ihrem Wunsche entsprechend, habe ich die mir übersandten „Agfa-Special“-Platten probiert und kann Ihnen nunmehr mitteilen, dass mich die erzielten Resultate durchaus befriedigt haben. Ich habe speziell Vergleiche gezogen zwischen dieser und der Seed-Platte und fand sowohl die Empfindlichkeit als auch die mir wichtigere Gradation gleichwertig. **Die Platte entspricht den Anforderungen, welche ich an eine Porträt-Platte stelle, voll und ganz,** und es sollte mich sehr freuen, wenn es Ihnen gelänge, dem Markt eine deutsche Platte zuzuführen, die den ausländischen ebenbürtig ist und insbesondere auch bleibt. Die Durchzeichnung sowohl in den Schatten als auch in den höchsten Lichtern ist gut — über den Spielraum in der Belichtungszeit lässt sich aber erst bei dauernder Verwendung der Platte etwas sagen; ungünstiges hat sich dabei bisher jedoch nicht gezeigt. gez. R. BIEBER, Hofphotograph.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei Coeuilly. 30. November 1870
Ausschnitt aus dem Gemälde von Otto von Faber du Faur
(In der Kgl. Gemälde-Galerie zu Stuttgart. Vgl. S. 11)

Digitized by Google

Digitized by Google

penaufmärsche und Schlachtfelder mit noch so großer Gelehrsamkeit und aktenmäßiger Genauigkeit festgehalten sind — diese Darstellungen mögen vielerlei Verdienst haben, das eine aber fehlte ihnen, daß uns der Hauch ihrer Zeit und eine fortreißende Begeisterung daraus anwehe. Das Gleichgewicht zwischen Sachlichkeit und malerischem Ausdruck mangelt fast immer, wenn's über die Skizze hinausgeht; der Gegenstand überwiegt. Und an der Schwierigkeit, jene beiden Dinge in Einklang zu bringen, liegt es, daß ein so durch und durch soldatisch fühlendes Volk wie das deutsche zu einer wertvollen Kriegsmalerei im ganzen nicht kommen konnte.

Einer, der für die Zukunft die Wege weisen könnte, ist Otto von Faber du Faur. Er war freilich nicht nur Schlachtenmaler, aber er war als solcher von einer malerischen Kraft und darstellerischen Eigenart, daß er heute schon darum zu seinem wohlverdienten posthumen Ruhm gelangen müßte. Aber Faber du Faur war noch mehr: ein Meister der Farbe, wie deren die deutsche Kunstgeschichte nur wenige aufzuweisen hat, ein Künstler von eigener und eigenwilliger Leidenschaftlichkeit und vor allem einer von den seltenen Malern, die durchaus Maler bleiben, auch wenn sie sich selber an den Gegenstand hingeben und den Beschauer durch den Gegenstand fesseln. Aus dem farbigen Einfall heraus entstanden seine Bilder, er wirkte mit der Farbe wie der Tonsetzer mit den Tönen und Klangfarben seiner Instrumente, er spielte mit ihr und entzückte sich an ihr, er malte nur, um zu malen, und seine Tafeln haben oft einen stofflichen Reiz wie Schmelz und Edelsteine — aber sie sagen uns auch immer etwas vom Leben. Nicht mit den Ausdrucksmitteln des Realismus freilich und darum wurde Otto von Faber du Faur auch von der großen Menge nicht so recht verstanden, die mehr realistische Einzelheiten, (gerade im Schlachtenbild!) verlangt und nicht verstand, daß einer das blutige Schauspiel des Kampfgewühls als ein Ganzes zu erfassen suchte. Das heißt freilich, das Ziel sehr hoch stecken, und es ist fraglich, ob dies für den Maler überhaupt je vollkommen erreichbar ist. Massen summieren sich eben immer wieder aus Einheiten, und auch ein so glanzvoller Schilderer leidenschaftlich bewegter oder in großartiger Farbenfülle zusammengesetzter Massen wie Faber du Faur gelangt da manchmal zum Widerspruch mit sich selbst, wenn er sich gegenständlich und künstlerisch zugleich genügen will. Aber besser als er hat nicht leicht einer unter den Malern seiner Zeit es verstanden, im farbigen

Troubadour. Gemälde

Die heiligen drei Könige. Gemälde

Bilde Summe und Summanden gleichzeitig fesselnd darzustellen, und schließlich hat er seine Lebensaufgabe in der Bewältigung dieser Aufgabe gesehen. Es sind zum guten Teil äußere Lebensumstände, die ihn zum Soldatenmaler gemacht haben; aber aus seinen zahlreichen Darstellungen aus dem bunt und prächtig gewandeten Orient ersehen wir, daß das malerische Problem, das ihn am meisten reizte, fast immer das gleiche war: bunte Mengen von Körpern, Gewändern und Pferden als Einheit zu fassen. Neben seinen fertigen Bildern zeugen davon besonders ungezählte Entwürfe in Öl- und Wasserfarben, oft in der flüchtigsten Pinselschrift hingesetzt und gerade dann von der stärksten Eindringlichkeit. Wenn er etwa den Eindruck eines vorbeiziehenden Reitertrupps, den er am Tage gesehen, abends bei der Lampe skizzierte, so gelang in der Regel die Wiedergabe des farbigen Zusammenspiels von Pferden, Uniformen und Umgebung ebensowohl wie das Streben nach einem soldatisch wahren Bilde jener Erscheinung. Zur Darstellung des Orients ist er wohl nur gekommen, weil der ihm die Möglichkeit zu noch reicherem farbigem Vielklang, also die Gelegenheit bot, seine Aufgabe noch freier anzupacken.

Daß man ihn bisher, gerade in der letzten Zeit, die so ausgesprochen unter dem Schlagwort der „Nurmalerei“, der Farbe als Hauptzweck, stand, noch nicht viel höher wertete und allgemein kannte, beruht wohl nur auf Zufall. Er war trotz seines zum Teil französisch klingenden Namens ein deutscher Mann und trotz seiner reichen inneren Beziehungen zur französischen Kunst ein deutscher Maler, und wenn man künftig, sobald des Krieges Stürme schweigen, wieder nach deutschen Kulturgütern suchen wird, wird man auch ihn „entdecken“ müssen. Er war außerdem aber auch vorbildlich dafür, was ein deutscher Künstler von der Kunst des Auslandes lernen kann, ohne sein Selbst preiszugeben. Er hat, so deutsch er war, ebensowenig ein teutonisches Gewand angelegt, das ihm nicht saß, als er irgendeine artistische Äußerlichkeit und Darstellungsformel der französischen Kunst annahm. Vielleicht blieb er gerade darum so ziemlich sein Leben lang ein verkannter Alleingänger. Seltsam: als ein Jahr nach seinem Tode, also im Jahre 1902, die Heinemannsche Kunsthandlung in München eine Nachlaßausstellung seiner Werke veranstaltete, war alle Welt voll bewundernden Erstaunens über den schöpferischen

Digitized by Google

Reichtum, der sich da in etwa 150 hinterlassenen Werken offenbarte. Der Kunsthandel bemächtigte sich aber dieser Schätze nicht — er ist doch heute sonst wahrlich groß im „Ausgraben“! — und das Publikum kam, bewunderte, ging und vergaß. Nur wenige Sammler haben gewagt, die Bilder, die so gar nicht von Fachberühmtheiten abgestempelt waren, an ihre Wände zu hängen. Er war eben ein einzelner und eigener. Und ob ein solcher „den Widerstand der stumpfen Welt besiegt“, das hängt gar nicht von seinem Werte ab, sondern von Launen des Zufalls und der Spekulation. Faber du Faur waren beide nicht günstig, und die Kritik war es ihm auch nicht. Gerade als Faber du Faur einen wichtigen Schritt in seiner Entwicklung getan hatte, als er in seinem zweiten Bilde „Die Schlacht bei Champigny“ von einer allzugroßen Ausführlichkeit zu breiterer und freierer Gestaltung übergegangen war, gaben ihn die Urteilsgewaltigen der Zeit auf wie einen, dessen schönes Talent nicht hält, was es versprach, und ein Friedrich Pecht schrieb in seiner Geschichte der Münchner Kunst über jenes Bild: „Der Erfolg wäre noch weit glänzender gewesen, wenn sich der Künstler hätte entschließen können, seiner zweiten Darstellung dieselbe gewissenhafte Durcharbeitung in Form und Farbe zu geben wie der ersten.“ Das heißt also, wenn er nicht nach malerischem Fortschritt gestrebt hätte. Irremachen ließ sich der Maler freilich nicht, und der Zwang, seine Wege als Einsamer weiterzugehen, hat weder seine Schaffenslust, noch seinen Glauben an sich selbst erschüttert. In dem prachtvollen Bildnis, das Franz von Lenbach nach Faber du Faur gemalt hat, fällt neben der männlichen Schönheit dieses adeligen Kopfes vor allem dessen herber, trotziger, abweisender Ausdruck auf. So blicken Menschen, die gelernt haben, auf die Anerkennung der vielen zu verzichten und sich selber genug zu sein!

Oben wurde schon gesagt, daß die Lebensumstände Otto von Faber du Faur ganz von selbst zu dem Stoffgebiet führen mußten, dem er später sein Malerleben widmete. Er war im Hause eines Soldaten geboren, der zugleich Soldatendarsteller von Begabung war. Sein im Jahre 1780 geborener Vater Christian von Faber du Faur lebte als Oberst in Ludwigsburg — er hatte in der Gefolgschaft des Korsen den russischen Feldzug mitgemacht und zeichnete, wenn auch nur als Liebhaber, mit Lust und Geschick. Der Inhalt seiner Skizzenbücher war, wie Eduard Engels in einer kleinen Schrift über Otto von Faber du Faur mitteilt, durchaus nicht künstlerisch wertlos und kam überraschend nahe an die besten Leistungen einzelner auf gleichem Gebiete arbeitender Münchner Künstler. Die Feldzugserinnerungen des Vaters, ob es sich nun um Skizzenblätter oder Erzählungen handelte, haben sicher unauslöschlichen Eindruck auf den Sohn gemacht; er wurde nicht müde, in großen und kleinen Bildern den Rückzug des napoleonischen Heeres durch die Eiswüsten Rußlands zu schildern, das Elend der geschlagenen und gräßlich leidenden Armee, ihren Kampf mit Schnee und Eis, ihre wunderlichen Vermummungen in alle erdenklichen Fetzen, die irgendwelchen Schutz boten gegen den harten Frost, das verzweifelte, regellose Durcheinander des zersprengten Heeres auf unwegsamen Straßen. Er fand in diesen Schilderungen immer neue Farbenprobleme wie auch immer neue Mittel, menschlich zu packen, und was er gab, wirkte ganz wie Geschautes. Da der Maler Faber du Faur keinen Markt besaß, hatte natürlich bei ihm das oftmalige Wiederholen und Neuabwandeln des gleiches Stoffes nichts mit den Gründen zu tun, die sonst so manchen Maler bewegen, einen „gangbaren“ Stoff totzuhetzen. Er griff seine Lieblingsgegenstände aus heller Lust an der Arbeit nur immer wieder und unermüdlich von neuer Seite an und für den, der sehen kam, gleicht keines jener Rückzugsbilder, keine seiner Paraden vor Napoleon, seiner orientalischen „Fantasias“ und Reiterzüge einem andern Bilde der gleichen Art. Im Spiel des Pinsels auf der Leinwand fand er oft, so scheint es, unbewußt einen Klang, der seine Vorstellungskraft in Schwung setzte, gesellte Ton zu Ton, und ganz von selber wuchs eine Darstellung heraus, die dann auch stofflichen Reiz bekam. Natürlich ist er nicht nur wie ein Tonkünstler am Flügel präludierend zu seinen Ergebnissen gekommen. Viele seiner Bilder sind klar und mit Meisterschaft aufgebaut, und dem

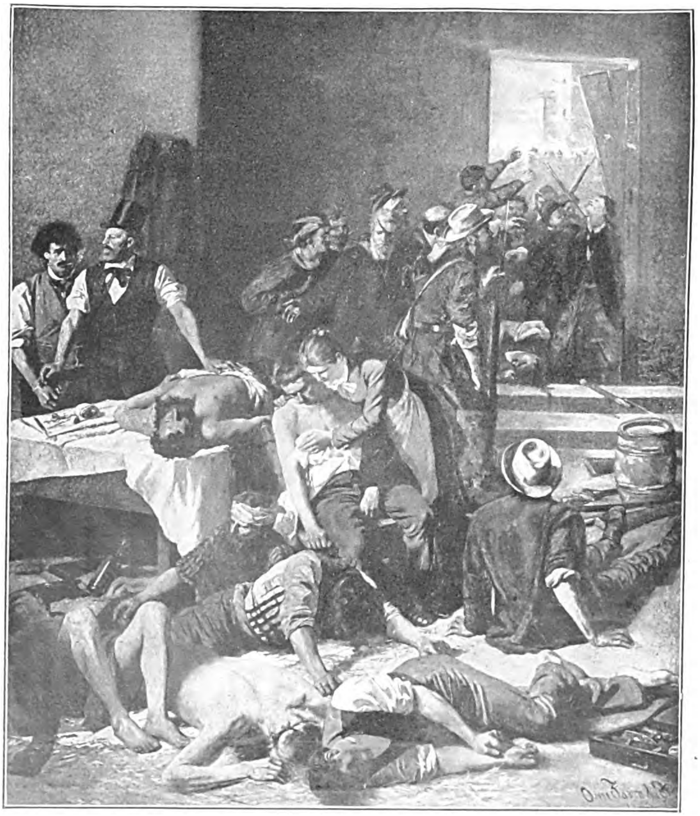
Digitized by Google

Truppenschau vor Napoleon I. Gemälde von Otto von Faber du Faur

Digitized by Google

Gegenstand nach genau so gut entwickelt wie in Hinsicht der Farbe.

Otto Faber du Faur wurde 1828 in Ludwigsburg geboren, fing als Kind schon an, mit Leidenschaft zu zeichnen, selbstverständlich das, was er als Soldatenkind am meisten zu sehen bekam und sehen lernte: Soldaten und Pferde. Pferde vor allem. Sie spielen in seiner Kunst eine so weitgehende Rolle, daß, von ein paar Arbeiten der akademischen Historienmalerei abgesehen, ein Bild Faber du Faurs ohne Pferde schlechthin nicht denkbar ist. Trotz der früh bewiesenen Begabung wurde der Knabe vom Vater zunächst nicht der Kunstschule, sondern dem Kadettenhause zugeführt und wurde 1847 Leutnant. Wie später Fritz von Uhde trieb er als Soldat die Malerei im Nebenamt und schwankte wohl hin und her, ob er der Lockung der Kunst oder der der Kriegsgöttin folgen solle. Schon bald aber, 1851, nahm er einen halbjährigen Urlaub, um in München bei dem heute vergessenen, aber gar nicht so vergessenswerten Alexander von Kotzebue malen zu lernen. Dieser Kotzebue, ein Sohn des bekannten Stückeschreibers und Nichtpatrioten, war ein trefflicher Schlachtenmaler und arbeitete vieles im Auftrage des russischen Hofes. Er galt als Meister der Massenbehandlung und einer großen Auffassung der Massenbewegung, und seine Bilder fesseln jedenfalls viel eindringlicher als die von neun Zehnteln seiner Berufsgenossen vom gleichen Sondergebiete, sie sind voll echten Lebens. Dem halbjährigen Urlaub nach München folgte für Otto von Faber du Faur ein ganzjähriger nach Paris, der ihn wohl endgültig der Kunst zuführte, wenn er dem Kriegshandwerk auch nicht für immer Lebewohl sagte. Er besuchte zunächst die Werkstatt des Akademikers Adolphe Yvon, der dort Professor an der Kunstschule war und nicht ganz der richtige Meister für Faber. Denn Yvon war ein Schüler von Delaroche, der doch eigentlich die zahmste und unpersönlichste Art der französischen Malerei vertrat, und der, dessen Wesen viel besser mit der innersten Natur des jungen deutschen Malers zusammenklang und ihm viel mehr zu geben gehabt hätte, war ein anderer, war Delacroix. Faber kam später oft unglaublich nahe an diesen Meister hin, und manches Bild von ihm würde auch heute Gegenstand der heißesten Bewunderung sein, wenn es die Unterschrift des großen Franzosen trüge. Wie bei Delacroix war bei Faber die Glut der Farbe nicht ausgeklügelte Wirkung, sondern Ausdruck innersten Wesens, war ein Müssen. Den unmittelbaren Weg zu



Ambulanz auf einer Barrikade. Gemälde

Digitized by Google

Maurische Reiter. Aquarellskizze

Delacroix hat aber damals Otto von Faber nicht gefunden. Er lernte von Yvon das schulmäßige Können, das dieser zu geben hatte, und im übrigen begeisterte er sich an der prunkhaften Art des Horace Vernet, der doch wenigstens ein großzügiges Talent und Leidenschaft besaß und naturgemäß einen jungen Soldatenmaler anziehen mußte, welcher von der mageren Trockenheit der damaligen Münchner Meister dieses Gebietes herkam. Gegen diese war Vernets schwungvolles, wenn auch etwas leeres Pathos immerhin ein gewaltiger Fortschritt. Und, was uns heute — vielleicht sogar zu Unrecht! — keinen Eindruck mehr macht: die Bewältigung riesenhafter Bildgrößen ließ dem jungen Deutschen auch die Erscheinung dieses Vorbildes riesenhafter erscheinen, als sie war.

Als Faber nach der Pariser Lehrzeit nach Stuttgart zurückgekommen war, wurde er Adjutant des Prinzen von Weimar, besuchte gleichzeitig die Kunstschule und soll besonders fleißig Akt gezeichnet haben. Was er dabei gewann, hat er in herkömmlicher Weise freilich nur gelegentlich ausgenützt. Seine „Ambulanz bei einer Barrikade“ z. B. erweist ihn als Zeichner von peinlichster Korrektheit, desgleichen die „Flucht des Winterkönigs“ und andere Geschichtsbilder. In den Bildern, die sein eigenstes Wesen ausdrücken, nutzte er sein bedeutsames Zeichnenkönnen viel mehr da-

Entwischt. Ölstudie

Digitized by Google

zu, die Figuren leicht und schnell hinzuzusetzen, unbesorgt um die Einzelheit, wenn nur das Ganze Leben hatte. Ohne daß er je Beziehungen zu den Impressionisten hatte, war der spätere Faber du Faur Impressionist aus eigenem Wesen heraus. Darum haben oft seine flüchtigsten Entwürfe den Zauber, den durchgeführte Bilder nie erreichen können: den des unmittelbaren Erlebnisses, und darum ließ er so vieles unvollendet, wenn es eine Stufe erreicht hatte, auf der es in rein malerischem Sinne nicht mehr besser werden konnte.

Des Künstlers Sehnsucht war es nun wohl, ein großes Bild, natürlich ein historisches zu gestalten — das „Große Bild" war ja bis weit in die achtziger Jahre hinein der Traum jedes jungen Malers, nicht bloß jedes deutschen. Faber, der immer wieder nach Paris zurückkehrte, riß sich dort allmählich von seinen alten Vorbildern los, und die Art, wie ein Delacroix die farbigen Offenbarungen des Orients sah und verwertete, machte nun wohl tieferen Eindruck auf ihn, einen Eindruck, dessen Wirkung freilich erst später mit Macht hervorbrach. Soldat blieb er fürs erste noch, machte den Feldzug von 1866 als württembergischer Dragonerrittmeister mit. Die starken Pariser Eindrücke hatten ihn zunächst vielleicht eher verwirrt als bestimmt, denn er war nicht der Mann, einfach eine fremde Art anzunehmen, weil sie ihm Bewunderung abzwang. Er war zu deutsch dazu und zu deutsch vielleicht auch, um nicht von Skrupeln und Zweifeln über die eigene Zulänglichkeit geplagt zu werden. Nach dem Kriege entschloß er sich wohl endlich, Maler zu werden, aber mit dem sicheren Bewußtsein, daß es zunächst für ihn nur eines gebe: lernen und wieder lernen! Er ließ die Seinigen in Stuttgart zurück und ging nach München zu Piloty. Da war zu lernen! Da war etwas zu lernen, vor allem eine sichere Beherrschung der Mittel, die man braucht, um ein Bild zu bauen. Zu lernen war nicht bloß von Piloty selbst, sondern von dem ganzen bedeutsamen Malerkreis, der aus dessen Schule hervorging und für den eines bezeichnend ist: daß fast jeder eine Zeitlang Pilotybilder malte und dann seine eigenen Pfade suchte. Auch Faber malte seine Pilotybilder wie die „Ophelia am Bache", die erwähnte „Abreise des Winterkönigs" (1874), und auch das große Bild, die „Ambulanz an der Barrikade", obwohl bedeutend später, erst 1883, entstanden, ist noch als Spätfrucht seiner Lehrzeit bei Piloty anzusehen, wenn sich an der Art der malerischen Behandlung auch mancher andere Einfluß nachweisen läßt. Am „Rezept" der Pilotyschule, wenigstens an ihrer herkömmlichen Palette, hing Faber jedenfalls nicht mehr, nur in der Art, wie der Raum betont ist, folgt er in der „Ambulanz" noch dem berühmten Vorbild. An sich war ja schon die Darstellung einer so bewegten Menschengruppe in modernen Kleidern nicht mehr „Piloty" und vielleicht war es die Art, wie Faber da diesem Stoffe koloristische Möglichkeiten abgewann, noch weniger. Das Bild wirkte übrigens in des Künstlers Nachlaßausstellung seltsam isoliert, und mancher wird darüber gestaunt haben. Bilder, die zwölf Jahre früher gemalt waren und daneben hingen, hatten viel mehr von Faber du Faurs endgültigem Stil. Es ist, als hätte er eben nur um jeden Preis sich den alten Wunsch nach einem großen Geschichtsbilde von der Seele schaffen wollen.

Von 1869 bis 1873 war Faber du Faur Pilotys Schüler. Aber er machte inzwischen den großen Krieg von 1870/71 als Zuschauer mit und hat dann manches Ereignis aus diesen Kämpfen dargestellt. Jetzt wußte er seinen Weg, wenn er auch noch manche Entwicklungsstufe durchmachen mußte. Auch die Pilotyschule war nicht gar so schnell abzuschütteln, vielleicht eben darum, weil sie nicht bloß eine Manier, sondern immerhin ein wohlgefügtes, gefestetes System bedeutete. Eine der frühesten und bedeutendsten Früchte der Kriegszeit war die „Übergabe französischer Kavalleriepferde bei Sedan", die Pecht als Dämmerungsszene voll Stimmung und Kraft rühmt. In einem anderen Bilde, das heute das Stuttgarter Museum besitzt, schilderte er in glänzender Darstellung das württembergische Regiment „Königin Olga" am 30. November 1870, und ein zweites Bild — heute an gleicher Stelle wie das erste — verherrlicht in lebensgroßen Figuren die „unerschütterliche Festigkeit seiner Landsleute gegen zehnfache Übermacht bei Coeuilly". Er malte

Digitized by Google

Rückzug aus Rußland. Gemälde von Otto von Faber du Faur
(Im Besitz Seiner Exzellenz des Generals von Zwehl in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Straßenkampf in Bazeilles am 1. September 1870. Gemälde von Otto von Faber du Faur

Digitized by Google

den General von der Tann bei Orleans, eine Attacke der Chasseurs d'Afrique und den figurenreichen Straßenkampf in Bazeilles, der auch in diesem Hefte wiedergegeben ist: Bayern in heldenhaftem Nahkampfe mit französischen Linientruppen, Franktireurs und Zuaven, beschossen aus allen Häusern, in vernichtendem Kreuzfeuer. Eine Fülle von Menschen, Kämpfenden, Verwundeten und Toten in unendlich bewegten Stellungen zeigt das Bild, die volle Wirrnis eines aufgeregten Straßenkampfes, und doch ist der soldatische Vorgang merkwürdig klar und verständlich herausgearbeitet. Man spürt da den Offizier im Maler, spürt ihn in der Verteilung der Gruppen, in der Kennzeichnung der verschiedenen Kämpfer, in jeder Einzelbewegung, die gesehen und wichtig ist. Die Wildheit, die unmenschlichen Schrecken des Kampfes, haben wenige zeitgenössische Kriegsmaler so überzeugend dargestellt wie Otto von Faber du Faur in diesem „Bazeilles".

Im Jahre 1882 malte der Künstler, auf einen Auftrag aus Hamburg hin, unter Beihilfe mehrerer andrer Münchner sein großes Panorama der „Schlacht bei Wörth". Es war damals die Zeit der Panoramen, einer Art künstlerischer Darstellung, die heute, wenn der neue Weltkrieg sie nicht wieder auf den Plan bringen sollte, erfreulicherweise immer mehr aus der Mode gekommen ist. Erfreulicherweise: denn eine Unsumme von Talent, Arbeit und Können wurde an diese riesenhaften Rundbilder gewendet — verschwendet, weil diese doch nur für eine beschränkte Zeit geschaffen wurden, um schließlich die Teilnahme der Zuschauer zu verlieren und irgendwie zugrunde zu gehen. Das Wörth-Panorama Faber du Faurs schildert den wütendsten Kampf gegen Ende der Schlacht, den Angriff der Deutschen gegen den von Franzosen besetzten Fröschweiler Kirchhof und am Eingang die brennende Dorfstraße mit flüchtenden Einwohnern.

Eine zweite Gruppe der Soldaten- und Schlachtenbilder Faber du Faurs bilden, wie schon erwähnt, seine Darstellungen aus den napoleonischen Kriegen, eine dritte seine Reiterbilder aus dem Orient, und dazu gibt es eine Anzahl Bilder von ihm aus dem ägyptischen Feldzug, die Napoleon mit den bunten Erscheinungen des Orients zusammenbringen, z. B. eine „Fantasia" (ein Reiterschauspiel) vor Napoleon, ein Bild von kühnster Beweglichkeit der Pferdemassen, einen „Napoleon in Ägypten", ein strenger gehaltenes, reifes Bild, das den jungen Bonaparte im Vordergrunde zeigt, lässig auf seinem Schimmel zwischen den Truppen durchreitend, die ihn bejubeln. Ein andermal schildert er eine Truppenschau, die der Kaiser inmitten seiner glänzend uniformierten Generale abnimmt. Aber in den meisten dieser Napoleonsbilder tritt der geschichtliche Vorgang hinter die Freude am Malen überhaupt zurück, man hat nicht das Gefühl, daß der korsische Welteroberer und dessen Taten den Maler unmittelbar, den Künstler zum Malen begeistert haben, sondern daß diese Dinge ihm eben den Vorwand boten, seiner Farbenlust zu genügen, Pferde, Uniformen und leuchtende orientalische Gewänder zu malen. Ein wenig anders steht es aber wohl mit jenen Kriegsbildern, die den Rückzug des napoleonischen Heeres aus Rußland behandeln. Die gehen durchweg über das malerische Experiment hinaus und packen oft tief. Gab er da nichts Erlebtes, so gab er doch Erlauschtes, des Vaters Erzählungen und Skizzenbücher unterstützten des Künstlers reiche Phantasie, und vor diesen Bildern würde ein mit ihrer Entstehungsgeschichte Unbekannter kaum auf die Vermutung kommen, daß ihr Schöpfer diese Vorgänge nie gesehen hat. Auch der Farbe nach gehören diese auf eisige Töne gestimmten Bilder Fabers zu einer besonderen Gruppe; ein kaltes Grau gibt die selbstverständliche Unterlage, spärlich, aber oft mit um so eindringlicherem Reiz leuchten die bunten Uniformteile aus dieser Symphonie in Grau. Die Typen sind hier nicht gleichgültig behandelt wie auf manchen anderen Gemälden Fabers; eine jede Figur erzählt von dem Elend des geschlagenen Erobererzuges, von Leiden durch Frost und Hunger. In der „Rückkehr aus Rußland", die hier wiedergegeben wurde, kommt die Erschlaffung und Entmutigung der Soldaten ganz wundersam zum Ausdruck, nicht zuletzt in der Gestalt des Kaisers selbst, der gebeugt und abgewendet voranreitet und keine von seinen großen Gebärden mehr zur Ver-

Digitized by Google

Digitized by Google

fügung hat. Hier hat der Maler — was er übrigens immer vortrefflich verstand — mit einer verhältnismäßig kleinen Gestaltenzahl gesagt, was er zu sagen hatte. Ein andermal, z. B. in dem Rückzugsbilde „Aus schwerer Zeit", läßt er drei endlos sich im Himmelsrande verlierende Marschkolonnen sehen, absonderlich vermummt gegen die Kälte, alles kriegerischen Wesens entkleidet — Menschenmassen, die nur mehr der eine Gedanke vorwärts treibt, ihr elendes Leben in die Heimat zu retten.

Von ganz anderem Schlage wieder sind die Orientbilder Fabers: malerische Pracht ist ihr Wesen, nicht Zustandsschilderung, noch weniger Kennzeichnung eines einzelnen. Das Bild gilt da einzig dem malerischen Gedanken. Pferde mit wehenden Schweifen, weiße Schimmel und Grauschimmel aller Abstufungen, dunkelhäutige und lichtbraune Orientalen, friedlich und kriegerisch, einzeln oder in wimmelnder, gedrängter Menge, ein Gemetzel grausigster Art oder die Schilderung der frommen „Drei Könige" — das wechselt alles bunt in der Reihe dieser Bilder, wie es der Einfall des Malers und der Zufall seiner Palette ergab. An Glanz und Schmelz der Farbe stehen diese durch den Gegenstand so gar nicht beschränkten Orientbilder in Fabers Werk wohl am höchsten. Als besonders vornehme Stücke seien genannt: die Reiter mit der erbeuteten Herde, der koloristisch besonders reiche „Kriegszug", der neben dem merkwürdig schönen romantischen Bilde „Rast" in der Galerie Schmeil zu Dresden ein Heim gefunden hat, der Ausritt des Pascha, Siegeszeichen, der Überfall, der Orientalische Fahnenträger, die Pferde des Emir, Maurisches Musikkorps usw. Der Platz reicht hier nicht hin, um alle diese Künstlerphantasien aus der Märchenwelt des Ostens aufzuzählen. Eine Reihe von Bildern Fabers schildert auch Pferde allein oder doch als Hauptsache und eins von diesen, mächtige Schimmel bei „Schwerer Arbeit", gehört überhaupt zu seinen kostbarsten Werken. Es scheint mir in seiner pastosen und prickelnden Malerei unendlich viel fesselnder und wertvoller als etwa eines der hochbezahlten, stofflich verwandten Gemälde Schreyers.

Mit den Kriegs-, Orient- und Reiterbildern war natürlich die Kunst dieses stetig, aus ruhelosem Malbedürfnis schaffenden Künstlers nicht erschöpft. Er malte, wie die Seinigen erzählen, nicht nur im Atelier, sondern auch abends bei der Lampe im häuslichen Kreise, wo er in Aquarell und Gouache mit ergötzlich leichter Hand alles Erdenkliche hinwarf, ausführend oder nur ganz flüchtig notierend, den Genuß, mit der Farbe zu wirtschaften in jeder Weise auskostend. Technisch sind viele seiner kleineren und größeren Gouachen besonders hoch einzuschätzen.

Unsere Zeit liebt es, Persönlichkeiten in der Kunst ausfindig zu machen. Eine Persönlichkeit, die reicher, selbstherrlicher und in jeder Weise interessanter wäre als Otto von Faber du Faur wird man unter jenen deutschen Malern, die noch nicht zu ihrem verdienten Ruhme gelangt sind, schwerlich entdecken.

Da schmerzt nicht eine Wunde mehr ...

Blutwein belaubt den Gartengang.
Verwundete gehn zwei zu zwein.
Aus goldnen Fenstern tönt Gesang,
Geläute hallen laut darein.

Siegfahnen flattern dächerwärts,
Geläute hallen laut darein.
Weltfeiertag schlägt jedes Herz,
Frohbotschaft will gefeiert sein.

Weit offen die Kapelle steht,
Frohbotschaft will gefeiert sein.
Inbrünstig spricht der Pfarrer das Gebet
Und kniet in lauter Sonnenschein.

Da schmerzt nicht eine Wunde mehr,
Kniet heil in lauter Sonnenschein.
Gott selber neigt sich segenschwer
Und bricht das Brot und schenkt den Wein.

Paul Zech

Digitized by Google

Angriff französischer Kürassiere. Gemälde von Otto von Faber du Faur

Digitized by Google

Das Schwert im Osten

Erzählung von Klara Hofer

Ueber die Zäune von Kobylagora hingen die Äste voll schon rötlicher Kirschen und streiften das buntgewürfelte Bettzeug, die Männerhemden von grober Leinwand und die blauen Arbeitsjacken, von den Frauen zum Sonnen und Bleichen in die verwilderten Vorgärten sorglich ausgelegt; und von den Spitzen der Zweige wehten große Heubüschel im Sommerwind, so reich war die Mahd gewesen und so hochgetürmt die schwankenden Wagen. Nun standen die Wiesen verjüngt und doch in satterem Grün als damals, als ihr Gras auch so kurz war wie nach dem Schnitt, und hinter den Häusern wogte es, so weit man sehen konnte, gegen das Dorf, weißlich und schwer, und es war, als sei Kobylagora eine Insel im weiten, flutenden Meer und nur durch baumbestandene Dämme mit Murczin verbunden, und als tauchten die vereinzelten Gehölze und Hügel aus einer Überschwemmung auf.

Die Ebene dehnte sich, der See blitzte durch die niedrigen Birnbäume des Pfarrgartens und prallte mit blauem Licht die weiße Sonne zurück, und vor der Haustür mit den beiden gekalkten Säulen, die dem Wittum ein fast vornehmes Ansehen gaben, stand der hochwürdige Herr und streute den Plymouths Futter aus der rotgoldgestreiften russischen Lackschüssel, in der Fräulein Veronika den Weizen für die Hühner hielt, schönen Weizen, rund und weiß und rein wie Gold. Er sah väterlich auf das Gekrabbel, hielt mit der Linken die Soutane ein wenig gerafft, freute sich des herrlichen Morgens und warf über die Straße ein Scherzwort hinüber zur Frau Josefa Mielicka, die eben mit dem Tränkeimer auf ihren hochhackigen Schuhen um die Ecke vom Schulhaus kam. Die Mielicka lachte, und die weißen Zähne blänkerten ihr aus dem Mund wie verspätete Kirschblüte zwischen reifem Blutrot; sie nahm den knappen schwarzen Rock, den sie nach der letzten Mode trug wie eine Städtische, ein wenig zwischen die Knie und griff nach dem Pumpenschwengel und stand so rank und prangend gegen die Backsteinwand; etwas vorgebeugt, den gebräunten Nacken mit soviel polnischer Anmut aus dem zurückfallenden Kragen der dünnen weißen Bluse heraus und die kräftigen Arme so schlank in der rhythmischen Bewegung, daß der hochwürdige Herr schmunzelte, wie wenn er die große Graue sah, sein Prachtstück, die in Wreschen den Preis bekommen hatte. Drüben flogen vor der Mielicka die trippelnden und ruckenden weißen Tauben auf und blitzten wie silberne Schwerter in der blauen Luft, aus den geöffneten Klassenfenstern tönte der Chor der auffsagenden Oberabteilung und dazwischen die helle, knappe Fragestellung des Lehrers Mielicki: „Wozu schlug die Trommel?"

Und die halb singende Antwort der Klasse: „Die Trommel schlug zum Streite ..."

Der hochwürdige Herr seufzte. Hier schlug die Trommel zum Streite, wohl, wohl. Jeden Tag. Sie schlug zum Streit zwischen Deutschland und Polentum.

Und da drüben im Haus schlug die Trommel auch zum Streit, tagaus und tagein, in der Ehe. Denn die Josefa, wie er sein Firmkind noch immer aus alter Gewohnheit nannte, wollte hüh, und ihr Mann, der Mielicki, wollte hott. Und doch war das eine Liebe gewesen, die den Himmel einreißen wollte.

Die Holzschüssel kippte, und der Weizen fiel mit einem lauten Plantsch auf die Erde, wie wenn Wasser mit einem Ruck ausgeschüttet wird. „Jusch, Jusch!" schrie der Hochwürdige und schlug mit dem großen, weißen Taschentuch nach der Batuschka, der Frechen, die ihm gierig und pickend auf den Arm geflogen war und nun kreischend abfuhr. Er sah noch eine kleine Weile auf das plustrige, buntfiedrige Gewimmel vor seinen Füßen, wie es sich schreiend und hackend und kröpfend balgte, schüttelte die letzten Körner von der Soutane und ging würdiglich zur Laube, wo die Morgenpost lag. Er war keiner von den Hetzkaplänen, denen der Fanatismus düster aus tiefliegenden Augen zwischen starken Backenknochen

Digitized by Google

brannte, und sein gesunder Bauernverstand sagte ihm, daß der Pole gut versorgt war in der Ehe mit einem starken Beschützervolk. Wenn er mit der Wallfahrt nach drüben zur Allerheiligsten Mutter von Czenstochau ging, da merkte man auch ohne die Grenze, daß man ins Russische kam und daß da ein Land war, wo nur regiert ward und nicht verwaltet. Und sein Vatersbrudersohn, der als Kurat in Libornick saß, wußte ein Lied von Russisch-Polen zu singen und von den Gerichtsherren und den Beamten, vom hochmögenden Herrn Natschalnik an bis zu den Landjägern. Das regierte und fraß und mästete sich — und das arme Volk, o du mein Jesus! Der Himmel war hoch, und der Zar war weit.

Der Hochwürdige bekreuzte sich, griff nach dem „Dziennik Bydgoski", der mit den andern Zeitungen auf dem gezimmerten Tisch lag, setzte sich auf dem eisernen Gartenstuhl zurecht und las mit gerunzelter Stirn und kopfschüttelnd, wie der „Dziennik" wieder gegen den Doktor Koziol loszog, den verdienstvollen Polenführer, der sich im Reichstag zur Versöhnungspolitik bekannt hatte: „Das polnische Volk will zu seinen Vertretern keine Menschen haben, die den Prussaken schmeicheln, vor ihnen den Hut ziehen; solche Versöhnlichen nennt der ‚Orendownik' mit Recht politische Leichen ..."

Der kleine Stachu Franska stürzte aus der offenen Schulhaustür und trabte barfuß die Straße entlang auf den Krug zu, und alsbald kam aus der Einfahrt der Braune vom Schulinspektor mit dem gelben Jagdwagen hinter und dem Jendszych in der Militärmütze und mit der wippenden Peitsche über sich. Der Jendszych schnalzte und schnippte nach den Zweigen der Bauernbäume und fuhr sein Wägelchen mit schlanker Wendung vor, und zwischen dem Flieder hindurch sah Hochwürden den Pan Kreisschulinspektor mit dem Lehrer aus der gelben Haustür treten und hatte wie vorhin an der Josefa seine Freude an den beiden Männern, die alle beide gut gewachsen waren, blond und mit grauen Augen, und sich gut in den Hüften hielten. Aber der Doktor Hochmeister stieg noch nicht in den Wagen; er trat mit dem Lehrer in das Vorgärtchen zur Linken und stand da mit ihm zwischen den Malven, und sie sprachen miteinander, den Rücken zur Straße, gleich groß, der Ältere breit in den Schultern, den massiven Kopf mit dem militärisch kurzen Schnurrbart hoch, und der Jüngere das langschädelige, schmale, helle Haupt nachdenklich gesenkt. Der Priester überlegte, was der Inspektor wohl hätte; denn Dienstliches konnte das nicht sein; der Mielicki war ein Mann, dessen Schule als Musterschule galt und dessen deutsche Arbeiten polnischer Kinder der Abteilung des Kultusministeriums auf der Brüsseler Weltausstellung die große Medaille eingetragen und alle Fachleute mit gerechtem Respekt vor den Leistungen der zweisprachigen Schule erfüllt hatten. Hochmeister hatte viel mit dem jungen Menschen vor; vielleicht war es schon so weit.

Die beiden aber sprachen von andern Dingen. Schon wieder war eine Anzeige bei der Regierung eingegangen, daß die Ehefrau Josefa des Lehrers Friedrich Mielicki zu Kobylagora die Schulkinder mit polnischen Reden zur Arbeit anwiese und auch im Hause im Verkehr mit ihren Angehörigen sich andauernd des polnischen Idioms bediene. Der Beamte hatte ernsthaft und nachdrücklich gesprochen; nun sah er den Mann vor ihm wohlwollend an. „Ich kann das nicht verantworten, Herr Mielicki! Ich muß das Versprechen fordern, daß Sie Ihrer Frau den ostentativen Gebrauch des Polnischen streng verbieten und sie veranlassen, die Landessprache zu reden!"

Der Jüngere sah vor sich hin; er schämte sich. Er konnte nichts machen, das sagte er sich ehrlich, und darüber stieg ihm das Blut ins Gesicht, und er stand so hilflos und doch so männlich offen vor dem Vorgesetzten, daß es dem Inspektor wohl und weh zugleich tat. Er ehrte dies Schweigen, das besser war als das viele Gerede vom Hauptlehrer Szumacher in Jellinowo.

„Wie kann ich verbieten, hochwohlgeborener Herr? Ist doch Muttersprache, ich doch treuer Untertan und tue meine Pflicht in Schule! Spricht Muttersprache mit Kindern und Großmutter und Magd; — Großmutter und Magd verstehen nicht deutsche Sprache! Ist schwerer Dienst, polnische Kinder zu lehren auf Deutsch. Verbiete ich, verbiete ich täglich; kaum zur Tür hinaus — was soll sagen, Herr Kreisschulinspek-

Digitized by Google

tor? — spricht doch wieder polnische Sprache. Ist deutscher Seminarkollege von mir in Lehde im Spreewald, hat Wendin zur Frau; spricht auch Wendisch mit Kindern, auch Deutsch. Verbietet dort nicht die Regierung! Warum denn hier?" —

Weil die Wenden treue Preußen geworden sind, hatte er gesagt, und ihre Sprache nicht zu nationalen Propagandazwecken benutzen. Aber was half es? Die Regierung hatte einen schweren Stand.

Der Beamte sah trübe vor sich hin. Um seinen Mund vertiefte sich die resignierte Linie, die sich in langen, schweren Jahren in die Gesichter all jener eingegraben hatte, die hier in der Ostmark auf schwerem Posten standen für Kaiser und Reich. Nur die Streber hatten sie nicht, denen diese Ebene, gedüngt von deutschem Blut und deutschem Schweiß, gut genug war als ein Sprungbrett ins Ministerium. In Berlin war gut sein, da bekam der Hilfsarbeiter und Vortragende als Vierziger Ehren, die man dem schwer arbeitenden Ostmärker als Greis noch nur zweifelnd zuwog. Was scherte sie das Posener Land?

Das war auch so ehrenhaft von dem Mann da vor ihm: er hätte überall hinkönnen und blieb da, wo er seine Arbeit hinabgesenkt hatte, wie die Wurzel der alten Kirchhofslinde vor der evangelischen Kirche zu Murczin, die mit ihrer drängenden Triebkraft die Platten des Grabgewölbes unter ihr sprengte. Der Vorgesetzte wußte, wie die Frau ihn umgirrte und umschmeichelte: nach Posen wollte sie, nach Hohensalza, nach Bromberg! Zum wenigsten nach Murczin an die höhere Schule, wo er Studierte als Kollegen hatte! Aber der Mann blieb fest; er wollte nicht auf Triebsand gebaut haben. Wenn es einmal fest stand, was er gearbeitet hatte, und Bestand verhieß, dann konnte er mit gutem Gewissen gehen. Dann übergab er dem jungen Nachfolger ein Feld, so gut und rein gehalten wie der Schulacker, den die Trägheit und Schlamperei des stockpolnischen Vorgängers wie ein Beispiel seiner Amtsarbeit hinterlassen hatte, verrottet, steinig und verunkrautet. Jetzt wogte es dort von nickendem Korn.

Er streckte dem Lehrer die Hand hin. „Also, Herr Mielicki! Ich weiß, daß Sie ein so guter Deutscher sind wie ich und nicht vergessen haben, daß Ihre Familie vor hundert Jahren als deutsche hierhergekommen ist aus dem Oderbruch und daß Ihr Vater sich das Eiserne Kreuz aus Frankreich geholt hat." Die verdammte deutsche Anpassungsfähigkeit, die hatte aus dem deutschen Mielke das Mielicki gemacht, aus dem deutschen Schulz das Scoulcz und aus dem deutschen Schuhmacher den Szumacher, der von polnischer Muttersprache redete! Freilich, freilich: Muttersprache! Die Mutter war Polin: er sprach die Sprache der Mutter, wenn er Polnisch redete.

Hochmeister wurde warm dabei; was war es denn, was diese Anpassungsfähigkeit schuf, diese Nachgiebigkeit gegen den Schwächeren? War das Schwäche? — Nein. — Schwäche, die aus dem Bewußtsein der Stärke hervorgeht, aus dem Mitleid des Bevorzugten. Und allmählich ward es dann Schwäche, in der entnervenden Nachgiebigkeit der Gewohnheit, der Jahre —

Ein heißes Gefühl kam in ihm hoch; er sah den Mann vor sich an, und er war ihm lieb wie ein jüngerer Bruder; und was in ihm glühte, durchbrach für eine kurze Spanne die Hülle. „Mielicki," sprach er eindringlich, „wer um die höchsten Ziele kämpft, der bringt nicht Frieden, der bringt das Schwert. Wir stehen hier auf Wacht im Osten, über uns hängt das Schwert, und unser Schwert ist zweischneidig und wütet gegen uns selbst. Ihre Frau ist Polin, ich denke noch an den Tag damals vor vier Jahren, es war ein Karfreitag ..."

Er machte eine abschneidende Bewegung.

„Ich wollte sagen: sie ist Polin. Gut. Was wollen die Hetzer? Mögen sie über die Grenze sehen, was sie beim großen Bruder erwartet. Wir lieben den unverdorbenen Slawen, aber den Slawen, der tückisch und bös gemacht ist wie ein scheues, gereiztes Tier, den können wir nicht dulden. Hat nicht Bismarck es gesagt: Der Slawe ist von weiblicher Struktur? Wir sind ein männliches Volk. Wir wollen eine gute Ehe führen, einen friedlichen Bund. Aber zwischen uns liegt das Schwert."

Sie standen beide und sahen vor sich hin, in der brennenden Sonne. Vom Hof her tönte das Lärmen der Pause, das Krei-

Digitized by Google

schen eines Brunnenschwengels schnitt dazwischen. Sie standen und hörten es nicht, die große germanische Vergangenheit war vor ihnen, deren Geist aus des Mannes letzten Worten stieg.

Treu sein dem höheren Recht, ein Schwert zwischen sich und die fremde Lockung.

Der Reichsdeutsche sprach weiter: „Da darf uns nichts zu klein sein und nichts zu gering: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Wir sind es, wir halten das Schwert im Osten, wir von der Schule und der Offizier, der aus Polen gute Preußen macht. Und wir sind die Wacht gegen das Schwert im Osten, da drüben ...“ — er wies über den See weg nach der Murcziner Straße. „Denken Sie daran, Mielicki.“

Er stieg in den Wagen, der Braune zog an, der Beamte wandte sich und sah den andern da stehen, wie er ihn damals in der Karfreitagsverheißung des frühen Lenzes vor vier Jahren hatte stehen sehen, als er aus dem Garten, um die Ecke des Hauses biegend, den Einundzwanzigjährigen wartend im Vorgarten erblickte; zum erstenmal, denn als jener sein Amt antrat, war der Schulinspektor im Süden gewesen, und darum war es wohl, daß der Eindruck dieses deutschen Frühlings so tief gegangen war.

Von den knospenbedeckten Bäumen fiel ein schmaler Schatten auf den grünlich anlaufenden Rasen; das Wasser in den verwitterten Blättern der Wegränder spielte im Licht, in den Kätzchen der großen Hasel am Zaun zitterte liebkosend die Luft, indes sonst nichts rundum sich regte. Die niederen Gesträuche standen schon in zarter Helle. An der Hauswand drängten blasse Triebe der Lilien und Kaiserkronen zum Licht, rund um das Mittelbeet starrte es eisenrostig von Maiblumenkeimen wie ein Heerbann, der lanzenbewehrt die Erde durchbricht, und die Pfingstrosen der Mitte schoben die roten, ineinandergefalteten mageren Triebe langsam auseinander. Der Himmel rieselte von verhangenem Licht, die schwarze Erde roch nach Leben, in jeder Scholle klopfte der Frühling. In diesem wehenden Licht stand der Mann barhaupt und ließ den leisen Wind durch sein blondes Haar gehen, und in der Herbheit der zusammengefaßten jungen Züge, dem ernsten Umriß der schmalen Gestalt, die der eisengraue Gummimantel wie ein Kettenhemd streng umgab, der gespannten und doch versunkenen Haltung war etwas, das den Vorgesetzten einen Schritt lang innehalten und ihn mit Heftigkeit nach all den Eindrücken des bunten Landes empfinden ließ, daß er in Deutschland sei. —

Hochmeister setzte sich im Wagen zurecht. Der Tag wurde heiß, die Sonne brannte schon jetzt, und der Himmel stand in einem grellen, weißlichen Dunst über der Ebene; von den Wiesen her kam scharfer Duft des welkenden Grases, und alles war von fast schmerzendem Licht umflossen; nur die Pappeln der weißen Landstraße warfen breitere Schatten auf die Mäher, die im Gras des Chausseegrabens beim Frühstück saßen. Die weißen Meilensteine liefen mit der Straße mit, und wo der Owinsker Weg rechts querfeldein abging, dorrte das geborstene Holz des hohen Wegkreuzes in der Sonne und raschelte mit seinen trockenen Kränzen in der unbewegten heißen Luft.

Es hatte sich auch damals, erinnerte sich der Schulinspektor, um einen Privatbrief gehandelt, von einem ehrenwerten Ansiedler der Umgegend. Man möge doch ein Auge auf den jungen Lehrer haben, schrieb der Mann. Die Behörde kenne doch wohl den Seehauspächter, den alten Njamski, und die Tochter Josefa, und wie die beiden andern Töchter ihre Männer zu Polacken gemacht hätten —

Er hatte zunächst ein paar amtliche Dinge besprochen, und dann von den Verhältnissen des Ortes angefangen, und wie es denn um die Verpflegung bestellt sei. Im Seehaus — ja, eine Stunde Wegs hin und eine zurück —, gab es denn keinen andern Mittagstisch? Indessen wußte er selbst recht gut, daß es nichts anderes gab und daß weder die polnischen Häuslerfrauen noch die deutschen Ansiedlerinnen es hätten übernehmen können, für den Lehrer zu kochen. Sie staken bis über die Ohren in Arbeit. Aber indessen er vorsichtig dem springenden Punkt näher kam, sah der junge Mensch ihn schon an. „Ich werde heiraten, Herr Kreisschulinspektor.“

Ja, das war vernünftig, das war natürlich das Beste. Wer war denn die Braut?

„Meine Verlobte ist Fräulein Njamska,“ sagte der Mann. Da war die Sache.

Der Ältere schwieg, und ihm war, als

blicke neben diesem deutschen herben und reinen jungen Gesicht das weiche, lockende Slawentum ihm siegend entgegen, und ihm schien, als sähe er die Zukunft des Landes wie in einem Brunnen. So standen sie, und um sie stand der segnende Lenz in der Ebene, und der Reife streckte dem Jungen die Hand hin und sagte: „Sie heiraten eine Polin.“ Worauf der andere ihm fest in die Augen sah und sprach: „Ich bin ein Deutscher und bleibe ein Deutscher.“

Ja, er hatte Wort gehalten; mehr hatte er nicht versprochen, als er halten konnte. Und Hochmeister dachte, es sei wohl gut, daß in dieser Ehe keine Kinder seien, denn das hätte das Schwert noch unbarmherziger in diesen Bund getragen...

Unterdessen stellte Frau Mielicka den Rechen hin, denn sie hatte auf der Bleiche Klee zusammengeharkt, und besah sorgsam ihre hübschen runden Hände, als ob sie vom Füttern Striemen bekommen hätten, schob die tiefgewellten schwarzen Scheitel zurecht, nahm die Schultern zurück und die volle Brust heraus und stieg die Treppe zur Schlafstube hinan. Ihr nach tönten das Aufsagen der Kinder und die unermüdlich verbessernde Stimme des Lehrers, wenn wieder einem der Kleineren das deutsche Wort für eine Zahl fehlte; sie schob die rote Unterlippe vor und warf den Kopf zurück. Er war schon ein Dummer, sich so abzuquälen. Wer dankte ihm das wohl, wer? Die Treppe knarrte, im Schlafzimmer waren die roten Gardinen mit den gehäkelten Kanten zugezogen, der gebohnte Fußboden blinkte, die Betten standen sauber mit den zitzkattunenen Decken. Sie öffnete den Wäscheschrank und setzte den Hut auf, den Fräulein Wreczinska in der Kreisstadt ihr hatte aus Posen besorgen müssen, genau wie den von der Frau Kreisarzt. Er lag im obersten Fach hinter Stößen von Bettzeug. Sie schaute in den Spiegel, zog mit spitzen Fingern die schwarzen Haarwellen tiefer in die weiße Stirn, wandte den Kopf und sah sich mit langbewimpertem Blick über die Schulter weg an, daß die hochgeschlagene Krempe zur Geltung kam. Ihr Hals bog sich weiß und stolz im Glas, sie rümpfte die hübsche Nase: das war anders als die stocksteife Deutsche, und wenn sie noch so eine Reiche war. Ihre weißen Zähne blänkerten wieder, sie schloß die Augen halb und sah von oben herab hochmütig mit verschleiertem Blick auf ihr Spiegelbild. Wie eine Gutsherrin sah sie aus, nun, und warum nicht? Gutsbesitzerstochter und polnische Kleinadlige! Der alte Njamski war in der Tat ein kleiner Besitzer gewesen, ehe er verkracht war. Nur die Hände waren nicht weiß genug, das kam von der Landwirtschaft. Sie wusch sie genug mit Mandelkleie und schlief nachts mit Handschuhen. Sie zuckte die Achseln: das half alles nicht. Nun, zum Ausgehen zog sie ja Handschuhe an.

Es ärgerte sie doch, daß sie den Hut nur heimlich tragen durfte. Er kostete fünfundvierzig Mark, das hätte ihr Mann nicht erlaubt. Bezahlt war er auch nicht, sie sammelte dafür heimlich die Eier und knappste am Wirtschaftsgeld. Und dann zog sie ja auch noch die Enten, die die Maladinska ihr auf dem Wochenmarkt verkaufen sollte; um wieviel sie dabei wohl betrog, die Diebin! Gleich nach dem Hutkauf hatte sie die Glucke gesetzt. Darüber fielen ihr die Enten ein, wo die wohl sein mochten, sie lief ans Fenster und rief laut: „Pilusch, pilusch, pilu!“ Da saßen sie unter dem Flieder, hatten die Köpfe unter den Flügeln und schliefen in der Mittagsglut.

Jetzt fing es an, brenzlig durchs Haus zu riechen — o du mein Jesus, sie hatte das Fleisch vergessen. Sie lief die Treppe hinunter, daß die Hacken flogen, riß den Topf vom Feuer, hielt ihn gegen das Fenster, — eine dicke braune Kruste saß im Grund des Geschirrs, das Fleisch backte fest. Sie stand und sah, schüttelte den Kopf und lachte auf einmal, schnitt das Fleisch hurtig los und warf Butter in die Pfanne. Die Butter brutzelte und kreischte, wo war denn der Löffel? — Sie drehte sich rund um sich selbst, die Unordnung war heillos; so flink und geschickt es ihr von der Hand ging, sie verputzte die Zeit doch immer an ihrem Anzug und an ihren Stuben... Da, unter der Kartoffelschüssel lag er.

Vom Kirchturm schlug es zwölf, und gleich hörte man nach der kurzen Stille des Gebets die Kinder lachen und mit patschenden Barfüßen und auf klappenden Holzpantoffeln aus dem Schulzimmer rennen, und schon lief es die Treppe hinab wie geschwätziges Wasser, kichernd und schnatternd, aber nicht mit Johlen und Geschrei

Digitized by Google

wie in andern Schulen, denn Herr Mielicki hatte sie alle an der Schnur. Die Frau stieß die Küchentür auf und stand hell in der weißen Bluse auf dem helldunklen Hintergrund. „Antoscha! He, Antoscha!"

Von der Treppe rief Herr Mielicki dazwischen: „Josefe!"

Sie wandte den Kopf unwirsch nach oben.

„Hab' keine Zeit, Fleisch brennt an. — Antoscha, Antusch!"

Die Kleine löste sich schon aus dem bunten Schwarm, ihre gelben Zöpfe waren mit Wasser gestriegelt und so fest wie ein Seil geflochten; um den Hals trug sie eine Schnur blauer Glaskorallen. Sie knickste in der Küchentür, ihre behenden Augen liefen flink in allen Winkeln umher, o je, wie sah es da aus! Und das Fleisch hatte die Pani verbrannt?

Die Mielicka nahm den feinen Kopf zurück.

„Du wirst jetzt nach Haus essen gehen," sagte sie hochmütig auf Polnisch, „und dann wirst du herkommen und abwaschen, und wenn du abgewaschen haben wirst, machst du die Küche rein und die Betten zurecht. Dann wirst du die Taschentücher vom Pan Mielicki plätten, die Enten einkehren und den Hühnerstall abschließen. Dein Vesperbrot liegt im Küchenschrank; ich fahre nach Murczin; füttern wird Pan selbst."

Die Antoscha knickste wieder.

„Werd' ich doch schon kommen, Pani, werd' ich doch schon alles machen, wie Pani sagt."

Die Mielicka nickte gnädig und setzte die eingewaschenen Kartoffeln zum Feuer, und die Antoscha trabte mit flatternden Zöpfen den andern nach, die schon auf der Dorfstraße unter den Pappeln so laut wie die Spatzen im Korn schilpten. Die Frau goß einen Löffel Butter über das Fleisch, deckte den blauen Deckel auf den Kartoffeltopf, blies ein Stäubchen von der Hand und drehte sich, um nach oben zu gehen. Da stand ihr Mann in der Küchentür. Sie kniff die Augen zusammen und zwinkerte wie ein Kätzchen, das in die Sonne sieht — wie sah der denn aus, wie? — Da fiel es ihr schon ein: Holla, der Hut. Der lag ja noch oben auf der Wattendecke. Sie ging an ihn heran, gleitend, behutsam die Schuhe mit den Pompadourhacken hebend, sie trat sie nicht schief, Gott bewahre! Ihr Gang war so leicht und kraftvoll wie der eines Raubtieres. Und in dem Schillern ihrer meergrünen Augen war auch etwas wie das Schillern im Auge einer schönen, starken Großkatze, wenn sie noch schnurrt, freundlich ist und nur zum Spiel mit der Pfote schlägt, aber doch schon den Schwanz bewegt, leise und wie versteckt ...

Sie legte den hübschen Kopf auf die Seite und sah von unten her in sein strenges Gesicht, obschon sie fast so groß war wie er. „Eh Fridja? Was ist über Weg gelaufen? Böse?"

Er sah sie erbittert an.

„Laß nur die Komödie. Du weißt schon." Er brach los: „Schulden hast du gemacht, dir . . ."

Sie duckte sich in all ihrer weichen, slawischen Anmut zusammen und zwinkerte zu ihm hinüber, und noch immer war Lachen in ihren Augen.

„Tatata. Gleich wieder wütend auf arme Frau? Mußt du wütend sein auf wer mich hat gemacht jung und —" sie lachte noch mehr mit den Augen — „nicht häßlich."

Da war sie auch schon bei ihm, drängte die Schulter unter dem gestrafften Batist an seine Schulter, rieb den Kopf an seiner Brust, schlang ihre weichen Arme um seinen Hals, fest und fester, sah ihm ins Gesicht, schelmisch, harmlos und heiter wie ein spielerisches Kind.

So wickelte sie ihn immer ein. Sein deutsches Blut fuhr auf, er empfand wieder verzweifelt seine Wehrlosigkeit gegenüber dieser polnischen Geschmeidigkeit, die nicht standhielt, nicht trotzte, nicht starr und hart wurde wie bei einer Deutschen — mit der sie ihm den Boden so sacht unter den Füßen wegzog wie einen Teppich, — man packte zu und griff Körperloses, das wie Nebel verrann.

Er legte den Arm um sie.

„Josefa, wirst du denn nie ernst werden? Was soll ich mit dir tun? — Woher ist der Hut?"

Drei Hüte hatte sie, und alle standen ihr gleich gut. Aber den vierten mußte sie auch noch haben, wie sie alles haben wollte, was sie sah.

Sie senkte den Kopf und sagte betrübt: „Hale, die Kreisarzt . . . und ich werd' schon bezahlen, Fridja, ich werd' schon ..."

„Von dem Geld, das zu anderm bestimmt ist . . .“

In ihren Augen glomm es auf.

„Zu anderm,“ höhnte sie, „wohl! Zu anderm!“

Was hatte er seine beiden Brüder auf dem Seminar und auf der Präparande zu unterhalten und seine alten Eltern durchzufüttern? Gut, daß sie jetzt weg waren, zur Tochter nach Westpreußen gereist. Freilich, die Wirtschaft hielten die Alten zusammen; so konnte sie die Dame spielen, und er lief herum und gab Stunden in der Kreisstadt. Sie wühlte sich tiefer in Erbitterung hinein. Wer kam denn erst — Frau oder Brüder? —

Sein Gesicht wurde drohend.

„Das hast du ja gewußt. Das ist meine Pflicht. Du hast mich ja gewollt.“

In einem der jähen Überschläge ihrer Natur fing sie auf einmal zu weinen an. Tränen machten sie nur noch lieblicher. Dann schwamm das weiche Schwarz ihrer geweiteten Pupillen in Tränen, und sie blickte vorwurfsvoll und betrübt wie ein süßes, geschlagenes Schoßkätzchen — immer Katze.

„Ach, hättest du eine Reiche genommen! Was hast du nicht?“ . . . Sie hätte schon einen andern bekommen, hätte sie nicht? Aber keinen bessern, o nein . . .

Sie weinte bitterlich. Ach, wie sehr tat er ihr leid! Wenn er Geld hätte . . . der Pan Obielski, sein Klassengenosse, der studierte jetzt in Berlin, und die Obielska wurde Frau Doktorin, und wieviel dümmer war er als ihrer! Oder der Lehrer Bethge in Murczin oder der Warminski in Drugla, die nach dem letzten Manöver Reserveoffiziere geworden waren und zu Kaisers Geburtstag in Uniform zur Kirche gingen, wie der Landrat und der Pan Hochmeister und die Amtsrichter! Und er dagegen, der von früh bis spät arbeitete und nur für andere! Ihre Tränen flossen wie warmer Regen. Ihr weicher Körper bebte im stoßweisen Weinen an dem seinen.

Seine deutsche Gewissenhaftigkeit fiel ihn wieder an wie ein Feind. Weinen konnte er sie schon gar nicht sehen, und es war gerade, weil sein Leben so ernst und kahl und herb gewesen war und unter keinem andern Leitstern als dem harten Kantischen Pflichtbegriff Altpreußens, daß all sein zurückgedrängtes Sehnen in ihrem naturhaften Wesen Erfüllung fand und es ihn bedünkte, als sitze sie, ein glückliches und geliebtes Kind, der strengen Mutter alles Lebendigen weich und warm am Herzen und reiche ihm, dem entfernt und karg Gehaltenen, mitleidig hin von dem, was ihr in Fülle ward. Die slawische Lockung...

Ein Schwert dazwischen . . .

Jähling fiel ihm das Wort des Vorgesetzten ein.

„Josefa,“ sprach er hastig, „du hast wieder polnisch mit den Kindern gesprochen. Vorhin, als ich von der Treppe her rief. Es ist schon wieder eine Anzeige an die Regierung gekommen . . .“

Ihre Tränen versiegten im Nu, ihre Augen funkelten in hartem Glanz, ein Zug von Hohn und Verachtung verzerrte den weichen Mund. Sie riß sich aus seinem Arm: „Da! Das hat er wieder mit dir zu tuscheln gehabt, vorm Haus! Deutscher Hund! Mann gegen Frau hetzen . . .“ Ihre Lippen zogen sich zusammen, als ob sie etwas Bitteres, etwas Ekelhaftes ausspeien wollten, ihr großer Blick flammte. Sie war schön im Auflohen ihres Fanatismus, wie riß er sie weg über ihre armseligen kleinen Tändeleien! Es durchzuckte ihn wieder schmerzhaft und heiß, wie wertvoll dies Volk war, das nicht Gemeinschaft wollte, sondern Krieg bis aufs Messer —

Das Schwert, das Schwert, das der Deutsche durchfühlte wieder und wieder, hart und drohend durch samtene Scheide —

Er packte ihren Arm.

„‚Deutscher Hund‘! Untersteh’ dich, du! Ich bin auch deutscher Hund! Du lebst von deutschen Hunden!“

Ihre schwarzen Augen flehten ihm zu, ihre tiefen Mundwinkel lockten.

„Mielicki heißt du, Mielicka heiße ich! Wenn dich Polen ruft, wirst du Pole sein. O süße Mutter Maria, gib bald, gib bald!“ —

Sie hob die gefalteten Hände wie im Krampf, ihr Gesicht stand in der Schönheit der Ekstase. Er empfand die Heiligkeit ihres Schmerzes und stand regungslos, und ihm war, als sähe er die Mütter Polens, die ihren Kindern mit ihrem Blut den Haß gegen deutsche Art mitgaben, die sie polnisch beten lehrten, denn die heilige Jungfrau, die Schutzpatronin des blutigen zer-

Digitized by Google

tretenen Polens, erhörte nur, wer polnisches Flehen vor sie trug ... Ein wilder Zorn schoß in ihm hoch gegen die Hetzer im Beichtstuhl und auf dem Redaktionsschemel, die so starke Ströme in verderbliche Bahn lenkten ...

Vergiftendes Mißtrauen, heuchlerischer Scheinfriede, unter dem die verborgene Glut schwelte, gefräßig, gierig hervorzubrechen ... Seuche, die reines Blut verheerte, ein stolzes und großer Aufschwünge fähiges Volk zu versteckten, lauernden, hämischen Kreaturen verdarb ...

Er reckte die Arme, seine Brust atmete tief. Ach! Dies Volk erlösen zu können, zum offenen, aufrichtigen Frieden! Die alte, hoffnungslose Liebe des Germanen zum slawischen Gemüt blutete in ihm wie in den Herzen der Besten, die hier verblutet waren im Kampf der Seelen.

Es war nur ein Augenblick. Dann sprang sein deutsches Bewußtsein wie eine zischende Klinge vom Leder.

„Hüte dich! Lauf zu den Polen, wenn du polnisch sein willst! Ich halte dich nicht! Mich oder dein Polen!“

Die Frau schnellte auf wie eine Schlange.

„Heimatland wirst du mir nehmen und Muttersprache: Polnische Rede und polnisches Gebet!“ Sie ballte die Fäuste, eine grüne Glut brach aus ihren Augen, ihr Gesicht war leichenblaß.

„Nie! Nie! Nie!“

Er drehte sich in der Tür herum.

„Deine Kindereien und Torheiten, deinen Leichtsinn hab' ich ertragen und gutgemacht, wie der Mann es soll in rechtschaffener Ehe. Kommst du mir weiter mit deiner polnischen Verstocktheit, so wirst du sehen. Ich verbiete dir vor den Kindern den Mund, und ich verbiete deinen Freundinnen mein Haus. Dies ist ein deutsches Haus, und da hängt des Kaisers Bild.“

Er wies auf die offene Schulstubentür. Das Antlitz des Mannes, der an die heilige Mission des Deutschtums glaubte unter den Völkern der Erde, sah unter dem Adlerhelm herab auf den deutschen Mann und die polnische Frau. Und er dachte daran, wie er in Posen stand, wartend im Drang der Hunderttausend, und ein einziges Mal ins Auge seines Kaisers sah, — er sah das tiefe Graublau voll Schmerz und Ernst und unertötbarem Glauben —

Er ballte die Fäuste in einem stummen Gelübde.

O Kaiser!

Alle für dich, alle für einen. Für den einen, der Deutschlands Kraft und Reinheit war.

Er wandte sich, nahm den Hut vom Riegel und ging hinaus.

⌘ ⌘ ⌘

Es war gegen sechs, und die Sonne stand schon tief, und noch immer lag die Glut weißlich und flimmernd über der Ebene. Auf den Wiesen bei Gottestal wimmelte es von roten Weiberröcken und den weißen Hemdärmeln der Männer, die Gespanne am Wegrand standen mit gesenkten Köpfen, und nur Schwanz und Ohren spielten gegen die summenden Schmeißfliegen; die Pappelalleen sahen aus wie mit grauem Staub überzogen, aber die Straßen gingen kreideweiß durchs Land und die Gräben und Feldwege und der Damm der Kreisbahn wie die geblümten Borten, mit dem die Frauen und Mädchen den Saum der sonntäglichen Friesröcke besetzten; so wehten sie in gelb und lila und rot und blau. Kobylagora lag noch weit geduckt zwischen dem See und den Hügeln von Brochowiece; da hielt Mielicki, auf dem Richtweg durch den Hafer vom Ansiedler Klemmann, im Gehen inne. Mitten im nickenden Korn stand ein wilder Birnbaum und breitete sein krüppliges Geäst über geschichtete Feldsteine, unter ihm saßen zur Erntezeit die Schnitter ausruhend im Schatten, um ihn wogte das Korn und wisperten die begrannten Rispen; über den grauen Boden kroch Hirtentäschel und lilablütige Malve und spann graulichtes Grün über den kleinen Hügel, und von rechts her rauschte der Wald und stand es rötlich, schwarz und sonnüberfunkelt von Föhren. Der Lehrer nahm den Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn er hatte in Gottestal für den erkrankten Kollegen Vertretung gehabt und war müde von der Anstrengung und der Hitze; so saß er und sann vor sich hin, und fast fielen ihm in dem Summen und Wispern um ihn her die Augen zu, und die Bilder des Tages schwammen wie bunter Nebel vor seinen Gedanken. Über das Land weg sah er, das sein Vater noch gekannt hatte, karg und unversorgt, wie das über der Grenze drüben, und bedachte,

wieviel besser geworden war in Hütten und auf Landstraßen, in Krügen und Brunnen, und wie jetzt Saaten wogten, wo sonst spärliches Korn in ausgebranntem Feld stand und der Acker voll Stein und Hede lag. Schmerzlich fiel ihm aufs Herz, wie dagegen die Saat des Geistes doch schwer gestreut ward, und wie überall gegen sie das Schwert sich erhob. Sein schmaler Mund preßte sich zusammen, wenn er daran dachte, wie er im eigenen Haus nicht sicher war vor dem Stahl, der immer wieder in diesem Land aufblitzte und die Regierung zu Maßnahmen zwang, die sie sich und dem Land gern erspart hätte.

Von Süden her kam ein kleines Gewässer, lief lebendig durch das abschüssige Gelände und schwatzte und lachte so vor sich hin; er saß und hörte die plaudernde Welle, und ohne es zu wollen, mußte er an Josefa denken und wie ihr Wesen so klar und hell schien und sorglos plätschernd, und was für Untiefen doch in ihr lagen und so unvermeint die Helle trübten. Sie war anders geworden in den vier Jahren; das kam von dem Jähen, Wilden, das seither so oft und zornig in ihr aufsprang. Er blickte über das reifende, erntebereite Land, das in flachen Wellen bis zum weiten Horizont verlief, sich ruhig hob und senkte wie die atmende Brust dieser Erde — Land der Konflikte, Land des Schwertes. Er sah sie vor sich, wie sie damals gewesen war, als sie noch Polin sein durfte und nichts sonst: die stille, weiche, dunkle, slawische Anmut ihres schmalen Kopfes, den gesenkten Blick, den Aufschlag des geheimnisvollen dunklen Auges — wie er sie geliebt hatte vom ersten Blick an. Wie sie neben ihm ging, leise und leichtfüßig wie ein Reh, seinen Arm fester faßte, wenn ein Zweig im Herbstwind raschelte, das Kreuz schlug, fromm vor sich hin flüsterte: Gott tröste dich, büßende Seele —, wie sie verwandt und vertraut war mit See und Baum und Kraut, alle Blumen kannte, alles Getier liebte, als sei sie die wissende Seele dieses Landes; wie sie oft im Dämmer des Herdfeuerlichts die Arme um die Knie schlang, mit großen Augen vor sich hin in das flackernde Feuer sah und mit halblauten Worten flüsterte vom Heer des toten Königs, das im Hügel von Gora schläft, von der gelben Weichsel, die einst rot sein wird vom Blut der Schlachten, von der weißen Hand, die des Nachts über den Braheflusß winkt, vom wehenden Birkenstamm auf der weiten Brache, die den Entscheidungskampf schauen wird — an dem der König Schwert und Krone aufhängt, wenn der Abend sich neigt — wenn die Zeit kommt, wenn der weiße Adler aufsteht, wenn die Tausende kommen, aus den Bauernhütten und Bürgerhäusern, von den Herrenhöfen und aus den Gräbern; lang sind ihre Schwerter, ihre Lanzen blitzen, ihre Federn wanken im kalten Morgenwind, und sie sind wie die Röte vor dem Aufgang, wie der Morgenstern vor der Sonne . . . Der Kessel sang, das Heimchen zirpte, das Kätzchen schnurrte, und die Scheite knackten, das Kupfer blinkte im Blutschein der wehenden Reflexe, und draußen ging der Wind kalt über den vereisten See. Und wenn er dann ging, hinaus in die Winternacht, und im Herzen schien ihm die Sonne und blühten die Rosen, dann stand sie in der Haustür, der Wind zerrte an ihren Kleidern, sie schlang die Arme um seinen Hals und sagte: „Versprich! Nie wirst du mich hindern, Polin zu sein!“ Dann hatte er sie an sich gedrückt, und ihm war gewesen, als sei sie das sehnende Herz des wartenden Volkes, das die Vergangenheit für die Zukunft nimmt. So daß er gesagt hatte: „Sei, was du geboren bist, in der alten Heimat, aber mein Haus ist ein deutsches Haus.“

Dann kamen die Kämpfe; das Schwert, das damals wie eine Vision geschwebt hatte, schemenhaft und unirdisch, wurde greifbar und hart. Und immer unter der Decke — und immer Kampf, Auflehnung mit Lachen und Weinen und Bitten und Trotzen und dann — rot wie ein Feuerstrahl aus unterirdischen Tiefen — je und je dies grelle Aufzucken aus ihrer innersten polnischen Seele —

Ja, sie war anders geworden; die Heiterkeit, die sonst ihr dunkles Wesen durchsonnte, lauter und absichtlicher, ihre ganze Art zerrissener, unausgeglichener, Aufsässiges und zuweilen Wildes in ihr . . . das war das Schwert.

So saß er und sann, die Sonne brannte, ein Ahnen der Erfüllung lag über dem reifenden Korn, — wessen Ernte wuchsen diese Ähren entgegen, wessen Ernte dies Volk?

Digitized by Google

Wann kam der Morgen, blutig und rot, der die Slawenvölker vereinte, der die deutsche Saat zertrat? Es gärte an der Grenze, die Übergriffe häuften sich, loser als je saß dem Straschnik die Kugel im Lauf. Auf die deutschen Lenkballons wurde geschossen . . . und so gärte es im Balkan, erhob Halbasien sein freches Haupt gegen den germanischen Geist. — In seinem Zimmer zu Haus hing des Kaisers Zeichnung: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ Da standen die Kulturnationen und wälzte sich die östliche Fratze heran — o! der Feind war nicht im fernsten Osten, der Feind saß näher! Das Blut stieg ihm ins Gesicht: nie sollte es wahr werden, nie! Der Wertvollere, der ethisch Höhere, der sollte Herr sein und bleiben! Er legte den Kopf an den Stamm, der mütterlich warm stand und seine kleinen Früchte reifte, — und wenn auch nur klein war, was er vermochte, alle für einen, bis zum letzten Tropfen Blut . . .

Die Fliegen brummten, und die Käfer surrten, ein Summen stand über der sonnenschweren Luft und wurde stärker, tiefer und rhythmischer . . . feierlicher und stolzer . . . er fuhr hoch — da schwamm es im Blau, goldig bestrahlt von der tieferstehenden Sonne, langgestreckt, ruhig und sieghaft, die Propeller surrten, — der Luftkreuzer Deutschlands! In dem Mann jubelte etwas auf, der Vogel da oben dünkte ihn wie der Reichsaar, der wachsam über den Grenzen schwebt. Der Augenblick war wie eine Lösung von allem, was ihn bedrückte. Er riß den Hut vom Kopf, sprang vor und grüßte das Schiff, vom Gondelrand löste sich ein weißes Tuch und flatterte Antwort, und weiter schwamm es im Äthermeer, den Kurs ostwärts gerichtet. Er setzte sich nieder auf die Steine und sah ihm nach, wie es selig zog, bald nur noch ein glänzendes Pünktchen in funkelnder Luft, die Augen flimmerten ihm, die sommerliche Luft nahm sein Haupt in warme Hände, er lehnte den Kopf an die Rinde und schlief ein.

⌘ ⌘ ⌘

Als er aufwachte, stand der Himmel grau umzogen, die Dämmerung war tief, die Sonne hinunter. Es war auf einmal kalt, ein heulender Wind stand auf, es murrte im Osten, das Korn um ihn wogte nicht mehr, es lag verwühlt, unselig und hingestreckt wie unter der Sichel in langen Schwaden, die Zweige raschelten ängstlich. Die Tiere waren stumm, ein verwehter Zaunkönig flog mit schrillem Zirpen quer über die unruhigen Felder vor dem Wind. Über dem See stand es schieferschwarz, der Horizont funkelte in unruhigem Licht. Er drückte den Hut in die Stirn und lief in langen Sätzen querfeldein, eine Gänseschar kam ihm schreiend, halb flatternd, halb laufend entgegen, und ihre Schwingen waren in ihrem kreidigen Weiß die einzige Farbe in dem drohenden Schwarzgrau, und alle die andern wie weggewischt aus der Natur. Er kam schnell vorwärts, der stoßende Wind schlug ihm Hände voll Kies und kleiner Steinchen ins Gesicht, der See lag tückisch und ließ lange, rollende Schaumkämme blinken wie gefletschte Zähne. Er kam auf die Chaussee, schon sah er die ersten Häuser, der Donner kam näher, und das Leuchten am Himmel wurde ungeduldiger und greller. Jetzt war er an der Gemarkung, die Ausläufer des Dorfes, armselige Hütten schoben sich heran: da fiel es knatternd herab, ein blaues Schwert sauste nieder, das Gewölbe krachte, die Erde schrie auf. Der Himmel brach auf wie eine Wunde, der Regen stürzte wie stürzendes Blut. Nach zehn Sätzen war er naß bis auf die Haut. Rechts aus der Schmiede fiel heller Feuerschein auf die im Regen wallende Straße, die Schläge folgten sich wie Geschützgeknatter, in weißem Licht zuckte die rußige Werkstatt vor ihm auf: er stand unter Dach, und draußen schlugen die peitschenden Stränge wie Geißeln nieder.

Das Schmiedefeuer lohte, es war heiß wie im Ofen. Die Hämmer fuhren auf das rote Eisen auf dem Amboß, daß es sich wand und bog wie ein glühender Wurm, die Schmiede klirrte. Der Schmied Gruschka stand breitbeinig vor dem Amboß, der Lehrjunge hielt die Zange, die Funken sprühten, der baumlange Gesell schlug zu wie der Satan, das heiße Eisen quatschte wie Brei. Der blonde Kopf des Jungen leuchtete wie geschmolzenes Gold, den Männern troff der Schweiß von den rußigen Stirnen, in den nackten Armen lagen die Adern wie Stricke, die Muskeln brachen aus den Sehnen wie Knollen.

Der Lehrer warf den durchnäßten Rock

ab und schlug die Hemdärmel hoch. Die Leinwand klatschte am Körper. Er lachte. „Einer schmiedet draußen und einer schmiedet drinnen. Pressiert's so, Gruschka?" Er deutete mit dem Kopf auf die Achse.

„Es ist Stankiewicz seine," sagte der Schmied. „Fährt morgen zu Kindtaufe nach Gudawy." Er wies mit dem Hammer auf des Lehrers nackten Arm.

„Pan Lehrer hat auch derben Arm, kommt von so was" — er machte die Bewegung des Hantelns. „Braun wie bei Bauer — is schön das." Er kniff die schrägen Augen zusammen. „Und doch nicht bei Milletär, Pan Lehrer?" Er mußte schreien, so tobte das Wetter.

Mielicki hob die Linke.

„Wegen dem da. Schief geheilt. Ich bin abgewiesen."

Er reckte den Arm, die Muskeln spielten: durch unablässige Übungen hatte er das Glied trotz des schlecht verheilten Knochenbruchs so gut wie ein gesundes in der Gewalt. Der Kleine sperrte den Mund auf, der Gesell grunzte wohlgefällig.

„Scheenes Armkraft. Will Pan Lehrer auch mal?"

Mielicki griff den klobigen Hammer, der Geselle trat zurück und riß an dem langen schwarzen Schnauzer. Der Meister faßte zu, der Lehrer schlug los, der Schlag saß wie ein Treffer in der Schießscheibe, die Schmiedehämmer fuhren im Takt.

„Holla," schrie Gruschka, „is fertig, is gut." —

Der Junge glotzte. Wie stand der Pan Lehrer denn da zwischen den beiden, so blond und schmal und so streng im Gesicht? Und die Augen so dunkel und doch feurig dabei? Von draußen schrie jenseitiges Licht herein, das Feuer ward trübe vor seiner Klarheit. Mielickis Blick zuckte auf.

„Was ist das, Gruschka?"

Der Schmied bückte sich nachlässig und zerrte etwas aus einem Haufen Gerümpel heraus, der in der Ecke lag: zerbrochene Pflugscharen, halbe Hufeisen, lose Sichelklingen.

„Hab' ich vom Baluczek, Pan Lehrer."

Das Feuer schien rot auf den Mann und auf das Langschwert in der schwieligen Faust.

„Hat in Torf gestochen, für Wudki verkauft." Er hielt die geballte Linke an den Mund wie ein Schnapsglas und kippte über. Das Schwert stand hoch in seiner Rechten, die Spitze im Boden, der Kreuzgriff in Brusthöhe.

„Is zu einschmelzen. Gutte Eisen."

Mielicki streckte die Hand aus; es zuckte durch ihn, als er das Kreuz des Griffs in seinen Nerven fühlte. Das Schwert im Osten, das heilige Schwert des Kreuzes...

Der Schmied lehnte gegen die Wand. „Will Pan Lehrer haben? Geb' ich gerne. Is wert siebzig, auch achzig Pfennig . . ."

Der Lehrer stand im Feuerschein und sah auf das Schwert. Es war lang, schwer und breit, von altem Rost zerfressen wie von blutigen Striemen; er fuhr mit dem Finger über die schartige Schneide; es mußte doppelseitig geschliffen gewesen sein.

Er hob den Zweihänder, pfeifend schnitt der Stahl durch die Luft und fiel klirrend auf den Amboß, ein feiner silberner Strich blitzte auf: das alte Eisen.

Mielicki griff in die Tasche.

„Da, Gruschka. Das will ich behalten."

Der Pole grinste.

„Zo, Pan Lehrer. Eine Mark für die alte Säbel?"

Der Deutsche fuhr in seinen Rock und stand vor ihm, das Schwert im rechten Arm. „Ein Kreuzritterschwert, Gruschka."

Damit trat er in den schwächer werdenden Regen hinaus.

⁂

Es fielen nur noch einzelne Tropfen, als Mielicki die Steintreppe des Schulhauses hinaufstieg. Es war schon Nacht, die Dorfstraße lag tot, von den taufeuchten Wiesen wehte es graulicht von Nebel, die Erde lag gesättigt und schwoll von verborgenen Kräften des Werdens. Von fernher kam verlorenes Hundegeblaff.

Der braune Dackel hob den Kopf von der Matte, als die Haustür ging; er lag vor der Tür von des Lehrers Arbeitszimmer, wo Telephon, Telegraph und Postkasse waren; denn Mielicki verwaltete auch die Posthilfsstelle.

Das Eisen klirrte leise auf dem roten Steinboden des Hausflurs, dem Mann ging es über den Rücken. Nach dem langen Weg durch die dunkle Weite des schlafenden, langgestreckten Dorfes verschwammen ihm die Bilder, er sah das lohende Feuer, hörte den Schmiedehammer auf den Amboß

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Heinrich Hellhoff

(Der Künstler ist für das Vaterland gefallen)

Digitized by Google

Digitized by Google

krachen, die Bälge fauchen wie böse Tiere; er fühlte den schweren Griff in der Faust, — da war auf einmal das Schwert — das Kreuzritterschwert, das Erobererschwert —

Jetzt trug er das Schwert über die Schwelle; — das Schwert zwischen ihn und sie —

Im Schlafzimmer oben waren die roten Gardinen aufgezogen, und die Fenster standen weit auf, die kühle Regenluft hereinzulassen. Gerade hatte der Mond das Gewölk durchbrochen, und sein Licht lag hell auf den Dielen. Alles war totenstill, nur das ruhige, rhythmische Atmen der Schlafenden ging leise durch den Raum.

Ihr Bett stand im Schatten, auf seinem lag der Mond und schien auf den kleinen Eisenhaken in der geblümten Tapete, der sonst ein Brett mit ein paar Büchern gehalten hatte. Der Mann hob das Schwert, nun hing es an der Wand, aufgerichtet, drohend, streng der Kreuzgriff, und der Mond lag auf der rostigen Klinge wie vor einem halben Jahrtausend, als sie naß war vom Blut der Heiden.

Er seufzte und trat an ihr Bett. Sie lag da, den Kopf zur Seite, die Schläfe auf den beiden verschlungenen Händen, die starken Zöpfe dunkel auf dem Kissen. Er beugte sich über sie, sie atmete so süß wie ein schlafendes Kind, die langen, gebogenen Wimpern tief auf der sanftgetönten Wange; um den weichen Mund etwas Sehnsüchtiges und Hilfloses. Er stand, und der Mond füllte das Zimmer, und von unten atmete der Garten. Die leise Luft bewegte die Blätter der Fruchtbäume.

Er wandte sich um und legte sich schlafen. Der Mond glitt seine stille Bahn weiter und sah auf die schlafende Erde voll Wälder und Kornbreiten und Flußläufen und Seespiegel, und die Frau richtete sich auf dem Ellbogen auf und horchte nach drüben.

Er schlief. Sie bog sich vor, sein Gesicht zu sehen, ihre Arme kamen aus den weiten Ärmeln wie gemeißelt; die Schwiegermutter schalt oft, daß sie Hemden mit offenen Ärmeln trug wie eine Gräfin. Freilich, wer den ganzen Tag herumging wie zum Feiertag und nachmittags in der Laube Tülldurchzug machte zum Chorhemd für Hochwürden wie eine Kirchenpatronin! Aber recht böse konnte sie der Schwiegertochter doch nicht sein.

Sie stützte die Hände auf das Holz des Bettes; leise, leise, daß die Bettstatt nicht knackte! Ihre Augen öffneten sich weit: im Namen des Vaters und des Heiligen Geistes, was war das! Das Licht stand spiegelnd in ihren geweiteten, schwarzen Pupillen, sie mußte sich festhalten, so sehr war sie erschrocken. Träumte sie denn und was bedeutete der Traum? Über ihm hing breit und drohend ein Schwert.

Ihr wurde kalt vor Angst. War das Mitternachtsspuk? Sie schlug das Kreuz, da sah sie den Kreuzgriff, und vor dem heiligen Zeichen schwand ihr Grauen. Er hatte es wohl mitgebracht, die Erde hier gab manchmal so etwas her: zerbrochene Krüge und Nadeln, Pfeilspitzen von Stein geschliffen; der Lehrer Krüger in Jablowka hatte eine Sammlung davon. Da lag alles geordnet auf langen Brettern, und Frau Krüger schalt, daß das Staubwischen sie soviel Zeit kostete.

Sie stand auf und schlich behutsam auf den bloßen Füßen hinüber. Sie streckte die Hand aus, vorsichtig wie ein sicherndes Kätzchen; ja, es war wirklich! Eisern, hart und kalt. Sie fuhr mit dem spitzen Finger die Fläche entlang, sie war rauh und wie mit altem Schorf bedeckt, — war das Blut? Sie schüttelte sich. Der Mann machte im Schlaf eine Bewegung. Sie trat zurück, das weiße Licht lag auf dem weißen Nachtkleid, und so kauerte sie sich auf der Matte vor seinem Bett zusammen und starrte ihm ins Gesicht. Die gesteppte Decke war halb zurückgeworfen, die Rechte zur Faust geballt lag auf dem scharlachnen Rot. Der Mund war zusammengepreßt, über der Nasenwurzel stand eine steile Falte, wie mit dem Schwert eingegraben.

Sie legte die gefalteten Hände auf das niederhängende Laken und lag in den Knien und flehte zur Schirmherrin Polens, daß sie ihm ein polnisches Herz gäbe. Dreimal war sie schon hingewesen zur schwarzen Maria nach Czenstochau, wo sie unter der Krone stand mit ihrem lieblichen, schmerzvollen, dunklen Gesicht, starrend in Gold und Granat und Perlen ... Allen hatte sie geholfen und allein ihr nicht! Sie dachte zurück, gewiß, sie hatte die Mutter Maria erzürnt, so armselig erschien ihr all ihr Dichten und Trachten, — allein schon der Hut, der kindische Putz. Nun, er war ja

fort. Gleich hatte die Antoscha ihr die Krugwirtin holen müssen, die gierte schon lange danach; wenn sie so etwas hätte zum Hochamt! Sie hatte hochmütig gesagt: „Wenn Ihr ihn noch wollt um fünfunddreißig, Dziemicka, so nehmt: ich kauf' mir andern!" Mit beiden Händen hatte die dicke Dziemicka zugepackt, rein toll war sie vor Freude. Kinder hatte sie nicht und Geld genug. Sie hielt den Hut hoch und liebäugelte und bewunderte: So etwas bekam sie nicht, wenn sie selbst fuhr, so etwas zeigte man ihr erst gar nicht! Sie streichelte der Mielicka den Ärmel, freilich, sie war nicht fein geboren wie die Pani. Und aussehen wie die Pani würde sie auch nicht damit. Hale, sie war eben Bauernmensch.

Das hatte sie ihm zuliebe getan.

Die Tränen kamen ihr aus den Augen und hingen klar an den langen Wimpern; so lieb hatte sie ihn, alles könnte sie lassen für ihn, alles! Sie würde schon immer besser werden; war sie nicht zu Hause geblieben und hatte mit Antoscha die Küche geputzt wie ein Schmuckkästchen? Und gewartet hatte sie auf ihn, bis das Wetter vorbei war und sie im Stuhl einschlief vor Müdigkeit. Da war sie dann schlafen gegangen.

Die kindliche Natur ihres weichen, gemütstiefen Volkes riß sie immer tiefer in einen Strom von Reue. Gewiß: sie hätte nicht „Hund" sagen dürfen von Pan Hochmeister. Wie konnte sie nur! Pan Hochmeister, der soviel von ihrem Manne hielt!

So lag sie da und weinte in seine Decke, und er schlief, und über ihm und ihr hing das Schwert, und der Mond ging sacht seine Straße weiter. Alles war still, nur von der Mühle her kam jetzt das Rauschen des Wassers, das ruhelos ist wie das menschliche Blut. Dann hellte es sich im Osten auf, die Hähne fingen an, heiser zu krähen; sie fror und lief in ihr Bett zurück.

⁂

Am andern Morgen blinzelte sie in die Sonne, in ihren langen Wimpern hing noch der Schlummer, ihre Wange war rot geschlafen. Er küßte sie zum guten Morgen, sie sagte von obenher: „Wie kann man küssen eine Frau, die Schulden macht!" und sah ihn schräg von unten an. Er machte ein ernstes Gesicht, sie fing an zu lachen, sie schlang die warmen Arme um seinen Hals, und auf einmal liefen ihr die Tränen herunter, leicht und warm wie Kindertränen, und netzten seine Wange. „Ist schon weg, ist schon in Ordnung. An die Dziemicka gegeben ... Gute Frau?"

Sie legte den Kopf auf die Seite wie ein ruckendes Täubchen, schüttelte die Tränen ab, sprang aus dem Bett, riß den Vorhang auf: der ganze Himmel lachte herein in die rötliche Dämmerung, der Garten blinkerte im Tau, die Vögel sangen, und die Glocken klangen, und in seinem Herzen sprang es auf wie eine warme Welle.

An der Wand hing das Schwert und wartete und schwieg.

⁂

Der Sonntag war trotz des nächtlichen Gewitters so heiß gewesen wie die andern Tage der Woche, aber der Montag kam mit Regen herauf. Der Lehrer erwachte vor Tau und Tag, eine Unruhe war in ihm, die ihn nicht schlafen ließ. Er kleidete sich notdürftig an, erfrischte sich am Brunnen und ging in dem regenfeuchten Apfelgarten auf und ab. Aber es hielt ihn nicht in den engen Wegen, er trat durch das hintere Pförtchen aufs Feld hinaus. Der Regen fiel sacht und gleichmäßig, und die heilige Stille der Frühe lag über der schweigenden Erde; es war noch graue Dämmerung, und alles wartete. Dann sprang der erste Frühwind auf und ging durch die nassen Gräser, über den See lief es wie Seufzen, die Blätter des Wegerichs und der Zichorien am Rain fingen an zu flüstern, die Felder, silbrig schimmernd vor Nässe, wogten auf wie bewegtes Gewässer und fluteten hin und her wie erwachend, und nun stieg auch die erste Lerche auf. Das Dorf wachte auf.

Aus den Ställen kam dumpfes Brüllen, die Hähne krähten laut, Brunnenschwengel gingen, Türen wurden aufgestoßen. Aus den Hütten stiegen leichte Rauchwölkchen in die regnerische Luft, ein Pferd wieherte hell auf, und nun fingen schon Wagen an zu rollen und Leute zur Arbeit zu gehen.

Als Mielicki ins Haus trat, schrillte das Telephon laut und anhaltend los. Er riß die Zimmertür auf, griff nach dem Hörer: es war der Kollege aus Gudawy.

Der Lehrer horchte, riß den Hörer dichter ans Ohr, schrie in den Trichter: „Wie?

Digitized by Google

— Ich habe wohl nicht verstanden? Alle beide?"

Und klar kam die Antwort zurück: „Sie haben gestern in Bosnien den Thronfolger von Österreich und seine Frau ermordet."

⌘ ⌘ ⌘

Vor der Oberstufe der katholischen Schule zu Murczin stand der Herr Hauptlehrer Röseler und strich die Geige. Vor der Wucht der Kinderstimmen aber, die ihm entgegenbrüllte, verflog der dünne Geigenton wie ein ängstlich flatterndes Vöglein, wenn der Schneesturm ihm entgegenbricht und es sich vergeblich müht, vor dem Wind zu kreuzen und das Gleichgewicht zu halten, bis es seitab getrieben wird. Die Klasse sang, daß die Wände dröhnten, denn sie wollte vor dem Schulinspektor mit Ehren bestehen. Hochmeister saß auf dem Katheder, die Stirn in der Hand, um ihn klirrte das eiserne deutsche Lied:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!"

Er aber sah trüb über die schwarzen und braunen Köpfe hinweg. Hier schallte die Wacht am Rhein und daheim das: Jeszcze Polska nie zginela ... nie, so lang' wir leben ... Eine Mädchenstimme schrillte peinlich vor, er suchte mit dem Blick: richtig! Die Napieralski! Ihm tat weh, sie anzusehen, so traurig war das Kind verändert.

Die Beste in der Schule war sie immer noch, aber was war aus dem lieblichen, ernsten, geweckten Gesichtchen geworden! Eine hinterlistige, geduckte, altkluge Fratze, frech und heimtückisch zugleich. Michaelis kam sie heraus, welche Bahn würde sie gehen? Die Kasimira, das Märtyrerkind, das sich zuerst geweigert hatte, deutsch zu antworten, als der Schulstreik begann. Alle polnischen Blätter hatten ihren Namen genannt, „als das Muster einer wahren, national bewußten und handelnden Polin" ... Vater und Mutter schlugen Rad vor Glück und Stolz. Die Galle konnte einem dabei überlaufen: eine verhetzte, kleine Rotznase von acht Jahren, die deutsch sprach wie Wasser! Er hörte sie noch plappern: „Polen ist mein Vaterland; es ist die Mutter aller Polen. Darum muß ich polnisch beten. Der Herr Christus würde mich nicht verstehen, wenn ich deutsch betete, er will, daß ein polnisches Kind polnisch betet ..."

So oft er das Kind sah, in seiner unglücklichen Entwicklung ein Opfer der großpolnischen Hetzer wie ein Sinnbild für das verhetzte und irregeführte Volk, stand ihm jene Zeit frisch vor Augen, wo er schon nicht mehr zuckte, wenn ihm auf einsamem Landweg aus dem Gebüsch wieder eine Kugel beim Ohr vorbei pfiff, die durchfetteten Briefe auf dem Schreibtisch sich häuften: „Kinderquäler, Bluthund, verfluchter Niemicz! Mach' dein Testament, in drei Tagen bist du kalt." Es ging den Kollegen nicht anders. — Ja, Michaelis kam die Kasimira aus der Schule, und der Marzinkowskiverein würde sie schon weiterbringen.

Er stand auf und reichte dem Hauptlehrer, der für den zum Turnkursus beurlaubten Kollegen die Gesangstunde übernommen hatte, die Hand. „Ich habe mich gefreut, Herr Röseler. Und mit dem Singen geht es ja auch ..." Er winkte der Klasse mit der Hand. „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit! Amen!" gab der Chor zurück.

Er trat auf die Straße, und von oben her sang es weiter, daß die Scheiben in den Rahmen klirrten:

„Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und aller Augen blitzen hell,
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark."

Der Gesang verhallte.

Er schritt weiter, in tiefen Gedanken ... „Beschirmt die heil'ge Landesmark ..." und wieder stieg es warm in ihm auf. Die Schule und das Heer.

Auf dem Marktplatz standen ein paar Bauernwagen, der alte Wachtturm wuchtete in den grauen Himmel hinein. Die granitnen Stückkugeln aus der Schwedenzeit staken tief im geborstenen Gemäuer. Und dennoch hielt der Turm ...

Hochmeisters Haus lag vor der Stadt, an der Braunsberger Chaussee. Der Staat hatte es vor einigen Jahren gebaut, als die Stadt Gericht erhielt und der Wohnungsmangel infolge des Zuzugs überhandnahm. Nun stand es auf der kleinen Erhöhung des hier etwas ansteigenden Landes, polnische Gehöfte zur Rechten und Linken, und lachte mit gebrochenem Ziegel-

Digitized by Google

dach und roten Geranienbehängen steil und hoch über die Straße weg ihm schon von weitem in die Augen.

❀ ❀ ❀

Die Landstraße entlang standen Ebereschenbäume, ihre Beeren blickten schon orangerot aus dem Laub, bald würden sie wie Korallen hängen, dann kam der Herbst. Die Jahre drehten sich wie sausende Spindeln. Schwere Arbeit, zu säen und zu ackern und nicht Frucht zu schauen, wenn der Herbst kam.

Fern am Horizont gingen die Windmühlen, — wohl dem, dessen Mühlen nicht leer liefen . . .

Ein herrschaftlicher Einspänner kam die Straße herunter von Strzdzewo her, der Wagen des Landrats. Herr von Eckartsbrunn beugte sich heraus. „O, Herr Doktor Hochmeister! Einen Augenblick Zeit?“

Er rief dem Kutscher etwas zu und sprang aus dem Wagen.

Der Landrat war ein hoher Fünfziger, ein rothaariger Mann von sieben Schuh Höhe, mit langem, kupfernem Schnurrbart. Er war Witwer und kinderlos, seit mehr als dreißig Jahren arbeitete er in der Ostmark. Er hatte die Chausseen gebaut, die Kleinbahn erkämpft, die Dörfer versorgt, den Kreis hochgebracht, sein Schweiß und sein Blut steckten in diesem Boden. Indessen war er, obwohl Aristokrat im besten Sinn, nicht gerade schmiegsam von Sitten; wegen seiner Geradheit liebten ihn Jude wie Christ, nur nicht eben diffizile Obere.

„Was Neues von Wien?“ fragte Hochmeister. „Ich bin schon seit fünf fort, komme von Bronischewitz-Margnin und war noch eben in der katholischen Schule heran.“ Den Wagen hatte er vorweggeschickt.

Der Landrat schüttelte verdrossen den Kopf. „Nichts wie Quackelei. Fahren fort, der Welt zu versichern, daß sie mit Serbien Frieden wollen. Himmelsakrament! Ein Volk, das das ungerochen läßt —“

„Es geht was vor,“ sagte Hochmeister. „Ich habe den alten Propst Szafraneck gesprochen. Im Klerus erzählt man sich, die Russen hätten das Potschejewsche Bild von Shitomir heimlich ins Innere geschafft — schon vor dem Mord. Das bedeutet was.“

Sie standen und sahen sich schweigend an. An dem Bild hing die Verheißung der Herrschaft über Westrußland. Das Schwert blitzte vor ihnen auf, das Schwert im Osten.

Eckartsbrunn biß an seinem roten Schnurrbart. „Kanaillen, heimtückische —“

Er nahm den Kopf zurück und reckte die Bärenarme.

„Sie sollen man ’rankommen, wir warten lange genug . . .“

„Es zeigt nur, auf was sie gefaßt sind,“ sagte Hochmeister . . . „Und nun wird es doch nichts . . .“

Ja, sie würden hier weiter säuern.

Der Landrat hielt im Auf- und Abgehen inne.

„Ich glaube es doch nicht. Ich hab’ ihn doch in Leipzig gesehen, bei der Grundsteinlegung. Der ganze Mann wie bebend von verhaltenem Willen. Ich seh’ ihn noch unter dem Helm: Ein Heerfürst —“

Er sah Hochmeister an, in der Tiefe seiner lauten, dröhnenden Stimme schwang etwas Dunkles mit, was nicht vom nüchternen Wissen des matten Tages war. „Mir ahnt, den sie da zu den Toten geschickt haben, der kommt nicht ohne Gefolge da unten an —“

Er brach los: „Herrgott! Wenn es würde! Daß die Geister sich schieden! Daß man wieder mal wüßte, wofür man lebt!“ — Er packte des Jüngeren Ärmel. „Ich sage Ihnen, oft, in der Nacht, da schnürt es mich am Hals, es drückt mich wie der Alb. Dies feige, geduckte Umeinandergehn, dieser Kampf in der Tiefe, dies Wühlen und Gegenarbeiten —“

Der andere schwieg. Der drohende Weltkrieg stieg rot vor ihm auf. Wenn das russische Schwert sich hob —

„1870 haben unsere Polen sich brav geschlagen,“ sagte Hochmeister endlich. „Wir haben hier Leute genug im Kreis mit dem Kreuz . . . Ich kann mir nicht helfen: ich liebe dies Volk. Sie sind wie die Kinder.“ Ja, wie Kinder. Kindhaft selbst in der Trunkenheit, im Taumel der Freude — wenn der deutsche Mann plump wurde.

Freilich, vor vierzig Jahren. Indessen hatte es genagt wie die Flut am Strand, das anwogende, fremde Meer, der Panslawismus. Sie standen beide im Staub der Straße, der Wagen hielt seitwärts,

Digitized by Google

und die Gäule traten hin und her. Durch weißliches Gewölk drückte das verborgene, furchtbare Feuer, quälender, als wenn die Weißglut der hohen Sommersonne frei ausströmte —

Der Ältere dachte an die kleine Stadt im Oberhessischen, in der er als blutjunger Mensch den im Jahre 1870 schwer verwundeten Landrat ein Jahr lang vertreten hatte. Es war eben nach dem Krieg, er war auch mit dem Kreuz zurückgekommen; da schickten sie ihn gleich in diese Vertretung. Nach der großen Zeit gab es keine Konflikte. Der polnische Mann war deutscher Soldat gewesen, sein Blut hatte das Reich kitten helfen. Vom Krieg erzählte er seinen Kindern auf Deutsch; an der Wand seiner Stube hing das Bild des alten Kaisers über der Kompagnieaufnahme. Jetzt hing der Kosciuszko da oder Johann Sobieski, in den Zeitungen des Industriebezirks schrieben sie von der polnischen Ojczyzna und in Anführungsstrichen vom „faterland". Das hatten dreißig Jahre getan.

Und der andere dachte an die Stadt oben an der Nogat, an deren Gymnasium er sein Probejahr geleistet hatte, bis er als Privatdozent nach Thüringen ging. Die akademische Laufbahn hatte er aufgegeben, als er sich mit der mittellosen Offizierswaise verlobte, denn was für einen ausreichte, reichte nicht für eine Familie. Da war er oft bis zur Grenze geritten: unten rann der Fluß in seinem Bett und streckte sich das schmierige Dorf, und oben etwas erhöht gegen den silbrigen Himmel mit zerfallenem Gemäuer und hohlen Fensteröffnungen stand das alte Ordensschloß, einst die äußerste Vorhut gegen den Osten und nun schon im slawischen Land —

Eckartsbrunn fuhr aus seiner Versunkenheit auf.

„Übrigens, das Reichsgericht hat die Revision der Wonsowska verworfen. Es bleibt bei den zwei Jahren. Das wird wieder böses Blut machen. Aber natürlich muß durchgegriffen werden. Fünf kleine Kinder ... Aber: öffentliche Aufreizung."

Er brach ab ...

„Ja, was ich eigentlich wollte: Haben Sie morgen Zeit? Wir müssen uns ja wegen der Ferien noch ‚gegenseitig benehmen'."

Denn in dem Bezirk waren wegen der Rüben- und Kartoffelernte die Michaelisferien die eigentlichen „großen".

Am Horizont stand eine Staubwolke, Hufschlag klang hell auf der harten Chaussee, ein Reiter kam die Straße herunter.

„Das ist ja Mielicki mit seiner Liese," sagte der Landrat.

Die Herren winkten. „Was Neues von der Rogatka?"

Der Lehrer saß ab und kam, das Pferd am Zügel, heran. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, den Filz hielt er in der Hand. Hochmeister sah ihm entgegen, und irgend etwas war in diesem herankommenden Mann, der den müden Gaul führte, das ihm eine unklare Ideenverbindung erweckte zwischen diesem Menschen und seinen Gedanken an die Ordensburg da oben.

„Sie verstärken drüben tüchtig, und in der Nacht hat es in der Richtung auf Obudno im Russischen gebrannt. Sie haben zwei Grenzbuden angezündet."

Des Landrats Blick zuckte blau auf.

„Vorluft, meine Herren! So macht die Bande es immer. Dem vordringenden Feind eine Wüste schaffen ..."

Der Postbote Pluwa trabte vorüber und legte die Hand an die Mütze.

„Neue Nachrichten, Pluwa?" rief Eckartsbrunn. „Die Zeitung vom Herrn Kreisschulinspektor haben Sie doch noch?"

Der Briefträger kramte in seiner Tasche.

„Hier, ich bitt' schön. Und andere Post trag' ich hin zu Haus ..."

Hochmeister riß den Kreuzband ab. „Da haben wir's. Die Note Österreichs an Serbien!"

Er las vor, der größere Landrat las halblaut mit. Er war eher fertig.

„Hurra!" schrie er los. „Jetzt zeigen sie den Bestien die Klinge. Das ist Österreichs Schwerthand, die wächst dem Toten aus dem Grab!"

✠ ✠ ✠

Die Post lag schon auf dem Schreibtisch, als Hochmeister nach Haus kam. Er sah aus dem Fenster, — warum kam ihm seine Frau nicht auf der Diele entgegen wie sonst? Sie trat eben in den Vorgarten, ein junges Paar war mit ihr. Er ging auf den Balkon und schaute hinunter: die Schuhmacherstochter von drüben, die heute den jungen Handwerksmeister aus Tarnowo

Digitized by Google

heiratete. Sie nähte für die Kinder und war geschickt und bescheiden. Maria hatte ihr heute früh schönes Tischgerät aus Zinn hinübergeschickt. Nun waren sie wohl gekommen, sich zu bedanken.

Er winkte hinunter.

„Viel Glück, Fräulein Pelagia, viel Glück, Meister! Halten Sie sie gut, sie bringt Ihnen Glück ins Haus!"

Sie sahen alle nach oben, die Frau nickte herauf, die jungen Leute dankten mit hellem Gesicht. Frau Hochmeister reichte ihnen verabschiedend die Hand, die das Mädchen küßte mit tiefer Verneigung, der Bräutigam bog das Knie und streifte, wie die taktvolle Sitte dem Mann es gebot, den Überwurf der Dame mit den Lippen. Der Deutsche sah hinab auf die Szene; nichts konnte den feinen Sinn für Anmut und Würde der Lebensformen, der diesem Volk in die Wiege gelegt war, deutlicher beleuchten. Das Biegen wurde ihm leicht, konnte man es darum ein Sklavenvolk schelten? Ein kindliches Volk, das des Anhalts und Schutzes bedurfte bei denen, die von härterem Stoff waren —

Er schnitt die Briefschaften auf, über sein Gesicht flog Genugtuung. Nun hatte er endlich den Vater dieses Jannusch Beza.

Das katholische Pfarramt zu Kobylagora bescheinigte, daß der Wilhelm Gustav Boese, ehelicher Sohn des Johann Friedrich Boese und der Maria, geb. Lüdke, geboren am 6. Juli 1878, bei seiner Verheiratung mit der Bronislawa Jadzewska katholisch geworden sei und den Vornamen Anton erhalten habe. Statt des bisherigen Namens Boese hatte der Kaplan Lubzinski den Namen Beza eingetragen und auf diesen Namen auch die Kinder getauft. Der Kreisschulinspektor kannte die kleinen Bezas, stockpolnische Kinder, die zu Kobylagora zur Schule gingen. Das Deutsche mußte ihnen Wort für Wort eingetrichtert werden. Er wollte doch mit dem alten Pfarrer Kuba reden. Der Beza hatte wegen Krankheit der Frau um vorzeitige Entlassung seines Jannusch aus der Schule gebeten. Das wurde sonst gern gewährt, aber bei der Beschaffung der nötigen Urkunden hatte es Schwierigkeiten gegeben, da der Austritt aus der Landeskirche an keiner Stelle angezeigt war. ‚Na, mein Sohn, du sollst schon als Johann Boese zu den Rekruten kommen', dachte Hochmeister. Der alte Kuba hatte Glück mit seinen Kaplänen, auch jetzt hatte er wieder solchen fanatischen Allpolen da.

⌘ ⌘ ⌘

Die Tür ging, in dem Luftzug wehten ein paar Blätter auf, und Frau Hochmeister stand im Zimmer. Sie war eine große Frau, und die Schlankheit der hohen, ein wenig knochigen Gestalt wohl eher Hagerkeit zu nennen; ihr schmales, nüchternes Gesicht mit kleinen Sommersprossen fein gesprenkelt, das aschblonde Haar lag in einer stillen Welle um den kleinen Kopf. Die Gräfin Romowska sagte von ihr, sie sehe „so preußisch" aus, aber sie hatte es ohne Hohn gesagt und mit einer leisen Nachdenklichkeit, und in Wahrheit war über der ruhigen Haltung und dem schlichten Ausdruck der Frau eine stille Vornehmheit, zu der ihre einfache Tracht gut abgestimmt war.

Sie nickte dem Mann in ihrer gelassenen Art zu. Er rief ihr entgegen: „Das Ultimatum an Serbien ist heraus!"

Sie blieb mitten im Raum stehen und sah ihn mit großen Augen an. Keine Miene veränderte sich, sie hatte sich vollkommen in der Gewalt.

Er gab ihr das Blatt hin. Sie las und erwog in Gedanken, ob das Krieg war, unausweichlicher Krieg —? Je weiter sie kam, desto mehr wurde es Gewißheit. Und doch konnte sie es nicht glauben, ihr ganzes Gefühl sträubte sich.

„Es ist doch nicht möglich," sagte sie. „Rußland kann doch nicht den Meuchelmord decken —"

Sie schwieg und sah in aufsteigender Angst vor sich hin.

Er nahm das Blatt und legte die halbe Granate, die er von seinem Vater her — denn er war wie sie ein Soldatenkind — als Briefbeschwerer benutzte, darauf. Es gab einen dumpfen Ton, die Schreibsachen klirrten leise, es klang wie ein Abschluß, als wenn eine Tür ins Schloß fällt und nun kein Ausweg mehr ist.

„Es ist kein Zweifel," sagte er, „der Krieg ist da."

Es war so still, daß sie von unten den harten Pendelschlag der Dielenuhr hörten, tick — tack — tick — tack. So hart ging die Zeit, so liefen die Stunden ab, wie der

Digitized by Google

Sand in der Sanduhr abwärts fällt — dann stand der blutige Morgen da —

Endlich sagte die Frau mit rauher Stimme: „Du bist über fünfundvierzig —"

Er sah sie ohne ein Wort an.

Sie wandte sich ab und trat ans Fenster.

⌘ ⌘ ⌘

Die Geranien rannen wie hellrotes Lebensblut, die Ebene dehnte sich, die glühende Luft lag drückend über dem dunstigen Land. Die Frau blickte darüber hin und sah nichts von dem allen. Sie war auch aus dem Osten; sie sah den Stein vor sich in der Heide ihrer Heimat, den Blutstein. Die Polen nannten ihn den Bischofstein, weil der heilige Adalbert von ihm aus gepredigt und siebentausend bekehrt habe. Es war ein Granit, von Flechten ganz übersponnen, an der Seite eine rote Rinne. Sie hatte oft als Kind davor gestanden, die Fichtenwipfel wehten im Wind, es roch nach Harz und warmer Sonne... Jetzt richtete er sich vor ihr auf.

Sie stand und sah vor sich hin, durch weiße Wolken brannte die verhüllte Sonne auf ihre blassen Hände, die gefaltet auf dem Stein der Fensterbrüstung lagen, und so stand sie in einem Zwischenzustand, wie auf einer Insel im Fluten der Zeit, Abgründe zwischen dem Vorhin und dem Nachher, und wußte nur eins, daß ihres Lebens Lose jetzt gezogen wurden und daß sie schon einmal so gestanden hatte unter dieser verhüllten Sonne, die durch Wolken stach, die blassen Hände wie jetzt auf steinerner Brüstung, den nach innen gewandten Blick in einer dunstigen Ferne — und sonst alles anders, ihre Gestalt, das Haus, die Zeit, das Land — und nur dies dasselbe: daß sie dem geben mußte, was fordernd vor ihr stand und nicht mit Geschrei und Jammer, sondern mit festem Herzen.

Durch ihren Leib ging ein Zucken, die Starrheit löste sich, die Brücke war wieder da vom Dereinst zum Jetzt.

Sie wandte sich um und war wieder in ihrem alten Leben, und der Faden ging weiter, wo er vorhin abgerissen war. In ihrer Stimme war kein Beben, als sie sagte: „Tu, was du mußt. Gott segne dich."

⌘ ⌘ ⌘

So lag der Alltag wieder da, und jedes ging seinen Geschäften nach; noch hielt das Schicksal die Würfel in der Schwebe, und wenn man auch wußte, wie sie fallen würden, so war doch jetzt Reden und Vermuten müßig, und am Nachmittag stand die Frau im Erker ihres Zimmers und sah drüben den Brautwagen der Pelagia halten, eine offene Britschka und die glänzenden Braunen blank geschirrt mit wehenden weißen Bändern und Erdmyrtenbüscheln. Die Haustür ging auf, und die Frau sah ihr jüngstes Kind herauskommen und den alten Switala im langen Rock mit den Ehrenzeichen auf der Brust hinter dem Kind, das gerade und schlank in seinem Kieler Kleid vor ihm herging; das blonde Haar wehte im Wind unter der Mütze der Kaiserlichen Marine. Die Kleine winkte zur Mutter hinüber, der Alte verneigte sich würdig, die Hand auf dem Herzen, und hob das Kind in den Brautwagen. Das Hausmädchen setzte sich bescheiden auf den Rücksitz, die Pferde zogen an, das blonde Kind reichte nochmals die Hand heraus; der alte Pole stand da, das Gesicht glänzend vor Freude, das lange schwarze Nackenhaar flatternd im Glutwind, und sah dem Wagen nach, verbeugte sich nochmals und trat ins Haus. Das Brautpaar hatte heut früh gebeten, das kleine Fräulein möge ihm die Ehre erweisen und in die Kirche zur Brautschau kommen und vorher die Hochzeitsgeschenke betrachten. So führte der Brautwagen sie als erste zur Stadt.

Nun fuhren die Hochzeitswagen heran, stattliche Bauerwagen und gutgenährte Pferde. Die Gäule hatten Asternsträuße vor der Stirn, und durch die Frau ging ein Schmerz, — es war ja noch Sommer, kam denn schon der Herbst? An den Peitschen flogen die bunten Bänder, die langschäftigen polnischen Sporenstiefel blinkten; sonst trug man sich städtisch. Die Frauen die Kirchkleider von schwarzer Seide, die Männer Röcke in schwarz oder blau und nur die Brautjungfern weiß wie die Braut, und alles war so reinlich und wohlanständig und gutgepflegt, daß einem wohl das Herz im Leibe lachen mochte, was hier die Jahre deutscher Kulturarbeit geleistet hatten: die hatten den Polen Wirtschaft und Fleiß und Arbeit gelehrt. Gerade in den Städten zeigte sich das. Wieviel war anders geworden im gesegneten Frieden, wo

Digitized by Google

sonst das Volk in Schmutz, Gezänk, Trunk und Ungeziefer verkam und nicht das elende Dach überm Kopf ihr eigen war. Unter der Tür standen die Brauteltern, die neue Verwandtschaft zu empfangen, wie es sich geziemte; die Söhne, stattlich herausgeputzt, mit Blumensträußen auf der Brust, taten Dienst bei den Wagen und hielten den Gästen beim Absteigen die Hände hin. Die Frauen knicksten vor der alten Switala, die ohne Verlegenheit dastand, die verarbeiteten Hände übereinandergelegt auf der alten Seide ihres Rockes von verschollener Mode; die Jüngeren küßten ihr die Hand, und sie küßte sie wieder, die Mädchen auf die Stirn, die Frauen auf den Mund; die Männer küßten sich schallend auf beide Wangen, die jungen Leute umfaßten die Knie der Hochzeitseltern, sich gleichsam symbolisch unter den Schutz der neuen Familiengemeinschaft begebend; die Würde und richtige Empfindung der Sitte, beim Geringsten dieses Volkes so gut entwickelt wie beim Höchsten, gab ein gutes Bild für die Urformen des Anstandes und bedünkte den Beschauer fast wie die primitive Hofhaltung eines einfachen Volkes; soviel Maß und Haltung war bei dieser polnischen Kleinbürgerschaft.

In Hochmeisters Arbeitszimmer saß indessen der alte Tischlermeister Wolniewicz auf dem Stuhl bei der Tür, fingerte an seinem Schafpelz und kraute sich in dem langen, straffen, noch braunen Haar oder sah betrübt auf seine hohen schwarzen Stiefel, in die er die weiten blauen Hosen gesteckt hatte. Er war gekommen, um die Lieferung der neuen Bänke für die Obudnoer Schule zu bitten, aber der Kreisschulinspektor hatte ihn abschlägig beschieden: Der Tischler Neumann zu Konersdorf hatte sie bekommen. Der alte Mann fuhr sich mit der schwieligen Hand über das sauber rasierte Gesicht. „Bitt' ich schön, Euer Hochwohlgeboren, is hohe Regierung nicht zufrieden gewesen mit Arbeit von mir? Hab' ich doch gut gearbeitet, mit trockenes Holz und solide Preisen! Warum nun alles an fremdes deutsches Tischler?"

Der Kreisschulinspektor zuckte die Achseln.

„Es ist mir leid, Herr Wolniewicz; ich muß Ihnen das Zeugnis geben, Sie haben ordentlich geliefert, aber wir haben die Pflicht, das deutsche Element zu unterstützen, das von Ihren Volksgenossen boykottiert wird."

Der Alte seufzte. „Was soll ich denn sagen, was? Da sitzt man und wartet auf die Arbeit wie auf Gottes Erbarmen. Das ist schon so: Wenn das Unglück dich bei den Haaren faßt, da kannst du, Menschenkind, nicht entlaufen. Ist es denn zu eng im Kreis für Deutschen und Polen?"

Der Beamte nahm mit spitzen Fingern ein Pack Zeitungen vom Aktenständer. „Sie können ja lesen, Wolniewicz, da!" Da stand es in langen Reihen:

„Die Damen Fila und Zofia N. N. kaufen Hüte und Stiefel bei einem Deutschen.

„Herr Pawel N. hat die Maurerarbeit einem Fremden übergeben.

„Die Fräulein L. kaufen alle Schneiderartikel bei Semiten.

„Herr O. aus Bechercie kauft nur bei Andersgläubigen.

„Hatte Herr Z. keine Zeit, Herrn C. die Photographie einzurahmen, so daß er zum Deutschen gehen mußte?

„Herr N. N. ist auf jedem Vergnügen des hiesigen Kriegervereins zu sehen, wo er trotz seiner nahezu sechzig Jahre unter dem Kommando eines Unteroffiziers marschiert. Im Kriegerverein hat ein Pole und Katholik nichts zu suchen."

Hochmeister schlug auf das Blatt.

„Und darüber steht: ‚Wimie Boze! La Wiarc i Ojczyzne!" und: „Niech bezie pochwalony Jezus Christus!'"

(Im Namen Gottes. Für Glauben und Vaterland. Gelobt sei Jesus Christus.)

„Eure Hetzer, die tragen das Schwert ins Land. Wir wollen Frieden."

Der Pole hatte die Schaffellmütze zwischen den Knien und sah darüber weg zu Boden. Jetzt schlug er die arglosen blauen Augen auf.

„Eine schwere Sünde nennen eure Leute es, beim Deutschen zu kaufen," rief der Schulinspektor. „Eine Leichtfertigkeit, die Gott strafen werde, — das Wort soll auf ihre Häupter kommen."

„Hale, Euer Hochwohlgeboren," sagte der Alte. „Und Unglück von Wolniewicz dazu. Kann für nichts und muß leiden." Er fuhr mit der Hand über die Augen. „Hat Tischler in Konersdorf Arbeit genug und ich habe nicht. Spreche ich polnische

Digitized by Google

Digitized by Google

Sprache, bin doch deutscher Pole. Weiß ich doch von früher, wie war."

Hochmeister sah zum Fenster. Nach rechts lief etwas den Horizont entlang, wie ein Blumenband, erhöht. Das war der Damm, den im Jahr 45 die Grundbesitzer für die Aufständischen unter Mieroslawski gebaut hatten. Jetzt wuchs Gras darüber —

Der Alte sprach weiter.

„Hab' ich nicht Warmes bekommen, wie kleine Kind war; nur Wudki und Brot. Hat Pan Lehrer Liedtke Verein gegründet, bitte schön, nur von Schulkinder, wo verboten war, Wudki zu trinken. Hat gesagt: Hört, Kinder, diese meine Worte, daß es euch besser geht in Welt wie jetzt. Wieviel — arme Kinder! — haben nicht ganzes Hemd, müssen gehn mit zerrissene Jacke und Hose, beißt euch Ungeziefer, und geht barfuß in böse Wetter. Habt zu Haus Stall für Haus, friert im Winter, habt Stroh zu schlafen, nicht Brot zu essen, nur Kapusta, Barschtsch und Kartoffel, nicht Salz und nicht Schmalz und eßt Gras in Vorerntezeit?

„Und hat gesagt, alles kommt von Wudki. So ist mir gegangen als Kind, weiß Herr Jesus."

Er seufzte auf.

„Muß Herr Jesus ändern. Sind doch Brüder alle menschlichen Seelen."

Draußen jubelte Musik auf und jauchzten Stimmen, von der Stadt her läuteten die Glocken. Der Hochzeitszug fuhr ab, der Schleier der Braut wehte vorauf. Frau Hochmeister schob den Scheibenschleier zurecht und ging in ihres Mannes Zimmer hinüber.

Der Alte küßte ihr den Ärmel. Sie sah ihn mitleidig an.

„Ich brauche einen neuen Schrank für meine Tochter, Herr Wolniewicz. Sie wird nun schon größer und soll längere Kleider bekommen. Sie haben ja immer ordentlich gearbeitet. Gutes, abgelagertes Tannenholz und weiß gestrichen — so wie für die Jungen vor zwei Jahren, aber ohne Fächer zu Wäsche. Die Maße haben Sie wohl?"

Der Pole holte sein rotgeblümtes Tuch aus der Hose und schnäuzte sich.

„Gott bezahl's, hochgeborene Frau," sagte er leise.

„Is nicht um Geld allein — Gott bezahl's."

⊠ ⊠ ⊠

Durch Kobylagora fuhren in diesen Tagen die Erntewagen wie überall im Land, so weit der Himmel blau war, und die Arme der Bäume griffen nach Ährenbüscheln, wie damals nach dem duftenden Grase; in ihren Kronen hingen nur Strohkränze, daß sie dastanden wie Mädchen am Pranger, bis die Vögel kamen und mit Picken und Kreischen die langen Halme auseinanderzerrten.

Draußen standen die Garben auf Stoppelacker, und wieder wimmelte es weiß und rot auf dem gelben Grund, und die Sonne sah mit Lachen nieder auf all das Gekrabbel wie eine gnadenvolle Herrin, die die Strenge beiseite läßt, weil die Arbeit gut vonstatten geht. Sie flimmerte durch das zackige Pappellaub und den weißen Sonnenschirm auf das blühend schwarze Haar, das der Mielicka schön geordnet um den Kopf lag, und ließ ihre matte Haut leuchten wie blasse Perlen. Ihr war von Herzen froh zu Sinn, wie immer, wenn sie am Arm ihres Mannes durch die freie Luft ging, der Schirm zitterte um ihren Kopf wie der Heiligenschein um die Allerheiligste. Ihre Augen und ihre Zähne schimmerten zu dem Mann auf, und sie drückte vor Freude seinen Arm, weil sie ein gutes Werk zu tun ging und der Krazusewska eine Stiege Eier bringen wollte, denn die Antoscha hatte erzählt, die Krazusewska habe wieder einen Jungen, und jetzt brauchte sie ja nicht mehr die Eier zu sparen wegen der Schuld bei der Modistin; davon war ihr so froh und leicht wie nach der Losspreckung in der heiligen Beichte.

Von rechts her fiel ein schwarzer Schatten über den Weg, und der Herr Kaplan Wladislaus Strelicki kam ihnen mit langen Schritten entgegen auf das Pfarrhaus zu und sprach grüßend: „Niech bedzie pochwalony Jezus Christus."

Der Lehrer zog den Hut und antwortete deutsch, die Frau verbeugte sich und gab den Gruß auf polnisch zurück. Der Kaplan blieb stehen, Mielicki sah die Frau an. „Du bist hier im deutschen Land. Sprich deutsch mit dem hochwürdigen Herrn."

Der Kaplan warf ihm aus zusammen-

Digitized by Google

gekniffenen Augen einen funkelnden Blick zu. Er schlug die Lider nieder und sprach mit gesalbter Stimme: „Sie tun recht, Frau Mielicka, die liebe Muttersprache nicht zu verachten. Wer seine Mutter liebt, wenn sie im Elend steht, den wird die himmlische Königin von Polen belohnen." — Unvermittelt fügte er bei: „Es kommt Krieg. Großer Krieg! Österreich geht los gegen Serbien. Ich habe Nachricht aus Posen. Die serbische Antwort hat Österreich nicht befriedigt."

Des Lehrers Brust weitete sich, die Frau erschrak. Sie bekreuzigte sich und stammelte: „Im Namen Gottes und des Heiligen Geistes! Was sagt Hochwürden da?"

Der Pole sah den Deutschen an wie ein Sieger, unverhüllt stand der grelle Haß in seinen schwarzen Augen. Die Sonne leuchtete auf der Tonsur im dunklen Haarkranz.

„Das heilige Rußland nimmt sich des verfolgten slawischen Bruders an, der dem Großen nicht standhalten könnte," sagte er langsam und ließ die Worte auf der Zunge zergehen wie einen starken, schweren Trank.

Denn hinter dem, was er sagte, rauschten die Sokols Polens mit fiebernden Flügeln, reckte sich der weiße Adler, richtete der Panslawismus sich auf wie ein Gespenst —

„Ich muß zum hochwürdigen Herrn Pfarrer," sprach der Priester geschmeidig, „ich werde erwartet." Er winkte mit der Linken wie segnend zu der Frau hin und bewegte den schwarzen Filz gegen Mielicki.

In seiner Stimme lag Hohn, als er inbrünstig sagte: „Gelobt sei Jesus Christus, Herr Lehrer!"

Der Deutsche sah ihn an, seine Augen wurden stählern. Es klang wie die Antwort auf das, was hinter der Rede des andern verborgen stand, als er sprach, ernst und aus tiefster Seele: „In Ewigkeit. Amen."

⌘ ⌘ ⌘

Das Häuschen der Krazusewska lag auf der Seite wie ein kreuzlahmes Mütterchen, und das verwitterte Strohdach rutschte ihm tief hinab wie eine schiefsitzende Altweiberhaube. Aber die Fensterchen waren blank darunter, die Mauer war reinlich getüncht, und hinter den Scheiben quoll es von Pantoffelblumen und Balsaminen und weinenden Wachsblumen am geschlängelten Stock. Die Krazusewska pflanzte sie in Kaffeegrund, und davon wucherten sie wie das liebe Unkraut am Weg, das der Pole Jesusblumen nennt, die Blumen des Feldes und des Rains, denn für den Herrn Jesus blühen und wachsen sie als ein süßer Geruch und Weihrauch zu seinen Ehren.

Der Knüppelzaun lief wankend um das verwilderte Vorgärtchen wie ein kranker alter Haushund, der immer noch um den Hof läuft und auch manchesmal dabei hinfällt, denn auch der Zaun lag an mehr als einer Stelle am Boden, und dahinter stand die knospende Malve, der Rosmarin räucherte Duft in die Sommerluft, die weiße Ziege zupfte am Gras, die Henne kratzte und lockte, und der knorrige Apfelbaum prangte mit tausend grünen Äpflein und war fast schöner anzuschauen als im Frühling, wo der Blütenschnee ihn deckte wie das Leintuch den heiligen Kelch. Und unter dem Baum stand der Schemel mit der Waschbalje, die Wöchnerin seifte und rieb, und rings auf den Büschen lagen kattunene Hemdchen zum Trocknen gebreitet und auf dem Grasfleck zwei Mannshemden, grob im Garn und weißgrau, aber sauber und stark. Um die Mutter krochen und wuselten die Kinder im Gras wie die flaumigen Küchlein um die Alte, und die kleine Marinka saß auf dem umgestülpten Schöpfschaff, hatte die graue Katze in der Schürze und sang, wie die Mutter tat, wenn sie Zeit hatte und sonst die Stascha, die Große, die schon neun Jahre alt war und, wenn die Mutter auf Arbeit war, den Haushalt versah:

„Ha, ha, chodki dwa
Szare bure, obed cza . . ."

Denn sonst scharwerkte die Mutter auch wie der Vater im Taglohn, aber jetzt war sie in Wochen, da konnte sie schon zu Haus bleiben wie eine große Gutsherrin.

Die Kinder erhoben ein Freudengeschrei, als sie die Pani Mielicka sahen, die so gut war wie Fräulein Veronika und fast wie der liebe hochwürdige Herr selber. Auch jetzt winkte sie der Stascha und gab ihr was, und die Stascha lief, daß die Hacken flogen und alle Kinder mit offenem Mäulchen im Grünen hockten wie die Häschen im Kohl und mit blanken schwarzen Augen

Digitized by Google

auf die Pani und den Herrn Lehrer sahen, denn ihnen ahnte etwas von Wecken und süßen Schnecken.

Auch die Wöchnerin streifte den Schaum von den kräftigen Armen und zog sich das Mieder zurecht; sie stand barfuß im roten Friesrock und kurzärmligen Hemd, und das schwarzbraune Haar fiel ihr doppelt gezöpft über den breiten Nacken; ihre schönen Zähne blinkten, sie lachte über das ganze blühende Gesicht. O heilige Mutter Gottes von Czenstochau! Wie schön sah die Pani wieder aus! Wie die heilige Agnes so lieb und so blaß um den Mund! Fehlte der Pani was?

„Ich sollte lieber fragen, ob Euch auch nichts fehlt, Krazusewska?“ sagte die Frau. „Ihr seid erst im sechsten Tage. Wo ist denn das Kind?“

Die Krazusewska lief auf den nackten Sohlen zu dem Wägelchen hin, sie setzte die bloßen Füße so vorsichtig wie ein Kätzchen. Der Wagen stand beim Stachelbeerbusch, eine alte Eierkiste mit vier hölzernen Scheiben daran, die sich in Pflöcken drehten, als Rädern; eine Deichsel war vorn zum Ziehen, ein hölzerner Tonnenreifen überdachte das Bett, und eine blaue Schürze hing darüber, das Licht abzuwehren, ein rotkariertes Kopfkissen bauschte sich dick. Die Krazusewska zeigte die blanken Zähne. „Hat Meiner gemacht, hat schön gemacht, nicht?“ Sie scheuchte die Kinder zurück. „Wollt ihr wohl, kleine Äser! Platz machen für Pani und Herrn!“ Die kleine Horde trollte sich seitwärts, das Einjährige steckte den Finger in den kleinen schmutzigen Mund, der doch so wonnig rot lachte wie eine reife Beere, und glotzte aus spiegelnden Braunaugen wie ein neugieriges kleines Tier auf die Frau und den Mann. Das dreijährige Brüderchen krabbelte über es weg, es fiel um wie ein Mehlsäckchen, rollte ein Endchen weiter und hub ein Jammergeschrei an. Die Bronja, schon sieben und darum verständig, hob es auf den Arm. „Nicht schreien,“ sagte sie auf polnisch, „bisch, bisch, sonst geht Pani fort.“

Die Mutter richtete sich von dem Neugeborenen auf; es lag und schlief, und auf dem krebsroten Stirnlein standen kleine Tropfen, so schwitzte es unter dem warmen Zudeck.

„Muß warm halten kleine Kind,“ sagte sie stolz. Sie horchte nach dem greinenden Vorletzten hinüber.

„Sprich Deutsch mit dem Bartek,“ schrie sie der Bronia zu. „Wenn kommt in Schule, ist der Dumme und kann allein nicht. Und wird groß und kommt in Brot als Knecht oder Professionist — versteht nicht Deutsch: ist wieder der Dumme!“ Jetzt fing auch der Michael ein Geschrei an, der Übeltäter von vorhin, die Mutter lachte. „Hat Hunger! Komm her.“

Der Bengel strebte zu ihr hinauf, sie half mit kräftiger Hand nach und hielt ihm die volle weiße Brust hin. Im Nu beruhigte sich sein verheultes Pausbackgesicht, er trank in langen Zügen wie ein Kälbchen an der Kuh.

Die Mielicka blickte aus ihrer schlanken Höhe auf die untersetzte Frau nieder.

„Das solltet Ihr nicht mehr tun, Krazusewska! Ihr habt schon zwei satt zu machen.“

Das Weib hatte die Augen gesenkt, den Blick auf dem schluckenden Kind. Über dem plumpen Gesicht lag etwas von Madonneninnigkeit.

Sie hob den Blick, ihr Mund zog sich breit. „Wo ist für zwei, ist auch für drei! Bin ich arme Frau, hab' ich nicht Geld, Milch zu kaufen. Und Kossa gibt wenig, ist vor Lammen.“

Sie setzte den strampelnden Jungen auf die Erde und ordnete ihr Hemd.

„Da, geh bei Kossa,“ sagte sie mütterlich. „Gib Kossa Kraut, gibt Kossa Milch.“

Mielicki hatte der atemlosen Stascha die Bäckertüte abgenommen und stopfte jedem der zappelnden Kleinen etwas ins Fäustchen. Er sprach liebreich mit dem kleinen Gewürm, die kleinen Dinger lachten wie die liebe Sonne. ‚Kindeshand ist bald gefüllt,‘ dachte der Mann.

„Das wievielte ist es, Krazusewska?“ rief er der Frau zu.

Die Mutter rechnete nach.

„Kleine Stachu ist gestorben und Michaela auch gestorben an Windpocken. Nach Bronia hab' ich Unglück gehabt — ist elftes, Pan Lehrer zu dienen!“

Ihr Gesicht strahlte vor Glück. Elf Seelen hatte sie dem lieben Herrn Jesus dargebracht. Ihr Stuhl im Himmel wartete auf sie und zwei liebe Englein dazu!

3*

Digitized by Google

Sie schlug das Kreuz und murmelte vor sich hin: „Bewahr' uns vor aller Hoffart, heilige Gottesgebärerin . . ."

⌘ ⌘ ⌘

Indessen ging im Widum der hochwürdige Herr Pfarrer Kuba durch die blanken Zimmer auf und nieder, von den Wänden blinkten die reinlich geordneten Bücherreihen mit heiligen Titeln; in der offenen Veranda stellte Fräulein Veronika mit dem freundlichen Gesicht unter der schwarzen Haube und mit der weißen Latzschürze über dem starken fallenden Leib das Kaffeezeug zurecht; auf dem roten Steinfußboden und der strohernen Matte, wie sie die Taglöhner an Winterabenden flochten, lag heller Sonnenschein, und durch die Tür kam süßer Duft von dem großen Resedenbeet. Die Plymouths scharrten und krehlten, die Tauben flatterten auf und nieder, und er ging auf und ab, fühlte die warme Sonne auf dem runden, kahlen Bauernschädel und las im Brevier, bis die Hausglocke ging und der Herr Kaplan Strzelicki in der Zimmertür stand und seinen Pfarrer mit dem Gruß des Friedens grüßte. Da tat er das Brevier in sein Priesterkleid, und sein klarer Blick voll Gottgenügen wurde trübe.

⌘ ⌘ ⌘

Dem guten Kaffee und den Waffeln von Fräulein Veronika war heut wenig Ehre widerfahren, und als die beiden geistlichen Herren in des Pfarrers Studierzimmer bei geschlossenen Fenstern und Türen saßen, bot der Alte dem Jungen nicht die gewohnte Zigarre an, so daß die Unterredung von vornherein etwas Amtliches, Gemessenes erhielt. Der Pfarrer holte ein Schreiben aus der Schublade. „Diese Namen, mein Bruder, werden also in die ursprünglichen geändert und die Eintragungen mit dem entsprechenden Vermerk versehen."

Des Kaplans Stirn wurde dunkel.

„Der Mann, Hochwürden, hat mir gesagt: er hieße Beza."

Der alte Herr blieb ganz gelassen.

„Sie sehen, confrater in Christo: hier ist die Abschrift des Taufscheins vom evangelischen Pfarramt in Obudno."

Der Jüngere faßte den ketzerischen Schriftsatz an wie eine Spinne.

„Ich sehe, ich sehe. — Also sollen die Kinder einer polnischen Mutter Boese heißen."

Der würdige Amtsgenosse blickte ihn mit mildem Vorwurf an. „Die Kinder nennt man nach dem Vater, mein teurer Konfrater."

Der Teufel des Jähzorns kam schon wieder über den Jungen, das sah er wohl.

„Mein geliebter Bruder und Freund," sprach er sanft, „wir sollen nicht weltliches Geschäft treiben, sondern Gottes Sache. Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, sagt der heilige Paulus."

Die Augen des Altpolen zuckten auf, in einem fanatischen Schein.

„Wenn die heiligen Apostel in allen Stücken der Obrigkeit untertan waren, so hätte die Kirche Christi sich nicht aus ihrem Blut erbaut," sprach er anzüglich. „Sanguis martyrum semen ecclesiae."

Der Pfarrer saß gelassen im Lehnstuhl, die Beine in dem langen Priestergewand übereinander.

„Das ist Nationalität und nicht Religion. Was hat unser hochgelobter Glaube mit einem Namen zu tun? Lasset uns Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist."

Der Priester hob die langen, knochigen Hände, er heftete die Augen inbrünstig auf das Marienbild mit den sieben Schwertern im Herzen.

„Unser Volk hat keinen König mehr, um den es sich schart, — das katholische Polen, die beste und treueste Tochter der Kirche, hat die himmlische Königin mit der Krone Polens gekrönt." ‚Die Mietlinge, die nach Wohlleben streben, der Regierung sich nähern, sind schlechte Hirten des armen Volkes,' dachte er bei sich und sah seinen Oberen finster an. „Der polnische Priester, — soll er nur ein Hirte in kirchlicher Beziehung sein? Soll er nicht für die Zukunft vorbereiten, an die wir alle glauben?" Er schwieg.

„Welche Zukunft?" fragte der Pfarrer. Der Junge wich aus.

„Hochwürden, Sie sind so gut ein Pole wie ich. Die Zukunft gewahrt heut noch niemand, aber würdige Herzen verstehen sie."

Er richtete sich auf, sein Blick flammte zu dem andern hinüber.

Digitized by Google

„Hochwürdiger Herr! Sie sind mein Pfarrer, Sie sind auch Pole wie ich! Nie kann der Slawe dem Deutschen Bruder sein! Als Slawen haben wir eine Zukunft, als Deutsche nie, o, glauben Sie es, mein ehrwürdiger Vorgesetzter, als Deutsche nie!"

Der Alte lächelte nachsichtig über das ganze breite Bauerngesicht, und es war seltsam, wie fein und vergeistigt die groben Züge über diesem Lächeln wurden.

„Man sieht es, mein Bruder, Sie sind noch nicht lange von Zoppot zurück. Wissen Sie, wie es drüben im Russischen aussieht? — Beim slawischen Bruder?" —

Der springt noch im Geschirr, wie ein ungebärdiges Fohlen, bedachte er bei sich, die Erfahrung kommt mit den Jahren und die Einsicht; wohl, wohl.

Der im schwarzen Haar hob das gesenkte Haupt. „Uns näher in Sprache und Brauch, uns näher in der Religion," rief er feierlich. „Wir brauchen nur unsere russischen Brüder für die wahre katholische Kirche gewinnen; dann ist der Sieg unser." Seine Augen leuchteten. „Denn nachdem wir nicht imstande waren, sie mit dem Schwert zu besiegen, werden wir sie mit dem Schwert des Gebetes mit geringeren Opfern bewältigen."

Der alte Priester klappte ein Buch auf und zu. Das schwatzt wie die Elster vorm Regen; mag er sich ausreden, wird ihm gut tun, dachte er väterlich.

Des Kaplans Stimme wurde hohl.

„Vielleicht ist schon auf dem Wege, was wir Slawen hoffen. Der Krieg ist erklärt: Österreichs Slawen stehen auf. Unsere Augen werden große Dinge sehen. Der Tod Franz Ferdinands —"

„Requiescat in pace," sprach der Alte und beugte den kahlen Schädel, „und das ewige Licht leuchte ihm. Er hat das slawische Volk geliebt: Österreichs Slawen werden aufstehen für ihn. Ja, große Dinge werden unsere Augen sehen."

Er bewegte murmelnd die Lippen.

„Wir lateinischen Slawen, mein Bruder," sprach er weiter, „die wir Rom unsere Mutter nennen, haben nichts gemein mit den Slawen, die aus Byzanz ihren Glauben erhielten. Uns trennen Welten. Wissen Sie nichts, Konfrater, von der Bedrängnis unserer Kirche in Rußland durch Haß und Unduldsamkeit? Wir wohnen in Frieden."

„Wir!" fuhr der andere auf. „Sieben Jahr, Gott und der heiligen Jungfrau sei es geklagt, steht der Stuhl des heiligen Adalbert leer zu Gnesen —"

Der Alte stand wuchtig auf. Er sagte mit Strenge: „Uns geziemt nicht, das Schwert zu bringen, sondern den Frieden!" Er holte einen Brief aus der Brusttasche. „Das schickt der Kreisschulinspektor. Haben Sie diesen Brief an den Lehrer Miesietschek in Perlinek Dorf geschrieben?" Er las vor: „Einen deutschen Brief nehme ich nicht an. Glauben Sie einen Schuljungen vor sich zu haben, zu dem Sie Deutsch sprechen? Sie sind verpflichtet, zu mir Polnisch zu sprechen wie die andern Parochianen."

Der Kaplan kniff die schmalen Lippen zusammen und schwieg.

„Ich erteile Ihnen eine Verwarnung, Herr Konfrater," sprach der Alte. „Denken Sie daran, was ich Ihnen vorhin sagte: Unser Geschäft, von Gott und seinem Stellvertreter uns aufgetragen, ist die Religion und nicht der Nationalitätenhader."

„Ich danke Ihnen, mein Vater," sagte der Junge und sah in die Zimmerecke.

Nach einer Weile riß er den Blick los, und seine Augen sprangen dem andern wie zwei Panther ins Gesicht.

„Vielleicht gefällt es Gott doch, seine Kinder von der Herrschaft der Fremden zu erlösen! Die Grenze drüben wimmelt! Der Krieg ist auf dem Weg zu uns."

Der Alte faltete die Hände.

„Möge es Gott gefallen, daß der Kaiser noch weiter den Frieden erhalten kann wie schon oft unter erschwerenden Umständen," sagte er mit Betonung. „Das arme Volk hier an der Grenze, — was sollte wohl mit ihm werden, was?" Er seufzte voll herzlichen Mitleids. „Sie haben noch keinen Krieg erlebt, mein Bruder —"

Er versank in Gedanken, es war totenstill im Zimmer, eine müde Fliege summte, schon wurde es dämmrig.

Da floß ein süßer tröstender Ton durch die Abendluft, die Glocke läutete das Ave, und die beiden Ungleichen beugten die Häupter und sprachen vor sich hin: „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden —"

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Friedrich der Große und England

Von Prof. Dr. F. Rachfahl in Freiburg i. Br.

Die Mittel, durch die eine Macht in die Höhe gestiegen ist, sind es auch, durch die sie sich in der Folgezeit in der einmal errungenen Stellung zu befestigen und zu behaupten trachtet. Die Weltgeschichte liefert dafür zahlreiche Beispiele; keines davon ist jedoch so schlagend und beweiskräftig wie das Englands. Es versteht sich von selbst, daß die Engländer ihr Emporkommen auch ihren see- und kaufmännischen Vorzügen, ihrem Scharfblick und ihrer zähen Energie verdanken; hier ist aber die Rede von den besonderen politischen Mitteln, die sie zur Erreichung, Erweiterung und Festlegung ihrer See- und Weltmacht in Anwendung brachten, und da lehrt die Geschichte ein Doppeltes. Immer verstanden sie es, die kontinentalen Verwicklungen und Kämpfe zu benutzen, um sich ihrer festländischen Nebenbuhler in der See- und Kolonialgeltung zu entledigen; immer wollten sie das Zünglein an der Wage des europäischen Gleichgewichtes bilden, damit nicht eine der anderen Mächte Europas auf dem Festlande so erstarkte, daß sie auf der See, in Weltverkehr und Weltpolitik Albion ernstlich die Stirn zu bieten vermöchte. Und dazu kommt noch ein anderes. Indem sie zu diesem Zwecke die Kontinentalmächte dauernd gegeneinander ausspielen mußten, gingen sie bald mit dieser, bald mit jener, wie es ihnen gerade am meisten paßte, indem sie dem jeweiligen Bundesgenossen goldene Berge versprachen; aber hatten sie nur ihr Ziel erreicht, so machte ihnen das Schicksal ihres Helfers nur noch geringe Sorge, und sie waren sogar bereit, diesen dem bisher gemeinsamen Feinde zu opfern, wenn sie nur ihren eigenen Gewinn mühelos und sicher einstrichen. Gerade dieses Verfahren ist es, das England die Bezeichnung des „perfiden Albion" eingebracht hat, und gegen niemanden ist es so unbefangen und rücksichtslos angewandt worden wie gegen Preußen und Friedrich den Großen im Siebenjährigen Kriege.

Der niederländische Aufstand hatte England im 16. Jahrhundert geholfen, die spanische Seeherrschaft zu brechen; ein Jahrhundert später sank die der Holländer, nicht durch die Gewalt der englischen Waffen. Denn niemals erstrahlte die niederländische „marine-glorie" heller als durch die Taten von Seehelden, wie Tromp und de Ruyter es waren. Der furchtbare Stoß, den Ludwig XIV. zu Lande gegen die kleine Republik führte, bewirkte, daß diese aus der Reihe der Mächte jener Zeit ausschied, und indem Wilhelm III. von Oranien den englischen Thron bestieg, kam Holland ins englische Schlepptau; es war seitdem die Barke im Kielwasser der stolzen britischen Fregatte. Ein neuer Nebenbuhler tauchte jetzt auf, Frankreich. Noch unter Colberts Leitung war die französische Seemacht der englischen ebenbürtig; Ludwig XIV. aber vernachlässigte sie über seinen ehrgeizigen Plänen einer Festlandshegemonie; das lange und heiße Ringen zwischen den beiden Westmächten zur See endigte mit einem entschiedenen Siege Englands, das wichtige Stücke des französischen Kolonialbesitzes sowie Gibraltar und Minorka in seinen Besitz nahm. So war Frankreich in der See- und Kolonialgeltung durch England überflügelt worden; keineswegs aber besaß dieses schon ein erdrückendes Übergewicht, geschweige denn die Alleinherrschaft auf dem Meere. Noch immer konnte sich Frankreich in Ostindien und Nordamerika mit England messen, und zusammen mit Spanien, das ja seit dem spanischen Erbfolgekriege gleichfalls unter bourbonischem Zepter stand, war Frankreich dem Gegner auf der See immer noch gewachsen. In den Kämpfen gegen Ludwig XIV. hatte zu Lande Österreich den Engländern erfolgreich zur Seite gestanden; als diese nun wegen ihrer Übergriffe im spanischen Amerika 1740 mit den Franzosen und Spaniern abermals zur See zusammenstießen, da trat auch das alte österreichisch-englische Festlandsbünd-

Digitized by Google

nis wieder in Kraft. Österreich befand sich freilich jetzt in einer anderen Lage auf dem Kontinente wie im spanischen Erbfolgekriege. Preußen, das sich ihm damals bedingungslos zur Verfügung gestellt hatte, versagte ihm jetzt nicht nur die Gefolgschaft, sondern bedrohte es sogar mit Krieg und Eroberung: Friedrich II. machte gegen Maria Theresia seine Ansprüche auf Schlesien geltend.

Das war für die Engländer eine höchst unerwünschte Komplikation. Auch für sie war die Lage auf dem Festlande jetzt nicht mehr so einfach wie im letzten großen Kriege mit Frankreich. König Georg II., der zudem als Kurfürst von Hannover noch in besonderem Gegensatze zu Brandenburg-Preußen stand, da er als solcher die überragende Stellung Friedrichs in Norddeutschland nicht noch verstärkt sehen wollte, meinte zunächst, man müsse dem jugendlich kecken Nachbarn „den Mut zu weiterem dergleichen Mutwillen" nehmen; er dachte daran, ein „gutes Konzert" der Mächte Europas zustande zu bringen, um Preußen zugunsten Hannovers, Sachsens, Österreichs und aller derer, die sonst daran teilnehmen wollten, gründlich zu plündern. Aber es wurde ihm bald klar, daß das ein sehr gefährliches Unternehmen sei. Im Bunde mit Frankreich machte Karl Albert von Bayern, bald als Karl VII. zum römischen Kaiser gewählt, Marien Theresien die Erbschaft ihres Vaters streitig, und man sah in England ein, daß man Preußen nicht dauernd dieser Koalition in die weit geöffneten Arme drängen dürfe. Gerade von englischer Seite wurde daher der österreichischen Herrscherin dringend vorgestellt, daß sie Friedrich durch die Abtretung Schlesiens zufriedenstellen müsse, und in der Tat sind durch die englische Vermittlung die ersten drei Abkommen geschlossen worden, in denen sich Maria Theresia dieser eisernen Notwendigkeit unterwarf: die Konvention von Klein-Schnellendorf (1741), die Friedensschlüsse von Breslau (1742) und Dresden (1745). Sie waren im übrigen mehr das Werk der englischen Minister als des englischen Königs, — mahnte doch dieser, „der Gefangene auf dem Throne", wie er sich selber nannte, noch vor dem Dresdner Frieden den Wiener Hof, vor den „bösen Intentiones" seiner eigenen Minister „sich in Obacht zu nehmen". Und Friedrich kannte seinen britischen Oheim, den „Cäpten", wie Georgs Spitznamen in England selbst lautete, zur Genüge. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß dieser geäußert hatte, er würde nichts dagegen haben, wenn schließlich Schlesien doch wieder zu Österreich komme, und so schätzte er den wahren Grund der englischen Nachgiebigkeit sehr richtig ein. „Wenn der König von England und seine Minister geschmeidiger erscheinen," so ließ er sich damals vernehmen, „glauben Sie, das geschähe aus Vorliebe für uns? Ganz und gar nicht! Es geschieht, weil sie den König von Preußen nicht entbehren zu können glauben." In Wahrheit war es auch nicht Englands Fürsprache, der sich Maria Theresia endlich beugte, sondern Friedrichs Siegeslaufbahn.

Stand England in den beiden ersten schlesischen Kriegen grundsätzlich auf der Seite Österreichs, indem es Konzessionen zugunsten Preußens nur unter dem Zwang der Umstände machte und bei Maria Theresia vertrat, so änderte sich die politische Konstellation, als es um die Mitte des folgenden Jahrzehntes zu neuem Kriege zwischen Frankreich und England, desgleichen zwischen Preußen und Österreich kam, hier abermals um Schlesien, dort wegen der Kolonien. Am liebsten wäre es England gewesen, wenn der Zustand hergestellt worden wäre, wie er in den Kämpfen nach 1740 bereits das Ideal seiner Politik gewesen war: Bündnis mit Österreich und Sicherung vor einer Teilnahme Preußens zugunsten Frankreichs. Diesem Zwecke diente die berühmte Westminsterkonvention vom 16. Januar 1756: Preußen und England verpflichteten sich dadurch, gegeneinander nichts Feindseliges zu unternehmen und keinen Einmarsch fremder Truppen im Reiche zu gestatten. Dadurch erlangte Georg II. eine Deckung seines Stammlandes Hannover gegen einen Angriff Preußens und auch Frankreichs. Friedrich II. hatte sich zu dem Abkommen verstanden, weil England damals im Bunde mit Rußland stand und weil er fürchtete, die Kaiserin Elisabeth, die seine Todfeindin war, würde sich gegen ihn für Österreich erklären; er hoffte

Digitized by Google

also, durch das neue Verhältnis Preußens mit England sich vor Rußland sicherzustellen.

Sowohl die Berechnungen Englands als auch Preußens erwiesen sich als durchaus irrig. Die Zarin haßte Friedrich so, daß sie, anstatt sich auf diese Weise gegen Preußen zurückhalten zu lassen, vielmehr lieber auf ihren Vertrag mit England verzichtete und erst recht mit Österreich abschloß. Und in Frankreich erregte die Westminsterkonvention großen Anstoß, nicht sowohl wegen ihres Inhaltes wie vielmehr deshalb, weil Friedrich, damals noch formell Frankreichs Bundesgenosse, ohne das Kabinett von Versailles zuvor benachrichtigt zu haben, mit dessen Hauptgegner im Augenblicke des Kriegsausbruches sie vereinbart hatte. In Erinnerung daran, daß das englische Bündnis vor zehn Jahren den Verlust Schlesiens an Preußen für Österreich nicht hatte verhindern können, war Maria Theresia inzwischen unter dem Einflusse ihres Ministers Kaunitz zur Ansicht gelangt, daß eine Allianz mit Frankreich der mit England vorzuziehen sei. Schon waren Verhandlungen in dieser Richtung angeknüpft und gepflogen worden; bei der Verstimmung, die in Frankreich über die Westminsterkonvention herrschte, wurden sie jetzt erfolgreich zu Ende geführt; so entstand das Bündnis von Versailles vom Mai 1756, das der fast drei Jahrhunderte alten habsburgisch-französischen Rivalität ein Ziel setzte und somit für das Staatensystem Europas eine grundstürzende Veränderung bewirkte. Ohne das auch nur im entferntesten gewollt zu haben, hatten somit England und Preußen durch ihre Westminsterkonvention eine französisch-österreichisch-russische Koalition gegen sich ins Leben gerufen, der auch Schweden beitrat. Auf Gedeih und Verderb mußten die beiden nun zueinander halten, und es war vorauszusehen, daß dabei die Aufgabe Preußens die bei weitem schwierigere und gefahrvollere sein würde.

Mit rücksichtslosem Wagemut, mit heldenhafter Tapferkeit stürzte sich Friedrich der Große auf die Feinde, die um ihn den eisernen Ring geschmiedet zu haben schienen. Nicht so die Engländer. Ohne Nachdruck und Erfolg führten sie zunächst den Krieg zur See und in den Kolonien; sie ließen Minorka in die Gewalt der Franzosen fallen. Ein Heer, bestehend aus Hannoveranern und anderen norddeutschen Truppen unter dem Befehl vom Herzog von Cumberland, Georgs zweitem Sohne, sollte Hannover verteidigen. Umsonst hatte Friedrich die Engländer ermahnt, dem Kriege in Deutschland größere Aufmerksamkeit zuzuwenden: er verlangte die Entsendung einer britischen Flotte nach der Ostsee und eines Teiles der englischen Armee nach Nordwestdeutschland. Beides ward ihm verweigert: das erste, weil man in England davon eine Störung des Handels mit Rußland besorgte, der immer noch weiter dauerte, sowie schärfere Feindseligkeiten Rußlands und Schwedens; das andere, weil es die Doktrin der Wighs, der herrschenden Parlamentspartei, war, daß geborene britische Truppen nicht nach dem Festlande zum Schutze Hannovers geschickt werden dürften. Die mangelhafte Führung des Landkrieges rächte sich denn auch sehr bald. Bei Hastenbeck wurde das hannoversche Heer am 26. Juli 1757 geschlagen; der Herzog von Cumberland schloß darauf am 8. September die Konvention vom Kloster Zeven, durch die den Franzosen die Besetzung von Hannover eingeräumt wurde. König Friedrich war empört. „Die Engländer wollen," so äußerte er, „weder zur See ihre Sache kräftig durchführen, noch den Kontinentalkrieg; ich bleibe als der letzte Kämpe unseres Bundes zum Schlagen bereit, und müßte auf den Trümmern meines Vaterlandes gekämpft werden." Auch in England wurde Cumberlands Verhalten aufs schärfste verurteilt, und die Konvention wurde, wiewohl er Vollmacht zum Abschlusse gehabt hatte, nachträglich verworfen. Den bedrängten König vermochte das nicht sehr zu trösten; er bemerkte, jetzt schreie man in London über den Herzog von Cumberland und die Konvention vom Kloster Zeven; aber England und die englischen Minister trügen selbst die Schuld, weil sie keine Truppen nach Hannover gesendet hätten.

Verzweifelt schien jedenfalls durch Englands Schuld die Lage, und Friedrich betrachtete sie selber so sehr in diesem Lichte, daß er es versuchte, sich mit Frankreich zu stellen; das scheiterte freilich am Wider-

streben des Kabinetts von Versailles. Immerhin genügten diese Verhandlungen, um in den Engländern die äußerste Furcht vor gänzlicher Isolierung zu erwecken; flehentlich baten sie Friedrich, den Frieden „nicht ohne Wahrung der englischen Interessen zu schließen". Soweit war das stolze Albion eingeschüchtert, daß es sich an den preußischen Herrscher, der damals augenscheinlich selbst vor dem Untergange stand, verzweifelt wie ein Ertrinkender an den andern anklammerte. Bereits im Sommer 1757 hatte Chesterfield die Situation mit den Worten gekennzeichnet, die jetzt zum Ende des Jahres erst recht zutrafen: „Ich bin überzeugt, daß wir im Innern wie auch nach außen hin verloren sind . . . Der König von Preußen, der einzige Bundesgenosse, den wir in der Welt hatten, ist jetzt, fürchte ich, hors de combat . . . Wir sind keine Nation mehr. Ich habe nie eine so schreckliche Perspektive vor mir gehabt." Und ein anderes Mal: „Es ist klar, daß weder wir noch unser einziger Genosse, der König von Preußen, den Krieg drei Monate länger zu führen vermögen."

Am 15. August hatte er dies geschrieben; am 5. November errang Friedrich den Sieg bei Roßbach, einen Monat später den von Leuthen. Der Eindruck dieser Nachrichten aus Deutschland war in England ein ungeheurer; man erhob wieder das Haupt, wagte wieder zu hoffen und faßte den Mut zu weiterem Ausharren. „Von Preußen her strahlte der erste Glücksschimmer," — so gesteht selbst der Preußen und seinem großen Herrscher sonst wenig günstig gesinnte englische Geschichtsschreiber Lecky ein. Daß Hannover jetzt wieder die Franzosen los wurde, das war Preußens Verdienst, und indem der französische Druck auf dem Festlande nachließ, konnte England jetzt mit neuem Mute und frischen Kräften den Seekrieg wahrnehmen. An die Spitze des Widerstandes setzte sich jetzt William Pitt, seit einigen Monaten der leitende Minister in England. Schon Ende 1756 war er in das Kabinett eingetreten; aber Georg II. liebte ihn nicht sonderlich, und höfische Intrigen, zumal die Feindschaft Cumberlands, hatten im April 1757 seinen Sturz bewirkt. Da sich aber niemand fand, der seine Erbschaft unter so gefährlichen Verhältnissen übernehmen wollte, da die Rekonstruktion des Ministeriums daher mißglückte, hatte König Georg schon im Juni in seine Rückberufung einwilligen müssen; denn auf Pitt richtete die Nation in ihrer schweren Bedrängnis ihre Blicke als auf den einzigen Staatsmann, von dem Rettung zu erwarten war. Viel hatte er bisher freilich auch noch nicht ausrichten können; er wußte keinen andern Rat, als Spanien durch die Rückgabe von Gibraltar zu gewinnen; das hatte dieses Angebot jedoch abgelehnt. Jetzt erst, nach Friedrichs Erfolgen auf dem Kontinent, wurde es Pitt möglich, mit größerer Energie durchzugreifen, der englischen Politik und Kriegsführung kräftigere Impulse zu geben.

Auch jetzt freilich ging noch keineswegs alles glatt und widerspruchslos vonstatten. Noch gab es in England Elemente, die vom Landkriege nichts wissen wollten, da Hannover die Privatsache des welfischen Hauses und auf die Dauer doch nicht gegen die Franzosen zu behaupten sei. Zwar sah Pitt die Unrichtigkeit dieses Argumentes ein; es war ihm wohl bewußt, daß den Franzosen nur die Bedrängnis auf dem Festlande den Atem für den See- und Kolonialkrieg zu rauben vermöchte. Immerhin glaubte er, dieser Strömung Rechnung zu tragen müssen, und es war auch sein Grundsatz: man müsse sich mit aller Kraft für den See- und Kolonialkrieg einsetzen; was aber die Verbündeten, d. h. Preußen, anbelange, so genüge es, „zu ihnen zu stehen und sie zu ermutigen"; d. h. im letzten Grunde, auch er wies dem Festlandskriege für England eine Nebenrolle zu: es sollte sich diesen möglichst leicht und billig gestalten, den Bundesgenossen eben nur soweit unterstützen, daß nicht etwa ein Versagen der kontinentalen die maritime Aktion schädige. So willigte er denn in eine Reorganisation der hannoverischen Armee ein, die zugleich unter den Befehl eines preußischen Generals, des Herzogs von Braunschweig, gestellt wurde; wenn sie nicht genügte, sollte Friedrich zu ihr gegen englische Subsidien überschüssige preußische Truppen stoßen lassen. Umsonst aber bestand Friedrich auf seiner Forderung einer Diversion der englischen Flotte in der Ostsee und der Entsendung britischer

Digitized by Google

Truppen nach Norddeutschland. Ein heftiger Zwist brach zwischen den Verbündeten aus, und es kam so weit, daß Friedrich die englischen Subsidien nicht anzunehmen drohte. Der Feldmarschall Keith, des Königs Vertrauter, kennzeichnete das Verhältnis mit beißendem Spotte also: „Es scheint, daß der Engländer, nachdem er an Friedrichs Geburtstage ein Dutzend Flaschen Ale auf sein Wohl getrunken hat, alle Dienste geleistet zu haben glaubt, die solch ein Verbündeter beanspruchen kann. Sie lieben mehr, mit ihrem Geld zu zahlen als mit ihrem Leben." Indem Friedrich schließlich vorderhand nachgab, einigte man sich in der Londoner Konvention vom 11. April 1758: Georg II. verpflichtete sich, als König von England und Kurfürst von Hannover, keinen einseitigen Frieden, ohne Preußen, zu schließen, ein Heer von 55000 Mann als Hilfsmacht für Preußen in Deutschland aufzustellen und an Friedrich jährlich 670000 Pfund Sterling Subsidien zu zahlen. So populär ward schließlich, eine Zeitlang wenigstens, der deutsche Krieg in England, daß Pitt es noch im Jahre 1758 wagen konnte, gemäß Friedrichs Wunsche, auch britische Truppen auf den deutschen Kriegsschauplatz zu entsenden, zuerst 9000 Mann, die im Laufe der Zeit auf einige 20000 Mann vermehrt wurden. Eine vollkommene Harmonie zwischen Preußen und England schien jetzt hergestellt. Pitt schmetterte im Unterhause allen Widerspruch gegen seine Politik nieder, indem er in die Versammlung hineinrief: „Ist da ein Österreicher unter Euch? Er mag hervortreten und sein Visier öffnen. Ich lade ihn ein, frei herauszureden, statt anonyme Pamphlete unter das Volk zu streuen." Alles blieb darauf stumm; niemand regte sich. Und als er am 6. Dezember den neuen Subsidienvertrag (für 1759) vertrat, erklärte Pitt feierlich, er werde nicht dulden, daß im Frieden ein Jota der bundesgenössischen Interessen zugunsten der britischen aufgegeben werde.

Pomphaft klang dieses Versprechen; aber es war eine Demonstration von zweifelhaftem Werte, da es ja von Pitt nur für seine Person, solange er im Amte war, erteilt werden konnte. Der englische Staat war freilich durch den Subsidienvertrag gebunden; der bedurfte jedoch steter Erneuerung, und es dauerte gar nicht lange, so wurde er als eine lästige Fessel empfunden. Von jeher bestand ja eine Unterströmung in England gegen die, wie man meinte, allzu weit gehende Berücksichtigung des hannöverisch-dynastischen Interesses, gegen die Beteiligung am Festlandskriege und das preußische Bündnis. Vorübergehend durch das Unglück zurückgedämmt, drängte sie sich wieder hervor, als der Krieg für die Engländer eine bessere Wendung nahm. Als sie sich des Seekrieges mit größerem Nachdrucke annahmen, konnten sie bei der Überlegenheit, deren sie sich auf dem Meere erfreuten, billigere Lorbeeren pflücken als Friedrich, der sich, von allen Seiten von zahlreichen und starken Feinden bedrängt, gegen alle Seiten wehren mußte. Siege und Niederlagen folgten bei ihm aufeinander in buntem Wechsel; die Schlappen indes, die er erlitt, wurden in England nicht als ein Ansporn zu tatkräftiger Hilfe für den verzweifelt ringenden Bundesgenossen aufgefaßt, sondern als Beweise für den geringen Wert der preußischen Allianz. Immer wieder tauchte bei solchem Anlasse in England die Friedenssehnsucht auf, unbekümmert darum, wie sich dann das Schicksal Preußens gestalten würde.

Pitt freilich blieb noch fest. Immer wieder betonte er, man erobere ja eben Amerika in Deutschland; in der Tat waren die Kräfte Frankreichs auf dem Festlande so in Anspruch genommen, daß es sich des See- und Kolonialkrieges nicht nach Gebühr annehmen konnte. Hätten die Franzosen auch nur einen Teil ihrer Truppen in Deutschland ihren Kolonien zur Hilfe geschickt, so hätte England mit diesen wahrlich nicht ein so leichtes Spiel gehabt. Pitt sah das sehr wohl ein; er erneuerte daher den Subsidienvertrag, verstärkte die hannöversche Armee und das englische Expeditionskorps. Auf Betreiben von Kaunitz erklärte sich Frankreich Anfang 1760 zum Frieden mit England bereit, wenn dieses die Subsidien an Preußen einstelle; Pitt verschmähte ein solches Angebot. Aber mehr und mehr stand er allein. Nach den Schlachten von Kunersdorf und Maxen erscholl üble Nachrede in England hinter Friedrich: er sei jetzt zu einem Könige von Küstrin herabgesunken und werde im

Digitized by Google

nächsten Winter in Somersethouse sein Absteigequartier oder eine Apanage vom Ohio angewiesen erhalten; die Subsidien an ihn seien hinausgeworfenes Geld, er habe durch seine Tollkühnheit alle Kriegs- und Siegeshoffnungen Englands völlig vernichtet. Im hannöversch-englischen Heere stellten sich Reibungen zwischen dem deutschen Oberkommando und den englischen Offizieren ein; Lord Sackville, der Führer der englischen Kavallerie, verweigerte dem Prinzen von Braunschweig in der Schlacht von Minden geradezu den Gehorsam, so daß der Sieg nur mit großen Opfern errungen und nicht zur Genüge ausgenutzt werden konnte; es wurde schwer, ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen, da er einen Rückhalt an hohen Stellen, zumal beim Prinzen von Wales, fand.

Es war sehr bald nicht nur der deutsche Krieg, der unpopulär wurde und Pitt viele Anfeindungen zuzog, sondern der Krieg überhaupt. Das englische Volk hatte ihn satt und erachtete Frankreich schon für hinlänglich gedemütigt. Pitt wollte den Kampf dagegen so lange fortsetzen, bis Frankreich aus der Liste der See- und Kolonialmächte vollkommen gelöscht wäre. „Vor einiger Zeit," sagte er, „wäre ich zufrieden gewesen, Frankreich auf die Knie zu zwingen; jetzt aber werde ich nicht ruhen, bis ich es gänzlich auf den Rücken geworfen habe." Die wirtschaftliche und finanzielle Lage gestattete eine solche Politik durchaus; immerhin stand der Minister mit ihr vereinzelt, und er mußte sich hüten, sie offen zu treiben; vorsichtig und heimlich aber steuerte er diesem Ziele zu. Noch im Laufe des Jahres 1760 eroberte er Kanada, — das ist die größte Tat seines Ministeriums. Und so lange Georg II. lebte, gingen die Dinge im wesentlichen Pitts Weg; auch in der Auffassung von der Notwendigkeit der Teilnahme am Festlandskriege stimmten König und Minister überein. Da kam durch Georgs II. Tod (25. Oktober 1760) plötzlich Pitts Stellung ins Wanken. Das Verhältnis zwischen ihm und dem Thronfolger, der jetzt als Georg III. zur Regierung gelangte und der früher sein Gönner gewesen war, hatte sich seit einiger Zeit getrübt, nicht ohne den Einfluß des vertrautesten Günstlings des jungen Herrschers, des schottischen Lords Bute. Der neue König behandelte alsbald Pitt mit merklicher Kühle und zog ihm nicht gerade zum Gefallen im März 1761 Bute in das Kabinett. Hier trat der Gegensatz zwischen beiden Männern insofern mehr und mehr in die Erscheinung, als sich Bute, während Pitt bei seiner alten Politik verharrte, immer offensichtlicher an die Spitze der Friedenspartei stellte; er war auch nicht gegen Friedrich durch Versprechungen und Rücksichten gebunden wie Pitt.

Bald mußte Friedrich den neuen Kurs in England spüren. Um sich gegen seinen Rivalen Bute zu halten, meinte Pitt, der allgemeinen Friedensstimmung entgegenkommen zu sollen, selbst auf Kosten Preußens. Vorsichtig klopfte er im Sommer 1761 bei Friedrich an, ob sich nicht ein allgemeiner Friede, auch mit Österreich, durch Landabtretungen, nämlich in Schlesien, ermöglichen ließe; er gab dem Könige zu verstehen, daß sie beide sonst ihren Gegnern in England Wasser auf die Mühlen treiben würden. Friedrich brauste auf in heller Empörung. Er führte Pitt zu Gemüte, daß er sich von ihm solcher Zumutung nicht versehen habe: in Ehren habe er bisher den Krieg geführt, und er wolle ihn nicht mit Schande fortsetzen; noch sei er, Dank sei dem Himmel, nicht so weit herabgekommen, um seinen Feinden nicht die Stirn bieten zu können. Er berief sich auf die gegenseitigen Verträge und die Verpflichtungen Englands und gab seinen Gesandten in London die Weisung: „Sie müssen wachsamer sein denn je, um diese Leute zu beobachten, die, wie mir scheint, anfangen sich zu winden und neue Grundsätze aufzunehmen. Die meinen werden immer dieselben sein und erst mit dem Ende meiner Lebensgeister sich wandeln."

Vor solch stürmischem Einspruche wich Pitt zurück. Aber unzweifelhaft war er in eine Sackgasse geraten, aus der er keinen rechten Ausweg wußte. Die englische Politik wollte offensichtlich Friedrich in seinen Nöten fallen lassen oder ihn zu einem schlechten Frieden zwingen; dazu aber konnte sich gerade Pitt nicht hergeben. Aus der Verlegenheit, in die er also geriet, wurde er befreit, indem er sich genötigt sah, seine Entlassung zu geben, und zwar

Digitized by Google

im Zusammenhange mit der Wendung, die eben um jene Zeit das spanisch-englische Verhältnis nahm. Spanien schickte sich damals an, Frankreich beizuspringen, hielt aber noch eine Zeitlang zurück, da es noch Zeit brauchte, um losschlagen zu können. Pitt, der das Spiel der Spanier durchschaute oder wenigstens richtig beurteilte, betrieb die sofortige Kriegserklärung; da er aber damit beim Könige und beim Kabinett nicht durchdrang, legte er (5. Oktober 1761) sein Amt nieder.

Mit Pitts Fall war für die englische Staatsleitung der Weg frei, Friedrich II. ungescheut zur Seite zu schieben. Ende November 1761 ließ Bute den König wissen, England könne sich bei einer Erneuerung des Subsidienvertrages nicht mehr zur Verpflichtung verstehen, kein Sonderabkommen ohne Preußen zu schließen. Und als der Krieg mit Spanien (Januar 1762) doch ausbrach, da wollte Bute England, da diesem also ein neuer Feind entstanden war, wenigstens von dem alten Gegner, Österreich, befreien, und zwar auf Kosten Preußens: Maria Theresia sollte (außer einigen Gebieten im Reiche) einen Teil von Schlesien zurückerhalten. Wie sollte Friedrich, der sich damals nach der Einnahme von Schweidnitz durch die Österreicher, Kolbergs durch die Russen in höchster Not befand, „zugrunde gerichtet, erschöpft, unvernünftig und verzweifelt", wie das britische Kabinett meinte, dagegen Einspruch erheben? Was ihm schon Pitt ein halbes Jahr zuvor zugemutet hatte, damit sollte jetzt Ernst gemacht werden. Am 8. Januar 1762 wurde von London aus eine darauf hinzielende Aktion bei Österreich und bei Preußen selbst eingeleitet. Nach Wien wurde das Angebot durch mehrere Vermittlungsstellen gebracht, auf dem einen Wege sogar in vergröberter Form: England werde nichts dawider haben, wenn g a n z Schlesien an die Kaiserin-Königin fiele.

Von unversöhnlichen Feinden gehetzt, verlassen vom treulosen Freunde, mußte nicht Friedrich den Nacken unter das Joch beugen, das ihm auferlegt werden sollte? Mußte er nicht den Siegespreis verlieren, den ihm Glück und tapferes Zugreifen in der Jugend beschert hatten?

Da fiel in die dunkele Nacht, die ihn umfing, ein lichter Hoffnungsstrahl. Am 5. Januar 1762 schied seine unversöhnlichste Feindin, die Zarin Elisabeth, aus dem Leben. Es war allgemein bekannt, natürlich auch in England, daß das russisch-österreichische Bündnis das Werk ihres glühenden persönlichen Hasses gegen Friedrich war, daß ihr Nachfolger Peter III. ein ebenso glühender Verehrer des großen Preußenkönigs war. Es war zum mindesten vorauszusehen, wie ein Schriftsteller sagt, der die Politik Englands, wie sie jetzt folgte, verstehen, um nicht zu sagen, entschuldigen will, daß der neue Zar der Kriegspolitik absagen und sich mit Preußen unter annehmbaren Bedingungen, vielleicht auf Kosten Dritter, vergleichen werde, oder, falls ihm auch das die Staatsraison nicht erlauben würde, daß doch eine gewisse Lauigkeit in der Kriegführung einträte.

Das waren denn auch die Gesichtspunkte, die für eine wirklich bundesfreundliche Politik Englands hätten bestimmend sein müssen. Sie mußte abwarten, ob unter dieser veränderten Konstellation Preußen, das nun schon seit Jahren aufopfernd und todesmutig an der britischen Seite focht, überhaupt noch Opfer auferlegt werden mußten, oder wenn Rußland doch ein solches zu seinen Gunsten heischte, ob dann nicht Preußen auf Kosten „Dritter" entlastet werden könnte. Aber keines von beiden geschah, vielmehr das Infamste: England gab sich alle Mühe, den neuen Zaren gegen Preußen einzunehmen, ihn zu bewegen, gleichfalls Preußen zu Abtretungen in Schlesien an Österreich zu zwingen! Am 6. Februar hatte Bute eine Unterredung mit dem Fürsten Galitzin, dem russischen Gesandten in London. Dabei bemerkte dieser, Rußland würde wohl von seinen preußischen Eroberungen Ostpreußen behalten wollen. Ohne zu prüfen, inwieweit Galitzin, ein bekannter Gegner Friedrichs, zu solcher Äußerung berechtigt war, suchte Bute Rußland davon abzubringen und dafür vielmehr für Abtretungen Preußens in Schlesien an Österreich zu erwärmen; er riet, da sich Friedrich darin sehr unvernünftig zeige, diese Bemühungen im Interesse des Friedens zu unterstützen.

Das hieß im letzten Grunde doch, Rußland sollte im Verein mit England — sei

Digitized by Google

es durch diplomatischen oder militärischen Druck — Preußen zwingen, mit schlesischem Boden Österreich zu entschädigen. Mag sich auch Bute durch Galitzins Äußerungen über die Absichten Rußlands auf Ostpreußen über die wahren Intentionen der Politik Peters III. haben täuschen lassen, — es bleibt doch bestehen, daß Bute voreilig und ohne zwingenden Grund handelte, daß er nicht die geringste Anstrengung machte, die günstige Wendung der allgemeinen Lage dazu zu benützen, um dem Verbündeten seinen vollen Besitzstand zu retten; das hätte er, wenn auch nur der schwächste Funken von Bundestreue in ihm lebte, um so mehr tun müssen, als es ja schon über allen Zweifel erhaben war, daß England selbst aus dem Kriege auf jeden Fall mit ungeheurem Gewinn hervorgehen würde. Das mochte eine Politik im englischen „Interesse" sein; aber ein Staat, der solche Interessenpolitik treibt, ist eines Bündnisses überhaupt nicht mehr fähig und wert. Was auch gesagt worden ist, um solch schnöde Perfidie zu rechtfertigen, Friedrich der Große hat selbst das historische Urteil über diese Handlungsweise festgelegt, indem er ausführte: „Gewiß, wenn die Sache sich so verhielte, daß England seinen Frieden schließen müßte infolge eines unglücklichen Krieges, dann würde man einen solchen Schritt mit dem Zwange der Not entschuldigen können; aber daß man unter den gegenwärtigen Verhältnissen, da die Waffen Englands zu Wasser und zu Lande überall glücklich gewesen sind, die Interessen seiner Freunde und Verbündeten leichten Herzens preisgibt, das ist ein Ding, weswegen man lediglich den bösen Willen einiger Leute anzuklagen hat, die sich ein anderes System der Rechtskunde und des Völkerrechts erdacht haben, als bisher gekannt und gebilligt wurde." Es war wohl eine Politik des Interesses, aber nicht des berechtigten, wie es durch die Notwendigkeit erlaubter und anständiger Rücksicht auf das eigene Wohl gegeben ist, sondern des nacktesten und brutalsten Egoismus.

Schmerzlich genug kam Friedrich dieser für ihn völlig unerwartete Systemwechsel in England. Als er die erste Kunde davon empfing, fand er, daß ihn England gleichsam „mit dem Stock in der Hand" behandele. Seine Vertreter in London suchten ihn zu bewegen, sich der bitteren Notwendigkeit zu fügen; er drückte ihnen seinen Zorn über „so törichte, so impertinente Ratschläge" aus. Aber er brauchte die englischen Subsidien, und da das britische Kabinett zu deren Fortsetzung vorderhand bereit war, hielt er es zunächst für besser, zu „dissimulieren". Dabei konnte es freilich auf die Dauer nicht sein Bewenden haben. Peter III., über die englische Perfidie empört, sandte dem neuen Freunde eine Abschrift des Berichtes Galitzins über seine Unterredung mit Bute. Es mag sein, daß Galitzin Butes Äußerungen zum Teil falsch verstanden oder wiedergegeben hat; an der dürren Tatsache ließ sich aber nicht zweifeln, daß Bute bei Rußland der Sache Preußens nicht nur nicht gedient, sondern ihr geradezu entgegengewirkt hatte. Man hat Bute damit zu entschuldigen versucht, er habe tatsächlich geglaubt, mit seinem Vorschlage nicht nur das Interesse Englands, sondern auch des damals hart bedrängten Preußens wahrzunehmen, das sonst dem Untergange verfallen schien. Aber an einer „Rettung" dieser Art war Preußen wenig gelegen; dazu brauchte es nicht die „Hilfe" Englands, und, wie der endliche Erfolg zeigte, wäre die Annahme einer solchen Vermittlung recht voreilig gewesen. Nicht lange dauerte es, und Friedrich erhielt auch Nachricht von der Anregung, die Bute hatte nach Wien gelangen lassen. Der mißtrauische Kaunitz hatte sie abgelehnt, und es ist bezeichnend, warum; er hielt sie für eine Falle, die ihm England gegenüber Frankreich stellen wolle, und fürchtete überhaupt „den Eigennutz und die Unbeständigkeit Englands". Zwar entschuldigte sich auch hier, wie in der Galitzinschen Angelegenheit Bute damit, daß er mißverstanden, und daß seine Aufträge überschritten worden seien. Das machte aber auf Friedrich keinen Eindruck. Er wollte unter diesen Umständen lieber auf die Subsidien des unzuverlässigen und gefährlichen Freundes verzichten, er verbarg vor England seine weiteren Verhandlungen mit Petersburg und gab nach London ungenügende Erklärungen über seine Lage; das britische Kabinett, darüber ungehalten, stellte darauf seine Subsidien ein. Öl ins Feuer goß ein Brief, den

Digitized by Google

Friedrich an seine Gesandten in London schrieb, und der dort aufgefangen wurde; darin stand die Äußerung, die englischen Minister seien reif für das Tollhaus. Charakteristisch war auch wieder die Motivierung Butes für die Einstellung der Subsidien: Preußen habe ja den Westminstervertrag von 1756 geschlossen, um die Neutralität Rußlands zu erwirken; jetzt sei Rußland neutral und garantiere sogar Preußen Schlesien; da brauche England keine Subsidien mehr zu zahlen. Selbst ein Schriftsteller, der sonst Bute in Schutz nimmt, bemerkt dazu: „Bute verschweigt bei dieser Argumentation nur den sonst immer von ihm selbst hervorgehobenen reduzierten Stand der preußischen Armee und Finanzen."

So war das englisch-preußische Bündnis gesprengt, und zwar durch die Politik Lord Butes, ob diese nun alsbald von vornherein dieses Endergebnis ins Auge gefaßt hat, oder ob sie nur schrittweise dahin gelangt ist. Sie hatte einen vollkommenen Mißerfolg erlitten: Rußland und selbst Österreich hatten die britischen Bemühungen und Anträge zurückgewiesen, und zwischen Preußen und England war das Tischtuch zerschnitten. Ist sie mehr auf die Rechnung einer überheblichen und plumpen, egoistisch-brutalen Naivität oder auf die einer klar bewußten Treulosigkeit zu setzen? Wie konnte man auch nur daran denken, den großen Preußenkönig durch einen ungeschickten und bedenklichen diplomatischen Schachzug dazu bringen zu wollen, was ihm sechs Jahre des schwersten, gefahr- und verlustvollsten Kampfes nicht hatten abtrotzen können? Jedenfalls war die englische Handlungsweise das gerade Gegenteil von dem, was man sonst unter Bundespflicht und Bundestreue zu verstehen pflegt. Selbst Lecky sieht sich genötigt, zuzugeben, daß Friedrich „einigen triftigen Grund hatte, sich über England zu beklagen", wenngleich Englands Verfahren „noch lange nicht jenes im Stichlassen" gewesen sei, von dem man gesprochen habe. Diesem Nachsatze wird man die Frage entgegenstellen dürfen, was denn England beim Frieden schließlich für Preußen getan hat. Es ist sattsam bekannt, daß Friedrich die günstige Wendung der Dinge im Jahre 1762, die zum Hubertusburger Frieden und zur Behauptung Schlesiens führte, der auch nach Peters III. Sturze unveränderten Haltung Rußlands, der Erschöpfung und Friedenssehnsucht Österreichs und den eigenen Kraftanstrengungen zu verdanken hat, die durch die Siege von Burkersdorf und Freiberg belohnt wurde. Wenn es auf England angekommen wäre, hätte Preußen verbluten und untergehen können, und was England in früheren Jahren Preußen genützt hat, das wird mehr als reichlich aufgewogen durch das, was Preußen für England getan hat.

Schmählich genug war, was England bisher an Preußen verbrochen hatte; aber selbst damit war das Maß der Treulosigkeit noch nicht voll. Bute kannte nur noch ein Ziel, den Frieden, gleichgültig, wie es erreicht würde, sogar, ob durch Mittel, die an Hochverrat selbst gegen den eigenen Staat grenzten. Am 24. Juni 1762 schlug die englisch-hannöversche Armee unter Ferdinand von Braunschweig die Franzosen bei Wilhelmsthal, unweit Kassel. Unter dem Eindruck dieses Sieges weigerten sich einige Mitglieder des britischen Ministeriums, gewisse Zugeständnisse an Frankreich zu bewilligen, die Bute für notwendig hielt, um das Friedenswerk unter Dach und Fach zu bringen; er wurde im Kabinettsrat einfach überstimmt. Da schrieb er an den Herzog von Choiseul, den Leiter der französischen Politik, einen Brief, worin er ihn mahnte, dem Prinzen Ferdinand kräftigeren Widerstand zu leisten, da er (Bute) in Rücksicht auf den König von Preußen nicht die Einstellung der Feindseligkeiten befehlen könne, ein weiteres Fortschreiten des Prinzen aber die preußische Partei in London stärken werde, die auf seinen (Butes) Sturz hinarbeite. Man stelle sich die Sache in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit vor: um sich im Amte zu halten, legt der leitende Minister der einen kriegführenden Macht dem des feindlichen Staates die energische Bekämpfung des eigenen Heeres dringend an das Herz: ein „diplomatischer Schachzug" dieser Art als Wahrnehmung des Staatsinteresses, wie zu Butes Rechtfertigung auch in diesem Punkte gesagt worden ist, dürfte in der Weltgeschichte nicht viele gleichwertige Gegenstücke haben. Und wenn weiterhin gesagt wird, Georg III. habe „wahrschein-

Digitized by Google

lich" darum gewußt, so konnte das in einem parlamentarisch regierten Staate den Täter nicht decken. Selbst ein Apologet Butes muß eingestehen: „Immerhin blieb es ein äußerst bedenklicher, ja verwegener Schritt, der dem Minister, wenn die Sache zutage kam, sicher den Hals gebrochen hätte." Weshalb Bute auf die von der britischen Kabinettsmehrheit gemißbilligten französischen Friedensbedingungen einzugehen keine Scheu hatte, wird uns freilich verständlich, wenn wir hören, daß sich darunter auch die einer „einfachen Räumung der von Frankreich zurzeit okkupierten preußischen Gebiete ohne Übergabe an König Friedrich" befand. Es handelte sich dabei um Cleve, Mörs und Geldern. Am 31. Juli gestand Bute diese Forderung Choiseuls zu, und durch eine Umgestaltung des britischen Kabinetts wurden dieses und alle anderen Hindernisse, die dem Frieden noch im Wege standen, glücklich beseitigt.

So kam der Präliminarfrieden von Fontainebleau vom 3. November 1762 zustande. Er besiegelte den Rückgang Frankreichs als See- und Kolonialmacht und brachte dafür die Englands ein gutes Stück weiter, wenngleich nicht so weit, wie Pitt das gewollt hatte. Beredt war sogar die Art und Weise, wie in dem Traktate von Preußen nicht die Rede war. Gemäß der Zusage Butes vom 31. Juli waren nämlich darin zwar alle englischen Bundesgenossen aufgeführt, denen von Frankreich zurzeit okkupierte Gebiete zurückzustellen wären: dabei fehlte aber der Namen Preußens. Es ward nur gesagt, daß Cleve, Mörs und Geldern von den Franzosen geräumt werden sollte; es stand somit diesen frei, ihre Garnisonen daselbst durch österreichische ersetzen zu lassen. In der Tat war auch am Tage zuvor (am 2. November) eine österreichisch-französische Konvention unterzeichnet worden, die die Besitznahme Wesels durch kaiserliche Truppen voraussetzte, und es ging nach Wien die Aufforderung, die preußischen Rheinlande zu okkupieren. Wir müssen es uns hier versagen, auf die Versuche einzugehen, die gemacht worden sind, um Butes Verhalten auch in diesem Falle zu rechtfertigen. Wenn Maria Theresia der freundlichen Einladung nicht Folge leistete, so lag das nicht an ihrem Wollen, sondern an ihrem Können.

Anfang Dezember wurden die englisch-französischen Präliminarien im Unterhause verhandelt; da erschien Pitt, und er hielt, obzwar von Krankheit und Schmerzen gepeinigt, eine große Rede, die über drei Stunden dauerte. Er übte darin eine scharfe Kritik am Frieden überhaupt und insonderheit am Verfahren gegen Preußen: Er würde nie, bloß um den Frieden zu erlangen, irgendwelche Eroberung wieder herausgegeben haben; er habe weder die nationale Treue gebrochen, noch die Verbündeten der Krone betrogen. Nochmals führte er den Engländern zu Gemüte, Amerika sei in Deutschland erobert worden; er pries den König von Preußen als den gebornen und natürlichen Verfechter der germanischen Freiheiten gegen das Haus Österreich. Zum Schlusse mißbilligte er es in den stärksten Ausdrücken, daß man den König von Preußen, den großherzigsten Bundesgenossen, den England je gehabt, im Frieden vergessen hätte; er kennzeichnete das Verfahren gegen ihn „als hinterlistig, betrügerisch, niedrig und verräterisch". Die Geschichte wird diesem Urteile des größten Engländers seiner Zeit nichts hinzuzufügen haben.

Wie Friedrich der Große die Behandlung empfand, die ihm beim englisch-französischen Frieden widerfuhr, das brachte er recht kräftig in einem Briefe vom 11. Dezember 1762 an seine Freundin, die Herzogin von Gotha, eine Schwägerin der Prinzessin von Wales, zum Ausdrucke: „Um Ihnen eine Vorstellung von meiner Lage England gegenüber zu geben, so werden Sie wissen, daß unsere Verträge sehr verschieden sind von dem Benehmen, welches das britische Ministerium gegenwärtig gegen mich beobachtet. Es war darin bestimmt, daß weder Friede noch Waffenstillstand ohne Zustimmung seines Verbündeten gemacht werden sollte. Das übrige betraf eine feierliche und gegenseitige Gewährleistung aller unserer Besitzungen. Ich bin der einzige von den Verbündeten Englands, den es seinen Interessen aufopfert; denn die Franzosen sind im Begriff, sich in den Besitz des Herzogtums Cleve zu setzen, und Lord Bute unterhandelt nach allen Seiten hin, um mir Feinde zu erwecken und mich zu einem erniedrigenden und nachteiligen Frieden zu zwingen ... Er hat sogar erklärt: man müsse als

Grundsatz aufstellen, daß England bei jeder Gelegenheit seine Alliierten den National-Interessen aufopfern müsse. Was bleibt uns nach diesem noch zu sagen übrig, außer: daß ein Verräter, welcher auf die Gefühle der Ehre und Rechtschaffenheit Verzicht leistet, Treulosigkeit, ohne zu erröten, unter dem Schutze der Ungestraftheit, welche ihm sein Amt verleiht, begehen kann."

Aus eigener Kraft hat Friedrich der Große schließlich das ganze Schlesien behauptet, das ihn der Bundesgenosse des eigenen Nutzens halber zum Teile preiszugeben zwingen wollte. Wohl hat England später wieder die preußische Allianz gesucht; die Erfahrungen, die er einmal mit dem Staate gemacht hatte, den er aus höchster Not herausgehauen und der ihn zum Danke dafür, als es sich für Preußen um Sein oder Nichtsein handelte, schnöde im Stiche gelassen hat, genügten für Friedrich, um solchen Antrag mit schneidender Ironie zurückzuweisen. Wessen sich Preußen von England zu versehen hat, weiß es seitdem, und das neue Deutschland hat es an seinem eigenen Leibe sattsam genug erfahren müssen, daß der Geist, der die jetzigen Staatsmänner Großbritanniens belebt, wohl der eines Bute, aber nicht der eines Pitt ist.

Dieselben Mittel, durch welche die Staaten hochkommen, sind es auch, durch die sie sich in ihrer Stellung zu befestigen und zu behaupten trachten. Wann wird diese geschichtliche Erfahrung dem gesamten Festlande Europas zur bewußten Erkenntnis und zur Richtschnur des politischen Handelns werden?

Flieger

Von Franz Kunzendorf

Wir brausen auf geflügelten Rossen,
In Feindesland
Surrt der Propeller, singen die Trossen,
Doch fest ruht die Hand.

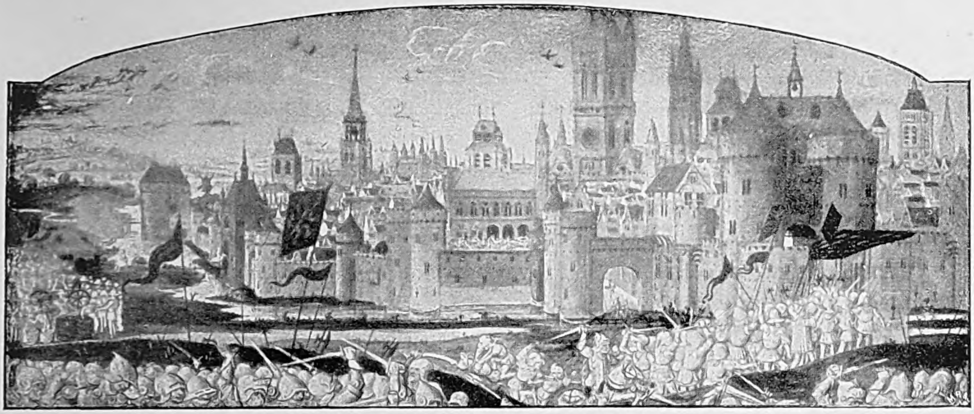
Fest ruht die Hand am stählernen Steuer
Und hält die Bahn,
Führt über feindliches Senkrechtfeuer
Den Lüfte-Ulan.

Senden prasselnden Eisenregen
Franzmann und Britt',
Aber rastlos dem Ziel entgegen
Trägt uns der Ritt.

Lüftedurcheilend, wolkenerkletternd
Säen wir Tod,
Nimmer verweilend, jeden zerschmetternd,
Der uns bedroht.

Fliegender Krieger, Windebesieger
Furchtloser Chor,
Tragen Alldeutschlands Fahnen wir Flieger
Sonnenempor.

Digitized by Google

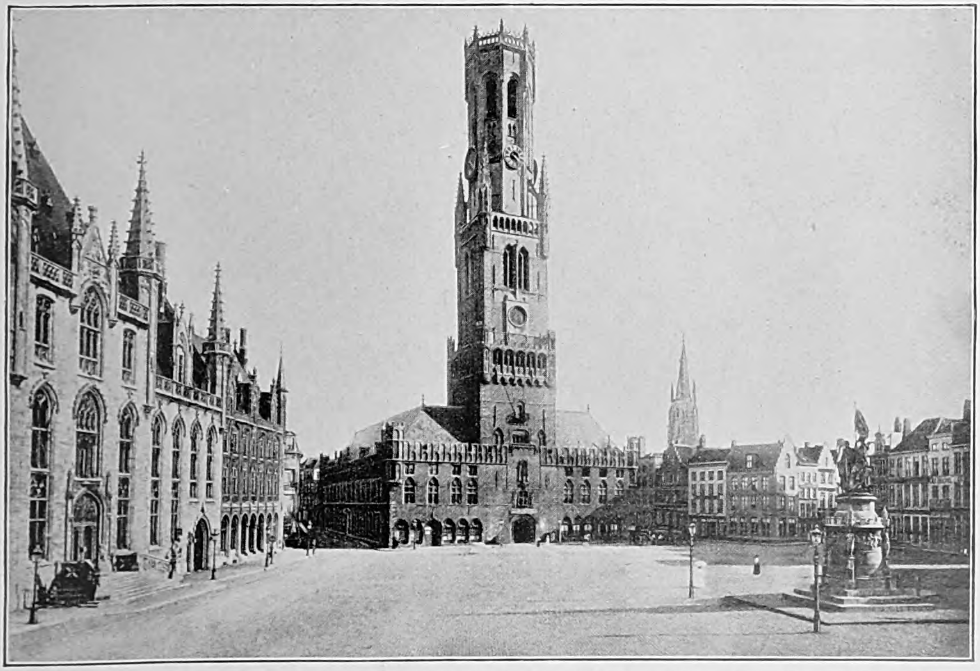


Ansicht von Brügge im Jahre 1468
Miniatur einer Handschrift der Chronik Froissarts in der Stadtbibliothek zu Breslau

Die „tote Stadt“: Brügge und seine Kunstschätze

Von Dr. Max Osborn

Wie hat der trotzig aufragende, riesenhafte Belfried von Brügge, der seit Jahrhunderten hinauslugt ins flandrische Land, so Gewaltiges und Furchtbares um sich her erblickt wie im Herbst 1914. Wohl hat ihn oft genug Schlachtenlärm umtobt. Am wildesten wohl in jenem Sommer von 1302, da die Bürger der Stadt ihre Unabhängigkeit gegen den heutigen „Freund Belgiens“ zu verteidigen hatten und Philipp der Schöne sie unter Frankreichs Oberhoheit zwingen wollte; da erst der Tag der blutigen „Brügger Mette“ und die „Sporenschlacht“ bei Courtrai den Tapferen den Sieg über die Franzosen brachten — tief drunten auf der Grand' Place, am Fuß des Hallenturmes, steht seit einem Menschenalter Paul de Vignes Denkmal für Jan Breydel und Pieter de Coninck, die Zunftmeister und Helden jenes Schicksalsjahres ... Aber so Ungeheures und Schreckliches hat sich in dem mächtigen Umkreis,



Die Hallen mit dem Belfried auf dem Großen Markt. Inmitten des Platzes das Denkmal für Breydel und de Coninck, die Helden der „Sporenschlacht“ bei Courtrai. (Phot. Dr. Trenkler & Co.)

Digitized by Google

den dies Wahrzeichen der Stadt rings überschaut, doch noch niemals begeben. Vom Südosten her, wohin sich sein schweres Massiv ein wenig zur Seite neigt, ähnlich wie der Campanile von Pisa oder die alten Wachttürme von Bologna, nahte zuerst der Kanonendonner. Dann zog er näher heran, in die Gegend von Brüssel und Mecheln, Antwerpen und Gent. Und nun wälzte sich die rote Flut des Krieges in breitem Strom über die Stadt selbst hinweg an die Küste, nach Norden und Westen und Südwesten. Von all den Orten, die mit Brügge durch Kanäle verbunden sind, die sich hier vereinigen: von Ostende und Sluis, von Nieuport, Furnes und Ypern, dringt das Getöse unerhört grausamer Kämpfe herüber. Heeresmassen ziehen vorbei. Das blühende Land ist von Gräben und Schanzen aufgewühlt, von Leichen bedeckt. Und in der Ferne, am Horizont des Meeres, das von weitem in die hochgereckten Fensteröffnungen des Turmaufbaues hineingrüßt, werden Kriegsschiffe sichtbar, deren Geschütze mit höllischem Krachen gegeneinander und gegen den Strand der Nordsee wüten . . .

Der Belfried ist aus sanftem Träumen jäh erwacht — „denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt". Denn kein anderes Amt kannte der Koloß seit Generationen, als den Märchenschlummer der Stadt drunten zu behüten und, ein Denkmal längst verklungener großer Vergangenheit, gen Himmel zu ragen. Auf dem schönen Marktplatz und in den Straßen zu seinen Füßen war Ruhe und Beschaulichkeit. Eine feierliche Leere blickte aus traurigen Augen den Vorübergehenden an, dessen Tritt laut durch die Stille hallte. Wie durch einen Zauberspruch schienen das laute Getöse und die nervöse Unrast der modernen Welt fortgebannt. Wenige Meilen rechts und links, in Gent und in Ostende, brauste und sprudelte das Leben. Hier aber war alles Erinnerung, alles verweht: gewesen. Die Zeit schien stehengeblieben, festgebannt.

Am Minnewater: Die Brücke zum Beginenhof
(Phot. Neue Phot. Gesellschaft)

Man hat Brügge um seiner Wasserläufe, seiner malerischen Partien an Weihern und Kanälen willen mit Venedig, um seiner mittelalterlichen Herrlichkeit willen mit Nürnberg verglichen. Aber damit ist gerade das Wesentliche seines Eindrucks nicht getroffen: die stumme Melancholie seines Antlitzes. Über seiner Schönheit liegt es wie leise Klage, und was einst ein Bürgerleben von üppigem und heiterem Glanz umrahmte, die gotischen Kirchen und Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude, steht nun ernst, frierend gleichsam zwischen den Menschen eines fremden Geschlechts. Vor einem halben Jahrtausend schlug das Blut dieser Stadt in klopfenden Pulsen. Das nahe Meer hatte ihr eine Handelsblüte ohnegleichen geschenkt. Sie war fast der erste Markt des Abendlandes, einer der größten Stapelplätze der völkerumspannenden Hansa. Mit den Wolladungen aus England, die der flandrischen Tuchindustrie zugute kamen, trafen Waren aus allen Zonen ein. Ein buntes Gewimmel von Handelsherren und Seeleuten aller Nationen und Rassen tummelte sich fröhlich am Hafen und über die Märkte. Doch schon um 1500 begann, nach zweihundertjähriger Macht, der Verfall. Kaiser Maximilian, mit dem sich die Bürger überworfen hatten, zog seine Gunst von Brügge ab und wandte sie Antwerpen zu. (Vgl. den Aufsatz „Antwerpen" im November-Heft.) Sein Einfluß entführte nach und nach auch die reichen Kaufleute in die Scheldestadt. Zugleich versandete der Wasserzugang, der Brügge mit dem Meere verband. Die Einwohnerschaft, im 15. Jahrhundert 200000 Menschen stark, verminderte

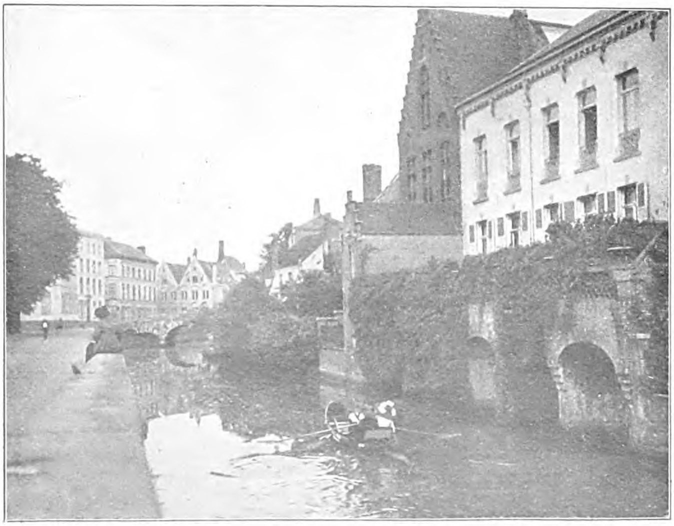
Digitized by Google

Digitized by Google

Kanalbild aus dem stillen Brügge

Etwa vors Heiligkreuztor, wo, ganz holländisch, die Reihe der Windmühlen aufmarschiert und ihre Silhouetten gegen den Himmel stellt, über dessen hohe Wölbung vom Meere her getürmte Wolkenmassen eilig ostwärts ziehen. Oder an eins der Kanalufer inmitten der Stadt, die von Wasseradern kreuz und quer durchzogen ist. Etwa an den Quai du Rosaire, wo sich, wahrhaft venezianisch, bröckelndes, verwaschenes Gemäuer winkliger Häuser nach unten in die blanke Nässe leise zitternd fortsetzt.

Reiner als irgendeine andere Stadt Belgiens hat Brügge den mittelalterlichen Charakter bewahrt; eben weil mit dem Beginn der neueren Geschichtsepoche seine Macht und Blüte zu sinken begannen. Hier regiert fast unumschränkt die Gotik, der sich nur wenige Denkmäler der Renaissance zugesellen. Die Gotik aber offenbart alle ihre Geheimnisse, von der strengen Frühzeit, da sie noch an den Ernst des romanischen Stils grenzte, über die schlanke Grazie der Hauptperiode, bis zu dem üppigen, schon mit den Motiven spielenden Geschmack der Spätgotik, da die alten Formen sich langsam aufzulösen begannen. Das großartige Bauwerk der „Hallen", aus dem der Belfried emporsteigt, stammt aus der reifen mittleren Zeit, aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Als gewaltiges Denkmal bürgerlicher Kraft steht es da, mit den breiten Mauerflächen, den feierlichen Spitzbogen der Fenster in den unteren

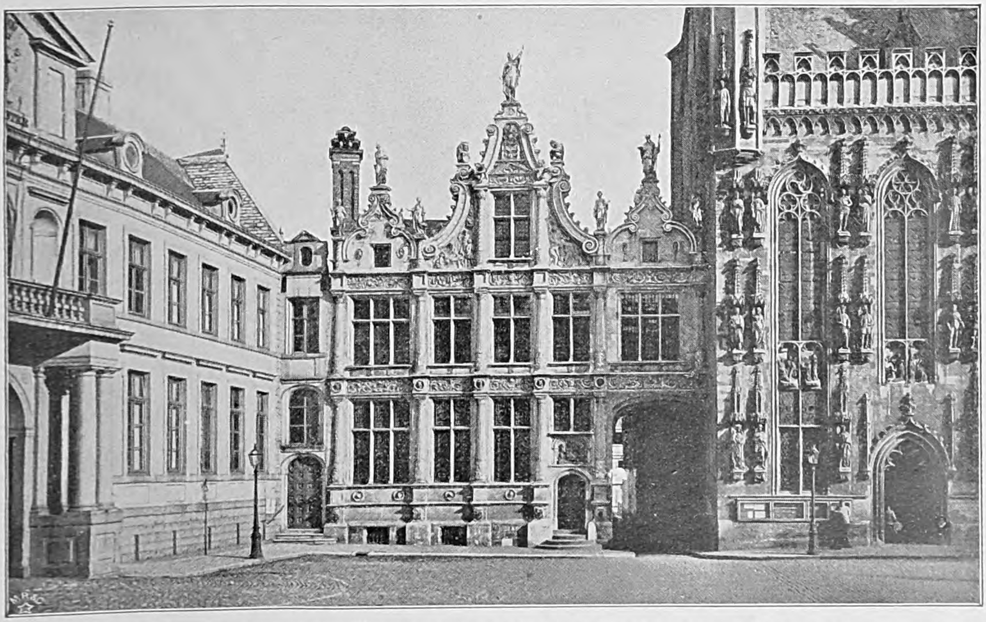


Am Sankt Anna-Ufer

Digitized by Google

Stockwerken, den trotzigen Zinnen vor dem steilen Dach unmittelbar an den Eindruck mahnend, der vom Palazzo vecchio zu Florenz in uns lebt. Draußen alles machtvolle Gebundenheit; innen aber, im Hofe, malerisch gedrängte Mannigfaltigkeit: offene Arkaden, zierliche Galerien, außen angebrachte Treppen, über die man in die oberen Geschosse gelangt. Auf ähnlichen Gegensätzen, die kluger Künstlergeist sorgsam erwog oder glücklicher Architekteninstinkt mühelos traf, beruhen an mehreren Stellen die Wirkungen des Brügger Städtebildes. So bei der heutigen Bibliothek, dem einstigen Zollhof, wo neben der einfachen, ganz flächig gehaltenen Fassade mit dem spitzen Giebel die entzückende gotische Loggietta vorspringt, die den Eingang enthält — leider ist das alte Bauwerk vor einem Vierteljahrhundert bös „restauriert“ worden. (Hierin hat man überhaupt in Brügge viel gesündigt.) Oder bei dem Rathaus, neben dessen graziöser, ganz auf gotische Vertikaltendenz gestellter Front mit Türmchen, Spitzchen, übereinandergestülpten Statuen und Dachfenstern die Kanzlei steht: ein kleiner Hochrenaissancebau, schon mit merkwürdig frühen barocken Vorklängen (1535), bei dem nun gerade wieder die horizontalen Lagerungen der Simse eine Rolle spielen. So auch nebenan bei der ehrwürdigen Heiligblutkapelle, deren Haupttrakt in seinen ältesten Zeiten bis ins 12. Jahrhundert hinabreicht, während im rechten Winkel zu ihm, abermals Portal und Treppenhaus umschließend, ein Logen-

Die Bibliothek, früher Zollhof (Phot. Neue Phot. Gesellschaft)



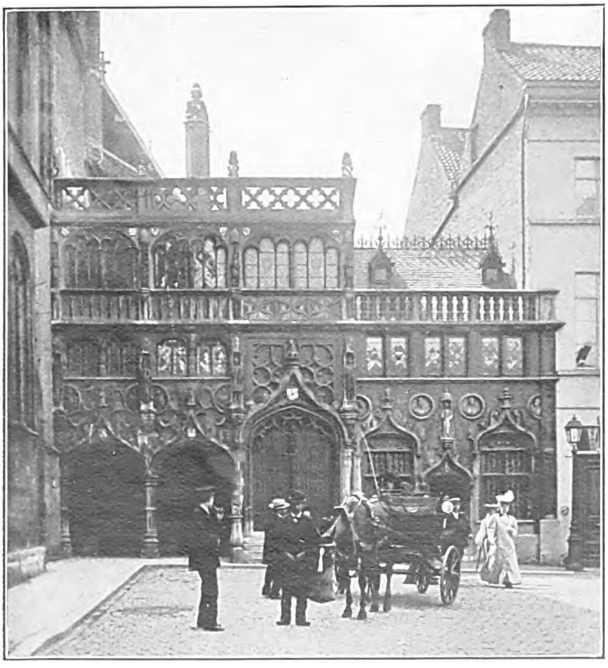
Die ehemalige Stadtkanzlei. Mit ihr in Verbindung nach rechts hin das Rathaus (Vgl. S. 55)

Digitized by Google

bau gestellt ist: fast gleichzeitig mit der Stadtkanzlei entstanden (1533) und doch durchaus noch in den Formen später Gotik gehalten — man erkennt aus einer so auffallenden Gegenüberstellung mit greifbarer Deutlichkeit, wie langsam sich in den nordischen Ländern im 16. Jahrhundert die Formen der Renaissance durchsetzten, wie trotz den modischen Neuerungen immer noch die gotischen Überlieferungen fortgesponnen wurden.

Der Platz, an dem diese beiden Gebäude liegen, ist das Herz des alten Brügge. Anders als in den meisten andern belgischen Städten ist hier nicht der „Groote Markt" (an dem sich die Hallen erheben), sondern dieser kleinere „Burgplatz" die Urzelle des Gemeinwesens. Hier erzählt alles von der alten, wechselvollen Geschichte der Stadt. In der Mitte, wo heute schattige Bäume stehen, prangte die „Grafenburg", die erste Residenz der Herzöge von Burgund, unter deren Herrschaft Brügge zur höchsten Blüte gedieh — schon im 15. Jahrhundert ward sie abgebrochen, und verschwunden wie sie ist auch der „Prinzenhof", der zweite Wohnsitz der Burgunder, den eben damals, nicht weit vom früheren, Philipp der Gute errichtete und der bis zum Niedergang der Stadt der Schauplatz fürstlichen Treibens und höfischer Feste war. Am offenen Fenster des Rathauses aber, an der Südseite des Burgplatzes, leisteten einst vor dem Volke die Grafen von Flandern den Eid, daß sie die eifersüchtig gehüteten Rechte der Bürgerschaft achten wollten. Die Heiligblutkapelle nebenan kündet von anderen Dingen: von der Frömmigkeit des gläubigen Mittelalters. Es war im Jahre 1149, daß Dietrich von Elsaß, Graf von Flandern, vom zweiten Kreuzzuge aus Jerusalem den Brüggern einige Tropfen vom Blute des Heilands mitbrachte. Die heilige Reliquie würdig zu bewahren, stiftete er die Kapelle. Viel später erst, im Jahre 1617, fertigte der kunstreiche Goldschmied Jean Crabbe aus Gold, Email, Kameen, Edelsteinen und Alabaster die schimmernde Pracht des Reliquienkästchens, das an jedem Freitag öffentlich zur Schau gestellt wird, einmal im Jahre aber: am Montag nach dem 3. Mai, das Ziel der berühmten Prozession bildet, bei der sich Tausende von Pilgern dem üppigen kleinen Schrein ehrfürchtig nahen, um ihn erschauernd mit ihren Lippen zu berühren.

So klingen am Burgplatz die Jahrhunderte durcheinander. Doch noch weitere Töne mischen sich in das Konzert. Hier gesellt sich die Dompropstei als ein schönes Beispiel flämischer Barockarchitektur aus der Mitte des 17. Jahrhunderts hinzu. Dort trägt der Justizpalast, einst der „Franc" genannt, das Palais der „Freiheit von Brügge", in seinem Innern das bekannteste Kunstwerk der Brügger Hochrenaissance, den weitberühmten Kamin des Schöffensaals. Es ist ein Stolz der Stadt. Eine riesenhafte Komposition: elf Meter breit, sechs Meter hoch! Und in Wahrheit eine staunenerregende Arbeit. Säulen aus schwarzem Marmor, von denen sich weiße Alabasterreliefs mit der Geschichte der keuschen Susanna wirkungsvoll abheben. Darüber der Mantel aus geschnitztem Eichenholz, von Schildern, Bändern, Emblemen, Ornamenten, Büsten strotzend. Der Maler Lancelot Blondeel, einer der führenden Meister der Brügger Schule des 16. Jahrhunderts, hat diese unvergleichliche dekorative Pracht ersonnen (1529). Und als seine Helfer setzten die Bildhauer der Stadt (Hermann Glasencamp, Rogier de Smet, Andrian Ras) die fast lebensgroßen Statuen in die Nischen: in der Mitte Karl V., nicht als König oder Kaiser dargestellt, sondern als Herr von Flandern, die Grafenkrone auf dem Haupt; zu den Seiten seine erlauchten Ahnen — weltgeschichtliche Namen, um die sich der Zauber romantisch-abenteuerlicher Erinnerungen schlingt —, links Kaiser Maximilian



Kapelle des heiligen Blutes (Phot. Neue Phot. Gesellschaft)

Digitized by Google

Digitized by Google

Jan van Eyck, Bildnis seiner Frau (Phot. Bruckmann)

durch den gewölbten Durchgang der Stadtkanzlei, durch die enge Gasse „zum blinden Esel“, über den Fischmarkt und weiter, durch eine verwinkelte, uralte Gegend, wo rings Giebel und Türmchen sich drängen, zu der ernsten Stätte dieses mittelalterlichen Bauwerkes der Nächstenliebe gelangt, so umfängt uns eine eigene Welt. Wie im 12. Jahrhundert, da dies Asyl als ein bedeutsames Denkmal des sozialen Geistes der Brügger Bürgerschaft gestiftet ward, dient es auch heute noch der Krankenpflege. Wie zu Memlings Zeiten walten noch heute hilfreiche Ursulinerinnen in der alten Apotheke mit den Fayencebüchsen und ziselierten Kupfermörsern ihres Amtes. Im ehemaligen Kapitelsaal aber grüßt uns dann Memling selbst. Hier steht sein gepriesenes Meisterstück, das Heiligtum des Hospitals: der Reliquienschrein der heiligen Ursula, der Patronin des Stifts. Am 24. Oktober 1489, wir kennen das Datum, wurden die Überbleibsel der frommen Märtyrerin in diesem Schrein beigesetzt. Die Malereien auf den Wandungen, den Giebelseiten und dem Dach des gotischen Kapellenschreins sind also das Werk eines Mannes, der, den Sechzigern nahe, auf der Höhe seiner Kunst stand. Sie erzählen vom Lebensgang und Leid der Heiligen, wie sie in Köln einzog, nach Basel und nach Rom kam, nach

Schüler ist kaum denkbar. Neben Rogiers schwerem Pathos und leidenschaftlicher religiöser Inbrunst steht Memlings holde Zartheit. Die Kunst des Älteren ist voll dunkler Wucht, die des Jüngeren voll lichter und leichter Anmut. Seine Farbengebung, mit unsäglicher Sorgfalt von spitzem Pinsel geleitet, ist von heiterer Transparenz, wie von einem Goldschimmer verklärt. Seine Madonnen, die er so gern malte, noch mehr vermenschlicht als bei den Vorgängern, liebliche junge Mütter oder Mädchen, mit hellblonden, bürgerlich sauber geflochtenen Zöpfen, fast elegante kleine Schönheiten. Keiner vor ihm aus der Gruppe hat die weibliche Psyche so gut verstanden und so zärtlich ausgedrückt — ein moderner Zug tritt hier auf, der in die Zukunft weist, ein Neues macht sich neben der sonst streng festgehaltenen van Eyck-Überlieferung geltend.

Die Hochburg der Memlingschen Kunst in Brügge ist das Johannishospital. Wenn man vom Burgplatz

Hugo van der Goes, Der Tod Mariä (Phot. Hanfstaengl)

Digitized by Google

Madonna mit dem Kinde. Gemälde von Hans Memling im Johannishospital (Phot. Bruckmann)

Köln zurückkehrte und dort mit ihren elftausend Jungfrauen ihr Martyrium erduldete — noch heute trägt ja die Stadt Köln in ihrem Wappen, unter den Kronen der heiligen drei Könige, elf Flammen. Memling hat das alles mit unnachahmlicher Feinheit geschildert, mit einer Fabulierlust, die sich liebevoll in jede Einzelheit versenkt, und mit einer Natur- und Wirklichkeitstreue, die keinen winzigen Nebenzug vergißt. Deutlich ist im Hintergrunde der Kölner Szenen der Dombau sichtbar, der Chor und der Kranen, das berühmte Wahrzeichen der rheinischen Stadt. Mit fabelhaftem Geschick ist die kaum übersehbare Fülle der Figuren verteilt und angeordnet, sind die Schicksale der Heiligen novellistisch erzählt, während an den Giebelseiten noch einmal ihr Bild, nur größer, und das der Mutter Gottes erscheinen. Alles glänzt in himmlischer, emailhafter Frische, der auch die Jahrhunderte nichts zu rauben vermochten.

Digitized by Google

leitet uns einen Schritt weiter: diese träumerische, süße Melancholie hat niemand vor Memling zu erfassen und auszudrücken vermocht. Von den Tafeln, die sich sonst noch in dem Saale befinden, gibt das Flügelbild eines Altärchens mit der Geburt Christi für diese Fähigkeit Memlings einen neuen Beweis. Nur einer der älteren Meister kam ihm darin nahe: Hugo van der Goes aus dem benachbarten Gent, dessen „Tod der Maria“ das Brügger Museum besitzt — dies Hohelied überirdischer Verklärung, die alles Menschenleid überwindet ...

An dem stattlichen Patrizierwohnhaus des „Hotel Gruuthuyse“, an gravitätischen uralten Bürgerhäusern mit abgetreppten, spitzen Giebeln, oder an den schlichteren kleinen Reihenhäusern vorbei, wandern wir weiter. Kein Mensch weit und breit. Nur durch das Fenster sehen wir die Spitzenklöpplerinnen am Werke, auf das Kissen herabgebeugt, das die kunstvolle Knüpfarbeit trägt. Doch da tritt eine vor die Haustür und späht empor. Die Wolken haben sich verzogen, die Sonne scheint. Die Frau kehrt um und holt Stuhl und Arbeitsgestell auf die Straße. Andere folgen ihrem Beispiel. Und nun klappern die Holzstäbchen durch die stille Straße. Ein wenig Lärm machen sie wohl. Doch es ist nicht der Lärm des Lebens, sondern klingt fast wie von den Klappern der Aussätzigen im Mittelalter oder wie eine schaurige Totentanzmelodie. Wir schließen die Augen, und es ist, als hüpften Skelette über das rumpelige Pflaster. Da, was ist das —? Ein dumpfer Glockenton, und die Gespenster verschwinden — wir blicken wieder um uns, und ein neues sonderbares Bild breitet sich aus: die Frauen haben ihr Werkzeug fortgelegt, und während die Abendglocke weiter mahnt und klagt und ruft, eilen sie schweigend zur Messe, hintereinander, jede allein, alle gleich gekleidet, wie ein Ornamentenfries.

In der Liebfrauenkirche versammeln sie sich. Und auf die wortkargen flandrischen Frauen sieht mit holdem Kindesblick ein marmorner Knabe herab, der sich in den Schoß seiner Mutter schmiegt: Michelangelos frühe Madonnengruppe, die der Brügger Kaufherr Jan Mouscron Anno 1514 für hundert Dukaten erworben und hierher stiftete — ein ergreifendes Zeugnis für die Beziehungen, die Künstler und Künste vor vierhundert Jahren über Länder und Berge hin zwischen fremden Völkern zu knüpfen verstanden! Schon Albrecht Dürer mag so empfunden haben, als er 1520 auf seiner niederländischen Reise nach Brügge kam, wo er einen „Überschwall guter Gemäl“ fand und auch „das alabaster Marienbild zu unser Frauen, das Michael Angelo von Rohm gemacht hat,“ bewunderte, wenige Jahre also, nachdem es dort aufgestellt worden. Und so empfinden wir heute. Ein Zukunftstrost will sich zugleich in unserer Seele regen, daß nach dem grauenvollen Ringen der Nationen, das wir jetzt erleben, einst abermals der Genius der Künste die zerrissene Menschheit wieder binden könnte.

Zur Seite aber in der Liebfrauenkirche, in einer abgeschlossenen Kapelle, schläft und träumt Glanz und Herrlichkeit des einstigen Brügge den ewigen Schlaf. Dort ruhen in ihren schwarzen Marmorsarkophagen Karl der Kühne von Burgund und seine Tochter Maria, die Max' I. Gemahlin war. Von dem dunkeln Gestein hebt sich, auf den Flächen zwischen edlen Profilierungen, das reiche, farbig glühende Schmelzwerk der gedrängten Wappenschilde ab. Und oben schlummern die vergoldeten Bronzebilder der Toten. Mariens Grabmal bildete der Brüsseler Goldschmied Pieter de Beckere. Sanft, jugendlich, unsagbar rührend liegt sie mit gefalteten Händen ausgestreckt da. Denn sie war nicht älter als fünfundzwanzig Jahre, als sie 1482 durch einen Sturz vom Pferde jäh aus einem Leben voll Pracht und Heiterkeit fortgerissen ward. Der einzige Sproß des letzten Herzogs von Burgund sank dahin. Bald sollte ihm Alt-Brügges Macht und Größe folgen. Wie Karls des Kühnen Tochter Maria ruht nun auch sie mehr als vierhundert Jahre im Todesschlaf — und bleibt doch unvergänglich wie die Schönheit von Maximilians Gemahlin im Erzbilde der Liebfrauenkirche.

Brügger Spitzenklöpplerinnen (Phot. Neue Phot. Gesellschaft)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die tollen Vettern

Ballade von

Börries, Freiherrn von Münchhausen

Als er Berg op Zoom genommen,
Saß der tolle Christian
Fackelflackerlichtumglommen
Vor Jahn Stenens Kegelbahn,

Saß auf einem Apfelkarren
In der Generäle Schar, —
Und sie brachten seinen Narren,
Der im Kampf gefallen war.

Blutbefleckter Schecken-Kittel
Überhing der Bahre Rand, —
Christian Braunschweig-Wolfenbüttel
Trat zur Gosse, hob die Hand:

„Stillt das Spiel und senkt die Fahnen!
Der hier liegt war mehr als ihr,
Ging er gleich auf sondren Bahnen
Ging er immer doch mit mir.

Auf der Bank gezeugte Söhne
Und im Stroh geborner Gauch,
Abgetrocknet mit der Mähne
Und entwöhnt am Stutenbauch, —

Das hat immer was gegolten
Auf der wildverwognen Bahn,
Drauf den Lebensweg durchtollten
Vetter Narr und Christian!

Aufgeschult im Heerestrosse,
Mann-gesprochen vom Gewehr,

Digitized by Google

Und seit der Zeit der Genosse
Eines, der ein Narr wie er.

Keiner hat mir Treu gehalten
So wie der im bunten Kleid,
Und mir ist's um keinen Alten
So wie um den Jungen leid! —

Über den ein jeder lachte,
Und der jedem sich bequemt,
Sagt mir doch, wie er es machte,
Daß ihr heute ernst ihn nehmt?!

Sagt es mir, ich will's bewahren
Als ein mir gesagtes Wort,
Denn vielleicht in wen'gen Jahren
Lieg ich so wie jener dort,

Und wenn sich die Fahnen senken,
Auf den tollen Christian, —
Gebe Gott, ihr könnt dann denken:
Ernstes Ziel löscht wilde Bahn!" —

Und der Fürst ging zu Quartiere,
Tief gebückt im niedren Flur,
Doch die Trommler vor der Türe
Lockerten am Spiel die Schnur.

Als der Fahnen starre Seide
Knisternd auf die Bahre sank,
Klingelten am Narrenkleide
Schrille Glöckchen leisen Dank.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Im Knödelländchen und in Berlin

Jugenderinnerungen von Hanns von Zobeltitz (Fortsetzung)

Der Winterfeldzug 1864 hatte in unseren Kreisen starke patriotische Empfindungen ausgelöst. Ich sehe noch den Großvater Tag um Tag in wachsender Unruhe auf die Zeitung warten, höre ihn mehr als je von seinen eigenen Kriegserinnerungen, zumal vom alten Blücher erzählen, und höre, wie er auf die erste Nachricht vom Sturm auf Düppel in ein begeistertes: „Hurra — unsere brave Armee!" ausbrach, um gleich hinzuzusetzen: „Das heißt — wie werden sich Majestät freuen."

Als wir nun nach Berlin kamen, konnten wir es gar nicht fassen und verstehen, daß wir so wenig, fast gar nichts von der siegreichen Armee, von Düppel und Alsen hörten. Noch weniger konnten wir es verstehen, wenn wir den König in seinem schlichten Wagen fahren sahen, daß so wenig Leute den Hut zogen. Es war nicht anders: König Wilhelm hatte sich die Liebe seines Volkes noch nicht erworben. Weder er, noch irgendein anderes Mitglied des Königlichen Hauses war populär. Mit Respekt zu melden: der König hatte den Spitznamen „Lehmann". Die noch heute im Umlauf befindliche Berliner Redensart: „Das kann Lehmanns Kutscher auch" soll ja aus jener Zeit stammen. Es kam sogar vor, daß der eine oder andre Schuljunge aufgeschnappte unziemliche Redensarten auf Majestät münzte. Dann schlugen wir märkischen Junkers freilich drein, daß die Funken stoben, bis wir meist, von der Überzahl überwältigt, im Staube des Schulhofes lagen.

Die Wandlung begann erst mit 1866. Freilich nicht gleich. Selbst wir Kinder empfanden, wie unbeliebt der Krieg gegen Österreich war, mit wie bangen Herzen man in fast allen Kreisen dem Ausgang entgegensah. Vater hatte wieder den Soldatenrock angezogen und wirkte als Kompagnieführer beim Ersatzbataillon des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments — mit Leib und Seele Soldat; bildschön, fanden wir, sah er aus mit dem goldgestickten Kragen. Ich erinnere mich aber, daß er gleich nach Eröffnung der Feindseligkeiten nach Hause kam, die Schärpe abriß, auf den Boden warf, beide Hände vor das Gesicht schlug: „Wir haben eine große Schlacht verloren." Natürlich war es eine Tatarennachricht, aber sie wurde allgemein geglaubt. Die alten Weiber versteckten bereits ihr Silber. Nur die Berliner Straßenjungens, die glaubten die Unglücksmär nicht. Die schlugen gerade in jenen Tagen winzig kleine Löcher in die alte, morsche Stadtmauer, gerade groß genug, daß man die Hand durchstecken konnte, und schrieben höhnisch im Kreise darum herum: „Hier zieht Benedek in Berlin ein."

Dann erfolgte ja bald der Umschwung, kam, wie immer, mit den ersten Siegen auch die Begeisterung. Bei weitem nicht so gewaltig wie vier Jahre später, aber sie kam. An den Straßenecken standen nach den ersten Siegesnachrichten Tische, und angesehene Bürger davor, um für die Verwundeten zu sammeln; in allen Häusern wurde emsig Scharpie gezupft; man ahnte ja nicht, wieviel Wundvergiftungen durch diese Scharpie, die damals als unerläßlich galt, erzeugt wurden.

Und dann zog ein schlimmer Feind in Berlin ein: die Cholera.

Wir wurden schleunigst nach Spiegelberg geschickt.

Eine Reise nach Spiegelberg war damals noch eine Sache. Nur bis Frankfurt a. d. O. führte die Bahn. Hier mußte man ein Stündchen oder zwei warten, und dann ging's mit der Post, langsam, ach so langsam, über Kunersdorf, Reppen, Sternberg usw. heimwärts. Heute braucht man drei Stunden; damals fuhr man im Morgengrauen von Berlin ab und konnte endlich, wenn der Abend sank, in die weitgeöffneten Arme der lieben Großeltern stürzen. Auf dem Tisch standen Bratkartoffeln, Setzeier, Schlippermilch und eine Flasche Dünnbier — und das alles schmeckte wie Nektar und Ambrosia. Am Morgen aber wurde in den Garten hinausgestrolcht, dann ins Dorf, um alle alten Bekannten zu begrüßen, und nachmittags in den Wald. Stunde auf Stunde lag man auf dem Bauch und sonnte sich — und schob selbstverständlich die Ferienarbeiten trotz aller Mahnungen bis zum letzten Tag auf. Bruder Fedor und ich waren uns oft uneinig. In puncto Ferienarbeiten aber herrschte zwischen uns stets eine völlige Übereinstimmung der Gesinnung. Was fiel den Paukern denn ein? Jeder einzelne packte uns ein Bündel auf. Wenn wir das alles pflichtgemäß hätten erledigen wollen, würden wir keine ruhige Stunde gehabt haben. Die Worte Streik und passive Resistenz kannte man damals noch nicht, uns waren aber die Begriffe wohlvertraut. Musterknaben waren wir nicht.

Zum Einzug der Sieger waren wir wieder in Berlin. Ich hatte Glück, erhielt — ich weiß nicht mehr, durch wessen Güte — einen Platz auf dem Dache des Raczynskischen Palais und konnte mir pochenden Herzens die große Parade, die dem Einzug voranging, mit ansehen. Das Raczynskische Palais, das die berühmte, später in die

Digitized by Google

Nationalgalerie übergegangene Gemäldesammlung enthielt, lag auf der Stelle, wo heute das Reichstagsgebäude sich erhebt; der Königsplatz war eine Sandwüste, selbstverständlich fehlten noch die Siegessäule und die Siegesallee, vom Bismarck- und Moltkedenkmal zu schweigen. Aber auch das Generalstabsgebäude gab es noch nicht; der Generalstab hauste in der Behrenstraße. Nur das Krollsche Etablissement bestand bereits und grenzte das Paradefeld ab.

Unser Leben lenkte nun wieder in die alten Bahnen ein. Oder doch nicht ganz. Die geschäftlichen Unternehmungen meines Vaters litten unter einer tiefen Depression. Ihn selbst, den unverwüstlichen Optimisten, focht das merkwürdig wenig an. Er war immer guter Laune, hatte immer Entwürfe und Pläne und träumte von neuen Erfolgen. Aber unsre gute Mutter litt. Das Hauswesen wurde sehr eingeschränkt, der Silberdiener Wilhelm mußte entlassen werden; bisweilen war geradezu Knapphans bei uns Meister. Satt gemacht wurden wir, aber ich erinnere mich, daß Bratwurst und Pellkartoffeln eine bedeutsame Rolle spielten, der gegenüber die großen Braten in die Versenkung gerieten. Und selbst mit der rechtzeitigen Beschaffung des Schulgeldes haperte es bisweilen.

Verwöhnt waren wir ja nicht. Aber manchmal drückte die Einschränkung doch auch uns. Wir wollten gern Schlittschuh laufen — es unterblieb, denn es kostete Geld; ich wollte gern Tanzstunde nehmen — meine Bitte wurde abgeschlagen. Freilich hielt man ja von allen diesen Künsten damals weniger als heute. Sportsmäßige Übungen der Jugend standen nicht hoch im Kurse. Tennis z. B. gab es überhaupt noch nicht. Das war gewiß bedauerlich, aber ein Gutes, wenigstens für mich, hatte es doch: ich gewann einen Überfluß an Zeit, und da ich wenig Freude an der Schule hatte (und die Schule an mir), so las ich viel, ungeheuer viel. Gewiß zum großen Teil wahllos. Aber die Klassiker, die Romane, die damals im Vordergrunde des Interesses standen, Reisebeschreibungen, dann doch auch schon größere historische Werke wurden mir vertraut. Und so viel gewiß unverstanden und unverdaut blieb, vieles andere blieb bei meinem sehr guten Gedächtnis haften.

Kostspielige Vergnügungen wurden uns selbstverständlich nicht geboten. Wenn wir einmal am Abend in einen der kleinen Biergärten der Nachbarschaft mitgenommen wurden, war's ein Ereignis. Waren ausnahmsweise Gäste im Hause, so gab es Tee und kalten Aufschnitt, seltener einen Kalbsbraten. Dann und wann ging man vielleicht an den Nachmittagen zu Mielentz an der Potsdamer Brücke, um Kaffee zu trinken, oder, wenn es hoch kam, nach dem Hofjäger zu einem Militärkonzert, wo Meister Wieprecht die Massen mit dröhnender Schlachtmusik begeisterte, oder gar zu Kroll, dessen nach damaligen Begriffen feenhaft erleuchteter Garten im Sommer alle Welt entzückte und wo es um die Weihnachtszeit höchst sonderbare plastische Gruppen zu schauen gab. Aber auch bei solchen besonderen Gelegenheiten erhielten wir Kinder nichts anderes als ein „belegtes" Butterbrot und ein Glas dünnes Bier. Als, ich glaube 1867, die erste Pferdebahn, vom Brandenburger Tor nach Charlottenburg, eröffnet wurde, ward das kleine Nest ein noch beliebterer Ausflugsort als vordem. Wie hat sich seitdem unser Charlottenburg verändert! Wer hätte es für möglich gehalten, daß es räumlich mit Berlin zusammenwachsen und eine Stadt der Millionäre werden würde. Damals lag der Zoologische Garten am Ende der Welt und war ein kleines Etablissement, das sich erst gegen 1870 zu entwickeln begann. Immerhin erinnere ich mich, daß ich hier das erste Kamel und den ersten Elefanten sah und daß sie auf uns einen ähnlich überraschenden Eindruck machten wie zu jener Zeit etwa ein Neger oder ein Chinese. Wenn solch ein Exote auf der Straße auftauchte, blieben die Leute — nicht nur die Kinder — stehen und starrten ihn an.

Ein Vergnügen aber habe ich in jenen Jahren vor 1870 so ausgiebig genossen wie wohl nur wenige Knaben meines Alters: das Theater. Der Zufall verhalf mir dazu, und unsere gute Mutter war einsichtig genug, keinen Einspruch zu erheben, wenn ich ihn fast überreichlich benutzte. Ein Vetter von uns, Richard Kalkreuth, war Adjutant der Kommandantur und verfügte als solcher über ein oder zwei Freibilletts zum ersten Rang im Schauspielhaus und Opernhaus. Aus der Oper machte ich mir nicht viel, höchstens zur Lucca, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand, „schaute" ich bewundernd auf — ich war (und bin) unmusikalisch, und es geschah auch nichts zur Entwicklung des musikalischen Verständnisses. Aber wenn ich ein Billett zum Schauspielhause erhielt, dann war ich beseligt. Ich sah damals noch Dessoir, dann vor allem Döring, den köstlichen Alten; von den jüngeren Robert; die Jachmann-Wagner, die reizende Busta, Luise Erhardt (die nachmalige Gräfin Goltz) und Clara Meyer in ihren glückhaften Anfängen; schließlich die treffliche Frieb-Blumauer, die zumal als Partnerin Dörings in heiteren Rollen meisterlich war.

Doch der Vetter aus der Kommandantur allein konnte meiner wachsenden Theaterleidenschaft bald nicht mehr genügen. Ich suchte und fand andere Quellen.

Da war einmal ein Graf Lucchesini, ein Bekannter meines Vaters, der irgendwelche Beziehungen zum damaligen Viktoriatheater besaß, über das Herr Cerf den Herrscherstab führte. Herr Cerf, von dem es hieß, er wäre unter allen ungebildeten Theaterdirektoren der ungebildetste; nicht einmal richtig Deutsch könne er sprechen. Aber das Viktoriatheater war unter ihm die

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stätte höchst wunderbar ausgestatteter Feerien, die mir — in der Erinnerung — heut noch als das Großartigste vorschweben, was man auf diesem Gebiete je geleistet hat. Mit dem heutigen Prunk, mit der jetzigen Dekorationskunst darf man sie wohl freilich nicht messen, auch die Effekte, die das elektrische Licht freigiebig spendet, muß man in Abzug bringen. Die alten Berliner werden mir trotzdem recht geben: diese Märchenfeerien waren großartige Leistungen. Und das Viktoriatheater hatte außerdem einen besonderen Reiz, dem sich doch auch das Gemüt des Sechzehnjährigen nicht ganz entzog: es verfügte über ein Ballettkorps, in dem allerdings nicht die Kunst Terpsichores, aber die weibliche Schönheit entzückte. Der alte Cerf wußte, weshalb er auf dieses Ballettkorps große Stücke hielt! Übrigens: wenn man so bitterböse auf die Unsittlichkeit der heutigen Bühne schilt und ihr gegenüber die gute alte Zeit ausspielt, soll man sich sagen lassen, daß die Zensur damals sicher nicht strenger war als die heutige. Ich erinnere mich, in einer jener Feerien eine Szene gesehen zu haben, die jetzt kaum möglich wäre. Zwei feindliche Königinnen standen sich auf der Bühne gegenüber, und jede von ihnen besaß eine Dose mit Zauberpillen; sobald sie solch eine Pille auf die Erde schleuderte, ging der dabei ausgesprochene Wunsch in Erfüllung. In diesem Fall machten die beiden Freundinnen recht moralischen Gebrauch davon: sie wünschten sich nämlich nacheinander, daß der Gegnerin immer ein weiteres Bekleidungsstück abfiele. Und das so fort, bis sie im Trikot, und nichts mehr, von der Szene stürzen mußten —

Ich kam damals übrigens noch in eine andere Beziehung zum Ballett. Ein Schulbekannter, namens Galster, ein sehr lieber, netter Junge, nur etwas reif für unsere Jahre — wo mag er geblieben sein? —, war der Neffe des berühmten Königlichen Ballettmeisters Taglioni. Auch seine Mutter war einst eine gefeierte Tänzerin gewesen; sie steht noch heute deutlich in meiner Erinnerung als eine zierliche alte Dame mit den Allüren einer Prinzessin; ihr kleines Heim in der Kochstraße war angefüllt mit Glanzstücken vergangener Herrlichkeit, alles zierlich wie sie selber, an den Wänden bis hoch hinauf Porträts von Kollegen und Kolleginnen — und welke Kränze. Durch Galsters lernte ich damals auch Fräulein Marie Taglioni kennen, die Primaballerina des Königlichen Balletts, nicht mehr ganz jung, aber noch immer schön und wunderbar graziös, dabei Dame vom Scheitel bis zu den berühmten Fußspitzen. Eng verbunden mit ihr war ja die Glanzzeit des Balletts, dem der König besonderes Interesse widmete. Balletts gleich Satanella, Sardanapal, auch das heitere Flick und Flock dürfte es heut nirgends in der Welt mehr außer etwa in Petersburg geben, und überall stand Marie Taglioni im Mittelpunkt. Ich bin noch in ihrer Abschiedsvorstellung gewesen, in der die Berliner ihr wahrhaft stürmische Ovationen darbrachten. Kurz darauf wurde sie Fürstin Windischgrätz.

Ein anderer wichtiger Helfer in theatralibus war mein Schulkamerad Entsch, der Sohn des damals ersten Berliner Theateragenten, der selbstverständlich über so viele der geliebten Freibilletts verfügte, wie er nur haben wollte. Mit ihm pilgerte ich vor allem zum Wallnertheater, in dem Anna Schramm, Helmerding und Reusche ein unübertreffliches Dreiblatt bildeten.

Ich muß in der Erinnerung lächeln: Herr Entsch ist später der Inhaber eines der bedeutendsten Vermittelungsbureaus für dramatische Kunst geworden; ob er, der als solcher ja wohl Erfolg oder Mißerfolg eines Theaterstücks vorahnen sollte (— sollte!?), vielleicht die Grundlagen dieser Kenntnis in unserem ausgezeichneten dramatischen Verein „Lyra" gewonnen hat? Das war die richtige Schülerverbindung, und natürlich eine heimliche. Wir lasen aber nur die Stücke unserer klassischen Meister mit verteilten Rollen, und hoher Ernst waltete dabei. Nur — wir tagten grundsätzlich, bei einem Viertelfäßchen Bier, in den Hinterzimmern der damals zahllosen Lokälchen mit Bedienung von zarter Hand, und die verschiedenen Heben bildeten unser Auditorium, mußten sogar bisweilen bei weiblichen Rollen einspringen, was furchtbar komisch war. Eine junonische Miezl als Jungfrau von Orleans steht mir noch heute in heiterster Erinnerung. Sie trompetete so stark, daß der Wirt alle Augenblicke entsetzt angelaufen kam: „Was sollen denn die andern Gäste denken? Sie hetzen mir noch die Polizei auf den Hals!" Übrigens spielte sich das Ganze viel harmloser ab, als es sich vielleicht hier ausnimmt.

Und nun muß ich doch wohl einige Worte über die Schule sagen.

Ich besuchte das altberühmte Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, das damals noch an der Ecke der Friedrichs- und Kochstraße sein Heim hatte. Als Oberhaupt regierte es Professor Ranke, ein Bruder unseres großen, von mir später heißverehrten Historikers. Soweit ich urteilen kann, war der Direktor ein sehr wohlwollender Herr, der aber wohl stark überlastet war und den man nicht übermäßig oft sah.

Der Ruf des Gymnasiums war und ist so groß, daß mir unwillkürlich vor Respekt die Feder stockt. Ich erhalte noch liebenswürdigerweise die Mitteilungen des Vereins ehemaliger Schüler, und sie fließen in ihren oft sehr hübschen Beiträgen geradezu über von Dankbarkeit gegen die Lehrer aus jener Zeit. Das ist ohne Zweifel ehrlich gemeint. Aber ich bin auch ein ehrlicher Mensch: ich kann den Lehrern, die das vielleicht zweifelhafte Glück hatten, sich mit mir beschäftigen zu müssen, nicht dankbar sein. Ich will gern viel Schuld auf mich nehmen. Das jedoch bleibt: sie haben mir meine

Digitized by Google

schönen Jugendjahre bitter vergällt. Ich denke heut noch mit Schaudern an den einen mit der großen, ewig schmutzigen Platte, der uns erbarmungslos endlose Gesangbuchverse einpaukte; an einen anderen, dessen Geschichtsunterricht fast nur in der Quälerei mit Jahreszahlen bestand; an einen dritten, der im deutschen Unterricht herumtobte: „Wissen Sie nicht, daß ich ein Dichter bin!“ Und dann stehen mir wie Schreckgespenster die griechischen Stunden, durch alle Klassen, vor Augen. Ich sag' es heut noch aus vollster Überzeugung: ich konnte im Griechischen nicht mit. Woran es lag, weiß ich nicht; jedenfalls aber blieb mir das Griechische ein Buch mit sieben Siegeln. Ich mochte noch so fleißig sein, es ging nicht: mein sonst sehr gutes Gedächtnis war der Sprache Homers gegenüber wie ein Sieb. Und da meine ich, schließlich hätte doch einer der Lehrer meinen Vater benachrichtigen müssen: Ihr Junge schafft's nicht in den alten Sprachen. Nehmen Sie ihn fort von uns, geben Sie ihn auf ein Realgymnasium. Aber nein: es wurde immer weiter versucht, gezankt, gescholten, gestraft, bis sich mein Widerwille von dem Einzelfach auf die ganze Schule übertrug und ich mir mit Lügen und Betrügen so gut half, wie es eben ging.

Ich war nicht faul, ich wurde faul. Und ich möchte mich fast fragen, ob ich unrecht tat. Die alten Sprachen, die man mir durchaus eintrichtern wollte, hab' ich mein Leben lang nicht gebraucht. Englisch wurde nicht gelehrt, Französisch ganz beiläufig behandelt. In der Geschichte lernte ich Zahlen: wann der zweite punische Krieg? Karl der Große in Rom? In den Geist der Geschichte führte uns niemand ein, mit der Persönlichkeit Luthers etwa, mit dem Kern der Reformation machte uns niemand vertraut. Die vaterländische Geschichte blieb im Hintertreffen. Von Raffael und Michelangelo, um zwei Namen zu nennen, hörten wir nie etwas. Mit dem Nibelungenliede wurden wir gequält — aber unsere Klassiker? Jawohl, Goethes „Hermann und Dorothea“ schachtelte man vor uns derart aus und wieder ein, daß ich die Dichtung heut nicht mehr lesen mag.

Derselbe Bengel aber, der auf der Schule nichts Rechtes leisten wollte, setzte sich zwei Jahre später, als junger Leutnant, auf die Hosen, arbeitete oft ganze Nächte hindurch, bahnte sich mühsam Wege, um Vorlesungen von Treitschke und Helmholtz zu hören — und hatte seine helle Freude am Weiterkommen! Er kann doch nicht ganz faul gewesen sein, hat ja auch, in aller Bescheidenheit gesagt, im späteren Leben immer seine verd— Pflicht und Schuldigkeit zu tun versucht!

Genug davon. Wozu bitter werden nach einem halben Jahrhundert, in dem doch wohl auch auf der Schule vieles anders und besser geworden ist.

⁂

Der große Krieg kam —

Ich hatte mein siebzehntes Lebensjahr noch nicht vollendet. Aber so jung ich war: es stand fest für mich, daß ich mitgehen mußte. Mußte! Mußte!

Es ist so oft geschildert worden, aber die rechte Vorstellung von der Begeisterung jener unvergeßlichen Tage hat doch nur der, der sie mit erleben durfte. Wie ein gewaltiges Beben war es, das durch den ganzen Volkskörper ging. Etwas Elementares lag darin. Bis zu den Augusttagen des Jahres 1914 hätte ich nicht für möglich gehalten, daß der Sturm dieser Begeisterung übertroffen, oder auch nur wieder erreicht werden könnte. Jetzt freilich weiß ich es: die Tage zu Beginn des Weltkrieges fanden unser teures Volk noch größer, noch einiger als die entscheidenden Tage von 1870!

Ich war am Abend der Rückkehr unseres Königs aus Ems Unter den Linden. Wie das wogte! In atemloser Erwartung zuerst, dann, als der greise Herr im offenen Wagen durch die Menschenmassen fuhr, in brausendem Jubel! Wie Fremde sich umarmten, sich Brüder nannten! Wie in all dem kein überlautes Sichbrüsten, kein Pochen auf den erhofften Sieg war, nur eine feste und getreue Zuversicht: nun steht ganz Deutschland zusammen und läßt die Schmach, die man uns in unserem König angetan, nicht auf dem Vaterlande sitzen. Die Stimmung jenes Abends hab' ich im Einleitungskapitel meines Romans „Sieg“ widerzuspiegeln versucht. Man hat mir oft gesagt, es wäre mir gut gelungen. Ich weiß es besser. Es gibt historische Ereignisse, denen gegenüber jede Kunst versagt.

Ich mußte mit! Ich fieberte!

Von meinen Eltern hatte ich keinen Einspruch zu erwarten. Sie waren viel zu leidenschaftliche Patrioten, als daß sie meinen Wunsch, mein Fordern nicht als selbstverständlich empfunden hätten. Mutter weinte wohl eine Träne, aber sie sagte gleich: „Geh — geh mit Gott!“ Vater war bereit, die nötigen Schritte zu tun.

Er war, wie 1866, so auch diesmal sofort wieder eingetreten und hatte eine Kompagnie beim Ersatzbataillon des Garde-Füsilier-Regiments, meinen lieben „Maikäfern“, wie die Berliner sie nennen, erhalten. Es war das Nächstliegendste, daß er mich dort anzubringen suchte. Aber gleich kamen die Schwierigkeiten. Ich war ein langaufgeschossener Junge mit durch keinen Sport gestählten kümmerlichen Muskeln. Der Regimentsarzt zuckte die Achseln: viel zu schwächlich! Auf dem glatten Wege ging es also nicht. Schließlich wurde ich dennoch als Kriegsfreiwilliger eingestellt und zog selig berauscht die Uniform an, die gleiche, welche ich heut noch durch die Gnade des Allerhöchsten Kriegsherrn tragen darf.

Wir — das Ersatzbataillon — waren eine ganz merkwürdige Truppe, sozusagen: ein Bataillon von Freiwilligen. Jung neben

alt, hochgebildet neben ungebildet, reich neben arm. Viele, viele Studenten aller Fakultäten, andere, die vom Dienst befreit, nun doch die Waffe zum Schutz des Vaterlandes tragen wollten; auch aus dem Ausland, ja von jenseits des Weltmeeres, das uns damals nicht versperrt war, kamen so manche zurück.

Der Geist war vortrefflich, der gute Wille strömte über, konnte sich nicht genug tun. Aber unsre Ausbildung war wohl höchst dürftig. Neben dem kleinen Stamm trefflicher Offiziere, die das aktive Regiment zurücklassen mußte, gab es so manchen inaktiven Herrn, dem das Exerzierreglement längst zum böhmischen Dorf geworden war. Auch mein Vater gehörte gewiß dazu. Er war zwar eine glänzende militärische Erscheinung, auch voll Eifer, aber es haperte an allen Ecken. Ich sehe ihn noch im Schweiße seines Angesichts auf dem Kasernenhof um sein Häuflein streitbarer Jünglinge herumtoben — und muß unwillkürlich lächeln.

Da es an Unteroffizieren mangelte, wurden wir von eisgrauen Schloßgardisten ausexerziert. Mir ist das Exerzieren sehr, sehr schwer geworden. Der Arzt hatte doch recht gehabt: ich war zu schwächlich. Aber ich biß die Zähne zusammen — und es ging. Ging auch später auf den anstrengenden Märschen. Der Wille kann so viel.

Manchmal, wenn ich jetzt durch die stille Kesselstraße, Berlin N., gehe, sehe ich hinauf nach den Fenstern, hinter denen mein kleines Zimmer lag. Wie todmüde bin ich oft auf mein Bett gesunken, glaubte, ich wäre am Ende meiner Kräfte, und dann half sich der junge Körper doch wieder weiter.

Nun war das Regiment schon gen Westen befördert worden. Wir brannten selbstverständlich alle darauf, möglichst bald „nachzukommen". Und unsre heiße Ungeduld erhielt immer neue Nahrung durch die ersten Siegesnachrichten. Wie damals diese Glückskunden durch Berlin flogen! Wie die Litfaßsäulen umdrängt wurden! Wie dann auch zwischen den strahlend stolzen die einzelnen sorgenvollen Gesichter auftauchten, auf denen geschrieben stand: Ist Vater, ist mein Mann, ist mein Junge dabei gewesen? Und wie doch Erwartung und Sorge und Leid untergingen in dem gewaltigen Fluten der allgemeinen Begeisterung! Wahrlich, auch damals war es eine große Zeit!

Endlich kam der Befehl, daß ein Teil des Ersatzbataillons ins Feld rücken sollte. Ich war unter den Auserwählten.

Auch das war ein Zeichen jener Tage, die den jüngst durchlebten so vielfach ähnelten: der Abschied von Eltern und Geschwistern wurde mir so gar nicht schwer. Und ebenso empfanden sie als Pflicht und Ehre, einen Sohn ins Feld zu stellen. Tränen — jawohl! Aber Tränen unter einem stolzen Lächeln. Und ein fester Händedruck: „Halt' dich brav!" Und dann erst: „Bleib' gesund!"

Unser kleines Detachement befehligte der Hauptmann Graf Bethusy-Huc, der nun längst im kühlen Grabe ruht. Wir selber aber betrachteten merkwürdigerweise als unsern eigentlichen Führer den Leutnant Freiherrn von Mirbach. So stark wirkte dessen Persönlichkeit auf uns ein. Er war bis vor kurzem der Oberhofmeister der Kaiserin.

Eine endlose, endlose Eisenbahnfahrt. Wie helle Lichtbilder darin der Anblick des Vaters Rhein und die frohen Willkommensgrüße auf fast allen Stationen, zumal wieder am Rhein, wo uns halb Verschmachteten die vollen Weinkrüge in den Wagen gereicht wurden; am fleißigsten, ich besinne mich noch, im alten schönen St. Goar. Am 1. September ging's über die Grenze; über Weißenburg dann nach Wendenheim, wo wir in der Nacht das Donnern der Geschütze vor Straßburg hörten und wo die ersten dunklen Gerüchte von dem gewaltigen Sieg bei Sedan uns die Herzen pochen machten: gab's denn überhaupt für uns noch was zu tun? Über Zabern fuhren wir nach Nancy, dann nach Pont-a-Mousson. Hier wurden wir endlich ausgeschifft. Acht Tage hatten wir von Berlin aus gebraucht, eingezwängt in enge Eisenbahnwagen. Die Glieder waren steif, die nun beginnenden Märsche dem Regiment nach wollten zuerst gar nicht schmecken: über St. Mihiel und St. Menehould nach Reims.

In der Krönungsstadt der französischen Könige wurde uns eine besondere Ehre zuteil: wir jungen Ersatzleute vom „Schwamm", wie der Spottname lautete, durften vor dem Allerhöchsten Kriegsherrn vorübermarschieren. Ich glaube, der König ist nicht besonders erfreut über unsren Vorbeimarsch gewesen. Wir waren ja knapp ausgebildet, alles andere eher als eine Paradetruppe und zudem auf den Tod ermüdet. Mir ist's doch unvergeßlich: uns allen leuchteten ja die gütigen Augen des alten Herrn tief in das Herz hinein.

Am 13. September erreichten wir endlich in Braisne unser Regiment. Ich wurde der ersten Kompagnie zugeteilt. Merkwürdigerweise habe ich nur eine ganz dunkle Erinnerung gerade an diesen Tag. Die Erinnerung an ein großes Gehöft und einen kribbelnden Haufen Männer mit gewaltigen Feldzugsbärten, die auf uns mit einiger Herablassung sahen; an die gebührende Scheu vor ihnen, die St. Privat und Sedan mit hatten schlagen helfen — und an die Tatsache, daß mir in der Nacht die letzten Zigarren aus dem Kochgeschirr gemopst wurden. Außerdem muß der erste Marketender, den ich sah, mir wohl Eindruck gemacht haben, denn ich entsinne mich seines Wagens und eines davor aufgeschlagenen Tisches — und daß er eigentlich nichts mehr zu verkaufen hatte.

Auch über die Märsche der nächsten Tage weiß ich nur wenig zu sagen. Die Anstrengungen mögen für den jungen, der Strapazen noch nicht gewöhnten Körper wohl so groß gewesen sein, daß die Einzelbilder nicht im Gedächtnis haften wollten. Nur von

Digitized by Google

den letzten Tagen des Marsches auf Paris habe ich einige Eindrücke scharf festgehalten: den des überraschenden Wohlstandes des Landes, das wir durchschritten, und mancher kurioser „Verteidigungsmaßregeln", die uns den Marsch erschweren sollten: gefällter Pappeln auf den Straßen und ähnlicher schöner Dinge, über die sehr gelacht wurde.

Dann aber stehen ganz deutlich einzelne Momente vor mir vom 19. September, an dem das Regiment in die Avantgarde kam. Ich sehe uns im Frühmorgen auf dem Rendezvousplatz bei Grand Tremblay; ich sehe im dunstigen Licht einige Umrisse von Paris in der Ferne; ich sehe die Karriolen der Feldpost, der wir schnell noch einige Kartengrüße an die Lieben in der Heimat anvertrauten; ich höre, zum ersten Male, das scharfe Kommando: „Mit Patronen — geladen!" und das Klappern der Gewehrschlösser.

Wir hatten die sichere Erwartung, vor einer Schlacht zu stehen; vielleicht vor dem Sturm auf die Forts von St. Denis.

Dann ging's ein Stück vorwärts. Ein erneuter Halt. Garde-Husaren preschen an uns vorüber, von unseren Alten mit dem frohen Zuruf: Couleur! Couleur! begrüßt. Wieder ein Stück Wegs, wieder ein Halt. Wir durchschreiten das große Dorf Garges — und dann sind wir in Stains, vor uns liegen die Wälle von Double Couronne, und die erste feindliche Granate saust heran — und gräbt sich unschädlich in die Erde.

In Stains bezogen wir Vorposten. Unsere Kompagnie richtete sich im ‚Replis' in den Wirtschaftsgebäuden des großen Schlosses so gut oder so schlecht ein, wie es ging. Mehr schlecht als gut, denn wir hatten nichts zu futtern. Der Feind blieb ruhig.

Niemand aber von uns ahnte, daß wir monatelang vor diesem Paris dort drüben ausharren müßten. (Fortsetzung folgt)

Die wunden Krieger

Von

Friedrich Werner van Oestéren

Wir können sie jetzt täglich sehn,
Die Kranken, Kriegeswunden,
Wie träumend durch die Straßen gehn,
Bald Haupt, bald Arm verbunden.
Dann bleiben viele von uns stehn
Mit Herzen so voll Schwere
Und denken wohl an irgendwen
Dort auf dem Feld der Ehre,
Wo Totenhügel frisch erstehn
An jedem, jedem Tage,
Und manche Blicke sind ein Flehn
Und eine bange Frage.
Und manchmal hört man den und den
Die wunden Krieger fragen:
„Wie ist es denn und wo geschehn?
Wir wurden nicht geschlagen?
Und wissen Sie, wo jene stehn?
Dort hab' ich einen Lieben.
Sie haben ihn wohl nicht gesehn?
Er ist doch nicht geblieben?"
Die wunden Krieger, die da gehn
Mit den verträumten Blicken, —
Ob sie die Fragen nicht verstehn?
Sie grüßen und sie nicken,
Doch finden sie nicht Blick und Wort
Für Fragen so voll Schwere,
Als zögen sie nur immerfort
Durch eine große Leere.
Sie sehn uns andere Menschen nicht,
Sie träumen nur im Wandern
Und sehn ein einziges Gesicht;
Das gleicht nicht all den andern.
Sie hören nicht, sie gehn und gehn;
Ihr Geist und ihre Ohren
Sind in das schwarze Flügelwehn
Des Einzigen verloren.
Er, der da spricht aus Blei und Stahl,
Hat sie in Bann geschlagen;
Sie sahn ihn so viel tausendmal
In blutberauschten Tagen.
Und wo sie gehn und wo sie stehn,
Stets bleibt er ihr Begleiter;
Sie haben ihn gehört, gesehn,
Den Tod — und leben weiter.

Digitized by Google

Der zerbrochene Krug

Eine Kleist-Novelle von Robert Hohlbaum

Unaufhörlich stieg der Nebel aus der Elbe und quoll so dicht über die Stadt, daß man kaum die Silhouette jenes Mannes gewahren konnte, der mit bald nervös-zierlichen, bald langausgreifenden Schritten vor einem Hause des Neustädter Palaisgäßleins auf- und abging. Zuweilen, wenn ein seltener Wanderer aus dem Grau auftauchte, verließ der Ruhlose seinen Weg, rannte dem Fremden ein paar Schritte nach und kehrte wieder zurück. Endlich öffnete sich für ein weniges das Tor des Hauses, eine Frauengestalt huschte auf den Wartenden zu und wollte ihm die Hand reichen.

„Ich warte seit einer Stunde, Glock vier hatten wir ausgemacht!"

„Ich konnte nicht früher kommen, Heinrich."

Ihre Ruhe begütigte ihn.

„Sie wissen ja nicht, wie qualvoll das Warten ist," entschuldigte er seinen scharfen Ton.

„Gehen wir," bat sie, dann fügte sie bei: „Ich war schon zum Ausgehen bereit, da kam Onkel Körner aus der Kanzlei und wünschte den Tee."

„Immer diese Verwandtschaft!"

„Gehen wir," wiederholte sie, „man könnte uns sonst noch bemerken."

Rasch schritt er aus, daß sie ihm kaum zu folgen vermochte.

„Gottlob, daß es neblig ist," sagte sie, mehr für sich selber.

Er hatte es indes vernommen.

„Natürlich, es ist entehrend, mit mir gesehen zu werden. Ein armer Theaterdichter, der anders schreibt, als die Leute wollen. Brächte ich so ein Maskenfest zusammen wie die ‚Jungfrau von Orleans', dann käme mir Herr Körner wohl mit offenen Armen entgegen."

„Sprechen Sie nicht so vom Schiller, Herr von Kleist, auch er hat schwer gerungen," verwies sie, „und Onkel Körner tun Sie auch unrecht. Er hat erst jüngsthin sehr schön von Ihnen gesprochen."

„Was sagte er?" Hastig stieß er's heraus und sah sie an aus weitgeöffneten Augen.

„Er sagte, die ‚Penthesilea' sei die Probe eines nicht gemeinen Talentes."

„Und was weiter?"

„Er lobte auch die Diktion und den Vers mit einigen Ausnahmen, die Anapäste holperten etwas, sagte er."

„Und was weiter?" drängte er.

„Sonst sagte er nichts, soviel ich mich entsinne."

„Sonst nichts? Er hat es nicht gefühlt, daß ich mein Tiefstes, Eigenstes gab, daß es ein einziger Schrei ist: Hört mich, ich bin!"

Eine Weile gingen sie schweigend, dann fragte er: „Und Sie, Juliane, was sagen Sie dazu?"

„Geben Sie denn etwas auf meine Ansicht?"

„Würde ich ansonst fragen?"

„Ich habe das Gedicht noch nicht ganz gelesen, aber das, was ich davon kenne..."

„Nun?"

„Ich weiß nicht, ob ich's sagen kann, Sie dürfen mir nicht zürnen!"

„Ich will's wissen!"

„Davor graut mir," sagte sie leise.

Er antwortete nicht. Sie faßte nach seiner Hand. „Bitte, nicht böse sein, ich kann ja nichts dafür!"

Er ließ ihr seine Hand und sagte ganz ruhig: „Ich bin gar nicht böse. Nein. Vielleicht täusche ich mich, vielleicht ist's nicht das Rechte. Vielleicht bin ich ein Stümper, wie meine Feinde sagen, und in zehn Jahren ist die Hundekomödie vergessen."

„Nein, Heinrich, so dürfen Sie nicht sprechen! Ich bin ein dummes Frauenzimmer, das eben nicht mitkann. Alles andere von Ihnen liebe ich. — Haben Sie Nachricht aus Weimar?"

Sie waren ans Elbufer gekommen, man konnte nicht zwei Schritte weit sehen im Nebel.

„Ja, ich wollt' es Ihnen schon sagen, Juliane, aber über dem dummen Geschwätz hab' ich's ganz vergessen. Übermorgen, am zwölften, wird ‚Der zerbrochene Krug' gegeben. Goethe ließ es mir mitteilen. Mein Verleger hat mir einen Vorschuß auf

Digitized by Google

den ‚Phoebus‘ ausgezahlt, und ich fahre nach Weimar.“

Hastig fuhr er fort: „Diesmal ist es wirklich wahr. Lange genug hat man mich hingehalten. Aber, was jetzt kommt, ist ja nur ein Vorspiel; wenn Goethe erst die ‚Penthesilea‘ gelesen hat, ich sandte sie ihm . . .“

„Sie wollen wirklich nach Weimar fahren?“ fragte Juliane Kunze. „Versprechen Sie sich etwas davon?“

„Sehr viel,“ erwiderte Kleist eifrig, „alles. Es ist wahr, ich hatte einst den Ehrgeiz, Goethen zu stürzen, ihm den Kranz von der Stirne zu reißen. Ich denke nicht mehr daran. Er steht ja wie ich turmhoch über der Meute und ist einsam, seit Schiller starb. Er braucht mich, wie ich ihn brauche. Glauben Sie mir, wir werden noch Freunde! — Und dann: es mag ja lächerlich sein in Ihren und anderer Augen. Ich lache ja selbst darüber oft in hellen Augenblicken. Ich brauche die Menge und ihren Beifall; ich brauche ihr Jubeln, Schreien, Toben wie einen Bissen Brot. Je lauter, je besser; es dämpft sich schon ab und es bleibt nur eine Siegesmusik, die mir ein Ansporn ist zu neuem, größerem Schaffen.“

„Sie kennen die Menschen noch immer nicht, Heinrich,“ sagte sie überlegen.

„Ich? Sind das keine Menschen in meinen Dramen? Ist der Achill kein Mensch, der Dorfrichter Adam?“

„Ich spreche nicht von den Gestalten Ihrer Phantasie, Kleist, ich meine die Menschen Ihrer Umwelt. Herr von Goethe ist ganz Geheimrat und Minister. Und das Weimarer Publikum — ich lebte ja lange dort — ‚Der zerbrochene Krug‘ ist derb . . .“

„Freilich!“ Kleist lachte. „Man muß schon ein Kerl sein, um mich zu verdauen!“

Juliane Kunze aber blieb ganz ernst. „Fahren Sie nicht nach Weimar, Sie würden enttäuscht sein. Das wäre nicht gut für Sie und Ihr Schaffen!“

Der Ton ihrer Stimme ließ Kleist aufhorchen. Er hielt und hob das Haupt. „Das würde Ihnen leid tun?“

„Ja, Heinrich.“

Von den Lößnitzer Hügeln her fuhr ein Windstoß in die Nebel und trieb sie gen Loschwitz zu. Juliane erschauerte in der plötzlichen Kälte und drängte sich näher an ihren Begleiter. Der blieb einen Augenblick ruhig und fragte noch einmal: „Ja, Juliane, ja?“

Und jäh brach's aus ihm in hellem Jubel und überstürzten Worten: „Dann brauch' ich sie alle nicht, dann hab' ich dich, dich, Juliane! — Du trägst Schuld, du hast das Wort gelöst aus mir. Ich wollte warten, warten, bis ich zu dir kommen konnte, meinen frischen Ruhm in Händen. Aber es ist besser so. Es muß einmal Klarheit sein zwischen uns!“ Langsamer fügte er bei: „Es ist so vieles noch wirr in mir. Und was ich bisher geschaffen, es war nur ein Versprechen. Warum? fragte ich mich oft, warum? Jetzt weiß ich's,“ er riß sie an sich und schrie: „Ich brauche ein Weib, dich, dich muß ich haben, dich!“

Er wühlte seinen Kopf an ihre Brust. Keuchend befreite sie sich. „Herr von Kleist!“

Kleist kam zur Besinnung. Er strich sein Haar aus der Stirn und haschte nach ihrer Hand. „Hab' ich dich erschreckt? Verzeih'! Ich will mich bezähmen. Ich will ruhig sprechen. Es kann ja nicht mehr lange dauern. Übermorgen schon, in Weimar, wird alles entschieden. Eine Weile noch, bis mein Leben ganz gefestigt ist, dann hole ich dich. Und bis dahin, wenn ich dich nur alle Tage sehe oder wenn du mir schreibst, so wie du denkst und fühlst, ganz ehrlich, nur bestrebt, wahr zu sein, und wenn ich nur empfinde, du ersehnst den Tag so wie ich, dann will ich arbeiten, arbeiten, fröhlich wie der Bauer, der die Saat wirft in den dankbaren Boden.“ Er preßte seine Hand um ihren Arm und blickte sie an. Eben trieb ein neuer Windstoß den Nebel fort, und Kleist sah in Julianens plötzlich geklärtes Gesicht. Da löste sich langsam seine Hand, er wich zurück. „Was ist das für ein Blick?“

Eine Weile kämpfte Juliane Kunze mit sich; dann sagte sie ganz still: „Sie meinten, es solle Klarheit zwischen uns sein. Es fällt mir schwer, aber ich will sie Ihnen geben. — Heinrich, seien Sie versichert, ich habe noch nie zu jemand so emporgeschaut wie zu Ihnen. Das Interesse, das Sie mir schenkten, hat mich stolz gemacht. Aber Sie überschätzen mich. Ich bin nicht das, wofür Sie mich halten. Wenn Sie

Digitized by Google

so sprechen, so wild und menschenfern, da wird mir, als verlöre ich den Halt unter den Füßen. Ich brauche den Boden. Ich habe manchmal Furcht vor Ihnen. Es wäre kein Glück, Heinrich."

Ganz fest preßte er seine Hand um die ihre und sagte rauh: „Lügen Sie nicht, sagen Sie's ehrlich, es ist ein anderer! Warum haben Sie dann meinen Händedruck erwidert, warum sind Ihre Blicke mir gefolgt, warum haben Sie mich belogen?"

Juliane zuckte zusammen. „Ich habe Sie nicht belogen, Heinrich, ich wußte doch nicht, daß Sie meine Freundschaft so deuten würden."

„Nennen Sie den andern!" herrschte er sie an.

„Ich werde mich morgen mit Herrn von Einsiedel verloben," sagte sie stockend.

Ein schrilles Lachen schnitt durch den Nebel. „Mit Einsiedel, mit diesem Schwachkopf! — Und diesem Weibe wollte ich mein Tiefstes zu Füßen legen!" . . .

„Heinrich!"

Er ward plötzlich ganz ruhig.

„Sie haben recht, es wäre nicht gut; der Mensch wirft alles in eine Pfütze, nur kein Gefühl. Sie passen viel besser zu Einsiedel als zu mir. Und nun leben Sie wohl."

Es war ganz dunkel geworden, weit und breit war kein Mensch zu sehen. Kleist wandte sich zum Gehen.

„Sie wollen mich doch nicht hier allein stehen lassen, Sie werden mich doch heimbegleiten!"

„Nein, das werde ich nicht. Leben Sie wohl, ich muß eilen. Ich fahre noch heute nach Weimar."

Schon war er im Nebel verschwunden. Ängstlich raffte Juliane ihren Mantel fest und tastete sich zurück nach den ersten lichten Straßen der Neustadt.

⁂

Die verschlafenen, laubfroschgrünen Weimarer Wachsoldaten streckten nur lässig die Köpfe aus den weiten Mänteln, mißmutig nahm der Vorwerker den üblichen Wehrpfennig entgegen, dann ratterte die Kalesche über die Kegelbrücke, durch das Tor, in die Stadt. Mühsam zwängte sich der Turm von Sankt Peter und Paul aus dem Dunkel des verregneten Morgens, und sein anhebendes Geläute war zu hören, als klänge es aus weitester Ferne.

Der Insasse riß die Kutschtüre auf. „Zuerst nach dem Frauenplan!"

Kopfschüttelnd bequemte sich der Schwager zu dem Umweg.

„Wo ist Herrn Goethes Haus?" schrie der Passagier.

„Das große, breite, da vorne," beschied der Postillon, „das da. — Nu, haben Se sich satt geguckt? Jetzt mach' ich fort. Wir sind ja schon naß wie die Wassermäuse, ich und meine Pferde."

Am Marktplatz hielten sie, vor dem Gasthause „Zum Erbprinzen", das sich aus der Front vorschob wie ein gewaltiger Wirtsbauch. Der Kutscher zog an der Glocke. Lange Stille, endlich schlurfende Schritte; quietschend öffnete sich das wuchtige Tor.

„Ein Zimmer!" befahl der Gast. „Und die armen Tiere rasch in den Stall!"

„Und ich werd' doch wohl 'nen heißen Grog trinken dürfen," brummte der Postillon.

Heinrich von Kleist hörte nicht mehr. Er sprang die Treppe empor und, im Zimmer angelangt, wartete er ungeduldig, bis der Diener sich entfernte. Dann riß er das Fenster auf. Mählich tauchten die Dächer aus dem Grau. Und endlich lag die kleine, trüb verregnete Stadt vor seinem Blick: der Turm, das Schloß, die kahlen Bäume des Parkes.

In den Regenfall mengte sich das Rauschen der Ilm. Ein paar Bauernkarren zwängten sich aus den Gassen; dann standen sie, und der knarrende Laut der Räder versank.

Kleists aufgerüttelte Nerven beruhigten sich in der Eintönigkeit des stetig fallenden Regens. Er mußte ruhig sein, heute mehr als je. Und wovor trug er denn Scheu? Was der heutige Tag ihm bringen sollte, das hatte er ersehnt, jahre-, jahrelang: gehört werden! Und die Menschen mußten doch fühlen, wer zu ihnen sprach! Es war wohl nicht sein Tiefstes, was er ihnen heute geben würde, aber Leben war sie doch, diese Komödie, blutwarmes Leben. In einer seiner wenigen Sonnenstunden war sie erwachsen, und Sonne mußte sie tragen in alle Herzen. Den Dorfrichter Adam, den sollte ihm nur einer nachbilden; wie liebte

Digitized by Google

er ihn, diesen lustigen Schurken. Und dann, wenn dies vorüber ist, dann wird er sein Reichstes, Tiefstes aufstrahlen lassen, und alle müssen geblendet sein und knien vor seinem Geist! Und der Große, an dessen Wort ihm in Wahrheit allein gelegen war, wird ihm die Hand reichen und ihn Bruder nennen. Ob Goethe wohl schon seine „Penthesilea" gelesen hatte? Gewiß, er hatte sie ihm ja schon vor mehr als zwei Wochen gesandt. Sie mochte ihm vielleicht fremd sein, eine Iphigenie war seine Amazone nicht; aber sie war ein Mensch, wie er ihn zutiefst gefühlt hatte in jeder Fiber.

Ein junges Bauernpaar kramte unten seinen Karren aus und barg den Inhalt unter einem breitgespannten Schirm. Und als die Arbeit getan war, duckten sie sich darunter, mitten unter Kartoffelsäcke und Hühnerkäfige hinein, und Kleist sah, sie küßten sich. Jäher Neid ergriff ihn. Der schlechteste Kerl hatte ein Weib, bei dem er sich Ruhe holte. Nur er war einsam; niemand brachte ihm Weichheit. Auch seine Kunst brauchte sie; auch an ihr waren Ecken und Schroffen, er mußte ein Weib haben, das ihn seinem dumpfem Grübeln entriß, die Lücken füllte, die in ihm klafften, ein Weib, das ihn zu dem machte, was er werden mußte! So ein Mädel wie in dem alten Ammenmärchen von Goldschmieds Töchterlein und dem fremden Ritter, das er, weiß Gott, warum, mit auf die Reise genommen und im Postwagen zu lesen begonnen hatte, die schlafarmen Stunden zu kürzen. Er trat ins Zimmer zurück und kramte den alten Schweinslederband aus dem Reisesack. Dann entzündete er die kleine Öllampe und las. Plötzlich warf er das Buch in die Ecke. Es war ja alles Lüge, so ein Weib gab's nicht! Er dachte an Juliane Kunze und all die andern, die ihn enttäuscht hatten. Schrill lachte er heraus.

Es pochte, zum dritten Male schon; ängstlich schaute der Wirt durch den Türspalt. „Ich wollte nur fragen, ob der gnädige Herr nicht einen Frühtrunk genehmigen wollen. Es geht schon auf zehn."

Kleist war wieder ganz ruhig. „Ja, bitte," sagte er sanft, „ich komme in kurzem."

Hastig legte er den Staatsfrack an und die Schuhe mit den silbernen Schnallen, puderte und kämmte das widerborstige Haar; Exzellenz Goethe hielt viel aufs Äußere, hatte man ihm gesagt. Dann stieg er hinunter nach der gegen Mitternacht gelegenen Extrastube.

Trotz der frühen Stunde saß da schon eine Runde beim Umtrunk. Es waren zumeist jüngere Leute, die sich schweigend verhielten und dem Ältesten, einem kleinen, dicken, roten Herrn lauschten, der in den Pausen seiner lauten Rede große Dampfwolken aus seiner Pfeife zur Decke stieß oder einen kräftigen Trunk aus seinem Römer tat.

Als Kleist in das Zimmer trat und einen Schoppen bestellte, hielt der laute Herr plötzlich inne, winkte den Wirt herbei, wechselte ein paar Worte, erhob sich dann würdig und schritt auf den Neugekommenen zu. „Sie permittieren, werter Herr," sagte er mit leichter Verbeugung.

Kleist errötete in der sonderbaren Schüchternheit, die ihn zuweilen noch gefangen nahm als Erbstück seiner traurigen, unfreien Jahre.

„Bitte," sagte er unsicher.

„Ich heiße Böttiger, Christian Adolf Böttiger, Konrektor am hierortigen Gymnasio. Mein Name ist Ihnen wohl vertraut?"

„Ich kenne einige Ihrer Schriften," erwiderte Kleist und nannte nun auch seinen Namen.

„Das ist schön, und ich werde mir erlauben, Ihnen jene, die Ihnen noch nicht bekannt sind, demnächst als Dedicatio mit Widmung zu überreichen."

Er setzte sich und blickte dem andern eine Weile forschend ins Gesicht. Dem Dichter wurde unbehaglich, er trank, hob das herabgefallene Wischtuch auf und fragte dann: „Womit kann ich dienen?"

Ohne seine Forschung zu unterbrechen, fragte der Konrektor: „Sie sind heute mit der Morgenpost angekommen? Ja, Sie staunen, nicht wahr? Ich bin über alles wohl unterrichtet, was sich in unserer Stadt und darüber hinaus an Literarisch-Bedeutsamem begibt. Das ist meine Pflicht. Denn, obzwar, wie Sie wissen, im Reiche der Griechen und Römer meine Heimstatt ist, hab' ich nie den Blick für die Dichtung unserer Zeit verloren."

Digitized by Google

Gemüsemann in Kairo. Gemälde von Eugen Oßwald

Digitized by Google

Digitized by Google

Er rückte näher und schob sein Glas neben das des Nachbarn.

„Ich schätze Sie sehr, Herr von Kleist, ich schätze Sie schon lange. Mir entging keine Zeile aus Ihrer Feder. Schon als die ‚Schroffensteiner‘ erschienen, sagte ich: Ein bißchen allzu starker furor, furor teutonicus, der mir, dem Griechenfreunde, nicht ganz konvenierte, aber trotz alledem: Ecce poeta! Ja, das habe ich gesagt, und nicht allein gesagt...“ er holte ein Bündel Papiere aus der Brusttasche und blätterte eifrig darin. „Hier, in der ‚Nicolaischen Bibliothek‘, der Anonymus, der unter dem Titel: ‚Ein Dichter voll Witz und Kraft‘ über Ihren ‚Amphitryon‘ schrieb, wissen Sie, wer das war? Er sitzt vor Ihnen. Und hier, im ‚Freymütigen‘, und da in der ‚Jenaischen Literaturzeitung‘! Nun?“

Hastig griff Kleist nach den Zeitungen. Aber der andere ließ ihm nicht Ruhe zum Lesen.

„Heute morgen schon ist an sieben Blätter folgende Notiz abgegangen: ‚Der noch immer nicht nach Gebühr geschätzte Autor, Herr Heinrich von Kleist, ist soeben in Weimar eingetroffen, um einer Aufführung seiner ingeniösen Komödie ‚Der zerbrochene Krug‘ beizuwohnen.‘ In den zehn vornehmsten Journalen Deutschlands werde ich darüber berichten!“ Er hielt das Glas hoch. „Auf gutes Gelingen also!“

Die Stehuhr tat elf schnarrende Schläge. Kleist sprang auf: „Ich muß fort!“

„So eilig,“ schmollte Böttiger, „jetzt, da wir im besten Disputieren sind!“

„Ich muß Herrn Goethe meine Aufwartung machen.“

Der andere aber zog die Brauen zusammen und schürzte die Lippen. „Herrn von Goethe,“ sagte er spitz; dann aber griff er hastig nach Hut und Pelerine. „Ich akkompagniere Sie.“

Rasch trat Kleist aus dem Tor und schritt so eilend über den vom Regen verweichten Marktplatz, auf dem sich die Käufer und Feilbieter drängten, daß Herr Böttiger kaum zu folgen vermochte.

„Na, na,“ rief er keuchend, „Sie laufen ja, als ob's zum Mädel ging! Glauben Sie, ich werde mir Ihrer Launen wegen wieder meinen morbus catarrhalicus auf den Hals hetzen?“ Mit einer letzten Anstrengung sprang er dem Dichter einen Schritt vorauf, stellte sich ihm breitbeinig hindernd in den Weg und hielt ihn am Rocke fest.

„So, jetzt bleiben Sie stehen. Exzellenz von Goethe liebt es ohnedies nicht, vor zwölf Uhr molestiert zu werden,“ höhnte er. Dann aber bat er ernst: „Lassen Sie sich raten, Kleist, gehen Sie nicht, Sie würden's bereuen. Sie erwarten sich etwas ganz Falsches. Sie werden nicht den großen Dichter finden, sondern den zugeknöpften Minister.“

„Er hat Sie in seinen ‚Xenien‘ angegriffen.“

„Bei Gott, das hat er. Als ‚Ubique‘ führte er mich ein, als den Allerweltsmann, der überall herumschnüffelt. Wo wäre der Herr von Goethe heute, wenn der Konrektor Böttiger nicht allerorten geforscht hätte nach Stoffen aus dem erhabenen Altertum? Mit seinem Griechisch lockt er keinen Hund herbei! Ich will nichts von Schiller sagen, de mortuis nil nisi bene, obwohl auch er ohne mich nicht das ‚Siegesfest‘ und den ‚Spaziergang‘ geschrieben hätte. Aber Goethe! Glauben Sie, es gäbe die ‚Braut von Korinth‘, ‚Alexis und Dora‘, ja, die ‚Iphigenie‘ ohne mich? Sie meinen jetzt, er protegiere Sie, weil er Ihr Stück aufführt. Sie kennen ihn schlecht. Verhunzen wird er's, unmöglich machen wird er Sie! Seine Partei tanzt, wie er pfeift,“ er dämpfte die Stimme, „es gibt nämlich hier zwei Lager, Er oder Ich ist die Losung. Ich rate Ihnen gut, vertrauen Sie mir, lieber Kleist. Ich setze Ihnen hundert Leute ins Theater, jetzt noch, die einen Applaus schlagen, daß die Herren Goetheaner einfach mundtot sind. Und damit nicht genug: ich mache Sie; alle Monate, alle Wochen schicke ich eine Notiz über Sie an die bedeutendsten Blätter. Ich habe Einfluß, Herr Goethe spürt es. Erst gestern erzählte mir der einstige Adjutor des Cottaschen Verlages, daß Herrn Goethes Bücher, seit er sich mit mir verfeindet, die dreißig Prozent im Absatz verloren haben!“ Ein Wagen rasselte lärmend vorüber, und Herr Böttiger schrie: „Es geschieht ihm schon recht, dem schmierigen Neidhammel!“ Da riß sich Kleist los. Bald war er um die Ecke nach dem Frauenplan verschwunden. Herr Böttiger stand starr und hielt einen Mantelknopf

Digitized by Google

in der Hand, den einzigen Überrest des entflohenen Dichters.

Kleist mäßigte seinen Schritt erst, als er in das Portal des Goetheschen Hauses trat. Schier noch kühler als draußen war es in der großen Vorhalle. Langsam stieg er die Treppen empor. Vor der Türe schöpfte er Atem und betrachtete des Jupiter Adler, der seine steinernen Fänge an die Pfosten krallte. Wild schlug des Dichters Herz. Gewaltsam zwang er sich zur Ruhe. ‚Er ist nicht größer als du,‘ dachte er ganz eindringlich, und dennoch legte sich's wie ein kaltes Tuch um seine Brust, als der Diener ihm öffnete.

„Exzellenz sind noch mit der Toilette beschäftigt und haben überdies Gesellschaft.“

„Ich muß ihn sprechen,“ stieß Kleist hervor.

Der Diener ging.

Die Türe zum großen Saale flog auf, und Kleist fühlte Blick an Blick neugierig auf sich gerichtet.

Eine beleibte Dame auf dem Kanapee gab sich durch aufmunterndes Nicken als Frau des Hauses zu erkennen und streckte dem Gast die Hand zum Kusse entgegen. Einen Augenblick lang ruhte sein Auge auf ihrem Gesicht und sah den gewöhnlichen Zug, der sich um ihre Lippen formte, der auf ihrer niederen Stirn nistete. Der Kleist regte sich in ihm. Er verneigte sich nur. Gekränkt zog sie unauffällig die Hand zurück. Sie stellte vor: „Herr . . . ich vergaß Ihren Namen.“

„Von Kleist“ ergänzte er scharf.

„Der Geheimrat wird bald kommen,“ beschied sie kühl und wandte sich wieder zu den sie umschwärmenden Fräulein und jungen Herren, von welch letzteren mancher ein Manuskript in der Tasche des gezierten Seidenrockes trug.

Eine schöne große Dame unterhielt sich in einer Ecke mit einem dicken, gutmütig lachenden Mann, der ihr zuweilen etwas täppisch über Haar und Wangen strich, wofür sie ihm in den Arm kniff. Nun waffnete sie das Auge mit der Lorgnette und sah Kleist scharf an, halb spöttisch, halb interessiert. Der fühlte, daß er unter diesem Blick errötete und ärgerte sich. Er kannte das schöne Weib vom Bilde her: es war Madame Jagemann, des Herzogs Favoritin, der Stern der Weimarer Bühne.

Ein buckliges altes Mädchen huschte wie ein Irrwisch von einem zum andern und sagte jedem eine Liebenswürdigkeit mit ihrer messerscharfen Stimme. Nun schoß sie an der Türe vorbei, dem eintretenden Goethe geradeswegs in die Arme. Er küßte sie auf Stirne und Wangen, sie aber sank vor ihm in die Knie und rief: „Göttlicher, wie schön bist du heute!“ Und die Gesellschaft lachte dröhnend über den guten Spaß. Exzellenz war heute sonniger Laune, hatte für jeden ein freundliches Wort, bis er zu Kleist kam. Als dieser seinen Namen nannte, huschte ein Schatten über das strenggemeißelte Gesicht, wie wenn ein dunkler Vogel eine lichte Statue streift. „Ich hatte Sie nicht mehr erwartet. — Sie sind erst heute morgen aus Dresden angekommen? — Sie leben jetzt beständig in Dresden? — Wie lange gedenken Sie sich in Weimar aufzuhalten? — Hoffentlich sagt Ihnen unsere Stadt zu.“

Goethe sprach — wie alles — auch diese Sätze langsam und gewichtig, aber in einem Flusse, ohne Kleists Antwort abzuwarten, mit dem offenen Bestreben, die Unterhaltung nach Möglichkeit abzukürzen. Schon wandte er sich wieder den andern zu und sagte ihnen leise ein paar erklärende Worte. „Ach, sie sind ein Kleist!“ rief die bucklige Göchhausen. „Nein, welche Freude! Sie haben einen großen Ahnen, den Sänger des ‚Frühlings‘. Als Kind wußte ich das Gedicht par coeur zu rezitieren.“

„Mein Oheim ist mir teurer als Soldat denn als Dichter,“ erwiderte Kleist hart, und die kleine Dame zog sich gekränkt zurück.

Ein gedunsener Mensch mit feuchten, wulstigen Lippen löste sich aus dem Kreis der jungen Leute, zog Pfeife und Fidibus aus der Tasche und rief: „Du erlaubst schon, Schwager.“ Dann ging er zu Kleist und sagte: „Er mag nämlich das Rauchen nicht leiden, gerade darum tu' ich's. Er geniert sich manchmal meiner, der Herr Geheimrat. Ich bin nämlich der Vulpius, der den ‚Rinaldini‘ geschrieben hat. Kunststück, wenn er mir seinen Ministergehalt zuwendet, schreib' ich auch die ‚Iphigenie‘. Der Hauptgrund seiner Abneigung aber, Herr Kollege, ist, daß ich weit mehr Anwert beim Publico finde als er. Vom

Digitized by Google

‚Rinaldini' wird jetzt die zwanzigste Auflage ediert. Das soll er mir nur einmal nachmachen!" Er schlug Feuer, entzündete die Pfeife, ging und hüllte den riesigen Junokopf, der den Saal beherrschte, in dichte Wolken.

Frau Jagemann kam am Arme des dicken Bassisten Strohmeyer herbei. „Seien Sie galant, Herr von Kleist, und schreiben Sie mir einmal eine Rolle!"

„Ich schreibe für mich, für keinen sonst!" brauste Kleist auf, Aber dann, in der Sorge, es mit der einflußreichen Dame zu verderben, milderte er: „Meine ‚Penthesilea' möchte ich von Ihnen sehen."

„Nu, und heute abend wollen wir die Schlacht begießen, nicht wahr?" lachte der dicke Bassist und klopfte Kleist auf die Schulter.

„Christiane," ertönte die helle Stimme des Hausherrn, „die Obstbäume setzten schon an, ich schätze, wir werden in diesem Jahre eine herrliche Ernte haben. — Es ist heute ein glücklicher Tag; ein ferner Freund sandte mir zwei seltene Mineralien, wie ich sie in solcher Vollkommenheit nie gesehen habe. Verstehen Sie sich auf Steine, Herr von Kleist?" fragte er über die Schulter weg.

„Nein, Exzellenz."

„Schade," sagte Goethe und sprach weiter.

Unterdes hatte sich Kleist ein junger Mann genähert, der bisher, von der riesigen Junobüste halb verdeckt, in einer Ecke gestanden hatte. Seine Züge wiesen eine auffallende Ähnlichkeit mit denen Goethes auf, nur war alles ins Unsichere, Weiche verzogen. Seine Stimme zitterte. „Herr von Kleist, ich verehre Sie schon seit langem. Ich habe über Ihrer ‚Penthesilea' Tränen vergossen; ich fand das Manuskript auf meines Vaters Schreibtisch und nahm es heimlich fort, er hat es gar nicht bemerkt. Sie haben es gut, Sie stehen allein, es ist keiner über Ihnen. Und doch, Sie sehen so gütig aus, ich habe Vertrauen zu Ihnen. — Ich schreibe auch in meinen Mußestunden," er zögerte, und dann kam's ganz ungeschickt heraus: „Möchten Sie meine Gedichte lesen? Bitte! Und sagen Sie mir dann Ihr Urteil!"

„Ich?" fragte Kleist befremdet. „Warum bitten Sie nicht Ihren Vater?"

Blutrot wurde der junge Goethe. „Mein Vater hat mir das Versemachen verboten."

In der Mitte des Zimmers stand der Geheimrat voll Würde und Freude. „Also, was wird heute vorgenommen nach der Komödie? Geht man nach dem Belvedere, oder aufs Jägerhaus, oder will man gar eine kleine Abendfahrt nach Jena machen?"

Alle riefen durcheinander.

„Pst, Ruhe, Ruhe, man überlege sich's, und indessen spielen wir ein jeu d'esprit, ich habe heute ein neues erdacht!" Scharf wandte er das Haupt. „August!"

Der junge Mann schrak zusammen und schlich zu den andern.

Kleist trat vor. „Exzellenz, ein Wort!"

„Bitte!"

„Kann ich keine Probe meines Stückes mehr ansehen?"

„Das ist natürlich unmöglich, da hätten Sie früher kommen müssen."

„Wollen mir Exzellenz nicht ein paar Worte sagen über meine ‚Penthesilea', die ich Ihnen übersandte? Ich tat's auf den Knien meines Herzens!"

Goethe stutzte. „Ein kühnes Bild — aber es grenzt an Komik — seien Sie künftig maßvoller in Ihrer Phantasie. Auch Ihre Tragödie ist voll von ungesunden Absurditäten. — Sie sehen, ich kann mich der Gesellschaft nicht entziehen. Wollen Sie am Spiele teilnehmen?"

„Ich bitte um die Erlaubnis, mich entfernen zu dürfen."

Ein kurzes Nicken Goethes, ein erstauntes Rücken und Tuscheln im Kreis der Gäste, Kleist verbeugte sich und ging.

⌘ ⌘ ⌘

Um die vierte Stunde, den Beginn der Theaterzeit, saß Heinrich von Kleist im dunklen Grunde seiner Loge. Er war noch zu früh gekommen, ein Ballett leitete den Abend ein. In höfisch-steifer Grazie drehten sich die Herren und Damen, in lange griechische Gewänder gehüllt. Aber dem Publikum gefiel es, und Exzellenz Goethe klatschte am meisten Beifall. Eine Pause. Wieder hob sich der Vorhang. Starr sah Kleist hinab. Herr im Himmel, das sollte eine flämische Dorfrichterstube sein! Polstersessel und Spiegel, Tische mit Nippes und allem Firlefanz! Da begann schon der Richter Adam zu sprechen. Er mochte ein ganz guter Attinghausen

Digitized by Google

sein oder ein Marc Anton. Er sprach mit tadelloser Weimarer Betonierung und schien so verliebt in jedes Wort, daß er sich kaum davon trennen wollte. Des Schreibers Licht Glanzrolle war wohl der Franz Moor, denn er machte aus dem pfiffigen kleinen Kerl einen bösen Intriganten, der die Augen rollte und grimmige Gesichter schnitt. Kleist klammerte sich an die Lehne seines Stuhles und drückte sich die Kanten ins Fleisch. Herrgott, es war nicht zum Aushalten, an die Gurgel den Kerls, die ihm sein Werk verhunzten!

„Denn jeder Schreck purgiert mich von Natur," sagte der Dorfrichter gewichtig, und eine Dame in der Nachbarloge stampfte unwillig mit dem kleinen Fuß.

Jetzt verbesserten sie auch noch: Daß, wie sich der verwirrte Adam beklagen sollte, die Katze ihm in die Perücke gejungt habe, war den Herren wohl zu wenig fein gewesen; „die Katze hat mir Junge in die Perück' gelegt," sagte er, ein ganzer Versfuß zu viel, und wie eckig der Lump skandierte! — Der Gerichtsrat Walter steht vor der Tür, die Handlung kommt in rascheren Fluß, da — fällt der Vorhang. Keine Hand rührt sich. Kleist nimmt den Zettel vor, den er bisher noch nicht betrachtet hat, da steht es: Komödie in drei Akten! Drei Akte, sein Lustspiel, dessen Vorzug die schnelle, gedrungene Handlung war, die keine Störung vertrug! — Zu Goethe!

Der Geheimrat unterbrach unwillig seine Unterhaltung mit einer schwärmenden Weimarer Dame, als Kleist in die Loge stürmte. „Exzellenz, was haben Sie mit meinem Stück gemacht? Sie zerreißen es, sie bringen es um!"

„Ihr Stück war totgeboren, Herr von Kleist. Ich bereue, die venia für die Aufführung gegeben zu haben."

Damit wandte er sich wieder seiner Dame zu. Einen Augenblick stand Kleist noch, dann ging er. Fort! Fort! Aber nein, er wollte bleiben, es mußte noch ein Sieg werden, trotz allem; sein Werk war ja unverwüstlich, ganz konnten sie's nicht töten. Wieder hob sich der Vorhang. Schlecht und recht spielte der Gerichtsrat, Marthe Krull brachte manches von der Namensschwester im ‚Faust' mit, der Ruprecht war wohl ein wenig allzu täppisch, aber es ließ sich hören. Nur der Richter Adam wurde immer unerträglicher. Immer langsamer wurde sein Tempo, immer schwerfälliger sprach er seine Worte. Etwas allzulaut schalt unten Ruprecht seine Braut; trotzdem auch seine Worte gemildert waren, entsetzte sich die feine Dame in der Nachbarloge. „Diese Derbheiten. Meine Nerven vertragen sie nicht!" Und der Galan nickte. „Vraiment, sie sollten es wenigstens französisch sagen."

Über Kleist kam eine stumpfe Ergebung. Er schlug die Hände vors Gesicht und wollte nichts mehr sehen und hören. Da plötzlich blickte er auf; es war nur ein Wort: „Ruprecht!" sagt Eva, aber es lag ein Klang darin, der Klang, den er gedacht, als er es geschrieben. Ein Mädchen stand unten, das früher von der Wucht der andern verdeckt gewesen; sie sprach weiter; und jedes Wort war so, wie Kleist es gefühlt, wie er es selber gesprochen in seinem Sinn. Wieder überschrien das Mädchen lärmend die andern. Aber sonderbar, sie störten ihn nicht mehr; er hörte ihre Reden nur wie aus der Ferne, wie ein lästiges Fliegensummen. Langsam rückte er seinen Sessel näher an die Brüstung und blickte hinunter. Er sah nur die Kleine. Wie sie dastand in rührender, frühlinghafter Kindlichkeit! Dann sprach sie wieder. Und Kleist war erstaunt. Hatte er wirklich so Großes gewollt? Dieses Weib, das, dem schimpflichsten Verdachte preisgegeben, dennoch schweigt, dem verständnislosen Mann zuliebe, diese herbe, liebliche Keuschheit, diese jungfräuliche Mütterlichkeit, war das wirklich alles sein Werk? Weit beugte er sich über die Brüstung. Da traf ihn ein Blick aus ihrem Auge; ein Blick vollen Verstehens, des leisen Beifallheischens in tiefster Demut. Kleist nickte ihr zu; nun sprach sie nur noch für ihn, und alles andere versank.

Mit einmal gellt ein Pfiff durchs Haus. Die Schauspieler schweigen verschreckt, nur die kleine Eva spricht weiter. Still sitzt Herr von Goethe in seiner Loge. Da erhebt sich der Herzog. „Wer ist der freche Kerl, der es wagt, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt ihn fest!" Sporenrasselnd stürzen sich zwei Soldaten auf den Übeltäter und schleppen ihn hinaus.

Digitized by Google

Das Stück geht weiter. Frau Herzogin Luise flüstert erzürnten Gesichts dem Gatten ein paar Worte zu; er nickt, bald ist die Loge leer.

Eben hält Evchen dem Bräutigam sein rohes Nichtverstehen vor. Da wieder ein Pfiff, ein zweiter, ein dritter, Trampeln, Pfuirufe. „Schluß, Schluß!" —

Blaß, aber fest steht die Schauspielerin und spricht weiter wie ein einsamer Held im Kugelregen; keine Miene verzieht Exzellenz von Goethe; mit leichter Handbewegung befiehlt er, den Vorhang zu senken.

Wie ein wilder Bienenschwarm strömt das Volk hinaus.

Jetzt erst erwacht Kleist aus seiner Betäubung und fühlt mit einmal das ganze Schreckliche. Reglos sitzt er in seinem Stuhl, bis ihn der Schließer zum drittenmal gehen heißt; dann schleppt er sich fort, an ein paar Verspäteten vorüber, die ihn nicht kennen.

„Es ist eine Blasphemie!" schreit ein Herr seiner Dame zu, „auf derselben Bühne, auf der die ‚Iphigenie' präsentiert wurde, nun dieser vulgäre, respektlose Schwank! Exzellenz von Goethe geht zu weit in seiner Unparteilichkeit."

Wie ein Peitschenhieb trafen Kleist diese Worte. Plötzlich fühlte er seinen Arm berührt, ganz weich und sanft. Der junge August Goethe steht vor ihm und blickt ihn an aus ängstlichen, mitfühlenden Augen, in denen Tränen stehen.

„Herr von Kleist!"

Gierig faßt der Dichter nach der gebotenen Hand in seiner Einsamkeit.

„Keinen läßt er aufkommen, er bringt alle um, Sie und mich, Herr von Kleist!"

Mit jähem Ruck machte sich Kleist frei, ganz hart war plötzlich sein Gesicht. „Achten Sie die Grenze, Herr Goethe!"

Er ging, und erst als er um die nächste Ecke bog, sank er wieder zurück in seine Hilflosigkeit.

Mühsam schleppte er sich nach seinem Zimmer. Sein Kopf war müde und wund. Nur das eine konnte er denken: ‚Jetzt ist's aus, jetzt ist alles aus.' — —

Es war schon ganz dunkel, als er aus seiner Dumpfheit emporschrak. Er stieß das Fenster auf; noch immer troff ein trauriger Regen vom Himmel nieder. Es ging nicht mehr weiter; seine Kraft war zerbrochen, er fühlte, er konnte nicht mehr warten. Wenn sie schon das nicht verstanden, wie würden sie erst die „Penthesilea" verhöhnen, den Aufschrei seines Herzens! Er konnte nicht mehr, es war alles zermürbt in ihm. Und — er wollte den gräßlichen Gedanken bannen — aber der klammerte sich eisenfest an ihn: vielleicht hatten sie recht; Goethe, der Reife, der sah wohl weiter als er. Und wer mochte sich selbst ein gerechter Richter sein? Was ihm das Tiefste schien, vielleicht war's nur das Stammeln eines Stümpers, sein Leben und seine Qual war vergeblich, und Welt und Nachwelt lachten darüber.

Mit einem Wehlaut sank er zu Boden wie ein verwundetes Tier. Endlich erhob er sich. Eine unheimlich kalte Klarheit überkam ihn. Nur eins blieb ihm noch zu tun übrig. Der Gedanke daran hatte sich oft bei ihm eingenistet. Freilich, er hatte sich's anders gedacht: ein Frühlingsmorgen und weite, weite Sonne und in ihm die Gewißheit des herrlichsten Weiterlebens. Und daß Freunde um ihn weinen würden. — Aber sei's. Es war ja bald vorüber. Er tastete die Pistole aus dem Reisesack, lud mit ganz sicherer Hand und legte die Waffe vor sich auf den Tisch. — Sollte er Briefe schreiben? Wem denn! Er hatte ja niemand. Und wieder kam das Gefühl der grenzenlosen Verlassenheit über ihn und machte ihn weich. Es war schwer, das Sterben, so allein. Wenn jemand mit ihm ginge, seine Hand hielte, dann wäre es fröhlich und leicht. — Aber es mußte sein. Seine Ahnen waren dem Feind entgegengeritten, und er fürchtete den Tod? War er nicht auch ein Kleist? — Er griff nach der Waffe. — Er schrak zusammen. Die Tür knarrte. Der Diener sagte ins dunkle Zimmer hinein: „Gnädiger Herr, eine Demoiselle ist hier, die Sie sprechen will."

Schon drängte den Knecht eine Gestalt über die Schwelle zurück, trat ins Zimmer und drückte die Türe ins Schloß.

Halb im Traume blieb Kleist und regte sich nicht. Die Dame warf ihren Überhang ab; dann schloß sie das Fenster, forschte nach der Lampe, schlug Licht. In wortlosem Staunen starrte Kleist sie an; sie nickte. „Ich bin's ja, Ihr Evchen. Ich erfuhr durch Herrn Böttiger, daß Sie hier logieren."

Digitized by Google

Dann kniete sie sich zum Kamin, suchte Brennholz und entzündete ein Feuer.

„Man bedient Sie hier schlecht," tadelte sie, „es ist ein kalter Märznebel draußen."

Mißtrauen hatte das Staunen in Kleist verdrängt. Was wollte das Weib hier? War sie eine Kokette, die mit ihm spielte? Sein Blick folgte all ihren Bewegungen.

Bald brodelte der Teekessel. Dann kramte sie allerlei aus ihrem Ridikule: Fleisch, Brot, Süßigkeiten.

„Sie richten wohl meine Henkersmahlzeit? Warum sind Sie hierher gekommen? Warum läßt man mir nicht meine Ruhe?" Sein Blick nahm etwas Lauerndes an. „Sie wollen wohl morgen der Weimarer Hofgesellschaft eine Anekdote erzählen vom durchgefallenen Dichter?"

Nun sah sie ihn an aus großen, klaren Augen. Viel Güte lag darin und ein leiser Vorwurf. Kleist senkte den Blick.

„Sie haben lange Zeit am offenen Fenster gesessen, Sie müssen nun einen heißen Tee trinken, sonst erkälten Sie sich." Sie wollte ihm die Tasse reichen und stieß an die Pistole.

„Halt!" schrie Kleist, „Sie ist geladen!"

„Ich weiß," nickte sie traurig.

Über Kleist kam eine plötzliche Schwäche; willenlos wie ein Kind ließ er sich den Trank einflößen. Dann nahm das Mädchen die Waffe und entlud sie.

„Auch das lernt man beim Theater," lächelte sie tränenden Auges. Sie bot ihm von den Eßwaren an. Jetzt fühlte Kleist erst, wie hungrig er war. Fast gierig griff er nach den Vorräten.

Dann rückte sie ihm das Polster unter den Kopf und strich ihm das Haar aus der Stirn. Ganz fremd war Kleist diese Weichheit. Wenn's auch Lüge war, es war doch schön, noch einmal vor dem Ende.

Lange saßen sie so, mählich kam seine Kraft zurück.

Er brauchte niemand, er mußte stark sein, allein.

„Warum sind Sie gekommen?" forschte er. „Aus Mitleid?"

Ganz klar ruhte ihr Blick auf ihm.

„Nein."

„Warum dann?"

Da glitt sie plötzlich nieder, ihm zu Füßen.

„Weil ich an Sie glaube."

Tief bohrte Kleist seinen Blick in den ihren. Mit einmal fiel langsam und leise wie ein lästiges Kleid von ihm alles Harte und Kalte.

„Du glaubst an mich?" Bange Frage war's und doch schon ein Jubelruf.

„Ja, ich glaub' an dich, du Großer, du Großer!"

Sie küßte seine Hand, und er entzog sie nicht. „Du glaubst an mich!" Ein paarmal sagte er's ganz leise, und dann jauchzte er's heraus: „Du glaubst an mich!" Und jählings barg er das Haupt in ihr gelöstes Haar und weinte. —

Der erste Schimmer schlich in die Stube, als Kleist erwachte. Still öffnete er das Fenster. Laue Luft grüßte ihn, es war Frühling geworden. Kleist sah sich selbst und das Mädchen wie Fremde, die ihm nahe standen und deren Schicksal ihn in festen Bann zog. Ferner und ferner wich es, und eine goldene Märchenhaftigkeit breitete sich darüber. Und endlich schied es ganz aus seiner Zeit, wogte zurück in weite Jahrhunderte und war gehüllt in Farbenfülle, Waffenglanz und bunten, allmächtigen Glauben. Er selbst trug Harnisch und stolze Ahnenkraft, und sie ging im Tanzschritt über einen leuchtenden Wiesenplan, und ein weißrosiges, blütengleiches Kleid umglitt ihre Gestalt; sie war eine demütige Bürgermagd, die dem Ritter folgte durch Schlacht und Unrast, alles vergessend, nur an einen glaubend. Kleist blickte auf sie; ein Holunderstrauch wuchs ihr zu Häupten, und in den Ästen sang ein Vogel sein altes, ewiges Lied. Was ihm gestern in der Historie, die er gelesen, noch ganz fremd und vergilbt geklungen, jetzt fühlte er, daß es Leben war, warmes, heiliges Leben; immer vertrauter und näher ward ihm die herrliche Zeit, da der Engel Gottes im Traumgesicht das reinste Mädchen heimgesucht, des Waffenschmieds Tochter, das Käthchen von Heilbronn.

Der Tag brach an; und Kleist breitete die Arme aus und grüßte ihn.

Seinen Hausgarten durchwanderte Herr von Goethe und musterte die Knospen, die Früchte versprachen.

Aber weit hinweg über seine Kraft und Sicherheit, hinweg über Liebe und Leben, flog der Traum eines Dichters.

Digitized by Google

Die Krankheit der Annaliese

Von

Ernst Lissauer

Im Lager, mit seinem Mantel bedeckt,
Auf die nackte Erde hingestreckt,
Als ob eine Kugel ihn traf,
Schläft der Dessauer steinschweren Schlaf.
Dämmern fröstelt; die Uhr seitab im Dorf schlägt vier.
Lärm klirrt, die Wache tritt ins Gewehr,
Durchs erweckte Lager in plein carrière
Prescht heiß und staubig ein Offizier:
„Von Fürstin Durchlaucht. Expreßkurier."

Wie über dämmrige See eine lichte Brise
Scheint Freude über des Fürsten mürrisch Gesicht:
„Expreßbrief von der Annaliese?"
Bricht
Auf, schrickt, ballt
Die Blätter und knallt
Den Bausch wie eine Kugel zur Erde.
Fern dunkelt auf dumpfer Kanonen Klang,
Rundum
Die Offiziere stehn stumm,
Er spricht: „Die Fürstin ist krank, schwer krank. —
Wir haben Bataille. — An die Pferde!"

Auf seinem Schimmel
Hält der Dessauer mitten in Lärm und Getümmel.
Der eiserne Hagel ist ihm ein Sommergeträufel,
Das kaum den Mantel ein wenig näßt,
Die Soldaten raunen: er hat's mit dem Teufel,
Er ist kugelfest.
Aber heut ist er Satanas selber,
Sein Haupt glüht von gestautem Blut,

Digitized by Google

Von seinem Gesicht fliegt ein gelber
Flackerschein innen lodernder Glut.
Und nun, über Trommeln und Schießen und Dröhnen
und Schrein,
Zuckt blank
Wie Tusch von Trompeten
Sein Ruf in die Soldaten hinein:
„Jungens, die Annaliese ist krank,
Der Teufel hat sie schon im Genick,
Da hab' ich den Herrgott gebeten:
Mir ist, daß sie bei den verfluchten Franzosen gefangen
liege,
Aber ich hole sie wieder zurück,
Wenn ich heut siege.
Herrgott, mach' sie mir wieder gesund! —
Jungens, helft ihr mir?!"
Da bricht die Kolonne schon jubelnd vor,
Und von Trommeln und Sturmlauf zittert der Grund,
Wie mit den Hörnern ein Stier,
Bohrt sie sich tief in den Feind hinein,
Und wie mürbe Zaunplanken
Erschwanken
Und splittern und stieben die zertrümmerten Reihn.

Lagerfeuer sind angefacht,
Der Dessauer kartelt, trinkt, lacht,
Bisweilen horcht er hinaus ins Feld,
Lärm klirrt bei den Posten, jäh schnellt
Er auf,
Durchs Lager im Lauf,
Wie ein anspringendes Tier
Packt er den Offizier:
„Lebt die Annaliese?!" —
„Durchlaucht überstand heut die Krise."

Digitized by Google

Revanche!

Wirtschaftspsychologische Studie

von Otto Röse

„Die Republik ist der Friede"

Als ich im Sommer 1877 nach Paris kam, war das Wort Revanche, das ich aus jedem französischen Munde erwartete, gerade aus der Mode gekommen. In Saint-Cloud und Champigny lagen zwar die zerschossenen Häuser noch in Trümmern, aber von Deutschenhaß bekam ich so wenig zu spüren, daß ich eines schönen Tages, ohne viel gesucht und ohne auch nur eine Menschenseele in der Stadt gekannt zu haben, in der Zeichnerwerkstatt des größten Pariser Eisenkonstruktionshauses saß und mit französischen Kollegen an den Aufträgen arbeitete, die zur Weltausstellung 1878 aus überseeischen Ländern von allen Seiten reichlich einliefen. Ich fand Verträglichkeit, sogar Freundschaft derart, daß sie gemeinsame Arbeit überdauerte. Das waren meine ersten persönlichen Eindrücke in Frankreich.

In der Politik sah es auch hoffnungsvoll aus. Gerade hatte Mac Mahon dem Ministerium Jules Simon den Laufpaß gegeben und die Kammer aufgelöst, die als die erste der republikanischen Konstitution 1875 überraschend republikanisch ausgefallen war. Der alte Haudegen liebte die Republikaner ebensowenig wie sie ihn. Um ihm und den Monarchisten ein Bein zu stellen, warfen sie ihm vor, daß er mit seinen Leuten auf Krieg ausginge, was in Wirklichkeit wohl nicht der Fall war, doch auch in Deutschland geglaubt wurde, weil russische und englische Stänkerei schon damals die Luft verpestete. Die große Mehrzahl des französischen Volkes braucht zum Arbeiten und Sparen Ruhe und Ordnung, wünscht weder Reaktion noch Revolution, vor allem keinen Krieg. Die Republikaner siegten im Jahre 1876 und erst recht bei dem Wahlkampfe 1877, den ich als mir neues, recht willkommenes Schauspiel genoß, mit der Losung: „Die Republik ist der Friede!" Thiers und Gambetta, die ehemals feindlichen Brüder, fochten Schulter an Schulter. Thiers, der den Diktator von 1871 einen Tollhäusler genannt hatte, verbürgte sich jetzt für seine Friedlichkeit. In der Tat beschränkte sich Gambetta auf ein Programm innerer Reformen, sprach kein Wort von Revanche, behalf sich, wenn er auf die deutsch-französische Frage angezapft wurde, mit dem Hinweis auf eine „immanente Gerechtigkeit", die friedlich zum Ziele führe, und ließ durch seine Freunde sogar das Gerücht verbreiten, daß er unter angenommenem Namen nach Deutschland gereist sei, um sich mit Bismarck zu verständigen. Das half. Und so wurde die von der monarchistisch-klerikalen Nationalversammlung nur in der Absicht, Zeit zur Wahl eines Monarchen zu gewinnen, angenommene republikanische Verfassung als Friedensfirma derart befestigt, daß sie noch besteht und erst jetzt durch den Krieg bedroht wird — ein neuer Beleg für Sallusts alte Weisheit, daß Staatsgebilde sich nur durch die Kräfte, aus denen sie erwachsen sind, erhalten lassen.

„Die Republik ist der Friede!" Das stimmte vorzüglich zu dem wirtschaftlichen Wohlbefinden, dessen die Franzosen sich damals erfreuten. Haß ist kein Erzeugnis des Behagens. Der Leidenszeit des Krieges war ein Hochgefühl der Genesung gefolgt, das in der Weltausstellung gipfelte, besonders in dem „Feste des Friedens und der Arbeit" (Juni 1878), dessengleichen ich nie wieder erlebt habe. Da stieg die Begeisterung aus den unteren Schichten des Volkes urwüchsig auf; die engsten Gassen waren am reichsten geschmückt, in der Grundstimmung des Jubels lag etwas von unserem „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt"; und ehrlich einbegriffen wurden die Deutschen, die sich an der Weltausstellung anfangs zwar nicht beteiligt, in letzter Stunde aber eine von Anton von Werner unübertrefflich gewählte Gemäldesammlung herübergebracht hatten. So lagen wir einander in den Armen, innig umschlungen, Franzosen und Deutsche — sieben Jahre nach dem Kriege!

Patriotenliga, Bier und Rachgier

Es war zu schön, um so zu bleiben. Mit dem Börsenkrach von 1882 kam der wirtschaftliche Umschlag. Arbeiter verloren ihr Brot, Bürger mußten sich einschränken, alle Welt wurde verdrossen und, wie's im französischen Sprichwort heißt: „Fehlt das Heu auf der Raufe, so schlagen die Gäule aus." Es braucht nur einer anzufangen, so geht's im ganzen Stalle los. Paul Deroulède war der Racker, der zu keilen begann, obgleich ihm eigentlich nichts abging. Ihn stach vielmehr der Hafer. Was ihm fehlte, war nur ein bißchen Überlegung und inneres Gleichgewicht. „Un grand naïf", wie ihn sein Onkel Emile Augier nannte, bei dem ich ihn damals gerade kennen lernte. Ein wunderliches Gespann, diese beiden: der Onkel welterfahren und abgeklärt, der Neffe mit einem Brett vor dem Kopfe, aber in seiner Blindheit ehrlich entbrannt für die Revanche, die er mit seiner Patriotenliga wieder in Mode brachte. Sein Lebtag hat er nicht gemerkt, daß er zu geschäftlichen Zwecken ausgenutzt wurde, was doch selbst ein Blinder hätte spüren können, denn die Leute, die ihn schoben, hatten derbe

Digitized by Google

Fäuste. Vor allem die Bierbrauer. Bier war infolge der Reblaus, die das Weinland verwüstete, ein Gegenstand des Massenverbrauchs geworden. Das Münchner hatte bei der Weltausstellung 1878 eine große Kundschaft erworben. Nun meinten die französischen Brauer, es sei ihre nationale Pflicht, das Geld nicht ins Ausland fließen zu lassen. Sie finanzierten den „Antiprussien“, das Organ der Patriotenliga, und ließen durch ihn den Franzosen den deutschen Gerstensaft verekeln. Pariser Spielwarenfabrikanten schlossen sich an, um Nürnberger und Sonneberger Waren zu verdrängen; Lyoner Seidenweber kämpften gegen Krefeld; bald tummelte sich in dem Blättchen die ganze französische Industrie, sofern sie vom deutschen Wettbewerb zu leiden meinte. Verbrämt wurde das Getriebe, das sonst doch gar zu nackt geschäftlich ausgefallen wäre, durch Angriffe auf deutsche Persönlichkeiten allerart. Vor meinem Hause wurde wochenlang eine Liste der Spione des Monsieur de Bismarck ausgeschrien, in der ich einen Ehrenplatz einnahm. Mit Kohle war ein Riesenkopf mit einer noch riesigeren Pickelhaube mir auf dem Bürgersteig vor der Tür hingemalt worden. Unannehmlichkeiten hatte ich weiter nicht davon. Meine Nachbarn lächelten und zuckten die Achseln.

Immerhin quoll soviel Gift und Galle, daß die Regierung, obwohl mit dem Treiben nicht einverstanden, Lösegeld zahlte, um nicht selbst bespritzt zu werden. Ministerpräsident war damals Ferry, der erste, der eine sachliche Verständigung mit Deutschland anbahnte, um für koloniale Erwerbungen, für Tunis und Tongking, freie Hand zu erhalten. Bismarck, der den französischen Ehrgeiz gern über See hinstreben sah, kam ihm entgegen. Im stillen unterstützte Ferry die Patriotenliga. Er liebte sie nicht, war überhaupt kein Freund des Radaus und der Gehässigkeiten, ebensowenig allerdings ein Freund Deutschlands, aber auch kein Revanchemann wie die gewissenlosen Gernegroßen der Gegenwart, Delcassé und Genossen. Wie Thiers, hegte er die Überzeugung, daß die französische Nation die erste der Welt sein könnte, nicht, daß sie es immer sei. Sein Ehrgeiz ging darauf aus, sein Vaterland zu normalen Verhältnissen zurückzuführen, denn er glaubte, daß es dann früher oder später die Stellung, die es verloren, wieder einnehmen würde. Aus eigener Kraft sollte Frankreich wieder erblühen. Das ist der Unterschied zwischen der Gedankenwelt, in der das ältere, mit Ferry ausgestorbene Geschlecht französischer Staatsmänner lebte, und der Politik seiner Epigonen.

Der Tingeltangelkaiser

Zwischen Ferry und die Zeit der Russenfreundschaft schiebt sich der Boulangismus ein. Zur Höhe der Volksbeliebtheit wurde der „brav' général“ aber keineswegs emporgeschnellt durch eine allgemeine Hoffnung, daß er Frankreich zum Kriege und Siege führen würde. Im parlamentarischen Chaos, das auf Ferrys Sturz gefolgt war, verbrauchte die Deputiertenkammer nahezu ein Dutzend Ministerien Schlag auf Schlag. Ihre Unfähigkeit zu jeder gemeinnützigen Arbeit weckte den alten Volksinstinkt zur Diktatur, wohlgemerkt einen berechtigten Trieb; denn Frankreich hat unter persönlicher Regierung stets das Größte geleistet und sich am wohlsten gefühlt. Der von einer Gesellschaft mit sehr beschränkter Haftung ausgerüstete und gelenkte Boulanger erwies sich aber doch nicht als der Rechte. Von Rudolph Salis, dem Wirt des Chat noir, dessen Stammgast er war, wurde er zwar „mon empereur“ betitelt, und von weitem sah er wohl wie ein entfernter Napoleonide aus, träumte sich zweifellos auch in die Rolle eines solchen hinein. Als er jedoch beim Schnäbelefall (Frühjahr 1887) den Revanchemann herauskehrte, stieß er beim Präsidenten Grévy auf Widerstand, der ihm das Genick brach. Rouvier übernahm das Ministerium als Vertrauensmann der am Frieden besonders interessierten Großfinanz. Er hat zwar militärische Maßregeln, die der General schon getroffen hatte, nicht rückgängig machen können, damals aber ebensowenig auf Krieg gesonnen wie in der zweiten Krisis, die er zum Guten wendete, im Jahre 1905, wo er, während Delcassé und Genossen die Zähne bleckten, der deutschen Regierung durch einen Vertrauten sagen ließ, daß er nicht im Traume daran denke, vom Leder zu ziehen.

Die Weltausstellung 1889 stand vor der Tür. Neue Blüte der Wirtschaft und der Wunsch, ein geschäftlich nutzbringendes internationales Friedensfest zu feiern, versenkten den Boulangismus plötzlich in den Orkus. Als der General sich ein paar Jahre darauf in Brüssel erschoß, krähte kein Hahn mehr nach ihm. Die Republik beging das Jubiläum des Bastillensturms, wie elf Jahre zuvor die Feier der nationalen Genesung, als Regime des Friedens.

Frankreich als Bankier der Welt

Der Börsenkrach von 1882 hatte aber noch eine andere Folge als die wirtschaftliche Verbitterung des französischen Volkes. Aus ihm zog der damalige Direktor des Crédit Lyonnais, Germain, als stärkster Kopf des Pariser Bankbetriebes die Lehre, daß seine Landsleute unfähig seien, Handel und Industrie so zu entwickeln, daß sie eine zuverlässige Anlage für einen beträchtlichen Teil der französischen Ersparnisse böten. Er lenkte den Hauptstrom des heimischen Kapitals ins Ausland. Als er in einer Generalversammlung seiner Aktionäre darüber zur Rede gestellt wurde, bekannte er offen: „Wir sind nicht so anmaßend, zu glauben, daß wir bei uns Tausende von Leuten haben, die fähig sind, ein Geschäft zu führen.“ Germain hat die Pariser Großbanken so organisiert, daß

Digitized by Google

sie als Saugpumpen das Geld des emsig sparenden Volkes dem Zentralbecken zuführen und es dann ins Ausland leiten, sofern es nicht für Staatsrenten und Anleihebedarf einiger weniger französischer Städte dient. Jener Kreislauf des Geldes, der Handel und Gewerbe an Ort und Stelle befruchtete, hörte nun auf. Daß ein Geschäftsmann einen Bankkredit auf sein Geschäft erhält, kommt nicht mehr vor. Als der frühere Minister und Generalgouverneur Doumer Kapital zu einem Unternehmen auf Madagaskar suchte, mußte er sich an eine Frankfurter Bank wenden, weil er in Frankreich nichts bekam.

Leicht möglich ist es, daß die Frankfurter Bank selbst erst das Geld aus Frankreich nahm. Denn das Auslandsgeschäft der französischen Großbanken blühte vorzüglich in Deutschland. Deutsche Arbeit sicherte ihm guten Lohn. Unsere Betriebsamkeit überstieg ja die bei uns vorhandenen Mittel weitaus. Unsere industrielle und kommunale Entwicklung verdankt dem französischen Kapital gar viel. Unsere Banken haben jahrzehntelang mit ihm gearbeitet, ganz Deutschland mit Frankreich wirtschaftlich so eng zusammengewirkt wie ein Finger der Hand mit den anderen.

Bei der herrschenden Stellung, welche die Großfinanz in der französischen Republik einnimmt, hätte dieses Zusammenwachsen eine Bürgschaft dauernden Friedens werden können, wenn nicht ein anderes Geschäft im entgegengesetzten Sinne gewirkt hätte: das Russengeschäft.

Französische Bank und russisches Va banque

Unter den drei Großbanken Crédit Lyonnais, Comptoir d'Escompte und Société Générale, die mit der Banque de Paris et des Pays-Bas als Emissionsanstalt ein tatsächliches Alleinrecht auf dem französischen Geldmarkte erlangten, hatte der Crédit Lyonnais als führendes Institut sich das Russengeschäft vorbehalten. Dieses Unternehmen war von vornherein darauf berechnet, daß die Franzosen in Unkenntnis der sachlichen Grundlagen russischen Kredits ihr Geld geben würden aus Begeisterung für eine Macht, die für sie ein Geschäft ganz anderer Art besorgen sollte: das der Revanche. Rußland sollte den Krieg führen, den sie selbst nicht wagten, von dessen Ziel sie aber immer faselten.

Den Russen war im Jahre 1896, als die Franzosen ihnen unter die Arme griffen, sowohl der deutsche als der englische Markt verschlossen. Niemand mehr wollte ihnen borgen. In Frankreich bekamen sie das Geld zu 3% mit einem Emissionskurs von 92,30, d. h. zu Bedingungen einer erstklassigen Sicherheit, von der sie doch weit, weit entfernt waren. Von den 18,5 Milliarden nominellen Kapitals aber, das ihnen bis jetzt beschafft worden ist, hat der russische Staat schwerlich mehr als $^2/_3$ besehen. Milliarden sind für Kommissionen und Schmiergelder danebengegangen, besonders an die Presse, da mächtig Stimmung gemacht und vor allem ein Abflauen verhütet werden mußte, das bei einem Rückgang des Kurses auch um nur wenige Bruchteile gleich eine halbe Milliarde Verlust gebracht hätte. Die französische Presse schilderte die russischen Zustände im rosigsten Lichte, unterdrückte alle ungünstigen Nachrichten, erhielt dafür allerdings in kritischen Zeiten, z. B. im mandschurischen Kriege, doppelte und dreifache Monatszahlungen. Dem Volke wurde der Wahn eingehämmert, daß alles Heil von Rußland zu erwarten stehe. Die ganze Politik der Regierung ist auf das große Börsengeschäft zugeschnitten worden: Bündnis, Zarenbesuche, Gegenbesuche der Präsidenten der Republik, alles war demselben Zwecke dienstbar.

Rußland begriff sofort, daß bei solchem Handel nicht der Gläubiger den Schuldner in der Tasche hatte, sondern umgekehrt. Da es die Zinsen nicht aus seinen Einkünften, sondern aus neuen Anleihen bezahlte, auch nur einen verschwindend kleinen Teil des Kapitals werbend anlegte, ging es dem Staatsbankrott entgegen, jedoch mit der immer klareren Absicht, durch ein Va banque zuvorzukommen, durch einen Krieg, bei dem der Gläubiger den Schuldner heraushauen müßte, wenn er nicht alles verlieren wollte. So verwendete die russische Regierung den größten Teil des französischen Geldes 1. auf die Ausrüstung seines Heeres, 2. auf Gewinnung der Presse, nicht nur der französischen, sondern auch derjenigen anderer Staaten, insbesondere der italienischen, rumänischen und der englischen Harsworth-Zeitungen. Die französische sogenannte Informationspresse (die geschäftlich vereinigten Blätter „Matin", „Journal", „Petit Journal" und „Petit Parisien", im Russengeschäft unterstützt vom „Temps" und „Echo de Paris", zusammen mit einer Auflage von täglich mehr als fünf Millionen Stück) wurde durch die russischen Zuschüsse, die sie neben denen der Banken empfing, mehr und mehr in die kriegerische Richtung getrieben; mehr vor allem, als der Großfinanz selbst, deren Interessen doch immer noch am Frieden hingen, lieb war.

Von der Dreyfus-Affäre zur C. G. T.

Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß der französischen Plutokratie die militaristische Bewegung ihrer Zeitungen in gewisser Hinsicht doch nicht ganz gegen den Strich lief. In der Dreyfus-Affäre, die im Grunde nichts anderes war als der Kampf der Geldmacht mit der Aristokratie um die Oberhand in der Heeresleitung, hatte sie rotradikale, sozialdemokratische und selbst anarchistische Helfer herangezogen: und die sie rief, die Geister, wurde sie nicht mehr los. Aus den von ihr selbst großgefütterten revolutionären Gruppen und Zeitungen erwuchs das sozia-

Digitized by Google

listisch-anarchistische Gewerkschaftswesen, die stärkste organisierte Umsturzkraft des neuzeitigen Frankreichs: der Syndikalismus. Dieser geht der Plutokratie an den Lebensnerv. Nicht nur die Arbeiterschaft der altansässigen Großindustrie, sondern auch die Unterbeamtenschaft der Eisenbahnen — desgleichen übrigens auch diejenigen der Postverwaltung — schwört zur Confédération générale du travail, dem kurzweg als C. G. T. bezeichneten und gefürchteten Verband der Syndikate. Die hauptsächlichsten Bahnlinien Frankreichs sind Privateigentum. Allgemeine Ausstände haben wiederholt schon gedroht und werden von der C. G. T. systematisch vorbereitet. Sie bedeuteten für die Großfinanz, die besonders in den Eisenbahnen steckt, den Zusammenbruch. Die Männer der Geldmacht, die den Geist der Unbotmäßigkeit selbst geschürt hatten, fanden gegen ihn nun kein besseres Mittel als Nationalismus und Militarismus, allerdings ein Gegengift, dessen Gefahr sie selbst einsehen mußten. Aber eine Erwägung praktischer Ordnungsliebe gab wohl den Ausschlag für die den Großfinanziers nicht im Blute liegende Pflege soldatischen Geistes: das auf Geldkräfte begründete System der bürgerlichen Republik bringt es mit sich, daß Militär zur Bekämpfung von Ausständen ausgiebiger verwendet wird als in irgendwelcher Monarchie.

Bei alledem zitterte die Großfinanz vor Folgen, die sich nicht mehr abwenden ließen und um so rascher nahten, als das Werben für Rußland fortwährend heftiger werden mußte in dem Maße, wie die russische Regierung abwirtschaftete und sich durch abenteuerliche Politik tatsächlich immer kreditunwürdiger machte.

Das ewig Weibliche

Wie verhielt sich unterdessen das französische Wirtschaftsleben, dessen Zustand von jeher den Maßstab der Volksempfänglichkeit für Verhetzung und Fremdenhaß gab? Ein Rückgang hatte eigentlich nicht stattgefunden, noch weniger ein Verfall, wohl aber machte sich ein Zurückbleiben hinter der deutschen Entwicklung fühlbar, und zwar aus Gründen, die Germain seinerzeit ganz richtig gesehen, aus denen er aber kurzsichtige Schlüsse für die Bankpraxis gezogen hatte, indem er, anstatt den schwachen Wagemut seiner Landsleute zu stärken und zu erziehen, einen Raubbau trieb, der sich jetzt furchtbar rächt.

Das französische Geschäftsleben steht unter dem überwiegenden Einfluß des Weibes. Madame hält die Kasse, Monsieur ist ihr erster Kommis. Er darf nichts wagen, denn Madame will die Mitgift der Tochter nicht aufs Spiel setzen. Schon das französische Zivilrecht behandelt den Hausvater nicht als Eigentümer, sondern als Nutznießer des Familienvermögens. Die Hochzeit ist die Vereinigung zweier Vermögen, bei der nicht der Geistliche, sondern der Notar die Hauptrolle spielt. Die Franzosen sind in Privatsachen so verständig, daß ihnen aus Verstandesehen selbst ein Glück erwächst, das in den Liebesehen anderer Länder oft ausbleibt. Aber das Zweikindersystem ist die unausbleibliche Folge ihrer Sitten, und das trägt wiederum nicht dazu bei, die Kraft der Nation zu entfalten.

Häusliche Tugenden, Sparsamkeit, Umsicht, zäher Familiensinn, hochentwickelte Intelligenz und Energie der Frau, lauter Eigenschaften, die von jeher die Stärke und Zuverlässigkeit des französischen Geschäftslebens ausgemacht haben, genügen aber nicht, um mit den Kräften der deutschen Wirtschaft Schritt zu halten, einer Wirtschaft, deren Machtentfaltung den Franzosen erst spät zum Bewußtsein kam.

Noch im Herbst 1912 ahnten die Franzosen nicht, wie es bei uns stand. Sie wähnten, Deutschland sei, wenn auch militärisch gerüstet, finanziell doch nicht imstande, einen Waffengang zu wagen; unser Kreditsystem würde bei der ersten Böe eines internationalen Unwetters wie ein Kartenhaus zerstieben. Der Winter 1912/13 erschütterte den Geldmarkt aller Länder, den unsrigen aber weniger als denjenigen der meisten anderen. Das Gefüge unseres Wirtschaftslebens bewährte sich gediegen, Havensteins Reichsbankpolitik bestand die Goldprobe. Da kam den Franzosen die Erkenntnis unserer Geldmacht mit einem Schlage, so plötzlich und heftig, daß sie einen Nervenchoc hinterließ.

Fortan litten die Franzosen an Verfolgungswahn, lebten in fortwährender Angst vor deutschen Fallstricken, die sie überall zu sehen meinten, beobachteten mit Schrecken die Fortschritte jedes deutschen Unternehmens in Frankreich, entsetzten sich über die metallurgische Industrie, die durch Thyssens Unternehmungsgeist in der Normandie entstand, und zeterten über die Blüte deutscher Geschäfte in Paris. Ein Pariser, der sich sonst als Freund unseres Vaterlandes bewährt hat (soweit dies einem Franzosen möglich ist), sagte mir noch wenige Wochen vor dem Kriege: „Ich glaube nicht, daß die Deutschen uns mit Krieg überziehen wollen, aber ich fürchte ihre Absicht, uns wirtschaftlich zu vernichten. Ich kann mich dessen nicht erwehren. Es ist vielleicht eine Neurasthenie, aber sie liegt in der Luft; wir alle sind davon angesteckt."

Wenn das die Furcht eines geistig hochstehenden, amtlich hochgestellten Franzosen war, der in Deutschland studiert hat und unser Wesen aus eigener Anschauung kannte und schätzte, — wie mußte da der Geisteszustand seiner Landsleute sein, die ihr bißchen Wissen aus Zeitungen schöpfen, in einem Gesichtskreise leben, von dessen philiströser Enge man sich bei uns keine Vorstellung macht, Leuten, die deshalb nur zu leicht der Spielball fixer Ideen werden, die aus der Presse auf sie einstürmen. Sie konnten nicht begreifen, daß wir Deutschen schon aus eigenen Gründen der Nützlichkeit friedliche Beziehungen zu einem Lande, mit dem wir zum

Digitized by Google

eigenen Vorteil zusammenarbeiteten, zu pflegen wünschten. Nein, das wollten sie nicht einsehen, denn sie fühlten sich benachteiligt. Jedermann hat die Neigung, die Schuld an Übeln, die ihn angeblich oder wirklich treffen, anderen zuzuschieben. Wieviel mehr ein Volk, das, wie ein mutiger Franzose selbst erklärte, „die Wahrheit weder zu sehen, noch zu hören, noch sich zu sagen vermag". Und der Grund der wirtschaftlichen Stockung lag doch auch gerade in Eigenschaften, die an sich keine Fehler sind, jahrhundertelang vielmehr die Stärke und Sicherheit des französischen Geschäftslebens ausgemacht hatten.

Die Saat der von Rußland bestochenen Informationspresse fiel auf fruchtbaren Boden.

Zu spät!

Man glaube indessen nicht, daß die Franzosen sich ohne Widerstreben treiben ließen zu dem Schlußakt des weltgeschichtlichen Dramas, das sich jetzt abspielt. Einige Zeit vor dem Kriege klagte mir der Besitzer eines angesehenen französischen Provinzblattes, daß die Pariser Informationspresse durch ihre Hetzerei den Frieden gefährde. Nicht er allein fürchte das, fast die ganze Provinzpresse stehe auf diesem Standpunkt. Sie seien etwa 1500 Verleger, welche die Notwendigkeit erkennten, der Brunnenvergiftung vorzubeugen. Leider nur seien sie, da sie sich keine eigenen Mitarbeiter im Auslande leisten könnten, mit dem Nachrichtendienst, der die Quelle des Übels bilde, auf die reichbemittelte Pariser Informationspresse angewiesen. Was diese aus Deutschland bringe, sei alles absichtlich gefälscht. Ließe sich in Berlin eine wahrheitsgetreue Berichterstattung, eine „Correspondance d'Allemagne" oder besser noch „Correspondance de la paix" für französische Provinzblätter einrichten, so würden sie instandgesetzt, wirksam für den Frieden mit Deutschland einzutreten, denn schließlich fänden sie bei ihren Lesern doch noch mehr Vertrauen als die Pariser Hetzer. — Diese Erklärung eines klugen und wohlmeinenden Franzosen war ein bedeutsames Zeichen. Leider nur war es zu spät, um den Plan auszuführen.

Ein anderes Wahrzeichen: In der Volksschule wurde seit längerer Zeit die Jugend nicht mehr auf Revanche gedrillt. Zwar steckt in den Fibeln, die im Gebrauch geblieben sind, noch Gift und Galle genug, da sie unter dem Einflusse der Drahtzieher oben im Ministerium hergestellt sind; unten aber in der Praxis waltet der Schulmeister im entgegengesetzten Sinn. Das Lehrergeschlecht, das seit etwa anderthalb Jahrzehnten aus den Seminaren hervorgegangen ist, steht im Widerspruch zu der Regierung; es teilt das redliche Mißtrauen der Volksmasse gegen die plutokratisch gegängelten politischen Macher, lehnt Hurrapatriotismus und Militarismus ab und gehört zum Teil sogar der C. G. T. an. Der beschwichtigende Einfluß dieses jungen Schulmeistergeschlechts ist nun auch zu spät gekommen.

Die Wiedereinführung des dreijährigen Militärdienstes an Stelle des zweijährigen, die der Russe im vorigen Jahre forderte — wohlbemerkt, weil er den Krieg für 1916 vorbereitete und damals noch mit keinem früheren Ausbruch rechnete — hat gar vielen Franzosen die Augen geöffnet. Allgemeine Dienstpflicht lastet ja auf einem Lande kinderarmer Familien besonders hart, auch ist sie den Franzosen noch nicht so in Fleisch und Blut übergegangen wie uns Deutschen. In Frankreich besteht sie erst seit drei Jahrzehnten und hat wesentlich beigetragen, die Kriegsscheu des Volkes zu vermehren. Um die Einführung des dreijährigen Dienstes drehte sich — neben der Einkommensteuer — der Wahlkampf im vorigen Frühjahr. Sie wurde von der Regierung ebenso heftig gefordert wie von den Radikalen bekämpft. Und trotz des Hochdruckes, mit welchem der Apparat des Ministeriums arbeitete, trotz der Werbereisen, die der Präsident der Republik selbst unternahm, trotz der Wucht, mit der die meistverbreitete Presse ins Zeug ging, trotz der leidenschaftlichen, durch Frau Caillaux' Mordtat noch aufgepeitschten Stimmungsmache gegen die Radikalen, haben die Gegner der dreijährigen Dienstzeit den Sieg davongetragen. Diese Wahlen bildeten das Gegenstück zu denen von 1876 und 1877. Es siegte dieselbe Phalanx der friedliebenden Landkreise wie damals, nur fehlten diesmal die meisten Pariser Wähler, unheilbare Illusionisten, die in den Bann der Informationspresse geraten waren.

Zu spät, zu spät! Rußland war schon auf dem Kriegspfade, Frankreich schon zu tief in die von Eduard VII. gesponnenen Netze verstrickt. Sein Schicksal ließ sich nicht mehr abwenden.

Eine eigenartige Fügung war es für mich, daß ich, der den größten Teil der hier geschilderten Entwicklung in Frankreich selbst beobachtet hatte, nach jahrelanger Abwesenheit gerade in diesem Sommer nach Paris zurückkehrte und das Endspiel miterlebte. Der Gedanke, daß der Krieg bevorstehe, wirkte da wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Im Gegensatz zu Gambettas Phrase, daß man „immer daran denken, aber nie davon reden sollte", hatte man immer davon geredet, aber nie daran gedacht. Kein Volk hat sich so zäh wie das französische bis zum letzten Augenblick an die Hoffnung geklammert, daß der Friede trotzdem und alledem erhalten bleiben möchte. Aus unsäglicher Verwirrung und dumpfer Verzweiflung loderte dann, als es nun einmal nicht anders ging, die nationale Wut empor, in der sich das Volk einmütig zum Kampfe stellte, noch heute fest überzeugt, daß Deutschland, nicht Frankreich den Krieg gewollt und den Frieden gebrochen habe.

Soviel ist gewiß, daß unter 1000 Franzosen 999, wenn sie gefragt und nicht durch eine Handvoll gewissenloser Spekulanten in den Krieg hineingetrieben worden wären, den Bescheid gegeben hätten: Nimmermehr!

Digitized by Google

Gebet

Von

Albert Geiger

Zu jenem Gott, der sich uns neigt,
Wenn Blitz um Blitz ins Leben fährt,
Der nur der höchsten Not sich zeigt:
Sei segnend Hand und Mund gekehrt.

Er hat die Gasse uns gebahnt
Durchs Dickicht der Philisterei.
Er hat uns Tag für Tag gemahnt:
Ertrotzt es euch! So seid ihr frei!

Er war's, der Kraft uns finden liess:
Zum Kampf mit tiefstem Weh gepaart,
Zum Ringen um ein Paradies,
Das uns noch spät geoffenbart.

Wenn er Blutströme rinnen sah
Aus unsern Wunden heiss und hart:
Dann war uns sein Erbarmen nah,
Hat er sich tröstend offenbart.

Du nahmst uns, Gott, aus banger Haft
Der kleinen engen Menschenwelt.
Nun gib uns auch die hohe Kraft,
Zu bleiben ganz auf uns gestellt.

Gib uns das Lachen in der Qual.
Gib uns den stillen Trotz im Spott.
Gib uns der Selbstverklärung Strahl.
Dies flehen wir, du grosser Gott!

Digitized by Google

Wie der Briten Kolonialherrschaft begründet und behauptet wurde

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann

Mit blutigen Lettern haben sich die englischen Herrscher normannischer und schottischer Abkunft im Buche der Geschichte verewigt. Soviel Verrat und Mord, soviel Schändlichkeit und Grausamkeit wie in diesem Königshause ist nur etwa noch in der Vergangenheit der einen oder anderen südslawischen Dynastie nachzuweisen. Jahrhunderte hindurch war den Leitern der Geschicke England kein Band des Blutes, kein Eid, kein Gefühl der Menschlichkeit heilig. Wenn es die Macht, wenn es den Nutzen galt, traten bei ihnen alle anderen Rücksichten zurück. Welche Scheußlichkeiten haben zu der Zeit, wo Deutschland alles daran setzte, um seinen religiösen Glauben von eingerissenen Mißbräuchen ohne Rücksicht auf das irdische Wohl zu reinigen, allein König Heinrich VIII. und seine Nachkommen verübt! Die erschütternden Königsdramen Shakespeares geben nur ein schwaches Bild von all den blutigen Taten dieser gekrönten Mörder! — Mit der Besteigung des englischen Thrones durch das deutsche Welfenhaus haben die Familiengreuel in England aufgehört. Um so stärker aber machte sich nun dieselbe Rücksichtslosigkeit, Treulosigkeit und Grausamkeit, die früher Englands königliche Familie ausgezeichnet hatte, in seinen Beziehungen zu anderen Völkern geltend. Wer die Entwicklung der Weltgeschichte seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts nicht durch die Brille weltfremder deutscher Professoren, sondern unter genauerer Rücksichtnahme auf die Tätigkeit Englands betrachtet, wird bald zur Einsicht kommen, daß in dieser langen Zeit kaum etwas Wichtiges geschehen ist, woraus England nicht Nutzen zu ziehen gewußt hat. Die Völker haben geglaubt, für ihre Ehre und ihren Bestand, für ihre heiligsten Güter zu kämpfen, während sie in Wirklichkeit nur Englands Geschäfte besorgt haben. Wem sind die Kriege um die Erbfolge in Spanien, wem die Triumphe Ludwigs XIV. in letzter Linie zu Nutzen gekommen? Den Engländern, die bei der Gelegenheit die Herrschaft über die Straße von Gibraltar an sich rissen und die Kolonialmacht Spaniens, Portugals und Hollands zu ihrem Vorteil stark geschwächt sahen. Wer hat den Hauptvorteil aus Friedrichs des Großen Siegen gezogen? Wiederum England. Der Preußenkönig hat ihm Indien und Kanada erobert, ohne daß das den Briten mehr als einige kleine, in schlechten Münzen geleistete Zahlungen gekostet hätte. Wie stolz ist endlich Europa auf die Niederwerfung des revolutionären Frankreichs, auf die Besiegung des die Weltherrschaft anstrebenden Korsen durch seine verbündeten Heere mit so ungeheuren Opfern an Blut und Gut gewesen! Für immer glaubte es damit seine Freiheit gesichert, für immer Plänen zur Wiederaufrichtung eines Weltreichs den Riegel vorgeschoben zu haben. Und dabei haben in Wirklichkeit die drei verbündeten Monarchen mit ihren Freunden in erster Linie die Geschäfte Englands besorgt. Hätten sie sich mit Napoleon vertragen und ihn bei dem Kampfe gegen England, den er als Lebensaufgabe betrachtete, ernstlich unterstützt, sie hätten dem Wohl ihrer Völker weit mehr genützt. Der heutige Weltkrieg wäre dann wahrscheinlich vermieden worden. Nur leider hat es beinahe hundert Jahre gedauert, ehe auch nur die tiefer Blickenden diesen Sachverhalt erkannt haben. So vortrefflich haben die Engländer es verstanden, im Hintergrunde zu bleiben und der Welt Sand in die Augen zu streuen. Zu wenige Leute auf dem europäischen Festlande sind eben von jeher in der Lage gewesen, die Ereignisse in der ganzen Welt gleichzeitig zu verfolgen und ihren Zusammenhang sich klar zu machen; die Briten verfügen dagegen seit Jahrhunderten über einen ausgezeichneten weltumspannenden Nachrichtendienst, und das Verständnis für Fragen der äußern Politik ist dort viel weitern Kreisen als anderswo durch lange Erfahrung, Erziehung und Reisen zu eigen.

Digitized by Google

Der Abschluß der napoleonischen Kriege hat, was nur den wenigsten Zeitgenossen zu Bewußtsein gekommen ist, für die Welt die Begründung der englischen Oberherrschaft im ganzen 19. Jahrhundert bedeutet. Und sie ist den Briten zuteil geworden in einem Umfange, wie ihn kaum das römische Reich in der damals bekannten Welt, geschweige denn später Spanien oder Frankreich zeitweilig besessen haben. Die Flotten der Mächte waren damals zum größten Teile vernichtet. Was noch vorhanden war, konnte mit der alle Meere beherrschenden englischen Seemacht nicht in einem Atem genannt werden. Mit Ausnahme der spanischen und portugiesischen überseeischen Besitzungen waren ferner die Kolonien aller Länder in Englands Hand gefallen. Es behielt davon, was seinen Zwecken dienlich war, und sorgte dafür, daß bald auch die wichtigsten Besitzungen Spaniens und Portugals die Herrschaft des Mutterlandes abschüttelten. Außer den noch ganz im Anfange der Entwicklung stehenden Vereinigten Staaten von Amerika gab es im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts kein überseeisches Land, das nicht vollständig unter der Gewalt der englischen Macht gestanden hätte. Die Staaten Europas waren finanziell tief zerrüttet, entvölkert, politisch ohnmächtig. Der Seehandel lag fast vollständig in englischen Händen. Als Bevollmächtigter Europas zur Unterdrückung des Negerhandels konnte England jahrelang das neue Aufkommen fremder Handelsflotten hindern. Mit Hilfe der nordafrikanischen Seeräuber vernichtete es den Verkehr der nordeuropäischen Staaten mit dem Mittelmeer. Durch das Abschneiden der Negerzufuhr war es endlich in der Lage, ein Wiederaufblühen der auf Sklavenarbeit angewiesenen amerikanischen Pflanzstaaten zu hindern, wie der Entwicklung des die schwarzen Arbeiter liefernden Afrika entgegenzuwirken.

Mit welcher Kunst hat England diese Weltlage auszunützen verstanden! Nie hat es die Hände in den Schoß gelegt. Nie hat es abgelassen, allenthalben die Entwicklung der Dinge mit angespannter Aufmerksamkeit zu beobachten. Jeden Augenblick hat es nach dem Wechsel der Lage seine Pläne geändert. Keine Rücksicht auf Verwandtschaft, Freundschaft, Rasse, Zusagen hat es je auch nur einen Augenblick gehemmt. Wie auch die Verhältnisse im Innern Englands sich gestalteten, welche Partei da auch am Ruder war, die Richtlinien seiner auswärtigen Politik sind immer dieselben geblieben. Sicherstellung der britischen Inseln vor jedem Angriff, ihre Versorgung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen unter allen Umständen waren immer das erste Ziel. Hierzu galten Erhaltung einer allen anderen Flotten überlegenen Seemacht, Behauptung des englischen Besitzes in allen Teilen der Welt und Beherrschung der Weltmeere als unerläßliche Vorbedingung. Um nicht eines Tages das Schicksal Spaniens, Portugals, Hollands oder Frankreichs zu teilen, wollten die Leiter der Geschicke Englands nicht erlauben, daß irgendein anderer Staat übermächtig werde oder sich zu einer ihnen gewachsenen See- und Kolonialmacht entwickle. So hat England die in Deutschland so lange Zeit hindurch als veraltet erklärte Lehre vom europäischen Gleichgewicht immer an die Spitze seiner politischen Theorien gestellt und ist niemals müde geworden, die Uneinigkeit der Welt auszubeuten und ein Land gegen das andere auszuspielen. Mit Recht konnte schon Metternich eines Tages vom englischen leitenden Minister Canning aus der Erfahrung heraus sagen: „So oft es brennt, findet man ihn zwischen dem Feuer und den Spritzen.“ — Nach den Grundsätzen der christlichen Lehre und der Menschlichkeit, die sonst im englischen Privatleben so stark betont werden, läßt sich natürlich eine derartige Politik nicht führen. Jeder Beobachter kommt daher zu dem Schlusse, den A. von Peez vor einigen Jahren in seinem Schriftchen „England und der Kontinent“ ausgesprochen hat, daß das Leben des einzelnen Engländers und die Grundsätze seiner Politik in einem unvereinbarlichen Gegensatz stehen. Die Engländer sind im Privatleben meistens „wahrheitsliebende, redliche und ehrliebende Menschen“, aber ihre Politik ist häufig unedel und unmoralisch. Sie steht „seit Jahrhunderten jenseits von Gut und Böse und hat den Charakter einer im Ziele nie schwankenden, nur in den Mitteln wechselnden Naturmacht angenommen. Wer ihr entgegentritt ... wird, wenn möglich, zermalmt.“ Ein Angloamerikaner selbst wie

Digitized by Google

Emerson hat von der englischen Politik gesagt: „Sie ist, obgleich ehrgeizig und verschwenderisch mit Geld, selten edelmütig oder gerecht gewesen. Ihre Hauptrücksicht war stets das Handelsinteresse."

Schon heute, wo nur der geringste Teil der diplomatischen Vorgänge im 19. Jahrhundert entschleiert worden ist, läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die Geschicke der Völker während dieses Zeitraums in der Hauptsache durch die meist im Hintergrunde wirkende englische Staatskunst bestimmt worden sind. Ihre Hand war bei der Entwicklung der Verhältnisse im Deutschen Bunde, bei den Kämpfen um den Zollverein, bei den 1848 er Ereignissen, bei den Streitigkeiten mit Dänemark, bei dem Zwiespalt Preußens und Österreichs, bei dem deutsch-französischen Kriege oft nur zu sehr fühlbar. Die Befreiungskämpfe Griechenlands, die Erhebung Italiens gegen Österreich, die polnischen Aufstände, die Balkanwirren, die Bürgerkriege auf der Pyrenäenhalbinsel und vor allem die ewigen Umwälzungen in Polen und Frankreich waren nicht zum wenigsten Englands Werk oder stark von ihm beeinflußt. Daß England an dem Bürgerkrieg in Nordamerika und den Wirren in Mexiko erheblichen Anteil gehabt hat, ist nie zweifelhaft gewesen. Napoleon III. stand vollständig, wenn auch unbewußt, unter Englands Einfluß und hat sowohl Italien wie Rußland und Deutschland gegenüber Englands Geschäfte besorgt. Selbst Rußland, das seit Menschengedenken darauf bedacht war, sich gegen fremde Einflüsse abzusperren und seine Politik ganz nach eigenem Gutdünken einzurichten, ist den englischen Vogelstellern auf den Leim gegangen. Bei seinen Kämpfen im Orient hat es schließlich zum Vorteil Englands geblutet und nicht wenig dazu beigetragen, ihm Cypern und Ägypten zu verschaffen. In Mittel- und Ostasien wollten die Russen dem englischen Einfluß einen tödlichen Streich versetzen und haben am Ende nur dem so lange gehaßten Gegner Gelegenheit zu neuen Erwerbungen und Vorteilen gegeben.

Es muß als ein ganz besonderes Geschick der englischen Staatsleiter bezeichnet werden, daß sie es fast immer verstanden haben, ihre Karten im geheimen auszuspielen. Oft sind sich die beteiligten Staaten der Rolle Englands zunächst gar nicht bewußt geworden. Oft haben sie ihm für den erlittenen Schaden noch Dank abstatten müssen. So ist es auch möglich gewesen, daß fast kein Land durch Schaden klug geworden ist und sich für die Zukunft gegen die heimtückischen britischen Ratschläge besser vorgesehen hat. Wir alle haben es vielmehr erlebt, wie verschiedene Staaten in den Engländern, deren Politik ihnen soeben erst schwersten Schaden zugefügt hatte, kurz darauf wieder die besten Freunde erblickt haben. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte bietet für diese eigenartige Erscheinung mehr als ein Beispiel. Gleichzeitig wirft sie aber auch auf ihre zunächst schwer verständlichen Ursachen genügendes Licht.

Wer erinnert sich nicht noch des blutigen Abenteuers der Italiener in Abessynien und der traurigen Erfahrungen, die sie da mit England gemacht? Seit langen Jahren hatte das Königreich Italien, dessen Wortführer immer in engen Beziehungen mit England standen, unter dem Einflusse von Reisenden und gewissen Geschäftsleuten seine Blicke aufs Rote Meer geworfen. Es wollte aus der Eröffnung der neuen Weltstraße des Suezkanals auch einen Vorteil ziehen. Die herrenlose Insel Sokotra schien ihm ein geeigneter Platz für ein afrikanisches Kolonialunternehmen zu sein. Während es seine Vorbereitungen traf, griff aber England, das von dem Plane Wind bekommen hatte, ein und hißte seine Flagge auf der Insel 1875. Nun richtete Italien seine Blicke auf Tripolis. Doch in London zeigte sich keine Geneigtheit, Italiens Wünsche zu unterstützen. So wagte man in Rom nicht, an dieser Stelle mit der Türkei anzubinden, und entschloß sich, es mit einer kleinen Bucht von Assab, die 1870 gelegentlich für Anlage einer Kohlenstation am Roten Meer erworben worden war, zu versuchen; 1880 ging die Bucht in die Hände der italienischen Regierung über, und es wurde in der Folgezeit dieser Besitz ringsum ausgedehnt. Da brach der Aufstand der Mahdisten aus und beraubte das von England damals besetzte Ägypten seines Hinterlandes. Das englische Parlament wollte nach den Mißerfolgen der ersten kostspieligen Züge gegen den Mahdi von neuen Opfern für den ägyptischen Sudan nichts wissen. So

Digitized by Google

sah sich die englische Regierung anderwärts nach Hilfe um. Was konnte ihr gelegener sein als der italienische Ausdehnungsdrang, der damals infolge der Festsetzungen Belgiens und Deutschlands in Afrika besonders groß geworden war? Schleunigst wurde die italienische Regierung ermutigt, den einst türkischen Hafen von Massaua, der damals besonders als Tor Abessyniens diente, zu besetzen. Man hoffte, auf diese Weise dem Mahdireich jeden Ausweg nach dem Meere abzuschneiden. Die Einverleibung Massauas in den italienischen Besitz verwickelte binnen kurzem Italien in Schwierigkeiten nicht allein mit Frankreich, Rußland und der Türkei, sondern vor allem mit Abessynien, das sich des wichtigsten Hafenplatzes nicht berauben lassen wollte. Doch im Vertrauen auf England ließ es Italien auf einen Krieg ankommen, bei dem es 1887 in Dogali eine schwere Niederlage erlitt. Zu seinem Glück brachen in Abessynien selbst Unruhen aus. Der Negus starb, an seine Stelle trat Menelik von Schoa, dem Italiens Unterstützung willkommen war. Er fand sich denn mit der italienischen Festsetzung in Massaua im Mai 1889 ab und erklärte sich nach Behauptung der Italiener sogar bereit, nur durch ihre Vermittlung fortan mit fremden Staaten zu verkehren. Der Erfolg veranlaßte Italien trotz des Widerstandes seines Parlaments seinen afrikanischen Besitz weiter auszudehnen. Auf Grund von Verträgen mit eingeborenen Häuptlingen übernahm es nach dem Zusammenbruch der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die dort vorher Niederlassungsversuche gemacht hatte, 1889 die Schutzherrschaft über die Somaliküste vom Norduser des Jubaflusses bis nach Obbia. England erklärte sich damit einverstanden, obwohl es selbst auf einige Punkte der Küste Ansprüche erhoben hatte. Nur gegen die Besetzung Kassalas, das von Ägypten geräumt worden war, erhob es Einspruch.

Kaum hatte sich indessen Italien mit großen Opfern in seiner Kolonie eingerichtet und ging daran, sie gegen alle äußeren Angriffe zu sichern, als in England die Eifersucht erwachte. Die Mahdisten griffen das italienische Erythraea an. Um ihnen erfolgreich entgegenzutreten, nahm Italien 1894 Kassala in Besitz und suchte Abessynien fester in die Hand zu bekommen. Da mußte es alsbald die Erfahrung machen, daß Menelik nicht allein von Frankreich und Rußland, sondern auch von England, wenn auch heimlich, unterstützt wurde. Die englischen Behörden und Kreuzer betrieben die Verhinderung der Waffen- und Munitionszufuhr nach Abessynien nur sehr lau. Noch weniger sprang die englische Diplomatie Italien bei. Im Jahre 1895 kam es zum Krieg der Italiener mit Menelik, und am 1. März 1896 erlitten sie bei Adua eine vernichtende Niederlage. Sie mußten alle Ansprüche auf eine Schutzherrschaft über Abessynien fallen lassen und einen großen Teil der Kolonie räumen. Kassala wurde an Ägypten zurückgegeben! Den vollen Dank Englands ernteten die Italiener aber im März 1899. Damals schloß England, ohne auf die ihm nur zu wohl bekannten Wünsche und Pläne Italiens die leiseste Rücksicht zu nehmen, hinter seinem Rücken einen Vertrag über die Besitzverhältnisse im Hinterlande von Tripolis. Es überließ den wichtigsten Teil des Sudans, des Hauptgebiets für Absatz und Bezug von Waren für Tripolis, kurzerhand den Franzosen!

Aufgeklärt über den Wert der englischen Freundschaft haben diese bösen Erfahrungen die Italiener nicht. Nach wie vor sind sie im Fahrwasser der englischen Politik geblieben. Um sich auch nur der Zustimmung Englands und Frankreichs für eine künftige mögliche Besitzergreifung von der Tripolisküste zu sichern, haben sie Deutschland in der Marokkoangelegenheit im Stich gelassen und so dem Dreibund, dessen Ansehen sie soviel zu danken haben, den ersten schweren Stoß versetzt. Wenn Italien erwartet hat, daß die in Abessynien gebrachten Opfer ihm wenigstens für die Zukunft dort den Vorrang gesichert hätten, ist es auch noch arg enttäuscht worden. Ende 1906 haben England und Frankreich bei einer Vereinbarung über das Gebiet des sterbenden Menelik sich nur herbeigelassen, Italien einen schmalen, unfruchtbaren Landstreifen zur Verbindung Erythraeas mit dem Somalilande zuzugestehen. Auf die besten Provinzen Abessyniens legen sie selbst die Hand. Beim Tripoliskriege waren ihm dann weitere unangenehme Überraschungen von seiten Englands vor-

Digitized by Google

behalten! Der Wunsch, einen auch nur kleinen Vorteil herauszuschlagen, der mit Hilfe des Dreibunds für Italien nicht zu erlangen war, hat die Italiener aber auch damals veranlaßt, alle Streiche von englischer Hand ruhig hinzunehmen. Heute ist es klar, daß England selbst das dürre Tripolis den Italienern nicht überlassen hätte, wenn es nicht damals schon den Krieg gegen Deutschland im Sinne gehabt und vorausschauend berechnet hätte, daß der Tripolisbesitz die Italiener nötigen würde, sich vom Kampfe an der Seite seines Verbündeten fernzuhalten.

Nicht viel anders als ihnen ist es Spanien und Portugal mit den Engländern ergangen. Beide Staaten haben seit den napoleonischen Kriegen, wo auf ihrem Boden England seinen Krieg gegen das seine Weltmacht bedrohende Frankreich führte, politisch wie wirtschaftlich vollständig unter dem Einfluß der Briten gestanden. Die Engländer haben sehr wesentlich bei der Entscheidung über das Schicksal ihrer überseeischen Besitzungen mitgewirkt und haben allen ihnen erwünschten Vorteil aus diesen riesigen Gebieten gezogen. Sie haben gleichzeitig dafür gesorgt, daß weder Spanien noch Portugal im Innern zur Ruhe kamen und in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung so zurückblieben, daß Englands Handel und Wandel hier stets nach Belieben schalten und sich jeden Wettbewerb vom Halse halten konnte. Auf diese Weise besaß England stets ein Gegengewicht gegen das etwa zu selbständig werdende Frankreich und verhütete, daß am Tore zum Mittelmeer etwa aufs neue eine seinen Wünschen bedenkliche Militär- oder Seemacht entstehen konnte. Beide Staaten behaupten den Rest ihrer Kolonien im 19. Jahrhundert nur noch von Englands Gnaden. Wenn sich in ihnen gelegentlich der Wunsch nach größerer Selbständigkeit mit Hilfe der Anlehnung an andere Staaten regte, wurde das schleunigst von England durchkreuzt. Die englische Politik hat Spaniens Bestrebungen nach Eroberung Marokkos vereitelt. Die internationalen Verträge von 1880 und 1890, die Marokkos Selbständigkeit verbürgten, dienten diesem Zwecke. Ebenso hat England dafür gesorgt, daß Portugal sich nie seiner Vormundschaft entrang. — Man hätte annehmen können, daß unter solchen Umständen beide Länder wenigstens gegen Gefahren von außerhalb durch das mächtige England sicher gestellt sein müßten. Wie wenig das jedoch der Fall war, hat zunächst Spanien in sehr schmerzlicher Weise erfahren müssen. Jahrzehnte hindurch hatte es mit aufständischen Erhebungen in seinen Kolonien zu kämpfen. Bei diesen Aufständen hatten, das wurde zweifellos festgestellt, auswärtige Staatsangehörige, besonders Bürger der Vereinigten Staaten, die Hand im Spiele. Gelegentlich sollen sogar englische Firmen und Schiffe bei Lieferungen von Kriegsmaterial an die Aufständischen beteiligt gewesen sein. Umsonst machte Spanien die verzweifeltsten Anstrengungen, der Umsturzbewegungen in Kuba und auf den Philippinen Herr zu werden. Aber weder Gewalt noch Güte half ihm gegen den Einfluß der amerikanischen Geschäftsleute, die sich Lostrennung dieser Inseln vom Mutterlande zum Ziel gesetzt hatten. England sah ruhig zu, wie Spanien sich in diesen Kämpfen wirtschaftlich ruinierte und zahlreicher junger Menschen beraubte. Es rührte auch keinen Finger, als 1898 aus Anlaß des zufälligen Untergangs des amerikanischen Panzerschiffs „Maine" im Hafen von Havanna die Vereinigten Staaten nun ohne weiteres über die Spanier herfielen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß England in der Lage gewesen wäre, bei den Amerikanern vermittelnde Schritte zu tun. Wenn es dafür gesorgt hätte, daß sofort über die Ursache des Untergangs der „Maine" Klarheit geschaffen wurde, wäre der Krieg gegen Spanien wahrscheinlich vermieden worden. Statt auch nur den Versuch zu machen, hat England ruhig zugesehen, wie Spanien des Restes seiner Kolonialherrlichkeit beraubt wurde. Nicht genug damit hat England wenige Jahre später wieder, unter völliger Beiseiteschiebung der jahrhundertealten Absichten und Anrechte Spaniens auf Marokko, dieses Land einfach den Franzosen als freies Betätigungsgebiet überlassen und allen Träumen der Spanier auf Ausdehnung in Nordafrika ein gründliches Ende gemacht. In Spanien aber hat man England sein Verhalten so wenig nachgetragen, daß die Regierung sich eine neue

Digitized by Google

Kriegsflotte bei England bestellt und ihre Königin von dort bezogen hat.

Noch ärger ist es den Portugiesen ergangen. Bei ihrer politischen und wirtschaftlichen Abhängigkeit von England hatten sie dieses auch in ihren Kolonien jahrzehntelang nach Belieben schalten lassen, als Anfang der achtziger Jahre ihnen das Vorgehen der Belgier in Mittelafrika Sorgen einflößte. Sie riefen schon 1882 Englands Beistand an. Dieses erklärte sich bereit, ihnen einen Teil ihrer alten Besitzungen zu verbürgen, verlangte dafür aber Überlassung riesiger Gebiete sowohl an der Küste wie im Innern Afrikas. Notgedrungen fügte sich dem das ohnmächtige Portugal in den Hauptpunkten. Als es aber wenigstens in Zollangelegenheiten und auf dem Felde der Schiffahrt seine Selbständigkeit wahren wollte, zog England seine schützende Hand von ihm ab. Es stellte sich bald auf Seite des belgischen Königs Leopold und stimmte dem Zusammentritt der Kongokonferenz bei. Auf ihr wurde bekanntlich eine neue Teilung des mittleren Afrika von allen Großmächten anerkannt, bei der Portugal uralter Rechte ohne jede Entschädigung verlustig ging. England tat nichts, um die Sache seines Vasallen zu vertreten. — Nicht genug damit ging es nun auch noch daran, seinerseits aus dem portugiesischen Afrikabesitz wegzunehmen, was ihm gerade paßte. Im Jahre 1889 erteilte es an Rhodes und Konsorten die Charter für die British South Africa Company, die sich als Wirkungskreis die bis dahin portugiesischen Besitzungen im Innern Südafrikas wählte; 1890 zwang es die Portugiesen unter Drohungen zum Verzicht auf den größten Teil Mozambiques; 1891 nötigte es sie, die Regierung und Bewirtschaftung sowohl Mozambiques wie Angolas und von Massamedes in die Hand englischer mit Hoheitsrechten ausgestatteter Gesellschaften zu legen. Damit zum Schaden der Spott nicht fehlte, trat England 1898 an Deutschland mit dem Vorschlage einer Vereinbarung über eine künftige Teilung des Restes der portugiesischen Kolonien heran. Die westafrikanischen Besitzungen sollten im Falle des Zusammenbruchs des zahlungsunfähigen Königreichs an Deutschland, die ostafrikanischen an England fallen!

Als Portugal die damalige schwere wirtschaftliche Krisis wider Erwarten glücklich überstand, ging England wieder daran, seinen Kolonialbesitz weiter zu plündern. Es nahm ihm das Barotseland, das zu Angola gehörte, weg und nötigte es, einem englischen Bahnunternehmen, das die Lobitobai mit Katanga verbinden wollte, weitgehende Rechte und Vollmachten in Angola einzuräumen. Daneben ist es dann wieder auf seine Teilungspläne zurückgekommen und hat noch bis in die neueste Zeit Deutschland darauf zielende Vorschläge gemacht! — Es gibt einzelne portugiesische Patrioten, die sich der ganzen Niederträchtigkeit bewußt sind, mit der ihr Vaterland seit so langer Zeit von England behandelt worden ist. Einer von ihnen, Duarte d'Almeida, hat sein Verhalten in einem Gedichte gegeißelt:

Koloß, kommst du zu Fall! Heut, morgen, irgendwann;
Nicht lange mehr, so liegst du hingestürzt ins Leere;
Die Lande seufzen dumpf ob deiner Wucht, Tyrann!
Pirat! Um deinen Raub verfluchen dich die Meere.

Die leitenden Männer Portugals, die Wortführer seiner öffentlichen Meinung, stehen aber noch immer unter Englands Einfluß, wenn nicht gar, wie oft behauptet wird, in seinem Solde. So ist es möglich, daß Portugal womöglich selbst in einem Kriege, an dem es in keiner Weise beteiligt ist, den Engländern Heerfolge leisten muß!

Weitaus am stärksten hat Englands heutiger engster Freund und Bundesgenosse mehr als einmal seine ganze Tücke und Treulosigkeit zu spüren bekommen. Im ganzen 18. Jahrhundert war Vernichtung der französischen See- und Kolonialmacht das Hauptziel der englischen Politik. Die napoleonischen Kriege gaben den Briten die Gelegenheit, mit Unterstützung von ganz Europa ihr Ziel zu erreichen. Frankreich war nach ihrer Beendigung seiner Kriegs wie Handelsflotte beraubt. Sein überseeischer Besitz beschränkte sich auf einige durch die Unterbindung des Negerhandels in ihrer Entwicklung schwer geschädigte Inseln in Westindien, die aussichtslose Niederlassung im nördlichen Südamerika, ein paar Stationen in West-

Digitized by Google

afrika und in den indischen Gewässern. Sein Wettbewerb im Weltverkehr schien für alle Zeiten aus dem Wege geräumt. Kaum erstarkte aber Frankreichs Wohlstand aufs neue, kaum war in seinem Innern die Ruhe wiederhergestellt, als sich auch neue koloniale Pläne regten. Diesmal richteten sich die Blicke der Franzosen aufs benachbarte Nordafrika, wo halb unabhängige türkische Vasallenstaaten durch Kaperschiffe mit stiller Unterstützung Englands den Handel im Mittelmeere fortgesetzt belästigten. Besonders der Dei von Algier zeigte sich bei jeder Gelegenheit feindselig gegen Frankreich. Im Jahre 1825 ließ er ein französisches Schiff plündern und das Haus des französischen Konsuls in Bone nach Waffen durchsuchen. Bald darauf richtete er beleidigende Briefe an die Regierung in Paris, und 1827 schlug er den Vertreter Frankreichs bei einer Audienz mit dem Fliegenwedel ins Gesicht. Wohl oder übel mußte Frankreich sich Genugtuung verschaffen. Zunächst wurde das mit Hilfe einer Flottendemonstration versucht. Schon dabei zeigte sich, daß England den Schritten Frankreichs nichts weniger als wohlwollend gegenüberstand. Die Mißstimmung in England wuchs, als der französische Schritt ergebnislos blieb und in Paris ein Feldzug zur Eroberung Algiers ins Auge gefaßt wurde. England erinnerte sofort an den von Frankreich mit den Engländern und Russen 1827 in der griechischen Angelegenheit geschlossenen Vertrag, wonach die drei Mächte sich verpflichteten, keine Gebietserweiterungen auf Kosten der Türkei vorzunehmen. Karl X. mußte sich entschließen, aufs neue in Verhandlungen wegen Erzielung einer Genugtuung mit dem Dei einzutreten. Dank der Tätigkeit des Vertreters Englands in Algier blieb der Versuch wieder vergeblich. Der Dei wurde immer anmaßender und ließ Anfang August 1829 sogar das den französischen Unterhändler tragende Schiff beschießen. Nachdem noch, wahrscheinlich auch unter dem Einfluß Englands, der Plan gescheitert war, die Pforte dafür zu gewinnen, daß sie Unterwerfung und Angliederung von Tripolis, Tunis und Algier an das von Mehemet Ali beherrschte Ägypten gestatte, blieb Frankreich nur eine Strafexpedition übrig. England erteilte seine Zustimmung, aber nur unter der Bedingung, daß Frankreich sich nicht dauernd in Algier festsetze. Um für alle Fälle vorzubeugen, wühlte es sofort in Tripolis und Tunis gegen Frankreich und wirkte auf die Pforte im selben Sinne ein. An dieser Politik hat England festgehalten, auch als den Franzosen die Eroberung Algiers geglückt war. Seine gesamte Presse nahm gegen Frankreich Stellung und verlangte schleunige Übergabe des eroberten Gebiets an die Türkei oder Tunis. Wenn dennoch seitens der englischen Regierung weitere unmittelbare Schritte in Paris nicht geschahen, war das die Folge der geänderten europäischen Lage und des Auftauchens anderer Schwierigkeiten. Es besteht aber kaum ein Zweifel, daß englischerseits sowohl Abd el Kader bei seinem langen Kampfe gegen die französischen Eroberer unter der Hand unterstützt, wie später Marokko bei seinem Eintreten für Abd el Kader bestärkt worden ist.

Dieselbe Politik hat England den Franzosen gegenüber in Madagaskar beobachtet. Dieses Feld seiner ältesten überseeischen Unternehmungen hatte Frankreich schon 1818, wenn auch nur rein äußerlich, durch Flaggenhissung in einigen Küstenplätzen wieder in Besitz genommen. Das hatte die Briten nicht gehindert, mit dem eingeborenen Stamm der Hovas Verträge zu schließen, worin es sie als unabhängigen Staat anerkannte, und in der Insel eifrige Missionstätigkeit zu beginnen. Mit Hilfe der Hovas, die dank der englischen Unterstützung ihre Herrschaft in Madagaskar immer weiter auszudehnen in der Lage waren, gelangte die Insel bald ganz unter englischen Einfluß. Proteste Frankreichs in London blieben ohne Erfolg. Nur durch gelegentliche Expeditionen und Züchtigung einzelner Orte konnte Frankreich sich wenigstens in einigen Küstenplätzen weiter behaupten. England hätte aber sein Ziel erreicht, wenn nicht die Hovas, nachdem sie den französischen Einfluß gebrochen, sich auch gegen die Briten gewandt und das Bestreben an den Tag gelegt hätten, alle Fremden aus der Insel zu verdrängen. Ohne deren Hilfe konnten sie jedoch, wie die Erfahrung deutlich zeigte, nicht fertig werden. Sie brauchten Waffen, Geld, Lehrmeister aus Europa und ließen so schließlich

Digitized by Google

in den sechziger Jahren eine europäische Gesellschaft zur Erforschung und Entwicklung der Insel zu. Die Gesellschaft wurde in Paris gegründet. Obwohl England damals durch die Wirren in Mexiko und den amerikanischen Sezessionskrieg stark in Anspruch genommen war, versäumte es nichts, die neuen Bemühungen der Franzosen zu durchkreuzen. Es wußte einen Aufstand in Madagaskar anzuzetteln und den Sturz des Hovaregiments herbeizuführen. Die neue Regierung hob die der Gesellschaft eingeräumten Rechte auf und vereitelte die Pläne Napoleons III. Englands Einfluß auf der Insel wurde größer als je. Es fühlte sich nach Frankreichs Niederlage von 1870 hier wie an der ganzen Ostküste Afrikas so sicher in seinem Besitze, daß es nichts mehr tat, um auch äußerlich seine Stellung zu bekunden. Die Folge dieses Fehlers war, daß Frankreich beim Wiederaufleben der kolonialen Bewegung in der Welt zu Anfang der achtziger Jahre seine alten Ansprüche auf Madagaskar wieder heraussuchte und gegen die Hovas mit den Waffen so kräftig vorging, daß diese 1885 seine Schutzherrschaft anerkannten. Dies Vorgehen erregte in England Entrüstung. Doch das Londoner Kabinett wagte nicht offen einzuschreiten, um die Franzosen nicht ganz in die Arme Deutschlands zu treiben, das damals bekanntlich an verschiedenen Stellen Englands Anspruch auf Alleinbesitz der Erde sehr ernstlich zunichte gemacht hatte und Frankreich zur Seite trat. In Ausnützung dieser Lage konnte Frankreich das früher Versäumte nachholen und 1895 Madagaskar wirklich erobern. Immerhin erreichte es die Anerkennung dieses Besitzes durch England erst, nachdem es dafür seine vertraglich festgelegten Ansprüche auf das Sultanat Sansibar geopfert hatte.

Noch viel rücksichtsloser haben die Briten ihre französischen Nachbarn in der viel wichtigeren ägyptischen Frage behandelt. Franzosen sind es gewesen, die zuerst die Bedeutung Ägyptens für Europa und den Welthandel richtig erkannt hatten. Ohne diese Einsicht würde Napoleon I. nicht mit tausend Schwierigkeiten dort gelandet sein und den abenteuerlichen Feldzug ausgeführt haben, der Englands Stellung in Indien in schwerste Gefahr brachte. Franzosen waren es auch, die zuerst die Durchstechung der Landenge von Suez, die Herstellung des neuen Seewegs nach Indien und die Gewinnung Ägyptens für ihre Pläne ernstlich ins Auge faßten und mit bewundernswerter Entschlossenheit durchführten. Aber die Schwächung Frankreichs durch den von Napoleon III. vom Zaun gebrochenen unglücklichen Krieg vernichtete seinen Einfluß auch in Ägypten. Kaum hatte man sich in London davon vergewissert, als man ohne Zögern zugriff und das früher Versäumte nachholte. Erst wurden 1875 dem in Geldverlegenheit befindlichen Khediven Ägyptens in aller Stille seine Anteile am Suezkanalunternehmen abgekauft und diesem ein rein englischer Charakter aufgedrückt. Dann wußte die geschickte englische Diplomatie Frankreich zu bewegen, ihm eine Stimme bei der Ordnung der ägyptischen Finanzen einzuräumen. Jahrzehntelang hat jeder Staatsmann von irgendwelcher Bedeutung in Paris unerschütterte Aufrechterhaltung des französischen Einflusses in Ägypten als eine Lebensfrage für Frankreich angesehen. Der Rachedurst gegen Deutschland hat auch diesen Gesichtspunkt in den Hintergrund treten lassen. L'Egypte était presque française, notre faiblesse et l'erreur d'un Français l'ont rendue presque anglaise, klagte 1881 eine unterrichtete Stimme in der „Nouvelle Revue". Als der Fehler in Frankreich allgemeiner erkannt wurde, war es zu spät. Die Engländer beeilten sich, einem Umschwung zu gunsten Frankreichs gründlich vorzubeugen. Kaum merkten sie, daß die Franzosen unter der Hand die ägyptische Nationalpartei unterstützten, die Unabhängigkeit für ihr Land erstrebte, als ihr Plan fertig war. Unter dem Vorgeben, daß das Leben der Europäer gefährdet sei, erzwangen sie erst Räumung des Landes bei unbedeutenden Pöbelaufläufen, bombardierten 1882 Alexandrien und eroberten dann das Land. In geschickter Ausnützung der europäischen Lage wurde Frankreich, das seine Mitwirkung verweigert hatte, nun ganz beiseite geschoben und Ägypten zur englischen Kolonie gemacht. Zur Abfindung erhielt es zwanzig Jahre später von England freie Verfügung über Marokko eingeräumt. Dieses Abkommen machte Frankreich, wie sich nur zu bald gezeigt hat, zum Vasallen und Werkzeug der Engländer!

Digitized by Google

Auch Tunis haben die Franzosen weniger seinen Besitzern als den Briten abringen müssen. Dieses Land stand längst vor der Eroberung unter französischem Einfluß. Französische Schiffe haben verhindert, daß die Türkei es in gleicher Weise wie Tripolis wieder in unmittelbare Verwaltung nahm. Französisches Geld hat dem Bei die Mittel zur Regierung des Landes geboten. Schon 1868 hatte er Frankreich angerufen, die Verwaltung und Leitung seiner Finanzen in die Hand zu nehmen. Aber wie England damals die Bewilligung dieses Gesuchs verhinderte, so hat es später Versuche Italiens zur Gewinnung von Boden in Tunis vereitelt, während es sich die Konzession zum Bau einer Bahn von Tunis nach Algier geben ließ! Nur fühlte es sich seines Einflusses zu sicher, tat nichts zu seiner Behauptung und mußte erleben, daß eines Tages der Bei seine nicht verwertete Konzession zurücknahm und an Frankreich übertrug. Die Weltlage veranlaßte sogar Lord Salisbury beim Berliner Kongreß den Franzosen freie Hand in Tunis zuzugestehen. Wahrscheinlich wollte er verhüten, daß das von Deutschland unterstützte Italien sich dort doch noch festsetzte. Als aber Italien dazu keine Miene machte, änderte sich die Stimmung in London rasch wieder. England verkaufte Italienern die tunesische Hafenbahn, verwickelte die französischen Mitglieder der internationalen Finanzkommission in Streit mit dem Bei und lieferte Waffen nach Tunis. Als Frankreich dann 1881 zur Gewalt griff und aus Anlaß von Anfällen tunesischer Stämme gegen Algier Tunis besetzte, steckte sich England hinter die Pforte und Italien. Es hat lange gedauert, ehe es sich mit der französischen Besitzergreifung abgefunden hat.

Auch im übrigen Afrika hat Frankreich bei jedem Schritte mit der Tücke und Hinterlist seiner englischen Freunde zu tun gehabt. Am Senegal, an der Elfenbeinküste, am Kongo wie in Dahomey, am Tschadsee wie am Niger und am Roten Meere, überall hat Frankreich mit hetzenden englischen Missionaren, waffenschmuggelnden Kaufleuten und feindseligen Agenten zu tun bekommen, überall hat es mit der Hinterlist und Tücke Englands zu kämpfen gehabt. England hat die Franzosen um ihren Besitz am schiffbaren Teile des Niger gebracht, hat ihnen die besten Stücke am Kongo abgejagt und hat sie vor allem vom Gebiet des oberen Niger ausgeschlossen. Zweimal hat im Laufe des Jahres 1898 ein Krieg zwischen England und Frankreich an einem seidenen Faden, sozusagen, gehangen. Im Hinterlande von Dahomey waren ihre Truppen zu offnen Feindseligkeiten gegeneinander vorgegangen, und im Nilquellengebiet schug Marchand beim Wettlauf durch den Sudan die Briten und pflanzte die französische Flagge in Faschoda auf. Frankreich war dabei in seinem guten Rechte, England aber ergriff Maßnahmen, die keinen Zweifel darüber ließen, daß es nie und nimmermehr Frankreichs Niederlassung im ägyptischen Hinterlande dulden werde. Nicht anders ist England mit den Franzosen in der Südsee, in Neukaledonien und den Hebriden umgesprungen. Wenn schließlich der Streit zwischen beiden Mächten doch immer friedlich beigelegt worden ist und Frankreich nachgegeben hat, war nur die Rücksicht auf Deutschland maßgebend. Der Haß und die Eifersucht gegen dieses überwog bei beiden Völkern schließlich alle andern Gefühle. In geschickter Ausnützung dieser Stellung hat ja schließlich auch England die Franzosen bereit gefunden, es auf einen Weltkrieg ankommen zu lassen, um das verabscheute Deutschland zu vernichten.

Deutschland ist der Gegenstand der ganz besonderen Abneigung Englands von jeher gewesen. Mit welcher Eifersucht hat es die Entstehung des Zollvereins, die Bildung des Norddeutschen Bundes verfolgt; welche Mittel hat es unversucht gelassen, um das Entstehen einer preußischen Seemacht, die Befreiung der Ostsee von Dänemarks Vorherrschaft und vor allem den Zusammenschluß der deutschen Staaten zum Reiche zu verhindern! Englands Politik ist es von jeher gewesen, Deutschland durch Ausspielung Österreichs, Frankreichs oder Rußlands, je nach den Umständen, im Schach zu halten und zu verhüten, daß seine rasch zunehmende Bevölkerung, sein in unerwartetem Maße steigender Wohlstand ihm die Stellung in der Welt verschafften, auf die es Anspruch hatte. Mit welcher Sorgsamkeit England seine Vor-

Digitized by Google

kehrungen getroffen hat, um Deutschland zu verhindern, Einfluß aufs Weltmeer zu gewinnen, beweist die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Die Schöpfung des Königreichs der Niederlande diente hauptsächlich dem Zweck, Preußen von der Nordsee abzuschneiden. Als es zerfiel, sorgte England durch Neutralisierung Belgiens dafür, daß an der Sperrung der dortigen Küste nichts geändert wurde. Jahrzehntelang wurden Hannover und Dänemark benutzt, Preußen auch von den andern Teilen der Nordsee abzusperren und ihm den Ausweg aus der Ostsee zu erschweren. Als Deutschland dann doch seine Fesseln sprengte, sich den Weg zur Nordsee gewaltsam öffnete und der Dänen Macht brach, richtete sich Englands Bestreben darauf, die Deutschen wenigstens an der Festsetzung in fremden Weltteilen zu hindern. Es hätte sein Ziel unzweifelhaft erreicht, wenn es nicht in seiner Eifersucht gegen Deutschland die Franzosen hätte zu mächtig werden lassen. Eines Tags setzten diese sich in Afrika fest, ihrem Beispiel folgten die Belgier, und so konnte England schließlich trotz aller Umtriebe nicht verhindern, daß auch Deutschland die Hand auf einige herrenlose Gebiete in Afrika und Australien legte.

Im Jahre 1890 schien es, als wenn die Engländer sich zu besseren Gefühlen gegen die Deutschen bekehrt und sich mit ihrem Kolonialbesitz ausgesöhnt hätten. Vielleicht stimmte sie das Verschwinden Bismarcks aus dem Kanzleramte milder, vielleicht glaubten sie Wilhelm II. ihren Zwecken dienstbar machen zu können. Jedenfalls tauschten sie damals das ostafrikanische Witu für Helgoland ein und einigten sich freundschaftlich mit Deutschland über eine Menge schwebender streitiger Fragen. Leider aber dauerte dieser Stimmungswechsel nicht lange an. Von dem Augenblicke, wo der Kaiser durch sein Telegramm an den Präsidenten Krüger bekundete, daß er ein Gegner der britischen Raubpolitik sei, erschien Deutschland den leitenden Kreisen Englands als Feind. Mit Haß und Neid haben sie den Kauf der Kolonien, den Erwerb Samoas, die Festsetzung Deutschlands in China beobachtet. Noch größeren Zorn hat bei ihnen der Bau der Bagdadbahn, die Anknüpfung von Beziehungen zu Abessynien, der Versuch von wirtschaftlichen Unternehmungen an der marokkanischen Küste erregt. Während sie den Schein der Freundschaft in den amtlichen Beziehungen sorgsam aufrecht erhielten und Deutschlands gute Dienste sowohl bei dem südafrikanischen Kriege wie bei dem japanisch-russischen Kampfe mehr als einmal in Anspruch nahmen, planten sie bereits die Vernichtung der deutschen Macht. Zu diesem Zwecke wurden alle Streitigkeiten mit Frankreich aus der Welt geschafft, Marokko diesem und Tripolis den Italienern ausgeliefert, das Kriegsbeil mit Rußland begraben und in allen Zwisten mit den Vereinigten Staaten diesen nachgegeben. Um Deutschland sicher zu machen, wurden gleichzeitig immer wieder mit ihm Verhandlungen wegen Beilegung aller Mißhelligkeiten auf kolonialem Gebiete angeknüpft. Erst als man mit allen Vorbereitungen fertig war und das Reich völlig eingekreist hatte, ließ man die Freundesmaske fallen.

Erschöpft ist mit dem Aufgezählten die Liste dessen, was England an Hinterlist und Niedertracht gegen andere Völker auch nur in neuerer Zeit verübt hat, bei weitem nicht. Was haben Holland und Belgien, die skandinavischen Länder, Österreich, Rußland, die Türkei, Amerika und Ostasien nicht alles von den Briten zu erdulden gehabt? Es hat mit ihnen fortgesetzt gespielt wie mit Schachfiguren. Nie haben Erwägungen der Menschlichkeit bei seiner Politik eine andere Rolle gespielt, als daß es sie benutzt hat, um irgendeine Niederträchtigkeit zu rechtfertigen und der Welt Sand in die Augen zu streuen. Öffnen sich einmal die geheimen Archive, so wird die Welt das Bild einer Politik erhalten, mit der verglichen die von Machiavelli gepredigte Kondottierenpolitik mild und edel erscheinen dürfte. Man hat gelegentlich für diese rücksichtslose, „orientalische" Politik ohne Treu und Glauben das starke Eindringen von Leuten der verschiedensten Völkerstämme in die obern Kreise Englands verantwortlich machen wollen. Doch das Schlagwort vom „perfiden Albion" stammt aus weit zurückliegenden Jahrhunderten. Schon Muratori spricht in der Chronik von Este bei Erwähnung der zu Ende des 14. Jahrhunderts in päpstlichen Diensten stehenden englischen Reiter von der perfida gens Britonum.

Digitized by Google

Boxerhündin

Gemälde von Henry Niestlé

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Nacht von Borgo

Novelle aus dem Jahre 1866 von Hans Hart

Vor der Kaserne in Borgo, die einst in besseren Tagen ein Palazzo gewesen, übt ein Ulan das Signal: „Marsch! Marsch!" Bläst darauflos, daß die Backen sich straffen, wenn der Ton an sie stößt. Grell klingt es in den langweiligen und heißen Sommertag, der faul und schwer über Welschtirol liegt.

Da laufen sie an die Fenster und gucken hinter grünen, sonnengebleichten Läden nach dem Lärm. Der Kroate setzt die Trompete aufs Knie und grinst, weil so viele Augen neugierig und blinzelnd auf ihn gerichtet sind. Und jetzt scharrt ein Pferdehuf, eine Kette scheuert, drei und noch mehr. Ein Wiehern kommt, lang gezogen, wie klagend, bricht ab und beginnt abermals. Die Rosse kennen den Ruf. Darunter gibt es alte Kerle, die bei Solferino, Anno 1859, mitgaloppiert sind. Das vergißt man nicht, wenn so ein Kriegsgaul jetzt auch sieben Jahre älter ist. Unter der Erde, wo die Ställe liegen, bleibt das Scharren und Stampfen. Wieder wirft die Trompete das Signal, daß es über die Brenta fliegt und an die steilen Häuser rechts und links vom Fluß, bis hinauf zu den stillen Franziskanern und zu den drei schwarzen Zacken, die allein von dem starken Castello San Pietro noch übrig sind. Die Zypressen auf dem Monte Ciolino, der das alte Borgo fast in die Brenta drängt, geraten in ein seltsam steifes Schwanken, weil jetzt der Wind die Schuttkegel herabfährt, Staub aufreißt, daß Sandkörner an die Fenster des Palazzo Ceschi prasseln. Auf dem schmiedeeisernen Balkon, zwischen den schmalen roten Marmorsäulen der Türöffnung, steht ein junger Ulanenoffizier, auf den Säbel gestützt, mitten in der prallen Sonne, vor die der Wind Staubschleier hängt. Der Schweiß perlt auf der steilen weißen Stirn und tropft auf die blaue Bluse mit den roten Aufschlägen. Unter stark gewölbten Knochenbogen blicken schmale graue Augen auf die Straße, wo jetzt eine Kompagnie Rainer Infanterie mit Horn und Trommel einherzieht, Feldzeichen auf, Tornister über, tief im Staub. Der Hauptmann grüßt mit dem Säbel, die Weißröcke fassen das Gewehr. Drein schmettert die Trommel. Silvester Bentheim verbeugt sich, und da sieht man erst, wie gertenschlank und jung er ist, kaum zwanzig. Mit langen weißen Fingern winkt er hinab und lacht über das ganze Gesicht. Auf den Wangen wächst nußbraun der erste Flaum. Müßiges Volk drängt sich aus den Seitengassen. Glotzer und Gaffer, halb zerlumpt und faul, dazwischen hie und da ein Bürger im braunen oder flaschengrünen Leibrock. Alte Weiber lassen Rosenkränze durch knochige Finger rollen und beten mit murmelnden Lippen. Und da fliegt ein Ruf auf, ganz hinten, wo das Winkelwerk vom letzten Brande noch schwarz und halbverkohlt hervorsieht.

„Abbasso l'Austria!"

Die von Rainer wenden nicht einmal die Köpfe. Sie kennen das. Der junge Bentheim aber springt nach vorn, krampft die eine Hand in die Balustrade und legt die andere an den Säbel. Halbgeduckt steht er so und wartet.

Aufsässig ist das Volk und hofft auf den Sieg der Feinde. Unten klappern die schweren Schuhe von Rainer Infanterie, die Trainwagen rollen nach, hochbepackt, Staub liegt darauf, fingerdick, daß man die Farbe der Pferde nicht unterscheidet. Immer mehr Volk ist da. Arme fahren in die Luft, heftige Worte stoßen widereinander, Köpfe ducken sich zusammen, dann wird der Lärm zum Flüstern, als bereiteten sich geheimnisvolle Dinge vor. Mitten darin ein großer, plumper Kerl, mit weißer Schürze und Jacke, der Bäcker Luigi Brusca. Mehlstaub ist in dem schwarzen Haar, die nackten roten Arme schwingt er auf und ab und zischelt und hetzt. Jetzt ballt er die Fäuste und droht den abziehenden Truppen nach. Spöttisch zieht der Offizier auf dem Balkon die Lippen krumm. Dann schlägt er die Glastüre hinter sich zu. Vom Ciolino und von der Rocchetta wirbelt der Wind und wirft den Staub in die engen Gassen von Borgo.

Auf der Piazza vor dem Albergo Crassi saßen vier Offiziere. Über ihren Köpfen

Digitized by Google

hingen die Trauben aus dichtem Blattwerk, daß man mit der Hand danach greifen konnte. Klein und grün waren noch die Beeren, aber kein brauner Fleck und kein Schrumpfstück. Aber auch hier roch man den Staub, der noch immer in der Luft hing, in Wolken aufstäubte, wo die Landstraße nach Strigno lief. Dort zog Wagen auf Wagen der venezianischen Grenze zu. Der dicke Rittmeister steckte die Knollennase ins Glas und sagte bedeutsam: „Morgen reiten auch wir."

Die drei anderen atmeten schnell, klirrten mit den Sporen, als sie sich jetzt breit und erwartungsvoll auf den Steintisch stemmten.

„Graut es euch ein wenig, Kinder?" forschte der Dicke und lächelte nachsichtig.

Der Baron Ubelli, der noch immer Wachtmeister war, weil sein Kopf zu wenig Raum für wissenswerte Dinge hatte, schnupperte wie ein Schweißhund und ballte die rotbehaarten Hände: „Den Leutnant hole ich mir von den Katzelmachern."

Der Rittmeister brannte eine Zigarre an: „Ganz recht, Alter, aber so ein Viereck, gespickt mit Bajonetten, ist ein grauslich Ding. Der beste Ulan wird daran zuschanden."

Der Oberleutnant, ein dürrer Mensch mit überlangen Armen und einem ewig verdrossenen Vogelgesicht, goß den Weinrest aus seinem Glase: „Ist wenigstens mal eine Abwechslung."

„Na, und unser Benjamin?"

Die drei Köpfe wandten sich mitleidig und väterlich dem Leutnant Bentheim zu. Der saß ganz still, hatte die Hände ums Glas gelegt und sah in den Abend, der jetzt von den Bergen ins Tal stieg. Über den Zypressen auf dem Hange des Ciolino brannte ein purpurner Himmel. Wie schwarze Steine ragten die Baumkegel in diesen Brand.

„Den hat's weg," entschied der Ubelli und rief nach Wein.

„Weißt du, mein Söhnchen, wie Blut riecht?" erkundigte sich der Rittmeister und rieb die Nase, um zu zeigen, daß ihm selbst solcher Geruch nicht unbekannt war. In dem schmalen Gesicht des Leutnants zuckte kein Muskel, hochmütig sah er drein, die Augen halb eingekniffen, als wollte er sich jetzt schon daran gewöhnen, die schönen und hellen Dinge dieser Welt nur wie aus weiter Ferne und ohne Wunsch zu betrachten. Dann lächelte er wie ein Kind und bekam rote Wangen. „Ist ja alles recht, wißt ihr, aber es gibt so mancherlei, das man noch gern in der Hand gehabt hätte."

Ubelli und der Rittmeister platzten los.

Der Oberleutnant murrte verdrossen: „Alle Weiber sind Luder. Verlierst nicht viel daran, Prinzlein."

Unwirsch stieß Bentheim die Hand in die Luft: „Anderes auch."

Die Kellnerin brachte den Wein und legte einen roten Zettel auf den Tisch. Dabei grinste sie vertraulich und wiegte sich in den Hüften.

„Die Gemma Medalla ist in der Stadt."

Der Rittmeister sah auf: „Die Medalla? Kommt die schon nach Borgo? Ja, damals in Verona, vor zehn Jahren, da war's ein Teufelsweib."

Der Oberleutnant hatte den Zettel gelesen und warf ihn dem Wachtmeister zu.

„‚Die Jungfrau von Orleans' geben sie heut."

Gelangweilt streckte er die Beine in den Kies.

Der Rittmeister nickte bedächtig: „Mir scheint, das ist ein Stück mit Kriegsgeschrei und so weiter. Kinder, das schauen wir uns an! Und du, Leutnant, machst dich an die Medalla. Das ist eine gute Vorbereitung für die Arbeit, die der Erzherzog uns bereithält."

Ubelli schenkte ein. Der Oberleutnant hob sein Glas: „Auf das Theresienkreuz!" Alle vier sprangen auf und stießen an. Noch immer lag das Rot hinter den Zypressen. Die Franziskaner läuteten die Abendglocke. Ein feines Schwingen war in der Luft. Und dann kam ein Hämmern und Schleifen, wie wenn Stein auf Metall sich reibt. Der Rittmeister faltete andächtig die Hände auf dem Bäuchlein: „Sie machen die Piken scharf."

Silvester Bentheim hielt den roten Zettel und blickte darüber fort. Alle Möglichkeiten warteten auf ihn.

ꕤ ꕤ ꕤ

Der Leutnant von Sizilien-Ulanen Prinz Silvester Bentheim streifte die weißen Handschuhe über die Finger. Die Flammen der Wachskerzen vor dem halbblinden Venezianerspiegel bogen sich krumm, weil der

Digitized by Google

Nachtwind die Vorhänge ins Zimmer bauschte. Schatten liefen an den rosenrot getünchten Wänden, wuchsen, überkreuzten sich und verschwanden wieder. Von der Straße kamen laute Stimmen. Ganz Borgo war auf den Beinen, als wäre die Stadt, seit langem vergessen und ohne Bedeutung, wieder voll Betriebsamkeit und Lärm. Das machte die Truppe der Gemma Medalla. Aus schwarzen geschnitzten Schränken, deren Schlösser unter dem Schlüssel unwillig kreischten, holten sie Seidenkleider und Mantillen, glätteten die Falten und strichen wohlgefällig über den knisternden Stoff. Der Barbier Pantaleone Dante mit seinem Gehilfen sprang von Haus zu Haus, die Brennschere in der Hand; heute hielt er Ernte. Der Leutnant lächelte, als er den rothaarigen mageren Burschen mit dem gierigen Gesicht vorbeilaufen sah, in schwarzen, goldgestickten Samtpantoffeln, die in der Eile nicht festsaßen und auf- und abklappten, daß es jeden Augenblick schien, als könnten sie mit der Geschäftigkeit ihres Herrn nicht länger Schritt halten. An den hellerleuchteten Fenstern wurden manchmal nackte Frauenschultern sichtbar. Überall war Unruhe und Vorbereitung zu außergewöhnlichen Dingen. Dem Palazzo Ceschi gegenüber stand der kleine weißhaarige Gymnasialprofessor im Ruhestande Achille Neghele im Schlafrock am offenen Fenster und bürstete mit weitausholenden, vorsichtigen und liebevollen Gebärden seinen Zylinder. Dabei murmelten seine schmalen und vor innerer Ergriffenheit trotzigen Lippen unablässig die wohlgesetzten und hochtrabenden Worte, mit denen er nach Schluß der Theatervorstellung die Medalla als nationale Künstlerin zu feiern gedachte. Im Eifer stülpte er den Hut auf das lange weiße Haar und breitete die Arme. Dann rollte seine Stimme, die gar nicht zu dem schmächtigen, x-beinigen Körperlein paßte: „In der Stunde der Entscheidung, da das Vaterland seine Söhne ruft, bist du zu uns gekommen, o Gemma Medalla, zu uns in die kleine Stadt, wo Patrioten leben, arm und in der Enge, aber mit heißen Herzen für die große Sache. Wir danken dir."

Er lächelte eitel, trat zurück, verbeugte sich, als rausche ihm schon jetzt der Beifall entgegen, klatschte in die Hände, um sich selbst zu belohnen und im Vorgenuß seines Triumphes zu schwelgen, und stieß dabei den sorgfältig gereinigten Zylinder vom patriotischen Haupt, daß er zerbeult und verstaubt auf der Straße lag. Der Leutnant Bentheim lachte vergnügt. Achille Neghele sah herüber und wurde krebsrot vor Zorn. Dann erschien er, den blauen Schlafrock sorgfältig gerafft, auf den ausgetretenen Steinstufen vor dem Haustor und bückte sich nach dem Kopfschmuck. Und wieder blickte er empor, hatte funkelnde Augen unter den überhängenden buschigen Brauen. Silvester Bentheim schüttelte verwundert den Kopf über das närrische Wesen, das in dieser Nacht begann. Und morgen war alles anders. Neghele und Dante schliefen bis in den Mittag, wie stets, wanderten dann ins Kaffeehaus, tranken schwarzen Kaffee und warteten auf Nachrichten. Vielleicht kam eine, die meldete: Die Sizilien-Ulanen ritten... Jetzt wollte er nicht weiter denken, setzte die Tatarka auf und warf das Fenster zu.

Langsam ging er dann durch die Wasserlauben an der Brenta und guckte rechts und links, als sei dieser Abend reich an Verheißung und voll von unwahrscheinlichen Begebnissen. Seinen unbekümmerten zwanzig Jahren aber schienen die Stunden vor dem nächsten Morgen mit ihrer fiebrigen Erwartung bedeutungsvoller und schwerer an Gewicht als alles, was dann kommen würde, staubige Ritte, Kriegslärm und die Ungewißheit des eigenen Lebens. Dieser Abend und diese Nacht gehörten noch ihm, und er wollte nehmen, was sie zu geben hatten. Aus der Neustädter Akademie war er mitten in das langweilige Borgo gesprungen, wo verarmte Familien von der großen Zeit träumten, da die Valsuganastraße die Stadt durch Handel und Wandel reich und behäbig gemacht, ehe die Eisenschienen durchs Etschtal nach Verona liefen. Weiß Gott, niemand wußte, ob er Zeit behielt für die behaglichen und süßen Dinge, von denen die Kameraden soviel zu erzählen hatten und deren bunte Erinnerungen sie mit sich trugen, wenn die Trompete rief. Herrisch reckte er sich in seiner schmalen Knabenschönheit und stieß den Säbel auf das Pflaster, als schritte da einer, der ein Recht auf Freuden und schnellfüßige Erlebnisse

Digitized by Google

hatte, weil alles in den Raum einer Nacht gepreßt werden mußte. Die gelassene Sicherheit, daß er gewillt war, mit beiden Händen zu greifen, was sich ihm heute bieten würde, ließ ihn warm und zuversichtlich erwarten, was ihm an Eindrücken und Bildern in der knappen Zeitspanne beschieden sein mochte. Denn ganz zuhinterst saß ein wenig Furcht vor dem heranrückenden Ernst, um dessentwillen er den Säbel bereits scharfgeschliffen in der Scheide trug. Bei Solferino Anno 1859 war sein Vater gefallen. Er fröstelte, als jetzt der Nachtwind über das Wasser fuhr und kleine Wellen aufriß. Allzuschnell kam der Leutnant Bentheim aus dem Alltag der Reitschule und der müßigen Kaffeehausstunden an die Schwelle, wo es kein Zurück mehr gab, nur ein willenloses Vorwärts, als sei das Ulanenregiment nichts als ein Stein im Brettspiel der Großen dieser Welt. Er lächelte aber doch, weil er just an die alten Tanten daheim denken mußte, die ihn gewiß mit Schokolade, Wundbalsam und allerlei unnötigen und liebevoll erdachten Kleinigkeiten versehen hätten, wenn der Weg nach Borgo nicht allzuweit und die kaiserliche Post in Kriegszeiten nicht allzu unzuverlässig gewesen wäre. Ein Wagen rasselte über die Steinbrücke. Die Laternen warfen ihr Licht weithin in das raschfließende Wasser. Drei Frauen und ein Mann im schwarzseidenen Radmantel saßen in der plumpen Karosse, die Ackergäule zogen. Der Adel von Welschtirol ging nicht zu Fuße, wenn ihn eine feierlich Gelegenheit zwang, aus seinen kahlen, kalten Palazzi und aus seiner mühsam verborgenen Armut hervorzukommen. Da fuhren die Manincor, Vater und drei Töchter, die Jahr um Jahr auf den Freier warteten und die Falten zählten, die das vergebliche Warten in die glatten Frauengesichter grub. Steif und hochmütig nickten sie zum Gruß des Leutnants, nur der Graf streckte mit gönnerhafter Gebärde die schlanke weiße Hand aus und rief ein wohlgelauntes: „Buona sera, Principe!“

Ercole Manincor vertat, was der Familie noch geblieben war, unzufrieden und in der unruhigen Geschäftigkeit des Witwers, der nicht altern will und in seiner Selbstsucht nicht merkt, wie drei Mädchen verkürzt werden, weil er alle Dinge, die bunt und verlockend sind, für sich selbst nimmt. Noch immer war er der große Herr im Valsugan.

Und da lag schon, nicht weit von der noch nicht völlig geräumten Brandstätte aus dem Jahre 1862, die alte Cantina der Herren von Hippoliti, wo das Theater Platz gefunden hatte. Denn im Frühjahr und im Herbst mußte auch das kleine Borgo seine Stagione haben, mochten auch die letzten Sparkreuzer in die Kosten fließen. Der Graf half den Töchtern beim Aussteigen, und Johannes von Hippoliti, den der schwarze Spitzbart und der kurze Seidenmantel wie einen Venezianer Patrizier erscheinen ließen, trotzdem er nur ein kleiner Advokat in Borgo war, bot voll Würde der jüngsten Contessina den Arm. Im hohen Gewölbe, dessen Bogennischen rechts und links als Logen dienen mußten, brannten Moderateurlampen und billige Wachskerzen im friedlichen Verein. Die besseren Familien stellten wohl ein Dutzend Kerzen in alten wertvollen Standleuchtern um sich her, daß die Frauen Mühe hatten, Frisur und Kleider vor den Flammen zu hüten. Aber es gab eine gewisse Vornehmheit, und darauf kam es an.

Silvester Bentheim führte die zweite Manincor und fühlte, wie ihr nackter Arm zitterte. Wartete die auch? Neugierig sah er in ihr Gesicht, doch das schien kalt und hochmütig. Es war so schwer, in das Herz dieser strenge behüteten Haustöchter zu blicken, die nur Handelsgegenstände waren, um Gut und Geld zu gewinnen, oder Pfänder, die man dem Himmel um eine reiche Pfründe überließ; die niemals etwas anderes tun durften, als was die Eltern beschlossen.

Da sagte plötzlich Giuditta Manincor und hielt den schwarzen Spitzenfächer vor den Mund, als seien ihre Worte schon gegen die Gewohnheit und nur für den Leutnant bestimmt: „Die Medalla ist eine glückliche Frau.“

Und gleich darauf, ehe Bentheim eine Antwort bereit hatte, neigte sie die vollen Schultern vor der alten Gräfin Alberti, die übermäßig geschminkt und zu tief ausgeschnitten an diesem Abend durchaus als Königin von Borgo gelten wollte. Um den Hals, an dem man die Adern und die dünnen, harten Muskeln zählen konnte,

Digitized by Google

trug sie eine brillantengerahmte Miniatur, das Bild eines Kardinals. Einmal war sie die Freundin des Purpurträgers gewesen, von dieser Erinnerung zehrte sie, und die ganze Stadt bewunderte sie und war stolz, diese Frau in ihrer Mitte zu haben. Der Leutnant sagte der erwartungsvollen Dame eine Artigkeit. Da streckte sie ihm zum Kusse nicht die Hand, sondern den Arm hin, der noch wunderbar voll und straff war, als hätte das Alter hier mitleidig haltgemacht. Derb und unbekümmert kam die Stimme des Manincor: „Alle schönen Reste von Borgo sind glücklich versammelt, einer alten Komödiantin Ehre zu tun. Wir Italiener sind wirklich bescheiden geworden.“

Der kleine Professor Neghele drängte sich heran: „Wer dem Vaterlande dient, ist niemals zu alt!“

Ercole Manincor zog das Gesicht in übermütige winzige Falten: „Wieviel Österreicher haben Sie heute schon in Gedanken geschlachtet, Vater Achille?“

Neghele streckte sich, daß er auf den Fußspitzen stand, mit spitzen Fingern stach er in die Luft: „Die Stunde kommt.“

Geringschätzig wandte ihm Silvester Bentheim den Rücken. Da trabte der Rittmeister heran, hinter ihm der Oberleutnant mit dem Baron Ubelli. Die Offiziere saßen in der ersten Reihe, auf Strohstühlen, andere Fauteuils gab es nicht in der Antica Cantina. Unfreundliche Männerblicke trafen sie, manche Hand ballte sich zur Faust. Neugierig und ein wenig teilnehmend sahen die Frauen auf die Ulanen, die zur Tat berufen waren, während die Herren der Stadt sich an Worten berauschten und heimlich italienische Farbenschleifen bereit hielten, falls die Befreier nach Borgo kämen. Und die vier da vorn wußten, was sie galten, und freuten sich, wenn schöne Augen sie grüßten und sich plötzlich wieder hinter dem Fächer verbargen. Aus solchem Holze hatte sich Radetzky die Leute geschnitzt, mit denen er die Lombardei und Venetien niederhielt. Dem Prinzen Bentheim dünkte es zum erstenmal ein leichtes, den Ruhm zu packen, wie man ein entfliehendes Frauenkleid hascht. Trotzig stieß er das schmale, spitzige Kinn vor. Die elende Musik, die jetzt einsetzte und lärmend den Saal erfüllte, gab ihm einen neuen Rausch ins Blut. Wenig hatte er gelernt, kannte nicht die feinen und unaufdringlichen Dinge, nicht den Genuß der stillen Stunden. War nichts als ein junger Kerl, der eine bunte Uniform trug. Aber den Trotz der alten Rasse reizte es, dazusitzen, allein, fern von Piken und Ulanen, unter übelwollendem Volk, das in den Kirchen von Borgo um die Niederlage der Waffen betete, für die er zu fechten hatte. Wie ein schnelles Reifen aus aller Knabeneckigkeit kam es über ihn. In den etwas schmalen, grauen Augen war ein staunender Ernst über diese Veränderung. Schier spöttisch musterte er die drei Kameraden. Der Rittmeister sann jetzt verzweifelt in seinem engen Schädel, ob die Pferde gut fressen würden, was für den morgigen Ritt von Bedeutung war. Der Oberleutnant langweilte sich wie gewöhnlich und gähnte hinter der vorgehaltenen Hand. Der hatte alle Freudigkeit und allen Glauben an wirksames Gelingen in langen Garnisonsjahren und in wüsten und zwecklosen Ausschweifungen schal und klein werden lassen, daß er nur in der Schlacht sich aufzurütteln vermochte. Der gewalttätige Ubelli aber saß wie ein Fleischerknecht. Aus seinen grünen, etwas schielenden Augen glomm der stumpfe Haß gegen alles, was nicht blind sich den Gesetzen fügte, denen er sich unterworfen hatte. Kaltherzig berechnete er alle Vorteile, die der Krieg ihm bringen konnte, Leutnantspatent, Auszeichnung, rohe Tat und das Fortwerfen aller ihm stets lästigen Zucht. Der junge Silvester wunderte sich, daß er plötzlich so scharf und schnell den Umriß und das Wesen von Menschen sah, an denen er sonst gleichgültig und etwas lässig vorbeigegangen war. Seine unverbrauchte Art war empfindlich gegen alle Eindrücke, die dieser Abend rings um ihn stellte.

Überall in den Logen hielten sie Rosen bereit, rote, weiße und gelbe, um die Blumen dann in der rasch erhitzten welschen Begeisterung auf die ärmliche Bühne zu werfen. Der Bäcker Luigi Brusca aber trug einen Lorbeerkranz, um den eine Schleife in den italienischen Farben geschlungen war, und sie stierte bösartig und drohend nach rechts und links. Pfeifend stieß er den Atem aus, wie ein Hund, den nur eine schwere Kette hindert, loszuspringen.

Digitized by Google

Bei den ersten Worten des Thibaut setzte das Stampfen und Klatschen schon ein.

„Heute sind wir noch
Franzosen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten.
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!"

Das „da capo"-Schreien wollte kein Ende nehmen. Schlecht geschminkt waren die Schauspieler, dürftig die Kulissen, die alles mögliche vorstellen konnten, überlaut und verrostet die Stimmen, alles dritte und vierte Garnitur, die in den kleinen und kleinsten Orten nach Brot gehen mußte. Doch es war Fleisch vom Fleisch der Leute von Borgo, Blut von ihrem Blut. Über die Köpfe der österreichischen Offiziere flogen die Rufe auf die Bühne, heiß, zornig, als hätten sich alle diese behäbigen und unwissenden Spießbürger mit einemmal in Verschworene verwandelt. Der Rittmeister rückte unruhig hin und her. Der Kreisrichter, der es nicht mit der Regierung zu verderben wagte, zog seine erhitzte und ununterbrochen die kleinen Hände zusammenschlagende Frau aus der Loge.

Da kam die Medalla.

Groß, etwas plump war sie, aber wenn sie sich bewegte, schien sie doch jung und voll federnder Leichtigkeit. Die schwarzen Haare wehten um die schon allzu starken Schultern, in den dunklen Augen war noch aller Unband der Kraft. Sie beherrschte die andern und wußte es. Begann sie zu sprechen, war es wie der Klang von Kirchenglocken, wenn eine anhebt, dann von einer zweiten begleitet wird, bis endlich alle Türme der Stadt ihren Schall vereinen, daß es hinbraust wie ein Sturm. So wuchs die Medalla, wenn die Leidenschaft ihren Worten Flügel gab, und war die Gewalt der Stimme zu Ende, blieb das Mienenspiel, die still, wie bittend ausgestreckten Hände, der wartende Mund, der vor dem Ungestüm der einzelnen Eingebung zu zittern schien, die halbgeschlossenen Augen, die blutige Bilder von sich fortschieben wollten. Sie rührte sich nicht, als die Rosen um sie fielen, als Männer wie verzückte Knaben Worte der Bewunderung stammelten, als Mädchen mit heißen Wangen aufsprangen und den zurückhaltenden Arm der alten, steifen Frauen wegdrängten, als der Prinz Bentheim eine Kußhand warf und ein leuchtendes, betörtes Knabengesicht hatte. Ganz unmerklich hob sie nur die Finger, als reizte es sie doch, diese Hingabe und diese Zeichen der Verzückung zu greifen. Dann aber streckte sie die geschlossenen Fäuste gerade von sich und legte den Kopf in den Nacken.

Und jetzt brachen die Worte wie Zorn und Wettersturm aus dem Schweigen: „Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen."

Mit beiden Armen, als schwinge er einen Balken wider ein Festungstor, schleuderte Luigi Brusca den Lorbeerkranz. Die Schleife in den italienischen Farben flatterte durch die Luft und fiel zu den Füßen der Medalla. Die beugte sich darüber.

Da reckte Johannes von Hippoliti die Hand. Das elende Orchester, das sonst in Trattorien zur Kirchweih fiedelte, setzte mit der Garibaldihymne ein. Der Rittmeister legte die Faust an die Säbelkoppel, ebenso der Oberleutnant und der Ubelli. Verwundert und unwillig blickten sie auf Silvester Bentheim. Der aber sagte laut und wie im Traum, als hätte er allein das richtige Wort in diesem Aufruhr: „Du bist schön, Gemma Medalla."

Die Frau lächelte und war wirklich jung.

So standen die Offiziere mitten unter den lauten und erregten Leuten von Borgo, ohne zu wissen, was diese braven und nur ein wenig eitlen Bürger so verwandelt hatte, daß sie aufrührerische Reden führten und, blaurot im Gesicht von der ungewohnten Aufregung, die Garibaldihymne sangen. Auch die Zögernden und in ihrer Behäbigkeit nur ungern Gestörten wurden mitgerissen. Selbst die Worte des Kreisrichters, der ohne Frau zurückgekehrt war und das gefährdete Gleichmaß wieder herstellen wollte, ertranken im Schwall des plötzlichen Ungestüms, das aus in der genügsamen Enge lebenden Menschlein besinnungslose Neuerer machte. Es war, als müßten sie sich heute schadlos halten für alle Gedrücktheit und den ewig gleichen Alltag. Sogar die Frauen taten mit, raschelten mit den Mantillen, winkten Grüße und waren stolz, daß ihre Männer endlich offen sagten, was sie sonst nur geheim in sich hineinmurmelten. In der Loge des Johannes von Hippoliti fuchtelte der Professor Achille Neghele mit den Armen,

Digitized by Google

breitete sie feierlich aus, wie ein Priester, der die Gemeinde segnet. Die langen, grauen Haare hingen in wirren Strähnen über das erhitzte Gesicht.

„Das erhabene Italien ist es müde, von Fremden geplagt zu werden, von Fliegen, die sein Brot beschmutzen.“

Rechts und links schlug er um sich, als säßen überall Fliegen, die das Brot von Borgo verunreinigten. Alles war froh, diesen Helden in der Stadt zu haben. Da polterten vom Eingang kroatische Worte: „Sollen wir dreinschlagen, Herr Rittmeister?“

Der Unteroffizier der Ulanen, klein, aber breit, krummbeinig, mit wildem Schnauzbart, hatte den blanken Säbel über den Knien und lauerte wie ein Raubtier, das anspringen will. Hinter ihm drängten sich die Ulanen. Neghele schüttelte die Fäuste wider sie: „Ihr könnt uns töten, doch wir sterben als Italiener.“

Flüche prasselten um die Offiziere, Handschuhe flogen durch die Luft. Frauen kreischten erschreckt und ergrimmt. Auf der Bühne stand noch immer die Medalla und lächelte, als würde dieser Aufruhr ihr als schuldiges Opfer dargebracht. Den Lorbeerkranz hielt sie in beiden Händen. Der Ubelli riß den Palasch aus der Scheide. Der Rittmeister wußte nicht aus noch ein. Die Medalla blickte den Leutnant Bentheim gelassen an: „Wagst du, mich zu schlagen?“

Zwischen den Lippen sah er ihre Zähne.

Er senkte den Kopf. Eine Faust fiel auf seine Schulter. Es war Ercole Manincor.

„Lauft, Prinz, und holt die Pompieri civici! Die richten alles.“

Silvester Bentheim war froh, aus dem Wirrsal einen Weg zu finden, weil diese Stunde ihm, anders als den andern, schön und reich schien. Er wandte sich gegen die Menge, die unwillig Bahn machte. Hochmütig reckte er den Kopf, unmerklich saß ein Lächeln um den schmalen Knabenmund. Was alle diese Menschen entrüstete oder in Furcht versetzte, gab ihm Zuversicht und Kraft. Er fühlte seine Jugend in allen Adern brennen. Und er lief, die zankenden Kinder jäh und gewaltsam zur Ruhe zu bringen. Nicht anders empfand er seine Absicht.

Als der Wasserstrahl dann, von Ulanenfäusten in den dichtesten Haufen gerichtet, alles durchnäßte und in eiliger Flucht auseinandertrieb, konnte der Leutnant laut lachen. Und dieses Lachen rettete vielleicht das Leben der Offiziere von Sizilien-Ulanen. Junge Männer trugen zappelnde Frauen aus dem Getümmel, und manch verwegene Hand lag um eine sittenstrenge Hüfte. Das letzte, was Bentheim in dem Zischen der Wassermassen und dem Kreischen der Weiber hörte, war Professor Negheles zorniges Pfauchen: „Die Stunde kommt.“

Doch niemand kümmerte sich um den kleinen Patrioten. Die Lampen erloschen, als das Wasser kam, die Kerzen zischten auf, daß dünne, übelriechende Rauchschwaden die heiße Luft durchzogen. Bis zu den Knöcheln stand Neghele im Wasser, ganz allein im leeren Saal. Aber er warf sich in die Brust, krähte seinen Dank an die Gemma Medalla, trotzdem diese samt den Schauspielern längst die Bühne verlassen hatte. Er wollte nicht um seinen sauer verdienten Triumph kommen. Als er mit der Rede, die niemand hörte als erschreckte Fledermäuse, zu Ende war, bückte sich Neghele und griff die Lorbeerblätter auf, die vom Kranze des Brusca gefallen waren, wog sie in der Hand und schob sie feierlich und dankbar in die Tasche. So holte er sich den Gewinn, den er so sehr ersehnt hatte. Niederbrennende Kerzen in den verödeten Logen leuchteten dazu. Riesengroß huschten die Schatten. — — —

Über Borgo war die Nacht, schwarz, undurchdringlich, der Wind brachte Regenwolken, daß alle Sterne dahinter verschwanden, wühlte die Brenta auf und pfauchte an die vorgeworfenen Fensterläden, zwischen denen nur hie und da ein Lichtfaden durchsickerte.

Leer war die Gasse, bloß irgendwo im Dunkel ein wüstes Schreien, da hatte das gemeine Volk seine Kurzweil und füllte die Nacht mit Ruf und Lärm. Pferdehufe klapperten, man hörte das Klirren von Waffen, ein Kommandowort, dann flüchtende, eilige Füße, mitten hinein in vielfach verschlungene Gänge, in schrittbreite Gäßlein. Plötzlich ein roter Blitz im Dunkel, ein erhobener Arm, der sich gegen die Ulanen streckte, dann ein dumpfer, häßlicher Ton, wenn Eisen in Menschenknochen trifft.

Digitized by Google

Ganz stille wurde es jetzt. Langgezogen tönte ein Pferdewiehern, und wieder das Schweigen. Ein Fisch sprang im Fluß. Silvester Bentheim stand in den Wasserlauben, über ihm war ein Muttergottesbild mit hellbrennendem ewigen Licht in die schwärzliche Mauer eingelassen. Beim dritten Hause links von der Steinbrücke sollte er warten. So wollte es der Zettel, den ihm ein altes, schmieriges Weiblein noch im Theater zugesteckt hatte. Unten war ein Wort hingekritzelt, das dem Leutnant das Blut schneller und heißer peitschte. Das hieß: Medalla. Ringsum starrten die dunklen Häuser in den umwölbten Himmel, aneinander gedrückt, verschachtelt, mit Balkonen und Galerien umgürtet, daß man glauben konnte, die ganze Straßenseite wäre nur ein ungeheuer großes, geheimnisvolles Haus. In die offenen Bogen der Lauben plätscherte der erste Regen, schwere, dicke Tropfen, noch warm von der Luft, die sie durchfallen mußten. Übermütig hielt der junge Silvester die Hand hinaus und fing den Regen auf. Federleicht war ihm zumute. Ein Abenteuer wartete auf ihn, eine freundliche Möglichkeit, und dies schien ihm tausendmal wichtiger als alles, was kommen mußte, wenn morgen die Sonne hinter den kahlen Felskegeln des Valsugana stand und die Hufe der Ulanenpferde den Kot vom Nachtregen aufwarfen. Die Dinge in Borgo wurden jählings beweglich und verloren alles Schwere. Ein guter Übergang war es zu dem Würfelspiel auf den Hügeln tief unten im Süden. Man wuchs und reifte überschnell in einer Nacht, wenn jede Stunde Neues und noch nicht Dagewesenes ausbreitete.

Ein Schritt.

Die Alte kam, nickte, sah sich mißtrauisch um und huschte in den Pfeilerschatten.

„Ich weiß den Weg, Herr.“

Der Leutnant faßte den Säbel hoch und setzte leise Schritte. War ein Bub, der mit beiden Füßen zugleich in die Buntheit und Fülle springt, und hatte ein beinahe stolzes Lachen, als er da an die alten Tanten in Wien dachte, die jetzt wohl beieinander saßen und für den Neffen beteten, die schmalen runzeligen Hände fromm gefaltet, die Korkzieherlöckchen sittsam in Papier gewickelt, die verwitterten Gesichter in bekümmerter Hingabe dem Jungen zugewandt, der ihrer herzensguten Fürsorge entrückt war. Unwillkürlich schlug der junge Silvester ein Schnippchen durch die Luft. Finster lag die Steintreppe, daß die Hand die feuchte Wand entlang tasten mußte und die Füße jeden Augenblick ins Leere traten. Vor sich hörte der Leutnant den schweren Atem der alten Frau und das Aufschlagen ihrer Röcke auf den ausgetretenen Stufen. In dem schmalbrüstigen, schlecht gelüfteten Hause hing noch die heiße Luft des Tages, die draußen der Regen kühlte und reinigte. Endlich machte das Weiblein Rast, jappte mit dem zahnlosen Munde und suchte in den Taschen, dann hatte sie einen Kerzenstumpf und ein Feuerzeug, schlug Licht und schützte die schwache Flamme mit vorgehaltener Hand. Noch immer ging es treppauf. Wie ein schwarzes Brett stand die Nacht. Kein Laut kam hinter den verschlossenen Türen hervor, man vernahm nichts als das eintönige Auffallen der Wassertropfen und das Schlürfen der Schritte in dem Winkelwerk der schmalen Gänge, in das die Führerin jetzt einbog. Überall gab es Ecken und Nischen. Durch eine zerbrochene Scheibe fuhr der Wind und blies die Flamme aus. Mit vorgestreckten Händen tastete der junge Silvester in die Finsternis.

Eine Tür klappte auf.

Knapper Lichtschein glänzte in den Korridor. Das Weiblein war also am Ziel. Der Leutnant atmete schnell und hob die Finger zur Klinke. Da riß ihn etwas vom Boden auf, zwei Fäuste legten sich um seine Kehle. Im Dunkel war ein Schrei der alten Frau. Bentheim griff nach dem Säbel, traf aber nur einen nackten Mannesarm, der sich um seinen Leib preßte. Ein Fuß stieß gegen Holz. Die Tür flog auf. In die vorquellenden Augen drang gelbes Licht. Die Hände um die Kehle ließen nicht locker. Pfeifend röchelten die Lungen. Das Blut hämmerte in den Adern. Ein kleiner Kerl faßte nach dem Säbel. Da saß schon ein Knebel im Munde und Stricke um die Arme. Doch der junge Silvester hatte wieder Luft und war dankbar dafür. Hochaufgerichtet blickte er um sich, ohne zu wissen, daß seine Hände nimmer frei waren. Vor ihm stand ein dürrer rothaariger Bursche und grinste unverschämt, schlenkerte mit den Armen und schlug die knochi-

Digitized by Google

Digitized by Google

gen Finger auf die Schenkel: „Ja, wer kommt denn da?"

Meckernd zeigte er die schwärzlichen, halbverfaulten Zähne und strich mit der Zunge liebkosend über die schmalen Lippen. Der Leutnant wollte auf ihn losstürzen, ihn mit dem eigenen Körper niederschlagen, wenn es nicht anders ging. Aber er stolperte, schwankte und fiel, denn an den Beinen hing Professor Neghele und wand schnaufend und schwitzend mit katzengleicher Gewandtheit Schlinge um Schlinge, zerrte und zog an den Knoten, bis sie ins Fleisch schnitten. Da lag der Offizier und hatte nur die Augen, seinen Zorn zu zeigen. Achille Neghele aber lachte. Der Junge verdarb ihm keine Festrede mehr.

In der Zimmerecke hockte der Hippoliti hinter einem wackligen Tisch, auf dem zwei Kerzen in halbgeleerten Weinflaschen brannten, hatte den Zylinder schief und trug um die Schultern ein schwarzseidenes Mäntelchen. Vor ihm lagen Briefe und Papiere, auf die das Wachs der Kerzen tropfte. Den etwas stutzerhaft hergerichteten dunklen Kopf stützte er in eine weiße, beringte Hand und fragte mit ruhiger und beinahe mitleidiger Stimme: „Was haben Sie in diesem Hause zu suchen, Prinz?"

Der Bäcker Brusca ließ sein rauhes Lachen hören und schob den massigen Körper in das Licht der Öllampe, die, von Fliegen umlagert, von der Decke hing.

„Malattia! Wenn ich nicht wäre, Bruder Johannes!"

Und er stemmte die Fäuste in die feisten Hüften und wiegte sich wohlgefällig auf den dicken kurzen Beinen. Er drückte das breite Kinn nach vorn und lauerte aus gewalttätigen Augen. Johannes von Hippoliti klopfte ungeduldig auf den Tisch: „Nehmt den Knebel fort!"

Die drei anderen zögerten. Achille Neghele bückte sich und prüfte die Stricke auf ihre Festigkeit.

„Porco tedesco," sagte er verächtlich.

Den Offizier überkam bittere Scham, daß er so hilflos diesen Menschen preisgegeben war. Er schloß die Augen. Luigi Brusca packte ihn und trug den Gefesselten wie ein kleines Kind zu einem Strohsessel. Da saß nun der junge Silvester dem Advokaten von Hippoliti gerade gegenüber. Unter dem Tisch lagen Stöße von roten und blauen Zetteln, mit Schnüren zusammengebunden. Alles war unwahrscheinlich, eines fiel über das andere, daß alle Gesetzmäßigkeit aufgehoben schien. Der liebedienernde Pantaleone Dante, der sonst mit kleinen Geschichtchen und schlechten Witzen aufwartete, blickte wie ein Henker, hing krummbeinig in den Knien und hatte ein trotziges Gesicht, als müßte er alle Muskeln anspannen, um die Schwäche, die ihn sonst klein und feige vor allen Menschen machte, in sich selbst zu überwinden und nach außen nicht merken zu lassen. Er gab sich wie eine Puppe, die ihre Bewegung von unsichtbaren mechanischen Rädern hat und heftiger nickt und grimmiger sich gebärdet, wenn der Stoß von innen ausschwingt und das Triebwerk schon leer zu laufen beginnt. Von Zeit zu Zeit schaute er auf Luigi Brusca, der gelassen und wuchtig in der Mitte des Zimmers stand, und dann bekamen die Augen Pantaleone Dantes wieder ihr boshaftes Funkeln und die bereits schlaffen Arme fuchtelten erregt durch die Luft, als holte er sich alle Kraft vom andern. Der Advokat wiederholte seine Forderung: „Den Knebel fort! Sind wir Briganten?"

Da litt es den Friseur nicht länger. An Brusca vorbei, der ihn fluchend aufhalten wollte, sprang er hin und zog geschickt den Knebel aus Bentheims Mund, mit umständlichen Gesten, die er von seinem Handwerk hatte. Neghele warf den Arm aus, als hörte ihn das ganze Volk von Borgo: „Wir Italiener sind edelmütig, gilt es auch dem Feind!"

Mit steifen Schritten stolzierte er umher und knöpfte den Frack auf und zu. In seinem Kopf drängten sich die Gedanken, daß die Unruhe in alle Glieder fuhr.

Aber Hippoliti fragte umsonst. Der junge Silvester schwieg, wollte nichts von der Medalla sagen und war verdrossen, daß er um alle schönen Möglichkeiten gekommen war. Noch war der Hochmut stärker als die Furcht. Das Übermaß der angespannten Kräfte, auf ein ganz anderes Ziel gerichtet, gab ihm nicht die Freiheit, zu tun, was der Augenblick und seine Sicherheit verlangten. So sah er die drei Menschen gar nicht an, als hätte er allein mit Johannes von Hippoliti zu verhandeln, der jung und schlank und von feiner Art war,

Digitized by Google

wie er selbst. Dieser Stolz reizte den Bäcker Brusca, daß er rohe Worte ausstieß und seine Grausamkeit vor dem Leutnant aufpflanzte, um dessen trotzige Ablehnung zu zerbrechen und ihn klein und verzagt zu machen, ihn wohl auch zu zwingen, um Schonung zu bitten. Darauf wartete der starke Luigi und wäre dann gönnerhaft und mit der stets vorhandenen Wankelmütigkeit des gemeinen Mannes gern bereit gewesen, beide Augen zuzudrücken. Weil aber nichts dergleichen geschah und ein unmerkliches Lächeln um Silvesters Mund saß, sagte der wilde Mensch: „Er kam nicht allein. Ein Weib schrie im Dunkel. Wir müssen auf der Hut sein."

Pantaleone Dante verzog die Lippen in Furcht und raffte sich dann zu einem Fluch auf. Der Professor kreuzte die Arme über der flachen Brust: „Es ist nicht schade um einen von den schwarzgelben Burschen."

Und er schwelgte gleichsam in allen Martern, ein Phantast, der angelesene blutige Romantik nicht mehr vergessen konnte und sich freute, in dieser Nacht aus dem Dunkel eines unzufriedenen Pensionistenlebens zu krampfhafter Bedeutung emporzuwachsen. Deshalb stieß er den Friseur in die Seite und brachte das dürre Männlein, dessen Weib es mit den Offizieren und anderen hielt, in Zorn, daß Pantaleone Dante in dem einen alle die zu treffen gedachte, die seinen Kopf mit Hörnern geschmückt und ihn zum Gespött der ganzen Stadt gemacht hatten. Mit allem, was er an Haß und Erniedrigung erfahren, belud er den Leutnant Bentheim und glaubte so selbst von dieser Last frei zu werden. Und er, der mehr aus Eitelkeit, doch irgendwo etwas zu gelten, da er daheim stets ein schlimmes Lachen hinter sich spürte, und aus der schwatzhaften Geschäftigkeit seines Handwerks in diese Geheimbündelei verstrickt war denn aus edleren Gründen, warf alle Geducktheit ab und klammerte sich an diese Möglichkeit, dem jungen Silvester Böses zu tun. Zugleich wollte er den Genossen zeigen, was für ein Kerl er war, der keinem nachstand, wenn es an das letzte ging. Mit einem Ruck riß er sich die Kleider vom Leibe, Rock, Weste und Hemd, bis der Oberkörper nackt war, stellte sich vor den Offizier und wies die Narben, die als weiße Striche die braune Haut des Rückens durchzogen.

„Da, und da, überall, weißt du, woher das stammt, mein Herrchen?"

Beinahe stolz reckte er sich auf.

„Mit Stöcken haben sie mich geschlagen, die Hunde von Kroaten, weil ich verbotene Druckschriften im Hause hatte und nicht sagen wollte, wer sie mir gebracht. Geschändet hat man mich. Und euere Offiziere sahen zu und nickten mit den Köpfen, die Speichellecker, wenn der Korporal den Stock zerschlagen hatte und nicht wußte, ob er fortfahren sollte. Gebrüllt habe ich wie ein Tier, aber nichts verraten. Und sie fragten dann: ‚Noch nicht?' Und da ich schwieg und Blut im Munde hatte, befahlen sie, stärker zu prügeln. Unten standen die Leute von Borgo und hörten mich schreien. Mein Weib und die anderen. Der Kroat aber packte den Stock mit beiden Händen und schlug ihn auf meinem Fleisch in Stücke. Il ‚più oltre' mi rintrona ancora negli orecchi."

Einen Augenblick blieb er ganz zusammengeduckt, als überwältigte ihn die schmachvolle Erinnerung. Dann aber griff er unter den Tisch des Advokaten und schleuderte ein rotes Bündel mitten ins Zimmer. „Das wird verteilt, in Borgo, in Strigno, in Primolano, in allen Dörfern bis zum Astico. Das Volk muß aufstehen und zu den Waffen greifen. Denn wir hassen euch wie den üblen Teufel und speien euch ins Gesicht!"

Neghele breitete die Arme und umarmte den Friseur, dem der Schweiß vom nackten Körper rann. Wie ein Bullenbeißer wandte sich Brusca zu Johannes von Hippoliti: „Worauf warten wir noch?"

Der Advokat stand langsam auf und setzte den Zylinder auf den Tisch, schob alle Kerzen außer Tropfweite und strich die weißen Finger durch den Spitzbart. Ein schneller Blick traf den jungen Silvester. Der war blaß. In dem schmalen Gesicht saß jetzt die Furcht. Da sagte Hippoliti mit kalter und beherrschter Stimme: „Geben Sie Ihr Ehrenwort, Prinz, daß Sie über alles schweigen werden, was Sie hier sahen und hörten?"

Er zögerte.

Die drei Männer hoben drohend die Arme und hatten zornrote Gesichter. Der

Digitized by Google

Advokat vollendete leise: „Dann soll Ihnen das Leben geschenkt sein."

⌘ ⌘ ⌘

Über Borgo war die Nacht. Der Regen peitschte durch die Gassen und rann an den hohen dunklen Häusern ab. Der Wind fuhr über die Brenta und warf Wellen. Von den Bäumen schleuderte er das grüne Laub ins Wasser. Und er schüttelte ein Bündel, das knapp über dem Fluß hing, zerrte an dem Strick, der von dem schmiedeeisernen Balkon im dritten Stockwerk abwärts lief und das Bündel trug. Von den Kirchen kamen die hellen Schläge der Viertel und dann die tieferen der Stunden. Eine Fledermaus, die der Hunger in die nasse Finsternis trieb, strich an dem Körper des Leutnants Bentheim vorbei. Da schlug er die Augen auf. Ein Frösteln kroch ihm über die Haut. Er sah und hörte, sah das Dunkel und die Nacht, hörte das Rieseln und Rauschen des Regens und das nahe Plätschern der Brenta. Aber die Stimme war geknebelt und die Glieder lagen muskelstarr in unzerreißbaren Schlingen. Der Sturm schaukelte den Wehrlosen vom Uferrand ins Wasser und wieder zurück. Das war die Milde des Luigi Brusca und seiner Gesellen. Der junge Silvester riß die Augen auf, darin war das maßlose Grauen vor dem Tode, der unten wartete und dem er nicht entrinnen konnte, eine Puppe, der man nur zwei freie Sinne gelassen hatte, die Qual doppelt und dreifach zu empfinden. Wenn er wenigstens hätte schreien können, nur ein einziges Mal noch aus tiefster Not laut aufbrüllen, aber der Knebel saß fest, und er mußte den Atem sparen, der nur knapp den Weg fand. Der Schrei hätte ihn getröstet, wäre ein Zeichen gewesen, daß Silvester Bentheim noch ein Mensch war, kein willenloses Bündel, kein geschändetes Geschöpf, das der Wind hin- und herwarf. Er fühlte, wie sein ganzes Gesicht zuckte vor qualvoller Angst, wie die Muskeln sich krampften und das Blut überall stockte. Zum Spott hatten sie ihm die bunte Uniform gelassen, sogar den Säbel, der nutzlos an seiner Seite eingeschnürt war. Und dafür hatte er sein Ehrenwort gegeben, über alles zu schweigen. Er verfluchte seine Feigheit. Tausendmal besser als dieses Harren auf den Tod war ein schnelles Ende. Aber er war jung und hatte nicht gewußt, was sie mit ihm vorhatten. Und der Hippoliti zischte ihm ins Ohr: „Sagen Sie um Gottes willen zu allem ‚ja'!"

Da hatten sie ihm dies angetan. Und es gab keine Möglichkeit, die Schmach zu kürzen. Er zerrte am Strick, brachte sich ins Schaukeln und dachte: ‚Vielleicht reißt er, und ich bin da unten im kalten Wasser, und alles ist bald vorbei.' Aber er blieb, wie er war, die Sohlen kaum über der Brenta, daß die Wellen zu ihm heraufschlugen. Und weiter rauschte der Regen. Dann kamen abermals die Uhren. Das Grauen wuchs, wie eine große Wunde war sein Leib. Die Angst brannte wie Feuer im Gehirn. Sie ließen ihn an der Grenze des Lebens, daß er warten mußte, warten und wieder warten, und er wußte doch, was dann kam. Oben ein Schnitt, unten ein Fall ins Wasser. Nicht einmal sterben durfte er, wann und wie er wollte. Und er war jung. Das war das Schlimmste. Er bäumte sich auf gegen die Unerbittlichkeit. Und litt tausendmal mehr. Dann wurde er ruhiger. Vielleicht war das alles doch gar nicht möglich. Gleich aber stieg die Furcht wieder auf, und das Grauen kam, wie eine jähe Flamme, welche die letzte Zuversicht zerfraß. Das Blut siedete im Kopf und hämmerte in den Schläfen. Geräusche, die er bisher nie gehört, drangen an sein Ohr, haarfein, grausam. Wie Nadeln bohrten sie sich ein. Der junge Silvester gab alle Gegenwehr auf.

⌘ ⌘ ⌘

Die Sonne war da, gab Licht und Farbe, nur über den fernen Bergen hing zerfetztes Regengewölk. In den Wasserlachen glänzte blau und rosenrot der Morgen, beinahe schon heiß, weil allüberall der Dampf aufstieg. An den feuchten, schwärzlichen Häusern rieselte das Licht nieder, machte sie hell und freundlich, der erste Rauch wirbelte auf, wo die Bauern hausten und zur Arbeit rüsteten. Die verblichenen Fresken am Palazzo Manincor wurden lebendig und farbenfroh, Herkules nahm die Keule auf, nicht weit von ihm wartete ein Löwe auf das Erschlagenwerden, die Rosse der Reiterschlacht über dem Tor bäumten sich, alles kam in Helligkeit und Bewegung. Die Sonne fiel auf zwei Männer, die am Ufer erregt auf- und

Digitized by Google

niederschritten, der eine trug Zylinder und schwarzseidenes Mäntelchen, war blaß und übernächtig und wies mit den Armen über die Brenta. Sein Begleiter, hoch und stark, hielt den Kopf geduckt und die Hände zu Fäusten geballt. Jetzt stieß er einen Schrei aus und rannte zur Steinbrücke, darüber weg und in die Wasserlauben unter dem Monte Ciolino. Johannes von Hippoliti zog den Mantel enger, sah ans andere Ufer und wandte sich dann schnell ins Winkelwerk der alten Gassen. Die Steinplatten hallten, als Ercole Manincor über sie fortsprang. Die Turmuhr von Sankt Anna holte zum Schlag aus. Vor dem Manincor schaukelte das Bündel knapp über dem Fluß, der jetzt geruhsam und sonnenlicht dahinrann, als wüßte er nichts vom Wind und Regen der Nacht.

Ercole Manincor half dem armen Jungen in seiner Not, es war nicht leicht zu schaffen, da der kaum fußbreite Steinrand neben den steilabfallenden Laubenpfeilern keinen sicheren Halt bot, zuzupacken und zu heben. Silvester Bentheim hatte die Augen geschlossen, der Kopf hing vornüber, lose in den Gelenken. Einen Augenblick horchte der Manincor, hielt den Atem an, wie einst an den Krankenbetten seiner drei Buben, die ihm allgesamt gestorben waren, daß ihm nur die Töchter blieben, für die sein Herz nichts übrig hatte. Als er so auf das unmerklichste Zeichen des Lebens lauerte, hatte der ungestüme Mann hausväterliche Sorge in den sonst so herrischen, grauen Augen. Mit weichen, vorsichtigen Händen lehnte er den Knabenleib an die Wand, drückte die noch immer unbeweglichen Glieder auf die Steinbank und rieb, bis das Blut wieder ins Fließen kam. In flachen Stößen hob und senkte der Atem die Brust. Breit brach die Sonne in die Lauben. Da blinzelten die Lider, öffneten sich, und ein starrer Blick ging hinaus in den Morgen, wie wenn einer allzulange in sich hinabgesehen und die Fähigkeit, äußere und bunte Dinge aufzunehmen, schon ganz verloren hat. Die Finger langten ins Leere, spreizten sich, schlossen sich zur Faust, griffen abermals und fanden die Säbelkoppel. Jetzt war ein Lächeln um den schmalen Mund, ungläubig noch und ohne Gewißheit. Das Kinn aber stieß vor, als erwachte der eigene Wille. An die weiße Wand hingegossen saß der junge Silvester in der blauen und roten Uniform und bewegte mißtrauisch die Füße, einen Schritt vor und wieder zurück. Im Gesicht hatte er eine große Dankbarkeit, daß der Fuß festen Boden und nicht das fließende Wasser tastete. Eine Trompete lärmte, zwei, drei kurze Rufe. Der Leutnant beugte sich vor und hatte den Mund halb offen. Dann tat er einen Schrei, in dem das Grauen der Nacht gleichsam sich selbst befreite, mit einer Stimme, wie die eines uralten Mannes, die gar nicht aus dem starken jungen Körper zu kommen schien. Und jetzt wußte er, daß er lebte, glaubte daran. Mit einem Ruck straffte er die Muskeln und stand aufrecht in der grellen Sonne.

Leise sagte der Manincor: „Das war eine üble Nacht.“

Die Worte weckten den jungen Silvester, wie ein verlorner Ruf den Schlafwandler vom Dach wirft. Er knickte ein, taumelte zur Steinbank und saß wie vorher, stützte den Kopf in die Hände und haßte diesen Mann. Es war nur eine andere Grausamkeit. Bentheim fragte nicht, wie er gerettet worden, hatte keinen Dank, daß er wieder jung und unversehrt in den Wasserlauben von Borgo saß und die Sonne ihm vom blauen Himmel glänzte. Ein Gedanke ließ nicht von ihm: ‚Alles ist aus. Solche Offiziere braucht der Kaiser nicht. Du kannst nach Hause gehen und dir eine Kugel vor den Kopf schießen.‘ Und dazwischen empfand er einen dumpfen Zorn, daß er jetzt abermals einen Weg zurücklegen und an ein Ende kommen mußte, das er in dieser Nacht schon beinahe erreicht hatte. Blaß und verdrossen, ganz hingegeben an die Notwendigkeit, die ihn erwartete, hörte er, was der Graf erzählte. Ungeduldig hob er manchmal die Hand, als hätte dies alles doch keinen rechten Sinn mehr, und erschrak, wenn er spürte, wie das Blut durch den Körper lief und die Kraft wiederkehrte, so daß alles, was zu tun blieb, viel schwerer und mühsamer schien als früher.

Da kam ein Trompetenstoß. Und irgendwo wieherte ein Gaul. Heiß stieg es dem jungen Silvester in die Augen. Die ritten jetzt fort, konnten siegen oder durften wenigstens ehrlich sterben. Dem Leutnant Bentheim aber war dieser Vorzug versagt.

Digitized by Google

Dumm und niederträchtig war das Leben, ohne Sinn und klaren Zweck, man öffnete eine Tür, da war die Vergangenheit abgeschnitten, und es gab keine Zukunft mehr. Ganz im Hintergrund brannte wie ein bescheidenes Licht der Einfall: ‚Wenn ich nur die Medalla geküßt hätte.‘ Spöttisch lachte er auf. Die Starrheit seiner Muskeln war jetzt auch im Gehirn. Willenlos ging er mit Ercole Manincor in eine Weinkneipe, die diesen Morgen wegen des Abmarsches der Truppen schon so früh geöffnet war, trank hastig mehrere Gläser Wein und aß, was der ältere Mann ihm hinschob. Zwei Ulanen füllten die Feldflaschen und grüßten. Er dankte gleichgültig. Mit denen da hatte er ja nichts mehr zu schaffen. Im Spiegel, der von den vielen Fliegen beschmutzt war, sah er sein Gesicht, aber er ärgerte sich, weil er rote Wangen hatte und einen starken Glanz in den Augen, als wäre seine Festigkeit und seine Kraft gewachsen, was doch ganz unmöglich war. Arm in Arm mit dem Manincor schlenderte er durch die Gassen und dachte, daß die verfluchten Pflastersteine zum letztenmal unter seinen Füßen waren, die Sporen den Kehraus klirrten.

„Jetzt muß ich Ihnen Adieu sagen und guten Dank auch dazu.“

„Hat weiter keine Eile.“

Der Manincor steckte die gelbe Rose im Knopfloch seines Fracks fest und nahm behutsam ein Frauenhaar vom Ärmel. Der junge Silvester sah ihm nachdenklich zu und schüttelte den Kopf, daß sich Menschen mit solchen Kleinigkeiten noch abgaben, während er einem hundsföttischen Tode entgegenging. Das gab ihm den Übermut, zu sagen: „Sie scheinen die Nacht recht angenehm verbracht zu haben.“

Höflich konnte man dem alternden Herrn gegenüber immerhin sein. Es war besser, man hinterließ freundliche Erinnerungen. Und er freute sich, wie fest und unabänderlich sein Entschluß saß.

Um den vollen, genußsüchtigen Mund des Grafen kam ein feines Lächeln: „Ja, die Medalla.“

Er schnalzte mit den Fingern.

Der Leutnant riß die Augen weit auf. Alles um ihn her schlug Purzelbäume, die Häuser von Borgo standen auf dem Kopf. Er wurde rot.

„Die Medalla?“

„Warum nicht?“

„Aber das ist doch einfach unmöglich.“

„Nicht, daß ich wüßte.“

Da lachte der Leutnant Bentheim, lachte so laut und hell heraus, daß der Graf ihn verwundert und etwas besorgt anblickte. Einen Augenblick zögerte er. Die liebe Eitelkeit machte es ihm nicht leicht, zu schweigen. Pudelnärrisch war die Welt, verdiente gar nicht, ernst genommen zu werden.

Da standen sie vor dem Palazzo Ceschi. Auf dem Balkon im ersten Stock hockten ein paar Tauben, plusterten das Gefieder und sonnten sich. Sie warteten auf die gewohnten Frühstücksbrocken. Der junge Silvester sah empor und lächelte bei dem Gedanken, wie der Schuß das leichte Volk in den blauen Himmel aufjagen würde.

„Es ist höchste Zeit. Meine Tauben sind schon ungeduldig.“

Und er streckte die Hand hin, etwas langsam und lässig, als wollte er sich wenigstens dazu noch eine Frist gönnen. Der Manincor erwiderte den Händedruck, gab aber die Finger nimmer frei, hielt sie fest und sagte ganz ruhig: „Sie wollen da hinauf und sich niederknallen. Sie haben freilich kein Recht dazu.“

Er schien gar nicht erregt, als wäre Bentheims Absicht ihm längst kein Geheimnis. Der Leutnant blinzelte stumm und verdrossen in die Sonne. Die Franziskaner auf dem Monte Ciolino läuteten die Morgenglocke. Über der Rocchetta hing ein Falke als dunkler Punkt im Blau.

„Ich bin Offizier,“ sagte der Ulan und legte hochmütig den Kopf in den Nacken. Der Manincor lächelte unmerklich: „Eben deshalb. Ihr Leben gehört dem Kaiser. So meine ich es. Und der Erzherzog Albrecht wird jeden Mann brauchen.“

Noch immer stand der Leutnant, ohne recht auf die Worte des anderen zu hören, eingebohrt in seinen Entschluß und doch ein wenig begierig, ob der Graf feststehende Dinge zu verrücken vermöge. Denn er glaubte schon nicht mehr, daß alles nur ein Gesicht und einen Weg habe, zuviel überschnelle Veränderungen von Ja in Nein und umgekehrt waren ihm seit gestern abend begegnet.

„Man ist nur einmal so jung.“

Ercole Manincor senkte den Kopf.

Digitized by Google

Bentheim raffte sich auf: „Also, Ciaò!"

Er zerrte an der Hand, die noch immer von den Fingern des Grafen umschlossen war. Der wechselte den Platz, daß er jetzt zwischen dem Tor des Palazzo Ceschi und dem jungen Silvester stand, und sagte mit mildem Vorwurf: „Wer weiß, ob Sie wiederkommen. Dazu ist immer noch Zeit."

Eine Trompete wurde laut. Kommandorufe. Das Stampfen von vielen Pferdehufen. Der Leutnant überlegte, daß er den Grafen kurzerhand über den Haufen rennen müßte, um den Eingang zu gewinnen. Da stob die Eskadron von Sizilien-Ulanen aus der Seitengasse, voran der dicke Rittmeister. Der hob die Hand vor die Augen, blickte zum Palazzo der Ceschi empor und schrie: „Wo bleibt der Leutnant?" Und der Oberleutnant sagte verdrossen: „Der hat wieder mal verschlafen. Die gottverdammten Weiber!"

Der Manincor aber rief vergnügt: „Da ist er. Ich bin schuld. Wir haben die Nacht durchgesoffen."

Und jetzt ging ein zuversichtliches Lachen über sein schönes, stolzes Gesicht. Ein Ulan führte des Prinzen Bentheim Pferd am Zügel. Der Gaul wandte den Kopf und wieherte.

„Jetzt aber rasch!" befahl ärgerlich der Rittmeister. „Wir müssen abends in Verona sein."

Ercole Manincor schob den Leutnant vor sich her. Der Ulan warf die Steigbügel vom Rücken des Pferdes. Der junge Silvester sprang in den Sattel und riß den Säbel aus der Scheide. Wieder einmal wurde alles anders als er erwartet hatte. Der Graf winkte mit der Hand. Nun gab es kein Zurück mehr. Die Pferde drängten nach vorn, von den Pflastersteinen stoben die Funken. Silvester Bentheim saß steif und unbehaglich auf dem Gaul, der unter ihm zu tänzeln begann. Auf den Piken spielte die Sonne. Und da kam seiner Jugend Übermut über ihn, daß er alles vergaß und schrie: „Grüßen Sie die Medalla von mir!"

Er lachte laut. Erstaunt blickte der Manincor. Der Leutnant aber sagte frohgemut: „Sie hat nämlich auf mich gewartet."

Und drückte dem Rappen die Sporen in die Flanken.

„Zum Teufel!"

Ercole Manincor stand allein auf der sonnenhellen Piazza und beschattete die Augen. Dann griff er nach der halbwelken Rose und warf sie heftig zu Boden, daß sich im Fallen die Blätter lösten und wie kleine gelbe Schmetterlinge niedersanken.

⌘ ⌘ ⌘

Die Sonne brannte über dem Auf und Ab von Hügeln und Kuppen. Silbergrau vor Hitze flimmerte die Luft. Aus dem Buschwerk wuchsen weiße Vierecke, die Case und Palazzi. In den Senken zwischen den niedrigen Bergrücken grünten Maisfelder, eingefaßt von Maulbeerbäumen, an denen sich die Reben aufrankten, daß die ganze Landschaft in kleine Gärten geteilt schien. Es rollte und knatterte in weiter Ferne. Weißer Dampf ballte sich über den Hügeln, blieb in Klumpen und zerriß dann in Schwaden. An den Grenzen der Mittagsruhe, die über diese Fruchtbarkeit gebreitet war, stand der Pulverrauch. Rote Blitze fuhren auf, und dann dröhnte der Boden. Es wurde gekämpft, überall, von Peschiera bis Custozza. Eine weiße Wolke verbarg den Monte Cricol. Den Hang aber krochen dunkle Schlangen empor, krümmten sich, brachen ein, rollten sich wieder auf und schoben sich vorwärts, bis sie in den Vignen verschwanden. Das Brüllen der Kanonen nahm zu. Brust an Brust wurde gestritten.

Da fluteten auf einmal weiße Mäntel die Kuppe herab, stießen und drängten sich, regellos, achteten nicht, ob einer fiel, wie eine Lawine wälzte es sich abwärts.

Breit und wuchtig stand ein Gehöft an der Landstraße. Dort kam die Flucht an ein Ende. Von allen Seiten brandete es heran, die Verfolger, löste sich in Sturmreihen, rannte an, mußte zurück und kam wieder. In Rauch und Wolken war Fenile gehüllt. Darum lag ein dunkler Ring, die italienischen Regimenter. Und jetzt hörte man das Schreien der Kämpfenden. Kleingewehrfeuer. Das Rollen der Schwerpfünder. Dann stürzten die Weißmäntel aus dem Dampf und warfen sich, zersprengt und zerrissen, in das Kastanienwäldchen.

General Cerale hatte Fenile erstürmt. Beiderseits der Straße über dem Buschwerk der vorliegenden Hügel hing der Qualm. Leer lag das weiße Straßenband im Grün, rechts und links schnitten tiefe

Digitized by Google

Gräben in die Erde. Darin glitzerte das Wasser vom Regen der Nacht.

Plötzlich klapperten Hufe, Piken voraus ritten die Sizilien-Ulanen, in dichtem Rudel. Vor dem Trupp der dicke Rittmeister von Borgo, den Säbel ausgelegt, die Zügel straff. Gemach wand sich der Weg am Hang der nächsten Kuppe hin.

Da stand der Mann vorn im Sattel und schwang den Säbel.

Eine Reitergruppe kam heran, sorglos, im Marsch. Dazwischen zwei Geschütze, die Leute auf den Gäulen hatten die Pfeifen im Maul, wie Bauern, die zur Arbeit ziehen.

Das Pferd des Rittmeisters preschte mitten hinein, im Klumpen nach die Ulanen. Die Kerle auf den Geschützpferden machten kehrt, rissen alles um und brachen nach rückwärts. Schreien und Stoßen, Schüsse, die in die Luft prallten, Menschen, die in die Wassergräben sprangen. Vor den Ulanen hetzte die Bespannung der Geschütze mitten durch das Fußvolk, das zerrissen und zur Seite geschleudert wurde.

Schon waren die Lanzen blutig. Ganz vorn sprengte ein Roß, leer der Sattel. Der Oberleutnant ihm nach, jetzt führte er den Angriff.

Ein Pferd stieg auf, zappelte mit den Beinen, schlug die Hufe in die Luft und lag auf dem Rücken. Ein anderes hatte ein blutiges Maul. Mann und Gaul waren eins, nur drauf und dran.

Die italienische Infanterie versuchte ein Viereck zu bilden, aber die weiterflüchtende Geschützbespannung stieß alles auseinander, machte Weg für die nachstürmenden Reiter. Durch dichte Baumreihen ging jetzt die Jagd. Wie Hasen rannten die Menschen, und die Piken trafen ihr Ziel.

Baron Ubelli preßte sein Pferd vorwärts, hatte ein wildes Gesicht und eine rote klaffende Wunde auf der Stirn. Aber er schlug und schlug, bis ein Bajonett ihm die Brust durchdrang. Roter Schaum war um den Mund, der Arm blieb erhoben, der Säbel flirrte in der Luft, hintenüber sank der Ubelli, der Kopf hämmerte den Boden, und das Tier schleifte den Körper nach.

In einer Schar von schießenden und um sich stechenden Bersaglieri verschwand der Oberleutnant. Nichts als Staub und Pulverrauch, Waffenklirren, das Schnauben und Stampfen der Pferde, deren Augen rot und starr waren wie die ihrer Reiter.

Gegen Oliosi stürmte die Brigade Forli, warf die Gewehre fort und hatte kein Ohr für den Zorn der Offiziere. Reiterlose Gäule preschten in Todesangst in dichtgekeilte Massen, dünner wurde der Klumpen der Ulanen. An ihrer Spitze jagte nun der Leutnant Bentheim.

Hell ist sein Blick, der schmale Mund fest geschlossen, er kennt keine Furcht, kann ja die Arme rühren, einhauen und rote Furchen zeichnen. Er weiß nicht, was Grauen ist, das kann man nur einmal erfahren, dann schreckt es nimmer. Alles scheint leicht und selbstverständlich, hat keine Schwere und macht zuversichtlich und stark, wie es die Stunde will.

Da steht ein Viereck und speit Feuer. Rechts und links werden Sättel leer, Menschen schreien. Klagend kommt der Ruf der sterbenden Pferde. Der junge Silvester gibt die Sporen, der Gaul folgt und prallt an die vordersten Reihen. Der Säbel fällt und fällt. Eine Gasse tut sich auf. Mittendurch. Ein Major der Bersaglieri reitet den Ulanen an. Eisen stößt auf Eisen.

Sekundenlang sieht der Leutnant das Gesicht des Bäckers Brusca. Da rennt er dem Italiener den Säbel in die freigelegte Achselhöhle. Rot spritzt der Strahl. Die Sizilien-Ulanen haben das Karree überritten.

Im Lärm, der rast und klirrt, brüllt der alte Wachtmeister den Leutnant an: „Zurück!"

Bentheim lächelt und will weiter.

Aber der Alte reißt den Rappen herum, und wieder brechen sie durch die aufgelösten Bataillone. Feuer schlägt in die kleine Schar. Jetzt ist Ernte.

Der Wachtmeister liegt auf dem Hals des Pferdes und blinzelt im Galopp nach seinem Offizier.

Der lächelt, ist wie im Traum, spürt nicht, daß das Blut durch den Ärmel sickert.

⌘ ⌘ ⌘

Mit fünf Mann kam der junge Silvester zurück. Er wunderte sich über die Blicke, die anerkennend und oft ein wenig neidisch auf ihm ruhten, als hätte dieser Tag ihn auf einmal in den Mittelpunkt gestellt und ihm eine ganz neue Bedeutung gegeben.

Die Lagerfeuer flackerten in die Juninacht. Müde Menschen streckten die Glie-

Digitized by Google

der. Am Himmel funkelten die Sterne. Eine tiefe Stille war über das Land gebreitet. Nur manchmal rief eine Feldwache. Irgendwo prellte ein Schuß auf. Und aus dem Dunkel kam das Klagen der verwundeten Pferde, langgedehnt und schmerzvoll.

Ein Generastabshauptmann stand im matten Licht des niederbrennenden Feuers und fragte nach der sechsten Eskadron von Sizilien-Ulanen.

Der Leutnant taumelte empor. Er war so schläfrig, daß er sich auf den Säbel stützen mußte. Der Hauptmann schüttelte ungläubig den Kopf, als Bentheim sich bei ihm meldete.

Schweigend ritten sie durch die Finsternis, voraus ein Feldgendarm, der eine Laterne an der Brust trug. Lichter kamen entgegen, Tragbahren, Karren, Silvesters Rappe stolperte über Leichen, die auf dem Weg lagen, verkrümmt, die Arme starr ausgestreckt, oft waren es Haufen, übereinandergetürmt. Der Leutnant achtete nicht darauf, grübelte nur, daß abermals etwas Unerwartetes mit ihm geschah. Die Lider waren schwer, er rieb die Augen, sie offen zu halten.

„Wir haben furchtbare Verluste," sagte der Generalstäbler.

„Ja," antwortete der junge Silvester und lächelte wie ein Kind, das sich freut, allein einer namenlosen Gefahr entkommen zu sein. Alle Müdigkeit wich von ihm. Aufrecht saß er jetzt im Sattel. Der verwundete linke Arm schmerzte gar nicht mehr. Mit aller Kraft seiner Jugend empfand er die Wonne, daß er lebte, heiß und schnell floß sein Blut. In ihm war eine große Dankbarkeit gegen alle Welt. Und er dachte an den Grafen Manincor, der ihn ins Leben zurückgeführt, so daß er jetzt ohne Furcht, ja, beinahe ohne Trauer über das leichenbedeckte Schlachtfeld ritt. Eine Last war von ihm getan. Er wußte nimmer, was sich früher begeben hatte, eines nur hatte er sicher, daß in ein paar Stunden die Sonne über den Hügeln stehen würde. Das war genug.

Vor dem Gehöft Zerbare brannten Fackeln, in Büscheln prasselten die Funken durch den Rauch. Gruppen von Offizieren standen da, einer trat vor, als die Reiter antrabten, der Oberst von Sizilien-Ulanen.

Bentheim war gar nicht erfreut, denn nun hieß es gewiß, erzählen und alle Einzelheiten schildern, und ihm schien alles nur Wert zu haben, weil es sich auf ihn selbst bezog, ihn befreit und wieder jung und sicher gemacht hatte. So sah er recht gleichgültig drein, als der Oberst ihm die Hand auf die Schulter legte und etwas erstaunt fragte: „Also du bist es, mein Junge? Na, herzlich grüß' Gott!"

Überall waren neugierige Gesichter, kurze Rufe und erregtes Flüstern. Unbehaglich blinzelte der junge Silvester. Was hatten sie nur mit ihm vor? Da schrie ein General von der Tür des Gehöftes: „Ist er da?"

Zigarrenqualm füllte das niedrige Zimmer, eine schlechte Öllampe gab wenig Licht und viel Gestank. Vor dem Tisch saß ein Mann, schon angegraut Haar und Bart, und hatte ein freundliches Lächeln um den breiten Mund. Hinter scharfen Brillengläsern blickten kalte, herrische Augen.

Der Leutnant stand stramm. Hinter ihm der Oberst.

Kurz und doch mit einer an ihm ungewohnten Wärme sagte Albrecht von Österreich: „Sie wissen wohl gar nicht, daß Sie zwei Brigaden niedergeritten haben? Sind zum Theresienkreuz vorgeschlagen."

Der Rauch beizte des Leutnants Augen, Wasser war darin. Verwundert wußte er nicht zu danken.

„Ja, unser altes Österreich!" murmelte der Erzherzog, und da schien der häßliche Kopf schön und hell.

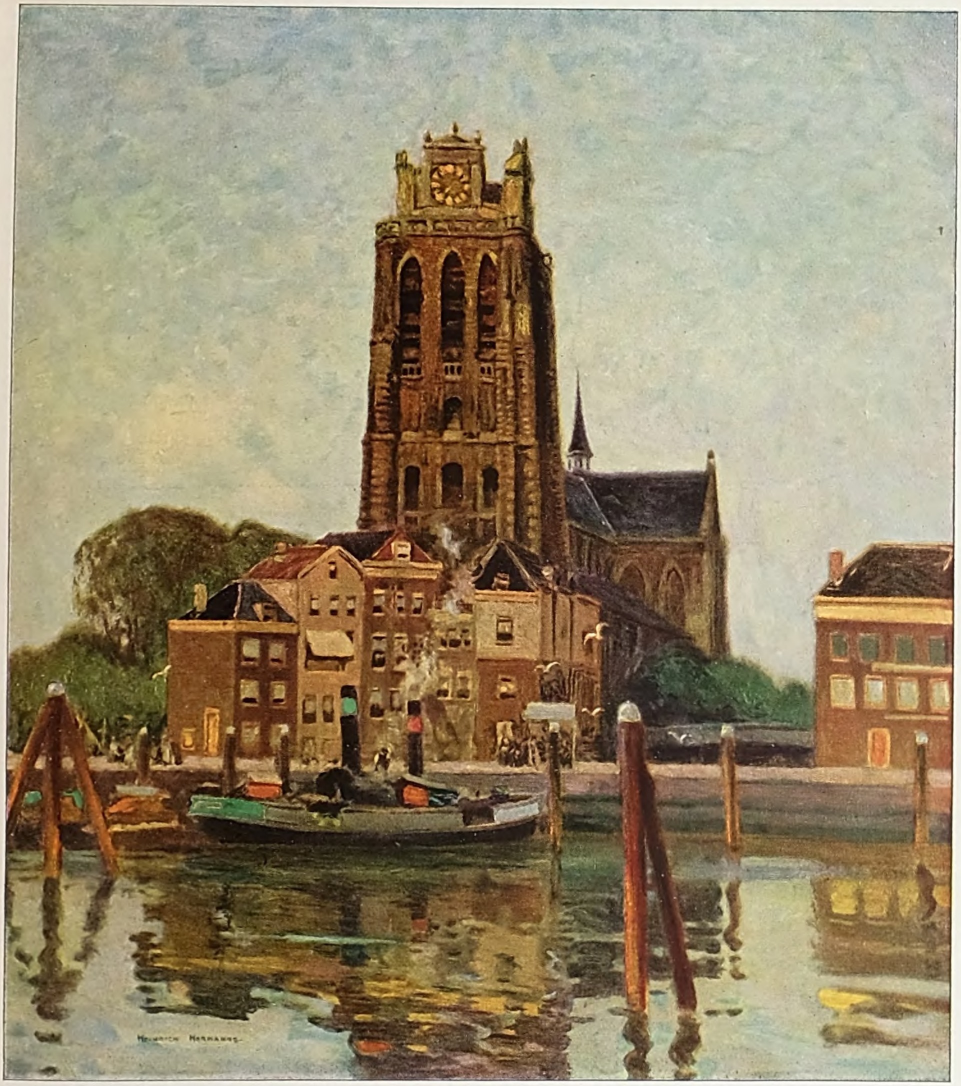
Draußen knisterten die Fackeln und warfen ihr Licht in die Nacht. Die Offiziere umdrängten den jungen Silvester, drückten ihm die Hand und wünschten Glück. Von allen Seiten kamen sie, froh und erregt, daß Österreich gesiegt hatte.

Der Leutnant sah sie an und lächelte wie ein glückliches Kind. Und plötzlich sagte er langsam und nachdenklich: „Was wisset ihr alle?"

Sie schüttelten die Köpfe und glaubten, er rede wirr, die große Freude sei allzujäh über ihn gekommen.

Er ging hinaus in das Dunkel und stand lange allein. Tausend Möglichkeiten hatte das Leben, rollte rechts, rollte links, und niemand ahnte, warum. Er breitete die Hände, als wollte er etwas fassen, was doch unfaßbar blieb. So wurde der junge Silvester zum Mann, demütig und stark.

Digitized by Google



Abend in Dordrecht

Gemälde von Prof. Heinrich Hermanns

Digitized by Google

Digitized by Google

Holländische Reisetage. Von Ludwig Sternaux

Es war vor sechs Jahren. Da stand ich eines Tages, müde und abgespannt vom vielen Laufen und Schauen, in Rotterdam am Hafen auf dem Uferkai, den das Volk wegen der magern und halbverkümmerten Ulmen, die ihn zieren, spöttisch „De Boompjes" genannt hat. Es ging auf den Abend zu, und der bleigraue Himmel schien sich immer tiefer und schwerer auf die merkwürdige Stadt zu senken. Das Leben um mich herum aber wurde immer wilder; wenn man zuweilen davon spricht, daß einen das Leben umtost, so geschah das hier in des Wortes vollster Bedeutung. Ich fühlte mich auf einmal grenzenlos einsam. Meine Augen glitten suchend über tausend hastende Menschen und tausend fremde Gesichter zugleich, und das Bild von tausend altersbraunen Häusern und tausend Schiffen allerart prägte sich wie eine Vision blitzartig in mein Hirn. Aber aus allem grinste mich das Gespenst der Fremdheit böse an, und einen kurzen Augenblick kam ich mir furchtbar verlassen vor. Der Boden glitt mir sozusagen unter den Füßen fort.

An diesen schlimmen Augenblick mußte ich denken, als zu Beginn des großen und schweren Krieges, in dem wir jetzt gegen eine Welt von Feinden stehen, die entsetzlichen Ausschreitungen gegen die Deutschen aus Antwerpen gemeldet wurden. Denn nichts gleicht so einander wie Antwerpen und Rotterdam, und der törichte Moment hilflosen Verlassenseins inmitten eines mehr als fragwürdigen Hafengesindels, das mich damals erschreckte, mag in den furchtbaren Augusttagen dieses Jahres für die armen Deutschen atemraubende Wirklichkeit geworden sein, als sie ein wütender Mob durch die Hafenstraßen Antwerpens hetzte, als man aus den Hafenschenken die deutschen Mädchen herausholte und sie an den Haaren über das Pflaster schleifte. Und ich sagte mir immer wieder, daß das gleiche in Rotterdam hätte geschehen können und vermutlich auch geschehen wäre, wenn statt Belgien oder ebenso wie Belgien Holland in den Krieg mitverwickelt worden wäre ...

Tat ich damit Holland unrecht? Ich liebe Holland, wie jemand nur ein fremdes Land lieben kann. Ich liebe auch Belgien, und Antwerpen, Brügge, Furnes, Gent und Mecheln waren einst Erlebnisse, die wie wundervolle Träume im weiten Meere der Erinnerungen gaukeln. Aber was im Frieden schön ist, kann im Kriege gräßlich werden. Und wer einmal wie ich gesehen hat, wie der Pöbel sich Samstag abends in Rotterdam etwa durch die Hoogstraat wälzt, johlend, schreiend, wilde Lieder singend, der gibt sich keinen Illusionen darüber hin, was geworden wäre, wenn eine skrupellose Regierung sich dieser üblen Volksinstinkte bedient hätte, wie es in Belgien geschehen ist. Nicht Holland tue

Die Flucht vor dem Kriege: Belgier auf dem Wege nach Holland
(Phot. Vereenigde Foto-Bureaux, Amsterdam)

Digitized by Google

ich mit dieser Feststellung weh — jeder Schmerz, der diesem unvergleichlichen Lande zugefügt würde, verletzte mich zuerst im Innersten! —, sondern ich treffe damit höchstens jenen Teil des holländischen Volkes, das längst durch die jahrhundertlange Vermischung mit den zweifelhaften Elementen, die das Meer und der Handel des Meeres in seine großen Hafenstädte Rotterdam und Amsterdam getragen hat, international geworden ist und jeder Verhetzung nur allzu willig aus Habgier Tor und Tür öffnet. Denn das richtige holländische Volk, das sich durch Güte, Freundlichkeit und Gelassenheit auszeichnet, das wohnt nicht in der Großstadt, sondern in den kleinen Städten und Dörfern der weiten, immergrünen Ebenen.

Aber dem sei, wie ihm wolle. Wir führen nicht mit Holland Krieg, sondern mit Belgien, und niemand wird Holland für seine Haltung in diesem Kriege Bewunderung und Anerkennung versagen können. Nicht in Rotterdam ist es zu Greueltaten gekommen, sondern in Antwerpen, und die Erinnerung an jenen Augenblick in Rotterdam ist auch nur so plötzlich in mir auferstanden, weil die große und geheimnisvolle Stadt an der Maas auf einmal in diesem Kriege zu einer der wichtigsten Nachrichtenzentren geworden und in aller Munde ist. Gewiß, Holland führt keinen Krieg, aber es hat auch seinen Krieg und es wird von dem großen Krieg, der rings um seine Grenzen und Küsten schwelt, auf das empfindlichste in Mitleidenschaft gezogen. „Wij hebben Oorlog!" so gellte es plötzlich auch durch seine ruhigen Städte, und nur wenig fehlte und fehlt noch jetzt daran, daß dieser Ruf für sie grausige Wahrheit würde.

Holland weiß das und fürchtet sich davor. Denn kein anderes neutrales Land steht dem Kriege und seinen Schrecken so Aug' in Auge gegenüber wie gerade es. Der Zufall wollte es, daß ich ganz kurze Zeit vor Beginn dieses Weltenbrandes eine zweite Reise durch die Niederlande machte, es war im Frühsommer, und die friedenatmende Schönheit des fruchtbaren Landes wurde mir auf meinen Kreuz- und Querfahrten noch deutlicher, prägte sich noch unverlöschlicher ein als vor sechs Jahren. Da schrieb ich nach meiner Rückkehr nach Deutschland die Aufzeichnungen, zu denen diese Zeilen jetzt überleiten sollen. Denn das Aussehen der Welt hat sich verändert, Mars regiert die Stunde, und seine Schritte hinterlassen allenthalben grauenhafte Blutspuren. Der Kanonendonner der wilden Schlachten in Belgien klingt bis nach Rotterdam und Amsterdam, und es gibt keine holländische Stadt, an deren Tore nicht hilfeflehend die belgischen Flüchtlinge geklopft!

Allwinterlich kommt eine holländische Handelsfrau nach Berlin, um hier Taschentücher zu verkaufen. Es ist eine schlichte Frau aus Arnhem, ich lernte sie durch Zufall kennen, und meine Liebe zu ihrem Vaterlande trug mir eine rührende Anhänglichkeit ihrerseits ein. Diesmal brachte sie neben ihren Kisten und Kasten einen ganzen Sack voll Neuigkeiten mit nach Deutschland. Bis Ende September ist sie in Arnhem gewesen, bis zum 28. August hat sie kein wahres Wort über Deutschland gehört, erst an diesem Tage fuhren ein paar deutsche Autos durch Arnhem durch und brachten deutsche Zeitungen mit, und mit rührender Gebärde wies sie mir ein zerknittertes Zeitungsblatt, das sie sich aus dem Straßenschmutze aufgelesen hatte und zu ewigem Gedächtnis aufbewahrt. „Mit dieser C'rant," so erzählte sie, „ging ich zu meine Mann und meine Kinderen, weißt du, Herr, und schlug mit der Hand drauf und sagte: Seht ihr, so ist es, die deutsche C'rant lügt nicht!" Und dann erzählte sie weiter, wie als erstes wirkliches Anzeichen des Krieges eines Tages siebenunddreißig deutsche Husaren nach Arnhem gebracht wurden. In den Kämpfen um Lüttich waren sie aus Versehen über die holländische Grenze gekommen, waren entwaffnet worden und wurden nun über Maastricht und Arnhem hinauf nach der weit oben im Norden gelegenen Käsestadt Alkmaar gebracht. Aber wie! Mehr im Triumphe als Gefangene. „Wie Freunde haben wir sie aufgenommen und beschenkt, o, die hatten's gut!" sagte die Frau. Und dann kamen die Tage und Wochen, da sich die belgischen Flüchtlinge über Holland zu ergießen begannen. Soviel Jammer hat Holland seit den schon längst zur Sage gewordenen Tagen des spanischen Schreckens nicht gesehen. Auf den Landstraßen wälzten sie sich heran, die überfüllten Eisenbahnzüge luden sie zu Tausenden und aber Tausenden ab, mit Kind und Kegel rückten sie an, Furcht und Entsetzen auf den blassen Gesichtern, Angst im Herzen und Hunger in den Geweiden. Das war wie eine Völkerwanderung, und war in Terneuzen und Bergen op Zoom so wie in Rotterdam und Utrecht, in Nijmegen so wie in Arnhem und Amsterdam und Haarlem. Keine Stadt blieb verschont, und jede öffnete gastfreundlich und barmherzig ihre Tore. Und obgleich durch den lahmgelegten Handel sich überall schon Mangel und Teuerung bemerkbar machten, hat man sie alle aufgenommen. Die Religionsangehörigkeit zeigte sich merkwürdigerweise als das festeste Bindeglied: die Protestanten nahmen sich ihrer Glaubensgenossen an, die Katholiken und Juden der ihrigen. Aber keiner stand hintan, jeder wollte helfen, und wo die leerstehenden Wohnungen nicht ausreichten, da griff man eben zur Einquartierung. Kein Flüchtling aber weilt in Holland, der nicht ein Dach über dem Kopf, eine Lagerstätte zur Nacht hätte!

Auch hierin hat sich Holland groß gezeigt. Wie groß, das kann nur der ermessen, der weiß, wie übervölkert die großen Städte dieses Landes sind, wie in Orten wie Amsterdam und Rotterdam jeder Fußbreit

Digitized by Google

Holländischer Schiffer
Ölstudie von Hans von Bartels

Digitized by Google

Landes ausgenutzt ist, wieviel Menschen schon in normalen Zeiten diese schmalen, hohen Häuser beherbergen. So weit und frei die Ebenen sind, so eng und begrenzt sind die Dörfer und Städte, und nicht die kühnste Phantasie vermag sich etwa die augenblicklichen Zustände im Judenviertel in Amsterdam vorzustellen, wo all die jüdischen Diamantschleifer aus Antwerpen Zuflucht gefunden haben. Während das Land barmherzig die Not und das Elend anderer lindert, wachsen seine eigenen Leiden, Holland hat in des Wortes wahrster Bedeutung einen Krieg, ohne selbst Krieg zu führen; das ist das Bild, das das reiche, zufriedene, durch fast sprichwörtliche Behäbigkeit berühmte Land jetzt bietet.

Und wie sah es einst aus, als noch nicht die Zeitungen der ganzen Welt die „Nieuwe Rotterdamsche Courant" und das Amsterdamer „Allgemeen Handelsblad" auf Nachrichten hin lasen, als noch in seinen Kunststätten und Seebädern sich eine internationale Gesellschaft ein Stelldichein gab? Wenn ich jetzt des Abends nach getaner Arbeit nach Hause gehe, führt mich mein Weg immer an einer Kunsthandlung vorbei, in der an einer Hinterwand, halb versteckt hinter antiken Bronzen, chinesischen Vasen und indischen Schnitzereien, eine große holländische Landschaft hängt. Ich kenne den Maler des Bildes nicht und kann, wenn ich so durch das Schaufenster in den dämmerigen Laden blicke, nicht einmal unterscheiden, ob es ein gutes Bild ist. Aber das eine empfinde ich immer aufs neue: Holland lebt in dieser Kanallandschaft mit ihren Schiffen und Windmühlen, das Holland, wie ich es noch vor ganz kurzer Zeit als unverlierbare Erinnerung mit nach Hause gebracht habe, wie es jetzt wohl nicht mehr ausschaut, da Tumult und Aufruhr das stille Land mittelbar auch überlohen, aber das Holland, wie ich es zu stillerer Zeit für diese Hefte festzuhalten versucht habe. Mögen die flüchtigen Aufzeichnungen es auch jetzt in des Krieges rauhen Stürmen vor dem oder jenem in dem geheimnisvollen Glanze wiederaufleben lassen, der es dem deutschen Herz und Gemüt besonders teuer macht und machen muß, wenn sie auch nicht eigentlich aktuell sind.

Ein Meisje (Phot. Becker & Maaß, Berlin)

Was weiß man eigentlich von Holland? Da hat man zu Hause bei sich auf dunklen Schränken ein paar Delfter Vasen stehen, deren verschnörkeltes Blau-Weiß einen hellen Ton in das gedämpfte Durcheinander altdeutscher Zinngeräte und brauner Bronzen bringt; da erhält man allsommerlich von Freunden und Bekannten ein paar Ansichtskarten aus Scheveningen mit Hotelpalästen darauf, die genau so nichtssagend ausschauen wie die Riesenkarawansereien der Schweiz und der Riviera; und da geht man im Winter hin und wieder in eine dieser holländischen Likörstuben, wie sie jede Großstadt hat, und trinkt aus seltsam geformten Gläsern den bitterlichen „Half om half" oder den dickflüssigen „Advokaat". Das ist alles. Der Kunde, die uns die dunkeltonigen Bilder der alten Niederländer aus dem eigenartigen Lande bringen, dem Reiz, den etwa in modernen Kunstausstellungen die holländischen Gemälde Hans Herrmanns oder Max Liebermanns auf uns ausüben, stehen wir mit der hilflosen Sehnsucht gegenüber, mit der wir als Kinder den alten Märchen lauschten, und wenn wir uns in weicher Stimmung auch einmal vornehmen, zur nächsten Reisezeit nach diesem Holland zu fahren, wir fahren doch wieder woanders hin, nach der Schweiz, nach Tirol, nach Nizza oder Monte, und Holland ist vergessen.

Auch mir ging es so. Bis mich eines schönen Tages der Zufall am Wickel packte und kurzerhand in Amsterdam absetzte. Ich war damals mit dem Nachtzug gefahren,

Hafenbild aus Amsterdam mit der St. Nikolaskirche (Phot. Neue Photogr. Gesellschaft in Berlin)

und ich erinnere mich noch heute, wie ich dann am anderen Morgen plötzlich vor dem Amsterdamer Bahnhof stand und mit übernächtigen Augen auf das Panorama blickte, in dem sich die seltsame Stadt vor dem Ankömmling aufbaut: bunt und abenteuerlich reihen sich die schmalen, uralten Handelshäuser aneinander, geheimnisvolle Grachten öffnen sich, bizarre Kirchtürme überragen das Gewirr der hochgiebligen Dächer, und in dem zwischen Bahnhof und Stadt liegenden „Open-Haven" drängen sich malerisch die dickbäuchigen Lastschiffe. Und man versteht kein Wort! Man weiß nicht, was die Kutscher von einem wollen, man weiß nicht, was die wilden Schilder an den Häusern bedeuten, man weiß nicht, was der aufgeregte Zeitungsverkäufer einem vorplappert. Eine andere Welt tut sich auf.

Dieser erste Eindruck bleibt. Eine andere Welt! Zwar nur um wenig mehr als einen halben Tag von dem heimatlichen Berlin geschieden, aber doch so fremd, so augenfällig andersgeartet, daß man sich zunächst wie verzaubert vorkommt. Dies plötzliche, völlige Enthobensein aus gewohnten Zuständen, dies Taumeln in einem berauschenden Hin und Her neuer Eindrücke verklärte mir ganz eigentümlich die Reihe jener Tage, in denen ich damals in einem ziemlich planlosen Kreuz- und Querreisen zum erstenmal den Reiz des merkwürdigen Landes zu ergründen versuchte. Aber wie alles Köstliche auf Erden durch die Patina der Zeit noch köstlicher wird, so ging es mir auch mit Holland, mit dem mich allmählich in der Erinnerung fast so etwas wie ein Heimatgefühl verband. Und der Wunsch, es zu einem zweiten Male zu sehen, wieder den strengen Geruch der Kanäle und Grachten zu spüren, am Glanz der alten braunen Städte mich zu freuen, noch einmal in der unendlichen Weite des holländischen Himmels aufzugehen, war nur die notwendige Folgeerscheinung der Sehnsucht, mit der meine Gedanken in stillen Stunden immer wieder dorthin zurückeilten.

❦ ❦ ❦

So kam es, daß ich an einem wundervollen Mainachmittage wieder in Amsterdam auf dem „Stationsplein" stand. Aus Helgoland kam ich. Noch immer lag mir der Donner der Brandung im Ohr, die mich des Abends auf dem roten Felseneiland der Nordsee eingeschläfert, des Morgens wieder aufgeweckt hatte, noch immer meinte ich den herben Salzgeschmack der Meeresluft und jenen eigentümlichen Geruch, ein wenig faulig und ein wenig nach dem Teer der Fischerboote, die schwer und dunkelglänzend in Reihen auf dem Steinstrand des Unterlandes lagen, zu spüren. So konnte mich der auffallende Unterschied zwischen Amsterdam und Berlin nicht so erschrecken und beglücken, wie das erstemal, als mich nur eine Nacht von der lichten Großartigkeit des Potsdamer Platzes etwa und der Leipziger Straße trennte. Im Gegenteil, der strenge Hauch der vielen kleinen Häfen, in die die dunklen Grachten mündeten, der Anblick der bunten Fischerewer und der Heringsschuten, die hier dichtgedrängt vor Anker lagen, um ihre Ladung zu löschen oder neue Fracht zu nehmen, berührte mich fast vertraut. Und mitten im Gewimmel des großen Platzes dachte ich an einen Abend, den ich auf Helgoland verlebt. Am Tage

Digitized by Google

Oude Schans in Amsterdam mit dem Montalbaansturm

hatte das Meer gewütet, wie es so wild nur dort wüten kann; in weißem Gischt waren die Wogen immer über das starke Bollwerk der Wellenbrecher gestürzt, die das Unterland Helgolands schützen sollen, die Sturmzeichen oben am Abhang des Oberlandes hatten wie wild im Spiel des Windes getanzt, und die hohe Landungsbrücke war nachher zu zwei Dritteln in angeschwemmtes Geröll gebettet. Gegen Abend aber beruhigte sich die aufgebrachte See, und als die untergehende Sonne alles in einen milden roten Schein tauchte, da standen plötzlich in der schimmernden Glätte unzählige norwegische und holländische Fischerboote, die der Sturm hierhergetrieben. Merkwürdig und wie aus einer anderen Welt spiegelten sie sich im Wasser, mit seltsam geformten Segeln, die halb gerefft waren, und mit bunten Lampen, die heimatlich und fast bekannt durch die sinkende Dämmerung grüßten. Am andern Morgen aber war das alles wieder verschwunden …

Wie leicht, dachte ich, ist eins von diesen schwerfälligen Schiffen dabei gewesen, die jetzt hier vor dir in der Sonne liegen! Aber dies vage Vertrautsein verflüchtigte sich rasch, als ich jenseits der Brücke den eleganten Damrak hinunterschritt, der ladenreich und von der ganzen Hast des holländischen Alltags erfüllt in die eigentliche Stadt hineinführt.

Hier erhebt sich der merkwürdige Börsenbau des holländischen Baumeisters Berlage, ein Musterbeispiel neuer holländischer Baukunst. Der hellrote Ziegelbau ist sicherlich nicht nach jedermanns Geschmack; aber seiner imposanten Wirkung wird sich keiner entziehen können, und jedenfalls ist hier etwas weit Originelleres, weit Holländischeres geschaffen worden als beispielsweise in den langweiligen Renaissancegebäuden des Bahnhofs und des abgelegenen Rijksmuseums des vergötterten holländischen Architekten Cuypers. Dieser Cuypers ist der Ihne Hollands. Man langweilt sich vor seiner mißverstandenen Renaissance fürchterlich, und mit um so größerem Entzücken erholt sich das Auge an der edlen Architektur der uralten vornehmen Kaufmannshäuser an der Heeren- und an der Keizersgracht, die in ihrem einfachen Backsteinstil des 17. Jahrhunderts beste holländische Tradition pflegen. Und so grotesk in manchem auch die Börse und die modernen Handelshäuser Berlages auf den ersten Blick anmuten, so sehr wird man sich denn doch dessen bewußt, daß sie in dieser Tradition wurzeln. Selbst das minderwertigste Dreifensterhaus in der abgelegensten und verrufensten Gracht, die baufälligste Baracke im Judenviertel ist noch Holland; die Paläste des Cuypers sind Allerweltsbauten und könnten ebensogut in Hohensalza stehen. Gerade Holland ist sonst merkwürdig frei von solchen Sünden. Die alte Kultur des Landes scheint sich unbewußt gegen Verschandelung irgendwelcher Art immer gewehrt zu haben. Nur in den Großstädten Haag und Rotterdam noch ist einiges davon zu buchen. Aber über kurz oder lang werden ja die Großstädte der ganzen Welt sich überhaupt gleichen, und man kann noch froh sein, daß gerade die Hollands noch so viel Individualität bewahrt haben, daß es immerhin einen Genuß bedeutet, sie zu durchwandern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Gedränge wird immer stärker, das Geschrei immer aufdringlicher, weiche Hüften drängen sich an dich heran, freche Blicke begaffen dich, aus den dunklen Kellerhälsen steigen üble Gerüche. Und auf einmal macht man kehrt und eilt den Weg zurück, den man gekommen, irgendwohin, nur fort aus dieser fremden Welt, die wie ein Albdruck auf einem lastet.

Und macht erst wieder halt, wenn sich dann plötzlich eine breite, lichte, baumüberschattete Gracht auftut, die in ruhiger Vornehmheit daliegt. Denn die Extreme berühren sich auch hier. Hinter mir, wie abgeschnitten, der Taumel des ruhelosen Judenviertels, vor mir die spiegelnde Fläche der Binnenamstel und jenseits des Wassers, in grüne Bäume gebettet, das reiche Amsterdam. Das Amsterdam der Hotels, der üppigen Restaurants, der eleganten Kaufläden. Manch einer von den Antiquitätenhändlern aber, der jetzt seinen Laden und die Kostbarkeiten, die dieser birgt, durch wundervolle Bronzegitter gegen die nächtliche Außenwelt abschließt, mag klein und gering in jener sonderbaren Welt begonnen haben, die das uns so ungeläufige Wort „Judenviertel" einschließt.

⁂

Schönstes aller Erlebnisse, nachts durch eine fremde Stadt zu gehen! Man kennt die Straßen nicht und wandert aufs Geratewohl. Über Brücken hinweg, die man nie wiederfinden würde, wenn man des Tags nach ihnen suchen würde, an Kirchen vorbei, deren ragende Türme in einen unbekannten Himmel starren. Alle Viertelstunde erklingt ein Glockenspiel von ihnen, schwingt über die Dächer und Giebel der schlafenden Stadt und rührt uns mit seiner fremden Melodie. Alle Kirchen begrüßen sich so, tagaus, tagein, Jahrhunderte schon. Man glaubt, dabei nicht einschlafen zu können, und wird doch gerade davon eingelullt. Ja, es spricht beruhigend in unsere Träume wie der Singsang der Mutter an unserer Wiege.

Ich war in dieses Glockenspiel verliebt wie in die putzige Enge von Hollands alten Likörstuben. Es sind ja wohl auch die beiden Dinge, die am überzeugendsten von alten Zeiten sprechen, von den Bildern der alten Meister in den Museen natürlich abgesehen. Des Morgens konnte ich nicht früh genug das Fenster, dessen unvergeßlicher Blick auf ein Gewirr barocker Giebel und braunroter Dächer ging, öffnen, um die einförmigen Melodien der verschiedenen Glockenspiele zu hören — wie schön das war, im Halbschlaf dann darauf zu lauschen! —, und an den Butzenscheiben und den kleinen weißgestrichenen Türen von Wijnand-Focking und Bols konnte ich vollends nicht vorübergehen. Was in Berlin und anderswo als lächerliche Maskerade wirkt, das hat hier alles den Hauch des Echten, des Ursprünglichen: die dickbäuchigen dunklen Flaschen, das Delfter Porzellan, die komisch geformten Gläser, die langen Tonpfeifen, das altertümliche Mobiliar, das mehr an die mittelalterliche Offizin eines Apothekers erinnert denn an eine Tapperij. Und man kann hier soviel Schnaps vertragen! Er rumort wohl ein bißchen im Kopf, aber die kühle Luft, die von der Zuidersee her ständig über die tiefgelegene Stadt streicht, nimmt das bald wieder weg. Und nur zu gerne sitzt man ein paar Stunden später wieder vor dem Glase braunen Half om Halfs oder schlürft über Aprikosen gegossenen Branntwein ...

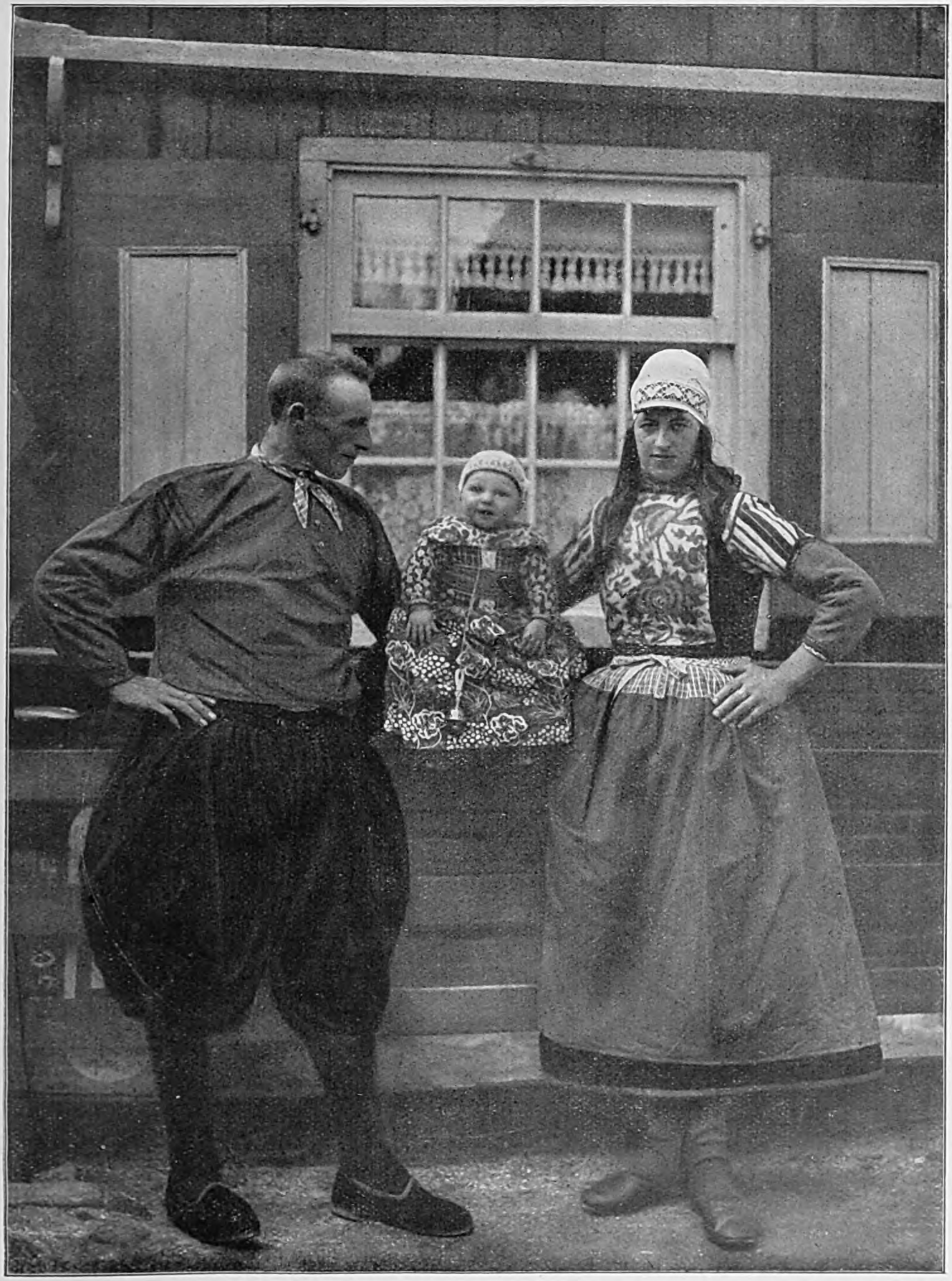
⁂

Wie wir an Bronzen die kostbare grüne Patina lieben, an den Bildern der großen toten Maler die Wärme der nachgedunkelten Farben, so müssen wir auch dem späten Glanz von Hollands kleinen alten Städten unsere ganze Liebe schenken. Immer sind sie willig, zu unserer Seele zu sprechen, sei es mit der braunen Masse ihrer Häuser und Dächer, sei es mit den Türmen ihrer Kirchen, sei es mit dem geheimnisvollen Schimmer lindenumblühter Kanäle, stiller Beguinenhöfe, verschlafener kleiner Häfen. Um sie herum schmiegt sich die Ebene, die endlose holländische Ebene, und bettet die Städte in ihr tiefes Grün, wie eine Perle friedvoll ruht in einer Muschel.

Die Ebene ... Kanäle durchziehen sie kreuz und quer, gerade ruhige Kanäle mit schweren Schiffen. Weithin leuchten die braunen Riesensegel dieser Schiffe über das stille Land, tagelang können sie so dahingleiten, die Ziehbrücken öffnen sich vor ihnen und schließen sich wieder, und nichts ist heimlicher und seelenaufwühlender, als wenn du auf einem solchen Schiffe stehst, die Dämmerung fällt gerade, und in den Häusern entzünden sich die Lampen und du schwebst lautlos auf spiegelndem Wasser so durch ein Dorf, durch eine kleine Stadt, die sich zum Schlummer rüstet. Hoch ragt das fremdgeformte Segel in die Luft, hochüber all die kleinen Häuser; du aber kauerst irgendwo auf Deck und träumst dich fest ins enge, liebe Leben der Kleinstadt hinein, glaubst fast, an diesen Ufern, in diesen stillen Häusern Kind gewesen zu sein — so rührt die Landschaft dich!

Eine Kanalfahrt! Fremd bleibt Holland dem, der keine gemacht, wie Italien keiner kennt, der nicht ins Innere gedrungen, nicht die Eisenbahngleise verlassen, nicht alte Villen und alte Gärten aufgestöbert hat. Und fremd auch dem, der nur die Badeorte und nur die Museen gesehen hat. Das ist alles nicht Holland. Holland — das liegt versteckt, das will gesucht und wie alles Schöne dann mit hingebender Seele geschaut werden. Es schenkt sich nicht so von ungefähr. Nein! Auf einem Schiffe stehen und auf die abendliche Stadt zufahren, die in wundervoller Silhouette gegen einen Perlmutterhimmel steht, in einem der abgestorbenen kleinen Binnenhäfen landen und mit dem ersten Schritte gleich mitten in dem Hin und Her der Straßen und Kanäle, der geschwun-

Digitized by Google



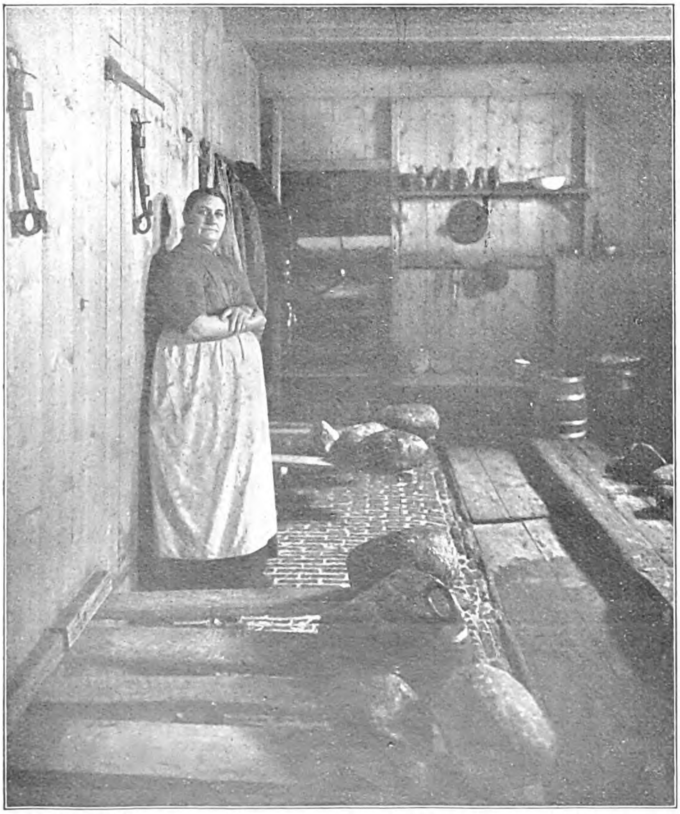
Fischerfamilie in Volendam
(Phot. Becker & Maaß, Berlin)

Digitized by Google

genen Brücken und der aufstrebenden Kirchtürme sein — das ist Erlebnis. So fährt man von Delft nach Rotterdam, an Overschie vorbei, durch Dörfer hindurch, die wie aus einer schönen alten Spielzeugschachtel aufgebaut scheinen, so bunt, so reizend, und immer, wenn der Blick einmal freier wird, hat man den dunklen Turm von Rotterdams Grooter Kerk vor Augen.

Von Rotterdam nach Dordrecht ist ein Katzensprung. Entfernungen gibt es ja in Holland eigentlich überhaupt nicht. Man steht mit einem Fuße immer schon in einer anderen Stadt, so nahe liegen die Ortschaften beieinander. Und gerade weil sie so nahe beieinander liegen, sollte man stets die hier natürlichsten Verbindungswege benutzen, die Kanäle. Denn die geschwinde Eisenbahn läßt allzu sehr vergessen, daß man zu einer anderen, einer neuen Stadt kommt: kaum hat man es sich im Zuge bequem gemacht, da hält er auch schon wieder, und man ist da. Auf dem Wasserwege geht's langsamer. Dafür darf man aber eine Landschaft sondergleichen erleben, darf sich allmählich hinüberleiten lassen zu den fremden, immer neuen Wundern, die jede Stadt bietet. Hollands Städte sind sich zwar alle ähnlich, aber gleichen tut keine der anderen. Das schweigsame, schattenbeladene Leiden wird nie Haarlem sein, so nah es ihm auch liegt, Delft wieder nie Leiden, Utrecht nicht Arnhem.

Und so ist das bunte Dordrecht auch nicht das finstere Rotterdam. Dordrecht ist ein herbstlicher Farbentraum, das tiefe Braun seiner Giebel und Dächer, das bei sinkender Dämmerung ins Violette spielt, erinnert an letzte Astern. Dordrecht, einst der Niederlande reichster Handelsplatz, ist jetzt vielleicht die malerischste Stadt Hollands. Man muß ankommen, wenn die Sonne über „de oude Maas“ untergeht, das schwarze Dampfboot gleitet dann durch eine Flut von Gold auf die gotische Groothoofdspoort zu, und das Auge, das schon auf der anderthalbstündigen geruhsamen Fahrt an dem menschenwimmelnden Lachsmarkt „Kralingsche Veer“ und den unzähligen, nach Teer riechenden Schiffswerften vorbei kaum all das Schöne in sich aufnehmen konnte, möchte sich vor dem Zauberbilde der steil aus dem Wasser steigenden Stadt fast schließen, weil es fürchtet, das holde Märchen möchte in Dunst und Rauch vergehn. Es zergeht natürlich nicht. Denn es ist handfesteste, jahrhundertalte Wirklichkeit, und die tausend Schiebefenster der Häuser an Maas- und Merwedeufer, die da im Glanz des Abendrotes bluten, haben sich schon in den Wassern gespiegelt, als hier zu Anfang des 17. Jahrhunderts die große Synode tagte, die den Streit zwischen Arminianern und calvinischen Gomaristen schlichten sollte ... die weißbehaubten, holzbeschuhten Frauen, die Männer in den weiten schwarzen Samthosen, die sich mit unverständlichen Zurufen am Hafen die riesigen Steinbutten und die wassertriefenden Körbe mit Seezungen und Makrelen von Hand zu Hand weiterreichen, die wissen nichts davon; aber der wildzerklüftete Turm von „Onze lieve Vrouw“, der das Stadtbild so unvergeßlich macht wie der der Grooten Kerk das von Rotterdam, der von St. Bavo das von Haarlem, der ragt als Blutzeuge einer großen Vergangenheit heilig



Aus der Heimat des Edamers (Phot. Becker & Maaß, Berlin)

Digitized by Google

aus, noch ehe das Schiff angelegt, „Cents, Cents". Sie deuten auf den Kodak und sagen „bickebicke" ... Hat man sie dann geknipst, so setzen sie ihren Wert sogleich in Münze um und sind strenge Gläubiger, die auch nicht den elendesten Stuiver einzutreiben vergessen ...

Diese Dörfer sind Idyllen, nicht so blutarme Hirngespinste wie die eines Salomon Geßner oder eines Maler-Müller, sondern recht handfeste, urwüchsige Stilleben mehr im Stile des Jan Steen. Man kann sich beruhigt Jahrhunderte zurückversetzt wähnen. Wie damals, so wird noch heute hier im Bauernhaus selbst der runde, schwere Käse zubereitet, und in den gleichen Räumen, wo der Bauer aus Broek oder Edam die duftenden Kugeln aufstapelt, schläft er im hölzernen Wandverschlag noch heute seinen gesunden Schlaf; wie damals, so leben noch heute die Fischer Volendams und Monnikendams allein von dem, was ihnen der Fischfang in der Zuidersee bietet. Das Leben spielt sich hier in so einfachen, uralten Formen ab, daß unsere sogenannte Kultur im Augenblick wie ein utopistisches Märchen berührt. Ist der Wind günstig, dann sind die Dörfer tot, die Männer sind alle draußen, und in den kleinen Häfen treiben nur die Möwen ihr Spiel. Ist das Wetter aber schlecht oder herrscht Windstille, dann liegen all die schwerfälligen Schiffe in diesen Häfen vor Anker. Ein Wald von Masten starrt dann gen Himmel, zwischen den Masten und Rahen hängen die dunkelbraunen Netze zum Trocknen, hoch oben, die Wimpel aber, flattern wie ein Volk gespenstiger Vögel, die immer an der gleichen Stelle die Fittiche rühren, ohne vorwärts zu kommen. Dann lungern die Männer mit der Pfeife im Mund untätig an der Hafeneinfahrt oder vor den Türen ihrer puppenhaften, kabinenartigen Häuschen, oder sie schauen in der Fischhalle der Versteigerung des letzten Fanges zu, — hagere Gestalten in malerischen, weiten Hosen, eine dicke Samtmütze auf dem strohblonden Kopf.

Die Trachten sind verschieden. In Volendam tragen sie schwarze Hosen und blaue Jacken, auf der Insel Marken rote Schärpen und schwarze Jacken, in Scheveningen wieder ganz rote Hosen. Scheveningen nämlich besteht durchaus nicht etwa nur aus Hotelpalästen und Kurpromenade und Landungsbrücke. Viele werden es allerdings nicht anders sehen. Aber von Bildern Mesdags und Liebermanns weiß man ja, daß es auch ein Fischerdorf Scheveningen gibt, ein Dorf mit reizenden kleinen Häusern, das hinter den mächtigen Dünen liegt und für seine Heringspinken einen schönen großen Hafen hat. Es ist sehr hübsch um Feierabend herum durch dieses Dorf Scheveningen zu wandern. Dann sind die Hausfrauen gerade dabei, mit Schrubber und Besen und heißem Wasser, das sie beim Krämer kaufen, die netten Häuschen von oben bis unten abzuscheuern; andere putzen die Milchkannen aus blankem Messing; und vor jeder Haustür hängen die hochroten Hosen der Männer zum Trocknen.

Reizend ist es auch, solch eine Fischerwohnung einmal von innen anzusehen. Die sprichwörtliche holländische Sauberkeit ist kein Märchen. Auf Helgoland und in den Häusern der nordfriesischen Halligen findet man ähnliches. Urväter Hausrat, jeder Winkel ist ausgenutzt; aber wie blitzt das Messing, wie lacht das blauweiße Porzellan, wie blütenweiß prunken die zierlichen Vorhänge an den Fenstern! Jeder Hausfrau muß in einer solchen Küche das Herz höher schlagen, jedem Sammler müssen vor diesen kostbar geschnitzten Truhen und Kommoden die Augen übergehen. Aber die Kultur hat natürlich hier auch schon ein übriges getan. Neben den guten alten Geräten, die sich vom Vater auf den Sohn vererben, hohnlacht auch schon der Tand des Haager Warenhauses, und statt des selbstgeschnitzten Schiffsmodells, das so tief und gut den gefährlichen Beruf des Hauseigners versinnbildlichte, hängt wohl zuweilen in Scheveningen schon von der niedrigen Balkendecke die elektrische Glühbirne ...

Die Insel Marken aber ist das echteste Erlebnis, das Holland bietet. Die bunten Trachten, die hier noch ausnahmslos getragen werden, bedingen das natürlich. Der strenge Hauch der grauen Zuidersee, die Weltverlorenheit des winzigen Eilands geben ihren Zauber dazu, und die grün und rot gestrichenen Holzhäuschen, die alle der Sturmflut wegen auf hohen Pfählen stehen, sind mit ihren weißen Fensterumrahmungen so lieb und lustig anzuschauen, daß man sich am liebsten eins einpacken möchte. So wandert man in der kurzen halben Stunde, die das Schiff hier anlegt, wunderlich verträumt durch den Wirrwarr der kleinen Gassen, schaut hier in ein offenes Fenster, streichelt dort einem wonnigen kleinen Meisje die drallen Wangen und stiehlt sich gegen ein paar Kupfermünzen eine reizende Gruppe holländischen Familienglücks für den immer bereiten Kodak ... ja, Amsterdam und Rotterdam sind wüste Träume, die den Empfänglichen in einen Rausch von unbegrenzten Möglichkeiten wiegen. Aber man erwacht mit einem benommenen Kopf. Man findet sich aus dem lasziven Trubel der Amsterdamer Kalverstraat, dem lauten Pfeifen und Johlen der Rotterdamer Hoogstraat nur schwer in die Wirklichkeit zurück, und die Erinnerung hat trotz schillernder Einzelheiten einen faden Nachgeschmack. Das flüchtige Hineinschauen dagegen in die Heimlichkeiten dieser kleinen Fischerdörfer rings um die graue Zuidersee hat die Reize eines friedfertigen Spaziergangs, die Natur und ihre Ursprünglichkeit triumphieren: als ich von der Insel Marken nach dem in Dunst gehüllten Amsterdam zurückfuhr, als das Schiff wieder den Qualm und Lärm des großen Außenhafens

Digitized by Google

Tulpenzucht in Haarlem. Gemälde von A. L. Koster

Digitized by Google

Digitized by Google

passierte, da schien es mir, als ob ein lieblicher Sommertag zur Neige ginge ...

Es war in der Tat ein lieblicher Sommertag zu Ende gegangen, nicht nur symbolisch; am andern Tage war der Himmel grau in grau, die Schiebefenster klapperten wie aufgebracht, im Hafen heulten die Tuten der großen Kohlendampfer, und Haarlem sah ich im Sturm.

Haarlem!

Grau und wuchtig steigt der Riesenbau St. Bavos, Haarlems schönster Kirche und zugleich Haarlems Wahrzeichen, aus den roten Klinkern des Marktplatzes auf, so düster heute und schwer wie an andern Tagen zierlich und kokett, wenn die Sonne ihn vergoldet. Dann strahlt das gotische Rankenwerk der Fenster und Strebepfeiler, dann blinkt und glitzert der Dachreiter über all die braunen und roten Dächer der alten Stadt weit in die Ebene hinein, wie eines der künstlichen Messinggeräte, die in den winzigen, puppenhaften Läden am Fuß der Kirche feilgehalten werden. Zahllose solcher Läden beschirmt St. Bavo, gewährt ihnen, den Zwergen, gutmütig Platz zwischen seinen viereckigen Strebepfeilern, in seinen ungeheuren Fensternischen.

So, in der Sonne, haben unzählige tote Maler Haarlem und seine Groote Kerk gemalt, Wouwermans und Ouwater und Jan van der Meer und Job Berckheyde und wie sie alle heißen. Sie alle kann man im Frans Hals-Museum bewundern, das jetzt so schön und sinngemäß in einem dieser wundervoll ruhigen Altmännerhäuser untergebracht ist. So herrlich allerdings, wie der große Vermeer Delft gemalt hat, hat keiner Haarlem gemalt. Es hätte sich gelohnt, aber man muß auch so zufrieden sein.

Dafür haben die Maler der Neuzeit in Haarlem ein Motiv gefunden, das an Farbenreiz die Sonnenbilder der Alten alle weit übertrifft. Das ist Haarlem zur Tulpenzeit! Die Vorliebe für die bizarre Schönheit der Tulpe, die mit in Holland zuerst entstand und dann, die ganze damalige Welt im Sturm erobernd, geradezu in wildesten Fanatismus ausartete, bis der berühmte „Tulpenkrach" von 1637 dem üppig blühenden Schwindel ein jähes Ende bereitete, diese Vorliebe hat sich in beschränkterem Maße bis auf den heutigen Tag erhalten. Und zur Zeit der Tulpenblüte, die in den Anfang Mai fällt, liegt das braune Haarlem in einem wahrhaften Teppich von farbenglühenden Tulpenfeldern. Wie ein Meer breitet

Gracht in Delft. Gemälde von Karl Walser

Digitized by Google

Holländisches Dorf. Ölstudie von Prof. Gilbert von Canal

sich die wogende Pracht rings um die Stadt, brandet rot und gelb und weiß an die alten Mauern, und wilder Duft überflutet weithin das Land. Kein Haus, kein Lokal gibt es dann, auf deren Tisch und Fensterbrett nicht die seltsam starren Blumen verlockend prunkten, und für wenige Cents ersteht man an jeder Straßenecke einen Riesenstrauß, den man in Deutschland für eben so viel Mark auch nicht annähernd so üppig, so reich, so frisch erhielte . . .

Haarlem liegt nahe dem Meere, seine Meeresstation, wenn man so will, ist Zandvoort, wie Ostende die des toten Brügge. Darum spürt man auch überall in seinen Straßen und Kanälen den wilden Atem des Meeres. Über die hohen Dünen bei Zandvoort hinweg jagt er durch die tiefe Ebene, jagt er durch die Ruisdael'sche Baumallee bei Overveen, deren Bäume noch immer schief stehen, und mehr als ein dunkles Kaufmannshaus am Spaarne, dem Fluß Haarlems, mehr als eine der Windmühlen

Digitized by Google

an den Grachten legt beredtes Zeugnis dafür ab, wie jahraus, jahrein, Tag und Nacht die scharfe Luft des Meeres an ihnen gerbt. Am Kaasmarkt in Haarlem, am Open-Haven in Amsterdam, am Blaak in Rotterdam, wo der berühmte „Zeevischmarkt“ ist, werden oft aus dickbäuchigen schwarzen Schiffen mit braunen geflickten Segeln Stockfische ausgeladen, viele, viele Bündel, hart wie Stein, von Eisenbändern sind diese Bündel zusammengehalten ... so sehen auch diese Häuser da in Haarlem aus: braun, hart, verwittert, nicht anders als ein Bündel Stockfische.

Sie stehen natürlich nicht in den Hauptstraßen. Aber wenn man vom Marktplatz zu der Haltestelle der elektrischen Schnellbahn will, die von Amsterdam über Haarlem nach Zandvoort fährt, dann muß man gegen Ende des Wegs durch ein Vielerlei kleiner Gassen und abgelegener Grachten. Da findet man diese alten Häuser und Mühlen, da findet man auch die intimen Reize der holländischen Stadt: Beguinenhöfe und abgelegene Waisenhäuser, merkwürdig gebogene Steinbrücken, halbzerfallene Synagogen. Geht man bei stillem, sonnigem Wetter hindurch, wo alles sich im Wasser der Grachten spiegelt, dann sagt man getrost: es gibt nicht nur ein totes Brügge, ein totes Leiden, nein, auch ein totes Haarlem. Diese Städte der großen Vergangenheiten sind wie Witwen, die aus der Erinnerung an einstiges Glück die Kraft zum Leben nehmen ... Erst der Sturm — nicht der Wind, den haben sie immer — bringt wahres Leben. Dann klappern die wetterharten Ziegel, dann zittern die großen Schiebefenster, dann schlagen die Läden an die Hauswand. Das Wasser in den kleinen Grachten schlägt Wellen und brandet fast um die ausgetretenen Steinstufen der Wäschebänke im toten Haarlem.

⌘ ⌘ ⌘

Im toten Haarlem? Und steht nicht ein paar Straßenecken weiter auf blanken Schienen die elektrische Schnellbahn, mehr als alles andere ein Kind unserer fiebernden, stets lebendigen Zeit? Steht da und wartet, Richtung Zandvoort, auf den einen Hebelgriff des Führers, um dann auf ihren blanken Schienen in die grüne Ebene zu jagen, zum Meere hin ...

Mit Windeseile schwingen sich die weißen Wagen durch das tiefliegende Land, an den bunten Rindern vorbei, die sich schwer, mit gebeugtem Nacken gegen den Wind stemmen, an den Pappeln vorüber, die der Wind schräg in eine Richtung gezwungen hat. Eichwald gewährt bei Overveen kurze Zeit ein Asyl vor dem Sturm, dann fehlt auch dies, wieder heulen Wind und Sirene um die Wette, und dann geht es die graugrünen Dünen hinauf. Wir sind in Zandvoort!

⌘ ⌘ ⌘

Ein dumpfes Donnern begrüßt uns. Es wird leise und schwillt dann wieder an, unaufhörlich ... das Meer! Thalatta! Da liegt es, weit, grenzenlos, ein graues, von weißen Schaumkämmen übertolltes Chaos, darüber der weite, graue, grenzenlose Himmel. Der Sturm reißt an unseren Kleidern, benimmt uns den Atem, auf den Lippen haben wir wieder den bitteren Salzgeschmack, die Kneifergläser sind weißlich beschlagen.

Es ist Mai, noch ist Zandvoort wie ausgestorben. Die großen Hotels sind leer, ab und zu ein Gast, ab und zu in den Strandvillen abends ein Licht ... das ist alles.

Einsam liegt der Strand. Das ist denn auch ein einsames Wandern den Strand entlang, zur Linken die stürzende Flut, zur Rechten die weißen Sanddünen, die in Wellenform weitergehen. Kein Vogel, kein Segel. Man atmet tief und schwer, es schmerzt fast, aber man kämpft sich weiter. Zuweilen klingen Heine'sche Verse in einem auf. — „Nordsee“, erster Zyklus. Sie geben die menschliche Melodie zu dem urgewaltigen Tosen des Meeres ...

„Derweilen, am flachen Gestade,
Über den flutbefeuchteten Sand,
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.
Wo er hintritt,
Sprühen Funken und knistern die Muscheln;
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel,
Und schreitet rasch durch die wehende Nacht; —
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich schimmert
Aus einsamer Fischerhütte.“

Einsame Fischerhütten gibt es nun allerdings in Zandvoort nicht mehr, aber andere Lichter schimmern von der schnurgeraden Strandpromenade, die den hochtönenden Namen Boulevard de Favauge führt, sie geleiten den Fremdling, den der Abend unten am Strande überrascht, zu menschlichen Stätten; daß es jetzt elegante Hotels mit französischem Restaurant sind, ist das Schicksal des Nachgeborenen.

⌘ ⌘ ⌘

Am andern Morgen steht eine kalte, dünne Luft über dem Strand, grau, böse und ruhig. Der Sturm ist völlig abgeflaut. Kleine Wellen laufen an den Strand, der wild zerrissen ist und auf dem schimmernde Pfützen liegen. Immer wieder ziehen die Muschelkarren den Strand auf und ab. Fischerjungen in Holzschuhen sammeln, was da sonst noch herumliegt, und bei Hotel d'Orange stehen Männer und Frauen in grauem Ölzeug um einen Toten, der angeschwemmt ist. Mit ruhiger, überlegener Miene liegt er auf dem feuchten Sand, mitten in kleinen Muscheln, die bei jedem Tritt der Herumstehenden leise knistern. Allmählich scheint es fast, als ob er über die Neugierde und das Mitleid der beratschlagenden Fischer lächle, bleich und hochmütig. Aber das liegt wohl an dem bösen dünnen Lichte, das durch die Wolken rinnt, die immer noch in eiliger Flucht über den weiten, grenzenlosen Himmel ziehen — den geliebten Himmel Hollands.

Digitized by Google

Die Kriegsarbeit der deutschen Stadt

Von Erwin Stein, Berlin,
Generalsekretär des Vereins für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik

Wer vermag heute das Arbeitsgebiet nur einer deutschen Stadt vollständig zu überschauen? Der Bürger nur in den seltensten Fällen, die Vielseitigkeit kommunaler Arbeit ist zu groß. Die Organisation des Gesundheitswesens, die Durchführung der Städtereinigung, die Fürsorge für die Ernährung, das Badewesen, die Bekämpfung von Krankheiten, die Probleme des Städtebaus und Wohnungswesens, das Schul- und Bildungswesen, die Schulgesundheitspflege, das Armenwesen, die Versorgung der Stadt mit Elektrizität, Gas, Wasser, das Spar-, Finanz- und Steuerwesen, der Feuerlöschdienst — alles Gebiete, die fast von jeder Gemeinde zu bearbeiten sind, zum Wohle der Stadt und ihrer Bürger. Und eine neue große Aufgabe trat in den denkwürdigen Augusttagen dieses Jahres an die Bürgermeister und Mitglieder der Stadtverwaltungen heran: die Organisation einer umfassenden Kriegshilfe, eine neue große Aufgabe, für die kein Erfahrungsmaterial vorlag, war doch im letzten großen Krieg vor vierundvierzig Jahren die gemeindliche Arbeit auf kleinen und einfachen Verhältnissen aufgebaut!

Man kann naturgemäß heute noch nicht übersehen, wie hoch die finanziellen Aufwendungen der Gemeinden für eine umfassende Kriegshilfe zu veranschlagen sind. Wohl aber kann man beurteilen, welche Wege gesucht und gefunden wurden, um die durch den Krieg hervorgerufene Notlage möglichst zu mildern. Vor allen Dingen sorgen die Städte für eine weitgehende Unterstützung der Kriegerfamilien, für eine Unterstützung städtischer Angestellter und Arbeiter oder deren Familien, für die Arbeitslosen und organisieren eine wirksame Kreditfürsorge. Auch sonst sind noch allgemeine Fürsorgemaßnahmen aus Anlaß des Krieges getroffen worden, die meist eine Ergänzung der erwähnten Gebiete städtischer Kriegswohlfahrtspflege bieten. Über diese Leistungen hat die Zentralstelle des Deutschen Städtetages Material gesammelt*), es liegen aber auch von sämtlichen Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern direkte Mitteilungen vor, die für diese Arbeit benutzt werden können.

Die Unterstützung der Kriegerfamilien erfolgt auf Grund des Familienunterstützungsgesetzes vom Jahre 1888 und vom 4. August 1914. Zunächst erhalten die Familien die durch das Reichsgesetz bestimmten Sätze, die im Monat 9 Mark für eine Frau und 6 Mark für ein Kind betragen. Die Städte haben Mittel bereitgestellt, die für Unterstützungen über die Mindestsätze des Reichsgesetzes hinaus in Frage kommen. Es handelt sich zum Beispiel vorläufig in Eisenach um 10 000 Mark, in Greifswald um 50 000 Mark, in Neukölln um 1 Million Mark, in Bremerhaven 25 000 Mark, in Breslau 1,5 Millionen Mark, in Hannover 3 Millionen Mark usw. Die Stadt Altenburg schätzt die monatlichen Ausgaben auf 20 000 Mark, Oldenburg auf 10 000 Mark. Die Bemessung der Unterstützungen erfolgt nach verschiedenen Systemen. Teilweise handelt es sich um Prozentzuschläge zur Reichsunterstützung, teilweise um feste Beträge. So beträgt in Großberlin der Zuschlag 100 Prozent zur Reichsunterstützung, in Darmstadt 50 Prozent, in Hof und Iserlohn 33 1/3 Prozent. — Bernburg zahlt 6 Mark für die Frau und 3 Mark für jedes Kind, Siegen 9 Mark für die Ehefrau und 4,5 Mark für jedes Kind. Dazu kommt hier eine Kreisunterstützung in gleicher Höhe. In Bautzen kann die Gemeindeunterstützung auch dann gewährt werden, wenn die Reichsunterstützung nicht bewilligt worden ist. In Dessau wird die städtische Unterstützung gewährt, sobald die Familien der Eingezogenen von privater Seite keine Unterstützung erhalten. In Duisburg hat man sich vorbehalten, im Notfall an Stelle der Barunterstützung Naturalien zu geben, in Hamm wird ein Mietszuschuß direkt an den Vermieter gezahlt, die Stadt Hanau wird in den Fällen, wo die Gesamtunterstützung zum Lebensunterhalt nicht ausreicht, eine besondere Zulage gewähren. In Osnabrück soll außer einer direkten Unterstützung ein Teil des Mietzinses gezahlt werden, weiter wird das Schulgeld für die städtischen Schulen erlassen. Mit der Staatsverwaltung schweben über den Erlaß des Schulgeldes auf den staatlichen Schulen Verhandlungen. In Stendal wurden Mietszuschüsse bisher in 300 Fällen von 750 Gesuchen gewährt. Die Zahlung geschieht unter der Voraussetzung, daß nicht gekündigt werden darf, wenn der Rest der Miete nicht pünktlich von dem Mieter gezahlt wird.

Das Reichsgesetz hat zwei Unterstützungssätze: einen für die Ehefrau und einen für Kinder und sonstigen Angehörigen ohne Rücksicht auf Alter und Anzahl. Mehrere Städte bringen nun durch Abstufung der Sätze nach der Größe der Familien, Zahl und Alter der Kinder eine feinere Verteilung hinein.

Die Bedürftigkeit bildet die Voraussetzung der Unterstützung und wird darum in erster Linie festzustellen sein. Naturgemäß werden

*) Vergleiche Band IV Nr. 18, 19 und 20 der Mitteilungen der Zentralstelle des Deutschen Städtetages.

Digitized by Google

sich hierfür in der Hauptsache nur örtliche Maßstäbe aufstellen lassen. In allen Fällen aber werden die laufenden Unterstützungen von Arbeitgebern Berücksichtigung finden müssen. Besonderes Interesse verdienen in dieser Hinsicht die allgemeinen Grundsätze, die für einen wirtschaftlich einheitlichen Bezirk, den Rheinisch-Westfälischen Industriebezirk, auf einer Sitzung der vereinigten Stadt- und Landkreise für die Gewährung von Familienunterstützungen aufgestellt wurden. Als oberster Grundsatz wurde hier gefordert, daß nur den wirklich Bedürftigen gegeben wird, daß nicht mehr gegeben wird, als zur Bestreitung der notwendigen Lebensbedürfnisse erforderlich ist, und nur soviel, als die beteiligten Lieferungsverbände und Werke dauernd zu leisten imstande sind. Dies könne aber nur dadurch erreicht werden, daß die Kommunalverbände Hand in Hand gehen mit Bergbau und Industrie und daß möglichst jede Sonderstellung einzelner Betriebe vermieden wird. Es wurde deshalb folgendes Verfahren empfohlen:

„Es werden überall gemäß dem Gesetze Kommissionen gebildet, in denen auch die Industrie in angemessener Zahl vertreten sein muß. In jedem einzelnen Falle wird zunächst sorgfältig geprüft, ob überhaupt Bedürftigkeit vorliegt. Wird diese Frage bejaht, dann ist zunächst der Reichszuschuß zu gewähren. Es ist dann weiter wieder in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob ein hierüber hinausgehendes Bedürfnis vorliegt und wieviel zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zu geben ist. Nachdem diese Feststellungen getroffen sind, kann die Kommission bis zu zwei Drittel der staatlichen Sätze aus kommunalen Mitteln bewilligen. Mit der Industrie ist von dem Kommunalverbande zu vereinbaren, daß der über diesen Satz hinausgehende Teil des durch die Kommission festgestellten Betrages von der Industrie für ihre eigenen Arbeiter zu tragen ist. Ist ein Arbeitgeber nicht vorhanden oder ist er zu einer solchen Leistung nicht bereit, dann ist dieser Betrag von dem Lieferungsverbande in erster Linie aus dem hierfür angesammelten Kriegsfürsorgefonds und erst, wenn ein solcher nicht oder nicht mehr vorhanden ist, aus Mitteln des Lieferungsverbandes zu decken."

Im übrigen wird es auf die mehr oder minder gute örtliche Organisation ankommen, daß nur der wirklich Bedürftige etwas erhält.

Über die Organisation des Unterstützungswerks unterrichten die folgenden Beispiele:

In Bamberg wird die Hilfsaktion einheitlich und systematisch durchgeführt. Alle Wohltätigkeitsvereine und Private stellen während der Dauer des Krieges ihre Tätigkeit, soweit Kriegsfürsorge in Betracht kommt, ein und stellen ihren Dienst und ihre Mittel der gemeinsamen Hilfsaktion zur Verfügung. An der Spitze der ganzen Hilfsaktion steht eine Kommission, gebildet aus dem Bürgermeister als Vorsitzendem und dem Vorstande der charitativen Vereine, dem Vorstande der Gewerkschaften und Vertretern der hauptinteressierten Gruppen der Stadt. Das Zentralkomitee gibt die Richtpunkte für die Unterstützung, überwacht das gesamte Unterstützungswesen, so daß eine planmäßige Durchführung der Unterstützungsaktion gewährleistet, insbesondere dafür gesorgt ist, daß eine stetige Fühlungnahme mit der reichsgesetzlichen Unterstützungskommission gegeben ist. Beide Unterstützungsaktionen arbeiten sich gegenseitig in die Hände. Die Gesuche um Unterstützungen sind demgemäß auch alle bei der Zentralunterstützungskommission einzureichen. Die Zentralkommission leitet die eingelaufenen Gesuche den Distriktskommissionen zu, die sich zusammensetzen aus je einem Vertreter der katholischen und protestantischen Geistlichkeit und der israelitischen Kultusgemeinde, je einem Vertreter der freien und christlichen Gewerkschaften, Vertretern von großen charitativen Vereinen, einem Mitglied des Armenpflegschaftsrats und den Waisenpflegerinnen. Diese Kommissionen haben unter der Oberleitung der Zentralkommission die Arbeit im einzelnen zu leisten, haben umgehend die Gesuche zu prüfen und gewähren in glatten Fällen sofort eine Unterstützung.

In Berlin sind mehrere Kommissionen gebildet worden, weil eine einzige Kommission zur Prüfung und Entscheidung der zahlreichen Unterstützungsgesuche (schätzungsweise wird mit der Unterstützung von zunächst rund 40000 Frauen und etwa 52000 Kindern und anderen Unterstützungsberechtigten gerechnet) und zu der erforderlichen Schnelligkeit ihrer Erledigung außerstande sein wird. Da es ferner zweckmäßig erschien, die bureaumäßige Bearbeitung der Unterstützungen (Entgegennahme der Gesuche, Zahlung der Unterstützungen) an Amtsstellen stattfinden zu lassen, die über die Stadt verteilt sind, so sind hierzu die Steuerkassen bestimmt. Da die Zahl der Steuerkassen 23 beträgt, so sind auch ebensoviel Unterstützungskommissionen gebildet worden. Jede dieser Kommissionen soll aus einem Magistratsmitglied als Vorsitzendem, zwei Stadtverordneten und aus den Vorstehern der zu einem Steuerkassenbezirk gehörigen Stadtbezirke als Mitgliedern bestehen, da gerade letztere vermöge ihrer Kenntnis der Verhältnisse der Bezirkseinwohner am besten in der Lage sein werden, die Frage der Unterstützungsbedürftigkeit zu beurteilen.

In München haben die städtischen Kollegien für die neue Aufgabe, die Kriegsfürsorge, einen Wohlfahrtsausschuß gegründet. Mit diesem Wohlfahrtsausschuß müssen die Organe der Armenpflege und der Wohltätigkeit in engster Fühlung stehen. Auf diesem Grundsatz beruht auch die Organisation des Wohlfahrtshauptausschusses. Der Wohlfahrtshauptausschuß hat seine Geschäftsstelle im Rathause. Er stellt die Mittel und

Digitized by Google

die Einrichtungen bereit, die für die Kriegsfürsorge notwendig sind. Die Behandlung der Unterstützungsfälle aber hat er den Ausschüssen, die für jeden Stadtbezirk gebildet sind, übertragen. Die Wohlfahrtsbezirksausschüsse bestehen aus je einem Abgeordneten der städtischen Kollegien, des Armenpflegschaftsrats, der privaten Wohltätigkeit, des Grund- und Hausbesitzervereins und dem Bezirksinspektor. Vorsitzender des Bezirksausschusses ist der Abgeordnete des Armenpflegschaftsrats.

Die Fürsorge des Wohlfahrtsausschusses umfaßt zunächst die Familien, deren Ernährer zu den Fahnen einberufen sind, die Familien der Kriegsteilnehmer. Sie sind demnach an ihn zu verweisen. Die Unterstützungen sind keine Armenunterstützungen; es muß deshalb auch bei dem Verfahren jeder Anschein, als ob es sich um eine Armenunterstützung handle, vermieden werden. Der Bezirksausschuß entscheidet über die Mindestsätze und die städtischen Zulagen. Die weiteren Gesuche wegen der Miete, der Unterbringung von Kindern und anderer Bedürfnisse von Familienangehörigen werden vom Bezirksausschuß vorbereitet und mit gutachtlicher Äußerung der Geschäftsstelle des Wohlfahrtshauptausschusses zur Entscheidung vorgelegt. Mittel stehen zur Verfügung aus Sammlungen und Beiträgen der Stadt.

Soweit es sich um sonstige hilfsbedürftige Familien handelt, vermittelt der Bezirksausschuß Dienst oder Arbeit für Erwerbsfähige und unentgeltliche Aufsicht und Kost für Kinder, sowie sonstige Unterstützung aus Mitteln der freien Liebestätigkeit, unentgeltliche ärztliche und rechtliche Hilfe. Zur Erfüllung dieser Aufgaben wird der Bezirksausschuß alle Hilfskräfte seines Bezirks sammeln und zusammenfassen müssen. Die Geschäftsstelle im Rathaus wird ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen. Soweit die Mittel der Wohltätigkeit nicht ausreichen, tritt die Stiftungsverwaltung und die Armenpflege ein.

Naumburg hat, um eine gleichmäßige und gerechte Verteilung der von den Behörden, Wohltätigkeitsorganisationen und Privatpersonen gespendeten Mittel zu verbürgen, ein städtisches Wohlfahrtsamt errichtet. Das Wohlfahrtsamt stellt im Einzelfalle die Unterstützungsbedürftigkeit der Familien fest und führt genaue Aufzeichnungen darüber, was den einzelnen Familien gewährt wird, denn es soll vermieden werden, daß einzelne Familien in einer über das Bedürfnis hinausgehenden Weise von verschiedenen Seiten unterstützt werden, während andere bedürftige Familien gleichzeitig Not leiden. Nicht nur die Behörden, Kirchengemeinden, Wohltätigkeitsorganisationen, Vereine usw., sondern auch alle privaten Wohltäter haben ihre Unterstützungsmaßnahmen dem Wohlfahrtsamte mitzuteilen und können sich vor Ausübung der Wohltätigkeit durch Einsichtnahme in den Personalbogen der betreffenden Familie auf dem Wohlfahrtsamt darüber unterrichten, was die Familie bereits an Unterstützungen und sonstiger Fürsorge genießt.

Bei der Frage der zweckmäßigsten Art der Unterstützung hat man sich teilweise dafür entschieden, Naturalien zu gewähren, und zwar kommen hauptsächlich Brotkorn, Kartoffeln, Brennmaterial usw. in Frage. Auch die Lieferung von Essen aus den Volksspeisehallen gegen Gutscheine ist beschlossen worden. Die Städte sind außerdem darauf bedacht, daß aus den gewährten Unterstützungen auch die Miete gezahlt wird.

Die Unterstützung städtischer Angestellter und Arbeiter ist zunächst besonders einfach, da den Beamten durch Reichsgesetz die Bezüge unter Anrechnung der Offiziersgehälter unverkürzt gewährt bleiben. Die Städte beschäftigen aber außer den Beamten auch andere Angestellte und Arbeiter, die keinen Anspruch auf weitere Gehalts- und Lohnfortzahlung haben. Bei den Unverheirateten kommt meist nur Fortgewährung des Gehalts für einige Wochen oder Monate in Frage, aber für die Familien der verheirateten Angestellten und Arbeiter, die ins Feld gingen, wird gut gesorgt. Die Bemessung der Unterstützungen erfolgt meist in Prozenten der bisherigen Bezüge. Im allgemeinen macht sich bei den Städten das Bestreben geltend, die Angehörigen ihrer Angestellten und Arbeiter noch besser zu stellen als die sonstigen bedürftigen Kriegerfamilien. Die Zahlung erfolgt in der Regel in bar. Bremerhaven behält sich vor, statt Geldes auch Lebensmittel und Bekleidungsstücke zu verabfolgen. In Darmstadt kommen Naturalunterstützungen in Frage. In Hagen soll der ganze Betrag in Anweisungen auf Mittagessen in den städtischen Küchen und auf Mieten gewährt werden. Die Stadt Bayreuth bestimmt, daß die Stellen den bisherigen Inhabern nach Möglichkeit offengehalten werden. In Kiel wird die Wohnungsmiete direkt an den Vermieter gezahlt. In einigen Städten geht die Fürsorge so weit, 50 bis 75, ja sogar 100 Prozent der bisherigen Bezüge an die zurückgelassenen Familien auszuzahlen.

Die Fürsorge für Arbeitslose ist deshalb wichtig, weil naturgemäß infolge des Krieges eine besonders große Arbeitslosigkeit festzustellen ist. Selbstverständlich entfalten die bestehenden städtischen Arbeitsnachweise eine rührige Tätigkeit, teilweise werden aber auch neue Arbeitsnachweise eingerichtet. Die Stadt Stettin hat ein Arbeitsverteilungsamt geschaffen, dessen Aufgabe es sein soll, nach Möglichkeit die in der jetzigen Kriegszeit besonders schwierige Ausgleichung von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt herbeizuführen. Dieser Einrichtung sind die größeren Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen angeschlossen.

Um Arbeitsgelegenheit zu erhalten, werden in kürzeren oder längeren Zwischen-

Digitized by Google

räumen auch die größeren Betriebe telephonisch angerufen und auf das Arbeitsverteilungsamt hingewiesen. Täglich werden auf Grund der Zeitungsanzeigen (offene Stellen) die Arbeitgeber zur kostenlosen Benutzung des Nachweises aufgefordert. Bei Vergebung von Arbeiten durch das Kriegsbekleidungsamt werden auf Ersuchen der Stadt Vertreter des Arbeitsverteilungsamtes hinzugezogen, damit sofort mit den Arbeitgebern Fühlung genommen werden kann, etwaige Arbeitskräfte besorgt und Lohnstreitigkeiten vermieden werden. Auch die Beschaffung der Arbeitskräfte für die Munitionsdepots ist dem neuen Amt auf Ersuchen übertragen. Gleichfalls sind die Verwaltungen sämtlicher Lazarette ersucht, sich des Nachweises zu bedienen.

Teilweise versuchen die Städte, von sich aus Arbeit zu gewähren und die Weiterführung und Ausgestaltung vorgesehener Arbeiten zu sichern, aber auch besondere Notstandsarbeiten zu schaffen. Wird dadurch keine Hilfe herbeigeführt, so sind Barunterstützungen an Arbeitslose in Aussicht genommen. Dabei ist daran zu erinnern, daß verschiedene Städte schon in Friedenszeiten Arbeitslosenversicherungen hatten, die jetzt zur Bekämpfung der Kriegsarbeitslosigkeit nutzbar zu machen sind. Andere Städte, so Berlin, Bielefeld, Frankfurt a. M., Lüdenscheid usw. haben eine besondere Arbeitslosenfürsorge für die Kriegszeit ins Leben gerufen.

Die weitere Arbeit der Städte beschäftigt sich mit der Kreditfürsorge. Städtische Kriegsdarlehnskassen, die Hypotheken- und Buchforderungen beleihen sollen, wurden in Charlottenburg, Berlin-Schöneberg, Berlin-Wilmersdorf, Neukölln, Magdeburg und Eisenach gegründet. Abgesehen von diesen städtischen Instituten ist eine Bewegung zur Gründung von Kriegskreditbanken im Gange, an denen sich der Staat, Handel- und Gewerbebanken in gemeinsamer Arbeit mit den Gemeinden beteiligen wollen. Leipzig hat eine solche Kriegskreditbank mit einem Aktienkapital von mindestens 3 Millionen Mark gegründet, an der sich die Stadtgemeinde durch Übernahme von 2 Millionen Mark Garantie beteiligen will. Auch München und Posen beabsichtigen ähnliche Einrichtungen. Ein besonderes Institut nur für die Beleihung zweiter Hypotheken hat die Stadtgemeinde Berlin in Verbindung mit den Organisationen der Grundbesitzer geschaffen. Eine in Dresden gegründete Mietsdarlehnskasse hat die Absicht, den Hausbesitzern Mittel zur Bezahlung ihrer Verbindlichkeiten zu gewähren.

Neben diesen Hauptmaßnahmen im Sinne einer wirksamen Kriegshilfe sind auch die sonstigen Einrichtungen wertvoll. In vielen Fällen wurde den Kindern und unterstützungsbedürftigen Familien besondere Fürsorge zugewendet, namentlich die Kinder der erwerbstätigen Frauen in Obhut gebracht; Schulhorte, Kinderhorte, Kinderkrippen werden erweitert und neu gegründet. Volksküchen und Suppenanstalten geben Speisen zu billigen Preisen ab oder überhaupt unentgeltlich. Die Stadt Linden hat für jeden Monat 5000 Mark für Bereitstellung zubereiteter Speisen an Bedürftige bewilligt.

In einigen Städten versucht die Stadt die Vermittlung zwischen Gläubiger und Schuldner, zwischen Hypothekengläubiger und Hauswirt, zwischen Hausbesitzer und Mieter, bei Säumnis in der Abtragung von Geschäftsschulden. Stuttgart hat eine städtische Beratungsstelle in geschäftlichen Angelegenheiten gegründet, die vor allen Dingen die Frauen von Kriegsteilnehmern beraten will, die eine außergerichtliche Vermittlung von Vergleichen und Stundungsverträgen anbahnt, die Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkursverfahrens übernimmt.

In einigen Gemeinden wird die Gemeindeeinkommensteuer in gleicher Weise wie die Staatseinkommensteuer gestundet oder ganz erlassen. Verschiedene Städte, namentlich in der Nähe der Grenzen, haben Gutscheine ausgegeben, um dem vorübergehend aufgetretenen Mangel an Kleingeld abzuhelfen. In Buer waren in den ersten acht Tagen der Mobilmachung bereits 80000 Mark solcher Scheine ausgegeben. Die Aufsichtsbehörde hat später den Wunsch ausgesprochen, solche gutgemeinte Hilfsmaßnahmen zu unterlassen. Ein Bedürfnis dazu war augenscheinlich nur in den ersten Wochen des Krieges vorhanden.

Zum Schutze der Städte wurden Bürgerwehren eingerichtet, bei denen der Dienst meist ehrenamtlich versehen wird. Der Dienst erstreckt sich gewöhnlich auf Postenstehen vor öffentlichen Gebäuden, an verkehrsreichen Plätzen oder abgelegenen Straßen. In Mannheim soll bedürftigen Mitgliedern der Bürgerwehr aus einem Betrage von 6000 Mark monatlich eine Vergütung von 3 Mark täglich gegeben werden.

Weiter erstreckt sich die Fürsorge der Städte auf die ausziehenden oder verwundet heimkehrenden Krieger. Die Bewirtung der durchziehenden Truppen wird übernommen oder durch Vereine, die zu diesem Zweck unterstützt werden, erledigt. Weiter wurden Barackenlazarette durch die Städte erbaut oder Krankenhäuser und andere städtische Gebäude für die Aufnahme von Verwundeten zur Verfügung gestellt.

Wir haben bisher zu erfahren gesucht, in welchen Grundzügen die Kriegshilfe der Gemeinden ausgeübt wird. Es wird weiter anregend sein zu erfahren, welche verschiedene Kanäle zusammengeleitet werden müssen, um in einer Stadt den großen Fluß der Kriegshilfe zu schaffen. Nehmen wir als Beispiel die Reichshauptstadt. Zunächst galt es, Kriegsunterstützungen für die Familien der Eingezogenen zu bewilligen; diese Frage wurde bereits berührt. Mietsunterstützungen wurden gewährt. Die Unzulänglichkeit der Kriegsunterstützung hat sich vielfach dort gezeigt, wo die zurückbleibenden

Digitized by Google

Familien Verpflichtungen, namentlich Mietverpflichtungen, zu erfüllen hatten. Der Arbeitslosigkeit wurde durch Verschaffung von Arbeitsgelegenheit Abhilfe geschafft. Weiter wurde die Gewährung von Geldmitteln an Arbeitslose in Gemeinschaft mit der Landesversicherungsanstalt in Angriff genommen, weiter erfolgte eine Speisung Bedürftiger. Allein für die Mittagsspeisung bedürftiger Gemeindeschulkinder wurden in den beiden Monaten August und September annähernd 100 000 Mark aufgewendet. Auch der Flüchtlingsfürsorge ist zu gedenken. Zur Aufnahme der aus Ostpreußen geflüchteten Familien wurden städtische Räume gestellt. Ferner wurden Beihilfen für Ostpreußen und Elsaß-Lothringen geleistet. Es erschien weiter geboten, für die Beschaffung der wichtigsten Nahrungsmittel geeignete Fürsorge zu treffen und die vorhandenen Bestände durch schleunige Zufuhr so zu ergänzen, daß Berlin für längere Zeit damit versorgt war. Die Kreditfürsorge wurde bereits erwähnt. Die Einquartierungspflicht legt der Stadt bestimmte Leistungen auf. Die Vergütung, die die Stadt für die Hergabe der Quartiere zahlt, übersteigt die ihr vom Reich zu ersetzenden Beträge erheblich. Eine umfassende Sanitätsfürsorge wird ausgeübt, zunächst eine Fürsorge für Verwundete. Die Stadt ermöglicht die Ausbildung von Pflegern und Helferinnen. Die städtische Desinfektionsanstalt sterilisiert für die Militärbehörden unentgeltlich Verbandstoffe. Allen Militärpersonen ist die unentgeltliche Benutzung der städtischen Badeanstalten gestattet. Die Sparkasse beteiligte sich an der Kriegsanleihe mit 10 Millionen Mark, so daß mit einer Beteiligung der Sparer von 20 Millionen Mark insgesamt 30 Millionen Mark gezeichnet werden konnten. Zur Erleichterung der Zeichnung verzichtete die Sparkasse auf die Innehaltung der satzungsmäßigen Kündigungsfristen für die Rückzahlung von Spareinlagen. Die Schulverwaltung nimmt die Jugendausbildung in die Hand und erleichtert so die militärische Ausbildung. Das Berliner Fach- und Fortbildungsschulwesen hat in Erkennung seiner Aufgabe, vaterländische Gesinnung zu pflegen, eine großzügige Organisation zur Betätigung der Lehrkräfte und der Schüler auf dem Boden der sozialen Kriegsfürsorge ins Leben gerufen. Selbstredend ist auch die Beamten- und Arbeiterfürsorge vorbildlich geregelt.

Die Durchführung solcher Maßnahmen stellt an die Finanzkraft der Stadtgemeinde große Anforderungen. Man schätzt den Aufwand für Kriegsunterstützungen auf 30 Millionen Mark, für Mietsunterstützungen auf 4 bis 5 Millionen Mark, für Arbeitslosenunterstützungen auf 12 bis 15 Millionen Mark, die Steigerung der in der offenen Armenpflege verwandten Mittel auf 7 Millionen Mark, die Beleihung der nachstelligen Hypotheken auf 5,6 Millionen Mark. Dazu kommen noch die Aufwendungen, die aus der Anschaffung von Lebensmitteln und aus der Bewilligung von höheren Einquartierungssätzen erwachsen, sowie die Mittel für Einstellung von Hilfskräften usw., so daß eine vorsichtige Schätzung der Aufwendungen der Stadt infolge des Krieges auf etwa 90 bis 100 Millionen Mark zutreffend sein würde. Ähnliche Aufgaben erwachsen auch den anderen Städten nach Maßgabe ihrer Größe und Beteiligung an der Kriegsfürsorge. Jedenfalls kann man sicher sein, daß die deutschen Städte den sich hier bietenden Aufgaben mit Freude widmen.

Meersicht

Seenebel dunstet fahl. —
Durch Baumreihen am Kanal
Brechen Ulanen.
Pirschen weiter,
Vorspähend, aufgestemmt ihre Fahnen,
Gehör- und Sehnerv scharf, lauernd,
Auf ihren Sätteln kauernd,
Ein Klumpen Gaul und Reiter. — —
Die Hufe fressen hinter sich den Dünengrund.
Auf einmal — hinter Nebelvorhängen —
Rauschen dämmert aus Meermund,
Mystisch, als ob Orgeln anklängen. — —
Da — Windhände haben sich geregt.
Nebelstaub wird vorweggefegt.
Über schmalem Strandband,
Auf blaugrauer Mauer schwillt Glitzern her. —
— Ulanen aus süddeutschem Land,
Redlos den Mund, halten gebannt:
— Das Meer. — —

Gertrud Fauth

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Ernst Wachler, Osning (Leipzig, Gideon Karl Sarasin) — Wilhelm Fischer-Graz, Die Fahrt der Liebesgöttin (München, Georg Müller) — Hermann Stegemann, Der gefesselte Strom (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Richard Skowronnek, Sturmzeichen (Berlin, Ullstein & Co.) — Egon Freiherr von Kapherr, Drei Jahre in Sibirien als Jäger und Forscher (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Neu-Ausgabe: Ernst Moritz Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben (München, Georg Müller)

Götterdämmerung und Zeitenwende! Mit angehaltenem Atem stehen wir harrend und lauschend. Wir wissen alle: in unserem Schicksalsbuche wird ein neues Blatt aufgeschlagen. Beim Rücktritt Bismarcks haben wir zum letztenmal ein ähnliches Gefühl gehabt. Aber es war unvergleichlich schwächer. Heute aber spürt es der letzte Mann im Deutschen Reich, daß zwischen dem, was gestern war, und dem, was morgen sein wird, eine tiefe Furche klafft. Eine Blutfurche, die scheidet. Um den künftigen Tag werden andere Lüfte wehen als um den vergangenen.

Unwillkürlich nimmt man dieses Bewußtsein auch in die Welt der Bücher mit. Und öfter als einmal fragt man sich: Würde dieses Buch, das da vor dir liegt, heute noch ebenso von seinem Schöpfer geschrieben werden, wie es ein paar Monate früher geschrieben ward? Vermagst du, o Leser, es noch mit den gleichen Gedanken und Empfindungen zu lesen, mit denen du es vor etwa einem halben Jahre begleitet hättest?

Vor den reinen Dichtungen, die ganz auf dem Ewig-Menschlichen stehen, können solche Fragen natürlich nicht auftauchen. Wohl aber vor allen Werken, die irgendwie der Zeit helfen wollen und einen Überschuß an zeitlich bedingten Meinungen in sich tragen. Solch ein Werk ist der Roman „Osning" von Ernst Wachler. Er setzt sich durch den Ernst seines Wollens von der leichten Unterhaltungsliteratur des Tages ab; er wird auf manchen durch seine glühende Liebe, ja mehr noch durch seinen heftigen Willen zum Deutschtum bestechend wirken; er fällt in eine Zeit, wo die Kräfte, die ihn tragen, Wille und Gesinnung, naturgemäß die höchste Schätzung finden. Also jedenfalls ein Buch, das aus gläubigem Idealismus heraus geboren ist und dem niemand die Achtung versagen wird. Aber der Idealismus darin bleibt, wie mir scheinen will, ganz im „Nebulosen", und zu der Gesinnung gesellt sich nicht eine gleichstarke dichterische Begabung, die sie lebendig verkörpern könnte. Statt einer vorbildlichen Gestalt, die uns zur Liebe und Nacheiferung zwänge, erhalten wir alles in allem nur Ansichten und Meinungen, die man billigen oder ablehnen mag.

Um Ernst Wachler zu verstehen, muß man wohl an den jetzt abgeschlossenen Zeitraum seit Bismarcks Entlassung erinnern. Es sind gewiß nicht die schlechtesten Deutschen gewesen, die dem Gewaltigen nachtrauerten und sorgenvoll der neuen Entwicklung der Dinge zusahen. Sie sahen oder glaubten zu sehen, daß Deutschlands Weltgeltung von Jahr zu Jahr sank, daß die äußeren Feinde immer kühner ihr Haupt erhoben, daß im Inneren noch schlimmere Mächte der Zerstörung am Werke waren. Mit Zorn und Kummer verfolgten sie (um politische Schlagworte zu gebrauchen) das Anwachsen der goldenen, schwarzen und roten Internationale, und die ungeheuere wirtschaftliche Entwicklung, die in dem gleichen Zeitraum aus einem armen Volke ein reiches Volk machte, schien ihnen um so weniger ein Glück, als dadurch hunderttausende entwurzelt und vom Lande in die großen Städte getrieben wurden. Die Nachteile einer zu raschen Entwicklung und Industrialisierung waren ja auch leicht zu spüren; die sittlichen Kräfte der Nation schienen zu ermatten; Zersetzungserscheinungen zeigten sich überall, und die Befürchtung, daß das deutsche Volk Schaden an seiner Seele nähme, erfüllte mehr und mehr alle ernsteren Menschen. Unter politischen, religiösen, erziehlichen Gesichtspunkten setzten demgemäß auch Gegenbewegungen ein, und vielleicht wird man Ernst Wachler am ehesten gerecht werden, wenn man ihn und sein Wirken als den Ausdruck einer solchen nationalen Opposition gegen den Zeitgeist betrachtet.

Nun liegt es im Wesen jeder Opposition, zu Überspannung zu neigen. Diese Gefahr ist besonders groß für den einzelnen, der sich einer übermächtigen Gegnerschaft gegenübersieht. Er verliert leicht das Augenmaß für das Mögliche und Wirkliche, baut eigenbrödlerisch seine phantastischen Gedankenschlösser in die leere Luft und wird zum Querkopf und Schwärmer, an dem die Mitwelt kopfschüttelnd vorübergeht. Nicht umsonst hat Ernst Wachler in seinem „Osning" den Querkopf gepriesen. Wie sehr er selber einer ist, beweist sein Roman.

Der Held dieses Romans entwickelt im Wachlerschen Auftrage etwa folgende An-

Digitized by Google

schauungen. Die Deutschen sind kein Stadt-, sondern ein Landvolk, sie sind Söhne des Waldes. Sie waren schon groß und mächtig in frühester Zeit; sie haben eine Weltsendung, die sie längst herrlich erfüllt hätten, wenn Pfaffen, Manichäer und Sozialisten das Volk nicht verführt und irregeleitet hätten. Das ganze Unglück schreibt sich von Karl dem Großen her. Er, der Sachsenschlächter, hat die freien Germanen geknechtet; er hat eine herrliche Entwicklung unterbrochen. Wie die Griechen, so hätten unsere Altvorderen ihre Stammesheiligtümer zu hohen Kunststätten umgebildet und hätten ihre Erziehung und Bildung so gut auf den Nibelungen aufbauen können, wie die Griechen auf Homer. Aber da traten ein fremder Glaube und eine fremde Priesterschaft dazwischen — Priester, die schwarz gingen gleich der Finsternis und Hölle, während die heimischen in weißer Tracht gleich dem himmlischen Lichte gegangen waren. Diese Priester legten uns Kuckucksеier ins Nest, ächteten die Urkunden der Heimat und brachten uns dafür die hebräisch und griechisch geschriebenen Urkunden ihrer Kirche; sie tilgten das Gedächtnis unserer Helden aus und setzten dafür ihre Heiligen ein. Aber die Zeit ist nahe, wo die alten Götter wieder neu hervortreten, wo die Deutschen den Wust der Jahrhunderte abschütteln, götterähnlich werden und an heimischen Altären beten.

Nach den Andeutungen, die Wachler sonst gibt, dürfte das Deutschland, das er ersehnt und predigt, etwa folgendermaßen aussehen. Das Übel, das uns krank machte — also das Christentum —, muß „mit Stumpf und Stiel“ ausgerottet werden; Polen und ähnliche Volksteile werden unter ein Fremdenrecht gestellt; wie die sonstigen Übel, als da sind Juden, Sozialisten, Großstädte, Spötter und Intellektuelle, beseitigt werden sollen, wird nicht gesagt. Die Schwarzhaarigen scheinen als Knechte beschäftigt werden zu sollen; darüber steht der freie Bauer und der Blonde, Blauäugige als Herr. Die Kaufleute kommen schlecht weg; der Grundherr nur hat Recht und Stimme im Rat. Edda und Nibelungen ersetzen das Neue Testament; Armin-Siegfried und Widukind sind die allüberstrahlenden Nationalhelden; der „Osning“, der Teutoburger Wald mit Paderborn und Umgegend, wird zum Wallfahrtsort und Volksheiligtum. Dort lebt und leuchtet noch das alte Erbgut, dort trifft uns der Anhauch ehrwürdiger Vorzeit, von dort wird auch die beschriebene Verjüngung und Veränderung Deutschlands vor sich gehen. Sie beginnt damit, daß eine Auswahl blonder, blauäugiger, rassereiner Knaben fern vom Pesthauch der Zeit in ritterlicher Art, d. h. mehr durch Fecht- und Reitlehrer als durch Gelehrte, erzogen wird. In ihnen wächst uns der Schwertadel heran, der gleich den einstigen gepanzerten Rittern wieder an unserer Spitze stehen muß.

Das sind ungefähr in gewissenhafter Wiedergabe die Anschauungen, die Wachler im „Osning“ vor uns ausbreitet. Man versteht ihren Ausgangspunkt, man versteht den nationalen Instinkt, der gegen die Zeit opponiert. Aber für die querköpfige Überspannung, die mit einem altdeutschen Schwertgott Christus überwinden und zu Ehren Widukinds eine tausendjährige Kultur umstoßen will, fehlt mir (und wahrscheinlich auch anderen) das Begriffsvermögen. Jede Kritik ist hier überflüssig. Ich komme nur noch einmal auf die alte Frage zurück, ob dieses Buch heut noch ebenso geschrieben werden würde. Die letzten Monate haben doch wahrlich gezeigt, daß viele Befürchtungen, die wir hegten, grundlos waren, daß unser Volk so kraftvoll, treu und opferwillig für seine höchsten Güter einsteht wie nur je. Und so gewiß man die Väter und ihre Taten ehren soll — man soll doch darüber nicht die ihrer späten Enkel vergessen. Das gewaltige Heldenlied von 1914 rauscht stärker und steht uns wahrhaftig näher als alles, was Arminius und Widukind getan haben, und Wachlers erträumter blonder Schwertadel kann nicht besser schlagen als unsere braven Landwehrmänner, die doch zum großen Teil auch aus Großstadt und Industrie kommen. Die Edda und die Nibelungen lesen sie allerdings nicht; im Gegenteil: viele von ihnen ziehen, wie mir Offiziere bewegten Herzens schrieben, ihr Neues Testament hervor — das einzige Buch, das sie begleitet und das auch vor Schlacht und Tod standhält.

Nun habe ich noch nicht über den Roman als solchen, über den Roman als Dichtung gesprochen. Aber das Wichtige und Wesentliche sind die darin niedergelegten Ansichten. Der Held Asbrant ist nur dazu da, daß sie an ihm aufgehängt werden, wie man an einem Kleiderständer seine Sachen aufhängt. Er interessiert menschlich keinen Augenblick; man hört nicht, woher er kommt; er bleibt ein Schatten. Um seine Bestimmung zu suchen, fährt er kreuz und quer durch den Teutoburger Wald, und das romantische Pommern Friedrich Spielhagens ist gar nichts gegen das romantische Westfalen Ernst Wachlers. Da sitzen in geheimnisvollen Höhlen uralte Einsiedler im Silberhaar und warten wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser; da ziehen Sendboten aller großen Verbände und Geheimbünde durchs Land, die Seelen fangen oder intrigieren wollen: Jesuiten „mit grünen stechenden Augen“, sozialdemokratische „Wühler“ mit „giftigem Blick“, Makler, die vielleicht die Alliance israélite vertreten, getreue Eckarts, die als Abgesandte einer großen deutschen Geheimverbindung „Hermanns Söhne“ sammeln. Man glaubt manchmal ins falsche Jahrhundert geraten zu sein und bei Achim von Arnim zu weilen; man bekommt eine unendliche Sehnsucht nach harmlosen Menschen; man setzt seine Hoffnung auf die Weiblichkeit, aber man sieht bald, daß Wachler wie alle Leute seiner Art gerade hier sein poetisches Unvermögen zeigen muß.

Digitized by Google

Er ist ein Halbdichter ... in all seinem ernsten Bemühen ein wunderlicher Querkopf, der während der größten Machtentfaltung Deutschlands die Sehnsucht nach ein paar sagenhaft verschwimmenden deutschen Stammesherzögen der Vorzeit hat und sich auf ähnliche Weise auch sonst mit seinem schrulligen altdeutschen Programm die Größe und Fülle der heutigen Welt verhängt ...

Aus dem Teutoburger Wald zieht uns Wilhelm Fischer-Graz in das Weinland der Untersteiermark. So wohlfeil dort die Programme waren, so wohlfeil sind hier die zärtlichen Gefühle. Nach einer Episode ist der steirische Roman „Die Fahrt der Liebesgöttin" genannt (München, Georg Müller), aber er müßte besser einen musikalischen Titel haben. Denn was an Handlung in dem Werke vorgeht, vergißt man äußerst schnell, aber es bleibt einem eine wohlige Erinnerung, als wäre man auf schönem, langsam gleitendem Schiffe unter leuchtendem Himmel einen Strom entlang gefahren ... an Rebenhügeln vorbei und immer gewiegt von sanften Wellen und einer sanften, süßen, silbernen Musik. Eigentlich schaukelt man bei dieser Fahrt nur hin und her, und wie in einem feinen Weinrausch blickt man auf das liebliche Gelände. Zartbefiederte Scherze fliegen von Mund zu Mund, man empfängt und sagt innige Komplimente, die Gläser klingen und läuten gegeneinander, jeder überbietet den Nachbar mit einem gefälligen Trinkspruch, wie holde Genien der lichten Landschaft lächeln Mädchen und Frauen in das Fest des Lebens hinein, alle Körperschwere scheint aufgehoben, alle Wirklichkeit steht immer dicht davor, sich ins Märchenhafte zu steigern, und eine schwärmerische, kristallene Heiterkeit entquillt dem Boden und den Herzen der Menschen. Licht und lieblich, innig und zierlich, süß und zart — das sind die tongebenden Worte dieses Buches. Noch niemals trat die Verwandtschaft, die Wilhelm Fischer an seinen Landsmann Rudolf Hans Bartsch bindet, so stark hervor. Sie sind gleichsam verschiedene Jahrgänge eines auf gleichem oder ähnlichem Boden gewachsenen Weines, von denen der eine (und das wäre Bartsch) doch mehr „Körper" hat. Aber die „Blume", der Duft, das süß-schwärmerische, romantisch-innige, musikalisch-heitere Element ist beiden gemeinsam. Und mit unendlicher Zärtlichkeit überströmen sie die steirische Weinlandschaft.

Ich sagte, daß Bartsch mehr Körper hat. Wilhelm Fischer bleibt als Erzähler zu sehr im Lyrischen stecken. Das Schönste in seinem ganzen Roman ist das eingesprengte Märchen. Da kann seine Phantasie luftig schweifen, da kann er allen romantischen Zauber aufbieten, ohne fürchten zu müssen, daß ein strenger Kritiker den Schwärmer auf den harten Boden der Wirklichkeit herabruft. Für die Härte des Daseins, für herbe Konflikte und starke Töne ist der Grazer nicht robust genug. Er setzt sich immer in ein Lichtfleckchen und zwinkert mit den Augen, bis er ein purpurrosiges Wölkchen erwischt, das Menschen und Dinge sanft verklärt. So verliert selbst der Widerstreit zwischen Deutschen und Slowenen jede Schärfe: das getrennte Volkstum vereinigt sich in der Kindschaft zur Mutter Steiermark.

Daß dieser Roman viel mehr auf Melodie als auf Handlung gestellt ist, bedarf keines Wortes. Sein Inhalt ist nicht nachzuerzählen. Ja, im ersten Viertel wirkt das Übermaß der zierlich, fast geziert redenden Menschen bei dem völligen Mangel jeder Handlung beinahe niederdrückend, so daß man befürchten muß, hunderte legen das Buch verstimmt und gelangweilt aus der Hand. Hat man diesen ersten Teil aber überwunden, so folgt man williger, und selbst bei so unmöglichen Szenen, wie jener zwischen Karz, Zilla und der steinernen Liebesgöttin wird man immer noch gestehen müssen, daß der Dichter mit Würde und Sicherheit die poetische Haltung wahrt. Zu viel Gefühl, zu wenig Fleisch — das ist das Endurteil. Ich fürchte, die süße Naturverworrenheit, die zarte Romantik, die Elfenmusik — sie reimen sich schlecht auf die 42-Zentimeter-Geschütze, die jetzt in der Welt das Wort führen.

Handfester als Fischer läßt sich Hermann Stegemann an. Das erste Kapitel seines neuen Romans „Der gefesselte Strom" (Berlin, E. Fleischel & Co.) enthält allein mehr Stoffwerte, als der Steiermärker für seinen ganzen Band zusammenbringt. Schiffszusammenstoß im Kanal, Heimkehr des Sohnes, Tod der Mutter — mehr kann man auf 21 Seiten nicht verlangen, und das lesende Publikum wird mit solchem Einsatz zufrieden sein. Der Heimkehrende ist der Ingenieur Hanns Ingold, der Sohn des Fischmeisters Christian Ingold von Rheinau unterm Lauffen. Nach sieben Jahren betritt er sein wie eine Meermuschel rauschendes Vaterhaus wieder — so lange hat er in Ägypten und am Mississippi „Dämme gebaut und Turbinen gepflanzt". Im friedlichen Schlummer liegt die Heimat, nur der Strom tost aufgeregt vom Schuß und Sprung durch den Lauffen. Wieviel Kraft geht da verloren! denkt der Ingenieur; er macht einen Überschlag und kommt auf 40000 Pferdekräfte. Und immer stärker packt es ihn, die ungebundenen Wasserkräfte des Rheins in den Dienst der Industrie zu zwingen, hier ein Kraftwerk aufzuführen, das den elektrischen Strom über das ganze Land schickt und neues Leben in die schläfrige Heimat bringt. Der Konflikt ist gegeben: der alte Fischmeister, der tausendmal am Lauffen das Netz geschwenkt, dessen Vater schon den Lachs- und Salmenfang betrieben hat, hebt in fürchterlichem Zorn die Hand gegen den Sohn, der seinen Rhein schänden und ihm selbst die Existenz untergraben will. Keiner der Trotzköpfe weicht einen Schritt zurück, aber auch hier siegt die neue Zeit. Der junge In-

Digitized by Google

genieur bezwingt alle Widerstände; er opfert seinem großen, fieberhaft ergriffenen Werke nicht nur den Vater, sondern auch das ihn liebende Mädchen, um zuletzt, nach Vollendung des Werkes, selber ein Opfer des Stromes zu werden, den er gefesselt hat.

Ähnliche Konflikte sind ja in vielen neueren Romanen behandelt worden, aber sie bleiben als notwendiges Ergebnis der industriellen und technischen Entwicklung Deutschlands immer dankbar. Aus dem alten Fischmeister, der mühsam aus dem Rheine das Geld gefischt hat, um den Sohn studieren zu lassen, und dem der geniale Sohn nun dafür den alten Rhein zerstört — aus diesem Fischmeister hätte eine wahrhaft tragische Gestalt werden können. Um so mehr, als mit dem alten Manne ein ganzes, von poetischem Schimmer umwobenes Gewerbe an diesem Erdenfleckchen zugrunde geht. Aber Hermann Stegemann hat sich selbst um die tieferen Wirkungen gebracht, gerade weil er zu sehr nach „Wirkungen" strebte. Er ist leider Gottes allmählich ganz auf die „Fortsetzung folgt"-Romane der Wochenblätter eingefahren, wo in jeder Nummer irgend etwas passieren muß. Deshalb bauscht er über Gebühr auf, verbindet mit dem einen Konflikt noch eine ganze Reihe anderer, arbeitet auf gewaltsame Szenen hin und fragt mit einem Worte mehr nach der Spannung als nach der psychologischen Notwendigkeit. Das ist sehr schade. Vielleicht führt der Ernst der Zeit, unter dem manch einer stille Einkehr halten wird, auch ihn zu größerer Verinnerlichung.

Mit einem ganz besonderen Interesse wendet man sich dann zu dem Roman „Sturmzeichen" von Richard Skowronnek (Berlin, Ullstein & Co). Auf der Bauchbinde, die der Verlag ihm mitgab, steht in großen Buchstaben: „Der vorgeahnte Krieg . . ." Noch während der Roman in einer Zeitschrift veröffentlicht wurde, erfolgte die Mobilmachung Rußlands und die Erklärung des Kriegszustandes für das deutsche Reichsgebiet. „Seitdem," heißt es im Vorwort, „hat sich in all seiner großartigen Wucht das gewaltige Drama verwirklicht, der europäische Krieg, dessen Nahen die ‚Sturmzeichen' ankündigten. Aus der deutsch-russischen Spannung, die die Volkskämpfe am Balkan hervorriefen, ist die Idee meines Romans geboren. Ich wußte, wie es jenseits der russischen Grenzpfähle, in den Kosakenquartieren aussah, ich wollte warnen und zugleich meine ostpreußischen Landsleute schildern in ihrer gelassenen Ruhe und ihrer unbeugsamen Kraft. So ist das Grundgefühl, das meinen Roman durchzieht, die Liebe zur Heimat. Viel Leid hat sie in den letzten Wochen erfahren, aber nur um so herrlicher wird sie aus Verwüstung und Not wiedererstehen."

Die Fabel: ein äußerst strebsamer und befähigter Generalstabshauptmann, der sich zuletzt in Berlin zu verplempern drohte, kehrt zur Front zurück; er bekommt eine Schwadron der „Ordensburger Dragoner" an der ostpreußisch-russischen Grenze. Dort gesundet er, findet ein feines „Margellchen" und läuft nach bedenklichen Abenteuern, die auf die Berliner Verstrickung zurückgehen, in den Hafen der Ehe ein. Diese mit mysteriösen Spionagegeschichten verbrämte Fabel wollen wir beiseite lassen. Was uns in erster Linie an dem Buche interessiert, ist das Aktuelle. Wir hören von der bis zum äußersten gestiegenen Spannung an der Grenze, die jeden Augenblick zu einem Zusammenstoß führen kann; von dem ewigen Alarmzustand, den niemand mehr aushält; von dem Arbeiten der beiderseitigen Spione; von dem Plan, das Land im Kriegsfall bis zum masurischen Seendefilee preiszugeben, und allerlei Namen klingen auf, denen die jüngste Vergangenheit ein ganz neues Gewicht gab. Wenn wir davon stark berührt werden, so ist das nicht das Verdienst Richard Skowronneks. Auf sein Guthaben darf er es jedoch überschreiben, wenn wir zu ein paar ostpreußischen Gestalten nicken und lächeln, so vor allem zu dem netten Leutnant von Gorski, dem famosen Frechdachs, dessen einziger Kummer es ist, daß er seinen Urgroßvater, der ihm die Nase vererbte, „nicht rechtzeitig erschlagen" hat.

Mit dem Freiherrn Egon von Kapherr fahren wir weiter nach Osten . . . gleich ein gutes Ende, bis nach Sibirien hinein. Er hat „Drei Jahre in Sibirien als Jäger und Forscher" gelebt; er hat seine Fahrten und Trophäen neben Land und Leuten in einem schönen Buche beschrieben (Berlin, E. Fleischel & Co.). Und da in diesem Jäger auch ein Dichter steckt, so hat er die Gabe, die großen sibirischen Wäldermeere vor uns rauschen zu lassen und uns die Stimmung der Stunde und der Landschaft rasch und eindringlich zu vermitteln. Er erzählt überaus lebendig; er lebt mit dem russischen Bauern wie ein Bauer, mit dem Pelzjäger wie ein Pelzjäger, mit dem Ostjaken wie ein Ostjak. Er jagt den Bären und den Elch, das Renntier und den Auerhahn, den Zobel und was ansonsten noch kreucht und fleucht. Aber er träumt auch in der einsamen Waldhütte oder in der Jurte; er spricht auch von den Naturschätzen des Landes und von Art und Sitte, Brauch und Aberglaube der Bevölkerung; er schiebt prächtige Szenen ein, etwa die Darstellung aus der winterlichen Tundra (S. 108—113), und bestätigt aus eigener Beobachtung vieles, was wir aus der russischen Literatur wissen. So z. B. die alte Weisheit, daß Rußland trotz seiner Regierungsform das „demokratischste Land der Welt" ist. Das paßt dem deutschen Baron, der aus seiner Abneigung gegen Liberalismus und Demokratismus kein Hehl macht, sehr wenig, aber das brüderlich-menschliche Gemeinschaftsgefühl, das nach seinem Zeugnis auch dem schwersten Verbrecher gegenüber nicht versagt, hat doch auch etwas Er-

Digitized by Google

42 cm

Marianne droht gewappnet bis über die Zähn'.
Wir schossen sie in Brand, daß die Rauchlocken nur so wehn.
Nun wach' ich als ein getreuer Artollerist,
Bis der Hochmut ihr gänzlich ausgeräuchert ist.

Marianne, du bist eine sehr patente Person,
Hattest manchen Verehrer auf manchem hohen Thron.
Doch in meinem Herzen den allerwärmsten Platz
Hat die dicke Berta, mein brummiger Schatz.

Festung Frankreich. Zeichnung von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

Digitized by Google

greifendes. Hier und an ein paar anderen Stellen reizt Kapherr zum Widerspruch — das erhöht aber nur das Interesse. Und besonders wer heute um Angehörige oder Freunde bangt, die während des Krieges als Gefangene nach Sibirien abtransportiert sind, sollte dieses Buch lesen. Es wird ihn trösten und beruhigen.

Für Liebhaber der Memoirenliteratur wüßte ich im Augenblick nichts Besseres als Ernst Moritz Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", die vor einiger Zeit in einer Neu-Ausgabe bei Georg Müller in München erschienen. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich diese Aufzeichnungen des wackeren deutschen Kämpen vorher nicht gekannt hatte. Sie wirken noch heute mit überraschender Frische. Der harte, aufrechte Mann, der als Junge Prügel bekam, weil er nicht weinen und handküssen wollte, legt mit solcher durchstrahlenden Wahrhaftigkeit und Schlichtheit von seinem Leben und Treiben Zeugnis ab, daß man ihm schon nach den ersten Seiten blind vertraut. Daß er in seinem Franzosenhaß, in seinem eifernden Zorn und seiner eifernden Liebe manchmal ungerecht ist, braucht nicht geleugnet zu werden und erklärt sich aus den Zeitumständen. Er selber spricht frank und frei darüber, führt es auf bestimmende Eindrücke der Jugend zurück und erkennt es selber als „Fehler" in sich, daß er schon früh zu „gewissen politischen Verhärtungen und Versteifungen" neigte, von jeher auch „ein übertriebener Königischer (Royalist) gewesen" sei. Ebenso offen nennt er sich „eine philistrige Natur", die nicht genug von jenem den Dichter ausmachenden „flüssigen und flüchtigen, phantastischen und magnetischen Fluidum" mitbekommen habe. Aber wie tapfer und männlich wirkt er, ohne danach zu suchen! Welch ein Glück war er für unser Volk in den Tagen der Not, da es auf solche vorbildlichen Charaktere ankam! Wie spartanisch hat er sich erzogen! In welchem klaren, schlichten Deutsch schreibt er — in einem Stil, der seinen einzigen Schmuck von der Wahrheit entlehnt! Wie vortrefflich charakterisiert er Blücher, Scharnhorst, Stein und andere! Und wenn man seine Erinnerungen aus der Hand legt, so wendet man auf ihn selbst die Worte an, die er dem Freiherrn vom Stein nachrief: „Ewig daure das Gedächtnis des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! Damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wenn das Vaterland uns aufruft."

Am Yser-Kanal

Von

Johannes Wilda

Die Feinde in England haben
Erstaunten Bericht gebracht:
„Singend zogen die Knaben,
Die Deutschen, in wilde Schlacht!"

Dann höhnisch: „Maschinengewehre
Verdeckten den Hinterhalt —
Braune aus indischem Heere,
Die machten mit Messern kalt."

Mein Herzschlag ward genommen,
Ins Auge die Träne sprang . . .
Singend seh' ich sie kommen —
Ich kenne der Lieder Klang.

Ich weiß, sie eilten eben
Von der Schulbank fort zum Streit,
Alle wollten nicht leben,
Wenn Deutschland nicht befreit.

Ich weiß, sie sanken gleich Garben,
Im Blick noch blitzende Glut,
Weiß nun, wie sie siegten und starben —
Sie gaben singend ihr Blut.

Herrliche Knaben, euch werde
Das Höchste, was Gott beschied, —
Dir aber, Mordvolk der Erde,
Dir klang hier dein Totenlied!

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 2. Dezember 1914

„Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange ‚Deutschland, Deutschland über alles' gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie." Immer und immer wieder lesen wir diese Zeilen im Tagesbericht vom 11. November, und sehen sie vor uns, diese nur kurze Zeit ausgebildeten Jungen, viele Studenten, die edelsten Kräfte unserer Nation darunter, wie sie in hellster Begeisterung, nicht des eigenen Lebens achtend — mancher Kompagnieführer aus den Regimentern mit den hohen Nummern über 200 hat in der Heimat schon davon erzählt — vorstürmen gegen feindliches Schanzwerk und Feuer. Liebes herrliches Deutschland du, wie spricht deine Kraft und Größe aus diesen schlichten Worten! So sind sie noch immer, deine Söhne, „das Volk, das sich das Schwert läßt geben und dann auf Erden Wunder tut, das forschend über alle Grenzen des Geistes Edelschätze schürft, doch wo des Feindes Schilde glänzen, sich jauchzend in die Speere wirft". Edles junges deutsches Blut, das rühmlich den flandrischen Boden rötete, es gewinnt ihn jetzt dem Reiche wieder, dem dies Vlamenland zugehörte und in trüber Zeit nur abgerissen wurde. Im Bunde aber mit diesen jungen Regimentern der Landarmee fechten in Wasser und Sturm, in Schnee und Kälte die Truppen der Marineinfanterie, auf beide richtete sich das Feuer der englischen Schiffsgeschütze im Kanal. Denn hier, in diesen „Kanalschlachten", gegen die die historisch so genannte Kanalschlacht von 1588, Englands Kampf gegen die spanische Armada, weit zurücksteht, beginnen schon Land- und Seeschlacht in eins überzugehen — gegen England, gegen die englische Flotte, gegen die englische Armee. Und vom Kampf zur See muß hier an erster Stelle gesprochen werden.

Kapitän zur See Meyer-Waldeck, der Führer der heldenmütigen Verteidiger von Kiautschou

Wie ist das doch so anders gegangen, als England zu Anfang des Krieges dachte. Vor längerem sagte einer seiner Lords der Admiralität, Lee, eines Morgens werde der Deutsche in seiner Zeitung lesen, daß seine Flotte auf dem Grunde der Nordsee ruhe; acht Tage vor Englands Kriegserklärung telegraphierte sein kommandierender Admiral an Sir Edward Grey: „Wir haben die deutsche Flotte in unserer Hand, ein Wort, und wir fegen sie weg!"; vor wenig Wochen drohte Winston Churchill, die englische Flotte werde die deutsche „ausgraben wie Ratten aus dem Loch". Heute: um Englands Küsten, in der Irischen See sogar, liegen die deutschen Minen, auf sein Ostgestade von Norfolk, vor Yarmouth, schlugen — zum erstenmal in aller englischen Geschichte — von feindlichen Kriegsschiffen die Granaten, und noch hinter der schmalsten Stelle des Kanals, vor Le Havre, versenkt ein deutsches Unterseeboot englische Dampfer, die sorglos von Liverpool her ihres Weges ziehen. 2 Linienschiffe, 5 Panzerkreuzer, 5 andere Kriegsschiffe, zusammen von 125000 Tonnen, dazu 4 Unterseeboote, je 1 Kanonen- und 1 Torpedoboot, 1 Torpedokanonenboot und 1 Schulschiff, rund 6000 Mann an Offizieren und Mannschaften tot oder verwundet — das sind bisher die Verluste der Seemacht, die angeblich alle Meere beherrschte. Und das sind nicht Verluste, durch Zufall und von Ungefähr bewirkt: in beiden Formen des Seekriegs haben die Deutschen sich dem Gegner ebenbürtig gezeigt, in der Seeschlacht und im Kreuzerkrieg.

Am 1. November wurde bei Santa Maria auf der Höhe von Coronel an der chilenischen Küste der erste Sieg der Kaiserlich Deutschen Flotte erfochten, in dem der Vizeadmiral Maximilian Graf Spee mit der „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig" und „Dresden" 4 feindliche Kriegsschiffe schlug,

Digitized by Google

glänzend manövrierend, glänzend das Sonnenlicht und die Schießfertigkeit seines Geschwaders ausnutzend. Bis ins Jahr 1681, als bei Kap St. Vincent an der portugiesischen Küste Schiffe des Großen Kurfürsten mit der überlegenen spanischen Flotte rangen — das war bis jetzt das größte wirkliche Seegefecht in unserer Geschichte —, müssen wir zurückgehen, wenn wir ähnliches finden wollen. Nun ist es übertroffen. Zur gleichen Zeit fährt die „Emden" überall umher, mit unübertrefflicher Ausnutzung aller Vorteile, und schädigt unter ihrem kühnen Kapitän von Müller den englischen Handel um Millionen Pfund, bis sie nach wilder Jagd am 9. November im Indischen Ozean in Brand geschossen wird. Endlich war dieser Liebling des deutschen Volks zu Tode gehetzt — „doch in Englands Liedern immer lebt die Fighting Téméraire" — jetzt liest der Deutsche Liliencrons Lied auf das englische, in Flammen versinkende Kriegsschiff im Gedenken an diesen deutschen Kreuzer, der der Welt erst gezeigt hat, was diese Waffe des Seekriegs zu leisten vermag. Am 3. November aber griffen deutsche Kreuzer durch Minen und Torpedos hindurch die englische Küste selbst vor Yarmouth an. Dazu die Taten der „Königsberg", der „Karlsruhe" (unter dem Kapitän Köhler), die Unternehmung auf Libau und die Erinnerung, die wir nochmals beleben an den 22. September, an die kühne Tat des Kapitäns Weddigen mit „U 9": in diesen drei Monaten ist, was auch kommen möge, der deutsche Seekriegsruhm erstanden, ehrlich verdient durch jahrzehntelange Schulung und Vorbereitung des Willens, des Könnens, der Nerven. Eine ungeheure Fülle angesammelter, konzentriertester Energie entlädt sich jetzt in diesen Taten unserer Marine, die doch erst der Anfang sind. Mit ihnen, durch Unterseeboot und Flieger (26. Oktober erster deutscher Flieger über Dover; am 19. November wurde zum ersten Male vom Kampf eines deutschen Flugzeuggeschwaders gemeldet) hat England seinen Charakter als Insel eingebüßt — es ist nicht mehr, wie Shakespeare es besungen hat, wie „eines Schwans Nest in einem großen Teich", denn für den Aktionsradius dieser Waffen des neuzeitlichen Seekriegs ist die Entfernung zu klein, die England von den Festlandsstaaten Europas trennt.

Jäh ist darum in diesem Monat auch den Engländern zu Bewußtsein gekommen, daß es bereits im eigenen Hause brennt. Die Sperrung der gesamten Nordsee nützt nichts, hat dafür die neutralen Nordseestaaten schwer gereizt. Der Wirtschaftskrieg gegen Deutschland richtet sich gegen England selbst und schädigt die feiner organisierte Volkswirtschaft des Gegners viel weniger, als man zuerst annahm. Und noch weniger sichert der zäh geführte Landkrieg in Flandern, in dem nach altem Rezept Belgier und Franzosen für die Engländer bluten, die Insel selbst davor, daß die Gefahr der deutschen Invasion immer näher rückt. Wir wissen heute noch nicht, ob überhaupt oder wie eine solche geplant ist, können das ruhig unseren berufenen Stellen überlassen, und noch weniger wollen wir die englischen Verluste übertreiben: das Schwerste kommt erst noch für unsere Marine. Aber das hat sie uns in diesem Monat gezeigt, daß dieser mächtigste Gegner selbst zur See nicht unbesiegbar ist, die er angeblich ganz beherrschte. Dieser sein Anspruch wird heute von unserer Seemacht schon mit allem Erfolg nachdrücklich bestritten. Daher ist auch der Ton der öffentlichen Meinung gegen Deutschland jetzt ganz anders geworden. Freilich nicht in der pöbelhaften Beschimpfung unseres Kaisers oder in der sinnlosen Hetze gegen den angeblichen deutschen Militarismus. Aber man stellt nicht mehr wie bisher alle deutschen Erfolge als unerheblich dar, man sieht die auf Calais, Dover, die Themsemündung gerichtete deutsche

Kapitänleutnant Otto Weddigen, der Kommandant des „U 9"
(Phot. Ferd. Urbahns, Kiel)

Spitze, man sieht, wie Irland sich mit wachsendem Erfolge gegen die englische Truppenwerbung sträubt, und sieht, daß die Massen des eigenen Volks den Krieg überhaupt noch nicht ernst genug nehmen. Welche deutsche Zeitung hat es nötig gehabt, darauf hinzuweisen, daß unser Volk jetzt da oder dort zu sehr der Schaulust oder anderen Vergnügungen fröne? Die führenden englischen Blätter brachten wiederholt und sämtlich bittere Hinweise, daß die Fußballwettkämpfe von Hunderttausenden besucht würden und geeignetste Kräfte der Rekrutierung entzögen. Aber sie wagen nur leise zu fordern, daß man die (berufsmäßig spielenden) Fußball-„Associations" nicht etwa auflöse, aber wenigstens zu einer Einschränkung ihrer Tätigkeit veranlasse. Jetzt ist der Kampf zwischen den beiden Hauptgegnern in vollen Gang gekommen, Deutschland weiß, worum es sich in ihm handelt, beantwortet die schmähliche Behandlung Wehrloser drüben endlich mit Vergeltungsmaßnahmen und fühlt, ohne die schwachen Stellen am Gegner allein zu sehen, in gesammelter Entschlossenheit gegen ihn seine wirtschaftliche und militärische Kraft.

Das war und ist jetzt die Hauptsache, davon kann auch kein Schmerz um zertretene und verlorene Kolonien uns abziehen. „Nach amtlicher Meldung des Reuterbureaus aus Tokio ist Tsingtau nach heldenhaftem Widerstand am 7. November morgens gefallen," mit dieser Meldung des Admiralstabs, der an Knappheit und im Vermeiden jeglicher Phrase mit den Generalstabsberichten wetteifert, ist ein Kapitel deutscher Kolonialentwicklung beschlossen, an dem viel Mühe, Fleiß, Erfolg, Liebe unsrer Marine und unsres Volkes hing. Daß Kiautschou nicht zu halten war gegen eine dreißigfache Übermacht, wußte jeder im Volke. Aber gefallen ist's, wie sein Verteidiger Kapitän Meyer-Waldeck dem Kaiser versprochen hatte, nach heldenhafter Pflichterfüllung bis zum äußersten. Seit 1897 war das 550 Quadratkilometer große Gebiet, in dem Tsingtau Regierungssitz und Hafen, Kiautschou Handelsplatz war, in deutschem Pachtbesitz, als Flottenstützpunkt, als Handelsmittelpunkt und als Ausstrahlungspunkt deutschen wirtschaftlichen und kulturellen Einflusses in das weite chinesische Reich hinein. Es dazu zu machen, hat das Reichsmarineamt mit größtem Erfolge verstanden. Nun hat es Japan genommen, bricht dabei ohne Scheu die Neutralität Chinas und stößt damit direkt an die Interessen der Vereinigten Staaten an. Ob daran dieser große Krieg auch zu einem Akte des Ringens um die Südsee wird, vermag heute noch niemand zu sagen. Aber in sehr gespannte Beziehungen sind gerade durch den japanischen Erfolg Nordamerika und Japan geraten. Was später wird aus unserem Kiautschou, wissen wir noch nicht, verloren ist es uns und der Welt nicht. Denn es hat in seinem friedlichen Leben der ganzen mongolischen Welt gezeigt, was Deutschland in Ostasien kulturell zu leisten vermochte, in seinem heroischen Untergang aber dieser mongolischen Welt klar gemacht, wie Deutsche — vergessen wir dabei auch nicht des österreichisch-ungarischen Kriegsschiffs „Kaiserin Elisabeth", das die Ehren der zu Land fechtenden Kameraden vollauf teilte — gegen eine tödliche Übermacht zu fechten verstehen.

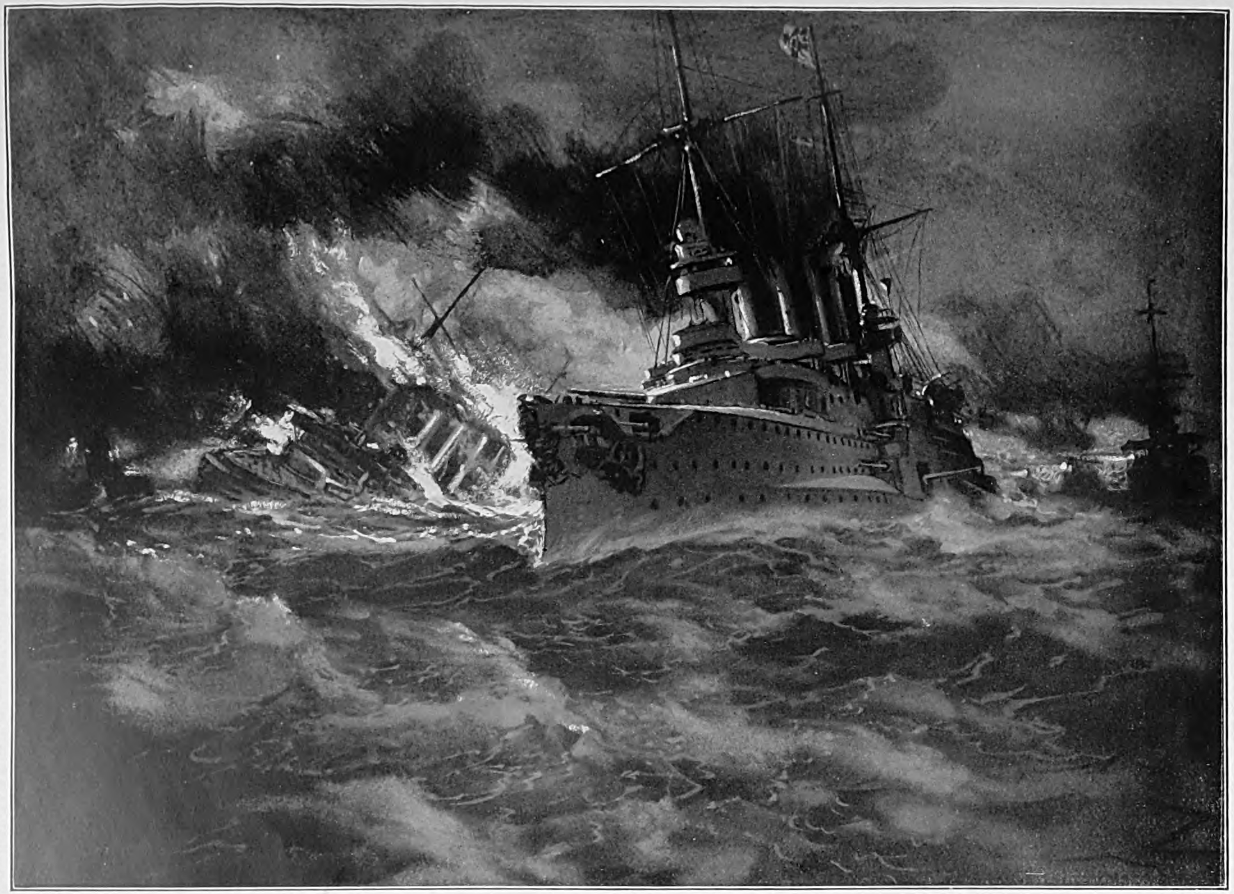
So sind unsere Kolonien in der Südsee vorerst verloren, von den anderen aber nur ein Teil: die beiden größten, Ostafrika und Südwestafrika, sind nach wie vor in festem deutschen Besitze. Die englischen Verluste im Kampfe um ersteres sind offen im Oberhause beklagt worden, um Südwestafrika aber schwelt die Flamme des Burenaufstandes, deren zuckendes Aufleuchten wir selbst durch den Nebel der englischen Lügenmeldungen erkennen, und Deutsch-Südwestafrika ficht, wie sein tapferer Gouverneur Seitz erklärt hat, niemals gegen den Buren der englischen Kolonie, sondern nur mit ihm gegen den gemeinsamen Feind.

⁂

Von Kapstadt bis Kairo — so hieß das hallende Wort, in das Cecil Rhodes die Zukunft Englands in Afrika zusammenfaßte. Er, dem vor allem am positiven Ausbau des „empire" lag, hätte diesen Krieg bekämpft. Heute ist seine Schöpfung im Süden von der burischen Erhebung bedroht, und stehen im Norden Afrikas die Türken im Kampf gegen England schon am Kanal von Suez.

An der Forderung des Dreiverbandes, die deutsche Militärmission zu entlassen, entlud sich die Spannung, von der schon seit Wochen vorher nicht mehr zweifelhaft war, daß sie zum Eintritt der Türkei in den großen Krieg führen würde. Am 2. November hat der Kampf auch hier begonnen, am 3. erschien das Manifest des Zaren, daß Rußland nun endlich seine „historischen Aufgaben an den Gestaden des Schwarzen Meeres" lösen werde, am 4. annektierte England Ägypten, am 5. Cypern, am 8. begannen die Operationen in Armenien, am 22. standen die Türken bereits, vermutlich in Kantarah einrückend, am Suezkanal. Damit ist der Krieg dort erst recht eigentlich zum Weltkrieg geworden. Denn durch 300 Millionen von Westmarokko bis nach Japan geht nun sein Zittern, der heilige Krieg ist am 12. November erklärt worden. Das bedeutet, daß für den Kalifen, als der der osmanische Sultan in der ganzen Welt des Islams verehrt wird, der Scheich ül Islam, die oberste geistliche Stelle des Islams, durch sein Fetwa, durch feierlichen Erlaß, verpflichtend aufgerufen hat zum Kampfe gegen die Feinde Muhammeds. Wenige Europäer gibt es heute, die eine begründete Vorstellung haben, was das bedeutet: der rationalistische „Giaur" kann sich nicht recht klar machen, was in diesen Millionen und Millionen damit wachgerufen wird. Aber aus dem Aufrufe des

Digitized by Google



Die Seeschlacht bei Coronel. Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt

Digitized by Google

türkischen Generalissimus Enver Pascha, der als der Organisator des ganzen Islams vor die Welt tritt, klingt das doch deutlich hervor: der Geist Muhammeds wird wach und die Kraft derer, die an seine Lehren glauben, die sich nun endlich mit Gewalt gegen alle wenden, denen die Türkei und die Gebiete des Islams als ein jeder Willkür und Beraubung offenes Kolonialland gelten. Tief geheimnisvolle, elementare Stimmungen einer Volksseele geraten in Schwingungen — nur die Führer, in denen diese Volksseele auch wirkt, können sie zu militärischer und politischer Wirkung meistern.

Das nun taten sie sofort mit voller Kraft, neben Deutschland, dessen Kaiser sich an Saladins Grab 1891 den Freund der 300 Millionen Mohammedaner genannt hat. Die politische Bedeutung des Gesamtislams hat so Kaiser Wilhelm vor über zwanzig Jahren erkannt und betont. Jetzt soll sie sich bewähren gegen Rußland, das alte Orientträume wieder aufnimmt, und gegen England, das gegen eigenstes Interesse, aus Haß gegen Deutschland, der Türkei Feind geworden ist. Auf drei Kriegsschauplätzen will der Islam kämpfen. England sucht er zu treffen in Ägypten. Da sind die Türken in überraschend kurzer Zeit, die für die sorgfältige Vorbereitung dieses Marschs durch die Wüste zeugte, von der Hedschasbahn durch die Halbinsel Sinai hindurch bis zum Suezkanal vorgedrungen. Kein Laut klang darüber aus London nach Europa herüber, obwohl England für Ägypten noch völlig das Nachrichtenmonopol hat! Es ist eine Tatsache von ungeheurer Bedeutung, daß eine England feindliche Macht an den Kanal vordringt, der das Mittelmeer und den Weg nach Indien verbindet. Seit 1875 beherrschte England diesen Kanal, den eigentlich Frankreich für seine Orientpolitik gebaut hatte, seit 1882 war Ägypten wenigstens tatsächlich seine Kolonie. Es mit Indien quer durch Arabien zu verbinden, die heiligen Stätten Mekka und Medina seinem Einflusse zu unterwerfen, den Endpunkt der Bagdadbahn sich dazu zu sichern, war seit mehr als einem Jahrzehnt seine ausgesprochene Politik. Viel hat es darin erreicht, aber noch ehe es den Weg nur zur Hälfte vollenden konnte, wird das alles durch diesen Krieg in Frage gestellt. Noch kann niemand wissen, inwieweit der türkische Vorstoß in Ägypten selbst, in Arabien, in Persien, in Indien Unterstützung findet: eine weltweite Perspektive tat sich auf, Höchstes und Größtes von seiner Weltstellung hat England auf das Spiel gesetzt.

Durch Armenien dringt sodann die Türkei gegen Rußland vor, und zu Wasser auf Batum und ins Herz seiner kaukasischen Kolonie. Bedenkt man die Verkehrsverhältnisse und die natürlichen Bedingungen des Bodens und Klimas dort, so wird man sich freilich, ehe entscheidende Ereignisse sich abspielen können, mit großer Geduld wappnen müssen. Es sind alte Kampfplätze, Erzerum und Kars und wie sie heißen, aus den Kriegen der Russen und Türken gut bekannt, vor allem den Türken ganz vertraut, und viel Zündstoff zu revolutionärer Erhebung gegen die Russen liegt bereit in Armenien und Persien, in Georgien und in Baku, in den Hafenstädten des Schwarzen Meeres, vor allem in Odessa.

Vizeadmiral Graf von Spee, der Chef des Kreuzergeschwaders in der Seeschlacht bei Coronel (Phot. Ferd. Urbahns, Kiel)

Ob die Türkei dort, in der Krim und im Asowschen Meere landet, hängt davon ab, wie auf dem dritten Kriegsschauplatz die Dinge sich entwickeln, auf der Balkanhalbinsel. Seit die Türkei in den Krieg eingetreten ist, hat Rußland immer stärker auf Rumänien und Bulgarien zu drücken gesucht, damit diese die Waffen gegen die Türkei, für Serbien erhöben. Einen vollen Monat haben die Staatsmänner in beiden Reichen, die die Neutralität zu halten wünschen, dem schon widerstanden. Aber durch den kühnen Entschluß der Türkei ist, jene mögen wollen oder nicht, die ganze alte schwere orien-

talische Frage, an der der Krieg zur Entzündung gekommen ist, ins Rollen geraten, und so wird auch die ganze Halbinsel des Balkans in dieses Ringen hereingezogen. Damit aber gewinnt Österreich-Ungarns Kampf gegen Serbien nun eine ganz andere Bedeutung. Am 16. November erreichte nach mühseligen Kämpfen in Gebirg und Sumpf die V. und VI. Armee, die der Feldzeugmeister Potiorek kommandiert, von Westen her die Linie der Kolubara (Nebenfluß der Save). Nun konnte von Süden und von Norden, von Semlin, her die Eroberung von Belgrad und der Vormarsch nach Süden in das Tal der Morawa, nach Kruschewatz und auf Nisch begonnen werden. Ist letzteres das militärische und Regierungszentrum, so hat der Gewinn von Belgrad, wie ohne viel Worte klar ist, einen großen historisch-politischen Wert. Im Zeichen Prinz Eugens des edlen Ritters, dessen Lied gleich von der Mobilmachung an durch Österreichs Gauen klang, steht dann erst ganz dieser serbische Feldzug, der für die Gestaltung der Balkanhalbinsel von entscheidender Bedeutung werden muß.

So kämpfen jetzt in fester Verbindung Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei zusammen. Und es ist natürlich viel mehr als ein Symbol, wenn der Sultan beim Deutschen Kaiser und am österreichisch-ungarischen Hofe einen Generaladjutanten der Person der verbündeten Monarchen attachierte, in der Form, in der jahrzehntelang das Verhältnis zwischen dem Berliner und Petersburger Hofe gepflegt wurde. Dementsprechend ist der berufenste und beste für diese Aufgabe, Colmar von der Goltz, in gleicher Stellung der Person des Sultans und seinem Hauptquartier zugeteilt worden (28. November).

꙳ ꙳ ꙳

Immer näher rücken einander in Osteuropa die Kriegsschauplätze, wenn Bulgarien und Rumänien aus der Neutralität heraustreten. Drüben über dem Pruth, in Bessarabien, wohnen Rumänen so gut wie hüben jenseits des Passes von Predeal in Siebenbürgen und östlich der Karpathen in der Bukowina. Es erscheint isoliert betrachtet als eine Niederlage Österreich-Ungarns, daß die Hauptstadt der Bukowina, Czernowitz, am 27. November wieder geräumt wurde, und die Russen, die Ostgalizien in Besitz halten, wieder in die Karpathenpässe eindrangen und Przemysl erneut (11. November) einschlossen. Dafür standen von Przemysl als östlichem Brückenkopf bis herauf nach Thorn Österreicher und Deutsche nun massiert in einer Stellung, die sie sich selbst gewählt hatten. Denn nur in Polen und nur im Kampf gegen die russische Hauptmacht wird auch über die Befreiung Galiziens und der Bukowina entschieden.

Vor der großen russischen Übermacht waren in einem strategisch meisterhaften Rückmarsch die Verbündeten in eine neue Gruppierung zurückgegangen, die am 28. Oktober wieder den Vormarsch erlaubte. Die VIII. Armee unter dem General von François hatte Ostpreußen zu decken und rechts der Weichsel den Gesamtoperationen zu sekundieren, die IX. Armee unter dem General von Mackensen vom linken Ufer der Weichsel vorwärts der westpreußisch-posenschen Grenze vorzugehen, von seitlich daran anstoßenden österreichisch-ungarischen Streitkräften in der Gegend von Czenstochau und bis nach Westgalizien unterstützt. Nach dem Plane des Generaloberstens von Hindenburg, der für die ganze Schlachtfront maßgebend war, waren die Russen auf ein Gelände vorzulocken, in dem sich ihre Massen nur schwer bewegen konnten und dann entscheidend in ihre rechte Flanke zu stoßen.

Langsam waren die Russen in dem verwüsteten Land den Verbündeten nachgefolgt, in einer Breite von über 300 Kilometern zwischen der Südgrenze Ostpreußens und den Karpathen, in einer auf 900000 Mann berechneten Zentralarmee gegen Posen und Schlesien, mit einer Seitenarmee rechts der Weichsel gegen Thorn und einer linken Seitenarmee auf Oberschlesien und Krakau. Dazu hatte ihre I. Armee im Norden Ostpreußen wieder von Osten oder Südosten zu bedrohen. In der zweiten Novemberwoche erreichte die Hauptarmee die Warthe in der Linie Kolo—Sieradz—Nowo-Radomsk, und nachdem große, für die Deutschen immer siegreiche Kavallerie-

Fregattenkapitän Erich Köhler, der Kommandant des Kreuzers „Karlsruhe“ (Phot. Ferd. Urbahns, Kiel)

gefechte stattgefunden hatten, begann das eigentliche Ringen wie folgt.

Die russischen Angriffe gegen Ostpreußen wurden abgewiesen (9. November bei Wyschtyten, 14. November bei Stallupönen), der Vormarsch rechts der Weichsel bei Soldau und Lipno (15. November) auf Plozk zurückgeworfen. Und nach den vorbereitenden Gefechten bei Kolo (7. November) und Konin (10. November) ergriff nun General von Hindenburg links der Weichsel die Offensive auf die rechte Flanke des Feindes. In großen Kämpfen bei und um Wloclawek (13. und 15. November) schlug unsere IX. Armee die Russen zurück und brach tief in den rechten Flügel des Feindes ein. So wurde dieser in der Hauptschlacht bei Lodz und Lowicz schwer bedroht, während östlich Czenstochau die Österreicher seine linke Flanke angriffen. Am 25. November war die russische Gegenoffensive von Warschau her und ebenso östlich Czenstochau durchaus zusammengebrochen.

Auch der Laie, der auf der Karte diese Bewegungen im Viereck von Thorn—Warschau—Petrikau—Czenstochau—Kalisch—Peisern—Thorn sich klar macht, begreift das geniale Manöver, das der General von Hindenburg, mit geschicktester Benutzung des Eisenbahnnetzes der vier Ostprovinzen überallhin nach Bedarf die Truppen werfend, durchführte. Und die Bewunderung für diesen Strategen und seine Helfer Ludendorff, Mackensen, François steigt noch mehr, wenn man die ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte und die daraus sich zwangsweise ergebende Beschränkung seiner Aufgabe bedenkt. Aus dem Danktelegramm des Kaisers an ihn ist sie einfach zu präzisieren: „Schutz der Ostgrenze des Reiches", durch den „die Pläne des an Zahl überlegenen Gegners zum Scheitern zu bringen" waren. Eine ausgesprochene Defensiv-Aufgabe offensiv gelöst — das ist der große, wirkliche Feldherr, dessen Ruhm nun in die Geschichte eingeht. Bis zum 26. November haben diese Operationen, in denen deutsche und österreichisch-ungarische Heere Schulter an Schulter fochten, bereits zur Gefangennahme von im ganzen 100000 Mann geführt und sehr umfangreiche Kriegsbeute gebracht. Bei der großen Ausdehnung des Kampffeldes und infolge erneuten Nachdrückens starker feindlicher Kräfte war natürlich die Entscheidung nur allmählich zu erwarten.

Fregattenkapitän Carl von Müller, der Kommandant des Kreuzers „Emden" (Phot. Carl Greve, Blankenburg)

Als glänzender Führer hat sich General von Hindenburg wiederum bewährt, indem er verstand, den Gegner auf ein Gelände zu ziehen, wo er ihn nach alter Weise zur Feldschlacht zwingen kann. Denn er weiß, daß nur der Sieg in der offenen Feldschlacht den russischen Gegner tödlich trifft, der überriesige Zahlen von Soldaten verfügt und es so trefflich versteht, sich einzugraben. Am 28. November lohnte den bisherigen Generalobersten, zum erstenmal in diesem Feldzuge verliehen, der Feldmarschallstab.

⌘ ⌘ ⌘

Im Osten ist noch die Möglichkeit der Feldschlacht, im Westen geht der Stellungskrieg um Nieuwport und Ypern, um Soissons, Reims und im Argonner Walde weiter. Der Raum erlaubt es hier nicht mehr, die einzelnen Kämpfe aufzuzählen. Im ganzen haben sie im November an **keiner** Stelle einen Rückschlag, überall ein langsames Vorrücken eines durch nichts aufzuhaltenden Angriffs und **einen** großen Erfolg gebracht: die Erstürmung von Dixmuiden am 11. November. Es sind die letzten Quadratkilometer Belgiens, die so ungeheure Mühe machen. Daß sie so zäh von den Gegnern verteidigt werden, zeigt, was sie strategisch wert sind.

So ist die Front, die in einem Monate nicht wesentlich vorgetragen werden konnte, fast noch die alte, ihre Hauptdruckpunkte sind Ypern—Béthune und La Bassée—Arras—Soissons—Reims—Vienne la Ville—das westliche Maasufer. Ganz fest und sicher hat die deutsche Heeresleitung die beiden

Digitized by Google

Ziele, die ihr darin gesteckt sind, operativ verbunden: die Gewinnung der Kanalküste und die Durchbrechung der Front an der Maas — das muß sich ein jeder vorhalten, der in diesen Geduldwochen daheim gern zu kritisieren bereit war. Die Ziele des Feindes waren, wie bisher, die Deckung der Kanalküste und die Behauptung des Feldes in Frankreich, woraus sich immer ergab, daß die militärischen Interessen Englands und Frankreichs sich keineswegs deckten. Daß und wie das auch ihre Kriegsführung beeinflußte, wird erst später ganz klar werden. Das Gefühl der Zuversicht auf der deutschen Seite, das diese niemals verließ, beruhte strategisch vornehmlich auf diesem Zusammenhang, und fand seine Stütze zugleich in dem alle Schwierigkeiten überwindenden, wundervollen Geiste aller Truppenteile.

Ihre Operationen wurden seit dem 25. Oktober nicht mehr durch den Generalstabschef von Moltke geleitet, den leider schwere Krankheit zwang, sein verantwortungsvolles Amt zeitweilig zu verlassen. An seine Stelle trat der Kriegsminister Preußens, Erich von Falkenhayn, in langer Generalstabstätigkeit schon erprobt, in voller Manneskraft und vom Vertrauen der ganzen Nation, das er sich durch seine bisherigen Leistungen erworben, getragen.

In dem gewaltigen Rauschen aller dieser Ereignisse hat es das deutsche Volk kaum berührt, daß sich noch ein achter Feind zu den bisherigen Gegnern hinzufand. Am 25. November gab nach deutlich zu erkennendem Widerstreben Portugal dem Drucke Englands nach und trat in den Krieg ein, wie bekannt, schon seit zwei Jahrhunderten nichts als ein Vasall Englands. Von einer einst stolzen Höhe herabgesunken, vegetiert der durchaus korrupte Staat nur noch, jetzt Republik, doch nie sicher, daß nicht das Königtum durch eine erneute Revolution sich wieder in den Sattel schwingt. Für die Stellung Deutschlands und seiner Verbündeten im Weltkampfe bedeutet dieser Schritt Portugals so gut wie nichts.

Am 2. Dezember haben Truppen der V. österreichisch-ungarischen Armee **Belgrad** besetzt — dies Geschenk brachten sie ihrem Kaiser zum 66jährigen Regierungsjubiläum dar. Von weltgeschichtlicher Bedeutung ist so dieser 2. Dezember nunmehr doppelt, als Erinnerungstag an jenen 2. Dezember 1848, an dem im Sturme der Revolution der 18jährige das habsburgische Zepter ergriff, und an diesen 2. Dezember 1914, an dem wieder die Fahnen Österreichs in Belgrad wehten. Belgrad, zum vierten Male von österreichischen Truppen erobert, ist die erste Frucht dieses schwierigen Feldzugs, die nun eingebracht wird. Und mit der Erinnerung an des Prinzen Eugen glänzende Waffentat von 1717, die jetzt jubelgetragen durch die ganze Monarchie flutet, wird auch die Erinnerung wach an die Gedanken und Absichten des Prinzen in der orientalischen Frage. Und sie sollen es bleiben bis zum Ende dieses serbischen Feldzugs und wenn in den Verhandlungen um den Frieden die Würfel über Serbiens Schicksal fallen.

Zur gleichen Zeit, da Österreichs Soldaten in die Hauptstadt Serbiens einzogen, war in Berlin, zum ersten Male seit dem 4. August wieder, der **deutsche Reichstag** versammelt. Ihm legte der Reichskanzler in einer markigen und wuchtig geschlossenen Rede die politische und militärische Lage dar, und in allem, was er sagte, stimmte nicht nur der Reichstag, sondern das ganze Volk zu. „Die innere Verantwortung für den Krieg liegt bei der großbritannischen Regierung, das Londoner Kabinett ließ diesen Krieg kommen, weil ihm die Gelegenheit günstig erschien, mit Hilfe seiner Ententegenossen den Lebensnerv seines größten wirtschaftlichen Konkurrenten zu zerstören." Was sich allgemach in der Seele des ganzen Volkes, des draußen kämpfenden, wie des daheim arbeitenden, angesammelt hatte, das faßte der höchste Beamte des Reichs und Preußens so zusammen zu klarstem Ausdruck, daß dieser Weltkrieg in erster Linie ein Ringen zwischen Deutschland und England ist, daß England, der Hauptfeind, den Krieg heraufbeschworen hat und daß Deutschland in allem nicht nur das gute, sondern das höchste, das sittliche Recht für sich hatte, auch für seinen Kriegsbeginn in Belgien, dessen Notwendigkeit jetzt der Kanzler aufs schärfste bewies. Den festen Entschluß, durchzuhalten in Einigkeit im Inneren und in Kraft nach außen, sprach er aus, zu dessen Zeichen der Reichstag die neue abermals auf 5 Milliarden erstreckte Kreditvorlage annahm. Leider nicht einstimmig wie am 4. August, eine Erklärung der Sozialdemokratie trübte die einmütige Stimmung und ein Sozialdemokrat stimmte wirklich dagegen. Das wird diesem das Volk nicht vergessen — vor allem nicht die Hunderttausende von Arbeitern, die draußen in den Schützengräben liegen und die Schulter an Schulter mit dem Bauern und dem Unternehmer, mit dem Adligen und dem Gelehrten gelernt haben, sich wie alle diese eins zu fühlen in unserem großen deutschen Volk. —

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrierte
Kriegs-Chronik
des
Daheim

Wie das Daheim 1864, 1866, 1870 die besten Berichterstatter, die besten Zeichner ins Feld sandte, so wird es auch diesmal sein: mit den veränderten und bereicherten Mitteln der Gegenwart wird das Daheim in seiner Kriegs-Chronik eine fortlaufende, eingehende

zeitgenössische Geschichte dieses Krieges

geben. Unsere Kriegs-Chronik soll den Mitlebenden ein lebendes Bild großer Zeit, kommenden Geschlechtern ein Bronnen der Erinnerung sein. Schon das reiche erste Heft zeigt, was wir wollen und können, welche Kräfte uns willig zur Verfügung stehen.

Aber nicht nur unserem deutschen Heere gilt unser Unternehmen, unsere Kriegs-Chronik wird auch den tapferen, treuen Bundesgenossen, wird der Armee der Österreichisch-ungarischen Monarchie gerecht werden.

Ganz besonders möchten wir noch auf eins aufmerksam machen. Die Erfahrung aller Kriege der Gegenwart lehrt, daß der Soldat im Felde, Offiziere und Mannschaften, fast wie nach dem lieben Brot, nach Nachrichten von den ihm fernen Kriegsschauplätzen, nach Nachrichten aus der Heimat verlangt. Wer 1870/71 mitmachte, wird sich erinnern, wie jedes Zeitungsblatt in den Quartieren, im Biwak von Hand zu Hand ging, bis es völlig zerschlissen war. Unsere Kriegs-Chronik wird daher unseren Kriegern doppelt, dreifach willkommen sein. Wer liebe Angehörige im Felde hat — und wer hätte sie nicht — kann ihnen keine bessere Gabe mit der Feldpost senden als die Kriegs-Chronik des Daheim.

Die einzelnen Lieferungen werden zwanglos in Zwischenräumen von etwa 2 Wochen zum Preise von 60 Pfg. für jede Lieferung erscheinen. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Velhagen & Klasing,
Verlagsbuchhandlung in Bielefeld und Leipzig.

Digitized by Google

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

Ein vaterländisches Erzeugnis, in Rüdesheim am Rheine aus Naturwein destilliert, auf jahrelangem Lager gepflegt, von unvergleichlicher Güte.

Der Cognac des deutschen Hauses

Feldpostbriefe (10 Pfg. Porto) mit Asbach-Cognac eine hochwillkommene Gabe.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Heft 6

XXIX. Jahrgang

Februar 1915

(Zweiter Band Heft 2)

UNIVERSITY
MAR 1 1915
LIBRARY

Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing

Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Amerikas Anstrengungen zur Verdrängung der deutschen Industrie auf dem Balkan	3—4
Aus der Grossindustrie:	
Verlade- und Transportanlagen an Flusshäfen	4—6
Handelsteil	6—10
Aufruf an deutsche Kaufleute im Auslande	7
Konsularberichte aus dem Auslande und Übersee	10—11
Bücherbesprechungen	12
Empfohlene Spediteure	12
Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee	14
Bezugsquellenregister	15—16
Deutsche Werkzeugmaschinen	3. Umschlagseite

Amerikas Anstrengungen zur Verdrängung der deutschen Industrie auf dem Balkan.

Ein grosser amerikanischer Industriellen-Verband, die „National Association of Manufacturers of the United States of America" in New-York, versendet an alle grösseren Firmen in den Balkanländern ein Rundschreiben in französischer Sprache, das in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut hat:

An unsere Geschäftsfreunde in den fremden Ländern!

Da der europäische Krieg dem internationalen Verkehr derzeit grosse Hindernisse bereitet, möchten wir gern die gegenwärtig am dortigen Platze oder in Ihrem Lande bestehenden allgemeinen geschäftlichen Bedingungen kennen lernen und gleichzeitig feststellen, in welcher Weise die amerikanischen Kaufleute Sie unterstützen und die Handelsschwierigkeiten beseitigen können.

Unsere Bankiers, Exporteure, Fabrikanten und Staatsmänner bemühen sich nach jeder Richtung hin, um die erwähnten Schwierigkeiten zu beseitigen. Unsere Fabriken und grossen Handelshäuser sind niemals besser in der Lage gewesen, den Handelsbedürfnissen der ganzen Welt zu genügen. Damit wir imstande sind, alle Länder zu unterstützen, deren Handels- und Kreditbeziehungen unterbrochen sind, wollen wir uns einen genauen Überblick über die wirtschaftliche Lage jener Länder verschaffen.

Wir würden Ihnen deshalb sehr dankbar sein, wenn Sie uns auf die in dem anliegenden Fragebogen enthaltenen Fragen eine möglichst ausführliche Antwort erteilen und uns Ihre geschätzte Ansicht nebst geeigneten Anregungen zukommen lassen würden. Gleichzeitig wären wir Ihnen sehr verbunden, wenn Sie uns von Zeit zu Zeit auf etwa eingetretene Veränderungen aufmerksam machen würden. Wir sind unserseits gern bereit, Ihnen jede gewünschte Auskunft zu erteilen.

Indem wir Ihnen für Ihre freundlichen Bemühungen im voraus verbindlichst danken, empfehlen wir uns Ihnen

mit ausgezeichneter Hochachtung

National Association of Manufacturers of the United States of America.

(Unterschrift.)

Das vorstehende Rundschreiben zeigt, wie die amerikanische Industrie bestrebt ist, die Kriegslage auszunutzen, um die deutsche Industrie auf dem Balkan zu verdrängen. Offenbar will die amerikanische Industrie hauptsächlich in den neutralen Ländern den Eindruck erwecken, als ob die Industrie der kriegführenden Länder nicht in der Lage sei, ihrer ausländischen Kundschaft in demselben Umfange wie bisher Kredite zu gewähren. Zweifellos wird es den Amerikanern auch gelingen, durch längere Kreditgewährung einen Teil der Balkankundschaft zu gewinnen. Dadurch werden die unsoliden Kreditverhältnisse, die heute vielfach auf dem Balkan herrschen, noch grösseren Umfang annehmen. Das beweist auch ein von einer angesehenen Athener Kommissionsfirma an ein Mitglied des deutschen Balkanvereins gerichtetes Schreiben. Den deutschen Exportfirmen möchten wir daher raten, den Versuchen gewisser Balkanfirmen, unter Hinweis auf amerikanische Angebote längeren Kredit zu erzielen, energisch zu widerstehen. Lieber sollte man vielleicht bei der Preisbemessung entgegenkommend sein, um sich die Kundschaft für später zu erhalten. Das schliesst natürlich nicht aus, dass man in be-

Digitized by Google

stimmten Ausnahmefällen vertrauenswürdigen Firmen gegenüber während des Krieges gewisse Rücksichten walten lässt. Die in den Balkankriegen gemachten Erfahrungen haben ergeben, dass auch in den Balkanstaaten der grösste Teil der mit dem Auslande arbeitenden Geschäftswelt das Vertrauen der deutschen Exporteure verdient. Jedenfalls zeigt aber das vorstehende Rundschreiben von neuem, dass unsere Exportindustrie auch während des Krieges mit allen Mitteln versuchen muss, die ausländische Kundschaft zu befriedigen, damit es der Konkurrenz des neutralen Auslandes nicht gelingt, uns vom Balkanmarkt zu verdrängen. Neben der möglichst weitgehenden Aufrechterhaltung des Betriebes in unsern industriellen Unternehmungen ist zu diesem Zwecke vor allem erforderlich, die neutralen Länder in weitestem Umfange über die unerschütterliche Lage des deutschen Wirtschaftslebens aufzuklären.

(Der Deutschen Levante-Ztg., Hamburg, entnommen.)

An dieser Stelle werden regelmässig interessante und reich illustrierte Aufsätze aus den verschiedensten Zweigen der deutschen Industrie veröffentlicht, die geeignet sind, unseren ausländischen und überseeischen Lesern ein getreues Bild von der Entwicklung und Leistungsfähigkeit der deutschen industriellen Unternehmen zu geben.

Verlade- und Transportanlagen an Flusshäfen.

Wegen der billigen Transportmöglichkeit haben die Wasserstrassen eine von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung gewonnen. In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache hat man sich in den letzten Jahrzehnten im grossen Umfange den Ausbau der grossen Flüsse und den Neubau von Kanälen und Häfen angelegen sein lassen. Ein Hafen kann aber bei dem heutigen Massenverkehr nur dann seine Aufgabe voll erfüllen, wenn er mit neuzeitlichen Transport- und Verladeanlagen ausgerüstet ist. Als mustergültig in dieser Beziehung kann man die Häfen von Mannheim, Ludwigshafen und Rheinau bezeichnen.

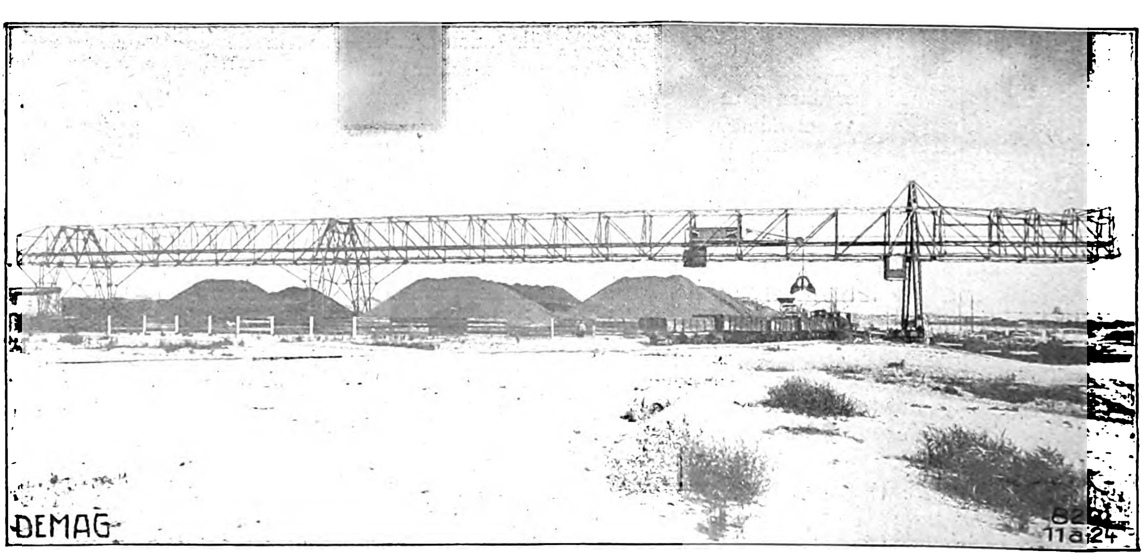


Abb. 1. Verladebrücke der Strassburger Kohlenaufbereitungs-Gesellschaft, Hafen Rheinau.

Digitized by Google

Ein grosser Teil der hier aufgestellten Krane und Verladebrücken ist von der Deutschen Maschinenfabrik A.-G. in Duisburg geliefert worden. Besonderes Interesse in den genannten Rheinhäfen erregen hier die weithin sichtbaren grossen Verladebrücken; eine derselben ist auf Abb. 1 (siehe Seite 4) dargestellt. Diese Verladebrücke wurde von Hugo Stinnes in Mülheim a. d. Ruhr für die Strassburger Kohlenaufbereitungs-Gesellschaft, Hafen Rheinau, geliefert und besitzt die Brücke eine Spannweite von 68 m und 40,5 m, wozu noch eine vordere Ausladung von 24 m und eine rückwärtige von 7,5 m kommt. Die Brücke ist für Kohlentransport mit Greiferbetrieb eingerichtet und kann stündlich 80 bis 100 t Feinkohle oder rund 60 t Stückkohle umschlagen. Zwei ähnliche Verladebrücken wurden an das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat ebenfalls für den Hafen Rheinau geliefert. Beide sind recht bemerkenswerte Bauwerke. Die eine weist die stattliche Länge von 120 m auf, während die andere 57,5 m lang ist. Beide Verladebrücken arbeiten in Verbindung mit fünf Dampfkranen, die ihnen die Kohlen aus den Schiffen zubringen.

Die Brücken selbst sind für elektrischen Betrieb eingerichtet. Unter dem Portal und an den beiden Seiten desselben sind Eisenbahngeleise verlegt, die gestatten, dass bis zu sechs Eisenbahnwagen gleichzeitig beladen werden können. Die Anlage ist vornehmlich für den Massentransport bestimmt und imstande, stündlich 180000 kg Kohlen umzuschlagen.

Auch der Firma Becker in Mülheim a. d. Ruhr wurde eine derartige Verladebrücke für den Hafen Rheinau geliefert. Sie ist bei einer Tragfähigkeit von 3000 kg 68 m lang, mit einer vorderen Ausladung von 16,5 und einer rückwärtigen von 13,25 m. Wie die vorgenannte Brücke, so ist auch diese für elektrischen Betrieb mit Selbstgreifern eingerichtet und vermag in der Stunde 30000 kg Kohlen vom Schiff auf den Lagerplatz oder in bereitstehende Eisenbahnwagen zu befördern.

Demselben Zwecke dient die für die Lagerhausgesellschaft M. Stromeyer in Mannheim gelieferte Verladebrücke von 3500 kg Tragfähigkeit und 116 m Gesamtlänge. Auch sie arbeitet mit einer Selbstgreiferlaufkatze und durchweg elektrischem Antrieb.

Ausser den bisher beschriebenen Verladebrücken sind in den drei Häfen von Mannheim, Ludwigshafen und Rheinau auch eine grössere Anzahl anderer Krane aufgestellt. So erhielt die Kgl. Eisenbahndirektion Ludwigshafen sieben elektrisch betriebene Vollportaldrehkrane, die für Selbstgreiferbetrieb eingerichtet sind und welche die in Rheinkähnen ankommenden Kohlen aus denselben entnehmen und in die unter dem Portal stehenden Eisenbahnwagen befördern. Die Tragfähigkeit der Krane beträgt 4000 kg und ihre Ausladung 11,5 m.

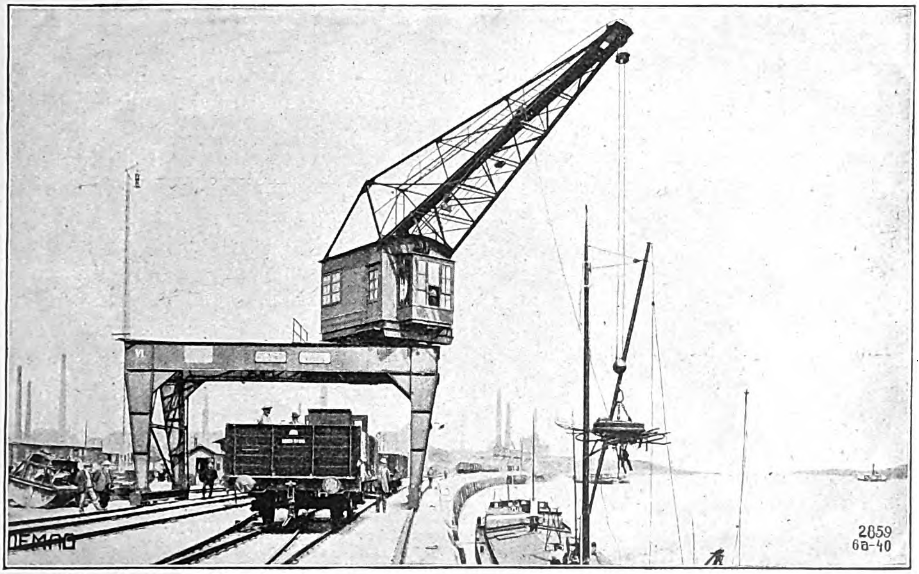


Abb. 2. Vollportaldrehkran Ludwigshafen.

Digitized by Google

Recht bemerkenswert ist der an die Maschineninspektion Mannheim gelieferte Vollportaldrehkran mit einer gesamten grössten Hubhöhe von 26 m und einer Tragfähigkeit von 4000 kg. Die grösste Ausladung des vollkommen elektrisch betriebenen Kranes ist 19 m, kann jedoch beliebig verstellt werden.

Der Kran kann mit Selbstgreifer, Klappgreifer, Klappkübel oder gewöhnlichem Stückguthaken arbeiten und lässt unter seinem Portal ein Bahnprofil frei.

Ebenfalls sehr interessant ist der auf der Abb. 2 (S. 5) dargestellte elektrisch betriebene Vollportaldrehkran, der an das städtische Maschinenbauamt Karlsruhe für den Hafen in Ludwigshafen geliefert wurde. Er hat eine Tragfähigkeit von 4000 kg und bei einer veränderlichen Ausladung bis zu 11,5 m eine Gesamthubhöhe von 25 m. Das Portal überspannt zwei zur Aufstellung von Eisenbahnwagen bestimmte Geleise.

Der Kran kann mit Selbstgreifer, Klappkübel, Lastmagnet oder gewöhnlichem Stückguthaken arbeiten. Die Abbildung zeigt, wie der Kran gerade unter Zuhilfenahme des Lastmagneten aus dem Kahne Schrot emporhebt, um ihn in den unter dem Portal stehenden Eisenbahnwagen zu laden.

Die von der Deutschen Maschinenfabrik A.-G., Duisburg, für die Firma Thomsen & Co. in Rotterdam gelieferten acht elektrisch betriebenen Verladebrücken (siehe Titelbild) haben die Verladeeinrichtungen des Rotterdamer Hafens in bedeutsamem Masse verbessert. Jede Verladebrücke arbeitet mit Auslegerdrehlaufkatzen, die für Greifer- und Klappkübelbetrieb eingerichtet sind, aber auch mit gewöhnlichem Stückguthaken betrieben werden können. Die Spannweite der Brücken beträgt mehr als 47 m, während sich die grösste wasserseitige Ausladung auf 40,5 m stellt, so dass die gleichzeitige Beladung mehrerer nebeneinander liegender Schiffe möglich ist. Die Drehlaufkatzen entwickeln bei einer Hubhöhe von 23 m eine Hubgeschwindigkeit von 30 m in der Minute; sie verfügen über die verhältnismässig hohe Tragkraft von 8000 kg. Als Höchstleistung einer jeden Verladebrücke bei einem Fahrweg von 20 m und Heben von etwa 4 m über Schienenoberkante sind 135 t stündlich zu nennen. Beim Entladen eines am Ende des Auslegers liegenden Schiffes und Abwerfen des Gutes am landseitigen Ende der Brücke, was einem Fahrweg von 75 m entspricht, ergibt sich noch immer eine Leistungsfähigkeit von 110 t stündlich. Die Ausleger sind hochklappbar eingerichtet, so dass Schiffe mit Masten ungehindert vorbeifahren können. Die Brücken haben bei starken Stürmen eine grosse Standsicherheit bewiesen. Arbeitsweise und Leistungsfähigkeit sämtlicher acht Brücken war bis zur Stunde hervorragend.

Eine neue Vereinigung in der Eisen-Industrie. In Düsseldorf wurde Mitte Dezember die Vereinigung deutscher Edelstahlwerke gegründet. Als Zweck der neuen Vereinigung wurde die Vertretung der gemeinsamen Interessen dieses wichtigen Sondergebietes der deutschen Eisen- und Stahl-Industrie angegeben. Der Vereinigung sind alle massgebenden (20 an der Zahl) deutschen Edelstahlwerke, d. h. die Werke, die die Erzeugung von Werkzeugstahl und hochwertigem Konstruktionsstahl betreiben, beigetreten. Der Sitz der neuen Vereinigung ist Düsseldorf.

Neuerlassene Ausfuhrverbote. Eine Bekanntmachung des Stellvertreters des Reichskanzlers vom 30. November 1914 lautet:

Auf Grund des § 2 der Kaiserlichen Verordnungen vom 31. Juli 1914, betreffend das Verbot
1. der Ausfuhr und Durchfuhr von Waffen usw.,
2. der Ausfuhr und Durchfuhr von Rohstoffen, die bei der Herstellung und dem Betriebe von Gegenständen des Kriegsbedarfs zur Verwendung gelangen, bringe ich nachstehendes zur öffentlichen Kenntnis:

I. Es wird verboten die Ausfuhr und Durchfuhr von: aufgelöstem Kautschuk (Nr. 570 des Zolltarifs), Gewindeschneidkluppen, Brennholz jeder Art, Phosphorsulfiden, photographischen Objektiven, grauem Glas für Schneeschutzbrillen, Centralit (I und II; I-Diäthyldiphenylharnstoff, II-Dimethyldiphenylharnstoff), Soda (kohlensaurem Natron, Natriumkarbonat), natürlicher und künstlicher (statistische Nrn. 287 a, b, 289 a, b).

II. Es wird aufgehoben die Ziffer 2 der Be-

(Fortsetzung S. 8.)

Digitized by Google

Deutsche Kaufleute im Auslande gebt acht!

Hetze gegen deutsche Waren.

In erhöhtem Masse finden sich in der Presse einzelner Staaten Hetzartikel gegen deutsche Waren und gegen die deutsche Handelswelt mit der Absicht, dem deutschen Wettbewerbe auf diesem Wege möglichst viel Abbruch zu tun. Alle diese Massnahmen entspringen dem Profithunger der Engländer, die ja den gewaltigen europäischen Krieg nur heraufbeschworen haben, um den deutschen Handel, der ihnen mit seiner immer grösseren Ausdehnung, die er nahm, als ein gefährlicher Konkurrent erschien, zu untergraben und schwer zu schädigen.

Auf dem Gebiete der grösseren Leistungsfähigkeit konnten sie es mit den deutschen Fabrikanten nicht aufnehmen, wozu noch kam, dass die englischen Waren meistenteils an Güte gegenüber den deutschen weit zurückstanden. Um einen Ausgleich herbeizuschaffen, griff man zu Verleumdungen durch die Presse.

Neuerdings überschwemmen die Engländer die ganze Welt mit Geschäftsofferten. Sie versuchen den Krieg für ihre Geschäfte auszunutzen, indem sie den Kaufleuten einreden, die deutsche Industrie liege darnieder.

Die deutsche Industrie ist nach wie vor äusserst leistungsfähig und in der Lage weitgehendsten Ansprüchen gerecht zu werden.

Erfreulich ist es zu hören, wie Blumenauer Geschäftsleute den Engländern entgegengetreten sind. Diese braven Kaufleute haben die englischen Offerten nicht etwa unbeachtet zur Seite gelegt, nein, sie haben diese den englischen Krämerseelen wieder zugesandt mit dem energischen Hinweis, dass es sich mit der Ehre eines Deutsch-Brasilianers nicht verträgt, mit dem perfiden England Geschäfte zu machen.

Bravo! diesen kerndeutschen Kaufleuten. Handelten sie alle, die vielen deutschen Geschäftsleute im Auslande und Übersee in gleichem Masse, so würde der deutschen Industrie sehr damit gedient sein.

Die Schriftleitung von
Velhagen & Klasings Export-Anzeiger, Leipzig.

Digitized by Google

kanntmachung vom 24. September 1914 (Reichsanzeiger Nr. 225 vom 24. September 1914), wonach nur photographische Objektive mit einer Brennweite von über 210 mm oder einem Helligkeitsgrad bis einschliesslich f:5 unter das Verbot fallen.

Dekretierung des Moratoriums in Rumänien betreffend die ausländischen Verpflichtungen. Auf Grund einer vom rumänischen Justizministerium ausgearbeiteten Gesetzvorlage wurde im Parlamente folgendes beschlossen:

Es wird allen Kaufleuten, Gesellschaften und Privatleuten ein dreimonatiges Moratorium — ab Erlassung dieses Gesetzes — bewilligt, um ihre Verpflichtungen einzulösen, betreffend jene kaufmännischen oder Zivil-Transaktionen, die mit dem Auslande vor Dekretierung vorliegenden Gesetzes abgeschlossen wurden, einerlei ob diese Verpflichtungen im Auslande oder im Inlande zahlbar sind.

Falls keine besonderen Vereinbarungen getroffen wurden, sind die betreffenden Gläubiger berechtigt, vom Tage der Skadenz bis zur Einlösung Verzugszinsen zu verlangen, welche jedoch nicht höher als der offizielle Zinsfuss der rumänischen Nationalbank, zuzüglich 1 Prozent sein dürfen, es sei denn, dass die Parteien anders übereinkommen.

Diese Vorteile geniessen sowohl die Akzeptanten als auch die übrigen Verpflichteten.

Während der Dauer des Moratoriums können keinerlei Falliment-Erklärungen erfolgen, die sich auf Verpflichtungen obiger Art beziehen.

Sollte es sich als nötig erweisen, so können nach Ablauf dieser Frist durch königlichen Erlass weitere drei Monate oder auch weniger bewilligt werden. W. E. A.

Eine Kriegsanleihe von 100 Millionen Lei in Rumänien. Das rumänische Finanzministerium wurde vom Ministerrate bevollmächtigt, dem Parlamente eine Gesetzvorlage zu unterbreiten, wodurch dem Kriegsministerium eine Anleihe von 100 Millionen Lei für diverse militärische Anschaffungen bewilligt werden soll. W. E. A.

Errichtung von Darlehnskassen in Italien. Wie jetzt bekannt wird, beabsichtigt Italien die Errichtung einer Darlehnskasse nach deutschem Muster.

Vom Stahlwerksverband. Nach den letzten Mitteilungen betrug der Versand des Stahlwerksverbandes im November 1914 insgesamt 246088 t (Rohstahlgewicht) gegen 280570 t im Oktober 1914, hat also eine weitere Abnahme als Erscheinung gehabt. Im November 1913 konnten 462195 t zur Versendung gebracht werden.

Die einzelnen Gruppen des Versandes umfassen:

	Nov. 1914	Okt. 1914	Nov. 1913
Halbzeug . . .	38717 t	46023 t	147197 t
Eisenbahnmaterial	149911 t	159973 t	211321 t
Formeisen . . .	57460 t	74574 t	103680 t

Mit den Monatsziffern des laufenden Jahres und der vier voraufgegangenen Jahre stellen sich die nun bekanntgewordenen Gesamtziffern (in 1000 t) folgendermassen in Vergleich:

	1914	1913	1912	1911	1910
Januar . .	455	536	479	404	378
Februar .	483	506	507	414	397
März . .	561	562	679	653	604
April . .	512	566	468	440	415
Mai . . .	553	567	536	532	388
Juni . . .	563	606	613	499	448
Juli . . .	470	506	542	461	394
August . .	?	525	553	475	447
September.	245	520	510	503	449
Oktober .	281	525	541	472	459
November.	246	462	593	489	420
Dezember .	—	457	532	468	443

Güterverkehr nach dem Auslande. In einer Mitteilung des Reichsamts des Innern finden sich folgende beachtenswerte Ausführungen:

Noch immer wird der Güterverkehr stark dadurch behindert, dass Güter, deren Ausfuhr verboten ist, zur Verladung und Weiterbeförderung angenommen werden, ohne dass die Ausfuhrbewilligung vorliegt. Diese wird dann mitunter erst bei dem Eintreffen der Güter auf der Grenzstation nachgesucht. Hierdurch entstehen für die Interessenten unnötige Kosten durch Lagergeld und durch die Notwendigkeit der Rückbeförderung oder der Ausladung auf der Grenzstation. Vor allem aber erschwert die Ansammlung zahlreicher Wagen und Schiffe an den Grenzstationen den Verkehr in ausserordentlicher Weise und entzieht ihm Transportmittel in einer Zeit, die deren noch in erheblich höherem Masse bedarf als jede andere. Das sind Missstände, die nicht nur den einzelnen Interessenten, sondern auch der Allgemeinheit zum Schaden gereichen und unter allen Umständen vermieden werden müssen.

Wenn die Ansicht verbreitet sein sollte, dass die Ausfuhrbewilligung leichter zu erreichen ist, sobald die Ware schon verladen am Grenzort steht, so ist dem entschieden entgegenzutreten. Diese Erwägung hat auf die Entscheidung gar keinen Einfluss. Jeder Absender, der sich nicht bereits vor Aufgabe seiner Waren zur Beförderung Sicherheit darüber verschafft, ob die Ware auszuführen gestattet ist, trägt selbst die Schuld an Verzögerungen und Kosten, die ihm durch Zurückhaltung an der Grenze entstehen.

Vor allem wird eine Besserung erreicht werden, wenn die Güterannahmestellen sich dauernd in genauer Kenntnis der Bestimmungen über die Ausfuhrverbote erhalten und unnachsichtlich nur solche Güter annehmen, deren Ausfuhr nicht verboten ist, oder für die die Ausfuhrbewilligung vorgelegt wird. Ein gleiches Verhalten wäre von seiten der Schiffahrtsgesellschaften oder der sonst mit der Vermittlung von Wassertransporten beschäftigten Personen erwünscht.

Digitized by Google

Die Lage der Montan-Industrie. Die allgemeine Beschäftigung hat zugenommen, und man kann den Fortschritt sehr wahrscheinlich auf rund 10 Prozent schätzen. Die Hochofenwerke sind durch die grossen Kriegsbestellungen besonders gut daran. Die Giessereien arbeiten ohne Ausnahme auf Granaten; die Abrufe sind von Monat zu Monat stärker geworden, und es ist anzunehmen, dass der Roheisenverband nächstens Zuweisungen von Aufträgen ähnlich wie in Friedenszeiten erhält. Die Versandzahlen des Januar werden dies bestätigen. Auch die Stahlwerke haben stärkere Spezifikationen erhalten. Der Grosshandel scheint den jetzigen Augenblick für gegeben zu erachten, um seine Lager zu komplettieren. Die billigen Abschlüsse, die er mit den Werken noch laufen hat und auf deren sofortiger Spezifikation die grossen Stahlwerke bestehen, begünstigen die Füllung der Lagerplätze. Der Absatz würde deshalb noch besser sein, wenn nicht überall ein ganz empfindlicher Arbeitermangel herrschte.

Das fortwährende Abgehen weiterer Arbeitermassen zu den Fahnen stört am meisten den Kohlenbergbau. Das Kohlensyndikat hat zurzeit viel mehr Aufträge, als die Förderungsmöglichkeit der Zechen beträgt, und ist seit Wochen nicht in der Lage, dem starken Bedarf der Kundschaft zu entsprechen. Es ist natürlich, dass unter diesen Umständen die Selbstkosten der Zechen stark steigen. Die kürzlich beschlossene Erhöhung der Kohlenpreise, die aber erst am 1. April eintritt, wird durch die Steigerung der Förderkosten beinahe ganz aufgewogen.

Die Erhöhung der Selbstkosten prägt sich übrigens auf der ganzen Linie aus. Die Hochofenwerke leiden nach dieser Richtung durch die Verteuerung des Transports der Erze von Schweden, durch die hohen Frachten, die Kriegsversicherung und ferner dadurch, dass die Selbstkosten der Bergwerke in Lothringen durch die hohen Löhne und die geringere Produktion wesentlich beeinflusst werden. Die Erhöhung der Selbstkosten bei den Rohstoffen und in der Fabrikation drängt die grossen Montankonzerne dazu, wenigstens in etwas eine Entschädigung bei den Verkaufspreisen der Stahlfabrikate, besonders für Stabeisen, Bleche und Draht, zu suchen. Die Preise für diese Fabrikate haben denn auch in den letzten Tagen eine Versteifung um mindestens 2 bis 3 M. pro Tonne erfahren.

Anscheinend wird die Besserung aber noch fortfahren, weil der Bedarf die jetzige Leistungsfähigkeit der Werke vollständig deckt. Zu den inländischen Bedarfsmengen sind in der letzten Zeit grössere Geschäfte aus dem neutralen Ausland, auch überseeisch für die holländischen Kolonien, gekommen. Die kurzen Lieferfristen für Ausführungsaufträge sind vorbei. Die Werke verlangen jetzt durchweg 4 bis 6 und stellenweise sogar 8 bis 10 Wochen. Auch hierin prägt sich am besten die stärkere Beschäftigung aus.

Siegerländer Eisensteinsyndikat. In der letzten Mitgliederversammlung wurde der Bericht über die Förderung und den Absatz in den Monaten Oktober und November vorgelegt. Danach bezifferte sich

	Förderung	und Absatz
im Monat Oktober auf	143 243 t	144 671 t
„ „ November „	140 026 t	161 809 t

Ein weiteres Ausfuhrverbot Schwedens. Die Regierung hat neuerdings ein Ausfuhrverbot für Kartoffelmehl, Graphitmasse, Tiegeleisen, Manganeisen, bearbeitetes Blei, Platten, Röhrenteile, Draht und Stangen aus Blei erlassen.

Die deutschen Waggonfabriken waren im November bedeutend stärker beschäftigt als im Oktober und allem Anschein nach dürfte der sehr gute Geschäftsgang auch fernerhin anhalten.

Im November machte sich eine erhebliche Einstellung neuer Arbeitskräfte nötig. Hauptsächlich sind es Aufträge der Militärverwaltung, die die Arbeitsgelegenheit so mächtig anwachsen liess, doch fallen auch die Aufträge der Eisenbahn-Verwaltung sehr ins Gewicht.

In vielen Betrieben wird mit Überstunden und teilweise sogar Sonntags gearbeitet. Von einer Verkürzung der Arbeitszeit ist nichts gemerkt worden. Die Aussichten bleiben vorläufig günstig, da zu den vorhandenen Aufträgen immer noch neue Bestellungen hinzukommen. Wenn auch die Gestehungskosten sich erhöht haben, so war es doch möglich, die Verkaufspreise entsprechend zu normieren. Die Beschaffung der Rohstoffe und Betriebsmaterialien erfolgt ohne grössere Schwierigkeiten, so dass nirgends eine Stockung des Geschäftsganges zu befürchten ist. Eher macht sich oft eine örtliche Verlegenheit auf dem Arbeitsmarkte für gelernte Berufe bemerkbar.

Arbeitseinstellung rumänischer Petroleumgesellschaften. Die Petroleumgesellschaften, an der Spitze die „Astra-Romana", haben ihre Arbeit eingestellt. Die Reservoire sind infolge des ruhenden Versandes übervoll und für die Ablagerung der neuen Produktion ist kein Platz mehr vorhanden.

Einführung des deutschen Sprachunterrichts in der Türkei. In der türkischen Musterschule in Farik Istambul wurde der Unterricht der deutschen Sprache eingeführt. Bisher war die französische die einzige fremde Sprache, die in türkischen Schulen gelehrt wurde.

Stapellauf eines neuen Dampfers. Es darf als stolzes Zeichen deutscher rastloser Arbeit gelten, dass in der jetzigen schweren, bewegten Zeit bei der Aktiengesellschaft „Neptun" in Rostock ein neuer Dampfer „Sofia" (5600 Tons Tragfähigkeit) fertiggestellt wurde und vom Stapel laufen konnte.

Ein zweiter Dampfer, und zwar ein Frachtdampfer mit ebenfalls 5600 Tons, wird demnächst in den Nordseewerken, Emden, der Zweigabteilung der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und

Digitized by Google

Hütten-Aktiengesellschaft, fertiggestellt werden und seinen Weg ins nasse Element nehmen.

Die steigende Holzausfuhr Schwedens über norwegische Häfen. Angesichts der dauernd vom feindlichen Ausland verbreiteten Nachrichten über die Schäden, die der schwedischen Holzindustrie angeblich aus der deutschen Erklärung des Nutzholzes als Kriegskonterbande erwachsen, ist die aus Schweden vorliegende Mitteilung von besonderem Interesse, dass die Holzausfuhr über Göteburg, Halmstadt, Nidavalla und Varberg (sämtliche Orte liegen an der schwedischen Westküste) von Tag zu Tag steigt, nachdem die schwedische Eisenbahnverwaltung die Frachten so ermässigt hat, dass die Mehrkosten der Seeverladung ausgeglichen sind. Ausserdem erfährt der Holzexport Schwedens aus dem Gefle- und Lulea-Distrikt eine mächtige Förderung durch das Abkommen zwischen der schwedischen und norwegischen Regierung, auf Grund dessen die Hölzer auf dem Eisenbahnwege nach Trondhjem (Norwegen) gelangen und dort in Seedampfer, die Nordseedienste verrichten, umgeladen und ihren Bestimmungsorten zugeführt werden. Ein deutlicher Beweis für den Umfang und die Steigerung der Holzausfuhr aus Schweden ist die Tatsache, dass zurzeit der Hafen von Trondhjem mit schwedischen Nutzhölzern überfüllt ist und die dortigen Reeder noch nie so beschäftigt waren wie im Augenblick.

Eine Studienreise nach der Türkei. Von der Reichsorganisation der Kaufleute Österreichs wird, wie wir der N. Fr. Pr. entnehmen, für das Frühjahr eine Studienreise in die europäische Türkei geplant. In dieser Angelegenheit sind schon mit Vertretern der türkischen Botschaft, die diese Sache sehr fördert, Konferenzen gepflogen worden.

Neuregelung des Konkurs- und Anfechtungsrechtes in Österreich. Durch eine kaiserliche Verordnung ist das Konkurs- und Anfechtungsrecht neu geregelt und ein Ausgleichsverfahren ausserhalb des Konkurses eingeführt worden. Der Erlass dieser Verordnung erfolgte auf Wunsch kaufmännischer Verbände und war bereits zur parlamentarischen Verhandlung durch den Reichsrat bereitgestellt.

Höchstpreise für Nickelerzeugnisse. Auf Grund der Verordnung des Bundesrats vom 10. Dezember über Höchstpreise für Metalle wird bestimmt: Der Preis für 100 kg darf bei Nickelanoden, Nickelstangen, Nickelstäben, Nickeldrähten, Nickelblechen und Nickelrohren 480 Mark nicht übersteigen. Diese Bestimmung tritt am 2. Januar 1915 in Kraft.

Konsularberichte aus dem Auslande und Übersee.

Brasilien.

Die Zollverhältnisse im Staate Rio Grande do Sul. Nach dem jüngsten Rechenschaftsberichte des Zollinspektors in Porto Alegre steht das dortige Zollamt, was die Zolleinnahmen betrifft, bei weitem an der Spitze aller gleichen Ämter des Staates Rio Grande do Sul. Die Zolleinnahmen betrugen:

Jahr	Porto Alegre $	Rio Grande $	Pelotas $
1901 . .	3 997 801	7 739 827	453 817
1905 . .	6 818 443	6 926 738	1 717 580
1909 . .	10 234 303	5 963 633	2 634 947
1912 . .	15 048 368	6 940 682	3 165 739

Das Zollamt von Porto Alegre hat also seinen Anteil an den Zolleinnahmen seit dem Jahre 1901 von 32,8 auf 59,8 Prozent gesteigert, während ihn Rio Grande von 63,5 auf 27,5 Prozent verringert hat und Pelotas eine Steigerung von 3,7 auf 12,7 Prozent aufweist.

Wie in dem Bericht anerkannt wird, leidet die Zollbehörde an einem empfindlichen Mangel an Personal sowohl als an Raum. Dies hat doppelte Unzuträglichkeiten im Gefolge, von denen besonders stark deutsche Interessen betroffen werden. Einmal vergeht viel Zeit, bis die Waren in die Zollspeicher kommen, wodurch den Leichtern übermässige Liegezeiten erwachsen, und dann dauert es wieder sehr lange, bis die Empfänger ihre Waren aus dem Zollamt herausbekommen, was natürlicherweise die Länge der Kredite ungünstig beeinflusst, die ihnen von den überseeischen Lieferen gewährt werden müssen.

Das ganze Verfahren bei der Verzollung ist ausserordentlich langwierig und verwickelt. Dazu kommt die Unübersichtlichkeit des Tarifs infolge der jährlichen Abänderungen mittels des jeweiligen Staatshaushaltsgesetzes des Bundes. Es herrscht auf dem Gebiet eine grosse Rechtsunsicherheit, sowohl was das formelle, als auch was das materielle Recht anlangt. Die Zollstrafen für unrichtige Er-

Digitized by Google

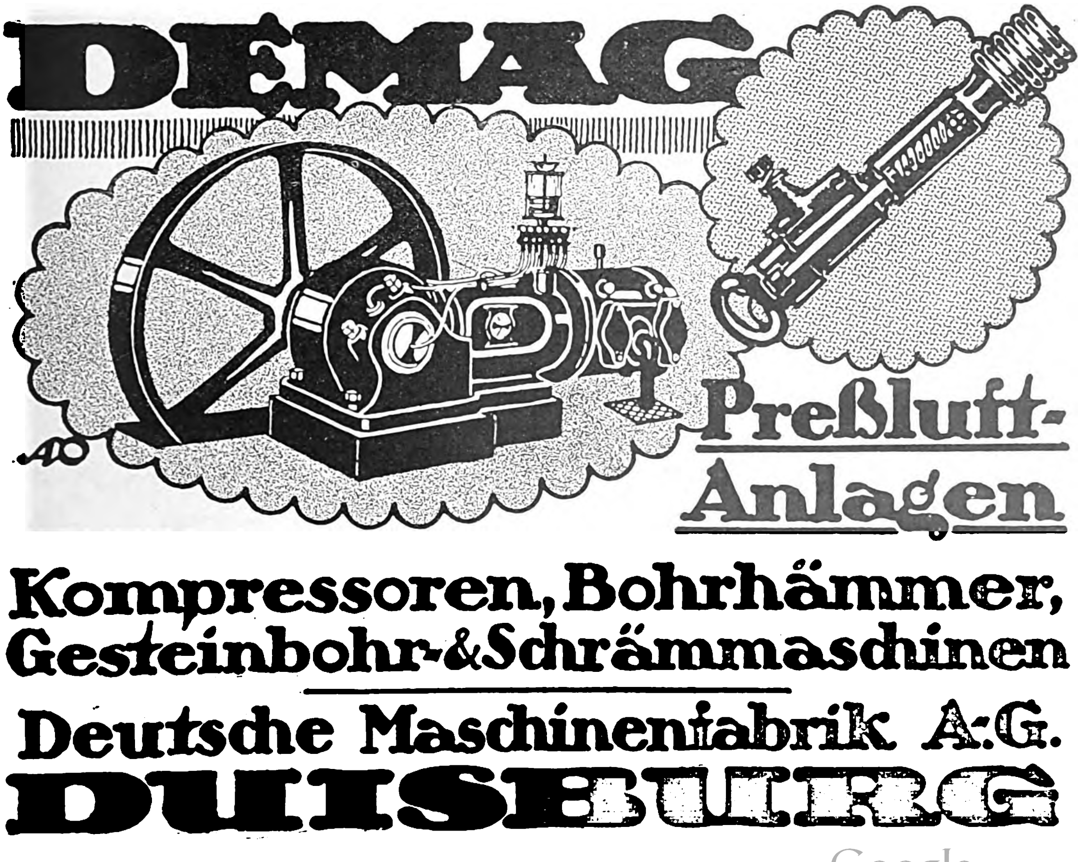
klärung und Mindergewicht sind ganz übertrieben und werden unnachsichtlich gehandhabt. Der Berufungsweg wird selten beschritten, weil die Erledigung zu lange auf sich warten lässt, mannigfache Scherereien verursacht und Kosten dabei nicht zu vermeiden sind, die auch im Falle des Obsiegens nicht lohnen. Auch zollfrei eingehende Güter verursachen erhebliche Ausgaben. Abgesehen von der teuren Tätigkeit des Despachanten — des obligatorischen Mittelsmanns zwischen Privaten und Zollbehörde — liegt auf solchen Gegenständen noch 2 Prozent sogenannte *expediente*-Vergütung für Abwicklung der amtlichen Förmlichkeiten; die razão, das ist die zugrunde gelegte Wert-Verhältniszahl, wird meist so hoch angesetzt, dass ein Vorteil gegenüber der Einfuhr unter deklariertem Zoll in den seltensten Fällen sich ergibt, ganz zu schweigen von Umständlichkeit und Zeitverlust.

Haiti.

Der Einfluss des Krieges auf den Handel. Die Kaiserliche Minister-Residentur in Port au Prince berichtet hierüber: Von einem Bestreben neutraler Länder, im Handel an die Stelle der kriegführenden Parteien zu treten, ist nichts zu merken. Vor allem hat Amerika in dieser Beziehung nicht das geringste unternommen, und seit dem Kriegsausbruche haben nur zwei deutsch-amerikanische Geschäftsleute Haiti bereist, nicht um ihre Beziehungen auszudehnen, sondern um Geschäfte abzuwickeln und das Erworbene zu erhalten. Haiti, das durch langwierige Bürgerkriege ausgesogen ist, bietet allerdings zurzeit keinen Anreiz für Anknüpfung neuer Handelsverbindungen, am allerwenigsten für amerikanische Firmen, die Barbezahlung zu verlangen pflegen. Zu berücksichtigen ist dabei, dass die Vereinigten Staaten selbst von dem Kriege in Mitleidenschaft gezogen werden, dass ihre für Haiti wichtige Baumwoll-Industrie in der Beschaffung der bisher aus Deutschland bezogenen Farbstoffe auf Schwierigkeiten stösst und dass die am Handel mit Haiti hauptsächlich beteiligten New Yorker Firmen vielfach von Hamburger Krediten abhängig sind.

Eingeführt wird seit dem Kriegsausbruche fast gar nichts mehr, und die Einfuhrhändler beschränken sich wesentlich darauf, ihre alten Bestände mühsam zu verkaufen. Landeserzeugnisse werden nach den kriegführenden Ländern nicht mehr ausgeführt, und in den Vereinigten Staaten stösst der Absatz auf Schwierigkeiten. Nur Häute, Wachs und Kakao werden dort einigermassen bezahlt; dagegen sind daselbst die Kaffeepreise so niedrig, dass kaum der Ausfuhrzoll gedeckt wird.

Übrigens darf angenommen werden, dass nach Beendigung des Krieges die Handelsbeziehungen mit Deutschland mindestens ihren früheren Umfang erreichen werden.



Digitized by Google

Bücherbesprechungen:

Jahrbuch der Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie. Berlin NW. 40. Die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" hat soeben ihren Mitgliedern zum erstenmal ein Jahrbuch übersandt, das auch unserer Redaktion zur Verfügung gestellt worden ist. Wenn auch augenblicklich das Interesse an Ausstellungen nur ein geringes ist, so lässt sich doch annehmen, dass nach glücklicher Beendigung des Krieges dem Ausstellungswesen eine gesteigerte Bedeutung zukommen wird. Gilt es doch alsdann zu erweisen, dass der deutsche Wettbewerb allen Ränken zum Trotz nicht lahm gelegt werden konnte, sondern in alter Kraft die ihm gebührende Stellung zu behaupten vermochte. In diesem Sinne soll das Jahrbuch künftiger Friedensarbeit der deutschen Industrie dienen; es darf zugleich als ein Beweis dafür angesehen werden, dass die Durchführung der der Kommission übertragenen organisatorischen Arbeiten auch während des Krieges nicht zum Stillstand gekommen ist. Über Inhalt und Zweck des Jahrbuches sei das Folgende hervorgehoben: Eingeleitet durch einen Nachruf für den heimgegangenen ersten Präsidenten, Geheimen Kommerzienrat Goldberger, unterrichtet das Jahrbuch zunächst über Zusammensetzung, Zweck und Ziele der Kommission. Ein fernerer Abschnitt bringt Ausstellungs-Bestimmungen, die mit den beigegebenen Erläuterungen als eine Richtschnur für künftige Ausstellungen gedacht sind und die bisher beobachteten vielfachen Missstände beseitigen sollen. Besonders sind die Wünsche der ausstellenden Industrie als des eigentlichen Trägers jeder gewerblichen Ausstellung zur Geltung gebracht. Weitere Teile beziehen sich auf die für die Zollbehandlung der Ausstellungsgüter geltenden Bestimmungen, den Feuerschutz auf Ausstellungen und die bei deutschen Ausstellungen bisher gewährten staatlichen Vergünstigungen. Besonders wichtig ist die von der Kommission im Frühjahr ausgegebene Preisgerichts-Ordnung, der ein jüngst hierüber an die Oberpräsidenten ergangener Ministerial-Erlass der Preussischen Regierung beigefügt worden ist. Auch von der Preisgerichts-Ordnung und von dem Erlass ist eine Eindämmung des Ausstellungsunwesens zu erwarten. Als ein erster Versuch ist die Aufstellung von Mustergruppen für Fach-Ausstellungen gedacht. Hiermit soll die übertriebene Ausdehnung einzelner Ausstellungsgebiete, insbesondere der zahlreichen gastwirtsgewerblichen Ausstellungen, bekämpft werden, da gerade diese zu einer beklagenswerten Belastung der einschlägigen Industrien geführt hat. Den Abschluss des Jahrbuches bildet ein Ausstellungs-Verzeichnis, das neben einer Übersicht über die Hauptausstellungen des abgelaufenen Jahres die für die nächste Zukunft in Vorbereitung befindlichen Pläne enthält und die durch den Krieg erfolgten Veränderungen berücksichtigt.

Empfohlene Spediteure.

Berlin.
A. Warmuth, Hofsped., C. 2.

Breslau.
Gustav Knauer, Hofspediteur.

Bromberg.
Schultz & Winnemer, Bahnspediteure.

Forst i. L.
Julius Noack.

Hamburg.
Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.

Karlsruhe.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

Leipzig.
Moritz Merfeld.

Mainz.
Rhein- u. See-Speditions-Ges. m. b. H.

Mannheim.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

München-Gladbach.
Internationale Speditions-Gesellschaft m. b. H.

Ostrowo (Pos.).
Max Teichmann.

Stettin.
Hermann Riese & Co.

Swakopmund (D.-S.-W.-Afrika).
Swakopmunder Speditions- und Lagerhaus-Kommandit-Ges.

Soeben erschien!

Praktische Winke für Motorradfahrer

Doppelband IV u. V von Klasings Auto-Büchern

von Ingenieur Robert Göllnisch

106 Seiten stark mit 97 Abbildungen, Taschenbuchformat mit starkem Pappeinband.

Preis M. 1.80, Porto 10 Pf.

Das neue Taschenbuch sollte in keiner Motorradsatteltasche fehlen!

Verlag von Klasing & Co., G. m. b. H., Berlin W. 9.

Digitized by Google

Aufklärungsritt. Gemälde von Prof. Angelo Jank

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 Heft 6. Februar 1915

Das Schwert im Osten. Erzählung von Klara Hofer

(Schluß)

Kobylagora kehrte heim, die Wagen fuhren die Dorfstraße entlang, die Herden kamen angezogen, die Kühe gingen träge vorwärts in geschlossener Masse, und die Ziegen sprangen um sie herum, feldeinwärts über die Brache trieb der alte Rataiczek mit seinem Wladzek die Schafe vom Besitzer Napieralla. Die Dorfenten liefen schnatternd vom Teich stallwärts. Die Leute kamen in kleinen Trupps vom Felde, und es war ein Singen, Schwatzen, Räderrollen, Wiehern, Blöken, Brüllen, Meckern und solch Leben zwischen den Häusern, daß die Mielickis dem Staub und Lärm und der vielen Ansprache lieber auswichen und den Weg hinter dem Dorf nahmen, der tauig durch Gärten und Felder lief.

Hier war es kühl, still und erquickend; ab und zu brüllte eine Kuh oder die Frauen auf den Höfen, die zum Melken gingen, riefen sich ein paar Worte zu.

Die frische, reine Herbe der Dämmerung sank hernieder, die Blumen dufteten sehnsüchtiger, in den Stoppeln geigten die Grillen leise. Nur von der alten Pappel her, die einsam in Nowaks Kohlfeld stand, schwatzten laut die Stare, die dort ihre allabendliche Versammlung hielten und den Baum wie eine Wolke bedeckten, daß er gegen den trüben blutroten Himmel stand wie mit einem Trauerflor belegt, und die Mielicka faßte des Mannes Arm und sagte: „Sieh, wie rot! Das geht auf den Krieg."

Die Welt war so still, voll Frieden und gelöster, süßer Ermattung, fern in Mooren und Teichen riefen die Frösche eintönig und melancholisch, der Tau fiel, Gras und Blume stand erquickt, und die Frau schmiegte sich fester im Dahingehen an den Mann. „Ach, daß ich dich behalten kann!" Und er fühlte ihr Herz klopfen und wie warm ihr junges Blut in den Adern ging, denn nichts war in ihr lebendig als das Glück, daß über ihr und ihm nicht hing, was jetzt über soviel deutschem Glück hing: das Schwert; und ihre Gedanken, gewohnt um ihr kleines Eignes zu kreisen, wenn nicht aus Tiefen aufzuckende Glut sie jäh emporriß, gingen noch nicht weiter auf den fremden, bangen Wegen, und es schauderte ihr, wenn sie daran dachte, daß sie alle nun mitmüßten, der Pan Landrat und der Pan Hochmeister und die Kollegen Bethge und Warminski, in den Krieg für Deutschland . . .

Er drückte sie an sich. „Soll ich am Ofen sitzen, wenn sie alle gehn?"

Das Wort traf sie in ihrer Ahnungslosigkeit wie ein Messer. Ein eisiger, erstickender Druck legte sich um ihr Herz, und dann zuckte es heiß zur Stirn empor, daß ihr die Gedanken wirr wurden; sie wankte.

Im letzten blutigen Schein, der vom langsam erbleichenden Himmel floß, sah er ihr Gesicht, weiß vor Angst, mit kranken Augen — Sie standen mitten im Feld, um sie wogte Hafer und raschelte mit falbenden Halmen.

Digitized by Google

Sie warf zitternd die Arme um ihn, bebend am ganzen Leibe; ihr Aufschrei klagte wie der Schrei eines wundgeschossenen Tieres; zu grausam riß es sie aus der umfriedeten Sicherheit ihres Wähnens in die Schauer der Brandung —

„Um Christi Wunden willen: Wie könntest du gehen!"

Schon stürzten die Tränen ihr nieder, sie klammerte sich an ihn, laut wimmernd. „Wenn du mich lieb hast, geh nicht! — Nicht allein laß' mich, nicht allein!"

So zerreißend brach das Gefühl aus ihr, daß er dastand, erschüttert und ohne einen Laut, ihren zuckenden Körper fühlte und ihre Tränen heiß an seinem Halse — und nach einer Zeit, die ihm ewig dünkte, langsam sagte: „Sei still, sei nur still" ... und endlich: „Es ist ja noch nicht so weit — und wenn — es müssen ja auch welche hier bleiben ..."

Ihr Schluchzen wurde langsam leiser, wie bei einem weinenden Kind, das die Stimme der lieben Mutter hört, — ach, es war ja nicht wahr mit all der Angst, er blieb ja bei ihr, und nun war es fast süß, wie der Jammer dahinfloß mit erlösenden Tränen. Sie lächelte schon wieder mit nassen Augen und krampfte die Hände zusammen: Gebenedeiet sei die heilige Jungfrau, die sein Herz gewandt hatte; — wie hätte er auch können? Und sie sah nichts von den blutigen Tränen in den Augen der Schmerzensreichen, die den einzigen Sohn für die Sünden aller gegeben hatte, denn den Acker ihres Herzens hatte noch kein tiefgrabendes Erleben aufgerissen gleich einer scharfen Pflugschar.

So war sie schon getröstet, als sie zu Haus ankamen, und scherzte mit dem Hund, der freudig bellte und an ihr hochsprang. Daß sie morgen zum Ablaß nach Marynyn fahren wollte, sagte sie, und gewiß werde es gar nichts sein mit dem Krieg.

⌘ ⌘ ⌘

Die Nacht stieg auf, ahnungsvoll und wissend, seufzte am Weiher, ging gesenkten Hauptes durch die Felder, die abgeerntet lagen, und durch die anderen, die noch nicht weiß waren zur Ernte, obschon die Körner in den Ähren trocken schienen. Dunkler stand die Nacht am Wegkreuz an der Owinsker Feldmark und klagte im Ruf der Nachtschwalbe, die über die Raine flog, und hauchte mit weichem Atem in das offene Fenster, an dem der Mann stand. Und wie damals gingen die ruhigen Atemzüge der Frau, sanft wie der Atem eines Kindes in der Wiege. Sie schlief, und er konnte nicht schlafen und blickte hinaus in die Nacht, ob sie in ihren Lauten etwas brächte, das Gewißheit verhieß. Der Himmel war dunkel, fast sternlos, über der Erde webte es grau, in trübem Schimmer glänzte weißlich die Straße, die Mondsichel stand am Himmel wie ein Krummschwert, und er dachte, wie dunkel und trüb alles sei und daß jetzt der Augenblick da, wo das Schwert, das lange geschliffene und gehohlene, im Osten mit tückischem Blinken sich hob; an die Nacht dachte er, als er das Schwert ins Haus trug und die dem Tage voranging, an dem der Mord geschah ...

Er starrte in die Nacht, als könne sie, die alles sah, ihm sagen, ob sie recht behielten, die den Brand in die Welt warfen, hoffend, das Reich im Osten, das alte Österreich würde nun die Beute des Ostens werden ... Zwölf Sprachen, zwölf Stämme, ihre Zwietracht durchgellte die Welt ...

Es war so still und so dunkel, als sei die Welt mit dämpfenden schwarzen Tüchern verhängt, und nur das Krummschwert da oben gab spärlichen Schein ... Die Rohrdommeln stöhnten im Sumpf wie Wunde ... und ab und zu der angstvolle Schrei, der auf spitzen Flügeln über das Gras hinstreicht ...

Der Mond versank in der schwarzen Wolke, über die Straße fiel ein Schatten und kam näher und wurde massiger und tiefer; es kroch das Dorf herauf, dunkel und drohend —

Der Mann stand wie gebannt; was er sah, riß sein Herz auf.

Die Straße kam es herauf, lautlos und müde. Kein Hufschlag klang, kein Pferd wieherte, kein Mann gab einen Laut; schwarz, schweigend kam es vorwärts, die Gäule mit gesenkten Köpfen, die Räder ohne Ächzen und Geräusch, die Mannschaft geschlossen und still; in der Dunkelheit, mit Licht durchsetzt wie Wasser mit Mondschein, zogen die deutschen Geschütze ostwärts, der Grenze zu. Kein Metall, keine Farbe, schwarz in grau.

Digitized by Google

Die Mondsichel kämpfte sich durch, und ein stählernes Blitzen lief wie ein Aufzucken des Lebens durch das stumme Heer, das herankam, gespenstisch wie die Wacht der Toten, beleuchtete unter den Helmen die ernsten, entschlossenen Züge der beiden Schnauzbärte, die an der Spitze ritten; jetzt kamen sie unter dem Fenster vorbei, grau, erzen die Leiber, schwarz, stählern die Rosse, als führten steinerne Rolande den Zug, und ihnen nach die Masse, vorwärts durch die Nacht, ostwärts, still und stumm, in den Tod, in den Ruhm — in eiserner Pflicht —

Der kategorische Imperativ, das Preußische zog da unten vorbei ohne Lärm und Geschrei; das, was von je den Mann in diese Weiten hier trieb gen Osten und Norden — unabsehbar, in die Ferne sich verlierend, ohne Ende, wie es nun schon ohne Anfang schien . . .

Der Mann wandte sich um, über seinem Lager hing das Kreuzritterschwert. Ein stählernes Blitzen lief wie in Widerschein und Gruß die alte Klinge entlang; das war die Stelle, wo er es auf den Amboß geschlagen hatte in der Schmiede. Da ließ der Mond das alte Erz aufzucken in erneuertem Leben —

Er reckte die Arme, die den Schmiedehammer geschwungen hatten. Ein Hund, wer daheim bleibt mit solchen Kräften —

Die Frau regte sich im Schlummer und warf den weißen Arm seitwärts. Er sah auf sie hin, fast stieg es wie Zorn in ihm auf über ihre Selbstsucht —

Und es war doch Liebe!

Er fühlte es sein Herz wieder füllen, süß und schwer, sah im Halblicht ihr schlummerndes Antlitz in seiner slawischen dunklen Lieblichkeit . . .

Er riß sich zusammen, aus Tiefen des Blutes kam ihm das Stoßgebet des ritterlichen Sängers auf die Lippen, das sich ihm damals eingeprägt hatte, als ihm vergönnt war, ein paarmal zu Berlin das Kolleg des großen Germanisten zu hören, des Mannes, der die Schlüssel besaß zur versunkenen Schatzkammer der Deutschen:

„Maria, Mutter, reine Magd!
Nun hilf mir von den Wiben . . .“

Noch hing das Schwert am härenen Faden, noch rief der Kaiser nicht.

Er warf einen langen Blick auf den Heerwurm, der sich da unten dunkel durch die Nacht wand; sein Entschluß war gefaßt. Wenn der Kaiser rief, stellte er sich.

Im großen Kirchdorf Marynyn wehten die heiligen Fahnen in den blauen Himmel, und die Sonne schien so golden und funkelte im Weiher und glühte auf den falben Feldern voll Stoppeln, auf jenen, die weiß zur Ernte standen, und auf den andern voll strotzenden Grüns, voll hellerem Kraut der Kartoffel und dunklem der Rüben, auf denen längs des Bahndammes, die rot-violett von Kohl waren wie ein Kardinalskleid, und auf den Lupinenäckern, von denen starker Duft in die klare, heiße, unbewegte Luft stieg, daß es einem fast den Atem versetzte. Quer durch die Felder und auf den Straßen, die ins Land liefen, kamen noch immer Leute gezogen, wie wenn die Stauden der roten wehenden Mohnblumen und weißen Marienblumen und blauen Kornblumen, ehe sie mit den Garben dahinsinken müssen, sich noch einmal aufgemacht hätten und noch etwas von der bunten Menschenwelt und ihrem Wesen sehen wollten. Da wo der Weg von Osielsk in Marynyn einläuft, hatten sie ein Kreuz aufgerichtet, zwölf Schuh hoch von schneeweißem Holz, und Bogen von grünem Buchenlaub; vor allen Bildern im Dorf und an der Gemarkung waren zerschnittene Astern gestreut, wie ein weicher, bunter Teppich, daß sie holdselig und lächelnd aus ihren Kränzen niederblickten, denn heute ging keiner an ihnen vorbei, da tat ein jeder ein Stoßgebet! Auf der Straße standen die Beichtstühle im Grünen, denn die Kirche vermochte die Menge der Andächtigen nicht zu fassen; zwei auf dem Kirchhof unter den alten Linden und einer da, wo die Brücke über die Planicka läuft und der große Holunder wie ein grünes Gewölbe sich breitet. Oben zwitscherte es von Stimmen der Vögel, und unten murmelt das Wasser, als ob einer eintönig seine Sünden bekenne, und blitzt nur ab und zu auf wie in Erschrecken über eine grelle Tat, indes es oben so rein und hell jubilierte wie eine von aller Sündenlast losgesprochene Seele. In der Kirche wurde gepredigt, und ab und zu scholl ein vereinzelter Ton der starken, vollen Stimme durch die offenen Türen hinaus

Digitized by Google

auf den Kirchgarten, wo sie standen und sich die Sonne auf Haar und Hauben, die Ketten voll Korallen und Bernstein und blauem Glas prallen ließen und ihre Seelen so voll von Inbrunst und Sehnsucht waren, daß ihre Gesichter voll Schweiß schon aufleuchteten, wenn sie nur den süßen Namen der Fürbitterin hörten oder den hochgelobten des Erlösers. Und sie sahen sich an und nickten und klopften mit beiden Fäusten die Brust: denn der hochwürdige Herr Erzpriester aus Swiercz hatte eine Stimme wie ein Ochs, und wenn er sie dann dröhnend erhob wie St. Michaels Posaune, dann ging es dir, sündiger Mensch, durch und durch, und man fühlte, wie es der Seele gut tat, wenn sie um und um gedreht ward wie ein Sack und ihr Innerstes zu oberst gekehrt und Gottes Auge nun hineinsah, in alle Fältchen und verborgenen Kniffe. Da kannst du nicht entfliehen, Mensch; und ob du dich drehst und windest wie ein Wurm im Schlamm, so wird das scharfe Wort dich doch packen und hervorziehn ans Licht.

Und dann kam wieder Orgelklang geflossen und süßer Gesang wie silberne Wellen, die mit den weißen Wolken dort oben im selig blauen Himmel weiterzogen über die weite Welt; ein Glöckchen schallte wie von weiter Ferne, und alles ringsum fiel in die Knie; Weihrauch quoll aus den breiten Türen, und drinnen wehte Licht und war alles voll goldener Prächte und reiner, sanfter Farben, daß die Augen voll Tränen standen, so tröstlich war der Widerschein von Gottes Herrlichkeit. Und gewiß bist du, o beladene Seele, nicht verlassen in deinen Sorgen, der Herr Jesus wird dir schon deinen Platz im Himmel bestimmt haben. Und alles schluchzte ringsum und empfand den gnadenvollen Zuspruch, der sie alle, alle überfloß vom blinden Bettler, den sein Hund führte, bis zum Herrn hochgräflichen Grundherrn aus Posonbice, dem vier Hengste im Silbergeschirr im Pfarrhof warteten.

Unterdessen schaukelten in den Buden an der Straße die langen Würste und lagen Semmeln getürmt und Schnecken mit Rosinen gespickt und Brezeln aus Brotteig mit Kümmel und grobem Salz bestreut; auch ein Pfefferküchler war da mit Pfefferminze in roten Säckchen von Gelatinepapier, und das funkelte und war durchsichtig und bunt wie ein Altarfenster und stach fast in die Augen wie die langen Reihen von heiligen Bildern, in Gold und Spiegelglas gefaßt, funkelnd wie die himmlische Herrlichkeit selber, und Weihbrunnkesselchen aus weißem Porzellan mit goldenen Madonnen, geweihte Rosenkränze von Jerusalem, aus Zedernholz vom Libanon gedrechselt und mit gedruckten Papieren dazu, die die Beglaubigung dartaten; auch solche aus Perlmutter, weiß und durchscheinend wie die seligen Hände der Unbefleckten und von katholischen Christen gedreht aus Muscheln vom See Genezareth — daß die Augen weit wurden und die Herzen auch, denn unter solchen Stämmen und über solchen Sand waren vor zweitausend Jahren die Füße des hochgebenedeiten Erlösers gegangen.

Die Dorfstraße entlang und in allen Höfen standen die Reihen der Wagen, und an den Rainen weideten die abgesträngten, gefesselten Pferde, denn der Pole liebt sein Vieh, das doch auch von Gott geschaffen ist und arbeitet wie der Mensch und auch froh ist wie der Mensch, wenn es ausruhen kann.

❀ ❀ ❀

Die Glocken riefen nun schon zur Vesper, und immer noch strömte das Volk, stand vor der Kirchtür, schaute und gaffte und wußte noch nichts von Müdigkeit, soviel gab es zu sehen und zu erklären. Von allen Dörfern waren sie da, und die schönsten tüllenen Hauben hatten die Weiber aus Lipowiec, die die langen gestickten Bänder stolz über dem Nacken hängen ließen, und ihre Mädchen schüttelten sich von bunten flatternden Schleifenenden der Ketten wie die Schlittenpferde vom Erbherrn auf Serajuvo im Winter. Aus Murczin war die Notarsfrau da, in starrer Seide, mit ihren Tanten, den Fräuleins von Czegibulska, und die alte Gnädige aus Chartowo mit den hochgeborenen Fräulein Töchtern, und da war die Gräfin aus Chomionga Adlig mit ihrer alten Amme, auf die sie sich stützte, wenn sie ihre Zufälle bekam, der kleine schwarze Doktor Dirschkiewicz aus Wiesenburg, der seine Mutter führte, und da — o Jesus —! wie sah sie aus, die arme Seele! Die Augen so hohl und der Blick so irr, als ob sie das Fieber

Digitized by Google

hätte und mager und blaß, und sonst war das eine Frau, — ich will unbußfertig sterben — so stark wie ein Pferd! — Ihre Schwestern führten sie, die Leute drängten heran, die Weiber faßten ihren Umhang, denn sie ging städtisch gekleidet. „Im Namen Gottes: wann müßt Ihr weg, Wonsowska? Und ist es wahr, daß Ihr nach Graudenz kommt?"

Ja, habe du erst mit den Gerichten zu tun, Leib und Leben mußt du zusetzen dabei, und dann heißt es noch: bezahle! Und hast du, womit? Zwei Jahre ging es nun, und solche rechtliche Frau, die keinen Wind hatte im Kopf wie wohl andere Weiber. Ach, ach! Wäre sie doch nicht in die Versammlung gegangen zu Sokolniki! Sie hatte nichts Unehrliches gemeint, nur gesagt: „Christliche Polen! Wenn sie zu euch kommen und wollen euch die liebe Erde abkaufen, so hetzt sie mit dem Hund vom Hof . . ." Ach, heilige Mutter von Czenstochau! Und vier unmündige Kinder!

Die Gräfin in der Kirchtür stand still und fragte etwas zu ihrer Amme herab, und die Alte in der schwarzen Haube und mit dem silbernen Kreuz auf der Brust gab Bescheid: wegen der Wonsowska war soviel Aufstand im Volk. Die Dombrowska wandte sich um und ließ ihre dunklen Augen aus dem weißen Gesicht über das Volk gehen, und alles bückte sich und grüßte mit der Hand bis zum Knie oder auch zum Fuß, und sie winkte wieder und sprach: „Bleibt mit Gott, lieben Leute!", ging zur Wonsowska und sprach mit ihr. Die Wonsowska haschte nach ihrer Hand und küßte ihr den Ärmel, und die Dombrowska bückte sich und streifte ihr die Stirn mit den Lippen und zog ein geweihtes Kreuz aus dem Kleid. Die Weiber drängten und stießen einander, um zu sehen; — ja, es war wahr, der Schlag sollte sie treffen ohne heilige Beichte! Das Kreuz hing an einer Kette von purem Gold, denn eine solche Frau trägt nicht an ihrem Leib, was nicht gediegenes Gold ist! Die hing die Dombrowska mit ihren langen Händen, über die die Brabanter Spitzen fielen, der Wonsowska um den Hals. Rings weinte das Volk auf und rief Gottes Segen über die hochgeborene Frau, und die Dombrowska wünschte Gott auf den Weg und ging zur Kirchtür zurück, und ihre seidene Schleppe schleifte ihr nach über das Pflaster.

❧ ❧ ❧

Die Mielicka kniete noch in der Seitenkapelle der heiligen Anna und betete, und ihre Freundin, die Frau von Warminska, stand im Gestühl und wartete auf sie. Die Vesper war nun schon aus, die Kirche ganz leer, und die Warminska stieß mit der Schuhspitze ungeduldig gegen die graue Kante von Futterkattun, die den Saum ihres schönen schwarzen Kleides umgab, denn sie war in Trauer um ihren Bruder und dachte, daß sie noch zu spät kommen würden. Die Mielicka aber kniete noch immer und konnte sich nicht entschließen; ihr Gebet war längst beendet, und immer noch mochte sie nicht aufstehen.

Denn die Gräfin Dombrowska hatte unter der Hand herum sagen lassen, sie würde sich freuen, ihre polnischen Freunde in der Chiamkatka zu einer Tasse Tee um sich zu sehen. Die Chiamkatka war eine Wirtschaft, eine Viertelstunde von Marynyn, und wegen ihrer schönen Lage an Wald und See das Ziel vieler Spaziergänger aus der Nachbarkreisstadt, die nur eine knappe Wegstunde entfernt lag.

Aber die Dombrowska, aus einer der ersten und größten polnischen Familien, galt als eine der fanatischsten und radikalsten Polinnen; ihre Brüder hatten in Posen das bekannte Verbrüderungsbankett mit den russischen Offizieren, die des Kaisers Manövergäste waren, veranstaltet. Ihr Mann gehörte der Versöhnungspartei an, war preußischer Offizier und saß im Herrenhaus, und nachdem ihre leidenschaftlichen Anstrengungen, ihn auf ihre Seite hinüberzuziehen, an seiner unbeugsamen Überzeugung gescheitert waren, behandelte sie ihn vor hoch und gering mit einer Verächtlichkeit, die allen das Blut ins Gesicht trieb, als einen Abtrünnigen an der Sache des blutenden Polen; so daß die ganze Ritterlichkeit des vornehmen und besonnenen Mannes dazu gehörte, es nicht zu den widerwärtigsten Szenen kommen zu lassen, so sehr hatte die nationale Verhetzung die sonst hochgesinnte Frau zur Furie gewandelt.

Darüber dachte die Mielicka nach; und es riß sie hin und her, und sie wußte auch nicht, wie sie ohne die Warminska nach

Digitized by Google

Haus kommen sollte; aber endlich, als die Warminska sich voll Ungeduld räusperte, stand sie auf und ging mit zu der kleinen Britschka, vor der die Gäule in blankem Geschirr die Köpfe warfen.

In der Chiamkatka war ein langer Tisch unter den Bäumen, und der Pan Rechtsanwalt Zcarlinski aus Posen, den alle kannten, mit seinem seidenweichen, langen blonden Schnurrbart und den weißen Händen, und der Doktor Dirschkiewicz empfingen die Ankommenden und geleiteten sie zur Dombrowska, die am oberen Ende saß zwischen den hochwürdigen Herren Kaplänen Strelicki und Kaspareck und mit dem Herrn Redakteur Spychalowicz vom Sokol Kujawski sprach. Die Unterhaltung war harmlos, und alles lachte und plauderte, alsdann aber ging ein leichter Regen nieder, und man zog sich in den Tanzsaal zurück. Zwei Lichter brannten, draußen ward es dämmrig, obschon der kurze Schauer schnell vorüberging, die Luft war heiß vom Atem der vielen Menschen, und der Pan Spychalowicz sprach mit gedämpfter Stimme, heiser von Erregung, und rief den Zorn des christlichen Volks auf über die feigen Kompromißler.

Sein staubblondes Haar sträubte sich, und der ganze magere Mensch spannte sich wie ein gespannter Bogen, er krallte mit gespreizten Händen in die Luft, und seine zischende Stimme schlug über, als er lautlos hinausschrie: „Willst du, polnische Mutter, dein Kind dem Pangermanismus zum Fraß hinwerfen? Denkst du nicht daran, daß dein Kind am letzten Gericht zu dir sagen wird: Mutter, warum bin ich ein Deutscher? Darfst du, katholische Polin, solches tun?“ . . .

Die Weiber schluchzten schon rings, neben dem Redner brannte in bleichem Licht das Antlitz der Dombrowska. Und nun sprach auch der Herr Kaplan Strelicki und sprach mit solcher Glut, daß jedem das Herz im Leibe brannte wie eine feurige Kohle und der Schweiß auf die Stirne trat: „Glaubensbrüder, christliche Polen!“ Und erinnerte an den ruhmvollen Bischof Leo von Przyluski, durch Gottes Barmherzigkeit auf dem Stuhl des heiligen Adalbert in den sechziger Jahren, und sprach so beweglich von dem zertretenen und geknechteten Polen und klagte zur heiligen Schirmherrin, man wolle dem polnischen Volk den Glauben nehmen. Allen ging ein Schauer über den Rücken, als er die Arme ausbreitete und das Haupt in den Nacken warf und dastand wie ein hohes schwarzes Wegkreuz, das den rechten Weg wies, und inbrünstig emporflehte: „O redemptrix universi! O mutatrix cursus naturalis! O recuperatrix perditi orbis! O regina Poloniae! O mediatrix Dei et hominum! O fundamentum nostrae fidei! O scala, per quam in coelum ascenditur! O regina et imperatrix universi orbis! Defende nos a malignis spiritibus!“

Die Dombrowska bekam einen Herzkrampf und rang nach Luft, die Amme stützte sie und sprach ihr zu wie einem kranken Vögelchen; rings fiel alles auf die Knie und schlug die Brust und seufzte mit zur Königin Polens und schrie um den heiligen Glauben auf der lieben Erde, ob ihnen gleich niemand den Glauben nehmen wollte; alles horchte, wie der Kaplan weitersprach und das gemarterte Polen mit dem Herrn Christus selber verglich, den man auch verspottet habe und bespien, so wie das arme Land, an eine Steinsäule gebunden wie Polen an ein hartes Regiment, mit scharfen Geißeln der Gesetze, Verfügungen und Verbote gepeitscht, die Kleider heruntergerissen wie Polen sein Recht, in drei Teile gekreuzigt, sowie auch dem teuren Vaterland die Gelenke auseinandergingen durch Kordons und Grenzen.

Da war der Saal nur noch ein Seufzen und Wehklagen und Jammern und Schluchzen, und alles schlug mit der Stirn die Erde und weinte laut und klagte um den Jammer des Volkes, denn der da redete, verstand auf ihren leicht entzündlichen Seelen zu spielen wie auf einem vertrauten Instrument.

Darüber war es Abend geworden, und der Mond ruderte durch die Wolken, da entließ die Dombrowska ihre Gäste mit leisen Worten, stöhnte zwischendurch nach Odem und keuchte und drückte die Hand auf ihr Herz; die Flammen warfen ihr wechselndes Licht auf ihr leichenblasses Gesicht mit den brennenden Augen, und alles bückte sich, küßte ihr die Säume, stand auf und wischte sich die Tränen ab, die reichlicher flossen.

Digitized by Google

Auf dem Hügel von Gora lag an diesem Nachmittag Mielicki aufgestützt im Gras und blickte in die flimmernde Ferne hinaus. Die Schwüle war drückend, und so drückend und schwül war es auch im Lande, aber noch war die Unruhe nicht ins Volk gedrungen; der Kaiser war im Norden auf seiner jährlichen Fahrt, und alles schien noch in Sorglosigkeit und Frieden. Er lag in Wegerich und Schafgarbe, die Königskerze wucherte steil empor und wehte ihr reines krankes Gelb auf den Hügel, Sauerampfer und Hundskamille kochten ihren Saft in der Sonne, Wacholdergestrüpp schwankte. Vom Feldweg her klang das leise Klirren der Steigbügel, wie das Pferd, an Klee und Halm rupfend, sich langsam bewegte, und in Boden und Rasen summte und dröhnte es wie eine große Menge von fern, als ob die Hunderttausend, die hier unten schliefen, mit Schwertern rasselten und ratschlagten, ob es nun Zeit sei zum Kampf. Fern im Osten zog es sich weiß und blinkend: der Grenzkordon — und dahinter lag Rußland. Das Gelände fiel hier steil ins Tal der Grusewka ab, und unten sah man es dann und wann aufblitzen, kühl und blendend, oder zwischen Wipfeln ein weißes Segel hindurchziehen; dahinter dehnte sich die Ebene, lag das drohende Reich, von hier bis zum Ozean Rußland, und immer Rußland.

Der Mann hob den Kopf, er hatte Augen wie ein Falke: am Horizont blinkte Eisen in der Sonne; das waren die Geleise der russischen Militärbahn. Sie] hatten russische Spurweite und nicht westeuropäische wie die Staatsbahnen. Dort hinten bewegte es sich wie vereinzelte Ameisen: die russischen Doppelposten, mit gezogenem Karabiner, auf flinken Kosakengäulen, klein und struppig.

Die Grenzbesatzung war in den letzten Jahren immer stärker geworden.

Er dachte an das geflüchtete Muttergottesbild, an die Brände der letzten Zeit ... wer weiß, vielleicht lagen sie bereits auf dem Marktplatze zu Czenstochau und schärften ihre Säbel an den steinernen Stufen des Paulanerklosters und sprachen von Überfall und Gewalt heut zur Nacht.

Es summte und wisperte; auf den Feldern hier und da waren sie schon beim Hafermähen. Sein Träumen wurde tiefer: was ratschlagten sie da unten, wem fiel das Schwert im Osten zu? Dort unten hinter den Wäldern im Süden erlebten sie es, jetzt, über Hoffen und Verstehen. Jahre und Jahre hatte es geheißen, eine Schilderhebung Österreichs gegen eine slawische Macht sei der Anfang vom Ende.

Und jetzt: die slawischen Stämme, Tschechen, Slowaken, Kroaten, Polen wie e i n Mann ...

Er dachte an den Toten, dessen Blut das Reich neu gekittet hatte, den Deutschen, der auch die Slawin genommen hatte, wie er —

Zwischen diesen beiden hatte kein Schwert gehangen: sie hatte das Schwert, das der Osten zückte, auf ewig erhöht über Zeiten und Welten weg ...

Gemeinsam.

Er hörte, wie es an seinem Ohr von unten surrte gleich fernem Eisen und raunte und rasaunte. Erde, die ihm das Schwert, gab, wofür würde sie ihre Toten geben am großen Tag? Wo würden die deutschen Polen stehen? Er dachte an alles, was gewesen war, an die Wut, die wie Flamme schwelte, immer neu geschürt und angefacht; wie der starke Trank zu Ehren des slawischen Zaren floß in Posen, und Polen und Russen sich weinend um den Hals fielen, schluchzend von Wein und Begeisterung ... Schon vor Jahren hatte der Dziennik geschrieben: „Ein nach Posen einrückendes russisches Heer würde hier keine bösen Gesichter finden ...“

Was brauten sie da unten? Was braute die polnische Seele, wie sie dalag in Tiefen, die niemand erkennen konnte, unbewußt und geheimnisvoll, wie Wasser, über dem Nebel braut, starkströmend und triebhaft und wie die Welle bewegt vom Wind? Hob das polnische Schwert sich wieder gegen das deutsche Schwert, wie zu der Zeit, von der das Kreuzritterschwert wußte? Wie am Tage vom Grunewald, den die großpolnische Agitation heut feierte und pries, als Litauer, Russe und Tatar die Deutschritter niederzwang? Wie zu Tannenberg?

So lag er versunken und horchend auf die Stimmen, die aus dem Boden sprachen, der soviel Blut getrunken hatte vorzeiten und bald wieder Blut trinken würde, denn

Digitized by Google

die Toten schrien nach Blut. Etwas Warmes, Feuchtes, Weiches stieß ihn an; es war der Gaul, der über ihm stand und mit den rosigen Nüstern seine Wange betastete. Die Sonne stand schon tief, er nahm die Stute am Zügel und zog sie hinter sich her über das Geröll des Abhanges talab.

❀ ❀ ❀

Das Haus lag öde, nur der Dackel sprang mit Freudengebell auf dem Flur auf. Die Frau war noch nicht zurück. Auf dem Tischtuch stand eine Schale mit dicker Milch, der Brotkorb war mit einer Serviette umhüllt, die Butter war frisch im Wasserkühler. Ein paar Fliegen schwebten summend um die geschlossene Streuzuckerdose und den Landkäse unter der blanken Kristallglocke, und ein paar Büschel Rittersporn neigten ihr schönes Blau über die weiße Leinwand. Sie war nicht da, und doch war sie da, er spürte ihre Nähe und ihre Seele ... immer war sie es, die Licht und Anmut in den Alltag trug, wenn sie darüber auch oft den Alltag selbst vergaß ...

Nun, dafür war er da. Wie lange noch?

Draußen ging ein leiser Regen nieder, und er saß am Fenster, nachdem er das Pferd versorgt hatte, und las, bis die Dunkelheit des langen Julitags dichter wurde.

Unter den Fenstern zogen die Kirchbesucher von Marynyn heim, einzeln und in Trupps, hier und da rollte ein Wagen. Spät in der Nacht erst kam die Frau, nahm hastigen Abschied von der Warminska und sagte ein paar Worte von Verspätung und Regen. Sie war still und wortkarg, wollte nicht mehr essen und ging bald zu Bett. Er hörte keine Bewegung mehr von ihr, und doch war ihm, als ob sie nicht schliefe. Über ihm hing das Schwert. Der feine Streif blinkte, und er meinte, sie ängstige sich vielleicht und ahne etwas von seinem Entschluß, der früher oder später Tat werden mußte.

❀ ❀ ❀

Am Donnerstag nachmittag schickte die Frau Manufakturwarenhändler Jechsiewicz zu Murczin zum Drogisten und ließ Benzin holen, denn sie hatte in der grauseidenen Weste von Herrn Jechsiewicz einen Fettfleck gefunden. Ihre Valeska aber kam zurück und erzählte, es gäbe kein Benzin, der Kreisarzt habe die letzten zwanzig Liter für seinen Kraftwagen gebraucht, und der Posener Engroshändler habe telephoniert, er hätte auch nichts. Und der Drogist Hannemann habe einen Stiefel an und einen Pantoffel und klage über eine Entzündung am linken Fuß; und man konnte ihn auch in dem roten Plüschpantoffel vor der Ladentür auf dem Markt stehen und mit dem Bäcker und Konditor Balczerek eifrig gestikulieren sehen. Bald danach kam der Herr Viehkommissionär Wladislawski hinkend über den Platz, rieb sich das Knie und ging mit Herrn Hannemann in den Laden, und der Konditor Balczerek faltete die roten Hände über der weißen Schürze und sah den beiden blinzelnd nach, denn er kannte sie wie zwei bunte Hunde, und watschelte über den Platz nach dem Kolonialwarengeschäft von Nomieck. Vor den Häusern standen die Leute und sprachen leise, es lag bänglich in der Luft; und nur aus der „süßen Ecke", beim Kaufmann und Destillateur Bambam scholl Gejohl und Spektakel, zwei betrunkene Polen taumelten aus der Tür unter dem goldenen Fisch und warfen einander die Arme um die schmierigen Röcke und grölten. Der Kolonialwarenhändler Nomieck hatte heut mit Hamburg gesprochen, auf der Börse erzählte man es sich: In allen russischen Häfen am Schwarzen Meer seien die Leuchtfeuer gelöscht, und in der Türkei zögen die Preise zum Fürchten an. Es hieß, in Kiew sei die Mobilisierung in vollem Gang, schon führen die Artilleriedivisionen auf der Warschau-Wiener Bahn nach Süden, alle Offiziere seien telegraphisch zurückberufen. Auch die Tochter des Pastors, die mit einem Posener Oberleutnant verheiratet und zu Besuch bei den Eltern war, war um drei Hals über Kopf abgefahren, die Kinder waren dageblieben, und der Grenzkontrolleur bestätigte es: ein russisches Schützenregiment war in der Grenzstadt eingetroffen und auf Vorposten gezogen. Die ganze Grenze war von Gendarmen zu Fuß und zu Pferde gesperrt, es gab keine Pässe mehr nach dem Ausland. Die Truppenübungen sollten plötzlich abgebrochen sein, alle Regimenter zurück in die Garnisonen, die russischen Manöver abgesagt. Es schwirrte von Gerüchten, es hieß, sie

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

fingen drüben schon an, die Bahnen zu zerstören. Es wurde langsam Abend.

Die beiden Hotelwagen, die täglich um diese Zeit die paar Geschäftsreisenden vom Bahnhof holten, kamen aus den Torwegen und zottelten langsam das holprige Pflaster entlang. Immer mehr Leute fanden sich zusammen. Um acht Uhr zwanzig kam der Gnesener Zug, der Anschluß an den Paris-Petersburg hatte. Vielleicht brachte er etwas Neues. Die Luft war mit Spannung geladen, ein unerträgliches Gefühl von schwerer Erwartung lag über der kleinen Stadt. Sonst war der Markt in diesen Abendstunden wie eine italienische Piazza anzusehen. Die jüdischen Geschäftsleute saßen dann mit ihren Familien vor den Türen, hatten ihre Stühle bis auf den Fahrdamm vorgeschoben und erfreuten sich der lauen Luft. Die Kinder spielten, Hunde bellten, ab und zu kam ein verspäteter Wagen gefahren, fleißige Hausmütter strickten, die Männer lasen die Zeitung und rauchten ihre Zigarren, man machte nachbarliche Besuche von Tür zu Tür.

Dann wurde es dunkler, der Laternenanzünder Czigalla trabte vorbei, und in dem weichen Dämmer glommen ein paar trübe gelblichrote Flammen auf.

Es wurde immer stiller, die müden Kinder gingen zu Bett, das Schwatzen und Lachen wurde leiser, und nur aus der Weinstube von Kasprowicz tönte das Männergespräch von ein paar trinkfesten Honoratioren. Und endlich ging der Mond auf, legte sein mildes Licht auf die stillgewordenen Gesichter, der alte Turm stand schwarz im Hintergrund, und die unendliche Stille löste Hast und Mühen des Tages. Keiner sprach mehr, und es war diese Stunde wie der Abend eines Lebens voll Arbeit und Hitze, das nun Frieden bekommt und sanft hinüberfließt in Stille und Vergessen . . .

Heute saß niemand gelassen vor seiner Tür, die Leute drängten einander immer dichter; Besorgnis lag auf allen Gesichtern, und immer war Bewegung in der Menge, wie quirlendes Wasser bald hier, bald da aufstrudelt, wieder still wird und weiter abwärts aufs neue brodelt. Von Urbanowo her kam der Kleinbahnzug und kroch mit blinkenden Lichtern die Böschung hinab, und jetzt schrie hinter dem Propsteiwald die Lokomotive des Zuges Gnesen-Murczin, laut und klagend wie ein Raubvogel, und schrie nochmals in die Nacht hin; nun schlich sie tückisch mit glühenden Augen um den See herum und hinter ihr wie ein feuriger Wurm die lange Reihe der oft leer laufenden Wagen. Jetzt verschwand sie hinter dem Wasserturm: der Zug war eingelaufen.

Niemand sprach mehr, die Menschen fieberten, und es war, als höre man das Blut in den Adern klopfen. Die Augenblicke lösten sich widerwillig wie zähes, tropfendes Pech, schwer und klebrig, als wollten sie die Spannung, die nach Gewißheit rang, ersticken; der Druck war unerträglich.

In der Kujawischen Straße schrie eine Hupe: das Automobil des Kreisarztes. Jetzt kam es schwarz mit weit aufgerissenen flammenden Augen heran. Die Leute drängten, die Maschine stoppte, der kleine stämmige Arzt beugte sich weit heraus, die Hände auf dem Schlag. „Es gibt Krieg! Die Stimmung in Berlin ist sehr ernst. Die Diplomatie arbeitet fieberhaft, aber die da drüben spielen ein falsches Spiel."

Es strudelte und wogte um das Gefährt, man sah nichts mehr von seiner schwarzen Masse, als wenn es von der schwarzen Masse der Andrängenden verschluckt sei, es murmelte und toste. Eine Frauenstimme schrie gellend auf, und es war, als habe der helle Aufschrei den Druck zerbrochen. Fäuste fuhren auf, jemand brüllte etwas, auf einmal standen aller Angesichter gen Osten gewandt, daß es jetzt hell aufschimmerte, wo vordem nur Dunkel war; eine grimmige Stimme wurde laut: „Pshaw Krew! Verfluchtes Ruß!" Und ihr nach schüttelten sich die schwieligen Pratzen: „Schweinebande! Aaszeug!"

Der fidele kleine Kreisarzt fühlte, daß die Lage etwas forderte. Feierlichkeit lag ihm sonst nicht, er konnte, wenn er auch schon das Messer ansetzte, keinen guten Witz verkneifen. In dieser Stunde aber wurde etwas in ihm wach und reckte und dehnte sich, was seit der letzten Mensur wie ein Betrunkener in dickem Schlaf gelegen hatte. Er sprang auf das Polster. „Mitbürger! Das kommt uns allen aus dem Herzen: Pshaw Krew! Verfluchtes Ruß!! — —

Digitized by Google

Sie sollen man kommen, die Bande! Wir sind ooch auf dem Posten! — Männer! Deutsche und Polen! Wenn sie kommen: alle für Einen! Unser König, Kaiser und Schirmherr: Hurra! Hurra! Hurra!"

Und: „Hurra! Hurra! Hurra!" brüllte es nach, die Mauern warfen den Schall, der alte Turm dröhnte nach. Und wie im Kriegerverein zu Kaisers Geburtstag nach dem Hoch auf den obersten Kriegsherrn fing einer an, und die andern fielen ein, brausend, zitternd in der Entladung der lastenden Bewegung: „Heil dir im Siegerkranz . . ."

Fenster klirrten, Türen sprangen auf.

Über den Marktplatz schütterte das deutsche Lied zu den ewigen Sternen empor.

⌘ ⌘ ⌘

Kobylagora stand am andern Morgen zeitlich auf; und wie sonst zu den Markttagen ging und fuhr es die Straße nach Murczin hinauf. Die Räder knarrten und ächzten, die roten Weiberröcke und weißen Halskrausen leuchteten, und auf der Chaussee zog das arme Volk unter seinen kattunenen Tüchern im Straßenstaub und trug im bunten Taschentuch geknotet ein paar Pilze oder Eier, auch Blaubeeren im irdenen Töpfchen am Schürzenband oder ein Huhn unter dem Arm; bei manchem schnatterten auch ein paar weiße Entenköpfe unter dem Korbdeckel hervor. Die Sonne stieg, und die Hitze legte sich über die Hütten wie eine riesige brutwarme Glucke mit ausgebreiteten Flügeln, unter denen es immer heißer und unbehaglicher wurde, die Luft flimmerte, das Vieh lag träge im Gras, kein Vogel sang, und die Hütten duckten sich unter den Süßkirschenstämmen.

Es wurde Mittag, einzelne Frauen gingen mit vorgebundenen Tüchern auf die Weide zum Melken, und vor der Widumstür stand Hochwürden mit dem Lehrer und dem Gemeindevorsteher, hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und sprach mit ihnen; sein gutes Gesicht sah bedrückt und sorgenvoll aus. Die alte Polega kam an ihrer Krücke aus der Kirche geschlichen, küßte ihm die Sutane und wischte sich die roten Augen an der Schürze; sie jammerte laut: „Tochter aus Posen geschrieben, Milletär schon fort! Du lieber Jesus! Was soll denn aus uns werden, wir armen Waisen! Wo werden wir uns denn bergen, wo?"

Der Priester strich ihr über den krummen, zusammengetrockneten Rücken. „Gott und der heiligen Jungfrau vertrauen, Polega, der Herr ängstigt wohl, aber er hilft uns auch. Bleibt mit Gott."

Die Alte bückte sich und schlug das Kreuz.

„Hale, hochwürdiger Herr, ist Gottes Strafe. Wird gesoffen und geflucht in Kobylagora. Wie soll da Gottes Segen über den Leuten sein?"

Sie humpelte davon und schüttelte immerfort den wackligen Kopf. Jetzt stand die Strafe vor der Tür, und die Zuchtrute ward schon gehoben, da hilft Bereuen soviel wie der Weihrauch dem Toten. —

Auf dem Markt zu Murczin summte und rasaunte es derweil wie im Bienenstock vor dem Schwärmen. Die Kriegsbereitschaft war erklärt, an der Grenze war nun auch auf deutscher Seite der große Schlagbaum herunter, die Züge gingen nicht mehr weiter. Scharen von Russen, die aus den deutschen Bädern kamen, standen ratlos auf der Grenzstation. Die Depeschenboten liefen, die Mädchen kamen in die Geschäfte gerannt, die Hausfrauen kauften zerstreut und in Eile, und wer sonst kostend und handelnd um ein Pfund Butter gefeilscht hatte, zahlte heut ohne hinzusehen und wandte sich schon zum Davoneilen. Bis in den späten Nachmittag drängte das Volk, und der Markt sah um die Stunde, in der er sonst leer war, aus, als sei es vormittags Schlag zehn. Da wurde gestaunt und der Kopf geschüttelt und in die Hände geschlagen und geflüstert und geschrien, einer wußte immer noch mehr als der andere. Als um sechs Uhr der Janusch von der rothaarigen Plätterin Zielinska barfuß antrabte und unter dem Arm einen Pack druckfeuchter Blätter schwang, auf denen zu lesen stand: „Extrablatt des Murcziner Kreisblatts: Note an Rußland!", da hätte das Volk ihn fast zerrissen und stand nachher doch, wußte nicht, wie es daran war, und begriff nur dumpf, das war der Augenblick, wo man seine Kuh am Strick zu sich herumzerrt und verächtlich zum Händler hinwirft: „Zweihundertzehn hab' ich gesagt, und willst du, Betrüger, nicht geben, so behalt' ich. Ich hab's

Digitized by Google

gesagt," daß er Farbe bekennen mußte, wie er sich auch wandte und bog.

Der Abend sank, als sie langsam heimwärts fuhren und verworrene Gerüchte in die stillen Dörfer trugen, und es wurde Nacht, und noch immer summte und wuselte es in den Hütten und Höfen herum. Die Abendglocken waren längst verklungen, die Herden daheim, die Finsternis stand schweigend und schwarz, und doch war nicht Ruhe. Kraftwagen sausten die Heerstraße entlang und heulten laut, Radfahrer fuhren, Leute in kleinen Trupps kamen durch, Pappschachteln in den Händen, Militärmützen auf dem Kopf, im Sonntagszeug; und auf einmal kam ein dumpfes Klirren und Klingen von Obudno her, eine Kompagnie marschierte durch, und der Hauptmann grüßte durch die Dunkelheit und fragte vom Pferd herab zu Mielicki, der mit der Frau vor der Tür stand, herunter: „Ist hier Patrouille durchgekommen?" —

Die Frau hatte ihr verschlossenes Wesen all die Tage nicht abgelegt, und jetzt stand sie auch mit starrem Gesicht und sah der Kolonne nach und sagte: „Soviel Leute in Angst! Und all die Soldaten. Wozu? Was geht uns an, wenn sie jemand ermorden?"

Ihm wurde heiß, und er sagte ihr, heftig und ohne Schonung, was dieser Krieg bedeute und was es um nationale Ehre sei, und sie sah ihn aus halbgeschlossenen, flimmernden Augen durch das Dunkel an und sagte in ihrer halb spielerischen, halb lauernden Art: „Nationale Ehre ...!?"

Darüber fuhr ihm das Blut ins Gesicht, er faßte ihren Arm, daß sie sich unwillig losmachen wollte, aber er hielt sie fest und zwang ihren Blick in den seinen.

„Ja. Nationale Ehre! Dafür gehen die Leute da in den Tod! Denn der Krieg ist da! Und dafür geh' ich mit, so gewiß, wie ich hier stehe ..."

Sie wurde leichenblaß und sagte feindselig: „Nicht wirst du gehen. Du hast versprochen!"

Ein erkältendes Gefühl kroch über sein Herz, es war, als hätte er gar kein Empfinden mehr für sie. Noch nahm er sich zusammen.

„Du müßtest dich ja schämen, wenn ich nicht ginge, das Land betröge um eines Zufalls willen. Und ich müßte mich schämen vor jedem Tagelöhner, der von hungernden Kindern weggeht, und das von Herzen —"

Über ihre Lippen kam ein leises Zischen.

„Von Herzen! Pole wird für Deutschen gehn von Herzen!"

Er packte, schon außer sich, ihre Handgelenke, er fühlte sie wie kühle, glatte Schlangen. Er keuchte: „Still bist du. Schämen sollst du dich. Und ich, daß ich solche Frau habe ..."

Sie wandte höhnisch den Kopf.

„Mußt du dich viel schämen. Ich hab' auch ‚nationale Ehre ...' Der hochwürdige Herr hat uns schon gesagt neulich, was nationale Ehre ist für uns ..."

Er stieß einen unterdrückten Ton aus, seine Augen flammten. „Ich bin kein Denunziantenlump. Aber das, Gott verdamm' mich, könnt' mich dazu bringen ... Das ist auch Krieg ..."

Er hatte es ja gewußt. Seit damals war sie so verwandelt. Er ballte die Fäuste: Ach! Sturm einer großen Zeit! Fahre drein und fege die Dünste weg! Und zugleich kam die zurückgedrängte Zärtlichkeit für sie wieder durch.

Er hielt die Arme offen; in seiner männlich gefaßten Stimme war ein Beben.

„Josefa! Ich weiß ja, daß Fremdes aus dir spricht... Das bist nicht du! Ich gehe — ich muß gehn! Soll ich so gehn?"

Aber in ihr verstockte sich das Herz für ihn, je tiefer es sich für ihn geöffnet hatte und je erstickender die Qual es füllte um ihn. Was war ihr Deutschland? Wenn es Polen wäre ... Ach! Und auch dann nicht! — schrie ihr Herz ...

Sie wandte sich um und ging ohne ein Wort ins Haus, ins Zimmer der Schwiegereltern und schloß sich da ein. Er blieb stehen, stand wie erstarrt und fühlte nichts in sich als eine erstarrende, vergiftende Kälte, die selbst den Zorn erstickte, und wußte nicht, daß sie auf den Dielen lag, den Kopf auf der Bettkante, mit ihrer Liebe rang und ihrem Haß, dem Haß ihrer Liebe gegen ihn, der ihrer Liebe das tat, was sie nicht verstand, sie ohne Not traf ... oh ... mitten ins Herz ... und fühlte, wie das Schwert ging durch ihre Seele.

Sie konnte nicht schlafen in dieser Nacht, es war heiß und dumpfig im Zimmer. Gegen drei fuhr sie auf, ein dumpfes, lang

Digitized by Google

nachhallendes Rollen kam aus der Ferne: Geschütze. Sie stürzte zum Fenster und stieß den Laden auf: der Himmel stand im ersten blassen Dämmern, alles war kühl und grau und stumm. Von Osten her grollte es weiter.

Auch der Mann stand auf; kämpften sie schon dahinten? Er bog sich weit aus dem Fenster, die gehöhlte Hand am Ohr. Die Detonationen folgten sich in langen Zwischenräumen, das schien kein Artilleriefeuer. Wahrscheinlich sprengten die Russen die Bahnüberführungen.

✠ ✠ ✠

Vormittags hielt im Sonnenbrand der Wagen des Kreisschulinspektors vor dem Schulhaus. Hochmeister fuhr selbst und ließ den Lehrer herausrufen. Er streckte ihm die Hand hin. „Ich komme von Wapiemowo, Herr Mielicki! Ist hier noch was zu ordnen? Es geht ohne Zweifel heut los. Ich habe mich schon telegraphisch bei meinem alten Regiment zur Verfügung gestellt: und sie können mich brauchen! Der Kaiser hat gestern eine Rede gehalten, Bethmann auch ... Sie gehen doch auch mit?“

Er stutzte und grüßte. Frau Mielicka trat aus dem Haus, und etwas war an den beiden Menschen, wie sie jetzt nebeneinander standen, was ihn, der die beiden doch jahrelang kannte und wußte, daß sie ein schönes Paar waren, im Innersten anfaßte. Sie waren beide blaß wie der Tod. Die Frau trat vor, sie war in ihrem schwarzen Kirchkleid, das sie in Eile übergestreift zu haben schien, darüber hatte sie einen schwarzen spanischen Schal geworfen.

„Sie wollen mir Glück auf den Weg wünschen, Frau Mielicka, und Ihr Mann geht auch!“ rief der Beamte. Er schlang die Zügel um den Peitschenhalter und sprang ab.

Er stand Auge in Auge mit der Frau. „Herr Kreisschulinspektor,“ sagte sie mit dem scharfen R der Polin, „sagen Sie ihm, daß seine Pflicht ist, hier zu bleiben in seinem Amt.“

Hochmeister stutzte.

„Männersachen, Frau Mielicka. Das Vaterland geht vor dem Amt, das Land erhält das Amt.“

Sie stand wie aus Stein, nur ihre Hände, die sich fester ineinander krampften, und ihre Augen lebten.

„Es sind genug, die gehen müssen für das Land. Wer nicht muß, — heißt Gott versuchen.“

Der Beamte streifte Mielicki mit einem schnellen, beschwichtigenden Blick und einem unmerklichen Kopfschütteln. Er sagte schonungsvoll: „Frau Mielicka, Sie sind nicht die einzige. Denken Sie doch nach. Jede Frau, die ihren Mann liebt —“

Sie unterbrach ihn, ihre dunklen Augen glühten in Tränen. „Jetzt zeigt sich, welche Frau ihren Mann liebt ...“

Vor ihrem Blick stand das weite Feld, die feuerspeienden Schlünde aus der Ferne, die Gäule mit aufgerissenem Leib, die Sterbenden in ihrem Blut, und vorwärts brach die Kolonne, stampfend, durch Rauch und Blut, über Leichen und zuckende Körper, dem Schwarzen, Unfaßbaren entgegen, das dort hinten rot aufstrahlte ... Sie rang um sein Leben mit dem gefräßigen Tod ...

Hochmeister wurde rot. Hier half kein Zureden.

„Meine Frau hat mich auch lieb,“ sprach er schroff. „Aber sie sagt kein Wort. Wie es der deutschen Frau ziemt.“

Die Mielicka wuchs vor ihm auf. Nichts mehr von Angst in ihrem Gesicht. Sie stand da wie eine Fürstin, noch hingen die Tränen von vorhin glänzend an ihren Wimpern.

„Die gnädige Frau ist von deutschem Adel,“ sagte sie herb. „Ich bin von polnischem Adel —“

Der Beamte fuhr sie an.

„Schweigen Sie! Ihr Mann ist Deutscher. Stolz sollten Sie auf ihn sein. Ihr Mann geht den Weg der Ehre! Wahre Liebe weint, wenn, was sie liebt, den Weg der Unehre geht —“

Er hatte fast geschrien, aus den Bänken reckten sich die Köpfe der Kinder und spähten neugierig zu den Fenstern hinaus. Was war denn da?

Die Frau bohrte ihren Blick in den seinen. Ihr polnisches Blut kochte auf —

„Deutsche Ehre ist nicht polnische Ehre!“ schrie sie hart. „Ich bin Polin — was geht mich deutsche Ehre an?“

Mielicki packte ihren Arm. Er keuchte.

„Das nimmst du zurück, du! Oder — du bist nicht mehr meine Frau ...“

Digitized by Google

Sie rang, den Arm frei zu bekommen. Ihre weiße Hand brannte unter seinem Griff wie von einem Schlag. Das Schwert zuckte in ihr auf, das alte Schwert, vererbt im Blut der polnischen Seele —

Sie riß beide Arme zum strahlenden Himmel, sie war außer sich, ihre weiße Stirn war verkrampft in Schmerz, ihre Augen loderten, wie schwarze Flammen schlugen sie in des Mannes Augen. Sie schrie es ihm ins Gesicht, gellend und laut: „Helf mir die heilige Gottesmutter: fort geh' ich aus deinem Haus, wie ich geh' und steh'! Jesce Polska nie zginela ...“

Mielicki warf einen einzigen Blick ins Schulzimmer, der die Kinder sofort zur Ruhe brachte. Er trat auf die Frau zu, seine Fäuste flogen, der Kreisschulinspektor faßte ihn am Arm —

Die Mielicka hatte sich schon umgewandt und war in die Haustür getreten. Die Männer sahen ihr nach, sie ging stracks und in gerader Haltung durch den Gang, zur Hoftür, durch den Garten, zur Pforte, die aufs Feld führte.

Der Lehrer sah aus wie der Tod. Der Beamte blickte ihn mitleidig an; jetzt hatte das Schwert diese Ehe zerhauen; des Mannes Zuversicht und Glauben, sein Kämpfen um ihre Seele, alles in Blut und Wunden ...

Er konnte nichts sagen. Er drückte ihm schweigend die Hand. Und sprach zögernd: „Kommen Sie morgen früh noch zu mir, Mielicki. Heut um fünf Uhr ist es entschieden. Morgen abend gehe ich ab ... ich — will Ihnen noch etwas sagen ...“

Er sprang auf den Wagen, der Gaul zog an. Er sah den Mann stehen, schmal, gerade, ungebeugt.

Mielicki trat ins Haus. Durch die Hoftür sah er eine hohe dunkle Gestalt auf dem graugelben Grund nach Marynyn zu gehen, kleiner und kleiner werden ... Da ging sie aus seinem Leben —

Er ging in die Klasse zurück, die stumm und starr in den Bänken saß, und nahm den Unterricht da auf, wo er durch die Ankunft des Kreisschulinspektors abgebrochen worden war.

⁂

Die Sonne stieg, erklomm die Scheitelhöhe und war nun über den Berg und ging talab ihren Untergängen und neuen Aufgängen zu; so rückte auch der Zeiger der Weltenuhr langsam weiter, und als die Sonne eben sich anschickte, über den deutschen Meeren und Heiden glühend zu versinken, Mielicki im unteren Zimmer alles zur Übergabe an die Postverwaltung ordnete, nur die Fliegen summten und der Morseapparat leise tickte, rief in die Stille und bange Erwartung, die über der Welt lag, hinein Berlin an, und Marynyn antwortete. Der Mann stand und horchte, mitverschlungen in das goldene Netz, das der menschliche Geist über den Erdball gespannt hatte. Auch durch seine Nerven ging das Beben, das jetzt über die bewohnte Erde und die Weiten der Meere ging, das die Funkenstationen weiter werfen, von dem die Atmosphäre zitterte, das in Wellen anbrandete an die Marconis der einsamen Dampfer, die das Weltmeer pflügten: „Wir haben Rußland den Krieg erklärt.“

⁂

Bis in die Nacht hinein lebte das Dorf voll menschlicher Stimmen, in allen Häusern war es lebendig, gingen die Nachbarn ab und zu, fragten und schrien die Kinder. Eine Batterie kam durch, grüne Zweige am Helm, Neununddreißiger von Ostrowo. Die Leute erzählten, die Grenzdörfer seien schon geräumt, Menschen und Vieh in die Wälder von Mislinzinnik geflüchtet. Seit es Abend wurde, standen Boten mit Laternen vor der Schulhaustür und warteten, und standen neue Boten auf den dunklen Dorfstraßen aller Siedelungen, und saß der Lehrer mit dem Stift in der Hand und wartete. Es ging auf zwölf, da schlug es von Gnesen an, und Mielicki schrieb die Mobilmachungsorder nach für Reserve, Landwehr, Landsturm, von Kobylagora, Chomionge Adlig, Obudno, Bronischewitz-Abbau, Gottestal, Skracz, Posonbice Dorf, Serajuwo und Ostrak. Unten stürzten die Männer fort und trugen die Botschaft über das platte Land, und nun fingen die Glocken von Kobylagora zu heulen an, Gottestal antwortete, jetzt läuteten sie in Posonbice, nun in Bronischewitz, und jetzt rief es von allen Türmen Sturm und schrie über das Land, dumpf und gellend, in Klage und auch in Triumph, daß Krieg sei in Deutschland und das Schwert erhoben für Kaiser und Reich.

Digitized by Google

Als Mielicki fertig war und hinaufging, mochte es gegen zwei sein. Noch immer war in seinem Herzen ein Hoffen gewesen, ein zaghaftes, müdes — das war nun vorbei. Er wußte es, er war ein einsamer Mann. Er stieß die Tür zu dem verödeten Raum auf, der tot und stumm dalag, und blieb stehen, und ein Schauer lief ihm eisig die Nervenstränge entlang: von dem Schwert an der Wand kam ein rotes Leuchten, und ein dünner Strahl wie von warmem Blut lief die alte Klinge hinab. Er riß den Vorhang zurück, der Himmel war düsterrot, der Horizont troff Blut, es brannte im Russischen. Nach seiner Schätzung war es der große Bahnhof der Grenzstation.

⁂ ⁂ ⁂

Es war noch dämmerig, und der Morgennebel lag silbrig über dem Dorf, als er schon die Straße nach Murczin hinabritt. Der Gaul stolperte, am linken Vorderfuß war ein Eisen los, von der Schmiede her klangen schon Stimmen, aber noch kein Hammerschlag. Der Himmel brannte trüb, das feurige Rot verschlang das Morgenrot, die Luft ging frisch und es war noch empfindlich kalt. In der Schmiede lohte das Feuer, der Meister stand breitbeinig auf der Straße und sprach auf ein hohes, schlankes Reitpferd ein, das schnaubend und weißbeflockt im Kreis herumgeführt ward; ein Mann in herrschaftlicher Stalljacke hielt den Zaum. Die Stute knirschte und biß in das Leder, ihre schmalen, spitzen Ohren spielten in der reinen Luft; denn der Wind stand ostwärts und wehte den Brandgeruch ins Russische hinein.

Mielicki saß ab, der Geselle sprang zu und nahm den Gaul am Zügel, der Schmied schrie dem Lehrer entgegen: „Hurra! Pan Lehrer! Is Krieg! Is Krieg! Geh' ich heut, geht Geselle auch! Bleibt alles liegen, wie steht und is!" Es blitzte ihm aus den Augen, die sehnigen geschwärzten Arme durchschnitten pfeifend die Luft.

„Woll'n wir zeigen, daß polnisches Soldat hat Mut, was Wladka?"

Der Gesell hielt Mielickis Pferd, der Meister nahm den Fuß und besah den Huf.

„Is bald gemacht." Er hieb den Gaul liebkosend über die Flanke. „Gehst du auch mit, Brauner? Woll'n wir dich fein machen. Mußt du feste Schuh' haben, mein Pferdchen."

Mielicki trat zu dem fremden Tier. „Von wem?" fragte er.

Der Bursche hielt die Mütze in der Hand.

„Is sich von Erbherrn auf Posonbica, Pan zu dienen. Hat gestern Dominialschmied geschlagen, liegt zu Bett. Erbherr geht Freiwilliger heut zu Mittag. Frau geht auch, will in Spittal. Gehn alle, allesamt. Herrschaft fahren mit Wagen nach Posen, heut zu Mittag, mit viere vor." Der Mann grinste über sein Wassenpolackengesicht. „Laufen wie Donnerwetter, kommen an vor Bahnzug. Gehn wir alle in Posonbica, auch wer nich muß; bleibt keiner da." Auch in den Augen dieses Einfältigen stand eine Flamme, rein und herzanrührend; bleibt keiner da, gehn alle mit.

Der Lehrer führte den Gaul ein Stück weiter nach dem Waldrand zu, klopfte ihm den Hals und sprach ihm zu. Unter seinem festen und sanften Griff wurde das Tier ruhiger. Es schnoberte mit den weichen Nüstern an des Fremden Wange; auf einmal wieherte es hell auf und fing an, mit der Schnauze in Mielickis Taschen zu suchen.

Der Bursche strich ihm über den glänzenden Rücken.

„Is Pan gut; holt auch immer Zucker bei Erbherrn. Will Zucker von Pan. Pan weiß Bescheid mit Pferde."

Er sah Mielicki bewundernd an, der verstand es!

Der Lehrer führte das Tier, das jetzt so ruhig wie ein Lamm folgte, zum Schmied. Sein Gaul war fertig. Er fragte, wohin die beiden müßten, und reichte Meister und Gehilfen die Hand. „Bleibt mit Gott, ich gehe auch."

Der Schmied stand vor dem Feuer, breitbeinig, riesig, schwarze Zotteln auf der offenen Brust. Er senkte den schweren Hammer wie einen Degen, und seine harten Hornhautfinger preßten des Lehrers Rechte, daß es schmerzte. Mielicki sprang auf, der Gesell hielt den Bügel.

„Hab' ich gedacht von Pan Lehrer, so und nicht anders," sprach der Schmied mit Ernst. „Weiß Pan noch, wie wir sprachen von Soldat sein? Hier bei Gewitter in Schmiede? — Die heilige Mutter von Czenstochau soll Pan beschützen." Es brach

Digitized by Google

schon wieder aus seinen Augen. „Wir wollen schon kriegen russisches Hundeblut, wir von Kobylagora!“

Mielicki winkte und warf den Gaul herum, und wieder wieherte die Posonbicer Stute auf, und der verhallende Ton klang hell wie kriegerischer Zuruf in seine schweren Gedanken hinein.

‚Weiß Pan noch? Hier bei Gewitter in Schmiede?‘

Ob er es wußte —

⁂

Er hielt auf den Hügel von Gora zu, er kam noch immer früh genug nach Murczin. Dort war der einzige Blick an die Grenze. Der Gaul rupfte am Abhang am jungen Gras des Nachwuchses, und der Lehrer stieg auf den Hügel. Die Sonne ging glühend auf, und auf der roten glühenden Sonnenscheibe stand dunkel gegen den Horizont der einsame Mann. Er riß das Glas vor die Augen, nach rechts brannte es lichterloh: der Bahnhof, wie er gedacht hatte; auch tiefer ins Land brannte es an drei, vier Stellen, und westlich wogte ein Flammenmeer: das russische Dorf Gulbiny. — Ganz hinten am Horizont bewegte sich etwas, wie eine marschierende Abteilung, aber er konnte in dem Rauch nichts weiter erkennen. Die Strecke entlang lagen die Signalmasten über den Schienen wie zerbrochene Streichhölzer, Er bewegte das Glas, die Brücke von Lipno starrte mitten durchgebrochen ins Gesichtsfeld, splitterndes Holz, das Eisengerüst wie abgerissene Fäden, zerborstene Pfeiler. Das Wasser der Grusewka schäumte über Schutt. Er wandte das Glas nach links, es fuhr schwarz wie ein wehklagend ausgestreckter Arm über das Bild; er ließ den Krimstecher sinken: das düstere Kreuz der einsamen Mühle auf der Borczminer Anhöhe stand dunkel und unbewegt vor dem brandroten Himmel als höchster Punkt des Horizonts. Das war der Krieg.

Er ritt weiter, und die Gedanken würgten sein Herz. Wie ging er in diesen Krieg? Gestern abend hatte er die Zeitung zu oberst auf den Postsachen liegen sehn: „Kriegstrauung des Prinzen Oskar“, und weiter Zeile auf Zeile, wie jetzt im Angesicht des Todes das höchste Lebensgefühl noch einmal aufbrandete — im letzten, verzweifelten Umfassen — und der Zorn brannte in ihm gegen den, der ihm das Glück der letzten Stunden zertrat, das letzte Seligsein in Schmerzen, den letzten Trost der Erde in Not und Tod — das reine Erinnern —

Daß er mit der vergifteten Wunde im Herzen in den heiligen Krieg des Deutschtums ging —

So saß er auf dem Tier, das langsam über die Richtwege zwischen den Äckern zog; die Zügelfaust halb geöffnet auf der Kruppe, den Kopf gesenkt, und fühlte, wie es fraß an seinem Herzen —

Es war noch menschenleer, die heilige Frühe breitete sich, die Äcker wogten in Nebelschleiern, die Sonne kämpfte hinter Wolken, der Wald stand schweigend, und nur der rote Widerschein ostwärts warf mißtöniges Licht in die unendliche Stille der noch schlafbefangenen Welt. Ein leises silbernes Klingen kam über die taufeuchten Breiten der Wiesen.

Der Mann hob den Kopf. Feldeinwärts nach Ostrak zu kam es zwischen den Äckern hindurch. Jetzt schlugen die hohen Halme des Haferfeldes auf der Streczer Gemarkung zurück, und über dem langen weißen Hemd tauchte der schwarze Knabenkopf auf, das Glöckchen kam näher; jetzt trat auch der Priester aus dem Getreide in die Brache hinaus, das Antlitz gesenkt, die Tonsur leuchtend im dunklen Haarkranz, die hagere Gestalt weiß in der zeitlosen Tracht der Jahrhunderte, in den inbrünstig zum Herzen erhobenen Händen verhüllt die heilige Monstranz.

Dem Mann krampfte etwas das Herz zusammen. Sein Todfeind. Da ging er und trug den Frieden, der das Schwert getragen hatte in sein Glück! Er ballte die Faust um den Zügel — sein Blick wurde Feuer — es brannte in seinem Blut —

Das Glöckchen klang näher und rief mit silbernem Ton, und der Mann saß ab und bog das Knie in den Staub. Der Gaul stand neben ihm und schnaubte, und alles rings war still; durch die heilige Morgenfrühe ging unter dem Korn, das gebeugt seinem Lebensopfer entgegenharrte, Gott in Brotgestalt über das Land und trug durch sein blutiges Lebensopfer die Erlösung in die Todesnot der irdischen Ängste. Jetzt kam es an Mielicki vorbei; er hob den Blick, sah vor sich das blasse Gesicht mit den gesenkten Lidern, den Mann, der

Digitized by Google

sich wie nachtwandelnd bewegte, wie es die strenge Satzung befiehlt: nicht selbst Mensch, nur Träger und Gefäß der göttlichen Sendung. Er kniete in der Stoppel, die kurzen, scharfen Stümpfe stachen in sein Fleisch, in seine Seele fiel es wie Tau, er senkte das Haupt und fühlte die Nähe dessen, der den Menschen gelehrt hatte, zu sterben für die Gesamtheit; zermalmt wie das Weizenkorn für die sündige Erde und erhöht über alle Himmel und Ewigkeiten, wie er über den betauten Klee ging wie vor hundert und tausend Jahren und Himmel und Erde anbetete vor seiner heiligen Gewalt im armen Gewand.

Er legte den gesenkten Kopf auf das Knie, das er mit beiden Händen umfaßt hielt, sein Herz brach auf, der gnadenvollen Nähe des Erlösers entgegen, und mit der Stirn auf dem Knie brachte er den Zorn des Mannes, der in ihm brannte, dem Heiland zum Opfer, wie sein Leben dem Land. Ein Hauch rührte ihn weihend an, es wehte kühl an ihm vorbei, die Füße der Boten gingen sanft vorüber auf dem demütigen Grün, und Blume, Kraut und Halm stand und betete an und schauerte im kühlen Morgenwind. Die klare Stimme klang ferner, und der Mann stand auf; auf seiner Stirn stilleren Glanz und im Herzen ein Fühlen, als habe sich Gott barmherzig zu ihm geneigt in der heiligen Wegzehrung, ein Erlöster in Überwinden und Vergeben.

⌘ ⌘ ⌘

Je näher er auf Murczin kam, desto kriegsmäßiger wurde die Gegend. Auf der Brücke von Obudno standen die ersten Doppelposten, von Marynyn her zog Infanterie vorbei, Meldereiter jagten, Ulanen trabten vorüber, Artillerie mit Munitionswagen und schweren Geschützen mahlte durch den Sand. Das Land glich einem Feldlager. Kleinbahnhöfe, Flußübergänge, Landstraßen standen unter Wache, aus den Wagenfenstern schwenkten Reservisten die Mützen, auf dem Murcziner Bahnhof wurde ein Militärzug ausgeladen; vor dem Güterschuppen formierten sich die Kolonnen zum Marsch an die Grenze, und von hier sah man den russischen Bahnhof in hellen Flammen, und über der Gegend lag Brandgeruch. Nordwestlich trieben sie auf der weißen Straße von Mislinzinnik Schweine- und Schafherden nach dem Walde, Viehgebrüll tönte, Räder rollten, Leiterwagen voll Betten und Kasten zogen auf Murczin zu, und in allem Lärm und Geschrei läuteten die Sonntagsglocken zur Frühkirche. Auf den Straßen drängten sich Leute aus Stadt und Dorf, er kam kaum durch; von allen Dächern wehten die deutschen Fahnen, und die Menschen hielten sich gerader als sonst, die älteren Männer hatten ihre Medaillen angesteckt, und der eine oder andre trug mit Stolz sein Eisernes Kreuz. Auf der Post sprach der Kreisarzt mit Berlin, er war schon in Uniform eines Stabsarztes, und auch der Postmeister trug die Feldgraue, er war Hauptmann der Landwehr. Der Kreisarzt war fertig und schüttelte Mielickis Hand: „Das ist eine Stimmung hier unter den Leuten! Wer hätte das von unsern Polacken gedacht! — In Berlin soll eine Begeisterung sein —! Ich sprach eben mit meinem Vertreter. Hätt' lieber 'n Kräftigeren gehabt — schwächlicher Mensch, ist nicht genommen worden. Assistent bei Bier, große Zukunft. Arbeitet in Krebs. Ich hab' ihn Donnerstag drüben gesprochen und ihm gesagt: Bleiben Sie ruhig in der Klinik. Mein Bezirk ist groß, Sie reiben sich auf mit Ihrer Gesundheit. — Da schreit der Mensch mich an: wenn er nicht s o für das Land krepieren dürfe, dann wollt' er es s o; das wäre ihm ooch egal! Zu Haus will keiner bleiben! — Sie ooch nich! Na, Gott befohlen; dacht' ich mir! —"

Auch von Braunsberg her kamen Flüchtende die Straße herauf, müde Ackergäule vor knarrendem Leiterwagen, hochgetürmte Betten, rote Kommoden, Körbe voll Lampen und Geschirr, mit Seilen festgeschnürt; angebundene Kühe gingen im Schritt hinter den ächzenden Gefährten her; dazwischen wurden Herden getrieben, sprangen Ziegen, bellten Hunde, aus geflochtenen Käfigen kreischte Federvieh und zischten Gänse, Schweine grunzten, Kinder schrien, und hoch oben auf dem gestapelten Hausrat hockten Frauen, die Kinder an der Brust, lagen Kranke in Betten gepackt, hielten alte Leute die Kleinen, die noch nicht laufen konnten, im Arm; und so schob es sich langsam vorwärts, und ob sie gleich Haus und Hof hatten lassen müssen, war da kein Lamentieren und Gejammer; aber die Männer gingen finster neben den Deichseln

Digitized by Google

Das Rathaus zu Breslau
Gemälde von Emmi Pick

Digitized by Google

Digitized by Google

einher und hatten die Fäuste um die Peitschen geballt. Vom Markt her klang Hufschlag auf Pflaster, es trappelte und stampfte, und nun kam es die Straße herunter, der Grenze zu, den Flüchtenden entgegen: Gnesener Dragoner. Der Zug stockte, drängte seitwärts, hier und da schwankte ein Gefährt bedrohlich, und eine Kuh brüllte klagend in das Gewühl hinein. Der Hufschlag donnerte, Lanzen blitzten, die Truppe fegte heran, wie zur Parade Mann und Roß, und aus tausend Augen brach es ihr entgegen, tausend Hände reckten sich, Fäuste flogen auf, ostwärts geschüttelt. Auf den Wagen lagen die Weiber in den Knien und hoben ihre Kinder empor, ein einziger Aufschrei schlug den Reitern entgegen, und „Hurra!“ brach es zurück: wir sind da, wir stehen ein für euch, Sieg oder Tod für Kaiser und Reich.

Ein Blitz sauste durch die Luft, der Führer hatte den Degen gezogen, weiß funkelte die blanke Klinge in der brandigen Luft. Er sauste vorüber, seine Zähne, die lang wie bei einem Gaul aus den Kiefern kamen, blitzten auf, sein dunkles Gesicht leuchtete, seine Augen strahlten. Er hob sich im Sattel und riß zurückblickend nach den Vertriebenen den Säbel im Vorwärtsjagen gegen den roten Himmel. Seine junge Stimme klirrte: „Auf sie! Los! Was Mann heißt, mit!“ und „Hurra!“ dröhnte die Antwort. „Hurra! Hurra! Mit Gott für Kaiser und Reich!“

Sie waren vorbei, die Gesichter der Männer zuckten, die Frauen standen hoch und sahen dem Trupp nach, der schon, eine weiße Wolke, zwischen den Pappeln nach Braunsberg zu sich verlor, und keiner schämte sich der Tränen, die in aller Augen standen. Und Mielicki hielt mitten im Gewühl, seine Brust weitete sich, durch sein Herz ging ein heller Klang wie Schwertgeklirr, und auch der Gaul hob den Kopf höher, witterte den Dragonerpferden nach und wieherte auf. —

Der Zug wälzte sich weiter, und nur noch vereinzelte Nachzügler kamen hinterdrein; vor den Gehöften standen die Weiber schon im Kirchstaat, und die Männer wuschen sich vor den Hoftüren oder wichsten noch die hohen Stiefeln blank. Bei der Biegung sprang stolz das Kreisschulinspektorat über die weitgelagerten Gehöfte weg, die deutsche Fahne flatterte hoch von der Stange, und als Mielicki den Gaul an dem eisernen Ring des Gartenzauns festmachte, sah er durch das Gattertor ein feldmäßig hochbepacktes Offizierspferd und die beiden Kadetten, die Hochmeisterschen Söhne, daneben; sie hatten den Gaul wohl zur Probe aufgeschirrt. Die Jungen kamen gelaufen und fragten und klopften Mielickis Pferd; der Ältere ließ den Kopf hängen, er war noch nicht sechzehn. Der Vater sei im Amtszimmer, sagten sie.

Das Arbeitszimmer war leer, und die Köpfe Luthers und Bismarcks sahen von der Wand auf den Tisch mit dem Armeerevolver und dem Feldbesteck im offenen Etui. Zwei buntseidene Taschentücher lagen darüber. Ein Schritt klirrte, und der Kreisschulinspektor trat ein, noch in der bunten Uniform seines Regiments, der Posener Zweiundvierziger, zur Kirche fertig. Er drückte Mielicki die Hand, sie blieben beide stehen, und eine kleine Zeit war es still im Zimmer.

Dann sagte Hochmeister mit spröder Stimme: „Ihre Angelegenheiten sind in Ordnung, Mielicki. Hier ist ein Brief, an Rittmeister Schneider, von den Posener Grenadieren zu Pferde. Es ist mein Vetter. Das Regiment stellt Freiwillige ein, am liebsten beritten, — sind Sie ja. — Morgen früh zehn Uhr.“

Seine Stimme bedeckte sich noch mehr. Er faßte des Jüngeren Hand. „Gleich kommen Sie ja nicht vor. Sie werden ruhiger werden. — Aber, Mielicki, in solcher Lage neigt man dazu, den Tod zu suchen. Und das dürfen Sie nicht.“

Er sprach noch leiser.

„Was ich von Ihnen halte, wissen Sie. Leute wie Sie braucht die Provinz. Es ist nur für alle Fälle: ich habe bei der Behörde dahin gewirkt, daß Sie zwei Jahre studienhalber beurlaubt werden. Ich habe Sie für den Seminardienst vorgeschlagen. Wenn ich nicht mehr bin: Sie werden als Anstaltsleiter die Jungen zu solchen Lehrern erziehen, wie der deutsche Pole sie braucht.“

Der Lehrer stand wie im Traum, ein Ziel tat sich auf, so herrlich, wie er es nie zu denken gewagt. Wenn er wiederkam — Aber schneidend fuhr es durch ihn hin, daß er es erreichen würde ohne *sie* —

Digitized by Google

Er riß sich zusammen. Laß fahren dahin. Nichts ist der einzelne und sein Glück. Die Gesamtheit ist alles.

Stumm preßte er des andern Hand, er konnte nichts sagen. Er sah nur in die treuen, ernsten Augen vor ihm . . .

Der Vorgesetzte legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Gott sei mit Ihnen."

Er kreuzte die Hände auf dem Degengriff.

„Wir haben beide für Deutschland gelebt," sagte er leise, „wohl dem, der für Deutschland sterben kann —"

Sie sahen sich an und wandten sich beide ab, in ihrer beider Gesichtern zuckte es. Klar ging es durch ihrer beider Herzen: Kein schönrer Tod ist auf der Welt.

Die Tür ging, und Frau Hochmeister trat ein. Der Lehrer verbeugte sich, sie reichte ihm die Hand. Der Mann sah unter dem schwarzen Hut ihr gefaßtes Gesicht, blaß, stolz und leuchtend —

Eine Faust griff ihm nach dem Hals, er hätte aufschreien können wie ein Getroffener. Er sah Hochmeister an, der so gehen durfte — Glückseliger du —

Der Schmerz seiner Liebe stürzte über ihn und riß sein Herz auf bis in die letzte Tiefe. Ach! — Wer kann sagen, er wisse, was Liebe ist, wer nicht schon verachten mußte, was er liebte! — In dumpfer Qual begriff er es neu, wie er sie liebte, was sie seinem Herzen war —

So nackt stand sein Jammer in seinem Blick, daß der Frau die Tränen in die Augen kamen.

Sie drückte die Hand, die schwer in der ihren lag. „Gott schütze Sie," sagte sie. „Ich will für Sie beten — wir Frauen können nichts andres —"

Er beugte sich über die Hand in dem weißen Handschuh. Es war die letzte Frauenhand, die er umfaßte, denn seine Mutter würde er nicht mehr sehen. Die Eltern würden in Westpreußen bei der Tochter bleiben, der Schwager war wohl schon fort —

„Ich danke gehorsamst, gnädige Frau," sagte er rauh und ging mit schwerem Schritt aus der Tür.

⁂

Als die Mielicka am Sonnabend gegen Mittag in der Sonnenglut beim Seehaus ankam, stand die Magd zwischen den Apfelbäumen und hängte Wäsche auf. Sie wunderte sich: wie sah die Pani aus? Ohne Hut und blaß wie der Tod? Sie sagte nichts und berichtete nur, die Herrschaft sei heut in aller Frühe mit dem Wagen abgefahren. Die Pani in Mutroczin habe Botschaft geschickt. Der Pan Abromowski sei eingezogen, die Eltern möchten sie und die Kinder holen und den Schwiegersohn noch sehen. Die Mielicka stand ganz starr; an die Schwestern hatte sie noch gar nicht gedacht. Die eine wohnte jetzt in Posen, aber die andere hatte einen Landlehrer dicht an der Grenze.

Sie begriff recht gut: man fürchtete wohl schon gestern einen Überfall bei der starken Grenzbesatzung und der leicht beweglichen russischen Reiterei. Trotzdem verstand sie nicht ganz: warum denn die Angst vor den Russen? Von Rußland allein konnte Glück für Polen kommen, predigte doch so die panslawistische Hetze seit Jahren und Jahren. Also der Kasimir mußte auch mit. Nun ja, er mußte! Freiwillig wäre der gewiß nicht gegangen! Das war ein national gesinnter Pole . . .

Immerhin war ihre Lage recht unbequem, niemand da als die Magd, und die Wohnung verschlossen. Der Knecht hatte heut um zehn auf Telegramm hin fortgemußt, er war aus dem Oberschlesischen; er hatte ihr ihre Sachen holen sollen. Sie wunderte sich: der Krieg war doch noch nicht erklärt! Die Frist lief erst um fünf ab! Die Wladislawa grinste. „Muß sich Deutsches doch vorsehen, sieht sich Russ' doch schon vor paar Tage lang!"

Die Mielicka warf ihr einen hochmütigen Blick von oben zu; das Mädchen duckte sich, schüttelte ihre blauen Korallen und suchte nach den Klammern in der Schürze. Gewiß, für eine Dienerin schickte sich nicht, klüger zu sein als die Pani, dachte sie reuevoll, und die Mielicka tat, als ob sie gegen ein Taschentuch fasse, das, eben aufgehängt, doch noch nicht trocken sein konnte, und ihr war, als habe die Wladislawa mehr Einsicht als sie; und so ging sie mit ihr ins Haus. —

Die Wohnung war zwar verschlossen, aber das Gastzimmer, das für die seltenen Gäste gehalten wurde, war auf. Da würde sie also schlafen. Der Mutter schwarzer Sonnenschirm stand im Flurschrank, ein

Digitized by Google

Paar Handschuhe und etwas Geld hatte sie in ihrer Kleidertasche gefunden; es war ein Glück, daß der Mutter Wäsche draußen hing. Ihr immer praktischer Sinn regte sich: da war sie also für die ersten Tage versorgt; vor Dienstag würden die Eltern nicht kommen. Einen Hut hatte sie nicht, sie würde den Schal über den Kopf nehmen, dann konnte sie doch zur Messe gehn. Denn die Messe versäumte sie nicht, nie. Nachher — wenn er weg war — würde sie ihre Sachen aus Kobylagora holen. Einen Augenblick würgte ihr etwas am Herzen, aber sie erstickte es in Trotz; er hatte es ja gesagt: sie war nicht mehr seine Frau. Vor dem Schulinspektor und den Kindern! Das Blut schoß ihr ins Gesicht, wenn sie daran dachte. Sie! Und weggejagt wie ein Hund! —

Sie wollte ein wenig ruhen, aber die innere Aufregung war zu groß in ihr. Sie ging umher, ohne Zweck und Ziel, half ein wenig in der Küche, goß eine Kanne Wasser über die Bleichwäsche, klammerte ein paar Laken um, schickte die Magd nach Marynyn um die paar nötigsten Kleinigkeiten, saß ein Weilchen in der Rosenlaube — aber die Unruhe trieb sie immer aufs neue auf die Füße. Der Tag schleppte sich hin, es wurde fünf und sechs ... Um sieben kam der Briefträger, der würde ja wissen, ob Krieg sei.

Es wurde Abend, aber der Postbote war nicht gekommen. Die Wladislawa hatte das Vieh versorgt und war schlafen gegangen.

Die Frau ging an den See hinunter, der Kopf schmerzte sie, und in ihrem Herzen war ein wundes, brennendes Gefühl... Sie wollte davon nichts wissen; sie war in ihrem Recht!

Aber die Stelle brannte weiter unter dem Bewußtsein.

Einen Augenblick dachte sie: wenn er nun käme und sie holte! Und verspräche, er wolle bei ihr bleiben — zu ihr gehörte er! —

Und dann schüttelte sie den Kopf. Sie wußte, das tat er nicht. Und das könnte er auch nicht.

Ihr Mund preßte sich feindselig zusammen. War er im Recht, nun, sie war auch im Recht. Wenn zwei Rechte aufeinanderstoßen, nun, dann geht etwas in Trümmer. Mochte es drum! Besser ein jäher Schmerz als lange Schmerzen ...

So saß sie, sah den Mond hinter Wolken treiben, hörte, wie der See an die Ufer schlug und wie es im Rohr raschelte, und fuhr zusammen, wenn ein Sumpfvogel schrie. Der See war unruhig, und ohne daß ein Wind ging, liefen kleine weiße Schaumkämme über ihn hin; wenn der Mond durchbrach, leuchtete es silbern, aber sonst war es schauerlich und bleckte aus der schwarzen Tiefe wie gefletschte Zähne, und es wehte so kalt ...

Sie zog das Tuch fester um sich und horchte auf das schaurige Geflüster im Röhricht, das wie eine menschliche Seele flüsterte und aufstöhnte, und verstockte ihr Herz gegen alle weichen Gedanken und wußte nicht, daß ihr Zorn nichts war als brennende Liebe und ihres Herzens Verhärtung nichts als ein schwaches Bollwerk gegen den Schmerz, den wütenden Schmerz, ihn zu verlieren — und darum war es, daß sie ihren Verstand sich so laut vorerzählen ließ, wie sehr sie im Recht sei und was er ihr angetan; und gewiß, er liebte sie auch nicht mehr ...

Schon lange nicht. Denn wie hätte er sonst — Da bekam sie Ruhe und ging in ihr fremdes Zimmer hinauf. Und als sie gerade die Decke über sich zog, gingen zu Kobylagora die Glocken los, und rings im Land antwortete es und heulte schaurig durch die Nacht. Da wußte sie es, es sei Krieg und er ihr verloren so oder so.

※ ※ ※

Sie schlief spät ein, und am andern Morgen war die Sonne schon hoch, und der Tag stand da, groß wie ein Ochs. Sie hatte die Frühmesse verschlafen.

Es verdroß sie, sie mochte nicht in Kobylagora gesehen werden. Zum Hochamt hatte sie darum nicht gehen wollen. Sie dachte nach.

So mußte sie eben früh fortgehen, in einer Kapellenecke einen Winkel suchen und dann nach der Messe warten, bis das Volk sich verlief. Schon wieder stieg der Zorn in ihr hoch; sie reckte sich in den schlanken Hüften, daß die Büste sich straffte unter dem schwarzen Kleid; hatte sie nötig, sich zu verkriechen, sie, die Mielicka! Aber sie ging doch beizeiten den Feldweg nach Kobylagora zu und war froh, daß die Äcker

Digitized by Google

und Wiesen wie ausgestorben lagen. Zwischen den Stämmen der Chaussee sah sie Menschen und Wagen ziehen, Soldaten und auch Geschütze, aber alles war zu weit weg, und sonst war alles voll Frieden; Vögel sangen, Grillen zirpten in der Stoppel, eine große Schnecke kroch über die Wegerichblätter, und am Waldrand spielten Junghasen. Dazu gingen die Sonntagsglocken, und die Sonne schien, ein kühler Wind lief im Grase. Nur der Himmel, der immer röter ward, je weiter sie auf Kobylagora zu kam, sprach drohend vom Krieg. Als sie bei Nowaks Kohlfeld vorbei war, konnte sie nicht lassen, in den Obstgarten hinter dem Schulhaus zu schauen, ob das Pferd dort graste, obwohl sie ohne einen Blick hatte vorübergehen wollen. Der Garten war leer und das Haus war tot, und es gab ihr einen Stich: — War er schon fort? —

Aber das alles ging sie ja nichts mehr an, und so kam sie in die leere Kirche und kniete in der linken Kapelle unter dem Bild des Apostels Johannes in eine Bank.

⌘ ⌘ ⌘

Als sie fertig war und den Kopf hob, kamen schon die ersten herein, vereinzelt; die Tagelöhnerin Petruschka, der Tischlergeselle Wonsowiecz im schwarzen Rock, die alte Polega mit ihren Enkeltöchtern, und bald mehrten sich die Leute, und als die Glocken zum letztenmal riefen, strömte das Volk. Nicht, als der Herr Weihbischof zur Jubelfeier gekommen war, vor drei Jahren, hatte man soviel Volks in der Kirche gesehen. Und immer mehr Menschen kamen und drängten einander, knieten in den Bänken nieder und schoben sich weiter; vor dem Hauptaltar bog sich Kopf an Kopf, und alle drei Chöre waren dunkel von Menschen, und sie kamen von Bronitzewitsch, von Skrecz und von Osiewo, vom Dominium und vom Vorwerk und vom Dorf Posonbice, die aus den Häusern unten am See und alle aus Kobylagora; und es wogte noch immer wie ein Feld voll schwerer Ähren, als die Glocken schwiegen, nach einer Stille die Orgel begann und der Gesang des Volkes nun daherkam wie das Rauschen eines großen Wassers, das in der Tiefe ruft und durchbrechen will nach dem Licht; und jetzt erst blickte die Mielicka aus ihrem Spitzentuch nach dem Altarraum, wohin aller Augen gerichtet waren, nach dem Hochaltar, der in Licht schwamm und auf dem Zweige voll weißer Rosen das Bild der schmerzenreichen Mutter umfaßten, und auf Hochwürden, dem der Kaplan assistierte; auf Hochwürdens klobiger Stirn war es ordentlich wie ein Scheinen von Freudigkeit, Festigkeit und Frieden, daß man sich wundern mußte, wie schön er dastand, und der Kaplan war blaß, die Augen lagen noch tiefer als sonst in dunklen Höhlen, und sein hageres Gesicht zermartert und gequält; von den bunten Fenstern fiel goldenes Sonnenlicht wie goldener Regen und fiel doch blaß zu Boden vor dem Scheinen der weißen Kerzen, die von Goldschaum schillerten und wie ein Heerbann hinter den Köpfen der Priester standen. Und vor dem Gitter knieten sie dichtgedrängt, sie kannte sie alle, da war der Schmied und da der Besitzer Nowak, die Krügersfrau mit dem Hut von ihr und der Mann der Krazusewska, der Kätner Franska und der Schuhmacher Nawrotzki; rechts vom Altar saßen die Ansiedlerfrauen aus Gottestal, städtisch gekleidet, und weinten auf ihre Gebetbücher, und die Männer standen hinter ihnen an der Wand, blickten ernst vor sich hin und hatten lange Röcke an und die Hosen nicht in den Stiefeln wie die Einheimischen, so daß man sie gleich erkannte; die Fräuleins von Czigibulska knieten dort mit der Domänenpächtersfrau aus Osielsk, die ganz in Spitzen war und so blaß wie der Tod, und ihre Herren standen in Uniformen daneben, und ganz dicht an der Mauer kniete der große, schwere Erbherr auf Posonbice, war feldgrau als gemeiner Soldat und ohne Degen, und die schmale zarte Frau lehnte an seiner Schulter und hielt ihr weißes Tuch vor das Gesicht. Über alles floß eine breite Bahn von schimmerndem Sonnenstaub, zitterte über die Köpfe und die Augen voll Ernst und Tränen und hüllte alles in Licht und Scheinen. Der Gesang brach empor und legte sich auf den Knien vor den Thron Gottes und brachte alles vor ihn, was hier unten die Seelen ängstigte und bedrückte. Aber der Mielicka wurde immer banger zumute.

Nun stieg Hochwürden auf die Kanzel und las das Evangelium und begann das Wort auszulegen, und alle verstummten,

Digitized by Google

die Tränen der Frauen versiegten, nur die Kerzen brannten hoch und steil, und zum erstenmal, seit man denken konnte, sprach der alte Pfarrer von den Begebenheiten der Welt, und sprach mit starker Stimme und rief den Segen des dreieinigen Gottes auf die gerechten Waffen und rief mit flehender Stimme seinen Beichtkindern zu, sich als katholische Christen zu halten und eingedenk zu sein, wie sie sicher gewohnt hätten und Schutz für ihren Glauben gehabt, wie grausam ihre Brüder im Russischen gelitten hätten unter Unterdrückung und Unduldsamkeit, und rief: „Erfüllet darum, würdige Söhne einer ritterlichen Nation, mutig eure Pflicht im Kampf, und ihr andern, die ihr am häuslichen Herd verbleibet, haltet euch ruhig und vertrauet auf Gott!“ Mit bedeutsamer Stimme vermahnte er: „Schenket insbesondere kein Gehör verdächtigen Agenten und Friedensstörern und vertrauet, daß, wenn ihr in dieser großen Zeit treu und mutig zu eurem Monarchen haltet, euer Landesherr in seinem edlen Herzen unsere gerechten Forderungen erfüllen und alles beseitigen wird, was uns bedrückt. Flehet hier in täglichen Gebeten zum Herrn der Heerscharen, er möge in seiner Gnade das kaiserliche Heer und mit ihm unsere Männer, Brüder und Söhne mit Siegesruhm gekrönt zurückführen in die heimatliche Flur —“

Da sah alles auf, seufzte und ward getröstet, und als er nun Gottes Zorn rief über die Ungerechten, die Hand ausreckte und wie ein Prophet stand und rief: „Ja! Gleiche Rache wird gehen über Herr und Knecht, und der König wird eben als der gemeine Mann leiden —

„Denn da alles still war und ruhte und eben recht Mitternacht war —

„Fuhr dein allmächtiges Wort herab vom Himmel aus königlichem Thron, als ein heftiger Kriegsmann, mitten in das Land, so verderbt werden sollte —

„Und trug ein scharfes Schwert, nämlich dein ernstlich Gebot, und stund, und machte es allenthalben voll Toter, und wiewohl es auf Erden stund, rührte es doch bis in den Himmel —“

Die Männer vermahnte er, getrost das Schwert zu erheben in diesem heiligen Krieg und Kreuzzug wider fremde Bosheit und Gewalt, und nicht ein Tropfen Blut und nicht eine Träne werde umsonst vergossen und den Strom höher treiben, bis der heilige Tag komme, der Tag der Gerechtigkeit für alles Volk. Als die Augen der Männer blitzten und ihre Brust sich hob, als es wie Sausen eines fernen Sturms durch die Kirche ging und der Blick der Frauen voll Zuversicht ward, saß die Mielicka und hatte die Stirn auf den Händen, und um sie fühlte sie es wie eine Woge von gläubigem Vertrauen und freudiger Bereitschaft, ob auch in Schmerzen, das Liebste zu geben für die heilige Erde und den heiligen Glauben, das Land, die liebe Mutter aller, und den König, aller Vater und Schirmer. Sie aber saß wie auf einer steinigen Insel und ausgeschlossen von dem Hohen, das sie umflutete, und als Hochwürdens Stimme nun sanfter wurde und er die heiligen Worte des Trostes nun aufreihte wie Perlen an einem Rosenkranz und sie hörte: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden —

„Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden —

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach —

„Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lässet für seine Brüder —

„Wer sein Leben gewinnen will, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert, der wird es behalten zum ewigen Leben —

„Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen —

„Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen mit Weinen und tragen edle Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben —“

Da rannen ihr die Tränen heiß aus den Augen, daß sie allein ein dürrer Halm war auf reichem Feld, in der Dürre und Selbstsucht ihres Herzens. Und als das Bußgebet begann, alles in die Knie stürzte und seine Sünden bekannte und die herzlichen Seufzer aus aller Seelen brachen, da kam so bittere Reue über sie und solch Leid der Seele, daß er nun fort sei und in Unfrieden von ihr, daß sie meinte, es müsse ihr Herz

Digitized by Google

abdrücken. Aber nun kam es von oben wie eine tröstende Stimme voll unendlichen Erbarmens mit den trotzigen und verzagten Herzen der Menschen; vom Altar strömten die heiligen Worte, Weihrauch floß in lichten Wolken, und dazwischen perlten die Glöckchen wie quellendes Wasser, und eine unaussprechliche Zuversicht und tröstliche Gewißheit sank in die Seelen, und als nun die Orgel verklang, nach einer Stille die Knienden sich erhoben und das Volk nach den Kirchtüren sich wandte, da weinte niemand mehr, und in aller Augen stand ein geläuterter Glauben und Abglanz ewiger Dinge. Die Tagelöhnerin und Scharwerkerin war nicht geringer, noch minder vor Gott in Ergebung unter seinen Willen als die hochgeborene Erbherrin am Arm des Mannes in der Gemeinen-Uniform, und die Frauen drängten sich fester an die Männer, als wüßten sie nun erst, was sie verband.

Die Mielicka drückte sich in die Ecke und betete weiter mit der Stirn auf den Händen. Die Kirche ward langsam leer, und auch draußen verlief sich das Volk nicht alsbald, und es schlug schon Mittag, als sie endlich heraustrat und durch die öden Felder nach Marynyn zu lief wie gestern. Bei Kowalskis Kartoffelacker, wo der Schlehenbusch stand, bückte sie sich zusammen und sah nach dem Haus hinüber, aus dem sie gestern gegangen war. Aber alles war wie vorhin auch, tot und stumm, und auch der lahme Zeisig, dessen Käfig sommersüber unter dem kleinen Vordach des Giebelfensters hing, war fortgenommen, und eine fremde Hand würde ihn nun füttern.

Seitlich auf der Chaussee, die nun ganz leer war, ratterte und fauchte es, sie wandte sich um; ein schwarzes Automobil sauste vorbei, ein brauner Schleier wehte im Wind, und wie im Blitz sah sie die Insassen: den Grafen Dombrowski in Helm und grauem Mantel und neben ihm die Dombrowska, seine Rechte in ihren beiden Händen, und das Automobil war voll Staub, als käme es von Posen. Die Hupe schrie, die Maschine flog vorüber, im Stoppelfeld stand die Mielicka, hatte die Hand vor der Stirn und in ihren weit aufgerissenen Augensternen das Bild, die blasse Frau mit dem bebenden Gesicht und den heißgeweinten Augen, den Mann umklammernd, der neben ihr saß in der verhaßten Tracht und den sie beschimpft hatte vor allen Leuten. —

Dann sah sie um sich wie erwachend der Staubwolke nach, die sich verlor, und in ihr war ein fremdes Gefühl, als sei irgend etwas in ihr weggenommen, woran sie sich heimlich noch gehalten habe, und als sinke sie nun zusammen und werde willenlos hin- und hergeworfen. Dann aber stürzte ein schweres, zermalmendes Gefühl über sie hin, und ihre Seele, beweglich und ziellos wie stehendes Wasser, das der Wind hierhin und dorthin peitscht, stieg auf, als wäre ein Fels in sie geworfen, und drängte in einem starken Strom vorwärts, und so ging sie weiter in einem dumpfen Wirbel der Empfindung und unfähig zu denken.

Die Sonne war nun hinter Wolken, und der Tag wurde kühl und trüb, der See war unruhig und warf lange, blinkende Wellen. Sie aß ein paar Bissen und beurlaubte die Magd, die ihre Schwester besuchen wollte, und so ging sie um das öde Haus, vor dem der Hofhund in seiner Hütte schlief, hinab zum See, der bleiern grau lag und dumpfer rauschte, den Waldweg entlang nach der Wiese, wo ein paar Störche einsam gingen; kehrte wieder zurück, und die Stunden schleppten sich hin wie müde Wanderer, die zögernd vorwärts schleichen und seufzend stillstehen und sich dann aufraffen und weitertaumeln —

Sie nahm den Schirm und ging in den Wald. Hier war es heißer unter den Kiefern, dunkel und still, die Stämme standen feierlich, aus dem Unterholz roch es modrig. Das Moos kroch über den kargen Boden, das Licht fiel dämmrig durch die Zweige, und sie lief vorwärts und war wie verirrt, und ihr war, als müsse sie weiter, nur immer weiter, und sie wußte nicht wohin und vor wem. Ein Wind sprang auf, die Zweige wankten, es raschelte im Blaubeergebüsch, sie starrte und seufzte schwer und machte das Zeichen des Kreuzes und sah erst auf, als sie am Wegkreuz von Owinsk stand, wo die Straßen sich treffen, und der hölzerne Heiland hing und trüb auf sie niedersah. Sie war nun so müde, daß sie ausruhen mußte, und so ging sie mit schweren Füßen bis zu der ansteigenden Waldecke, da, wo der Podgorzyner

Digitized by Google

Weg nach dem bischöflichen Wald abgeht, und links neben der Chaussee die Kleinbahn von Murczin nach Osielsk läuft. Da setzte sie sich am Wegrand ins Gras, und das Birkengestrüpp wehte über ihr und deckte sie. Sie legte das müde Gesicht in das Grün, und der kühle Rasen war an ihren heißen Augen; so saß sie wie ein zerschossener Vogel im Rohr, horchte auf den Wind, der leise in den Kronen ging, und fühlte die tröstliche Berührung der Erde. Ein tiefes, beunruhigendes Brausen war in der Luft, die Felder wurden grau, das Gras bebte, es lief die Gebüsche entlang, weit hinten stand schwarz gegen den müden Himmel das Kreuz, und über die öden Straßen kamen verwehte Glockentöne; sie läuteten in Kobylagora und in Skrecz, und die Einsamkeit lastete schwerer, und es war, als fühle die Natur in ihrer Verlassenheit mit, was dort hinter den Wäldern brandete und brauste ... Ein Tönen kam vom Chomionger Hügel her und floß sehnlich durch die kühlere Luft, denn es wollte fast Abend werden, und die Mielicka richtete sich auf und spähte zwischen den Zweigen abwärts. Von Obudno her kam es schwarz gezogen, wie im Lenz, wenn Hochwürden den Bittgang tat durch die sprießenden Felder, und wand sich langsam den Weg nach Kobylagora hinauf. Und nun verstummte das Tönen, und es war so still, daß man die Blätter im Luftzug beben hörte. Nun aber klang es wieder auf, und sie unterschied deutlich die Männerstimmen:

„Ich — muß — an — Kai — sers — Sei — ten —
Ins — fal — sche — Welsch — land — rei — ten — “

daß ihr das Herz überquoll; das waren die Wehrpflichtigen von Obudno. Und nun kam es bei den Birken aus dem Dominialwald hervor von Skrecz her und dort die Straße von Gottestal herunter, und dort kamen die von Posombice aus dem Korn, bewegten sich in geschlossener Masse zwischen den Feldbreiten hindurch, und es klang vom Wald her die Melodie weiter auf:

„Der Feinde grimme Scha — ren —
Sie kommen angefah — ren — “

So zogen die polnischen Männer dahin unter dem deutschen Lied, und von Chomionge her und von Ostrak und Skrecz tönte das Weglied der einrückenden Wehrleute Antwort, und alle Züge kamen zu auf das Kreuz in der Gemarkung von Kobylagora; dort, wo die Grenzen der Gemeinden an der Murcziner Chaussee zusammenstießen, mußten sie sich sammeln.

Sie saß und sah, und die von Obudno kamen näher, und näher klang ihr rauher Gesang herauf:

„Ich denk' an dich mit Seh — nen —
Gedenk' an mich mit Trä — nen —
Wenn meine Augen bre — chen — —
Will ich noch — —“

da verschlang der Hohlweg das Lied, und jetzt kam es auch von Kobylagora her, das Wallfahrtkreuz schwankte voran, und Hochwürden im Chorrock ging dahinter und dann die Männer in Reih' und Glied, und denen von Serajuwo ritt der Graf voran und ihm zu beiden Seiten die beiden Inspektoren, und er auf dem weißen Lipizzaner, den die ganze Gegend kannte. So kamen sie von Mittag, Abend und Mitternacht, in ihren Sonntagsröcken, Pappschachteln über der Schulter oder ihre Reservistenkoffer in der Hand, und hielten auf den Kreuzweg zu, und die von Kobylagora sangen das alte Wallfahrtslied: „In Gottes Namen fahren wir —“, das sie oft mitgesungen hatte. Und hinter den Männern folgte das ganze Dorf, und von Gotttestal und Posonbice und Obudno und Chomionge gaben Frauen, Alte und Kinder das Geleit. Sie aber saß da oben und sah, wie getrost sie gingen, und dachte daran, daß Hochwürden gesagt hatte, es sei ein Kreuzzug und ein heiliger Krieg, und sah weiter, wie sie im Feld um das Wegkreuz knieten, das weiße Pferd reiterlos mit gesenktem Kopf daneben stand, Hochwürden auf den Feldstein stieg und sprach und die Arme ausbreitete und das Volk segnete; wie sie aufstanden, ein jeder Abschied nahm, schnell und heiß, der Graf etwas rief, und dreimal ein Brausen heraufscholl, und nun sie sich formierten und es heraufklang, klirrend und kriegerisch:

„Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben —“

Straßabwärts zogen sie nach Murczin zu, und auf der Feldmark hielt der zurückbleibende Haufen, wehten Tücher und hoben Frauen die Kinder in die Höhe und schwenkte der Graf den Degen und hielt

Hochwürden das Kreuz empor, und eben kam die untergehende Sonne durch und tauchte alles in glühendes Licht. Der Marschschritt der Kolonne verklang und ihr Refrain:

„Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein —“ und die Mielicka starrte aus großen schwarzen Augen vor sich hin und fühlte: Dies war der Tag, wo sie zu Tausenden kommen aus den Bauernhütten und aus den Bürgerhäusern, von den Herrenhöfen und aus den Gräbern, lang sind ihre Schwerter, ihre Waffen blitzen, ihre Fahnen wehen im kalten Morgenwind, und sie sind wie die Röte vor dem Aufgang, wie der Morgenstern vor der Sonne... Die gelbe Weichsel wird rot sein vom Blut der Schlachten, und der Morgen kommt, blutig und rot, der die Entscheidungsschlacht sieht, geschlagen auf polnischer Brache. Sie sah, wie durch die Flur die Zurückbleibenden langsam zurückgingen, in kleineren und größeren Gruppen, jeder nach seinem Dorf, wie ihre Gestalten kleiner und kleiner wurden, hier und da einzelne abbogen, die abbröckelnden Gruppen zusammenschrumpften. Ohne Gedanken sah sie es, und nur eins war es, was sie denken mußte: wie sie auszogen wie ein Mann, als sei das Heer, das im Hügel von Gora schläft, auferstanden, hoch und gering, die Klugen und die Einfältigen, Arbeiter und Herren, in der Stunde der Gefahr einzustehen für Deutschland, das sie gehalten, gezogen und hochgebracht hatte, mit Sorge und Liebe, mit Wohltat und, wo es nottat, auch mit Ernst und Strenge, — wie für ein Kind, das wohl oft über des Vaters Strenge gemurrt hat, doch der Tag kommt, an dem es dankbar und freudig bekennt, was es ihm dankt. Wo war jetzt die Stimme des Blutes zum slawischen Bruder, zum Zar-Befreier? Und alle hoben sich freudig und befreit aus Irrtum und Verhetzung, und für keinen war es zu spät als allein für sie . . .

Sie drückte die Hände vor ihr Gesicht und stöhnte, aus ihren Augen kam keine Träne mehr, und das bitterste Herzeleid schüttelte sie, das die Seele kennt, das Herzeleid des Nimmerwieder.

⌘ ⌘ ⌘

Die Dämmerung wurde sacht Abend, der Abend wurde leise Nacht, und so saß sie noch immer, vergaß Zeit und Stunde und saß wie gefangen auf dem Grund eines tiefen Brunnens, der randvoll war von Traurigkeit, wußte nicht, wo sie war, und saß wie in Erstarrung. Sie fuhr auf, der Mond schien ihr weiß ins Gesicht, rings um sie war Dunkel, die Nacht sprach mit tausend unheimlichen Stimmen und Geräuschen, im Walde raschelte es. Aus der Ferne kam ein langgezogenes, dumpfes Rollen, wie das tiefe Brummen eines gewaltigen Stieres, wenn er die Hörner drohend zum Stoß senkt, am nordöstlichen Himmel auf Modlice zu stand blasser Feuerschein. Es rauschte im Gezweig, es strich klagend an ihr vorbei mit lautlosem Flügelschlag; sie sprang auf, ein Dornstrauch häkelte ihr Kleid, sie schrie auf, riß das Kleid an sich, es lief ihr kalt über den Rücken, sie bekreuzigte sich und lief wie gejagt durch die schaurige Nacht und hörte, wie ihr Herz vor Angst laut klopfte.

⌘ ⌘ ⌘

Mielicki war am frühen Nachmittag nach Haus gekommen; bis in die Nacht hatte er im unteren Zimmer gearbeitet und geschrieben. Nun war er fertig mit allem. Seine Angelegenheiten waren geordnet, seine Sachen gepackt, die Briefe an seine Eltern und Brüder besorgt, und in der Schreibtischlade lagen sein Testament und ein Brief an sie, die von ihm gegangen war. Seine Arbeit hier war getan; Jahr um Jahr hatte er hier geackert, mühsam und schwer, und die deutsche Saat ausgestreut mit den vielen rings im Land, die für Deutschland Arbeit taten an der polnischen Seele; nun stand sie hoch und schwer von Frucht, auf das Gebot eines Höheren gereift über Nacht. Aber an der einen Seele war seine Arbeit vergeblich gewesen — bis zuletzt war Hoffnung in ihm, zag und angstvoll und wollte nicht sterben —

Er schloß die Tür und stieg die Treppe hinauf. Morgen früh ging er, zum letztenmal schlief er hier oben. Der Mond schien in das vertraute Zimmer, das Schwert hing düster, und nur an der Hiebstelle lief wie sonst ein mattes Gleißen entlang. Die Luft war dumpf, er stieß die Fenster auf, und Kühle strömte herein. Der Mond versank, die Welt wurde düster, ein weicher, warmer Regen ging nieder, die Tropfen

Digitized by Google

Sterbender Krieger. Von Andreas Schlüter

Aus der Reihe der Schlußsteine im Lichthof des Kgl. Zeughauses zu Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

fielen dicht, es rauschte über Gärten und Rainen, aus der Erde stieg erquickter Odem, und Halm und Blatt und Strauch und Baum tranken still, anhaltend und begierig.

Er setzte sich am Fenster nieder, teilzuhaben an der Erquickung der Erde, die selig in tauigem Geriesel lag. Er mochte noch nicht schlafen in der stickigen Luft. Die Kerze stand vor ihm und wehte leise, und er las noch einmal in dem abgegriffenen Buch, das er vor allen liebte, das Lied von Roland in der Schlacht von Ronceval.

Mit lautem Schall dringen die Heiden auf die Walstatt, ihr Kampflied dröhnt, ihre Heerhörner klingen, viel Tausend tosen mit Waffenschall. Noch einmal stürzt das Häuflein der christlichen Helden unter sie, freudig schlagen ihre Herzen, den Helm auf den Schild gestemmt, springen sie tief in das grimme Gewühl, der rechte Herr tut Wunder durch sein Volk, und so tut er noch heute: wer in Treuen zu ihm ruft, dem kann er auch heute wohl helfen. Die Speere rasseln, die Schilde dröhnen, Eisen auf Eisen in Regenbogenglanze; in lichtem Feuer brennen die olinsharten Helme, immer neue Heidenscharen rücken an, gleich wie wenn Wälder sich bewegen und alle Blätter lebendig würden, in Haufen fallen die Tapfern, rot strömt ihr Blut. Todesdunkel umhüllt ihre lichten Augen, ihre Leiber wanken, aber den bittern Todesschmerz tragen sie williglich: ihre Leiber liegen unter den Feinden, aber ihre reinen Seelen hat Gott in sich genommen. Die noch leben mahnt Bischof Turpin, die Seele zu bedenken, daß sie Gnade gewinne, keiner komme wieder zur Heimat, es sei ihrer aller Jüngster Tag, ihre Leiber werde der Kaiser an den Heiden rächen. Roland stößt in sein Horn, so gewaltig ist der Schall, daß er das Toben der Schlacht übertönt, der ferne Kaiser hört den Klang und kehrt um zur Hilfe. Aber inmittelst fallen auch die letzten, und nun stürzt auch er; noch springt er auf und will sein Schwert zerhauen, daß es nicht in heidnischer Hand kämpfen müsse, aber die Klinge, ihm treu in allen Schlachten, bleibt ohne Mal und Scharte. Da faßt die Todesnot ihn an, und sterbend befiehlt er sein Schwert in die Hände des rechten Streiters, Christi, und verscheidend neigt er das Haupt —

Er legte das Buch hin und löschte das Licht, saß mit der Stirn in der Hand und hörte, wie rein deutsches Blut durch das Jahrtausend zu deutschem Blut sprach. Der Regen war vergangen, die Erde lag gesättigt, über den feuchten Wiesen stieg im Westen der Mond auf, die Nacht war voll Sternenlicht. Sein Blick hing an dem Schwert, sein Träumen wurde tiefer. Wer war der Tote, der die Klinge der Erde gegeben hatte, der sie durch die Erde in seine Hand gab durch die Jahrhunderte hindurch? War er von Tannenberg südwärts gezogen, wund und flüchtend, blutend an der Ostmark für Deutschland, wie jener an der Westmark, — das Haupt zerhauen vom polnischen Schwert?

Er stand auf und riß das Schwert von der Wand, und gebeugt über den Kreuzgriff versprach er dem Toten mit gefaltenen Händen, daß er kämpfen wolle wie er. Sein Herz noch zerhauen vom polnischen Schwert, fühlte er es in Trost und Verheißung, wie heute das deutsche Schwert mit dem polnischen Schwert in Gemeinschaft sich hob wider den Osten, — vielleicht auf derselben Erde, die des Toten Blut getrunken hatte vor fünfhundert Jahren im Kampf der Polen und Russen wider das deutsche Schwert —

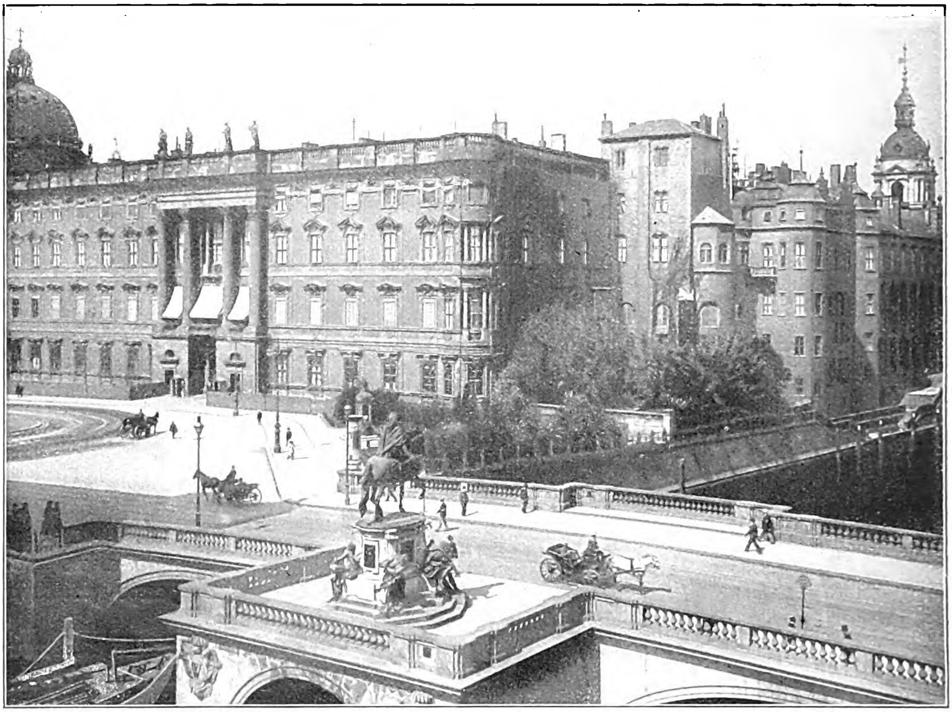
Unten schlug der Hund an, ein kalter Luftzug wehte, der Mann fuhr empor, das Schwert klirrte auf, sein Herz tat einen harten Schlag — träumte er denn?

Ach! Erfüllung des Lebens —

Er wußte es nicht, wie er aufschrie und sie faßte und hielt, wie kalt der Tau war in ihrem Haar und wie heiß ihre Tränen an seiner Wange, er wußte nur eins: sie war da, sie war bei ihm, und nichts mehr war da, was ihre Seelen trennte in der Heiligkeit der letzten Stunde.

Er stand und hielt sie, das Schwert lag am Boden, und hinter den Bäumen des Gartens dämmerte im Osten der neue Tag.

Digitized by Google



⊠ Blick auf die Kurfürstenbrücke und das Königliche Schloß zu Berlin (Phot. W. Titzenthaler) ⊠

Andreas Schlüter. Von Dr. Paul Weiglin

Am 20. Mai 1914 hätte unsere noch vor wenigen Monaten so feierlustige Zeit den 250. Geburtstag Andreas Schlüters begehen können. Man hat nicht viel Wesens davon gemacht. Anderes lag uns näher als dieser barocke Künstler und Mensch, dessen Leben und Wirken in so viel Rätselfragen und Dunkelheiten versponnen ist, daß man es fast schon eine Legende nennen kann. Gewiß, der Große Kurfürst auf der Langen Brücke in Berlin und die Masken sterbender Krieger im Lichthof des Zeughauses zählten seit alters zu den volkstümlichsten Werken deutscher Bildhauerkunst, aber war es nicht bereits ein ganz klein wenig die Gewohnheit, die sie heiligte? War dieser barocke Schwung der Formen unsrer Art? War er nicht nur ein glänzender Aufputz aus fremdem Gut? Hatte nicht Erdmannsdörffer, der tüchtige Geschichtsschreiber, recht, wenn er im Gegensatz etwa zum Rauchschen Friedrich bei aller Hochachtung vor Schlüters Genius in dessen Großem Kurfürsten nichts eigentlich Preußisches erblicken konnte, sondern nur eine gewaltige Verkörperung der Majestät, wie sie Friedrich I. nach dem Vorbilde des Sonnenkönigs als wünschenswert vorschwebte? Wir waren nicht ganz sicher in unserm Gefühl. Wir glaubten, den Künstler aus seiner Zeit heraus zu verstehen, aber in unsere Tage, in denen sich die Geburt eines neuen, bürgerlichen Stils, den wir den deutschen tauften, vollzog, schienen sein an fremden Mustern genährter Überschwang, sein höfischer Glanz, seine donnernde Leidenschaft nicht recht zu passen. Wir ließen seinen Geburtstag still vorüberziehen. Wir brauchten sein Vorbild nicht aufzurichten.

Ein paar Monate weiter, und derartige Erwägungen waren uns fremd geworden. Vorm Zeughause hatten die Trommeln gerasselt, als der Kriegszustand über das Reich verhängt wurde; von dem Balkon über einem der Schlüterschen Schloßportale hatte in heißester Stunde der Kaiser zu seinem Volke gesprochen; der heilige Gesang der Menge war über die Brücke gedrungen,

Digitized by Google

auf der der erlauchte Gründer des brandenburgisch-preußischen Staates über die gefesselten Feinde hinwegritt. Die Schauer des Weltgeschehens durchrieselten unser Herz. Zu übermenschlichen Maßen war unser Volk wie über Nacht gewachsen. Unser nationales Dasein hatte einen Inhalt gewonnen, den auch die gewaltigste Form nicht zu beschämen vermochte. Uns war, als seien unsere Augen jetzt erst aufgetan für das, was Größe ist.

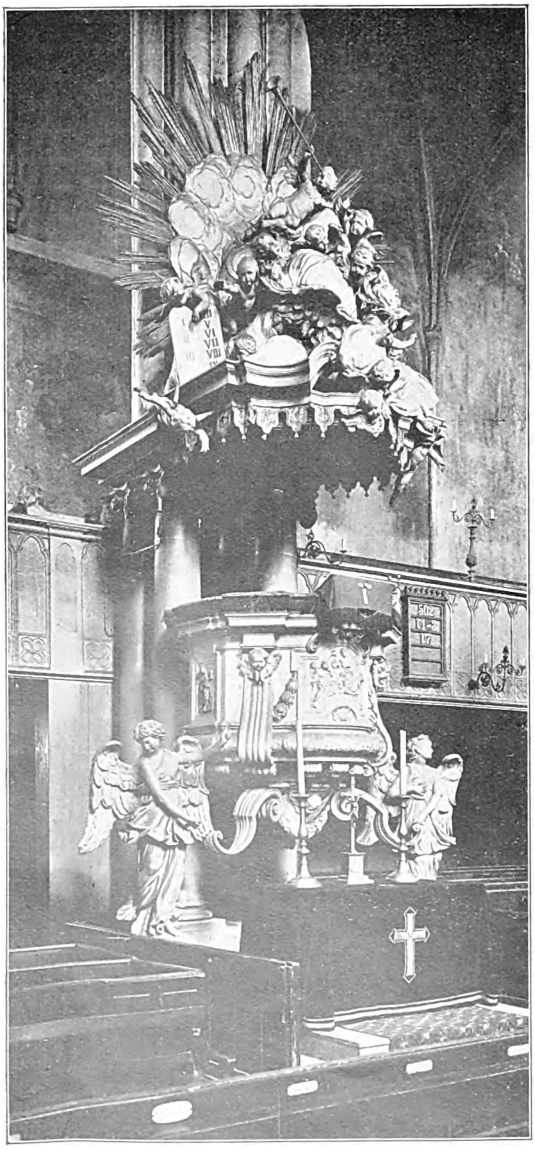
Diese Wandlung — eine der vielen, die der Krieg hervorgerufen hat — ist auch unsrer Kunstbetrachtung zugute gekommen und wird in der ausübenden Kunst hoffentlich die schönsten Früchte noch erst zeitigen. Wie wir trotz mancher Enttäuschungen, die uns der siebziger Krieg gebracht hat, des getrosten Glaubens leben, daß dieser unser neuer Kampf auch unter den Künstlern ein großes Geschlecht gefunden haben wird, so beschäftigen wir uns in Stunden der Erholung und der Ablenkung von den Berichten über die Heldentaten unsrer Krieger gern mit Männern, die auch als Künstler an dem Glanz des Staates mitgearbeitet haben, um dessen Fortbestand und Entwicklung die Unsern bluten und siegen. Menzel ist uns teurer als je. Schadows altpreußische Redlichkeit möchten wir nimmer missen. Aber deutlich erkennen wir heute, daß sie in ihrer Kunst doch nur das Preußen der Vergangenheit verkörpern. Das neue Preußen-Deutschland, das unsere Väter errungen haben und das aus diesem Kriege als ein größeres hervorgehen muß: dem hat der Künstler seinen Gruß entboten, der vor mehr als zweihundert Jahren an seiner Wiege stand.

Man weiß von Andreas Schlüter nicht eben viel. Ungefähr ein Dutzend Jahre seines Lebens lassen sich einigermaßen deutlich überblicken; alles übrige ist dem Zweifel preisgegeben. Auch sie sind erst neuerdings durch Cornelius Gurlitts gründliche und glückliche Forschungen aufgehellt. Vollkommen im unklaren ist man über die Jugendgeschichte des Künstlers. Noch Gurlitt teilt die landläufige Meinung über Tag und Jahr von Schlüters Geburt, die sich auf eine Eintragung im Kirchenbuch der St. Michaeliskirche zu Hamburg stützt. Dort steht über seine am 22. Mai 1664 — d. h. der Sitte gemäß wohl am dritten Tage nach der Geburt — gefeierte Taufe: „Andreas Schlüter, ehelicher Sohn des Gerhart Schlüter, Gevattern: Andreas

Denkmal des Kurfürsten Friedrich III., des ersten Königs von Preußen
Aufgestellt vor dem Königl. Schlosse zu Königsberg (Phot. Kühlewindt)

Digitized by Google

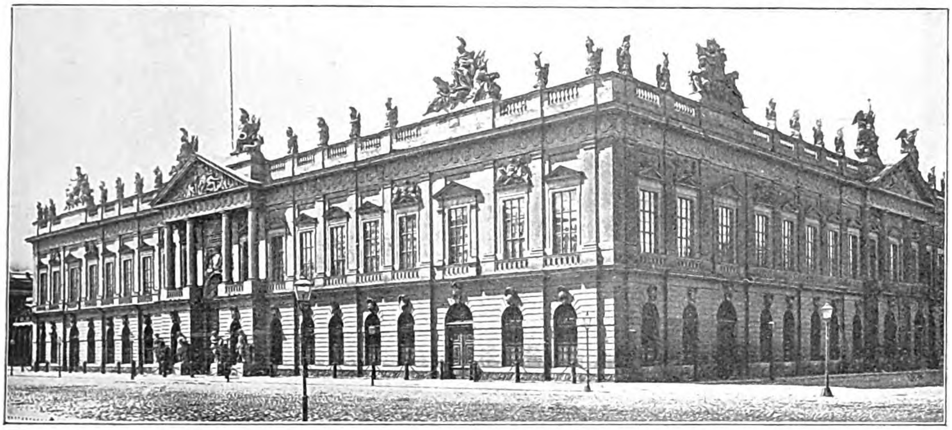
Kröger, Jürgen Üllcken und Katharina Tidtkens." So entscheidend diese Eintragung zu sein scheint: sie ist vor wenigen Jahren von zwei Seiten, dem Archidiakonus Blech in Danzig und dem Baumeister Cuny in Elberfeld, in ihrer Beziehung auf unsern Schlüter angefochten worden. Man hält den Hamburger Schlüter für einen Namensvetter des Künstlers, den Danzig als seinen Sohn in Anspruch nimmt. Dort war nämlich zwischen 1640 und 1652 ein Andreas Schlüter tätig, der zwei Patrizierhäuser mit Medaillons und Büsten von antiken Helden, Weisen und Königen geschmückt hat. Dort wird, wie das Gesellen-Register der Maurer, Steinhauer, Bildhauer und Steinmetzen bekundet, „Anno 1656 d. 9. Maij Andres Schliter, Steinhauer ein Dantziger, aus d'Lehr" entlassen. Man bringt die beiden Danziger Schlüter in das Verhältnis von Vater und Sohn, glaubt in den Werken des älteren Anklänge an die Art des jüngeren zu finden und setzt die Geburt unseres Künstlers auf das Jahr 1640. Unterstützt wird diese Annahme, wonach Schlüter statt als Dreißiger erst hoch in den Fünfzigen nach Berlin gekommen wäre, durch gelegentliche spätere Zeugnisse. So nennt ihn der ihm lange nahestehende Kupferstecher Peter Schenck ebenso wie eine ihm zu Ehren 1704 geschlagene Denkmünze einen Danziger, und er selbst schreibt, allerdings in höchster Erregung, nach der Münzturmkatastrophe, daß er über die dreißig Jahre mit großen Arbeiten zugebracht habe, was im Munde eines erst Zweiundvierzigjährigen etwas verwunderlich klingen würde. Noch rätselhafter allerdings ist es alsdann, wo wir die Werke nicht nur seiner Jugend, sondern auch seines gesamten Mannesalters bis zu seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre suchen sollen, während an dem Unglück in Berlin und dem Versiegen in Petersburg das hohe Alter Mitschuld tragen könnte. In seine Danziger Zeit setzt man ein Grabmal der Herzoge Sambor und Mestwin im Pelpliner Dom, dem Bischofssitz von Kulm, ferner die Mitarbeit an der 1683 geweihten Johannis- oder Königskapelle in Danzig. Gewisse Ähnlichkeiten mit dem 1705 geschaffenen Sarkophag der Königin Sophie Charlotte, besonders was die tragenden Adler angeht, sind der Anlaß gewesen, daß dem jungen Schlüter auch der Sarkophag des heiligen Adal-



Kanzel in der Marienkirche zu Berlin
(Nach einer Aufnahme der Königl. Preuß. Meßbildanstalt)

Digitized by Google

Digitized by Google



Das Zeughaus zu Berlin

bert im Dom zu Gnesen zugeschrieben wurde.

Vielleicht war es der von Johann Sobieski unterstützte Bau der Königskapelle, der den Bildhauer nach Warschau, an den Hof des Königs, führte. Bald nach 1684 ist er in seine Dienste getreten. Hier werden Schlüters Spuren deutlicher. Man erkennt seine Hand an der Ausschmückung des Schlosses Willanow bei Warschau, dessen Grundstück Sobieskis Großstallmeister Matteus Mateinski für seinen Herrn erstanden hatte, da es den polnischen Königen verwehrt war, eigenen Grund und Boden im Reiche zu erwerben. Das Schloß steht heute noch als ein Kleinod barocker Kunst mitten in der polnischen Wildnis, bis ins Kleinste wohl erhalten, als hätten es seine Bewohner erst vor kurzem verlassen. Die Turmhelme und Tore, die Blendarkaden und Giebel, die Büsten und Reliefs sind in dem Reichtum und dem Schwung ihrer Erfindung aufs engste mit späteren und unwiderleglich bezeugten Schlüterschen Werken verwandt. Ähnlich wie beim Zeughaus gibt der plastische Schmuck des Bildhauers der ursprünglich in streng klassischem Stil entworfenen Anlage erst das barocke Leben. Dürftiger ist, was wir über Schlüters Tätigkeit am Palais Krasinski in Warschau erschließen können. Auch hier werden ihm vorzugsweise bildhauerische Einzelheiten zuzusprechen sein. Soweit wir heute sehen, war die Warschauer Ausbeute Schlüters nicht eben groß. Wir müssen vermuten, daß vieles sich noch vor unsern Augen verbirgt, anderes in den Wirren der Jahrhunderte verloren gegangen ist, wenn es nicht der Mangel an Beschäftigung war, der den Künstler 1694 aus der Polenresidenz vertrieb, wo er als Protestant sich nicht einmal ansässig machen durfte.

Medusenhaupt
Schlußstein an der Rückseite des Zeughauses

Schlüter verließ in Warschau einen alternden Fürsten, nach dessen Tode der durch eine kriegerische Tat, die Ent-

setzung Wiens, aufgefrischte Glanz eines alternden Reiches schnell wieder verblich; er kam nach Berlin zu einem Herrscher, der in ahnungsvoller Eitelkeit seinem jungen Staate eine Würde beilegte, deren innere Berechtigung seine Nachfolger erst erkämpfen mußten. Berlin selbst zählte damals ungefähr 20000 Einwohner, aber die Pläne Friedrichs zur Verschönerung seiner Stadt waren so gewaltig, daß sie auch heute nicht zu überbieten wären, wenn es sich um den Schmuck der Kaiser- und Weltstadt handelte. Die äußeren Bedingungen, unter denen Schlüter angestellt wurde, waren sehr günstig: er bekam als Bildhauer und als Lehrer an der zu gründenden Akademie 1200 Taler jährlich. Der Kurfürst muß festes Vertrauen auf des Künstlers „gute Wissenschaft und Erfahrenheit" gesetzt haben. Was dieser in den ersten Jahren in Berlin getrieben hat, wissen wir nicht. Wir erfahren, daß er 1695 einer der Akademiedirektoren wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er im Auftrage und auf Kosten des Kurfürsten 1696 nach Italien, nach Turin und Rom, gereist, um Abgüsse antiker Denkmäler anzukaufen. Aber erst in das Jahr 1697 fällt das erste bekannte Berliner Werk Schlüters, sein erstes beglaubigtes Werk überhaupt: das Standbild Friedrichs III. Der Fürst, der so viel auf äußere Erscheinung gab, hatte keine glückliche Gestalt. Schlüter wirft über ihn einen vielfältig gebauschten Mantel, um diesen Mangel majestätisch zu verhüllen. Die Züge Friedrichs waren nicht schön zu nennen, des Künstlers Gewissenhaftigkeit erlaubt ihm nicht, auch nur eine bezeichnende Kleinigkeit, etwa den stark vorgedrängten Mund, zu verwischen; was dem Modell an Anmut gebricht, wird durch Würde ersetzt. Dieser Mann in der Allongeperücke und dem Imperatorenpanzer mit dem flatternden Rock und den fast überreich gebildeten Beinschienen hat bei aller Beschwingtheit des Auftretens einen festen Willen, der weiß, wohin er sich richtet und richten muß. Die Linke faßt in eigentümlich gehemmter Bewegung den Mantel, die Rechte hält den Kurzepter in einer gezierten Leichtigkeit, die beinah an die spitze Vornehmheit spätgotischer Gebärden erinnert.

Das Denkmal hat wunderliche Schicksale gehabt. Ursprünglich war es als Bekrönung eines Triumphbogens gedacht. Dann stand es, von Johann Jacobi in Bronze gegossen, im Lichthof des Zeughauses. Die Figur ruht auf einem Rundschild und bekam deshalb, als sie zum Besuch des Königs von Polen 1728 auf dem Molkenmarkt aufgestellt wurde, von anderer Hand als der des Meisters Sklaven zu Trägern, die dem nüchternen Geschmack späterer Zeiten sehr mißfielen. Dann plante man, mit ihr eine fünfzig Fuß hohe Säule unter den Linden zu krönen, aber auch daraus

Allegorie auf die Kriegsfurie
Schlußstein an der Rückseite des Zeughauses

Digitized by Google

empor, geboren aus demselben Gefühl, das die Pfeiler der gotischen Kirchen gen Himmel streben hieß. Nach rein malerischen Gesichtspunkten sind die Wandflächen aufgeteilt. Die Decken unter den Fenstern, die Rundbilder, die Kurvenbekrönung über dem Mittelfenster, die Standbilder der Tugenden auf der Attika — das alles ist durchaus barock empfunden. Es ist aber auch nicht frei von Laune und Willkür, und wer den Grundriß mit der Fassade vergleicht, muß zugestehen, daß hier der Bildhauer über den Baumeister, der Dekorateur über den Techniker den Sieg davongetragen hat. Diese Art gefiel jedoch dem verschwenderischen und höfischen Grafen von Wartenberg, der eben als Nachfolger Dankelmanns Protektor der Akademie der Künste geworden war. Im Jahre 1699 ernannte er Schlüter zum Schloßbaudirektor; im Herbst 1698 war mit dem Abbruch der Fassade des kurfürstlichen Schlosses am Schloßplatz begonnen worden.

Im selben Jahre hatte Schlüter für die Ausschmückung des Zeughauses gearbeitet. Der Bau selbst, wie wir ihn jetzt sehen, hat nichts mit ihm zu tun. Der mehrfach und durch verschiedene Hände abgeänderte Entwurf des französischen Architekten Blondel ist gerade durch Schlüter am wenigsten beeinflußt worden. Er wollte den bereits bis zum Hauptgeschoß gediehenen Bau durch eine hohe, figurenbekrönte Attika, die reichen Anlaß zu bildhauerischem Schmuck bot, dem barocken und nordischen Geschmack nähern, drang aber nicht durch, zumal man und vielleicht mit Recht befürchtete, daß das erste Stockwerk diesen mächtigen Aufbau nicht zu tragen vermöge. An ihre Stelle trat eine Balustrade mit Trophäen und Figurengruppen, die jedoch nicht von Schlüter stammen, sondern von de Bodt, einem Schüler Blondels, dem Nachfolger unseres Meisters am Zeughausbau. Schlüter selbst zuzuweisen sind auch hier plastische Einzelheiten, vor anderen die Verdachungen über den Fenstern des ersten Stockes und Schnitzereien an Türen sowie die Schlußsteine des Erdgeschosses: die den kriegerischen Ruhm verherrlichenden Helme draußen, die sogenannten Masken sterbender Krieger im Innern. Die Motive des Glanzes und des Schreckens sind hier mit einer überwältigend reichen Phantasie, einem unerhörten Realismus abgewandelt. Der diese Werke schuf, hatte in seiner Seele das Grausen, aber auch den Stolz des männermordenden Kampfes er-

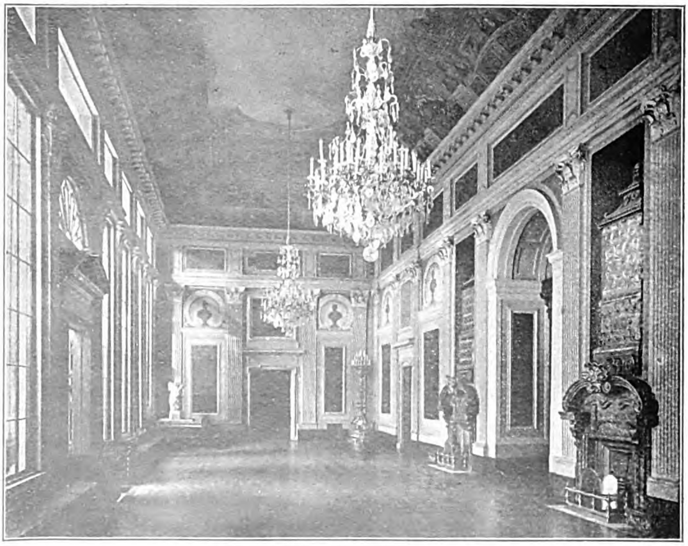
Portal an der Schloßgartenseite des Berliner Schlosses
(Nach einer Aufnahme der Königl. Preußischen Meßbildanstalt)

lebt, ob er auch nie im Toben der Schlacht gestanden hatte.

Ungefähr zur selben Zeit wie der Zeughausschmuck ist das Denkmal des Großen Kurfürsten entstanden, wenn es auch erst 1700 gegossen und 1703 enthüllt wurde. Ob die vier Sklaven auf den Stufen des Sockels in Schlüters Plan lagen, ist zweifelhaft; jedenfalls wurden sie erst nach seinem Sturz von anderen, geschickten Händen beigefügt. Der Reiter selbst geht wie so viele seiner Genossen im Laufe der Jahrhunderte auf Marc Aurel in Rom zurück. Die oft betonte Ähnlichkeit trifft vornehmlich die beiden Rosse und die auffallend vorgestreckte Beinhaltung der Reiter. Aber tiefer geht die Verwandtschaft nicht. In Haltung und Gebärde des Kurfürsten prägt sich eine Tatkraft aus, die wir an dem philosophischen Römer vergebens suchen, und diese Tatkraft ist nicht nur eine Tugend des Modells, sondern auch des Künstlers. Hatte doch Schlüter selbst in der äußerlichen Würde Friedrichs III. eine Stärke geahnt, die nur seine eigene Größe zu erfühlen vermochte. Der Große Kurfürst macht heute das Hauptstück des Schlüterschen Ruhmes aus. Als er fertig dastand in all seiner Pracht und Herrlichkeit, machte die Zeit mehr Rühmens von der allerdings anerkennenswerten Tüchtigkeit des Gießers Jacobi als von der Großtat des Künstlers, und als fünfzig Jahre später ein gelehrter Franzose die Reiterstandbilder in aller Herren Ländern beschrieb, konnte es geschehen, daß er das Werk vergaß, das würdig nur neben Verrocchios Colleoni genannt werden darf. Es steht heute noch an demselben Platz wie vor 200 Jahren, und niemand wird es von der Langen Brücke versetzen wollen, aber wenn man es sich recht überlegt, leidet es doch darunter, daß Berlin sein Antlitz von Südost nach Nordwest gewandt hat. Das Forum, von dem Schlüter träumte, ist nicht der Schloßplatz, sondern der Lustgarten geworden.

Medaille von Christian Wermuth, 1704
mit Schlüters Entwurf für den Umbau des
Königlichen Schlosses zu Berlin

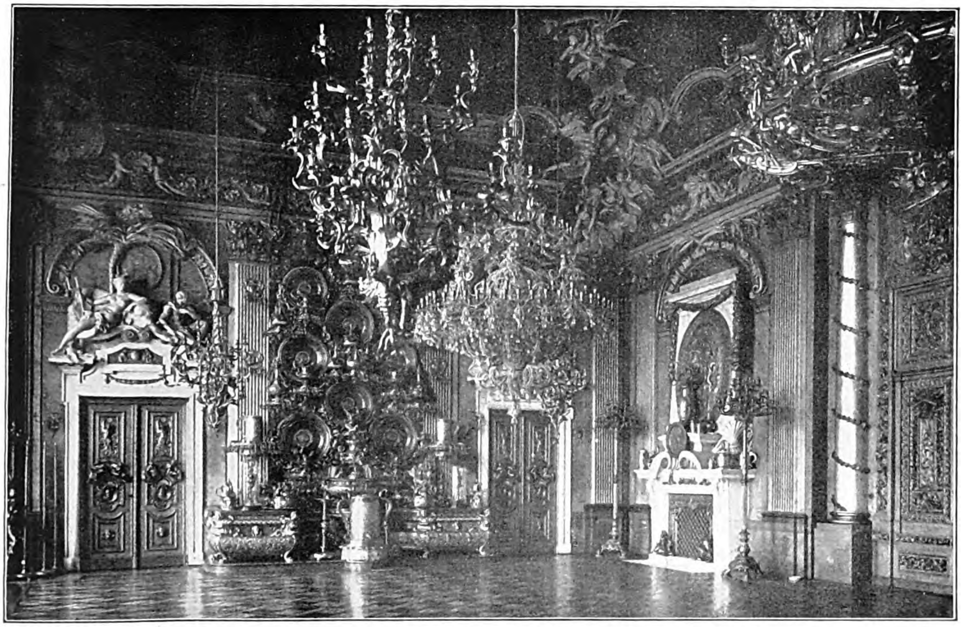
Ebenfalls im Jahre 1698 begegnen wir Schlüter am Berliner Schloßbau, der ihn bis zu seinem Sturz



Der Schweizersaal im Berliner Schloß
(Nach einer Aufnahme der Königl. Preußischen Meßbildanstalt)

Digitized by Google

im Jahre 1706 beschäftigte. Man war nach einem bereits vorhandenen Plan vorgegangen und dabei, den kurfürstlichen Renaissancebau in einen römischen Palazzo umzuwandeln, wie es klassischer und kälter diesseits der Alpen keinen zweiten gab. Mit fast roher Genialität griff Schlüter ein und zerriß die ruhigen Fassaden im Süden und Norden durch zwei mächtige, hochstrebende Portale, deren aufreizende Wirkung später, vielleicht mit Zustimmung Schlüters, durch die Wiederholung gemildert wurde. Dieser Sturm der Vertikalen gegen die Horizontale geschah mit klassischen Mitteln, ist aber so unklassisch wie denkbar und mußte die Vertreter der älteren und später wieder siegreichen Richtung, die Eosander vertrat, anmuten wie eine gotische Barbarei. Sie hielten dafür, daß „die Simplizität in der Architektur für eine majestätische Pracht zu schätzen sei“ und konnten von ihrem Standpunkt und dem ihrer Zeit aus nicht erkennen, daß in diesem launischen Aufstreben, dieser Lust an der Mannigfaltigkeit der Formen sich das deutsche Wesen Schlüters offenbare, dasselbe Wesen, das die Dome des Mittelalters getürmt hat.

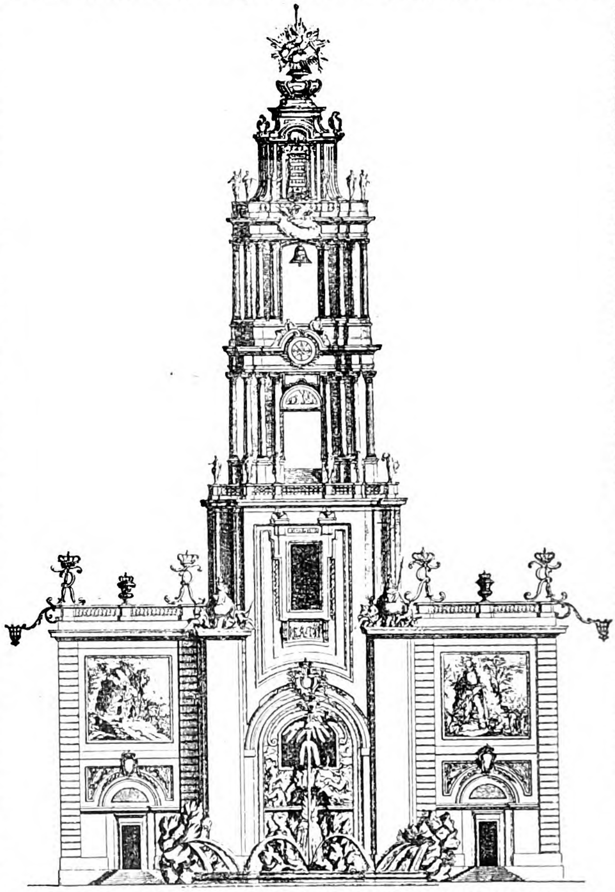


Der Rittersaal im Berliner Schloß (Phot. Photographische Gesellschaft, Berlin)

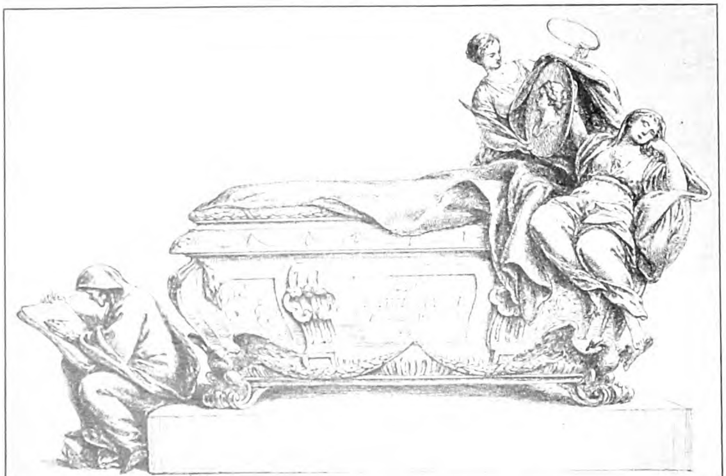
Der Geist heiterer Festlichkeit, den Schlüter dem Äußeren des Schlosses trotz seiner kühnen Eingriffe nicht mehr völlig einzuprägen vermochte, offenbart sich um so deutlicher im Innern, in dem allen Regeln Hohn sprechenden und darum so liebenswürdigen zweiten Hof, in dem stürmisch emporführenden großen Treppenhaus, in dem jauchzenden Prunk des Rittersaals, in der gefaßten Würde des empfangbereiten Schweizersaals, in der aus gemessenem Pomp immer wieder in ungebundene Fabulierkunst sich verlierenden Dekoration der Roten Adler- oder der Sammet-Kammer. Das leuchtet und gleißt und flirrt und spiegelt wie eine fremdländische Märchenwelt, und doch sind es nicht nur die Namenszüge und Adler, die uns immer in die deutsche Heimat führen, vielmehr das Sich-nicht-genug-tun-können, das ständig neue Bezüge findet, das sich nie mit dem bloßen Spiel der Formen zufrieden gibt, sondern das Spiel mit merkwürdigem Ernst bis in seine letzten und seltsamsten Folgerungen treibt, ein grüblerischer Hang, der nicht anders in den Schnörkeln Dürers lebt, der sich hier aber mit der Sinnenfreude und der Sicherheit eines Rubens eint. Wenn wir heute die Schlüterschen Räume des Schlosses, die im allgemeinen ohne störende Zu-

Digitized by Google

taten erhalten sind, durchwandeln, drängt sich uns immer wieder der Gedanke auf: Hat nicht am Ende dieser große Künstler in dem kleinen Preußen von damals geahnt, zu welcher Höhe dieser Staat emporsteigen werde? In diesen Sälen leuchtet ein Glanz, tönt eine Größe weit über die Grenzen des jungen Königreichs hinaus. Manchesmal wurde das Schloß seinen Herrschern zu kostbar und zu weit. Friedrich, dem sein Volk beim Regierungsantritt an derselben Stelle huldigte wie unserm Kaiser beim Ausbruch des Krieges, regierte und lebte in Potsdam, im Stadtschloß und in Sanssouci, und in den Nöten seines siebenjährigen Heldenkampfes wanderte manches der köstlichen silbernen Prunkstücke aus Schlüters Festsälen in die Münze, um Soldaten zu werben. Der alte Wilhelm blieb auch als Kaiser in dem schlichten und bescheidenen Palais am Eingang der Linden wohnen. Erst Wilhelm II. und seine Zeit fühlten wieder die Berechtigung so majestätischen Glanzes, und uns ist heute, als ginge unser Krieg auch um die Ehre und Würde des altersgrauen Baus an der Spree, in dem ein König und ein Künstler vordeutend vorwegnahmen, was



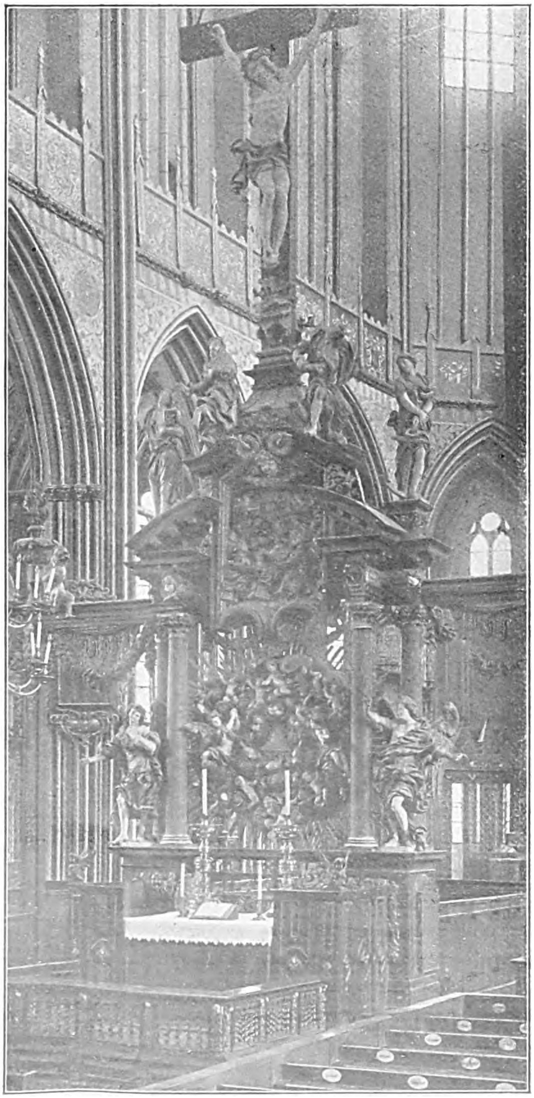
Der zweite Entwurf zum Münzturm



Der Sarkophag der Königin Sophie Charlotte. Nach einer Radierung von B. Rode

Digitized by Google

sten. Nach Lage der Sache konnte sie nicht anders. Es war schon so, wie der Frankfurter Professor Leonhard Sturm schrieb: er verstand „gar im geringsten nichts von der Mathesis, welches um einen Bau zu führen doch unumgänglich ist“. Er hatte statt dessen etwas anderes, was er in seinem ergreifenden Rechtfertigungsschreiben an den Schloßhauptmann von Prinzen also ausdrückt: „Nun muß ich mich von solchen so hönich und recht wie ein unvernünftiger Junge tractiren lassen, als wenn sie nur die Weißheit alleine bey sich hetten, da es sich doch (wenn S. K. Mayt. einmahl einen jeden in eine aparte Kammer einsperren ließen und ein jeder vor sich selbst ohne Bücher und anderer Hülffe einige Abrisse verfertigen müßten) anders finden wird.“ Der Kampf des Genies gegen die Buchgelehrsamkeit.


Altar in der Nikolaikirche zu Stralsund
Nach Schlüters Entwurf ausgeführt vom Stralsunder Bildhauer Thomas Phalert

Schlüters Sturz brach nicht sofort seine Kraft. In den Tagen, da sein „babylonischer Turm“, wie die Gegner spotteten, dem Erdboden gleichgemacht wurde, entwarf er für den Stralsunder Bildhauer Thomas Phalert den Altar der dortigen Nikolaikirche, ein merkwürdiges Werk, das in seiner Gesamterscheinung wiederum die Verwandtschaft gotischen und barocken Empfindens aufweist. Dann hören wir sechs volle Jahre nichts von unserem Meister. Erst 1712 vernehmen wir, daß er das Gartenhaus für den Staatsminister von Kameke vollendet habe. Es stand auf einer Anhöhe im Grünen und hat, da die jetzige Dorotheenstraße höher läuft als der ursprüngliche Grund und Boden, an Wirkung verloren. Man muß es von der Gartenseite sehen, um seine Anmut völlig zu erfassen, oder im Innern den Reichtum der Schlüterschen Dekoration bewundern. Staunen muß man auch heute noch wie das bizarre Gebäude — nach Gutzkow ist es im idealsten Kommodenstil errichtet — nicht nur allen klassizistischen, sondern auch allen architektonischen Anforderungen mit der Willkür seiner Formen ins Antlitz schlägt. Angesichts dieser launischen und freien Schöpfung ist es wenig wahrscheinlich, daß Schlüter zur selben Zeit auch das ernste und zusammengenommene Kreutzsche Palais in der Klosterstraße geschaffen habe. Es wird seinem Schüler Böhme zugehören, der im mittlern Teil der Fassade die Überlieferungen des Meisters weiterzuführen strebt.

Bald darauf wurde der alte und kränkliche Meister nach Petersburg an den Hof Peters des

Rückansicht des von Kameckeschen Gartenhauses, jetzt Loge Royal York, in der Dorotheenstraße zu Berlin (Nach einer Aufnahme der Königl. Preußischen Meßbildanstalt)

Großen gerufen. Er ließ seine Familie in Dürftigkeit in Berlin zurück und kam nicht mehr dazu, in der neuen angesehenen Stellung für sie zu sorgen, so daß sie vergeblich die Gnade des Soldatenkönigs anrief. Wie Schlüters Anfänge in Dunkel gehüllt sind, so auch sein Ende. Man nimmt an, daß er am Sommerpalais und am Winterpalais des Zaren gearbeitet habe, beide Gebäude sind abgerissen und durch klassizistische ersetzt worden; man verstand, wie billig, den deutschen Künstler an der Newa nicht.

Während Eosander von Goethe, der im Etat Friedrich Wilhelms I. so wenig wie Schlüter einen Platz fand, in Frankfurt a. M. über dem Goldmachen brütete, bastelte sein großer Vorgänger und Gegner, unter Peters emsiger Teilnahme, am Perpetuum mobile. So spielte ihm die Mathesis, die er nicht verstand, noch einmal einen bösen Streich. Im Mai 1714 ist Schlüter gestorben. Seine Ruhestätte kennt man nicht. Auch die Züge des Meisters sind uns nicht überliefert; die

Mittelteil der Front des von Kreutzschen Palais in der Klosterstraße zu Berlin (Nach einer Aufnahme der Kgl. Preußischen Meßbildanstalt)

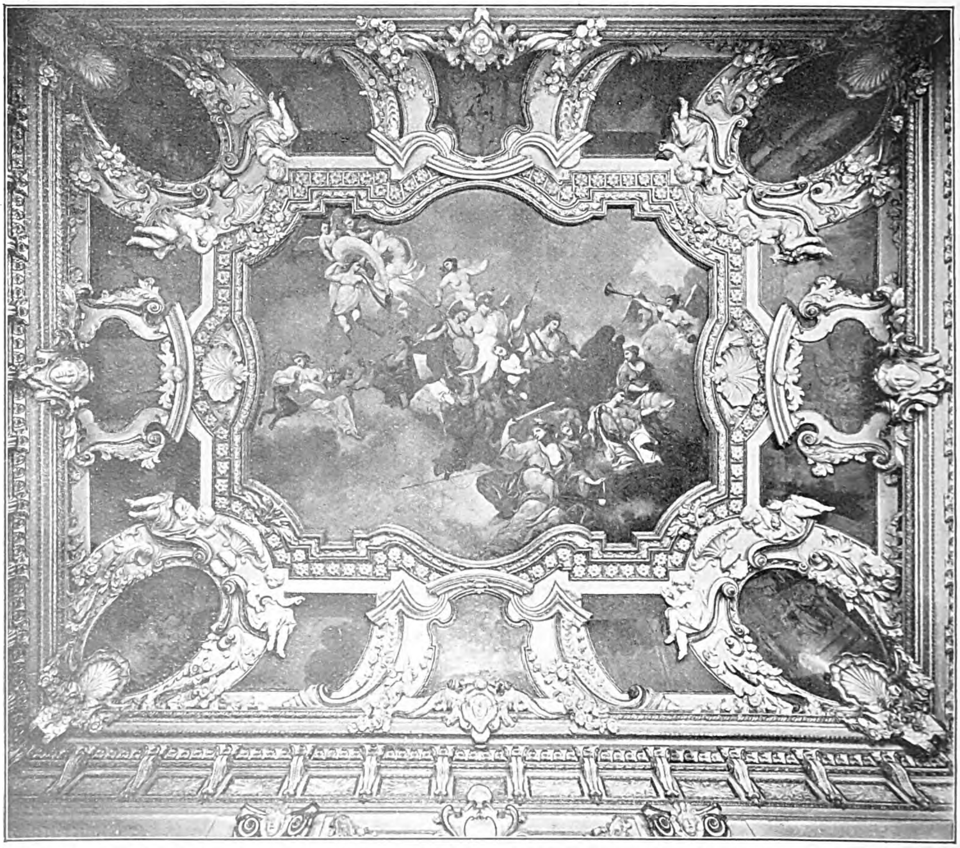
Digitized by Google

Wiesesche Statue vor dem alten Museum wie die Eberleinsche Büste in der Siegesallee sind Schöpfungen der Phantasie.

Die Nachwelt hat Schlüter verkannt. Selbst Nicolai, der in seinem wackeren Lokalpatriotismus ihn sozusagen wieder ans Licht zog, hatte zu ihm kein näheres Verhältnis. Sein trockener Verstand war von der Phantastik des Künstlers durch eine Welt getrennt. Auch Lessings antikes Glaubensbekenntnis hatte mit Schlüters Barock nichts zu tun, aber kraft der Verwandtschaft des Genius erfühlte er die Größe des Bildhauers und spitzte auf sein größtes Werk das Sinngedicht:

Ihr bleibet in Verwundrung stehn
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinem Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn!

Man hat Andreas Schlüter den größten deutschen Barockmeister genannt und mit Recht. Nur muß man sich vergegenwärtigen, daß das Barock, das er vertritt, nicht die Nachahmung eines fremden Stiles ist. Wir erleben auch an diesem Künstler das Schauspiel, daß der deutsche Geist namentlich in allem, was Form und Maß bedeutet, auf fremde, insonderheit romanische Anregungen angewiesen ist, daß er sie aber in durchaus eigentümlicher Weise umbildet. Solcher Veranlagung liegt die Gefahr der Ausländerei nahe, aber wir wollen uns trotzdem, auch im Hinblick auf Schlüter, dem Segen solcher Weitherzigkeit nicht entziehen und uns freuen, wie unsre deutschen Meister die fremden Schulen durchlaufen haben, um desto gefestigter auf eigenen Füßen zu stehen und selbst aus mißverstandenen Lehren Werke zu schaffen, die in ihrer Regelwidrigkeit das Kopfschütteln der Fremden erregen und eben deshalb die erhabensten Zeugen sind für unsern aus der Enge der Satzung nach Unendlichem strebenden deutschen Geist.



Decke im von Kreutzschen Palais zu Berlin. (Nach einer Aufnahme der Kgl. Preußischen Meßbildanstalt)

Digitized by Google

Das Kreuz in den Argonnen

Von

Leo Sternberg

Siebenmal stürmte die Schützenkette
Den Hügel mit Hurra. Und siebenmal nahm ihn der Feind. Zurück und vor
Wogten die Bajonette,
Und keiner gewann und keiner verlor — — —
— Das Kreuz ragt über dem Hügel.

Granatenschläge wie spritzende Vulkane …
Die Erde zur Wüste zerschossen. Die Toten übereinander hingemäht …
Und siebenmal die Fahne
Heruntergefetzt, die sich, wie das Lendentuch, am Kreuze gebläht.
— Das Kreuz ragt über dem Hügel.

Das waren die Nächte zum Beten, zu finster zum Fechten,
Wo sich Nebenmann und Nebenmann nicht sahn!
Da kroch es zur Linken, kroch es zur Rechten
Hüben und drüben, von Busch zu Busch, die beiden Hänge der Höhe hinan …
— Das Kreuz ragt über dem Hügel.

Und als der Mond aus grüner Wolkengrotte
Plötzlich hervorkam, sahen Heer und Heer sich gegenüberknien!
Menschen, die beten zu ihrem Gotte,
Knieten sich gegenüber im Mond, der die Reihen wie Steine beschien,
— Dazwischen das Kreuz auf dem Hügel.

Sie hatten sich angeschaut mit betenden Blicken,
Und leer waren Schanzen und Gräben, als der Morgen kam — —
Nur die Toten blieben und hielten, mit den Rücken
Zusammensitzend, den losen Kreuzesstamm
— Die Toten das Kreuz auf dem Hügel …

Digitized by Google

Die grüne Insel und ihre Bedeutung im jetzigen Kriege

Von Geheimrat Prof. Dr. Theodor Schiemann

Als politisches Problem hat das Schicksal Irlands, der grünen Insel, für das festländische Europa nur gelegentlich, zur Zeit großer europäischer Kriege, weitergehendes Interesse erweckt, und dann hat man es als Mittel zu Zwecken benutzen wollen, die an sich mit den irischen Interessen und Lebensfragen nur wenig zu schaffen hatten. Die Kämpfe der Iren um Home Rule, das heißt um eigenes Regiment auf eigenem Boden, fanden meist nur insoweit größere Beachtung, als sie in Zusammenhang mit dem Ringen der beiden großen politischen Parteien Englands um den Sitz am Staatsruder standen. Wie es im Innern Irlands aussah, wurde nur gelegentlich bekannt, wohl aber wußte man, daß England einen großen Teil seiner besten Mannschaft aus Irland zog, und die lange Reihe hervorragender Iren, die als Feldherren, Staatsmänner und Schriftsteller zu hohem Ansehen in englischen Diensten emporrückten, schien zu beweisen, daß die Klagen über Bedrückung Irlands doch nicht tragisch zu nehmen seien. Nur wenige kannten die Wahrheit, und nur selten drang sie aus den Reden der Opposition an das Licht der Öffentlichkeit. Seit Gladstone 1886 und 1892 mit seinem Versuch, vom englischen Parlament Gerechtigkeit für Irland zu erlangen, gescheitert war, verstand es die zur Regierung gelangte unionistische Koalition zwanzig Jahre lang, die irische Frage gleichsam zu begraben. Das änderte sich erst, als im Dezember 1905 eine liberal-radikale Regierung mit ihrem Anhang an Iren und Arbeitern ans Ruder gelangte. Da mit den Stimmen dieses Anhanges gerechnet werden mußte, war es nunmehr nur eine Frage der Zeit, wann die Gladstoneschen Pläne grundsätzlich als berechtigt und ihre Durchführung als notwendig anerkannt werden mußten. Das sehr bescheidene Home Rule-Projekt des Kabinetts Campbell-Bannerman stieß jedoch auf einen doppelten Widerspruch: den Unionisten ging es zu weit, die Iren aber verlangten, was weder die Regierung noch die Unionisten ihnen gewähren wollten: ein von dem englischen unabhängiges irländisches Parlament. So geschah es, daß die ersten Anerbietungen Campbell-Bannermans von einem irischen Nationalkongreß im Mai 1907 abgelehnt wurden, und es konnte scheinen, als solle die Obstruktions- und Boykottierungspolitik der Tage Parnells wieder aufgenommen werden. Nach Zwischenstadien, die wir übergehen können, entschloß sich endlich die Regierung zu weiterem Entgegenkommen. Die Veranlassung dazu war eine hochpolitische, die Casablanca-Affäre und, im Hinblick auf den schon damals fest ins Auge gefaßten Krieg mit Deutschland, die Agitation Lord Roberts', der das englische Volk mit dem Gespenst eines von Deutschland drohenden Einfalls schreckte und verlangte, daß England ein Heer von einer Million aufbringen solle, um dieser Gefahr zu entgehen. War die Folge zunächst eine Panik in England, so tauchte anderseits in den Kreisen der Iren zum erstenmal die Frage auf, welches die Haltung Irlands sein müsse, wenn wirklich, wie angekündigt wurde, das nächste Frühjahr (1909) den Krieg bringen sollte. Der Gaelic American, das führende Organ der Iren Amerikas, beantwortete sie folgendermaßen: Die jungen Männer hätten zu wählen, ob sie für oder gegen England kämpfen wollten. Wählten sie das erste, so würden ihre an Geld und Blut gebrachten Opfer Irland auf Generationen lähmen. Größere Opfer könne auch der Kampf gegen England nicht kosten, während ein Krieg an der Seite Deutschlands die Aussicht auf ein unabhängiges Irland und die weitere Aussicht biete, daß diese Unabhängigkeit nicht auf irischem, sondern auf englischem Boden zu erkämpfen sein werde. Eine Invasion sei allerdings unter gewissen Voraussetzungen möglich, und neben den vier Millionen Iren auf der grünen Insel würden dann auch die Millionen

Digitized by Google

Iren, die in der Fremde leben, ein wichtiger Faktor der großen Politik werden. Ein neutrales Verhalten Irlands aber werde England nicht dulden.

Die Iren sind damals nicht in die Lage gekommen, sich für oder wider England zu entscheiden. Das Jahr 1909 ging zu Ende, ohne daß der teils gefürchtete, teils ersehnte, überall erwartete Krieg kam. England begann das System seiner politischen und militärischen Abkommen mit den großen und kleinen Mächten, die es gegen Deutschland zu hetzen entschlossen war, weiter auszubauen, hielt es aber doch für ratsam, den Iren, die mit so bedenklichen Zukunftsmöglichkeiten rechneten, ein größeres Entgegenkommen zu zeigen. Mr. Asquith, der inzwischen an Campbell-Bannermans Stelle getreten war, brachte ein neues Home Rule-Projekt ein. Allerdings nicht nach Gladstoneschem Vorbild, soweit wagte er nicht zu gehen. Er bot „Autonomie Irlands in allen inneren Angelegenheiten, unter Behauptung des Übergewichts und der unzerstörbaren Autorität des Reichsparlaments in Westminster". Da parallel damit der Kampf mit dem Hause der Lords ging, von dem eine Zustimmung auch zu diesem Home Rule nicht zu erwarten war, entschloß er sich zu einer Auflösung des Parlaments, wobei die Aussicht, daß die Wahlen dem Kabinett eine Stimmenmehrheit und damit die Sicherheit bringen konnten, auf fünf weitere Jahre die Zügel der Regierung zu behaupten, sehr erheblich mit in Anschlag gebracht wurde. Die Auflösung fand am 28. November 1910 statt. Am 6. Februar 1911 trat das neue Haus zusammen. Es ist das noch heute tagende Parlament, das bestimmt war, sobald die Stunde geschlagen hatte, Sir Edward Grey die Kriegserklärung gegen Deutschland zu bewilligen, auf die er seit 1905 hinarbeitete. Da aber dieses Parlament noch mehr als das vorige von den Stimmen der Iren abhängig war, wenn es sich behaupten wollte, mußte die unerläßliche Home Rule bill noch größeres Entgegenkommen zeigen als die vorige. In der offiziellen Fassung lautete die Bill folgendermaßen: „Es wird in Irland ein irisches Parlament geschaffen, mit irischer Exekutive, die diesem Parlament verantwortlich ist, um irische Angelegenheiten zu erledigen, jedoch stets unter der Bedingung, daß die unantastbare Oberhoheit des Reichsparlaments aufrecht erhalten wird." Gegen diese in den Einzelbestimmungen sehr weitgehenden Zugeständnisse begannen sofort Gegenvorstellungen der Provinz Ulster, in der die Majorität der Bevölkerung aus protestantischen Engländern und Schotten besteht. Es kam dort zu der sogenannten „loyalen Revolution", die in Wirklichkeit eine Revolte gegen König und Parlament war, so daß der Fernerstehende wohl glauben konnte, daß diese Bewegung in einen Bürgerkrieg auslaufen werde. Es ist aber bei Worten und Scheinaktionen geblieben. Die Ulsterleute bewaffneten sich zwar unter Führung von Mr. Carson und ebenso die Iren der ganzen Insel, beide „Heere", nicht um zu schlagen, sondern um einen Druck auf die endgültige Entscheidung in Westminster auszuüben. An einen Kampf zwischen Ulsterleuten und Iren war nicht zu denken, eher schon zwischen den Haufen Carsons und den Regierungstruppen; die Iren hätten dann nicht ohne Schadenfreude zugeschaut. Es ist aber überhaupt nicht zu Kämpfen in Irland gekommen, es waren Demonstrationen, und die Waffenübungen trugen den Charakter eines pikanten Sports. Nachdem am 7. April 1914 Home Rule vom Unterhaus angenommen war, veranlaßte Redmond — auf einen Wink der Regierung — die Iren zu entwaffnen, und nun ging die Sorge der Regierung dahin, Carson, dessen Anhänger nicht abgerüstet hatten, zu versöhnen, was naturgemäß nur auf Kosten der irischen Nationalisten geschehen konnte. Über den hartnäckig fortgesetzten Widerspruch der Lords setzte Asquith sich hinweg, aber erst die nach der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand sich bietende Gelegenheit, einen Konflikt Österreichs mit Serbien zum Krieg gegen Deutschland zuzuspitzen, brachte die Entscheidung. Das Asquithsche Home Rule wurde in das Statute book eingetragen, und damit schien die wirkliche Durchführung, soweit Kabinett und Unterhaus sie gebilligt hatten, gesichert zu sein. Allerdings wurde ausdrücklich vorbehalten, daß die offizielle Fassung durch Verbesserungsanträge verändert werden dürfe, und endlich, nachdem feststand, daß England an dem Weltkriege, den es entfacht hatte, teil-

Digitized by Google

nehmen werde, wurde bestimmt, daß die Durchführung der neuen Ordnung in Irland erst nach Beendigung dieses Krieges in Angriff genommen werden solle. Die Ulsterleute gaben sich damit zufrieden, Redmond und die zu ihm stehenden irischen Parlamentarier machten keine Einwendungen, man hatte es verstanden sie zu gewinnen, und das Kabinett fühlte sich nunmehr so sicher, daß Grey am 4. August in der großen Rede, durch welche er das Unterhaus bewog, seine macchiavellistische Politik zu billigen, ausdrücklich sagte: Irland sei der einzige lichte Punkt in dem düsteren Bilde, das er entworfen habe.

Es war ein ungeheurer Irrtum, in dem er sich bewegte. Irland ist niemals weniger bereit gewesen, sich stumm der englischen Willkür zu beugen, und niemals mißtrauischer gegen englische Verheißungen als heute.

Die Leidensgeschichte Irlands, die man kennen muß, um den im Herzen jedes Iren fortlebenden Haß gegen die Engländer zu verstehen, datiert, wenn wir von der ersten Beschlagnahme irischen Bodens durch England im 12. Jahrhundert absehen, von den Tagen der Tudors und erreichte ihren ersten Höhepunkt in den Tagen Cromwells, dessen Politik — um die Worte Macaulays zu brauchen — weise, kräftig, gerade aufs Ziel losgehend und grausam war; sie lasse sich in ein einziges Wort zusammenfassen: Ausrottung. Cromwell wollte Irland angelsächsisch und protestantisch machen, hatte aber — was Macaulay offenbar bedauert — sein Werk nicht zum Abschluß führen können. Als danach Jakob II. den Versuch machte, mit französischer Hilfe Irland zurückzuerobern, hat Wilhelm von Oranien durch die Schlacht am Boynefluß die englische Herrschaft wiederhergestellt und danach auf irischem Boden eine Politik eingeleitet, die zwar dem Schein nach menschlicher, dem Wesen nach nicht weniger grausam war; eine Ausrottung der Iren wurde nicht mehr versucht, aber — um wiederum mit Macaulay zu reden — „man verurteilte sie das zu sein, was die Heloten in Sparta, die Griechen unter den Osmanen waren und die Schwarzen gegenwärtig (1814) in New York sind“. Jedermann der unterdrückten Klasse wurde streng von allen Ämtern ausgeschlossen. Strebte er danach, mächtig und geehrt zu werden, so mußte er damit beginnen, sich zu verbannen. „Daheim war er ein bloßer Gibeoniter, ein Holzhauer und ein Wasserträger.“ So ging ein halbes Jahrhundert hin. Grausame Strafgesetze unterdrückten jeden Versuch einer Erhebung. Erst die Freiheitskämpfe Nordamerikas veranlaßten England, eine etwas mildere Regierungspraxis zu dulden. Man gewährte den Iren Teilnahme an den Wahlen zum Dubliner Parlament, das übrigens schon seit 1494 für seine Gesetzesbeschlüsse an die Zustimmung des englischen Parlaments gebunden war, gab ihnen aber nicht das passive Wahlrecht; als dann die Franzosen, zwischen 1796 und 1798, zweimal versuchten, durch eine Landung auf irischem Boden England ins Herz zu treffen und, unter der Führung von Wolfe Tone, eine neue verzweifelte Erhebung der Iren stattfand, die wiederum niedergeworfen wurde, war man in London entschlossen, ein Ende zu machen. Unter dem Druck der von außen drohenden Gefahr hatte England von 1782 bis 1800 in Irland eine unabhängige Gesetzgebung geduldet; um aber fortwährende Gegensätze und Zusammenstöße mit dem Parlament in Westminster unmöglich zu machen, verstand es „durch Mittel der schändlichsten Bestechung, die jemals in einer Volksvertretung stattgefunden haben“, das irische Parlament in Abhängigkeit zu halten. Durch Bestechung wurde schließlich auch der letzte Rest irischer Scheinfreiheit vernichtet und unter Zustimmung des Parlaments von Dublin die Verschmelzung des irischen und des englischen Parlaments im Jahre 1801 eine vollendete Tatsache.

Seither ist Todfeindschaft zwischen Irland und England, denn nie ist ein Land von einem anderen, zu dem es politisch gehört, schamloser und unbarmherziger ausgebeutet worden als Irland durch das englische Parlament, das es übernommen hatte, neben den großen Interessen des Reiches auch die besonderen Bedürfnisse, die geistigen wie die materiellen, der grünen Insel zu vertreten.

Die grüne Insel, „an Ausdehnung etwa der vierte Teil, an Bevölkerung mehr als der vierte Teil des Vereinigten Königreichs, wahrscheinlich jedem gleichgroßen Gebiet

Digitized by Google

Europas an natürlicher Fruchtbarkeit überlegen, mit natürlichen Erleichterungen des Handels begabt, wie sie auf einer gleichen Küstenausdehnung nirgendswo anders zu finden sind, eine unerschöpfliche Pflanzschule tapferer Krieger, ein Land, weit wichtiger für das Gedeihen, die Würde, die Kraft dieses großen Reiches, als unsere entfernten Vasallenreiche zusammengenommen, wichtiger als Kanada und die westindischen Inseln mit Hinzurechnung von Südafrika, Australien, Ceylon und den unermeßlichen Besitzungen des Großmoguls — diese Insel ist nach dem Zugeständnis aller so übel gesinnt und so in Gärung, daß sie bei jeder Schätzung unsrer Macht nicht hinzugerechnet, sondern abgezogen werden muß".

So charakterisierte Macaulay am 19. Februar 1844 die Lage Irlands. Er fügte hinzu, ein Aufstand Irlands würde in Europa die Segenswünsche der großen Mehrheit der Menschen für sich haben, und wenn er zugleich bemüht war, seine Zuhörer durch eine Schilderung der Machtmittel Englands zu blenden, das, wie er sagte, Dinge tun könne, die über die Machtmittel jedes anderen Volkes hinausgehen, das den ganzen Handel der Welt, seinen eigenen ausgenommen, vom Ozean wegfegen könne und fähig sei, sich gegen jede Feindschaft zu Land und zur See zu schützen, so klang seine Rede schließlich in den Warnungsruf aus, daß es nahe am Herzen des riesigen englischen Staatskörpers doch eine verwundbare Stelle gebe: Irland. Irland, das zwar ein Teil des Reiches geblieben, aber mehr eine Quelle der Schwäche als der Kraft sei und an dessen Elend England die Schuld trage. Die Unzufriedenheit Irlands verdoppele aber die Gefahr jedes Krieges. Trotz dieser Einsicht war Macaulay keineswegs bereit, den Irländern die eine Forderung zu gewähren, von der allein sie Rettung erwarteten, das Repeal, den Widerruf der Vereinigung des irischen Parlaments mit dem englischen, wofür O'Connell so mutig und so leidenschaftlich eingetreten war. „Den Widerruf der Union," erklärt Macaulay, „betrachten wir als verhängnisvoll für das Reich und werden nie in ihn einwilligen; niemals, und wenn das Reich von Gefahren umringt wäre, so groß wie jene, die es bedrohten, als seine amerikanischen Niederlassungen, als Frankreich, Spanien und Holland gegen England im Bunde waren und als die bewaffnete Neutralität der nordischen Mächte ihm seine Rechte zur See streitig machte; niemals, schlüge auch ein neuer Bonaparte sein Lager im Angesicht von Dover auf; nie, bis alles aufs Spiel gesetzt und verloren worden ist und die vier Weltteile durch den letzten Kampf des großen englischen Volkes um seinen Platz unter den Nationen in Zuckungen versetzt worden sind." Es klingt wie eine düstere Prophezeiung und war dem englischen Volke aus der Seele gerufen; es ist bis auf den heutigen Tag das Schlagwort geblieben, das den Wünschen der Iren entgegengehalten wird. Statt der Zugeständnisse, für welche Macaulay damals eintrat, wurden neue Verfolgungen das Teil der Irländer. Die Hungersnot zu Ende der vierziger Jahre trieb das irische Volk aus der grünen Insel hinüber nach Amerika, wo im Schoß der Vereinigten Staaten ein neues Irland herangewachsen ist, das heute gegen zwanzig Millionen Köpfe zählen mag und in dem die irische Vaterlandsliebe lebendig fortlebt wie in den Tagen der Wolfe Tone, Emmet, O'Connell, Parnell und wie die anderen Helden und Märtyrer des irischen Nationalgedankens immer heißen. Sie alle dürsten nach der Erlösung Irlands von dem unerträglich gewordenen politischen, geistigen und wirtschaftlichen Druck, den England mit harter Hand aufrecht erhält. Es ist kaum glaublich und in Europa nur wenigen Fachmännern bekannt gewesen, wie völlig Irland der ökonomischen Ausbeutung der Engländer verfallen ist.

Es ist tatsächlich so, daß Irland, obgleich es an einer unvergleichlich günstigen Handelsstraße liegt und die besten Häfen der Welt besitzt, künstlich seines eigenen Handels und der Vorteile seiner geographischen Lage beraubt wird. Berechnet man den Ertrag der aus Irland für das britische Weltreich durch Erhebung von Abgaben, namentlich aber durch Aushebung kriegskräftiger Mannschaft geflossen ist, so läßt sich wohl ohne Übertreibung sagen, daß das britische Imperium auf Kosten und durch das Blut Irlands vollendet und gesichert worden ist. Dank dieser Politik sank die

Digitized by Google

Bevölkerung Irlands von $8^1/_2$ Millionen Köpfen im Jahre 1846 auf 4 Millionen 370 Tausend im Jahre 1911, und für den Krieg, den England jetzt der Welt aufgezwungen hat, dachte es gleichfalls den Blutzoll von Irland tragen zu lassen. Solange es sich um die noch nicht überall durchsichtige Vorbereitung für diesen Krieg handelte, ist es ihm auch gelungen, den besten Teil seiner Mannschaft für Heer und Flotte aus Irland zu ziehen — der starke Prozentsatz der Iren in den Reihen der Gefangenen, die wir England abgenommen haben, ist ein sprechender Beleg für diese Tatsache — aber es läßt sich hoffen, daß diese Formen englischer Ausbeutungspolitik ihrem Ende entgegengehen.

Es gibt heute, darüber kann niemand mehr im Zweifel sein, eine für England sehr ernst zu nehmende irische Frage. Die Anzeichen ließen sich schon seit geraumer Zeit erkennen. Vor die europäische Öffentlichkeit trat als wichtiger politischer Faktor das irische Problem durch eine Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 20. November 1914. Sie teilte mit, daß ein Führer der nationalistischen Bewegung Irlands, Sir Roger Casement, dem Auswärtigen Amt die Nachricht gebracht habe, daß in Irland von der britischen Regierung autorisierte Ausführungen verbreitet würden, die besagten, „ein deutscher Sieg werde dem irischen Volke großen Schaden zufügen, da sein Land, seine Wohnstätten, seine Kirchen und seine Priester auf Gnade und Ungnade einem Heer von Eindringlingen preisgegeben sein würden, die nur Raub und Eroberungssucht leite“. Neuerliche Äußerungen Mr. Redmonds gelegentlich seiner Rekrutierungsreise durch Irland, sowie mannigfache Äußerungen der britischen Presse in Irland über diesen Gegenstand hätten — so betonte Sir Roger — weite Verbreitung gefunden und unter den Iren natürlich Befürchtungen hervorgerufen bezüglich der Haltung Deutschlands gegen Irland im Falle eines deutschen Sieges. Sir Roger bat um Abgabe einer überzeugenden Erklärung über Deutschlands Absichten Irland gegenüber, die seine Landsleute in der ganzen Welt und besonders in Irland und Amerika angesichts der beunruhigenden, von verantwortlicher britischer Seite stammenden Darlegungen wieder zu beruhigen vermöchte.

Der stellvertretende Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Geheimrat Dr. Zimmermann, hat darauf im Auftrage des Reichskanzlers folgende amtliche Erklärung abgegeben:

„Die kaiserliche Regierung weist die böswilligen Absichten, die ihr in den von Sir Roger Casement angeführten Darlegungen untergeschoben worden, auf das entschiedenste zurück und benutzt diese Gelegenheit, um die kategorische Versicherung abzugeben, daß Deutschland nur Wünsche für die Wohlfahrt des irischen Volkes, seines Landes und seiner Einrichtungen hegt.

„Die kaiserliche Regierung erklärt in aller Form, daß Deutschland niemals mit der Absicht einer Eroberung oder Vernichtung irgendwelcher Einrichtungen in Irland einfallen würde. Sollte im Verlaufe dieses Krieges, den Deutschland nicht gesucht hat, das Waffenglück jemals deutsche Truppen an die Küsten Irlands führen, so würden sie dort landen nicht als eine Armee von Eindringlingen, die kommen, um zu rauben und zu zerstören, sondern als Streitkräfte einer Regierung, die von gutem Willen gegen ein Volk beseelt ist, dem Deutschland nur nationale Wohlfahrt und nationale Freiheit wünscht.“

Schon zwei Monate vorher, am 25. September, ward auf einer Massenversammlung in Dublin beschlossen, Freiwilligenkorps zu organisieren und am Sonntag dem 27. September fand die erste Sitzung des Konvents irischer Freiwilliger im Abbey-Theater zu Dublin, unter Vorsitz des Professors Eoin Mac-Neill, statt. Sie war von Delegierten aus allen Teilen Irlands beschickt. Es wurde beschlossen, sich zu bewaffnen; eine Verfassung und eine Darlegung der politischen Grundsätze, die sie einhalten wollten, ward angenommen und endlich vereinbart, daß Vorbereitungen für die Wahl einer regierenden Körperschaft zu treffen seien, in der jede Grafschaft und die vornehmsten Städte Irlands vertreten sein sollten. Die Verhandlungen richteten sich vornehmlich gegen die Politik Redmonds und gegen die Absichten Englands, durch Einführung der Konskription Irland zur Teilnahme an dem jetzigen Kriege zu zwingen. Die endgültige Annahme der

Digitized by Google

„Konstitution irischer Freiwilliger" erfolgte am Sonntag dem 25. Oktober im Abbey-Theater zu Dublin. Sie lautete:

I. Ziel:

1. Die dem Volke von Irland gemeinsamen Rechte und Freiheiten zu sichern und aufrecht zu erhalten.

2. Zu diesem Behufe eine Kriegsmacht irischer Freiwilliger (I. V.) zu trainieren, zu disziplinieren und auszurüsten.

3. Für den Dienst Irlands die Iren jeden Glaubens, jeder Partei und jeden Standes zu vereinigen.

II. Protokoll, das jeder irische Freiwillige zu unterzeichnen hat:

1. Ich Endesunterzeichneter wünsche zum Dienste für Irland als Mitglied in die „Kriegsmacht irischer Freiwilliger" aufgenommen zu werden. Ich unterschreibe die „Konstitution irischer Freiwilliger" und verpflichte mich, jedem ihrer Artikel gehorsam zu sein. Ich erkläre, daß, indem ich mich der „Kriegsmacht irischer Freiwilliger" (Irish Volunteer Force) anschließe, ich die festgestellten Ziele der irischen Freiwilligen verfolgen werde und keine anderen.

III. Zweck und System der Organisation:

1. Die Organisation irischer Freiwilliger (I. V.) wird sich auf ganz Irland erstrecken.

2. Jede irische Körperschaft, in Irland oder außerhalb Irlands, die sich zusammenfindet, um die festgestellten Ziele zu beobachten, und die das Protokoll sowie die Konstitution der irischen Freiwilligen unterzeichnet, kann durch Wahl als Korps der irischen Freiwilligen anerkannt werden, und wird provisorisch anerkannt, wenn sie den Beitrag als Zweigverein entrichtet.

3. Ein Korps wird, nach erfolgter Aufnahme, je nach seiner Stärke, in Kompagnien geteilt werden.

4. Keine zweite Kompagnie wird in einem Distrikt, der bereits eine Kompagnie hat, aufgenommen oder anerkannt werden, bevor die erst aufgenommene Kompagnie sich zu ihrem vollen Bestande ergänzt hat, oder bis die regierende Körperschaft die Erlaubnis dazu erteilt hat.

5. Jede Kompagnie wird einen Beitrag von L. 3 jährlich zahlen.

6. Keine Kompagnie wird als permanent anerkannt werden, bevor sie zwei Monate bestanden und die von der militärischen Organisation der I. V. verlangten Bedingungen erfüllt hat.

7. Anerkannte Kompagnien werden zu Bataillonen formiert.

Folgen drei weitere Bestimmungen, von denen die letzte sagt, daß in den irisch sprechenden Distrikten das Kommando ausschließlich irisch sein soll.

IV. Regierung der I. V.

1. Gewalt, die Verfassung der I. V. festzustellen, zu verändern oder zu amendieren, hat die General-Konvention, die jährlich zusammentreten und aus je einem Delegierten pro Kompagnie bestehen wird, sowie aus allen Mitgliedern des Generalrats der I. V.

2. Der Generalrat wird aus 62 Mitgliedern bestehen, und zwar aus je einem Delegierten der 32 Grafschaften und der 9 Städte (Dublin, Belfast, Cork, Limerick, Derry, Waterford, Galway, Sligo und Kilkenny), sowie aus den 21 Mitgliedern des jetzt amtierenden provisorischen Komitees. Dieser Generalrat wird alle Monate zusammentreten.

3. 4. Präsident, Schatzmeister und die residierenden Mitglieder werden ihren Sitz in Dublin oder 10 Meilen im Umkreise der Stadt haben.

6. Die Offiziere der I. V. Kriegsmacht werden, abgesehen vom Präsidenten und Schatzmeister, von der Zentralexekutive gewählt.

7. Der Umfang der Pflichten der Zentralexekutive wird durch den Generalrat bestimmt.

8. Alle hier nicht ausdrücklich aufgeführten Funktionen und Befugnisse gebühren dem Generalrat, und einige von ihnen können vom Generalrat auf die Zentralexekutive übertragen werden.

9. Der Generalrat wird der Generalkonvention alljährlich einen geprüften Bericht vorlegen.

Dieser irische Nationalkonvent ist von 160 Delegierten unterzeichnet worden und damit ist, wie nicht zweifelhaft sein kann, der Grund für eine von England unabhängige provisorische Regierung gelegt worden. Der Gaelic American veröffentlicht die Namen aller Unterzeichner, und da der Wortlaut seiner Konstitution nichts enthält, was geradezu gegen die englischen

Digitized by Google

Gesetze verstößt, wird es Mr. Asquith schwer fallen, den Vorwand zu finden, um jener Organisation der irischen Freiwilligen entgegenzutreten. Aber der Geist, aus dem sie entsprungen ist, beunruhigt die Engländer. Sie sehen die Insel, die sie 600 Jahre lang ausgebeutet haben, sich ihrer Tyrannei entziehen und fürchten namentlich, daß ihnen die Mannschaft entfremdet wird, die sie für ihren Weltkrieg gegen Deutschland zu verwenden dachten. Irische Freiwillige für englische Regimenter sind bereits jetzt nicht mehr zu haben, und die Lage Englands wird höchst bedenklich in dem Augenblick werden, da es sich genötigt sehen wird, Truppen nach Irland zu werfen, um eine allgemeine Erhebung zu verhindern.

Dann könnte der Tag kommen, an den Sir Roger Casement glaubt, der Tag, da Deutschlands Sieg das Grab der englischen Tyrannei auf der See und der englischen Herrschaft in Irland einläutet.

„Die deutschen Geschütze" — so schließt Sir Roger seine zündende Flugschrift*) — „die zum Untergang britischer Dreadnoughts donnern, werden ein Ruf Irlands an seine verstreuten Söhne sein. Der Kampf mag auf der See ausgefochten werden, aber das Geschick wird sich auf einer Insel erfüllen. Der Zusammenbruch der britischen Flotte wird eine deutsch-irische Invasion in Irland bedeuten, und dazu soll jeder Ire, der fähig ist sich der Befreiungsarmee anzuschließen, schon heute sich bereit halten."

Daß es in der irischen Nation nicht an Kräften fehlt, die sehr wohl fähig wären, einen Staat zu leiten, groß zu machen und zu verteidigen, zeigt ein Blick auf die lange Reihe großer Namen irischen Ursprungs, die im englischen Dienste gestanden haben. Es gab ja keinen anderen Weg, um dem irischen Elend zu entgehen. General Wolfe, dem England den Besitz von Kanada dankt, war ein Ire und, um den berühmtesten Namen zu nennen, ein Ire war der Herzog von Wellington. Man hat berechnet, daß seit 1780 fünf Millionen Irländer in englischen Kriegsdiensten gestanden haben, und allein im Jahre 1798 dienten gegen 80 000 Iren in der englischen Marine; sie sind es, die die Schlacht bei Abukir geschlagen haben, und es mag als charakteristische Tatsache hervorgehoben werden, daß damals der Matrose, der irisch sprach, erbarmungslos gepeitscht wurde. In dem Heer, mit dem Wellington in Spanien kämpfte, verstand die Hälfte der Mannschaft nur irisch, was natürlich die Anwendung so drakonischen Sprachunterrichts ausschloß. Auch Indien ist zum großen Teil von irischen Soldaten erobert worden, und der jetzige Oberbefehlshaber dort, General O'Moore Creagh, ist ein Ire.

Ebenso fehlt es nicht an glänzenden irischen Namen in der englischen Literatur. Iren waren: Oliver Goldsmith, Marie Edgeworth, Thomas Moore und von den neuesten Oscar Wilde. Iren sind die Fitzgeralds, Edmund Burke und Richard Brinsley Sheridan, wer mag sie alle nennen, die O'Neill, O'Donnell, O'Connell? Es gibt kein Gebiet staatlichen und literarischen Lebens, in dem sie nicht zu finden wären. Die Rasse ist von hoher Begabung, und es läßt sich hoffen, daß, wenn sie einmal ihre Kräfte frei entfalten kann, diese Gaben der so lange unterdrückten Nation die gebührende Stellung sichern werden.

*) The Crime against Ireland and how the war may right it. New York City, Sept. 1914. Vervollständigter englischer Text der von mir veröffentlichten „Achillesferse Englands" (Verlag von Georg Reimer, Berlin).

Die österreichisch-ungarische an die kaiserlich deutsche Marine

Ihr dort oben, wir hier unten
Decken unsre alten Lande.
Hoch die Wimpel! Ihre bunten
Zungen glühn in heiligem Brande.

Heilig ist die Glut der Treue,
Heilig ist der Brand der Rache:
Ausgegossen ist der neue
Heilige Geist der deutschen Sache.

Richard Schaukal

Gaukler vor einem Dorfwirtshaus. Gemälde von Johann Heinrich Ramberg
(Im Besitz des Kestnermuseums zu Hannover)

Digitized by Google

Digitized by Google

Lebensweg der Frau Gertrudis

Von Hermine Villinger

Aus dem Rebhaus inmitten der sich weithinziehenden Reben trat eine Nonne. Kinder wollten ihr folgen, allein ein Knecht mit struppigem, vom Kopf abstehendem Haar trat ihnen entgegen.

„Laßt se go — ihr wisse, der Sunntig g'hört ihr — zuerscht kommt d'Vesper und dann i. Seid ihr brav und rührt sie nit an, dürfe au ihr komme. Aber d'Finger weg! Solltet's anfangs wisse, daß sie ihr weißes Kleid wie Zuckerbrot hütet und nit verdreckt habe will. Wie oft muß ich's euch noch sage! Mache daß ihr weiter komme, oder ich schlag' euch alle miteinander tot."

Die Kinder lachten und verliefen sich in den Reben.

Also geschah's jeden Sonntag, so oft die Nonne in ihrem weißen Ordensgewand den Rebhügel herunterschritt und ihren Weg zum alten, weitverzweigten Kastanienbaum nahm. Hier saß sie im köstlichsten Schatten, dieweil die Sonne ihre Gluten über Wiesen und Reben ergoß.

Wonnhalde hieß das liebliche, nahe der Dreisamstadt gelegene Tal, an beiden Seiten von dunkelbewaldeten Bergen umschlossen. Von Freiburg zogen sie her, sich in leichten Wellenlinien Güntherstal zuneigend, der ehemaligen Klosterstätte mit dem altersgeschwärzten Kirchturm.

Die Nonne im Schatten ihres Baumes schien den Blick nicht von dem altem Kirchturm trennen zu können. Tränen flossen ihr über die Wangen, das Gewand entlang. Erschreckt suchte sie nach ihrem Schnupftuch, sorgfältig damit über das schwarze Skapulier wischend. Sah auch immer wieder nach, ob das weiße Gewand nicht die Erde berühre, oder betastete liebevoll den schwarzen Schleier, aus dem ihr Gesicht, trotzdem sie schon Mitte der Vierzig war, noch immer rosig und kindlich in die Welt schaute.

Hinter ihr, jenseits des Wiesenlandes, ertönten die Glocken des Freiburger Münsters, das hoch über die niedrigen Häuser der alten Stadt ragte. In das tiefe Geläute mischte sich der helle Klang der Kapelle droben auf dem dicht hinter Freiburg aufsteigenden Lorettoberg. Viehherden weideten an den kahlen Abhängen, während auf der Südseite des Berges sich endlos die Reben hinzogen, den Höhen zu oder hinab zur Talmulde, wo das Rebhaus lag.

Erst als auch die ehmalige Klosterglocke zu Günthersthal ihren Ruf zur Vesper erschallen ließ, nahm die Nonne das Brevier von ihrem Schoß.

„Dixit Dominus Domino meo," beteten ihre Lippen.

Aber ihre Augen suchten doch immer wieder die Stätte ihres Wirkens, wie sie als Sakristanin des Klosters, die Arme voll Blumen, ins Gotteshaus getreten war, um für den Feiertag den Altar zu schmücken. Und hatte an die dreißig Jahre ihre Stimme auf dem Chor erschallen lassen zur Ehre Gottes, zur Freude der Gläubigen.

Da kam der Tag der Aufhebung des Klosters Güntherstal. Es war im Jahre 1806, nachdem das vorderösterreichische Land an Baden gefallen war. Die alte Sakristanin trat aus der weitgeöffneten Pforte des Gotteshauses und schritt, vor Herzweh schwankend, den schmalen Weg am Bohrerbach entlang, der Stätte ihrer Kindheit, dem Rebhaus zu. Und dachte wohl der Zeit, da sie blutjung, in aller Sommerfrühe denselben Weg gegangen war, gar flüchtigen Fußes, das Herz voll Klostersehnsucht.

Sie war die Tochter des Klostermeiers, der, im Rebhaus ansässig, die Bearbeitung der Weinberge und die Zubereitung des Mostes zu überwachen hatte. Groß war der Rebenbesitz des Klosters. Auch im Tal die Matten, der rauschende Bohrerbach, die Wälder gegen den Schauinsland hinauf, alles Klostergut.

Sechs Kinder tummelten sich auf dem kleinen Platz vor dem Rebhaus. Regele war das älteste. Das jüngste hatte der Mutter das Leben gekostet. Die Großmutter verließ ihr liebes Freiburg und zog die Kinder ihrer Tochter auf. Mit dem Schwiegersohn stand sie nicht auf dem besten Fuß, blieb aber immer still und gelassen,

Digitized by Google

wenn er noch so sehr tobte und wüst tat. Dies war ihm wohl die nötige Reaktion, da er im Verkehr mit dem Kloster mehr Sanftmut und Untertänigkeit aufwenden mußte, als er in Wirklichkeit besaß.

Die Großmutter war den Kindern alles. Sie ließ fünfe grad sein und nicht gern einen schönen Tag vorübergehen, ohne mit ihrer kleinen Bande nach Freiburg zu ziehen, wo sie jeden Menschen kannte und jedes Haus liebte und jeden Stein — und an jeder Straßenecke ein altes Kamerädle traf. Verloren die Kinder die Geduld ob der nicht enden wollenden „Ständerle" der Großmutter, stopfte diese im nächsten Bäckerladen den Enkeln den Mund. Kamen sie heim, stand der Meier unter der Türe und schimpfte über das ewige nach Freiburg Laufen, statt das zerrissene Sach zu flicken, das haufenweis drinnen liege. „Geschieht alles, wenn's regnet," sagte die Großmutter, bereitete die Abendsuppe und erzählte den Enkeln beim brennenden Kienspan Sagen und Spukgeschichten ihrer Heimat.

Und wenn sie auch nicht tüchtig war, es gab keine glücklicheren Kinder als ihre Enkel, obwohl sie in ungeflicktem Zeug herumliefen. Auch kannte sie keine Strenge und wehrte den Kindern nie. Darum hatte Regele keine Hilfe an der Großmutter, wenn die um ein Jahr jüngeren Brüder, Zwillinge, ganz nach der derben Art des Vaters, über sie herfielen und ihr Vesper- oder Neunebrot aus den Händen rissen. Sie mußte nach dem Friedli schreien, dem jungen Knechtlein. Der kam mit seinen langen Beinen hurtig herbei und half dem Regele zu seinem Recht. Brachte ihr auch zur Herbstzeit heimlich die schönsten Träuble.

Nun geschah's aber, daß sich die Nonnen von Güntherstal für das liebliche Töchterlein ihres Meiers zu interessieren begannen. Es hatte stets zum Geburtstag der Frau Äbtissin einen Strauß gebracht. Das letztemal aber hatte es gar ein Liedlein zur Gratulation gesungen, und die Frauen glaubten nie eine lieblichere Stimme gehört zu haben. Die Priorin und Singmeisterin erbot sich sofort, dem Mägdlein Unterricht zu erteilen, die Stickerinnen zeigten sich bereit, ihm die Kunst der Handarbeiten zu übermitteln.

Nun ging das Regele täglich den Weg am Bohrerbach entlang. Ach wie es eilte, aus dem lauten Heim weg in die stille Welt des Klosters zu gelangen! Eine Welt der Schönheit, ein Paradies. Auf leisen Sohlen kamen und gingen die Nonnen, leis' waren ihre Stimmen, ihr ganzes Tun und Treiben. Gar anders war's als daheim, wo sich ihr die Buben an die Zöpfe hingen oder ihr den Apfel vom Mund weg stahlen. Das Regele träumte Tag und Nacht vom Kloster. Die geringste Magd hätte es dort sein mögen, und auch dafür erschien es sich nicht würdig genug.

Die junge Klosterschülerin bemühte sich, die leise Sprechart der Nonnen nachzuahmen, balgte sich aber schon im nächsten Augenblick mit ihren Brüdern, die sie auslachten. Oder sie vergaß ihrer lieben Klosterfrauen, war gut Freund mit ihren Brüdern und zog mit ihnen auf den Raub aus, wenn die Obstbäume auf Feld und Wiesen reife Früchte zeigten. Und 's Regele saß zuerst droben in den Zweigen, denn an Hurtigkeit machten's ihr die Brüder nicht nach.

Dann gab's Stunden, da seufzte sie über das laute Toben des Vaters, über das Geschrei der Kinder und ihre ewigen Händel. Und wie schlug der Vater gleich drein, oft bloß weil er schlechter Laune war.

Im Kloster aber wurde nur leiser Tadel dem Regele zuteil, wenn die Arbeit der ungeübten Finger nicht nach Wunsch ausfiel. Streckte die Frau Singmeisterin den Kopf zur Türe des Arbeitssaales herein und rief das Regele zur Gesangsstunde — verwundert sahen sich die Nonnen an, wenn das Mädchen so fröhlich und sonder Scheu mit der Frau Priorin davon ging.

Diese bekleidete nach der Äbtissin die höchste Stelle im Kloster und war eine strenge, furchteinflößende Frau. Man wußte, ihre Gebete wirkten Wunder.

Klein, behende, erschien die Priorin immer da, wo man sie am wenigsten erwartete. Ihren tiefliegenden Augen, deren Blick einen seltsam düsteren Glanz ausstrahlten, blieb nichts verborgen.

Nun kam dies Kind, klar wie der Tag. Es wußte nichts von Furcht und setzte bei diesen von ihm so demütig angestaunten Frauen nur Liebe und Güte voraus. So geschah's, daß auch der Priorin unwillkürlich die Strenge aus dem Blick wich und

Digitized by Google

die Musikstunden den beiden zur Freude wurden.

Nur die Äbtissin hatte manchmal einen Tadel für das nach ihrer Ansicht viel zu laute und ungebundene Regele. Man hörte es durch den ganzen Korridor lachen, oder es unterstand sich gar, in dem stillen Haus zur Unzeit zu singen.

Die Äbtissin war eine große, schlanke Erscheinung; ihre feinen weißen Hände schienen wie zum Beten geschaffen. Ihr Kommen und Gehen, ihre Kniebeugungen vor dem Altar, beim Ergehen im Garten inmitten ihrer Frauen — es war immer schön. Und obwohl ihre Stimme auch beim Tadeln leise und verschleiert klang, ihre sonst so sanften Augen konnten plötzlich scharf blicken, wenn eine der Nonnen dem Vorbild, das die Äbtissin gab, nicht gerecht wurde und so den Schönheitssinn der hohen Frau verletzte. Auch verbarg sie ihre Vorliebe nicht für jene, die sich ihrem Wesen anpaßten. Insbesondere waren es zwei aus einer verarmten Adelsfamilie stammende Schwestern, Marie Therese und Cäcilia, die sich als Bevorzugte der Frau Äbtissin betrachten durften. Sie waren in ihrem Auftreten, in ihren Bewegungen kaum noch von der Äbtissin zu unterscheiden, hatten es sogar fertig gebracht, den verschleierten Ton ihrer Stimme nachzuahmen.

Im übrigen ließ die Äbtissin ihre Frauen gewähren, und diese hätten sich leicht einem allzu behaglichen Lebenswandel ergeben, wenn die Priorin nicht gewesen wäre.

Die Priorin duldete keinen Müßiggang, übte allerorts die Strenge, die der Äbtissin abging, und man hatte nie erlebt, daß sie sich eine persönliche Vorliebe hätte zuschulden kommen lassen.

Sie hatte nur eine Leidenschaft — die Musik. Eine schöne Stimme erweckte in ihrem Innern Gefühle glühendster Begeisterung, denn in ihren Augen trug nichts so sehr zur größeren Ehre Gottes bei als ein seine Größe und Herrlichkeit verkündender Gesang.

Das Kloster besaß eine Bibliothek uralter, in Schweinsleder eingebundener Bücher. Ebenso einen Schatz alter Partituren kirchlicher und weltlicher Musik. Die Priorin wurde nicht müde, unter diesen Schätzen Umschau zu halten, und manch wertvolles Stück fiel in ihre Hände. Sie ließ die vergilbten Notenblätter von den jüngeren Nonnen abschreiben und richtete auch die weltlichen Gesänge für die Kirche ein.

Lange hatte sie für die Soli keine geeignete Stimme gehabt, und deshalb konnte sie Gott nicht genug danken, in des Meiers Tochter eine Schülerin gefunden zu haben, deren Stimme sich für den Klostergesang auf das herrlichste eignete.

Und so sang die junge Klosterschülerin eines Tages oben im Chor das Solo nach der Wandlung, und allen Lauschenden ward wundersam zumute.

Als Regele das Chor verließ, erwarteten sie die Nonnen im hochgewölbten Kreuzgang und überschütteten sie mit Lob, wichen jedoch bescheiden zurück, als die Priorin erschien, um deren Lob den Vorrang zu lassen.

Zu aller Erstaunen sprach sie jedoch kein Wort, sondern legte nur wie besitzergreifend die Hand auf die Schulter ihrer Schülerin, die Lippen leise im Gebet bewegend.

Regele wußte nicht, wie ihr geschah — eine unbeschreibliche Freude und zugleich ein unbeschreibliches Leid erfaßte ihre Seele. Sie brach in lautes Weinen aus, und als die Äbtissin einherschritt, langsam, das goldene, reich mit Steinen besetzte Kreuz auf der Brust, in denen sich die Sonne spiegelte, da sank Regele vor der hohen Frau in die Knie und flehte: „O nehmet mich auf in Euer heiliges Haus als Eure letzte Magd."

Die Äbtissin sah auf das blonde Mägdlein nieder und wandte sich an die Priorin.

„Solltet Ihr wirklich der Meinung sein, dieses Mägdlein eigne sich für den Dienst Gottes?"

„Ihre Stimme wird seine Ehre verkünden wie keine unter uns es kann," gab ihr die Priorin zur Antwort.

Die Äbtissin besann sich einen Augenblick, dann meinte sie in etwas zögerndem Tone: „So sei der Versuch gewagt —"

Ich habe sie mir von Gott erbetet," sprach die Priorin mit leiser Stimme, und ihre Augen leuchteten.

⌘ ⌘ ⌘

Der Meier machte seinem Kinde keine Schwierigkeiten. Fühlte er sich doch nicht wenig geehrt, daß man im Kloster, das fast aus lauter adeligen Damen bestand, eines

Digitized by Google

Untergebenen Tochter aufzunehmen geruhte.

Die Großmutter nickte und sprach: „Gott dienen geht über Welt dienen," und weinte in ihre aufgehobene Schürze hinein.

Im nächsten Augenblick jedoch lachte sie laut auf, denn bei ihr war wie bei Regele Lachen und Weinen in einem Säckle.

„Wie willsch's denn au mache im lange Klosterkleid," wandte sie sich an das zierliche Mägdlein, das keinen Augenblick ruhig stand, „Fegnestle, das du bisch — keine Minut Ruh — treppauf, treppab — am Berg drobe — in den Rebe drunte — alleweil wie's Wiesel — überall und nirgends — Selb nimmt mich wunder —"

„Gott wird mir schon die Gnad' gebe," sagte das Regele.

Um sie her weinten und schrien die Kinder und hingen sich an sie. Besonders die lang aufgeschossenen Zwillinge brüllten und gebärdeten sich wie von Sinnen und erdrückten die Schwester fast in der Angst, sie möchte gleich auf und davon gehen.

Nebenan in der Küche, die offen stand, brüllte der Friedli. In der Herdecke hockte er, von Zeit zu Zeit die Faust gegen die rußige Decke schüttelnd.

„Mit uns isch's aus, lieber Herrgott, was brauchsch mir mine z'nehme! Hasch nit g'nug heilige Wibslütt im Himmel drobe, musch au mine noch habe —"

Er brüllte so laut, daß er das Geschrei in der Stube noch übertönte. Die Großmutter kam mit dem Kleinsten auf dem Arm unter die Küchentüre.

„He, wer wird au so wüscht tun," schalt sie, „schäm' Er sich, dummer Kerli —"

Der Friedli hatte die Knie unters Kinn gezogen.

„Do hockt's," stieß er hervor und schlug sich gegen die Brust, „es isch die inner Stimm, und die inner Stimm hat recht — 's Regele g'hört mir —"

Das junge Ding erschien unter der Türe.

„Ich mag kein irdische Bräutigam, ich will den himmlische —" sprach's patzig.

Da fing der Friedli von neuem an zu brüllen, und die Brüder halfen mit.

Der Meier kam herbei, teilte rechts und links Ohrfeigen aus und holte den Friedli aus der Ecke.

„Gott solle ihr danke, daß ich eins versorgt weiß, und nit brülle wie's dumm Vieh, das nix versteht —"

„Fort lass' ich's nit," brummte der Friedli beim Gehen.

„Musch halt vor Tag aufbreche," riet die Großmutter dem Regele, „im Friedli geb ich e wenig Mohn in Wein — ein gut's Mittele — helf mir selber damit, wenn ich nit schlofe kann —"

Das Regele stand vor Tag auf und zog sein Sonntagszeug an. Zwei Hemdlein nahm's aus der Lade, ein paar Halstüchle. Seine Augen waren dick verschwollen vom Weinen, denn nun es gehen sollte, ward's ihm gar schwer. Leise, die Schuhe in der Hand, ging's zum Bett der Großmutter, die mit im Zimmer schlief. Regele mußte sich über das Bettchen der beiden Kleinsten beugen, um der Großmutter Lebewohl zu sagen. Die alte Frau streckte die Hand aus, die Regele gegen das nasse Gesicht drückte, dann sank sie in die Knie, und die Großmutter schlug das Kreuzzeichen über die Enkelin.

„Ich segne dich im Name des Vaters, des Sohnes und des Heilige Geistes."

Das Regele schritt behutsam durch die mittlere Stube, wo die größern Geschwister lagen, zum Vater hinüber, der ihr wie die Großmutter seinen Segen erteilte, aber leise, mit gegen die Wand gekehrtem Gesicht.

Kaum daß Regeles Füße die Holztreppe berührten, dann stand's drunten im ersten Tagesgrauen. Hurtig huschte es zwischen den Rebstecken hindurch zum Bach, der lustig durch die Brombeerstauden glitzerte. Der Weg daneben zog sich wie ein grauer Streifen neben dem Schwarz der Berge hin. Eine Amsel sang. Erst eine. Der Bach rauschte. Sonst kein Laut weit und breit.

Regele hatte die Schuhe angezogen — Aber ach — was war das nur mit einemmal — warum kam's so langsam von der Stelle, als hielten hundert Hände sie fest und wollten sie nicht lassen? Dem Regele stockte der Atem — Es fiel ihr plötzlich ein — Hatte des Vaters Stimme nicht gezittert, als er ihr den Segen gab — Und die Großmutter, ach Gott, die Großmutter mit ihren Geschichten — mit ihrem Lachen — Und die Buben und die Kleinen — Jesus Maria, wenn sie aufwachten und sie war nicht mehr da — Und der Friedli —

Digitized by Google

Sie lief rascher.

„Er wird doch nit aufwache — das darf nit sein — der dumm' Friedli — was will er denn, was meint er denn — o heiliger Gott," stöhnte sie auf, „warum sind meine Füß so schwer auf dem Weg zu dir, warum klopft mein Herz so bang — Ich weiß, ich weiß — holt mich der Friedli ein, ist's aus —"

Sie sah sich um — weit hinten im Dämmerschein eine dunkle Gestalt, ganz klein noch — Regele lief, was sie konnte — und plötzlich, sie wußte nicht, wie ihr geschah, waren ihre Füße leicht, ganz leicht — Sie stand vor dem Kreuz von Güntherstal. Mächtig erhob sich's bis hinein in die Zweige der uralten Eiche. Das Regele eilte weiter an den paar Bauernhäuschen vorbei —

„Ich fühl's, o ich fühl's," atmete sie auf, „jetzt betet die Frau Priorin für mich."

Atemlos rannte sie durch den großen Torbogen des vorderen Klosterhofes — Noch hundert Schritte, und sie stand vor der Pforte –

„Du großer Gott, noch kein Licht, noch alles still — niemand, der öffnet — und ich hör' ihn — hör' den Friedli —"

Sie griff nach dem Klopfer. Doch bevor sie sich dessen bediente, öffnete sich die Pforte. Die Priorin erschien, nicht die Pförtnerin, zog das Regele über die Schwelle und warf das schmiedeeiserne Tor hinter ihr zu.

⌘ ⌘ ⌘

Als die Tochter des Klostermeiers bei den Cisterzienserinnen in Güntherstal Aufnahme fand, stand das Ordenshaus nicht mehr auf seiner Höhe. Schon Kaiser Josef hatte den Cisterzienserklöstern in seinen vorderösterreichischen Landen das Einkleiden neuer Nonnen verboten. Von den dreißig Frauen, die Regele im Kloster fand, hatten nur die Hälfte ihre Profeß gemacht, die übrigen durften jedoch mit Erlaubnis des Bischofs von Freiburg das Ordensgewand tragen.

Die älteren Frauen, besonders die Priorin, hatten schwere Heimsuchungen in ihrem Kloster durchgemacht. Wenn sie auch nur die Ausläufer harter Kriegszeiten miterlebt, so wußten sie doch von ihren Vorgängerinnen, welche Schicksale das im Jahre 1221 gestiftete Kloster in seinen Annalen aufgezeichnet hatte. Zweimal verließen die Klosterfrauen im Dreißigjährigen Krieg aus Furcht vor den Schweden die Gegend, bei ihren Anverwandten oder in fernen Ordenshäusern Unterkunft suchend. Völlig verarmt, wie auch das nahe schwergeprüfte Freiburg, dessen Heimsuchungen Günthersstal stets teilen mußte, bauten die Klosterfrauen ihr Haus wieder auf. Kaum war's erstanden, kamen die Franzosen. Während der Belagerung von Freiburg plünderten sie das Tal völlig aus. Selbst die Gräber in der Klosterkirche wurden durchwühlt und die bleichen Gerippe altehrwürdiger Äbtissinnen lachend ans Tageslicht gezerrt.

Mit dem Frieden erholten sich die Bevölkerung und auch die Klöster. Aber bei den Cisterzienserinnen war mit dem Verbot neuer Einkleidungen eine große Kümmernis eingezogen, ein dumpfes Ahnen kommender Schicksale.

Wenn die Äbtissin mit ihren Frauen im Kreuzgang oder Garten lustwandelte, sprach sie zuweilen von der tiefen Angst in ihrem Innern, das Kloster, ihre geliebte Heimstätte, könne ihnen eines Tages genommen werden. Und sie forderte ihre Frauen auf, in dieser Hinsicht alle ihre Gebete zu opfern, sozusagen Gott Gewalt anzutun, auf daß er die Heimstätte der ihm geweihten Seelen in seinen besonderen Schutz nehme.

„Habe ich es mir doch immer als ein absonderliches Glück ausgemalt," sprach die hohe Frau, „einstmals von den Höhen des Himmels, wenn Gott seiner demütigsten Magd Einlaß gewähren mag in die ewige Glückseligkeit, mein Auge ohn' Unterlaß auf unser geliebtes Kloster zu richten und dessen Gedeihen mit meinen Gebeten zu befördern —"

Ein helles Gelächter ertönte aus der hintersten Reihe der Nonnen, wo man allerdings die Reden der Äbtissin nicht zu hören vermochte.

„Das ist wieder Schwester Regina," wandte sich die hohe Frau an die neben ihr schreitende Priorin, „ich kann mir nicht helfen, dies Kind kommt mir nicht prädestiniert vor."

Die Priorin, die Hände unter dem Skapulier, zuckte ein wenig die Achsel.

„Ehrwürdige Mutter, sollte sie nicht allein schon durch ihre Stimme berufen sein?"

Digitized by Google

„Aber die Konduite?“

„Ehrwürdige Mutter, Gesang ist hundertfacher Gottesdienst.“

Die Äbtissin schwieg.

Hinter den Klosterfrauen gingen die zwei Novizinnen, Schwester Anna und Schwester Regina. Das weiße Häubchen saß ihr immer schief. Ach, und wie sollte sich das quecksilberne Regele in diese langsamen, gemessenen Schritte fügen? Sie lief da- und dorthin, verbarg sich hinter den Sträuchern im Garten, hinter den Pfeilern des Kreuzgangs. Sie packte die stille, ernste Schwester Anna beim Arm und lachte, lachte ohne jede Ursache, bloß weil sie jung war und voller Leben.

Die Priorin, die auch das Amt der Novizenmeisterin hatte, vergaß immer wieder auf die Konduite ihrer Schülerin zu achten, aus purer Freude an deren sich herrlich entwickelnder Stimme. Die junge Novizin war eifrig bei der Sache, lernte auch das Fortepiano und auf der Harfe spielen, nur um sich des Umgangs mit den so hoch über ihr stehenden Frauen würdig zu zeigen. Gab es doch solche, die in lateinischer Sprache die Geschichte des Klosters von dessen Entstehung an in messingbeschlagenen Folianten eintrugen. Andere waren eifrige Malerinnen von Heiligenbildern, fleißige Stickerinnen wundervoller Meßgewänder. Die überbeschäftigte Rentmeisterin zog jüngere Gehilfinnen heran, und die Priorin und Singmeisterin bildete mit unermüdlicher Geduld auch das schwächste Stimmlein aus und dankte Gott, daß in der Novizin Regina endlich eine auserlesene Stimme die Herrlichkeit Gottes pries. Denn seit sie selber ihre Stimme verloren hatte, die gewaltig und wuchtig war und einen seltsam drohenden Klang hatte, daß die Menschen eine Ahnung von den Posaunen des Jüngsten Gerichtes überkam, seither hatte es keine Stimme mehr gegeben, die die oft so schwierigen alten Kirchengesänge hätte singen können.

Und nun ertönte Regeles Stimme vom Chor, und dieselben Lieder, die einst aus der Singmeisterin Mund die Seelen in Schrecken versetzten, jetzt machten sie die Herzen weit und froh. Denn gar licht und klar stieg diese junge Stimme zur Decke der Kirche empor, das ganze Gotteshaus bis in den letzten Winkel erfüllend.

Indes niemand bemerkte, auch die Priorin nicht, die die Orgel spielte, daß die junge Novizin vorn im Chor gar eifrig durch das Gitter lugte, nach jener Bank hin, wo die Ihren saßen. Ach der liebe, immer runder werdende Rücken der Großmutter! Und Vaters dichte Haare, was war nur aus denen geworden? Wie unschierig gebärdeten sich die Brüder — sie mußte fast lachen — Und die kleinen Schwestern, wie wuchsen sie aus ihren Kleidern heraus — Mit Großmutters Augen mußte es nicht mehr gut stehen, das zeigte sich am Äußern der Geschwister. Ja, und der Friedli — der Friedli kniete nicht länger zu seiten der Bank. Das wußte Regele, er war in die weite Welt gewandert — der dumme Friedli, was hatte er denn gemeint?

Allsonntäglich sah sie so hinunter und freute sich auf die Ihren und kränkte sich um sie, weil sie ihr so gedrückt, so schwerlebig erschienen.

⌘ ⌘ ⌘

Aus dem Regele war mit der Zeit Frau Gertrudis geworden. Die Gelübde hatte sie gleich den übrigen jüngern Nonnen nicht ablegen dürfen, aber das Ordenskleid hatte man ihr gegeben. In schweren Falten floß der weiße Rock ihr von den Hüften. Der seines Haarschmucks beraubte Kopf war eingehüllt in feines weißes Linnen, das nur das rosige Gesicht unterhalb der Augenbrauen bis zum Kinn freiließ. Aber sie verletzte durch ihre raschen Bewegungen, die im Klosterkleid noch auffälliger wirkten, immer wieder den Schönheitssinn der Äbtissin. Das trug ihr manchen Tadel ein. Und wenn auch Frau Gertrudis unter heißen Reuetränen Besserung versprach, in einer Stunde war alles wieder beim alten. Sie lachte zu laut, ihr Schleier war immer in fliegender Bewegung.

„Nehmt Euch Frau Marie Therese und Frau Cäcilia zum Vorbild,“ ermahnte die Äbtissin die kleine rosige, so wenig ihrem Sinn entsprechende Nonne, „sie sind kaum älter als Ihr, und wie würdig ist ihr Benehmen. Weinen sie nicht den ganzen Tag, wenn sie glauben, meine Mißbilligung verdient zu haben, während Ihr, Frau Gertrudis, schon wieder lacht, kaum daß ich Euch meinen Unwillen kundgetan.“

Digitized by Google

Frau Gertrudis preßte ihre kleinen, runden Händchen fest gegen den Magen und gab sich die erdenklichste Mühe, ihre raschen Schritte in gemessene zu verwandeln. Ach, nicht lange war's her, daß sie barfuß über die sommerlichen Matten lief und die Füße im klaren Bach badete.

Jetzt lag eine tiefe Schneedecke über Berg und Tal. Frau Gertrudis dachte der Zeit, da sie und ihre Brüder auf kleinen Holzschlitten von den Bergen heruntergesaust waren. Sie vergaß wieder einmal ihre Klosterwürde und baute einen herrlichen Schneemann auf im Kreuzgärtchen. Dann rief sie alle Klosterfrauen zusammen und zeigte ihnen ihr Werk.

Kopfschüttelnd sah die Äbtissin dem Treiben zu.

„Die Stimme macht es nicht allein," wandte sie sich an die Priorin.

„Ehrwürdige Mutter, die Konduite auch nicht," gab ihr die Priorin zur Antwort mit einem Blick in das nichtssagende Gesicht der Frau Marie Therese.

Eines Tages war die kleine rasche Frau Gertrudis wie verwandelt. Ihr Lachen war verstummt, ihre hellen Augen blickten trübe. Die Priorin drang in sie, ob ihr etwas fehle. Aber nicht um die Welt hätte Frau Gertrudis verraten, wie sehr ihr Herz noch an den Ihren hing.

Seit zwei Sonntagen fehlte die Großmutter in der Kirche. War sie krank? Frau Gertrudis hatte keine ruhige Stunde mehr. Als die Großmutter auch am dritten Sonntag fehlte, gab es für Frau Gertrudis nur noch das eine: Ich muß wissen, wie's um die Großmutter steht —

Der Vater kam jeden ersten Samstag im Monat ins Kloster, um mit der Rentmeisterin zu verhandeln.

Auf die Gefahr hin, sich eine Strafe zuzuziehen, trieb sich Frau Gertrudis im Kreuzgang herum, von Zeit zu Zeit an der Pforte horchend, die die Klausur von den äußern Klosterräumen trennte. Sie wußte, der Vater mußte da draußen immer eine Weile auf die Rentmeisterin warten. So hörte sie eines Tages sein ungeduldiges Auf- und Abschreiten vor der Türe der Klausur. Sie öffnete rasch.

„Vater —"

„Was, Regele, du bisch's —" flüsterte er in den Spalt.

„Ich hab' keine Ruh — sag', was ist's mit der Großmutter?"

„Hm, sie isch halt so voll Unruh. Den Weg zu dir kann sie nimmer mache — sie hat's in den Füß. Jetzt kann sie's nit erwarte, bis der Schnee weg isch — dann fahre sie die Kinder her —"

Die Rentmeisterin kam. Sie schloß die Türe zwischen Vater und Tochter.

„Es tut mir leid," sagte sie zu Frau Gertrudis, „ich muß Euer Vergehen der Frau Äbtissin melden."

Frau Gertrudis trat in das Zimmer der Äbtissin, die sie hatte rufen lassen. Die Priorin saß neben der hohen Frau am Schreibtisch.

Eine Weile wartete Frau Gertrudis mit gefalteten Händen an der Türe. Dann erhob die Äbtissin das Haupt.

„Bereut Ihr Euer Vergehen?"

„Ich — ich —" stammelte Frau Gertrudis, „ich war so in Angst um die Großmutter —"

„Frau Gertrudis," nahm die Äbtissin nach einer Pause das Wort, „Ihr habt Euer Gelübde nicht abgelegt — wenn Ihr mehr an Euern Angehörigen als an Gott hängt, ich halte Euch nicht —"

Frau Gertrudis schluchzte laut auf.

„O Frau Priorin, Frau Priorin," wandte sie sich an ihre Lehrerin, „bittet für mich —"

Man hieß sie gehen, und sie lebte in Furcht und Angst, was mit ihr geschehen würde. Tag und Woche vergingen, es geschah nichts. Da atmete sie auf und dachte nichts andres als: die Großmutter kommt — die Großmutter kommt —

Der Schnee lag nur noch auf den Bergen, das Tal was frei, als Frau Gertrudis die Erlaubnis erhielt, die Ihren im Sprechzimmer zu sehen.

Da saß die Großmutter, warm eingewickelt bis an den Hals, inmitten ihrer Enkel.

Sprachlos staunten sie die junge Nonne jenseits des Gitters an.

Plötzlich weinte die Großmutter und sagte: „Es isch keins von unsrer Sipp noch so erhöht worde," und fügte gleich darauf lachend hinzu: „O Herrjerum, mer kennt dich jo fascht nimme — wie ein Muttergottesle hockst da —"

Nun mußte auch Frau Gertrudis lachen,

Digitized by Google

obwohl ihre Wangen naß von Tränen waren. Schnell griff sie in die Tasche und reichte den Geschwistern Klostergutsele durchs Gitter.

Dann fragte sie nach den großen Brüdern.

Die Großmutter sagte: „Sie wolle nit ins Kloster, 's sind gar unschierige Kerle. Aber der Friedli isch schon zweimol aus der Fremd komme — zu hinterscht in der Kirch ischt er g'stande am Sunntig, wenn du g'sunge hasch un allemal wieder davon g'loffe — die Klosterglocke mache ihn verruckt — hat er g'sagt — Jo, jo —" seufzte sie und schaute bekümmert vor sich hin.

Frau Gertrudis griff durchs Gitter nach der Hand der alten Frau.

„Großmutter, warum seid Ihr au so traurig?"

Die alte Frau brach in Tränen aus. „Ich bin halt schon so lang nimme in meim Freiburgle g'si — Sie habe mir wohl ein Bänkle zimmert am Bach, daß ich da sitze kann und 's Münster sehe. Aber sonst seh ich halt nix. Schau, Regele, weil du jetzt unserm Herrgott so nah stohst, tu mir den G'falle und erbitt mir ein Plätzle im Himmel, wo ich so recht bequem nabschaue kann, mitte in mei Freiburgle nei, bis ins letzt Gäßle. Sonst mach ich keine Ansprüch. B'hüt dich Gott —"

Frau Gertrudis sah der alten Frau nach, wie sie müden Schrittes zur Türe ging.

Als sie allein war, weinte und schluchzte sie wie ein Kind. So fand sie die Priorin.

„Was ist Euch?" fragte diese.

„Ich seh die Großmutter nimmer," stieß Frau Gertrudis unter Tränen hervor.

„Hm, hm," machte die Priorin, „so wenig los noch von der Kreatur. Gehet in Eure Zelle und waschet Euer Gesicht, damit Euch die ehrwürdige Mutter nicht in dieser Verfassung sehe."

Frau Gertrudis gehorchte.

Die Priorin, die wohl wußte, daß dem in Freiheit aufgewachsenen Landkind Bewegung Notwendigkeit war, brachte die Äbtissin dazu, Frau Gertrudis das Amt der Sakristanin anzuvertrauen, da die bisherige Sakristanin alt und gebrechlich geworden war.

So in der Sorge für den Garten, im Schmücken des Altars vergaß sich Frau Gertrudis noch am ehesten. Ganze Arme voll Blumen brachte sie aus dem im Frühlingsschmuck prangenden Garten. Auch übte sie neue Gesänge ein, für sich oder mit anderen Nonnen, und wenn die Priorin ihr die Schulter klopfte als Anerkennung ihres Fleißes, so wandte ihr Frau Gertrudis den Blick mit der heißen Frage zu: Wie steht's um die Großmutter?

Eines Tages nahm die Priorin Frau Gertrudis fest bei der Hand und führte sie den Korridor entlang, zur Zelle der Frau Äbtissin.

„Seid stark," sprach sie, „zeigt der ehrwürdigen Mutter, daß Ihr eine Berufene seid. Anders würdet Ihr mich Lügen strafen. Meine Gebete begleiten Euch."

Frau Gertrudis vernahm aus dem Munde der Äbtissin, daß die Großmutter gestorben sei und für sie eine Totenmesse angeordnet werde.

Die hohe Frau behielt Frau Gertrudis fest im Auge, und diese mußte sich über sich selbst wundern, denn sie vergoß keine Träne und verließ das Zimmer aufrecht wie sie gekommen war, nachdem sie der ehrwürdigen Mutter die Hand geküßt hatte.

Draußen stand die Priorin. Ihre Hände zitterten, ihr Gesicht war bleich bis in die Lippen.

Ihr Anblick ließ Frau Gertrudis einen Augenblick ihres eigenen Schmerzes vergessen. „Seid Ihr krank?" rief sie aus.

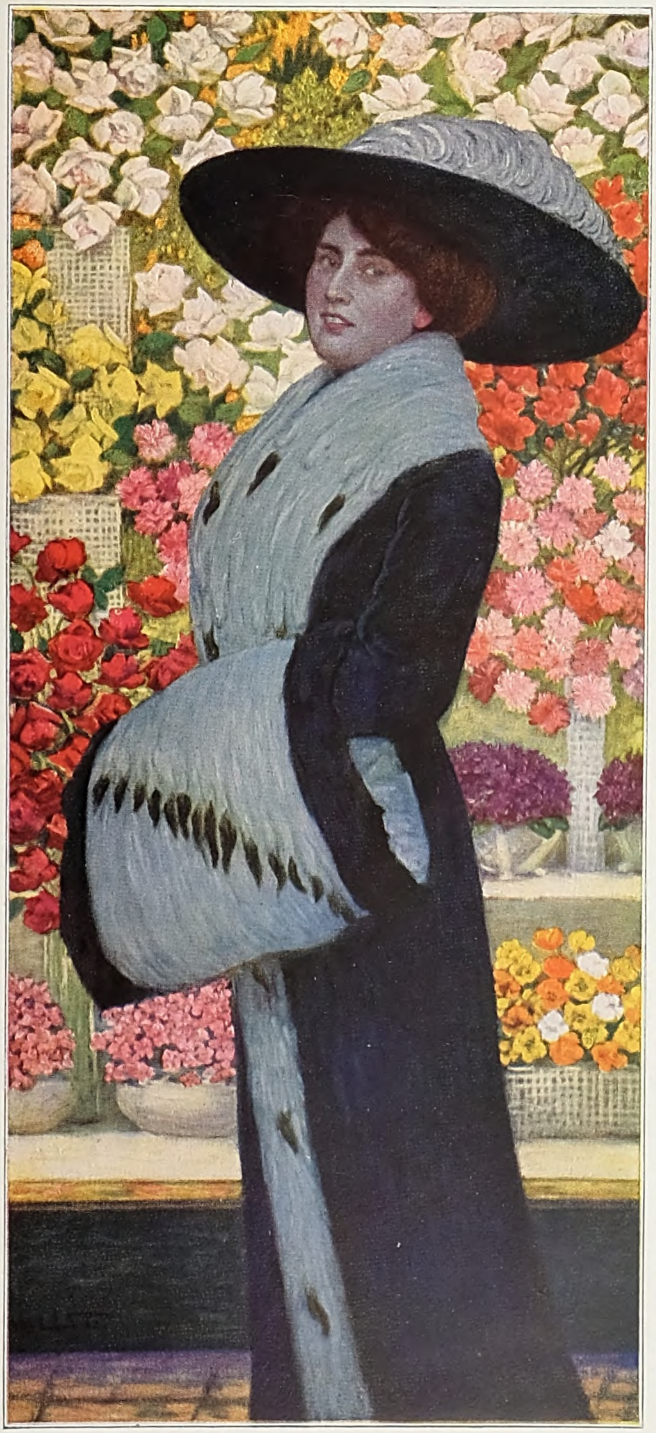
Die Priorin schüttelte das Haupt. „Es kostet mich immer ein Stück Leben, Gott Gewalt anzutun."

Vater und Geschwister kamen, um von Frau Gertrudis Abschied zu nehmen. Die Priorin saß neben ihr hinter dem Gitter. Vor draußen stand der Vater mit hohlen Wangen, die Geschwister abgemagert, heruntergekommen. Die Brüder, die sie so lange nicht gesehen, waren Männer geworden, trotzig und finster, lange, magere Handgelenke ragten aus den zu kurzen Rockärmeln.

Frau Gertrudis schämte sich ihrer runden Wangen und versteckte die weißen Hände in den Ärmeln ihres tadellosen Gewandes. Sie konnte nicht sprechen. Sie wußte, sie hätte schreien müssen vor Weh, wenn sie den Mund aufgetan hätte.

„Ich hab's im Mage," klagte der Vater, „'s isch aus mit der Schafferei — Ja, wenn der Friedli noch da wär — die zwei Große,

Digitized by Google



Vor der Blumenhandlung. Gemälde von Wilhelm List

Digitized by Google

Digitized by Google

die lasse sich vom Vater nix mehr sage — und verstehe doch nix — Besonders der Xaver, der isch der ärgscht —"

„Ich hab die Hungerleiderei satt," preßte dieser hervor, „ich will in d' Welt 'naus —"

„Was sind das für Reden?" fiel ihm die Priorin streng ins Wort.

„Bei uns geht's halt nit so fein zu wie im Kloster," begehrte Xaver auf, „mir druß habe 's nit so leicht. Schaut's Regele nit aus wie's blühend Lebe und mir wie die siebe magere Küh? Könne lang bitte und bettle um einen neue Rock — der Vader gibt uns kein —"

„Woher nehme," fiel ihm der Meier ins Wort, „geht 'naus, geht 'naus in d' Welt — Mei Kraft isch hin — ein ruhig's Stüble zum Ausruhe im Spital — darum sollsch Fürbitt' für mich einlege bei der Frau Äbtissin, Regele, daß sie dafür aufkommt. Für die Meidli isch g'sorgt — die Kamerädli von der Großmutter nehme sie auf und lehre sie diene. Die Bube solle schaue, wie sie fortkomme. Das wär's. Wege meiner Entlassung hab ich schon mit der Frau Rentmeisterin g'sproche. So b'hüt dich Gott, Regele."

Er streckte die Hand durchs Gitter.

Hastig reichten auch die anderen der Schwester die Hand und eilten dem Vater nach.

Frau Gertrudis brach in die Knie. „Ich sollt' ihnen helfen," schluchzte sie, „ich sollt' sie nicht verlassen —"

Die Priorin legte die Hand auf ihre Schulter. „Meine Tochter, so überlegt, wie Ihr ihnen helfen könntet. Nehmt Euch Zeit und fragt Euch: Was habe ich gelernt, um mein Brot draußen für mich und andere zu verdienen? Eure schöne Stimme, wie wollt Ihr sie verwerten? Wie wollt Ihr draußen in der Welt den richtigen Weg finden? Sind nicht Frauen da, die Eure Schwestern zu Dienerinnen erziehen wollen — Könntet Ihr das? Wenn Ihr Euch zutraut, den Euern Hilfe und Stütze sein zu können, so will ich mit der ehrwürdigen Mutter sprechen, daß sie Euch freigebe. Sie ist die letzte, Euch zurückzuhalten. Nun gehet und fraget Euch, ob Ihr Gottes seid, der von uns verlanget, ihm ganz anzugehören und nicht halben Herzens. Ich werde beten, daß er Euch erleuchte."

⁂

Frau Gertrudis fand den Weg nicht, den Ihren zu helfen, und auch nicht den Mut, das Kloster zu verlassen. Sie fragte sich manchmal: Bin ich's oder sind es die Gebete der Priorin, die mein Tun leiten?

So lebte sie ihr Doppelleben weiter, schwieg aber darüber. Denn sie fürchtete sich vor den Gebeten der Priorin und wollte nicht, daß ihr die Anhänglichkeit ans Elternhaus weggebetet werde.

Sie konnte auch noch immer nicht die Bank unten in der Kirche aus den Augen lassen, obwohl die Plätze, wo sonst die Ihren saßen, jetzt vom neuen Meier und dessen Familie besetzt waren.

Es ging viel Klage über diesen neuen Meier. Oft wurde davon gesprochen, wie so ganz anders der frühere Meier, Frau Gertrudis' Vater, gewesen war.

Der lag nun auch unter der Erde, und von den Geschwistern hörte Frau Gertrudis schon lange nichts mehr. Und wenn sie auch viel Leid um die Ihren trug, sie wollte Gottes sein, flehte um seine Hilfe in ihrem Kampfe, und es gab Stunden, da ersehnte sie nichts anderes, als allein seinem Dienste zu leben. Plötzlich aber konnte sie's überkommen — Das Rebhaus stieg vor ihren inneren Augen auf und eine unbeschreibliche Sehnsucht erfaßte sie: ‚Könnt' ich das Rebhaus nur einmal noch sehen —'

Oftmals im Garten stand sie unter ihren Blumen still und überlegte. Es schob sich ein Berg zwischen Güntherstal und das Rebhaus. Nicht einmal vom Kirchturm aus, den sie immer wieder erstieg, war das Rebhaus zu entdecken. Frau Gertrudis mußte der Zeit gedenken, da sie als halbwüchsiges Regele sich gerade so nach dem Kloster gesehnt hatte und nicht erwarten konnte, bis sie den sich hervorschiebenden Berg hinter sich hatte und die Klostermauern über dem niedrigen Häuslein der Gotteshausleute auftauchen sah.

Auch ins Rosenkranzbeten, über die Seiten des Breviers huschten ihre Sehnsuchtsgedanken. Sogar in der feiertäglichen Vesper ließen sie ihr keine Ruhe, daß sie manche Vergeßlichkeit ankam beim Umgang, zum großen Verdruß der Äbtissin, der das feierliche Begehen des Gottesdienstes über alles ging.

Nächst dem Amte wurde bei der Vesper der größte Glanz entwickelt. Alle Kerzen

Digitized by Google

brannten am Hochaltar des Chores. Der Prior schritt zum Altar und umzog die geheiligte Stätte mit duftenden Weihrauchwolken.

Die Nonnen erhoben sich und sangen das Magnifikat, den Lobgesang Marias. Oben an der Spitze der Betstühle die Äbtissin im schwarzen Chormantel, und die bleichen Hände traten wie gemeißelt aus der dunkeln Umrahmung. Ihre Augen leuchteten. Sie genoß mit ganzer Seele die Schönheit des Gottesdienstes, wenn unter dem Gesang der Psalmen die Nonnen sich neigten oder erhoben, in Prozession durch den Chor zogen, zu Füßen des Altars niederfielen und, von ihren Chormänteln umflossen, in ihre Betstühle zurückkehrten. Und die Äbtissin, fühlend, wie ihre heiße Andacht sich der ganzen Gemeinschaft mitteilte, brachte Gott das Opfer dieser reinen, ihr anvertrauten Seelen dar, die in seinem Dienste lebend, nichts wußten von der bösen Welt. Denn in den Augen dieser frommen Frau war die Welt unwiderruflich böse. Sie wußte nichts von den Tausenden von Märtyrern, die um einer guten Sache willen da draußen ihr Leben verbluteten, nichts von der Güte, Tüchtigkeit und Tapferkeit, von der unermeßlichen Arbeit, die Tag für Tag die Welt um ein Stück weiter brachte. Für die Äbtissin gab es für den lieben Gott keinen Ort, den er liebevoller betreute, als ihr Kloster.

Und so hatte mit der Zeit auch des Klostermeiers Tochter ihre Schritte mäßigen und ihr Gebaren dem der anderen Nonnen anzupassen gelernt. Aber niemand wußte, wonach ihre Augen verlangten, wenn beim Beten des Rosenkranzes im monddurchfluteten Kreuzgang Frau Gertrudis so gern die Stelle aufsuchte, von wo der mächtig hinter dem Kloster aufsteigende Schauinsland am besten zu sehen war. Sie stellte sich vor — ohne daran zu denken, ihre Gedanken ausführen zu wollen — wie sie so bequem von dem dichtbewaldeten Berg unterhalb des Schauinsland ihr liebes Rebhaus zu erblicken vermöchte. Wie oft hatte sie mit ihren Brüdern auf allen vieren diesen Berg erklommen, und dann hatten sie laut gejubelt vor Freude, so hoch zu stehen und das ganze Tal zu überschauen.

Eines Tages im Garten fiel ihr Blick auf den tiefästigen Apfelbaum am Berg oben, nahe der Klostermauer. Ob nicht von diesem Baum aus ein Durchblick zu finden war?

Schon stand sie unter dem Baum. Mit einer Hand faßte sie den Rock zusammen, die andre griff nach einem herabhängenden Zweig. Und oben saß sie und lugte aus.

Sie sah die schlanke, etwas vornüber gebeugte Gestalt nicht, die eilig durch den Garten kam und dann langsameren Schrittes den Hügel erstieg.

„Frau Gertrudis!"

Sie erschrak. Im nächsten Augenblick war sie unten. Der Schleier saß ein wenig schief, das Skapulier hing zur Seite. Mit hochrotem Gesicht brachte Frau Gertrudis ihr Äußeres in Ordnung. Dann näherte sie sich demütig der Priorin.

„Was wolltet Ihr da oben, Frau Gertrudis?"

„Das Rebhaus sehen."

„Hm —"

Sie schritten durch den Garten, ihre schweren weißen Kleider berührten den Sand. In den Zweigen der Obstbäume sangen die Vögel. Die Sonne lag über der Blumenpracht des Klostergartens, dessen Mauern dunkle Wälder umgrenzten. Die Betglocke läutete; die Nonnen blieben stehen, bekreuzten sich und beteten den Angelus.

Weiter schreitend, bemerkte die Priorin: „Es mag wohl so sein, daß unsre Kindeszeit uns heimsucht bis zum Ende. Ihr habt in goldener Freiheit, ein fröhliches Landkind, hingelebt und nichts gewußt von Zwang. Ich war ein Kind, das nichts gekannt als Zwang. In hohen, düsteren Räumen wuchs ich auf. Die Mutter krank, der Vater ein Despot, ungeduldig ob der langen Leidenszeit der Mutter. Sie starb, er heiratete in kurzer Zeit wieder. Mich brachte man ins Kloster. Zwölf Jahre war ich alt. Mich dünkte dieses Haus ein Paradies. Noch heute. Und doch suchen mich die düsteren Tage meiner Kindheit oftmals wieder heim — wie Euch, Frau Gertrudis, die Zwanglosigkeit, in der Ihr Eure Jugend verbracht. Es muß wohl so sein."

Die Priorin schwieg. Frau Gertrudis aber wagte kaum zu atmen. Nie noch hatte diese strenge Frau von sich selbst gesprochen.

Digitized by Google

„Und Eure Angehörigen?“ wagte die jüngere Nonne zu fragen.

„Längst tot, alles tot —“

„O Frau Priorin,“ rief Frau Gertrudis aus, „und mir leben draußen Geschwister, von denen ich nicht weiß, ist ihr Leben ein Gott wohlgefälliges oder sind sie verloren für Zeit und Ewigkeit —“

„Wir wollen miteinander Gott bitten, damit er Euch erfahren lasse, wie's um die Eurigen steht —“

Frau Gertrudis atmete auf: „Wenn Ihr betet, dann geschieht's —“

Wenige Tage später, die Nonnen kamen vom Offize, meldete die Pförtnerin der Äbtissin, ein Mann warte im Sprechzimmer, er sei der Bruder der Frau Gertrudis und wünsche sie zu sprechen.

Frau Gertrudis schrie laut auf, schon eilte sie, alles um sich her vergessend, mit Schritten, die dem klösterlichen Gewand nicht entsprachen, den Gang entlang.

Streng und hart klang der Ruf der Äbtissin: „Frau Gertrudis!“

Diese blieb stehen, zitternd, weinend, kaum imstande, dem Drange zu widerstehen, der sie unwiderruflich fortriß.

„Ehrwürdige Mutter,“ ließ sich die Stimme der Priorin vernehmen, „ich werde Frau Gertrudis nicht von der Seite weichen, so Ihr es befehlen wolltet —“

Und Frau Gertrudis schritt langsam an der Seite der Priorin den Gang entlang, hinunter ins Sprechzimmer. Sie nahmen hinter dem Gitter Platz, und vor ihnen stand ein Mann, groß und breitschultrig, in guter Kleidung.

„Werdet mich nimmer kennen, Regele,“ meinte er in einem Ton, der sie an die Stimme ihres Vaters erinnerte, „ich bin der Xaver, es geht mir gut —“

„Und die andern?“ fragte eine gepreßte Stimme hinter dem Gitter.

„Der Bruder ist bei einem Rebbesitzer im Markgräflerland und hat sein Auskomme. Zwei Schwestern sind verheiratet, die dritt' dient und der jüngscht isch Soldat. Brav sind sie alle.“

„Gott sei Dank, Gott sei Dank!“

Frau Gertrudis konnte kaum sprechen vor Freude.

Der Bruder berichtete weiter.

„Ich bin ein Rebbauer drobe am Kaiserstuhl. Ich hab' eine wohlhabende Frau und zwei Kinder. Sonst wär' alles recht — aber — 's laßt mir kei' Ruh', ich kann halt unser Rebhaus nit vergesse. Ich hab' den Meier besucht und mich umgeschaut — da war viel im arge, nimmer wie zu Vaders Zeite. Ich hab' denkt, wollt's schon anders mache, wenn ich der Meier wär'. — Und so — wenn's Regele mit der Frau Äbtissin rede wollt — 's Kloster denkt vielleicht noch an den Vader — der Vader hat sein' Sach' rechtgemacht. So bin auch ich.“

Die Äbtissin wäre nur zu froh gewesen, den jetzigen Verwalter auf dem Rebhaus los zu werden, allein sie hatte Bedenken wegen Frau Gertrudis.

„Werden ihre Gedanken nicht immer am Rebhaus hangen?“ wandte sie sich an die Priorin.

„Ich glaube weniger als bisher,“ sagte diese, „da sie ihre Geschwister jetzt wohl aufgehoben weiß.“

Sie hatte recht, Frau Gertrudis lebte auf. Sie war so glücklich, daß sie zwanzigmal im Tag zur Kapelle lief, um Gott zu danken. Konnte sie doch endlich wie die anderen Frauen sorglos ihre Gebete verrichten, von der quälenden Frage befreit: Was ist aus den Meinen geworden?

Ach und in der Bank drunten in der Kirche saß der Bruder, dessen breiter Rücken sie so sehr an den Vater erinnerte. Und zur Seite der jungen Frau tauchten zwei kleine unruhige Wesen auf, die erst still hielten, wenn die schöne klare Stimme der Frau Gertrudis vom Chor erschallte.

Und eines Tages geschah's, daß noch ein andrer in des Meiers Bank Platz nahm — ein langer, dürrer Geselle mit vom Kopf abstehenden, wohlgebürsteten Haaren. Bucklig hockte er da. Sobald jedoch der Gesang der Frau Gertrudis vom Chor ertönte, sank der lange Mensch in die Knie und beugte tief das Haupt —

Der Friedli — Frau Gertrudis hatte ihn gleich erkannt. Nun war auch er daheim, Gott sei Dank, und der Bruder hatte einen braven, tüchtigen Arbeiter, auf den er sich verlassen konnte.

Nie hatte Frau Gertrudis so schön gesungen wie jetzt, da im Rebhaus wieder alte, treue Gesichter umgingen und kleine Kinderfüße treppauf, treppab huschten —

Frau Gertrudis sah vom Chor herunter

Digitized by Google

mit an, wie die älteren Kinder des Bruders allgemach aus ihren Kleidchen herauswuchsen und diesen neuen kleinen Wesen vererbten. Und wie der Bruder breiter wurde, die Frau schmäler —

Auch droben im Chor hatte sich mit der Zeit manches verändert. Jeder dritte Stuhl war leer, und immer dichter standen die Kreuze auf dem kleinen Klosterfriedhof. Die alten Frauen gingen. Es gingen auch jüngere. Neue kamen nicht hinzu. Bald waren sie nur noch elfe an der Zahl. Wollten sie den Anforderungen des großen Klosteranwesens gerecht werden, so war ihr Tagewerk kein leichtes.

Während so im weltabgeschlossenen Ordenshaus alles im alten Geleise von Hunderten von Jahren weiterging, zog draußen vor den Klostermauern eine neue Zeit in die Welt.

Das österreichische Breisgau ging an Baden über. Neue Ordnungen, große Veränderungen vollzogen sich. Die Aufhebung einer beträchtlichen Anzahl von Klöstern, die das kleine Freiburg fast erdrückten, fand statt.

Und auch die Grundherrlichkeit des Klosters Güntherstal erlosch. Den Ordensfrauen wurde eine ansehnliche, lebenslängliche Rente zugesichert, die Lehensleute sollten selbständige Bauern, das Dorf Pfarrei, die Klosterkirche Pfarrkirche werden.

Es war tags darauf, nachdem den Nonnen das Heimatrecht auf ihr geliebtes Kloster abgesprochen war, als die Turmglocke den Konvent zum Kapitelsaal rief.

Gehorsam verließen die schwergeprüften Frauen das Refektorium und schritten die breite Treppe zum Kapitelsaal hinan. Manche unter ihnen hatten vom Weinen dickverschwollene Augen, andere waren bleich bis in die Lippen, als habe der Schmerz alles Leben in ihnen ertötet. Ein Bild des Erbarmens boten die bejahrten Frauen. Manche mußte man stützen. Die dicke, schwere Rentmeisterin hing stöhnend am Arm der mageren, überzarten Priorin, deren tief eingesunkene Augen den Eindruck von zwei dem Erlöschen nahen Lichtlein machten. Aber sie war die tapferste von allen, und auch jetzt entging ihr nicht, wie seltsam fremd Frau Marie Therese und Frau Cäcilia in ihrer aufrechten, selbstsichern Haltung von den übrigen schmerzgebeugten Frauen abstachen. Sie sah sich auch nach Frau Gertrudis um.

Diese kam ganz zuletzt, wankend, mehr noch als die älteste der Frauen.

‚Und man kann an ihrer Berufung zweifeln?‘ fuhr es der Priorin durch den Sinn.

Sie wußte nicht, wie es um Frau Gertrudis stand, daß zu dem Leid, das sie mit allen erlitt, ein zweites Leid gekommen war, nicht weniger groß.

Sie hatte tags zuvor den Bruder gesprochen. Schluchzend teilte er der Schwester mit, die Frau sei ihm gestorben, nachdem sie dem siebenten Kinde das Leben gegeben. Er habe wollen das Rebhaus, das nach der Aufhebung des Klosters feil sei, ankaufen. Nun aber wisse er nicht, ob er mit den vielen Kindern ohne die Hilfe seiner Frau sich auf das Unternehmen einlassen könne. Ja, wenn die Schwester zu ihm kommen könne und den Kindern eine Mutter sein wolle, dann wäre es ihm wohl möglich, die Heimat zu erhalten.

Frau Gertrudis ging in der Nacht in ihrer Zelle auf und ab. Sie ging auf den Korridor, trat in die Kapelle mit dem ewigen Lichtlein, die Muttergottes um Hilfe anflehend.

Der alte Zwiespalt, aber stärker, mächtiger als früher. Ihr war, als müsse sie zu den mutterlosen Kleinen eilen, und doch — mit tausend Banden hielt das Kloster sie fest.

Darum war der Schritt der Frau Gertrudis so schwer, so viel schwerer noch als der Schritt der anderen Frauen.

Die Äbtissin, das goldene Kreuz auf der Brust, den großen, mit funkelnden Steinen besetzten Ring am Zeigefinger, nahm, bleich bis in die Lippen, auf ihrem Stuhl inmitten des Kapitelsaales Platz. Die Frauen bedienten sich der Stühle längs der Wände, von denen die Gemälde der hingegangenen Äbtissinnen herniederschauten: vornehme Frauen im Ordenskleid, geschmückt mit den Abzeichen ihrer kirchlichen Würde, dem Krummstab, Kreuz und Ring.

Obenan die erste Äbtissin des Klosters, die Tochter von Herrn Günther vom Rybfelsen, dem Gründer des Klosters. Die Äbtissin in hohen Jahren, mit eingefallenen

Digitized by Google

Wangen und tiefen Falten um den Mund, schaute mit klaren, ruhigen Augen ins Leben, eine Seele verratend, die sich eins gefühlt mit ihrem Beruf. Um sie her Frauen, deren verschleierter Blick das Leben zu scheuen schien, unbewußt dessen Rohheit ahnend. Herrische Frauen, die ihres Amtes mit klugem Weltblick gewaltet haben mochten. Andere, deren scharfe Linien um den Mund von schweren Seelenkämpfen erzählten. Fanatische Gesichter — mütterliche — herbe —

Einen Zug aber hatten sie alle gemeinsam, so verschieden sie auch waren — den furchtloser Gottergebenheit.

Die da unten saßen, das Haupt gebeugt, die Hände im Schoß gefaltet, sie alle waren mehr oder weniger Wiederholungen von jenen, die einst das Klosterleben geliebt oder denen es schwer gefallen war.

„Meine Kinder," ließ sich die fast erloschene Stimme der Äbtissin vernehmen, „meine Kinder, Er, der diese Prüfung über uns verhängt — sein Name sei gepriesen — "

Sie atmete schwer, ihr Gesicht war fahl wie die gelblich weißen Kerzen, die den Saal erleuchteten. Sie hatte sich von ihrem Stuhl erheben wollen, sie sank zurück. Die ihr zunächst sitzende Priorin wollte ihr beispringen, auch andere Frauen.

Die Äbtissin erhob die Hand zur Abwehr. „Meine Schmerzen sind mir willkommen — ich begrüße sie mit unbeschreiblicher Freude — ich lobe Gott den Herrn, der mir sie schickt als Vorboten meiner baldigen Erlösung. Der Prior ist unterwegs zum Erzbischof nach Freiburg, um mir die Gnade zu erwirken, in der Kirche beigesetzt zu werden, wo die Äbtissinnen unsres Hauses ihrer Auferstehung warten."

Sie schwieg, um Atem zu schöpfen.

Die Häupter der Frauen senkten sich tiefer. Todesstille herrschte im Saal.

„O meine Kinder," kam es leise von den Lippen der Äbtissin, „man heißt uns gehen von unsrer Heimstätte, die wir so inbrünstiglich geliebt, als hätten wir anders geartete Herzen als die Menschen draußen, die von ihrer Heimat nicht lassen wollen. Aber unser Handeln sei, wie es Gottergebenen ziemt. Frau Priorin — "

Die alte Nonne erhob sich.

„Es ist mein Wunsch, Frau Priorin, Ihr möget mit den Frauen unsres Alters im Schwesternkloster zu Lichtental Aufnahme suchen. Man hat uns so viel gelassen, Gott sei's gedankt, daß ihr, die ihr noch eine Weile auf Erden wandelt, nicht mit leeren Händen anzuklopfen brauchet — Die Frauen, die kein Gelübde abgelegt," nahm sie nach einer Pause wieder das Wort, „mögen hervortreten und ihre Wünsche äußern."

Etliche der jüngeren Frauen begaben sich wortlos zur Priorin, es für selbstverständlich ansehend, das Los der älteren Nonnen zu teilen.

Frau Marie Therese und Frau Cäcilia blieben zurück, ebenso Frau Gertrudis.

Auf den erstaunt fragenden Blick der Äbtissin nahm Frau Marie Therese das Wort: „Ehrwürdige Mutter, meine Schwester und ich sind übereingekommen, unser Leben in der Welt einzurichten und kein andres Kloster zu beziehen."

„Ist das möglich — "

Die Stimme der Äbtissin zitterte —

„Frau Marie Therese — Frau Cäcilia — ihr?"

Da keine Antwort erfolgte, faßte sie sich schnell. „So geht mit Gott."

Die Frauen Marie Therese und Cäcilia traten zur Seite, nur mit Mühe die Genugtuung verbergend, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.

Frau Gertrudis stand allein — hilflos, unfähig, einen Entschluß zu fassen —

Die Äbtissin, von der Enttäuschung, die sie erlebt, noch ganz benommen, sah Frau Gertrudis wie durch einen Schleier.

„Was wollt Ihr?" fragte sie mit abwesendem Blick, setzte aber plötzlich, wie betroffen hinzu: „Wie sehet Ihr aus, Frau Gertrudis?"

In der Tat, was hatte diese eine Nacht aus der rundlichen, rosigen Frau Gertrudis gemacht! Ihre Augen waren glanzlos, ihre Wangen fahl und eingefallen.

„Ehrwürdige Mutter," sprach sie mit einer Stimme, die die ganze Qual ihres Innern verriet, „ehrwürdige Mutter, ich weiß mir nicht zu helfen — ich — ich habe die Kraft nicht — Ehrwürdige Mutter, die Kinder meines Bruders sind mutterlos, er verlangt nach mir — ich soll den Kindern Mutter sein — Und doch — ich kann nicht gehen — kann's nicht — Und bleiben — "

Sie stöhnte auf.

Digitized by Google

Die Äbtissin unterbrach die tiefe Stille, die auf dieses Geständnis folgte: „Die berufen sind, kennen keinen Zweifel. Ihr seid nicht berufen, Frau Gertrudis, ich war mir dessen immer bewußt. Darum sollt Ihr nicht bleiben und Euch in Gram verzehren, sondern es ist mein Wille, daß Ihr zurückkehrt zu den Euren, bei denen Euer Herz immer war."

Die Priorin erhob sich, sie streckte die Hand aus, als wolle sie den Worten der Äbtissin Einhalt tun —

Mit einem schmerzlichen Lächeln wandte diese sich an ihre alte Ratgeberin: „Wir hatten beide recht, Frau Priorin, die Stimme tut es nicht allein, und auch die Konduite nicht."

Wenige Tage später knieten die Nonnen am Totenbett ihrer Äbtissin, die in Schönheit starb, wie sie in Schönheit gelebt hatte. Ihrem Wunsche gemäß wurde die letzte Äbtissin von Güntherstal zu ihren Vorgängerinnen in der Klosterkirche beigesetzt.

Als Frau Gertrudis mit vor Leid bebender Stimme von den andern Frauen Abschied nahm, geleitete sie die Priorin zur Klosterpforte.

Dort gab sie Frau Gertrudis die Versicherung mit auf den Weg: „Meine Seele wird nicht aufhören, Gott zu beschwören, bis Ihr den Weg zu mir zurückgefunden —"

Und ihre Augen sahen in tiefem Altersweh dem Geschöpf nach, das sie herangebildet und dessen heiteres, unbewußtes Wesen ihr Labsal war.

⁂

Darum saß Frau Gertrudis nie unter ihrem Kastanienbaum, ohne bittere Tränen der Sehnsucht nach ihrem Kloster zu vergießen. Und wenn sie sich um ihr Kleid sorgte und jedes Flecklein zu vermeiden suchte, so geschah's um der Priorin willen, deren Gebete nicht aufhörten, sie zu verfolgen, so daß ihr die Stunde ihrer Rückkehr wie eine Gewißheit vorschwebte. Eine unbeschreibliche Unruhe kam dann über sie, die alten Zweifel erfaßten ihre Seele. Sie sehnte sich nach der Klosterzeit und klagte sich der Untreue gegen ihren Beruf an.

Aber nur des Sonntags trug Frau Gertrudis ihr Ordensgewand, nur des Sonntags unterstand sie der Macht der frommen Priorin.

Am Werktag ging das ehemalige Regele in den Röcken der verstorbenen Frau einher und fand sich wundervoll in die Pflichten, die ihrer warteten.

Klostermamme nannten sie die Kinder. Und wie tat das Scherflein aus ihrer Tasche dem Rebhausbesitzer wohl!

„Du bisch wie die Großmutter," sagte er und glaubte, damit der Schwester das größte Lob zu erteilen.

Sie war viel mehr. Sie ließ nicht fünfe grad sein. Sie brachte ihre reine Klosterluft mit ins Haus, schaffte mit unermüdlicher Geduld Ordnung um sich her und pflanzte Gewissenhaftigkeit in die Herzen der Kinder.

Wenn sie's machen konnte, sich eine Stunde zu erübrigen, ging sie den alten Weg zur Klosterstätte. Freilich hingen ihr ein paar Kinder am Rock, und wie damals bei der Großmutter, wenn diese in Freiburg ihre langen Ständerle hielt, so beklagten sich auch die Schützlinge der Klostermamme, wenn sie so gar nicht fertig wurde, die verlassenen Klosterräume zu durchwandeln, auf dem kleinen Friedhof zu weinen, in der Kirche zu beten.

⁂

Wieder einmal saß Frau Gertrudis unter ihrem Kastanienbaum, dessen Blätter nun in leuchtendem Goldton prangten. Die Vesperglocken von Freiburg und Güntherstal klangen durchs Tal, und vom tiefblauen Himmel brannte die Sonne und hüllte das aus dem Herbstduft ragende Münster in eitlen Glanz. Aus den dunklen Tannenwäldern rings um die Wonnhalde lugte allerorts feuerfarbiges Laub, und die Reben längs der Südseite trugen reife, schwere Trauben.

Von der Stadt her zogen die Bürger in den schönen Herbsttag hinaus. An den Äckern des Weitfeldes ging's vorbei bis zur Sternwaldecke. Von da über die Wiesen zum Rebhaus, und am Bohrerbach entlang nach Güntherstal, wo im ehemaligen Klostergasthof die heimischen Weine getrunken wurden.

Das kleine Güntherstal lag schon tief im Schatten seiner Berge hingebettet. Ein heimeliges Bild, das Frau Gertrudis immer von neuem mit sehnsuchtsvoller Wehmut in sich aufnahm.

Aber heut' war ihr anders zumute als sonst. Ganz sonderbar anders. Ein paar

Digitized by Google

Heimwehtränen flossen ihr wohl die Wangen hinab, aber weniger reichlich als bisher. Auch schien es sie heute nicht im geringsten zu bekümmern, ob ihre Tränen das sonst so behütete Klosterkleid netzten oder nicht. Wo war nur die Angst hingekommen, die in den Stunden der Ruhe und besonders bei der Sonntagsandacht Frau Gertrudis überfiel — die Angst vor den Wunder wirkenden Gebeten der Frau Priorin?

Frau Gertrudis war, seit sie das Kloster verlassen, nicht so frei und ruhig zumute gewesen. Die Zweifel in ihr, ob sie zu den Frauen zurückkehren solle oder nicht, waren wie weggeblasen. Die Kleinen verlassen, die sie brauchten, die sie zu braven Menschen heranziehen wollte — hatte sie auch nur einen Augenblick daran denken können?

Jetzt kam Knecht Friedli herbeigeschlürft, im frischen Kittel, um den Hals das rote Sonntagstuch.

„Genug jetzt," hub er an, den Ellenbogen gegen den Baum stemmend, „'s sind au noch Mensche da, nit nur der lieb Herrgott. Er hat nix dagege, wenn ich ein wenig mit der Klostermamme diskurier. Er weiß warum. Er hat's nit vergesse, was er mir für ein Herzeleid angetan, selbismal wie er mir's Regele g'nomme. Geradewegs in d' Welt bin ich g'loffe, und hab' ich was 'gesse, so hat's bitter g'schmeckt. 's Best noch war, ich hab' geschafft von morgens bis zum Abend. Und hat's mich heimtriebe — fascht verruckt hat's mich g'macht — O Herr Jerum — 's schüttelt mich noch heut —"

„Er schlug sich gegen die Brust. „Do isch's g'sesse wie ein Klumpe. Und hat der Bauer g'sagt am Sunntig: ‚Gange in d' Kirch, Friedli, und am Nachmittag e wenig spaziere. Er muß nit immer daheimhocke und simuliere, sonst wird Er noch krank.'

„Jo, hab' ich g'sagt, was sieht man denn bei euch z' Land — ein grader Weg — kein Bergli weit und breit, kein Bach — Im Wald Stämmli wie mein Arm. Und erst euer Kirchli — wie e Backstube — do pfeif ich druf — der Friedli isch sei Münster g'wöhnt.

„‚Das wird Ihm aber unser Herrgott stark übel nehme, wenn Er so gottverlassene Sprüch tut,' sagt der Bauer. Und ich sag: Mir stehe sowieso nit gut, unser Herrgott und ich. Da hat keiner was dreinzurede, denn der Beleidigt bin ich —

„In der Nacht drauf hat's die groß' Versöhnung gebe — Jo, Klostermamme, so was Schöns hat die Welt nimmer g'sehe, wie ich in selber Nacht im Traum — Mei Freiburgle ischt zu mir komme — es hat mir g'winkt in seiner Prächtigkeit. ‚Hasch mi vergesse, Friedli?' hat's g'fragt — Jesses, Jesses — d' Heimat vergesse — Jo, schier gar vor lauter lange Zeit nach'm Regele — O Herrgott, was bin ich au für e Kerli g'si — Und d' Tür geht auf und do steht er, so wie ich ihn tausendmol in der lang Gass' am Ladefenster g'sehn — ich hab' ihn glei kennt, im rote Überrock und de lange Hoor. ‚Friedli,' hat er g'sagt, ‚meinsch nit, mer wolle wieder z'samme halte?' Und 's isch mir vom Herze g'falle wie zehn Berg. Jo, hab' ich g'sagt, jo, lieber Herrgott, ich bin glei dabei, schau, ich trutz nicht länger, ich verzeih dir — ‚Do hasch's, nimm's, behalt's — 's Regele — ich verzicht auf deine heilige Braut im Name des Vaters, des Sohnes und des Heilige Geistes — Ame,' hat er g'sagt. Und der Friedli hat Wort g'halte, Ihr mache mir's Herz nimme schwer, Klostermamme, 's Regele und ihr, das isch zweierlei. Wer halt 's Regele kennt hat, dem kann d' Klostermamme nimmer g'falle — das isch wie Tag und Nacht. Hab' mir's aussimuliert, und so isch's recht: 's Regele im Rebhaus hat damals noch nit unserm Herrgott g'hört, und drum kann ich an's denke so viel als ich will — d' Klostermamme, die kann er habe — da reiß ich mich nit drum — aber 's Regele —" Er seufzte. „Ihr wisse halt nit, könne nit wisse, was Sehnsucht isch —" wandte er sich an Frau Gertrudis.

Sie lächelte. Was war denn ihr Leben anders gewesen?

Jauchzend kam's vom Rebhaus herunter.

„Klostermamme, Klostermamme!"

Der Friedli stand schon bereit, wie immer mahnend: „Loßt se go —"

Das Kleinste war gefallen und schrie.

Da stand Frau Gertrudis auf, schob den Friedli weg, hob das Kind vom Boden und nahm's auf den Schoß. Nun drängten sich auch die andern herzu. Ganz dicht umstanden sie die Klostermamme, froh,

Digitized by Google

daß ihnen nicht gewehrt wurde und sie mit behutsamen Händen an dem schwarzen Skapulier herunterstreichen durften. Ein kleiner Vorwitz wagte gar an dem Schleier zu rütteln —

Und die Klostermamme sagte nichts, sie lachte sogar, als sei's ganz in der Ordnung, daß das kleine Volk immer dreister wurde. Schon saßen ihr zwei auf dem Schoß. Der kleine Vorwitz kletterte auf die Bank, packte die Klostermamme beim Schleier und machte gar fein Hotto aus ihr.

Der Friedli stand dabei und schlug ein übers andere Mal die Hände zusammen. „Heiliger Joseph vom Bergle, Klostermamme — ja, habt Ihr denn Euer G'wand vergesse — so passe doch uff — so schmeiße doch die Krottewar ins Gras —“

Sie schüttelte den Kopf, hielt die Kleinen fest und sang leise das Ave verum über die blonden Köpfchen hin.

Es war der Lieblingsgesang der Frau Priorin.

Tags darauf brachte der Postbote einen Brief aus dem Kloster Lichtental.

Es war die Todesanzeige der Frau Priorin.

Frau Gertrudis las die Anzeige zwei-, dreimal und weinte der für sie einst so treu besorgten Heimgegangenen bittere Tränen nach.

Aber des Abends, als die Kinder schliefen und Frau Gertrudis noch einen letzten Blick über die kleinen Betten gleiten ließ, da atmete sie plötzlich tief auf: „Jetzt hab' ich Ruh'.“

An Grete schreiben …

Von

Rudolf Herzog

Der Stabsarzt erhob sich, er quälte ihn nicht;
Er lupfte den Helm von des Wunden Gesicht;
Der murmelte wirr aus den Ätherträumen:
An die Front! An die Front! Nicht die Schlacht versäumen.

Wach auf, mein Jung', wach auf, Kamerad!
— Zwei Augen suchten auf irrem Pfad …
Dann hatte die grübelnde Stirn es gefunden:
Im Feldlazarett. Unter lauter Wunden.

Schön ruhig, mein Junge. Kein blinder Zorn.
Eine Spanne Geduld, und du bist wieder vorn.
Herr Doktor — —! das sind — bei Gott, keine Lügen?
Bleib liegen, mein Junge, hier gibt's kein Betrügen.

Er strich aus der Stirn ihm das feuchte Haar.
Ein Räuspern kurz, und die Stimme war klar.
Nun? Einen Gruß nach Hause schreiben?
Die fragen sich sonst, wo die Briefe bleiben.

Eine Röte färbte das blasse Gesicht.
Zwei Augen starrten ins Tageslicht,
Zwei Knabenaugen, verwirrt und verlegen —
Herr Doktor — es wär' nur — der Grete wegen.

Der Stabsarzt bog sich ein Blatt Papier.
Ich schreib's schon der Grete, mein Junge, diktier'.
Der lag so still, als ob er bete …
Dann sagte er leis: Meine liebe Grete —

Ich hab's dir versprochen, so wahr ich's gekonnt,
Ich weich' keinen Schritt, keinen Schritt aus der Front.
Da haschte ein Schuß mich; mein Mädchen, verzeihe;
Doch morgen schon — steh' ich — in vorderster Reihe — —

Die Stimme schwieg … Noch ein Atemzug tief —.
Der Schreiber saß, als ob er schlief.
Dann hob er die Hand, und sanft strich er nieder
Dem lächelnden Knaben die Augenlider.

Nun bist du im Himmel, mein junger Held.
Wir haben die Wahrheit nicht entstellt.
Nur die Stunde zu nennen das Mitleid sich scheute —
In der vordersten Reihe, da stehst du schon heute.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Blick auf das zerschossene C. Links das Einschlagen einer englischen Lydit-Granate

In den Schützengräben vor dem Feinde

Aus dem Tagebuch des Kriegsmalers Ernst Vollbehr-München

— — — — — — — — — — —

Bei wundervollem Wetter war ich am 22. September wieder auf der Feldstelle bei Sr. Exzellenz v. Z. Das Gefecht schien noch genau so im Gange wie vor meiner Reise nach Maubeuge. Die Zuckerfabrik und der Hof C. wurden immer noch stark beschossen. Exzellenz erklärte mir den langsamen Fortgang der bereits neun Tage andauernden Schlacht. Die ganze sichtbare Höhe war zwar in unserem Besitz, wurde aber immer noch mit Granaten und Schrapnells von den hinter der Höhe liegenden Feinden überschüttet.

Tags darauf fuhr ich in die untere Stadt L., deren Straßen vor Truppenmassen und Kolonnen mit dem Auto kaum passierbar waren, zum verlassenen Standquartier des Armee-Oberkommandos. Ich malte dies denkwürdige Haus, die belebte Straße und das feenhaft von der Abendsonne beleuchtete, hochgelegene L. mit seiner Kathedrale. Ein französischer Flieger wurde von unsrer Ballonabwehrkanone beschossen, und das französische Volk, das gaffend um mich herumstand, freute sich natürlich, daß ihr Flieger heil davonkam. Die Leute zählten laut jeden Schuß bis 36; da war der Flieger gerade über uns, und die Kugeln der Schrapnells fielen auf uns herab, ohne uns irgendeinen Schaden zufügen zu können. Meine Zuschauer rissen Nase und Mund vor Schreck auf, und ich war im Nu die Gaffer los. Ich mußte, mit den herumstehenden Soldaten vereint, über ihr Hasenpanier herzlich lachen. Die Zahl 36 blieb den Helden im Halse stecken.

Beim Standpunkt des Stabes war die Ballonabwehrkanone als Schutz für den am Himmel stehenden Beobachtungsfesselballon aufgestellt worden; es ist ein großer gepanzerter Kraftwagen, auf dem eine drehbare Kanone steht. Der Kraftwagen kann schnell fahren, schnell abgedeckt werden und wirkt dann im Gebrauchsfall wie ein Panzerturm. Ringsherum werden kleine Bäume in die Erde gesteckt, das Auto mit Strohgarben umgeben, so daß die ganze Kanone für einen Flieger wie eine Strohmiete ausschaut. Soeben war die Kanone erst zur Stelle, und ich hatte gerade ange-

Digitized by Google

fangen, sie zu malen, als schon drei feindliche Flieger erschienen, die nun kräftig beschossen und dadurch von dem hinter uns am Himmel stehenden Fesselballon, auf den sie es am meisten abgesehen hatten, abgewehrt wurden.

Während die Sonne in Mittag steht, ist es oft sehr schwer, die sehr hoch fliegenden Flugapparate zu sehen. Sie müssen trotz ihrer eiligen Flucht unsern Feinden Signale gegeben haben, denn bald darauf krepierten in unsrer Nähe viele Schrapnells, zum Glück zu hoch, so daß die herunterfallenden Eisenkügelchen nicht mehr die Gewalt hatten, einen Menschen zu verwunden oder gar zu töten. Ich fuhr gerade bei diesem Segen mit einem Munitionswagen gen C., wohin die Engländer wieder eine Ladung Granaten geschickt hatten und wo deshalb wieder eine große Feuersbrunst wütete. Die Pferde des Wagens, mein linker Arm und das Knie meines Nachbars wurden von Schrapnellkugeln leicht getroffen. Die Pferde wurden scheu und bäumten sich, so daß wir der Gefahr ausgesetzt waren, in den Straßengraben geworfen zu werden. Im Dorf Ch. hatte ich den gewünschten Blick auf das brennende C. und auf die allmählich völlig zur Ruine geschossene Zuckerfabrik.

General v. M. sandte mir seinen Burschen mit der dringenden Aufforderung, mit ihm sofort nach C. zu fahren. Ich war über dieses kühne Vorhaben des Generals sehr erstaunt, da ich wußte, daß der Ort C. seit 20 Tagen, seit der Zeit, daß er in unseren Besitz kam, stets unter heftigem englischen Granat- und Schrapnellfeuer stand. Aber trotzdem, nach $^3/_4$ Stunden fuhren wir am Fort M. vorbei, zum Dorfe Ch., von wo aus ich bereits acht Tage vorher den Ort C. gemalt hatte, als er in Flammen stand, und wo damals ein neben mir stehender Unteroffizier verwundet wurde. Von dort ging's in 20 Minuten, da der ganze Weg noch vom feindlichen Feuer bestrichen wurde, in rasender Fahrt bis zu einem Hohlwege, zum sogenannten Schweineweg (so genannt nach einem toten Schwein, das unsere Truppen hier bei der Besitzergreifung dieses Weges fanden). Als wir aus dem Auto blickten, wurde auf Exzellenz v. S., der sich zu uns gesellte, auf General v. M. und auf mich ein starkes Feuer eröffnet, so daß wir schleunigst Deckung

Zerschossenes Haus in C. mit der Küche, in der „Karl" hauste

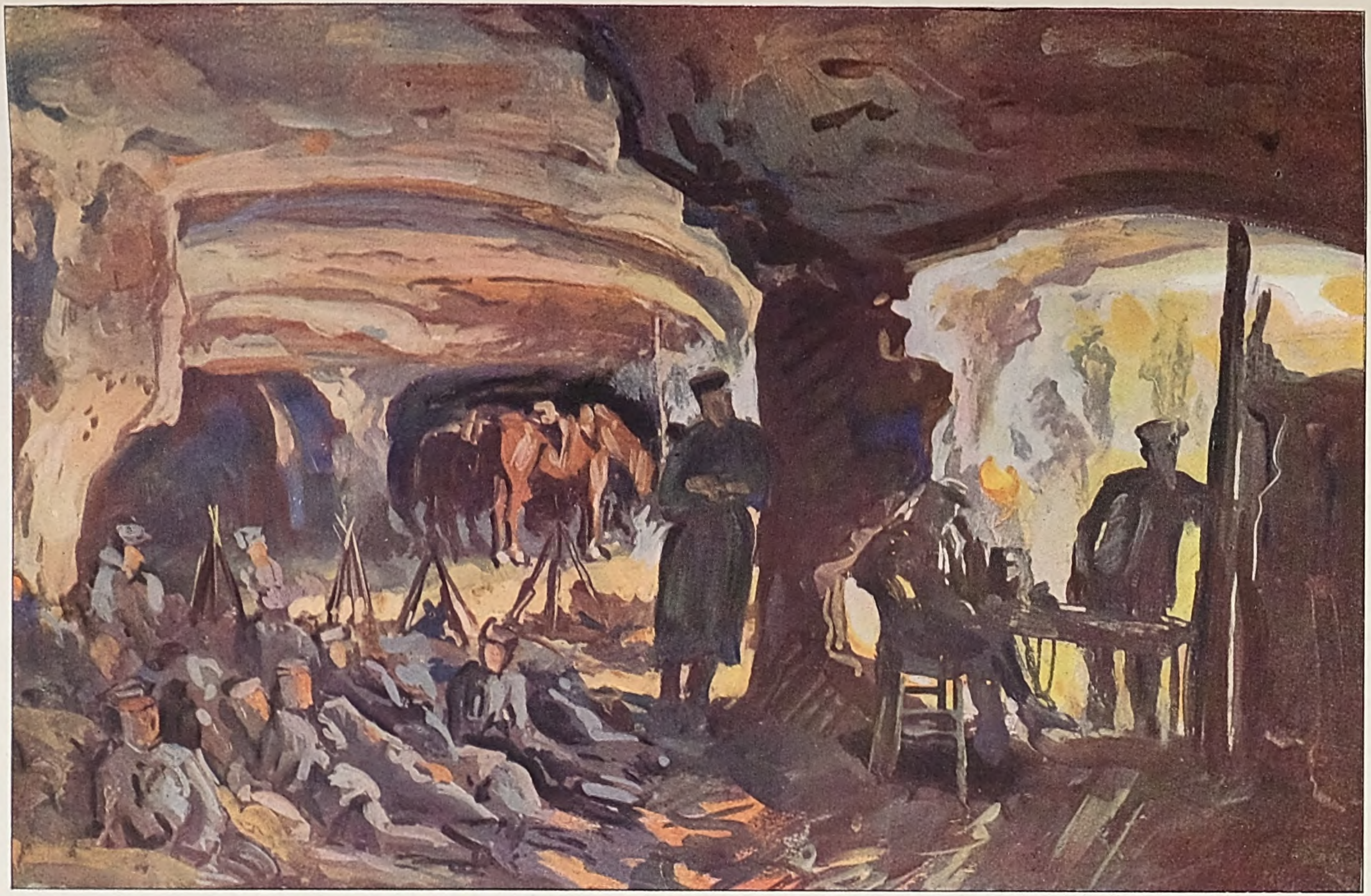
Blick auf die Kirche von C.

suchten und uns an Böschungen und den von deutschen Jägern erbauten Erdwohnungen mit Strohbedachung entlang schlichen, während über uns die Granaten flogen, in unserer Nähe mächtige Erdlöcher rissen und den Dreck in alle Winde spritzten. Die Vermutung lag nahe, daß in den einzelnen Dörfern, die wir durchfuhren, noch französische Spione mit Telegraphenverbindung sitzen müßten und jedes durchfahrende Auto meldeten. Mit Mühe und Not war endlich das völlig zerschossene C. erreicht, und bei den stehengebliebenen Hauswänden fanden wir schließlich Deckung vor den über uns platzenden Schrapnells, die fingerdicke, schwarze, runde Kugeln um uns streuten, ohne uns zu treffen. — Das Feuer wurde gelinder, und ich benutzte diese Zeit sofort, um, mit einem Hauptmann vereint, der geschützte Schleichwege kannte, an das völlig zerstörte Städtchen heranzukommen. Aber nur 40 Meter weiter, und wir mußten uns wieder eiligst an eine Hauswand drücken. Englische Lyditgranaten platzten; ein stinkender, grünlichgelber Schwefelqualm stieg auf, das aufgewühlte Erdreich spritzte herum, und die Zünder schossen in langen, weißen, spiralförmigen Wölkchen aus dem Rauch hervor. Einige Schrapnellkugeln (von den Soldaten Walnüsse genannt) trafen, aber zum Glück ohne uns zu verwunden, da die Geschosse zu hoch in der Luft krepierten. Es waren englische Schrapnells im Gegensatz zu den französischen, die senkrecht heruntersprizten; sie streuten nach vorne. Dann kamen sogenannte „hohe Reiseonkels" oder „die Elberfelder Hochbahn": schwere Granaten, die über C. hinweg, etwa sechs Sekunden hörbar, sich im Tal unsere schwere Artillerie als Ziel suchten und uns glücklicherweise zunächst verschonten. Wenn man die Geschosse einschlagen sieht, hört man sie noch über sich, da das Licht, das Sehen schneller ist als der Schall. Unwillkürlich duckt man sich und sucht Deckung, auch wenn es schon viel zu spät wäre. Das Sprichwort unserer Feldgrauen ist also richtig: „Die man hört, tun einem nichts mehr, und die treffen, fühlt man nicht mehr." Die Zeit der „hohen Reiseonkels" benutzten wir, um schnell zu den übrigen Offizieren zurückzulaufen. General v. M. fuhr sofort wieder ab, aber ich wurde nicht wieder losgelassen, denn ich sollte auch hier einmal Gefechte sehen und malen. Als Belohnung für mein Dableiben sollte ich in den Schützengräben 50 Meter an den Feind herangehen dürfen. So blieb ich sehr gerne, malte gleich als Erstes den netten Oberst und hatte beim Malen das kurz vorher auf C. gerichtete fürchterliche Granatfeuer schon längst vergessen. Ich war

ganz Maler und interessierte mich nur für das energische Gesicht des Oberst S., der trotz des Krieges und der großen Strapazen der letzten Wochen lustig in die Welt sah und sogar darüber lachte, als plötzlich wieder englische Schrapnells neben uns ihre Kugeln streuten und ihn, mich und mein Bild von oben bis unten voll Dreck spritzten. Ich habe diese Spritzer im Gesicht des Obersten ruhig mitgemalt.

In einer stark beschädigten, noch von einem großen Gutshof stehengebliebenen Küche, in die wir im Laufschritt flüchten mußten, war für uns der Mittagstisch gedeckt, mit Tausenden von Fliegen übersät. Am Herd stand ein Soldatenkoch, der berühmte Bochumer Wein- und Oberkellner „Karl“, der mir als unübertroffene Perle gleich vorgeführt wurde. Er war in Hemdsärmeln, hatte eine große Köchinnenschürze um und briet Kotelettes. Die Granatlöcher in den Wänden waren mit Stroh ausgestopft, die Fenster auf der Feuerseite mit Türen gegen Schrapnellfeuer verrammelt, denn „Karl“ war wütend, daß ihm am Morgen mehrere nichtswürdige Treffer die Küchenuhr und einige Gläser vernichtet und zwei seiner Gehilfen verwundet hatten. Auf dem Hofplatz ein grausliches Durcheinander, nicht zu beschreiben: angekohlte Wagen, wie die Pest stinkende Kadaver, umgestürzte Mauern, aus denen widerlicher Brandgeruch herausquoll, rote und blaue Uniformstücke, verfaultes Stroh, Hausunrat, Bilder, dazwischen Granatlöcher (die menschlichen Leichen waren zurzeit schon weggeräumt).

Die „Koteletts“ oder deutsch „Rippenstückchen“ und der Rotwein, gemischt mit Champagner, schmeckten uns trotz der greulichen Umgebung hervorragend, und ich wunderte mich aufs höchste, daß in diesem grauslichen Orte, wo nun schon 20 Tage lang fortwährend Granaten hereinfliegen, sich Menschen überhaupt halten können. „Das Rätsel wollen wir schnell lösen,“ sagten die Offiziere und führten mich in tiefe, stockwerkmäßig untereinander liegende Keller. „Die sind granatsicher, und hier können die Soldaten, die aus den Schützengräben abgelöst werden, ihre Nerven ausspannen und mal bombensicher schlafen.“ — Man ist erstaunt, was unsere Soldaten, die so nahe vor dem Feinde liegen, aushalten können. Oft acht bis zehn Tage mit Anspannung aller Nerven in den Schützengräben liegend, stets eines Überfalls des Feindes gewärtig — man kann sich denken, wie begehrenswert es dann für die Soldaten ist, dann einmal in diesen Kellern schlafen zu dürfen. Auch der Verbandsplatz ist in dem Keller eines zerschossenen Hauses untergebracht. Ich sah ihn, als ich selbst die freundliche Hilfe des Arztes (Doktor Hessells aus Bochum) in Anspruch nehmen mußte. Denn beim Malen hatte eine Wespe mich gestochen, die wohl Leichengift in sich gehabt hatte, und meine linke Hand schwoll so dick an, daß ich sie nicht mehr bewegen konnte und sicher eine starke Blutvergiftung davongetragen hätte, wenn nicht sofortige Hilfe zur Stelle gewesen wäre. Ich lief wie ein Verwundeter herum und konnte an diesem Tage nicht mehr malen. Die Sonne sank. Bald mußten die Kanonen donnern. Denn jeden Abend, gleich nach Sonnenuntergang, wird das feindliche Feuer nochmals von einer unheimlichen Gewalt. Granaten und Schrapnells werden dann über die ganzen deutschen Stellungen gestreut. Das nennen die Soldaten den Abendsegen. Warum dieser täglich wiederkehrende Abendsegen erfolgt, ist nicht ergründet. Einige Offiziere sind der Meinung, die Feinde glauben, daß zu dieser Zeit die Feldküchen herankommen. Aber sie tun ihnen nicht den Gefallen. Die Speisung unserer Soldaten, die nahe vor dem Feinde liegen, wird vielmehr bei völliger Dunkelheit abends um 1/2 9 Uhr [warmes, kräftiges Essen aus der „Goulaschkanone“ und morgens 1/2 5 Uhr warmer Kaffee] vorgenommen. Als das Gesummel vorüber war, mußte ich nochmals zum Arzt, da mein Arm bis zu den Schultern stark angeschwollen war und bereits die Drüsen in der Achselhöhle in Mitleidenschaft gezogen wurden; die beginnende Blutvergiftung meldete sich also an. Unten im Roten Kreuz-Keller, wo ich mit Jod angestrichen und verbunden wurde, lagen acht Schwerverwundete, meistens mit Kopfschüssen. Einer der armen Kameraden starb in dem Augenblick, als ich behandelt wurde. Man legte ihn in ein nahes, schon fertig geschaufeltes Grab, faltete ihm die Hände und bedeckte ihn mit einem Leichentuch. Wir standen im Scheine einer Kerze



Bombensichere Naturhöhle

Digitized by Google

Das brennende Dorf

um den Toten herum und beteten ein stilles Vater unser. Nicht weniger als 36 brave deutsche Soldaten waren in den letzten Tagen hier beerdigt worden. — Später wanderte ich ohne Granaten- und Schrapnellärm zu meiner Schlafstelle, zu den malerischen Naturhöhlen, in denen der Bataillonsstab mit einem etwa 200 Mann zählenden Unterstützungstrupp sowie der Maschinengewehrkompagnie lag und die zum sicheren Aufenthalt während der täglichen und nächtlichen Beschießungen dienten. Hier aß man am brennenden Herdfeuer zu Abend und erzählte sich Geschichten aus den kurz vergangenen Kriegstagen. Man bekam jetzt erst einen tiefen Einblick in die unmenschlichen Anstrengungen und die Zähigkeit unserer braven Soldaten in den Schützengräben so nahe dem Feinde.

Jeder Schritt breit muß erkämpft werden, da die Engländer zähen Widerstand leisten und durch besondere Scharfschützen auf jeden sich außerhalb der Deckung zeigenden Deutschen schießen. Diese Scharfschützen, vielfach waren es schottische Hochländer, erfreuten sich einer besonderen Beliebtheit bei unseren Soldaten. Sie hatten sie die „Rübenschweine“ getauft, weil sie sich, um sich von den Feldern möglichst wenig abzuheben, mit Rübenblättern besteckten und einzeln in den Rübenfeldern liegend ihre verderbliche Schießerei ausübten.

Die englischen Soldaten sind gut ausgerüstet, und manches Stück, das Gefallenen abgenommen war, mußte verloren gegangene Ausrüstungsstücke der Unsrigen ersetzen. In einer der Höhlen ward sogar „der billige Laden zum toten Engländer“ eröffnet. Diese Höhlen, in denen jetzt Freund und Feind jeder auf einer Seite des Höhenzuges Unterkunft und Schutz gegen die feindlichen Geschosse gefunden haben und die sich in dieser Gegend bald kleiner, bald größer zahlreich finden, sind höchst interessant. Aus alter Zeit stammend, stehen sie oft in Verbindung mit Steinbrüchen; einige sollen eine Ausdehnung von mehreren Kilometern haben. Natürlich bieten sie sehr geeignete, schwer auffindbare Verstecke, aus denen bei den jetzigen Kämpfen oft noch nach Tagen Engländer oder Franzosen zutage gefördert wurden. Sogar ein ganzes Automobil wurde einmal in einer dieser Höhlen gefunden und seiner eigentlichen Bestimmung wieder zugeführt.

In der dunklen Höhle schliefen die Soldaten bereits; nur eine kleine Gruppe saß noch im Mondschein vor dem Eingang und sang mehrstimmig Heimatslieder. Vor uns sahen wir durch den Höhleneingang das zerschossene C. im Mondlicht. Wir wollten gerade einen kleinen Mondscheinspaziergang machen, als ein völlig erschöpfter Soldat angestürzt kam und meldete: „Die Engländer sind im vordersten

Digitized by Google

Schützengraben, haben bereits drei Soldaten mit Bajonetten niedergemacht, ich bin gelaufen, um es zu melden.“ Der Major gab in ruhigem Kommandoton die Befehle. Alles war gleich aus dem Schlaf, stand marsch- und kampfbereit, und dann ging's im Dauerlauf mit nachfolgenden Maschinengewehren gegen den Feind in der Richtung auf eine Zuckerfabrik. Der Major M., mit dem ich in Kiel dieselbe Schule besucht hatte, war vorgelaufen, um zu erkunden, was los wäre; er kam zurück und teilte uns mit, daß der Angriff schon abgeschlagen wäre und daß wieder tiefster Friede in den Schützengräben herrsche; die Soldaten konnten sich in ihre Höhlen zurückziehen. Wir aber, der Major und ich, traten unseren Mondscheinspaziergang an. Für mich eine etwas gefährliche Sache, ohne daß ich mir darüber klar war, denn ich trug einen kurz vorher im „Billigen Laden zum toten Engländer“ erstandenen, graugrünen Militärmantel und konnte leicht für einen Feind gehalten werden. Bis zu dem bewußten Hohlweg gingen wir gedeckt. Dann mußten wir der Rübenschweine wegen ein Stück laufen, bis zu einer großen Strohmiete, wo alle auf dem Gefechtsfeld und bei den Toten gefundenen Helme und Ledersachen aufgestapelt waren, damit sie wieder nach Deutschland zur weiteren Verwendung gebracht werden. Etwa 100 Meter weiter erreichten wir das zerschossene weiße Haus, bei dem uns die Wache anrief. Die Posten mußten uns vom Überfall erzählen und erhielten Instruktion, wie sie sich bei vorkommenden ähnlichen Fällen verhalten sollten. Auf dem Hof des weißen Hauses war ein fürchterliches Durcheinander; noch jetzt ragten englische Leichen aus dem Schutt heraus. Eine war ganz sichtbar und schien im Mondlicht von einer anatomisch unmöglichen Länge. Es muß ein großer, aber sehr schlanker „Tommy“ gewesen sein.

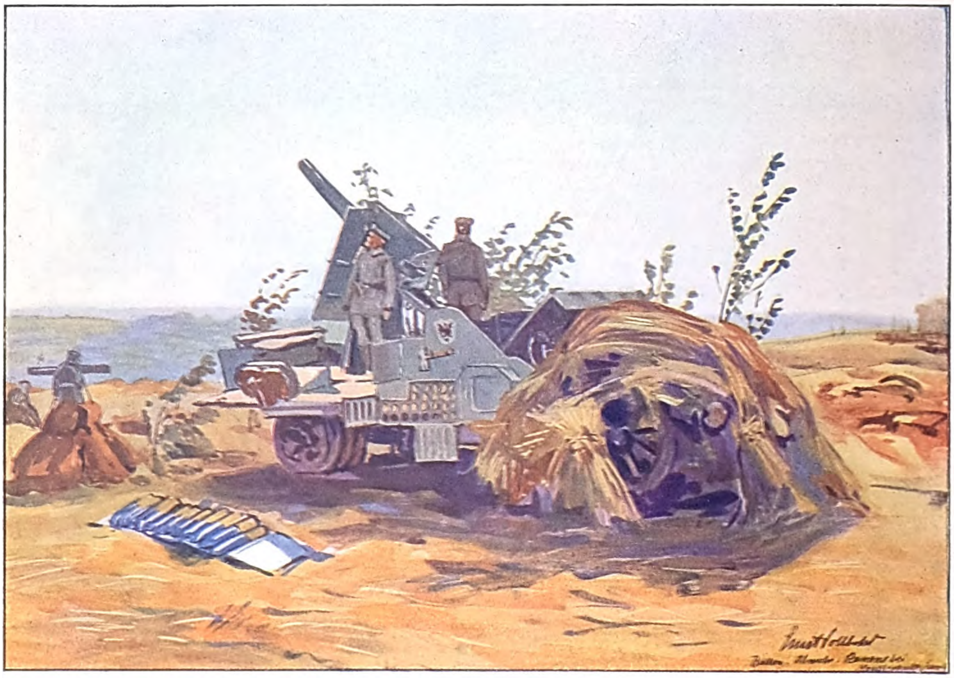
Die Straße bis zur nahen, dem Erdboden fast gleichgemachten Zuckerfabrik war zum Begehen zu gefährlich; daher begannen bereits beim weißen Haus die mannstiefen, über einen halben Meter breiten Laufgräben. Durch diese in Windungen angelegten Gräben gelangten wir bis zu den Schützengräben, wo noch alles angriffsbereit stand und in die Ferne schaute. Die Maschinengewehre waren schußbereit. Der Major erklärte mir

Eingang zur Höhle einer Pionierkompagnie

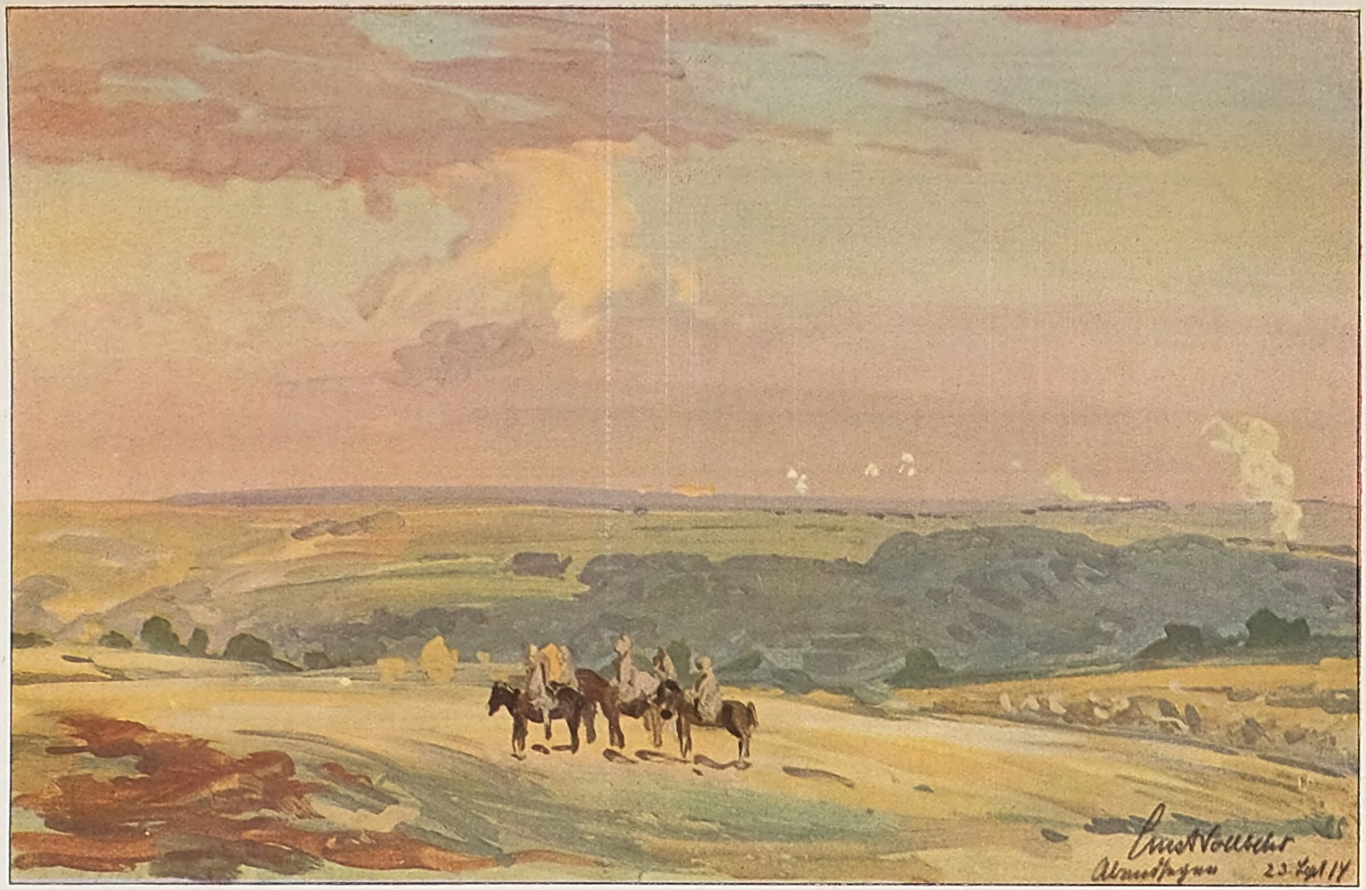
die Zeit- und Arbeitseinteilung: „Ein Teil kann sich ruhig schlafen legen, ein anderer muß einige neue Verbindungsgräben verbreitern, wieder andere müssen die im Schußfeld der deutschen Maschinengewehre liegenden Verbindungs- und Scheingräben durch Herumtragen von Helmen zur Täuschung des Feindes beleben. Einige Helme sind etwas über dem Graben sichtbar hinzulegen, damit der Feind glaubt, daß diese Gräben, wenn auch nur schwach, besetzt sind, und veranlaßt werde, bei einem Angriff in den Bereich unserer Maschinengewehre zu laufen." — Die Leute hatten sich unter der Erde nette kleine Unterkunftsräume geschaffen, sich sogar kleine Teppiche für die Erde und Bilder für die Wände aus den zerstörten Häusern von C. geholt und es sich auf ihre Art wohnlich gemacht. Wärmendes Stroh fehlte auch nicht. — Hinter mir hörte ich, als wir uns bei den Soldaten vorbeiquetschten: „Oh, der Major hat einen Engländer gefangen." Und plötzlich merkte ich, daß mit dem „Gefangenen" ich gemeint war, da ich ja der Kälte wegen und in Ermangelung eines Mantels unbedacht einen englischen Militärmantel trug, der mir mein Leben lang eine Erinnerung an diese Tage sein wird. Wäre ich allein gewesen, hätte mir die Wachsamkeit meiner Landsleute teuer zu stehen kommen können. An einer Stelle, nur fünfzig Meter vom feindlichen Schützengraben entfernt, fand ich einen Platz, wo ich über die Rübenfelder hinweg zur zerschossenen, vielumstrittenen Zuckerfabrik schauen konnte.

Im feindlichen Lager und auch bei uns waren die Soldaten oft so leichtsinnig, beim Ausheben der Erde sich in Dreiviertel ihrer Größe zu zeigen. Sofort hallten dann Schüsse durch die Stille, und unsere Leute wetterten: „Das verdammte Rübenschwein!" — Friedliche Mondesstille, und doch so blutige, ernste Zeiten. Zwei verwandte Völker, hier nur fünfzig Meter gegenüber, und möchten sich zerfleischen.

Zurück durch das Labyrinth der Schützengänge, an vielen deutschen Gräbern vorbei, die natürlich im nahen Bereich der Gräben hergestellt sind, da die Feinde ja nicht einmal das sichtbare Beerdigen der Toten respektieren und niederknallen, was sich zeigt. Wie viele Verwundete mußten verbluten, weil sie nicht vom Gefechtsfeld geholt werden konnten, wieviele Toten liegen



Ballonabwehrkanone



Der Abendsegen

Digitized by Google

Am Kaminfeuer in einem Nebenraum der Höhlen bei C.

draußen, und wir können sie nicht begraben. — Weiter, übers freie Feld, vorbei am weißen Haus und durch den Hohlweg wieder zu unseren Höhlen, wo wir, die sechs Offiziere und ich, dicht nebeneinandergepfercht auf Stroh und von den Burschen mit Pferdedecken sorglich verwahrt, bald einschliefen. Ich hatte an diesem ersten halben Tag meines Dortseins, so dicht vor dem Feinde, viele gewaltige und ernste Eindrücke erhalten und konnte nicht einschlafen. Alles Erlebte schoß mir wieder und immer wieder durch den Kopf, bis ich an die Heimat dachte, an meine Buben, die für mich beten, an das Glück, daß hier so viele todesmutige, brave Soldaten für uns, für das ganze große deutsche Vaterland wachen, damit daheim alles ruhig schlafen kann. —

Ich hatte mich bald eingelebt und an den Kanonendonner von unseren und den feindlichen Geschützen gewöhnt und malte Bilder aus den drei romantischen, malerischen Höhlen, in denen die Soldaten leben, wie es wohl ähnlich im Dreißigjährigen Kriege gewesen sein mag. Hier wurde ein erbeutetes Weinfaß geleert, dort an einem Tisch saß ein Unteroffizier und verteilte die Löhnung, dort ein zweiter, der unzählige Postanweisungen schrieb und den Soldaten half, daß sie das Geld ihren Familien heimsenden konnten. Hier ein Schneider, der meinen englischen Militärmantel änderte, dort ein Schuster; hier war Gewehrappell, hier spielte man Karten, und dort wieder brodelte Fleisch auf einer Pfanne. Auf einem anderen Platz wurde Fleisch zerteilt, wurden Kartoffeln geschält. Manche Feldgraue schrieben Briefe und Tagebücher. Ganz im Hintergrunde der Höhle schliefen die Pioniere und die Posten, die die Nacht gewacht hatten, und alles fühlte sich heimisch und sicher in den bombenfesten Höhlen. Einen halben Meter vor dem Eingang aber wurde es schon gefährlich, und ich mußte meine Tätigkeit oft des Feuers wegen unterbrechen. Als ich in der Höhle selbst mit Pinsel und

Digitized by Google

Palette saß, um den Eingang zu malen, war ich von hundert Soldaten umringt, und alle baten mich, ich möchte doch Vervielfältigungen von meinen hier entstandenen Bildern machen lassen, damit sie Erinnerungen an C., an die Zuckerfabrik und an diese Höhlen bekommen könnten. Alle schrieben sich meine Adresse auf, und es wird mir dereinst eine große Freude sein, den Überlebenden dieser ernsten und doch erhebenden Stunden ihren Wunsch zu erfüllen. Das Bild von C. selbst malte ich in Frühmorgenstimmung, als englische gelbe Granaten- und weiße Schrapnellwolken hineinflogen und über C. ein französischer Flieger von der Ballonabwehrkanone beschossen wurde. Es hing sich ein Schwanz von zwanzig bis dreißig leider fehlgegangenen kleinen weißen Schrapnellwölkchen daran. Dann wurde ich allmählich noch kühner, ging in den Ort selbst und malte dort, trotz des Beschießens und trotzdem ich nur die rechte Hand zur Arbeit frei hatte, einige Motive, auch die Küche, in der die Offiziere mittags bei „Karl“ aßen.

Aber mitten im „Abendsegen“ mußte ich weg, geleitet vom Landwehrmann Gefreiten Greulich. Greulich, ein von allen Soldaten und Offizieren verwöhntes Faktotum, einer, der immer arbeitet, nie an sich, sondern stets an seine Kameraden denkt, der morgens die vor der Höhle befindlichen Wege ohne Befehl säubert, der die Latrinen reinigt, alles andere Ähnliche mit desinfizierendem Kalk bespritzt, der die übelriechenden Leichen der Engländer in der Nähe aufsucht und beerdigt, der nachts oft ohne Befehl Patrouillen geht und sogar Gefangene gemacht hat, der immer Rat weiß und für die Offiziere die besten Gemüse, Nüsse, Bohnen und immer noch in den Kellern Wein findet. Diesem braven Kriegskameraden, den ich zuvor noch gemalt hatte, wurde ich anvertraut, und auf sicheren Wegen brachte er mich an den Artilleriestellungen vorbei zum Oberst. Auf dem Wege mußte ich ihm vom Kaiser erzählen, denn er hatte gehört, daß ich einen Tag, bevor ich nach C. kam, mit Majestät gesprochen, ihm meine Bilder hatte zeigen und ihn malen dürfen. Er war begeistert, namentlich als ich ihm erzählte, Majestät hätte so zuversichtlich frohe Augen und verließe sich auf seine tapferen Soldaten und auf sein großes Volk. — Er zeigte mir eine Zigarre, die der Kaiser den Dortmundern und Bochumern hierher geschickt hätte. Wenn er einmal Kinder hätte, sollten diese die Zigarre erben.

Auf der Landstraße fand ich ein Auto, das mich zum kommandierenden General brachte. Mit ihm zusammen fuhr ich zum Stabe. Ich mußte meine Erlebnisse erzählen und meine Bilder zeigen. In der Nacht brachte mich dann ein Auto wieder zurück zum Armee-Oberkommando, dem ich zugeteilt bin. — — — — — —

Der Landwehrmann Gefreiter Greulich

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Aus meinem Leben: Auf Frankreichs Boden

Von Hanns von Zobeltitz

Während ich diese Zeilen zum Druck vorbereite, donnern in West und Ost die Geschütze, kämpfen unsere Feldgrauen für das Vaterland. Fast ein halbes Jahrhundert lang galt uns Alten der Krieg gegen Frankreich, der Feldzug von 1870/71, kurzweg als der „große" Krieg. Groß wird er auch ewig bleiben durch die überragenden Führer, die uns von Sieg zu Sieg geleiteten, durch die Strategie Moltkes, durch die Weisheit unseres greisen Königs, durch die gewaltige Politik Bismarcks — dadurch endlich, daß er das Deutsche Reich schuf und uns den Kaiser gab. Aber heut will er uns doch auch wieder klein erscheinen gegenüber den Maßstäben, die der jetzige Krieg geschaffen, dieser Weltkrieg, der ganz Europa erbeben macht und bis nach Asien, Afrika, Amerika, bis in die Inselwelt der Südsee hinüberspielt. Stolz waren wir Alten auf die Begeisterung, mit der im Juli 1870 Deutschland wie aus einem Traume erwachte; und nun sehen wir staunend, wie nach Jahrzehnten eines tiefen und vielleicht auch vielfach morschen Friedens unser Volk aufloderte, daß die Begeisterung doch noch zu helleren, höheren Flammen emporschlagen konnte, als wir damals erlebten. Millionenheere sehen wir ins Feld ziehen, und Millionenheere kämpfen um unsres Reiches Ehre und Sein. Umlernen mußten auch wir alten Soldaten. So ganz anders entwickelte sich dieser Krieg als alle früheren. Neue Kriegsmittel traten in die Erscheinung, andere Kriegsformen gewannen Gestalt und Geltung. Nur das eine blieb in allem Wechsel: die aufopferungsfrohe Heldenhaftigkeit unserer tapferen Krieger, vom höchststehenden General bis zum letzten Musketier, bis zum letzten Trainsoldaten!

Ich habe, offen gestanden, gezögert und geschwankt, ob ich heut überhaupt von meinen eignen Erlebnissen aus dem Kriege, den wir den großen nannten, erzählen sollte, erzählen dürfte. Alles das, was ich erzählen kann, kommt mir so winzig vor. Die riesenhafte Gegenwart muß es erdrücken. Dann aber gestand ich mir doch, daß auch das Kleine und Bescheidene in seinem Rahmen seine Berechtigung haben dürfte. Nur: wer von diesen Zeilen eine Schilderung großer Ereignisse erwartet, lege sie ungelesen beiseite. Auch wir vom „Schwamm" hätten ja gern gekämpft wie Leonidas. Aber die Gelegenheit fehlte: während die glücklichen Kameraden an der Loire und im Norden Frankreichs Sieg auf Sieg erfochten, lagen wir vor Paris und hatten nichts zu tun, als eben unsere verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.

Ich habe also von keinen Heldenstückchen zu erzählen und nichts von schönen romantischen Kriegsabenteuern. Und dennoch war die Kriegszeit für mich ein großes Erleben, ist die herrlichste Erinnerung, die ich im Herzen trage. Unvergeßlich und unvergleichlich. Recht werten kann solche Zeit wohl nur der, der mit dabei war. Das ist mir gerade jetzt recht klar geworden.

Das Gardekorps, zur Maas-Armee gehörend, die unter dem Befehl des Kronprinzen Albert von Sachsen stand, schloß den Einschließungsring um Paris im Norden ab, gegenüber den Fortwällen von St. Denis. Wir hausten zuerst in ziemlich kümmerlichen Verhältnissen, immer 48 Stunden in Stains auf Vorposten, bald auf Feldwache, bald im Replis, hatten im rückwärtigen Garges unsere eigentlichen Quartiere — und warteten. Es mußte doch irgend etwas passieren. Aber es passierte nichts. Ab und zu kam von den Wällen eine Granate herübergesaust, ab und zu knallten ein paar Chassepots los, wenn ein Posten etwas unvorsichtig die Nase hinter der Deckung vorstreckte. Man wurde bald sehr gleichgültig gegen diese kleinen Freundschaftsäußerungen. Wir schanzten ein wenig. Die Rothosen drüben exerzierten fleißig vor unsern Augen unterhalb ihrer Wälle oder buddelten Kartoffeln aus. Am pläsierlichsten waren die Abende. Paris hatte noch reichlich Kohlen und strahlte in heller Gasbeleuchtung. Wir standen und sahen neidisch drein und lauschten dem dumpfen Getöse der Riesenstadt. Und ich dachte oft daran, was uns Großvater erzählt hatte von der blutigen letzten Schlacht am Montmartre Anno 1814 und von den Wochen, die er damals und 1815 in Paris verlebt hatte, wie er den alten Blücher im Palais Royal hätte jeuen sehen und wie die Pariser den Alliierten zugejubelt. Dabei schmunzelte Großvater stets ganz eigentümlich. In seiner Seele lebte noch der grimme Haß gegen den „Erbfeind", der sein geliebtes Preußen ausgesogen und malträtiert hatte, mehr denn jedes andere eroberte Land. Er haßte die Franzosen, wie wir heut die Engländer hassen. „Das heißt, Kinder, brav waren sie in der Schlacht," meinte er. „Aber sonst Windbeutel. Vor ihrem Empereur sind sie auf den Knien herumgekrochen, und dann schrien sie uns zu: les ennemis — nos amis! Pack!"

Wenn wir Kriegsfreiwilligen, die mit so heißem Herzen nach Frankreich hineingezogen waren, beieinander saßen, dann klagten wir

Digitized by Google

uns wohl wieder das alte Lied, daß der Krieg ja eigentlich vorüber wäre; das feindliche Feldheer in den großen siegreichen Schlachten aufgerieben, in Gefangenschaft; Metz und Paris könnten ja nicht lange Widerstand leisten, der Hunger allein müsse sie schnell bezwingen. An das zähe Beharrungsvermögen, das in diesen „Windbeuteln" lebte, an ihren glühenden, opferbereiten Patriotismus glaubte niemand, und noch kannte kaum einer von uns den Namen Gambetta, ahnte keiner, welch außerordentliche Schöpferkraft sich in diesem Manne offenbaren würde. Es ging uns ähnlich wie so manchem braven Deutschen im heißen Augustmonat vorigen Jahres, als unsere Feldgrauen über Belgien und Nordfrankreich hinbrausten und man daheim vorzeitig schon der bevorstehenden Niederwerfung Frankreichs sicher zu sein glaubte.

Im Oktober verschob sich die Aufstellung des Gardekorps ein wenig. Wir kamen nach dem reichen, schönen Dorf Graulay ins Quartier und stellten Vorposten nach Montmagny und bisweilen nach Pierrefitte.

Alle Orte im Norden von Paris, auch Graulay, waren von den Bewohnern völlig verlassen. Vielfach, schien es, in großer Eile, so daß die Einrichtung der Häuser leidlich erhalten geblieben war. Aber vor uns hatten schon französische Mobilgarden in den Dörfern gelegen und recht barbarisch gehaust. Es sah zunächst wüst aus. Der deutsche Ordnungssinn und die militärische Disziplin schafften aber bald Wandel. Die Quartiere wurden gereinigt und, fast möchte ich sagen, systematisch behaglich eingerichtet. In vermauerten Kellern fanden sich, neben stattlichen Weinvorräten, Bettstücke, Leinen, Möbel allerart; andere wurden aus den immer nur zum Teil belegten Vorpostendörfern entführt. Die Straßen erhielten Schilder mit deutschen Namen; die Schornsteinfeger im Regiment mußten die Rauchfänge nachsehen, ganze kleine Kolonnen fegten die Wege. Schlächter und Bäcker erhielten Arbeitsstätten. So ordnete sich alles vortrefflich in diesen Männerdörfern. Komisch genug mag's gewesen sein, wenn so alles, was uns sonst als Frauenarbeit erscheint, von Manneshand ausgeführt wurde — wir selber freilich empfanden diese Komik nicht. Da traten frühmorgens die bärtigen Feldzugssoldaten mit dem Besen an; irgend ein Doktor juris und Freiwilliger wurde vom Korporalschaftsführer zum Fleischempfang geschickt und erhielt vom gestrengen Herrn bitterböse Worte, wenn er sich hatte übervorteilen lassen; man heizte und kochte — Hammelfleisch und wieder Hammelfleisch; am Nachmittag saßen, solange der Herbst noch sonnig blieb, die alten Herrschaften vor der Tür und lehrten uns Jungen mit der Nadel umgehen und das allmählich höchst dürftig gewordene Putzzeug handhaben. Denn seit die Märsche aufgehört hatten, wurde wieder streng auf Propertät gesehen. Herr Gott von Bentheim, wie scheuten wir den scharfen Blick unseres Feldwebels Böckler, wenn er unser Lederzeug mißbilligend beaugenscheinigte! Unser lieber, trefflicher Hauptmann v. d. Mülbe hatte immer ein verständnisvolles Lächeln. Aber dem Feldwebel erschien, glaub' ich, die ganze Kompagnie durch das bißchen Krieg in Grund und Boden verlodbert. Es fehlte ja auch überall. Zwischen der Grenze und Paris waren soundsoviele Mützen und Mantelriemen und Kochgeschirreinsätze und Kaffeemühlen und was weiß ich sonst noch verloren gegangen; bei soundsovielen Stiefeln fehlten die Absätze oder die Zehen lugten verstohlen ins Freie; das Lederzeug schrie zum Himmel, an den Biwakfeuern hatten einzelne Unholde sich Löcher in die kostbaren Königlichen Mäntel und Hosen brennen lassen. Kurzum, es mußte von Grund auf Ordnung geschaffen werden. Und solch ein alter Feldwebel versteht sein Metier. Es wurde! Mürrisch oder lachend, wie's gerade kam, standen die Alten und die Jungen am Waschtrog, putzten, nähten, polierten, und gar die Schuster und Schneider in den Kompagnien mußten wohl länger auf ihren Schemeln hocken als in der Garnison.

In den ersten Tagen vor Paris sah es mit unserer Verpflegung windig aus. Selbst die Offiziere darbten. Als der Bursche unsres Hauptmanns eine „köstliche Suppe" auf den Tisch setzte, wurde er, vorsichtshalber nach dem Genuß der Brühe, überhört, wie er denn dies Gericht zustande gebracht hätte. In einiger Verlegenheit gestand er: „Einen Knochen hatten wir noch, und einen andern hab' ich hier gefunden." Seither war jede Nachforschung verpönt. So gut es ging, behalfen wir uns mit ausgebuddelten Kartoffeln und Trauben; an Wein war kein Mangel. Später renkte sich die Verpflegung besser ein. Fleisch — leider fast immer Hammelfleisch — wurde reichlich geliefert; dazwischen dann und wann Erbswurst, die wir fast als Delikatesse betrachteten; auf den Feldern ernteten wir fleißig Gemüse. Eintönig blieb der Speisezettel, doch gehungert haben wir mit Ausnahme der ersten Tage niemals. Aber die heutige Gulasch-Kanone, die allgemein gerühmte, hatten wir nicht, und von Konserven, wie sie jetzt bis an die Front gehen, ahnte unsere Unschuld nichts.

Anfangs wurde mir das Einleben in die Korporalschaft und ihren täglichen Dienst gewiß bitter sauer. Ein Wunder war's ja nicht. Ich war ein schwächliches, kaum der Schulbank entlaufenes Bürschchen, körperlich recht ungelenk, mit zarten Schreiberhänden. Und stand nun mitten unter den alten Feldzugssoldaten, mußte mit ihnen einen Strang ziehen, bis — mit Erlaubnis zu sagen — zum Latrinenscheuern herunter; denn derartige nützliche Einrichtungen waren natürlich auch sofort geschaffen worden. Ausnahmen, Rücksichten, wie sie im Frieden für den Freiwilligen gelten, gab es nicht. Gerade daß ich einen guten, dicken, faulen Tambour fand

Digitized by Google

— Gottschlick hieß er und gesegnet sei sein Angedenken — der für Geld und viel gute Worte die Gnade hatte, eine Art Putzerrolle für mich zu übernehmen, die sich aber vorerst auch nicht in viel anderem äußerte, als daß er gütigst mit mir zusammen unsere Erbswurst oder unser Stück Hammelfleisch kochte. Selbst das Geldangebot verliert ja im Felde viel von seinem Zauber: was frommt dem Mann etwas mehr Geld unter den Granaten des Feindes, hier, wo er nicht einmal für Geld etwas kaufen konnte. Ein Stückchen Käse, einen Brocken Butter — enorm teuer —, einen Eau de vie beim Marketender, das war so ziemlich alles, was käuflich war.

Ich habe damals oft die Zähne zusammenbeißen müssen über manches harte, wohl auch über manches rohe Wort. Doch bald fand ich, daß das alles nicht so böse gemeint war. Die Leute waren sehr gutherzig und in ihrer Art auch hilfsbereit. Zumal wenn sie den redlichen Willen sahen und fühlten, daß man sich nicht auf sein armselig bißchen höhere Bildung hin über sie erheben wollte. Und schließlich war's für mich sehr gut so, wie es war. Mancher Kriegsfreiwillige aus unseren Tagen wird das später auch empfinden. Ich hatte noch wenig praktischen Sinn, und der wurde damals in mir geweckt durch die hundert kleinen, oft lächerlichen Forderungen des täglichen Lebens. Ich muß heut noch denken: so übel wär's nicht, wenn die jungen Herrlein meines damaligen Alters anstatt mancher recht unnützer Dinge lernten, wie man ein Paar Stiefeln putzt und einen Knopf kunstgerecht annäht. Daraufhin sollte unsere jetzige, so erfreuliche Jung-Deutschland-Bewegung ihr Augenmerk richten.

Viel Schwierigkeiten machte mir auch hier noch das Exerzieren. Es wurde nämlich an den Tagen, an denen wir nicht auf Vorposten waren, fleißig und stramm exerziert. Nicht viel anders als in der Garnison. In erster Linie zur Wiederauffrischung und Erhaltung der Disziplin als ein altbewährtes, vortreffliches Mittel; aber auch in hygienischer Beziehung tat die geregelte Bewegung gut — und wir vom „Schwamm" hatten es gewaltig nötig, daß unsere Ausbildung sich etwas abrundete. Unser Exerzierplatz trug den stolzen Namen „Unter den Linden", und ich kann versichern, daß wir auf ihm feste langsamen Schritt geübt und Griffe gekloppt haben. Wenn ab und zu ein Zuckerhut über uns weg sauste und mit unnützem Lärm krepierte, so tat das der Liebe keinen Eintrag.

Kam dann der Abend heran und hatte man den letzten „Pregel" erledigt, das Souper nämlich, so träumte man noch ein wenig vor französischen Kaminen. Manch lustiges und manch ernstes Lied wurde dabei gesungen, und viel, viel Zeitungen wurden mit Inbrunst gelesen. Fast jeder Füsilier las gern; die Blätter, die wir Freiwilligen aus der Heimat erhielten, machten die Runde durch die Korporalschaft, und wenn einer der Herren Offiziersburschen eine „abgelegte" Zeitung seiner gebietenden Herren den Kameraden vererbte, wurde die Guttat ihm hoch angerechnet. Das Ausgabedatum spielte dabei keine Rolle. Uns brachten die ältesten Nummern Neuigkeiten, gerade auch über das, was uns doch eigentlich umgab: über den Krieg. Der Soldat — und auch die Offiziere bis zu den höheren Stäben hinauf — lebt ja im Feldzug in merkwürdiger Unwissenheit über alles, was er nicht mit eigenen Augen sieht, mit den Händen greifen kann. Nach der Kapitulation von Straßburg, nach der von Metz nahm der Oberst wohl das ganze Regiment zusammen, verkündete die Jubelkunde, die Regimentsmusik spielte, und wir schrien Hurra, was die Lungen hergeben wollten. Sonst aber waren wir auf Zeitungen angewiesen. Aus ihnen erfuhren wir denn auch, sehr spät, daß es mit den Franzosen noch lange nicht am Ende wäre, von dem Auftauchen einer neuen feindlichen Armee „da unten" an der Loire und daß sich auch im Norden feindliche Kräfte zusammenballen sollten; aus ihnen erst vernahmen wir gelegentlich, daß gar nicht weit von uns, in unserem Rücken, Franktireurs ihr Wesen trieben; ja sogar diese und jene Nachricht aus dem Paris „da drüben" konnten uns die deutschen Zeitungen, meist auf dem Umwege über London, verraten. Wir Jungen: wir jubelten; es gab doch noch zu tun. Oft mußten wir den Alten dies und das erklären. Es war gewiß so mancher unter ihnen, der bannige Sehnsucht nach Muttern und nach Haus und Hof hatte. Darüber war aber nur eine Stimme: „Denn helft et nich. Denn müssen die Kerle eben noch mehr Keile kriegen." Nur eines einzigen erinnere ich mich, der immer mit gesenktem Kopf abseits saß. Ein langer dürrer Wasserpolack war's, und die heimliche Rede ging von ihm, er hätte in der Schlacht bei Sedan sich irgendwie in einen Graben gedrückt. Offenkundig war's nicht, aber die stumme Verachtung der ganzen Korporalschaft lag auf ihm. —

Lieber waren mir die Tage auf Vorposten, als die im Kantonnement. Sie brachten selbstverständlich ihre besonderen Beschwerden. Man lag auf Feldwache, eng zusammengepfercht, oder gar auf einem vorgeschobenen Unteroffizierposten im Freien, schob Posten, und die Nächte wurden oft schon bitterkalt; am schlimmsten war's in den Baracken der Schützengräben von Pierrefitte auf halbvermodertem Stroh, in das sich Millionen kleiner Blutsauger eingenistet hatten. Aber man lebte dafür unter einem beständigen Kitzel der Aufregung, so hart am Feinde. Man hatte die Fortwälle dicht vor sich, sah die Franzosen darauf, davor, sah das Abfeuern der schweren Geschütze, horchte in den stillen Nächten mit gespannten Sinnen ins Vorterrain hinaus. Und dann die Patrouillen! Dies leise Heranschleichen mit klopfendem Herzen: ist das Haus da drüben heut nacht besetzt oder nicht? Kriegst du Feuer, wirst du etwas Neues sehen, hören, melden können?

Digitized by Google

Wenn im dämmerigen Abend die Kompagnien, die an der Reihe waren, zu dem kleinen Marsch nach dem Vorpostendorf antraten, würde ein rechter Friedenssoldat kaum besonderes Wohlgefallen an ihnen gehabt haben. Da wurden Decken mitgeschleppt, und der oder jener hatte um den Uniformkragen einen dicken wollenen Schal geschlungen; die Brotbeutel waren zum Platzen voll, und neben dem Seitengewehr hing bisweilen eine kleine Bratpfanne. Manchmal gab's denn auch ein heiliges Donnerwetter, aber es half nicht viel. Und beim Rückmarsch vom Vorpostendorf ins Kantonnement war's nicht anders. Die mitgeführten Fressabilien waren freilich vertilgt. Dafür hatten die Züge, die nicht auf Feldwache gekommen waren, meist umfassende Streifzüge in den verlassenen Häusern ausgeführt, die in der ersten Zeit vielfach recht ergiebig waren. Ein paar Keller waren erbrochen, irgendein Gartenversteck war ausbaldowert worden. Der eine hatte zwei Weinflaschen im Brotbeutel, der andere eine Büchse mit eingelegten Früchten, der dritte den Tornister mit Frauenwäsche so vollgestopft, daß sie überall herauslugte. Wäsche war ja sehr gesuchte Ware, und ob Frauen- oder Männerwäsche kam erst in zweiter Linie in Betracht.

Im Kantonnement bereitete uns die größte Freude die brave Feldpost. Unsere Feldpost damals war nämlich wirklich sehr brav. Briefe, Karten aus der Heimat — wie froh wurden sie begrüßt! Nicht zuletzt auch jene inhaltsreichen Briefe, für welche die Industrie, wie heute, kleine Kartons gefertigt hatte, die gerade Raum boten für ein bestimmtes Höchstgewicht an Kaffee, ein paar Zigarren, etwas Schokolade, sogar für eine Scheibe Schinken. Und die lieben Anverwandten und Freunde gedachten unser gern und fleißig.

Im November erfuhr meine Lage plötzlich eine durchgreifende Änderung.

Ich hatte mir, solange ich die Schulbank drückte, über meine Zukunft nicht arg den Kopf zerbrochen. Allenfalls schwebte mir in unklaren Umrissen der Beruf als Ingenieur, als Techniker vor. Nun, während der letzten Monate, packte mich mit unwiderstehlichem Reiz das Soldatenleben. Ich schrieb wiederholt an meinen Vater, daß er beim Regiment meine Annahme als Avantageur, wie es damals hieß, beantragen möchte. Der alte Herr war saumselig gewesen. Endlich hatte er sich denn doch zu einer Eingabe aufgerafft. Man mußte dienstlich mit mir zufrieden sein: ich wurde sofort angenommen.

Der Parolebefehl, durch den ich ganz unerwartet davon Kenntnis erhielt, brachte als Zusatz der Kompagnie die Anordnung: Der Avantageur — so hieß es damals — von Zobeltitz quartiert von heute an zu den Offizieren.

Was das bedeutete, war mir zuerst in seinem ganzen Umfang nicht klar. Dann aber empfand ich es als Riesenwohltat.

Die Offiziere jeder Kompagnie bewohnten eine der hübschen Villen, an denen die Umgebung von Paris so reich ist. Diese Offiziersvillen waren teilweise schon bei der ersten Belegung noch leidlich eingerichtet gewesen, und die Einrichtung wurde durch anderswo „aufgefundene“ Stücke oft recht willkürlich, jedenfalls aber sehr behaglich ergänzt. Wir haben oft bei dem Gedanken gelacht, wie die verschiedenen Besitzer wohl später ihre Siebensachen wieder auseinanderfinden würden; den Kopf freilich zergrübelte man sich darüber nicht: c'est la guerre, comme à la guerre! Unsere Häuser waren jedenfalls ganz komfortable Heime geworden, mit Wohn- und Schlaf- und Speisezimmern. Daß unter den Möbeln Stil Louis seize und Empire fröhlich abwechselte, verschlug nichts; ebensowenig, daß der eine Tisch etwa aus dem Vorpostendorf Montmagny stammte, die bequemen Sessel aus einem anderen Haus in Graulay entführt waren, ein eisernes Kanonenöfchen von Pierrefitte hinübergewandert war. Und in diesen Heimen hatten die dienstfreien Burschen auf Ordnung zu halten; eine Ordnung, die wohl nicht immer den uneingeschränkten Beifall einer deutschen Hausfrau gehabt hätte, die aber auf einen gewissen jemand, der wochenlang inmitten einer Korporalschaft gehaust hatte, wundervoll wirkte. In einzelnen Villen ist sogar tapeziert worden.

Eine Wohltat war's schon, ein Zimmerchen für sich zu haben. Ein Zimmer — man denke! — mit einem leibhaftigen Bett, nachdem man sich bisher mit einem Lager, wenn's hoch kam, aus ein paar zusammengesuchten Bettstücken auf der Erde und dem Mantel hatte behelfen müssen. Eine Wohltat war's, daß man nicht mehr selber zu kochen brauchte, sondern daß der Füsilier Lindemann, gutsituierter Hauptmannsbursche, das mit anerkennenswertem Geschick besorgte, obwohl er seines Zeichens nicht etwa Koch, sondern Zimmermann war. Dreißig Jahre nach dem Feldzug hat mich der brave Lindemann übrigens einmal besucht, um ein kleines Zeichen verspäteter Dankbarkeit von mir zu erbitten.

Die größte Wohltat aber war doch das tägliche, stündliche Zusammensein mit gebildeten Männern.

Für mich hatte, ich sagte es schon, das Einleben in die Korporalschaft viele Vorzüge gehabt, es hatte mich mit den Leuten vertraut gemacht, mit ihren kleinen Fehlern und Schwächen, ihren großen guten Eigenschaften. Aber auf die Dauer drohte dies enge Zusammenleben mit ihnen im Stillstand des Belagerungskrieges geradezu stumpf zu machen. Der Interessenkreis war so klein, so eng; er schrumpfte in dieser Zeit des tatenlosen Stilliegens immer mehr ein. Schlafen, Trinken, Essen und dann und wann eine Erinnerung an die Heimat, das war so ziemlich alles. Damit soll bei Leibe nichts Arges gegen die braven Leute gesagt sein; nur eine Tatsache sei festgestellt.

Digitized by Google

Nun war für mich mit einem Schlage die Sachlage verändert — um so mehr, als gerade die Männer des Kreises, in den ich treten durfte, ausnahmslos feingebildete Herren von weiterem Blick waren. Nur einer von ihnen, unser lieber, behaglicher Reserveleutnant Gruner aus Hamburg, fehlt in unserer Reihe; er starb vor einigen Jahren als hoher Justizbeamter seiner Vaterstadt. Von den übrigen Herren haben nicht weniger als drei den Exzellenzenrang erobert; einer ist Generalmajor a. D. — das gehorsamst unterfertigte Junkerlein freilich hat es nur bis zum Hauptmann gebracht, um dann den Degen mit der Feder zu vertauschen. Nein: das stimmt nicht ganz. Ein starker Tintenverbraucher war er schon vorher geworden.

Das Offizierkorps der 1. Kompagnie hielt eng zusammen. Auch an den langen Winterabenden flog selten einer der Herren aus, trotzdem in Graulay ein Offizierkasino eingerichtet war. Wir saßen lesend und plaudernd um den Kamin, an Zeitungen fehlte es nie, und auch manches gute Buch machte die Runde. Ich muß auch das erwähnen: keiner der Herren spielte. Es wurde sonst damals vor Paris, leider, ziemlich stark gejeut, und, wiederum leider, selbst der Regimentskommandeur ahmte in dieser Richtung dem alten Blücher nach. Oberst von Papstein — er ruht lange im kühlen Grabe — war oder gab sich gern als eine Art Landsknechtsnatur, konnte sich auch einen Witz nur selten verkneifen. Als ihm später, im Frieden, zweimal hintereinander die Mütze im Kasino vertauscht worden war, eröffnete er eine Offizierversammlung mit den Worten: „Das Stehlen im Offizierkorps muß endlich aufhören!" Sehr hübsch war es, wie er bei der großen Parade 1872 vor dem Kaiser von Rußland, dem Kaiser von Österreich und unserem allergnädigsten alten Herrn das Antreten der Regimentskolonne befahl: „Nu man los — mit Jott, vor **drei** Kaiser und Vaterland." Wohlbemerkt: der Kaiser von Rußland war auch dabei. Man traute damals noch der traditionellen Russenfreundschaft.

Im Dezember war plötzlich lauter Jubel. Das Regiment erhielt Marschbefehl. Jetzt geht es endlich los! dachten wir. Gen Norden lautete die Parole, gegen die französische Nordarmee. Aber es wurde leider nur eine kleine Extratour nach Soissons und ein Stück Wegs darüber hinaus. Ich erinnere mich einer langen Eisenbahnfahrt auf offener Lowry, in der wir uns zitternd vor Kälte zusammendrängten, jetzt ich selbstverständlich wieder inmitten der Korporalschaft. Ich erinnere mich einiger erwartungsvoller Märsche, einiger Alarmquartiere und wie mich der Wohlstand dieses gesegneten Landes immer wieder erstaunte. Es sind dieselben Gebiete, in die die Kriegsfackel diesmal blutig rot hineinleuchtete. Damals hatten die Bewohner wenig oder gar nicht gelitten. Die schönen Kirchen, die jetzt von der beiderseitigen Artillerie zerstört oder doch arg beschädigt wurden, prangten noch in alter Pracht. In den Städten und Dörfern war kein Haus verletzt, kein Besitz verwüstet worden. Barbaren nannten uns die Franzosen freilich auch damals trotz aller Schonung — und sie haßten uns ehrlich. In allen Orten standen die Männer in ihren blauen Blusen herum mit trotzigen, verbissenen Gesichtern, und überall mußten wir besondere Vorsichtsmaßregeln zu unserer Sicherung treffen. Es gab freilich auch Ausnahmen. In der Fabrikstadt Chauny kam ich ins Quartier zu einem alten wackern Ehepaar. Die Leutchen, einfache Bürger, kleine Rentiers, anders wie die anderen, umsorgten mich rührend. Als dann die erste Scheu gewichen war, merkte ich: sie hatten Mitleid mit dem jungen Blut. So saßen wir am Abend vor dem Kamin, auf dem die unvermeidliche Pendüle tickte, ich in der Mitte zwischen Père und Mère, und da ging es los: Malheur, grand malheur pour vous, pour nous, pour tous. Und sie tuschelten, bald von rechts, und bald von links: Keiner von uns käme lebend heim. Die Grande Nation hätte sich aufgerafft. Die Armeeführer des Kaisers seien ja Verräter gewesen, aber jetzt wäre der Retter des Vaterlandes erstanden: Gambetta. Wir würden alle vertilgt, wir wären verloren. Und Muttchen strich mir zärtlich über die bartlose Wange: mein armes Kind, so jung noch! Und Vater trippelte zum Wandschrank und holte ein bessere Bouteille mit ganz, ganz kleinen dünnen Gläsern. Wenigstens bei dieser Flasche hab' ich den lieben alten Herrschaften bewiesen, daß das arme Kind seinen Mann stand.

Gerade vor Weihnachten kamen wir in unser altes Graulay zurück — und sahen uns ein wenig trübselig in unserem Quartier um. Das hatten inzwischen andere Kameraden bewohnt und unseren schönen Komfort nicht gerade liebevoll gepflegt: c'est la guerre comme à la guerre! Wir mußten uns auf gewohntem Wege einigermaßen neu einrichten. Den alten „Wohlstand" haben wir aber nicht wieder erreicht. Am 23. und 24. standen wir im starken Granatfeuer während des blutigen Ringens um Le Bourget in Reserve. Es waren wohl die kältesten Tage dieses Winters, der so streng war, wie ihn Frankreich selten erlebt. Wir schlotterten vor Frost. Einige Male wurde versucht, ein Feuerchen anzuzünden; es glückte nicht recht. Mir schwebt dunkel vor, daß ich ein Stück heimatlicher Gänsebrust im Brotbeutel hatte, und daß es hart gefroren war wie Eisen. Unsere Hoffnung auf den Weihnachtsabend gaben wir schon auf. Aber da kam am 24., nachmittags gegen 2 Uhr, die gute Meldung von vorn, daß die Herren Franzosen auf dem Rückzug hinter ihre Fortwälle begriffen seien; wir durften abmarschieren. War das ein Jubel! Und während des ganzen Marsches nach unsern Kantonnements, den anfangs noch einige gut gemeinte, aber

Digitized by Google

Der goldene Spiegel
Gemälde von Prof. Maximilian Schaefer

Digitized by Google

Digitized by Google

wirkungslose Zuckerhüte begleiteten, ging ein Summen von heimatlichen Weihnachtsliedern durch die Reihen.

Es dunkelte schon, als wir in Graulay einrückten. In den Quartieren waren einzelne Leute zurückgelassen worden, auch unsere Burschen. So war alles zu unserm Empfang vorbereitet. In den Kaminen lohten die Feuer, die kleinen und die großen Weihnachtsbäume waren erfinderisch gut geschmückt.

Hell wollten wir es haben. Wir verschwendeten von unserem kargen Vorrat an Kerzen. Unser Hauptmann entzündete mit Grandezza die Lichter in der dunkelgrünen Tanne, die wir aus dem berühmten Walde von Montmorency geholt hatten. Wir standen um den Gabentisch. Der Punsch dampfte. Lustig, froh wollten wir sein. Wir waren es wohl auch. Aber plötzlich durchzitterte uns alle die Sehnsucht nach der Heimat — nach der lieben, lieben Heimat. Wahrhaftig, sentimental waren wir Feldsoldaten nicht. Und doch war eine große, tiefe, wehmütige Bewegung in uns, deren wir nicht Herr zu werden vermochten. Es wird diesmal nicht anders gewesen sein — —

Weit stießen wir die Fenster auf trotz der eisigen Kälte. Und wir sahen im Dorf die Lichter, und wir hörten den Gesang unserer Leute: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her — Ich bring' euch gute, frohe Mär . . ." Tief griff es uns in die Herzen. Nur der Deutsche weiß, was Weihnachten ist, nur der Deutsche kann das verstehen — —

Am selben Weihnachtsabend fand ich unter dem Tannenbaum die Nachricht: Vater kommt!

Es war wirklich so. Er brachte einen Transport Garde-Landwehr nach Versailles und als Beigabe einige Kruppsche Ballonkanonen, die ersten, die überhaupt konstruiert worden sind — sie gelangten aber wohl kaum zur Verwendung. An Gelegenheit hätte es freilich nicht gefehlt. Für uns war es ein stetes Vergnügen; „Flieger" gab's ja noch nicht, aber alle paar Tage ging durch das Kantonnement das Geschrei: „Ein Ballon! Ein Ballon!" Es war ja so erklärlich, die meisten unserer Leute hatten vorher nie einen Luftballon gesehen, denn Anno 1870 erfreuten sich in der Heimat nur die größeren Städte eines gelegentlichen Ballonaufstieges. So stürzte denn alles aus den Häusern in die Gärten, und meist fing, trotz aller Verbote, ein wüstes Geknalle an. Den Füsilieren brannten die Patronen sowieso im Gewehr und auf der Seele; sie waren glücklich, wenn sie mal ein paar losfeuern konnten. Heruntergeholt aber wurde von uns keiner der Segler der Lüfte.

Also Vater kam und blieb zwei Tage bei uns. Bildschön sah er aus, rosig und war bei bestem Humor. Wir hatten ihm ein feines Zimmerchen zurechtgedeichselt, und Lindemann, unser Koch, zauberte einen Hammelbraten, der sich sehen lassen konnte; als Nachspeise gab es Marzipanschnitten aus einem der vielen Freßpakete, die der Hamburger Gruner von der Alster erhielt. Doch davon später.

Vater fühlte sich gewaltig als Feldzugssoldat. Ich mußte mit ihm in unsere Vorpostenstellung, und wir pilgerten über die Linie der Doppelposten hinaus von Montmagny bis Pierrefitte. Denn er wollte wenigstens ein paar Chassepotkugeln pfeifen hören. Das Vergnügen wurde ihm dann auch und tat ihm sichtlich wohl. Was für ein prächtiger Soldat wäre mein alter Herr gewesen, wenn er im militärischen Beruf ordentlich hätte festwurzeln können! Die Lust an der Gefahr leuchtete ordentlich aus seinen großen blauen Augen.

Er hatte seinen Transport gut in Versailles abgeliefert, den König gesehen und den Kronprinzen und erzählte Wunderdinge von der Stadt des großen Hauptquartiers. Dazu trank er in mächtigen Zügen unsern Rotspon, hatte aber wenigstens eigene Zigarren bei sich. Denn mit denen, die wir als Liebesgaben erhielten, war wenig Staat zu machen. Alle Liebesgaben, die ankamen, waren schön und gut. Aber es schien fast, als ob sämtliche Zigarrenfabrikanten Deutschlands ihre sonst unverkäuflichen Stinkadores und Canaillores minores zum Unheil von uns Kriegsleuten in Marsch gesetzt hätten. Hoffentlich sind die Liebesgaben-Zigarren — schon der Name hatte damals einen unangenehmen Beigeschmack für uns — diesmal besser ausgefallen. Nur der Feldsoldat weiß, welche Wohltat, welcher Sorgenbrecher der Tabak in jeder Form ist. Man muß das erlebt haben: wie peinlich sorgsam in der Zeit der Not jede Zigarre bis zum letzten Endchen aufgeraucht wurde, und wie doch hinter einem glücklichen Offizier, der auf der Straße rauchte, ein stolzer Garde-Füsilier einherschlich, um jenes letzte Stümpfchen, sobald es fortgeworfen, aufzuhaschen; sei es auch nur, um den Rest mit etwas trockenem Laub im Pfeifchen aufzurauchen. Alles ließ sich für den Raucher entbehren, nur der Tabak nicht.

Wenige Tage, nachdem Vater abgefahren war, holte ich mir eine starke Erkältung, und unser guter Hauptmann duldete nicht, daß ich mit auf Vorposten zog. Ich wurde vielmehr ins Bett gesteckt. Es war tötend langweilig: das ganze Haus leer, nur mein fauler Tambour Gottschlick war mit mir zurückgeblieben. Am nächsten Morgen kraxelte ich aus dem Bett, machte eine Rekognoszierung durch die verschiedenen Gemächer und geriet in die Speisekammer. Da stand der halbe Laib des Grunerschen Marzipans, ein höchst ansehnliches Stück. Ich war doch noch, trotz Seiner Majestät Rock, ein rechter Junge. Erst liebäugelte ich mit der kompakten Mandelmasse, dann schnitt ich mir ein kleines Stück ab, dann eine größere Scheibe, und noch eine — und wieder eine. Und schließlich hatte ich das ganze Stück aufgefuttert.

Digitized by Google

Ein Gesunder hätte darüber von Rechts wegen krank werden müssen, für einen Kranken war's gewiß Gift. Aber an der Tatsache ist nichts zu ändern, und so wenig ich's erklären kann: ich fühlte mich nach den zwei Pfund Marzipan plötzlich kreuzwohl, alle Gliederschmerzen waren wie fortgeblasen. Als Exemplum für die medizinische Wissenschaft sei's übrigens mitgeteilt, daß von meinem tollen Onkel Fritz, von dem ich erzählte, ein ganz ähnliches Geschichtchen sich in der Familie fortgeerbt hat. Er kam als Gymnasiast auf Ferien, war schwer erkältet, wurde ins Bett gesteckt und mit Fliedertee behandelt, kroch in der Nacht aus den Federn, schlich sich in die Speisekammer, futterte eine ganze abgebratene Gans auf — und war am Morgen quietschvergnügt.

Quietschvergnügt war ich auch, aber ich hatte ein mordsschlechtes Gewissen.

Am Abend kamen die Herren Offiziere von den Vorposten heim. Der Tisch wurde gedeckt. Es gab selbstverständlich kalten Gigot — die Hammelkeule (Notabene: ich habe damals erfahren, daß Gigot présalé, wie er so oft auf französischen Speisekarten prangt, die Keule eines Hammels darstellt, der auf salzigen Wiesen fett wurde; unsere Gigots waren immer hundemager). Nachdem das Fleischstück erledigt, sollte als Dessert das Marzipan an die Reihe kommen — und ich mußte beichten. Zuerst gab es ein allgemeines Kopfschütteln, dann ein Hände über dem Kopf Zusammenschlagen. „Menschenskind! Zwei Pfund Marzipan!" Und dann ein Riesengelächter. Ich saß wie ein begossener Pudel und wartete immer noch auf ein Strafgericht. Gerade im Gegenteil blieb aber die Stimmung eine äußerst gehobene, und der gute Gruner benutzte sie, um für sich und mich zwei Tage Urlaub zu einer Fahrt nach Versailles herauszuschlagen. Vaters Erzählungen hatten ihn lüstern gemacht.

Wir erhielten sogar vertrauensvoll den Kompagniewagen, ein Wäglein, das die Kompagnie irgendwo unterwegs, ich glaube, auf dem Schlachtfelde von Sedan aufgelesen hatte. Den dazugehörigen Trainsoldaten aber nahmen wir nicht mit. Wir beide, Gruner und ich, logen uns nämlich gegenseitig vor, wir könnten fahren. Großartig kutschierten wir auch ab. Am Dorfende aber haperte es schon. Der Gaul wollte links, Gruner rechts. So drückte er mir denn den Zügel in die Hand. „Junker, Sie sind ja vom Lande! Sie verstehen's doch?" — „Aber gewiß, Herr Leutnant, zu Befehl!" Und nun ging's ein Stückchen ganz gut. Bis der Schinder eine merkwürdige Neigung für die rechte Seite der Chaussee entwickelte — bei einem Haar hätt's einen Unfall gegeben. „Das nennen Sie fahren!" schnob mich der Leutnant an. „Her mit den Zügeln!" Und — Kladderadatsch — kutschierte er an einen Prellstein auf der andern Straßenseite. So ging's mit zarter Abwechselung im Zickzackkurs bis Versailles, und daß wir dort wirklich und heil ankamen, war ein Wunder.

Gruner ließ sich einquartieren. Ich aber wußte schon, wo ich unterkommen konnte. Vater hatte nämlich auf seinem Transport irgendwie, irgendwo — er hatte geradezu eine Leidenschaft, hilfsbereit zu sein — einen Berliner Weinhändler aufgegabelt und samt einem Waggon Sekt mit nach Versailles genommen. Den Mann suchte ich mir und fand ihn auch noch ganz voll Dankbarkeit. Aber die Unterkunft war spaßig. Er hatte nämlich inzwischen in einem leerstehenden Laden, doch wohl mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung, ein Restaurant eröffnet. Zu essen gab's bei ihm freilich nichts, desto mehr Sekt zu trinken — und zwar von zarter Hand kredenzt. Findig war das Männchen, dessen Name ich leider vergessen habe. Er hatte zwei wirklich hübsche Französinnen gefunden, die die Honneurs des Hauses machten und scheinbar eine unbegrenzte Anziehungskraft entwickelten, denn das „Restaurant" war brechend voll. Ich bekam sogar ausnahmsweise ein Stück Schinken, trank meine Buddel Sekt und suchte mein Logis auf: ein kleines Kämmerchen, in dem etwas Matratzenähnliches auf dem Fußboden lag; nebenan geruhten in gleicher Weise die beiden Donnas zu ruhen, und die Verbindungstür fehlte. Ich war aber ganz keuscher Joseph, amüsierte mich nur über das endlose Kichern der lustigen, ein wenig unter Alkohol stehenden Dinger. Und als am Morgen der Proprietär mich schmunzelnd fragte, wie ich denn geschlafen, verstand ich sein Augenblinzeln nicht einmal und versicherte: „Wie eine Ratze!"

Wahrhaftig, ich hatte auch anderes im Sinn, als solch ein Mädel. Man denke: Versailles! Was hatte ich nicht über Versailles und den Sonnenkönig, der es geschaffen, gelesen und gehört. Meine Phantasie war aufs höchste erregt.

Wiederholt bin ich später in Versailles gewesen, aber es hat nie wieder auch nur annähernd einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wie in jenen Tagen. Später sah ich immer den hohlen Pomp, der nun, wo das Leben nicht mehr durch Straßen, Schlösser und Parks flutete, für mich wenigstens etwas unerträglich Theatralisches hatte. Damals schauten die jungen Augen ganz anders.

Wir hatten herrliches Winterwetter, die Sonne leuchtete klar vom wolkenlosen Himmel. Ich stand bezaubert vor dem Riesenbau und las die goldnen Buchstaben: „A toutes les gloires de France". Das Innere war ja verschlossen. Da lagen unsere Siechen, unsere Verwundeten in dem prunkvollsten aller Lazarette — und das Wundfieber wollte unter ihnen kein Ende nehmen. Unter den deckenhohen Gemälden nistete unausrottbar der Todeskeim; allzu große deutsche Rücksichtnahme jedoch verbot einen energischen Eingriff, wie ihn Bismarck angeraten, dem die Knochen eines preußischen Mus-

Digitized by Google

letiers allezeit höher standen, denn aller Pomp. Aber im winterlichen Park konnte man fein herumwandeln.

Und dann — und dann: dieser wundervolle Gegensatz zwischen dem stalzen Wort „A toutes les gloires de France" und der Wirklichkeit der Gegenwart. Preußische Schildwachen vor den Toren des Palastes, preußischer Trommelwirbel auf den Straßen, preußische Kanonen im Schloßhof! Und ich sah in seinem schlichten Wagen den heißgeliebten greisen König von seiner Ausfahrt zurückkommen, sah den Kronprinzen in seiner stolzen männlichen Schönheit — —

Zu Tisch nahm mich Gruner mit ins Hotel du Reservoir. In einem bescheidenen Eckchen saßen wir. An der Längstafel dinierten die Großherzöge, Herzöge, Fürsten, Generäle. Aber plötzlich erhoben sie sich und grüßten, sich neigend, einen Herrn in Felduniform, der ein wenig vornübergeneigt durch den Saal schritt: Moltke war es, der uns alle hierhergeführt. — —

Und überall, überall deutsche Laute ... in Versailles ...

Deutsche Laute hab' ich freilich dreißig Jahre später auch in Versailles gehört. Es war aber kein Moment von historischer Bedeutung, alles andere eher. Ich hatte im herrlichsten Frühlingssonnenschein mit meiner Frau und einem sehr lieben Freunde den im blühenden Fliederschmuck prangenden Versailler Garten besucht, und der liebe Freund lud uns zu einem pikfeinen Frühstück im Hotel du Reservoir ein. Er spricht glänzend französisch, aber die Bestellung solch eines besonderen Frühstücks ist eine eigene Sache. Der Kellner blinzelte — und plötzlich sagte er auf deutsch: „Aber Herr X., geben Sie sich doch nicht solche Mühe ... ich habe Sie doch so oft in der Ressource in Y. bedient!" Tableau. —

In Versailles war das Tagesgespräch die bevorstehende Beschießung von Paris gewesen. Der Januar brachte sie uns endlich. Wer's nicht erlebt hat, kann nicht ermessen, wie sie auf uns wirkte. Immer, immer hatte man von ihr gehört, sie erwartet, auf sie gehofft; immer wieder war der Beginn verschoben worden. Von all den Hemmnissen, die sie verzögerten, wußten wir nichts. Aber wie wehrlos kamen wir uns mehr und mehr vor, wenn von den Forts die Granaten zu uns herübersausten, wenn der Mont Valerien „bullerte". Wir konnten's nicht fassen, nicht verstehen, daß nicht Gleiches mit Gleichem vergolten wurde. Und als nun endlich, endlich unsere prachtvollen Belagerungsgeschütze den ehernen Mund auftaten, war's eine Erlösung. Ich seh's noch deutlich vor mir, wie unsere Füsiliere die riesigen Vierundzwanzigpfünder liebevoll anstaunten, wie sie jubelten: Jetzt wird geschossen, nun geht's bald heim zu Muttern.

Merkwürdig steht mir dagegen in Erinnerung, daß neben dem großen Ereignis der Beschießung das doch unendlich gewaltigere der Kaiserkrönung verhältnismäßig wenig Eindruck auf uns machte. Es erschien uns längst als etwas Selbstverständliches, daß unser greiser König nun auch Kaiser wurde. Was ahnten wir, die Mitlebenden im Feldlager, von den diplomatischen Vorbereitungen, von all den Schwierigkeiten, die der Annahme der Kaiserwürde vorausgegangen waren. Wir nahmen die Tatsache einfach hin als die natürliche Folge der deutschen Siege unter unseres Königs Oberbefehl. Nicht viel anders, als wir auch die sehr verspätet zu uns gelangenden Nachrichten etwa von den Kämpfen und Siegen an der Loire hinnahmen. Wir riefen Hurra, wir freuten uns, und die Sache war abgetan. Zudem: uns blieb der Kaiser ja immer unser König!

Ungleich stärker wirkte die Kunde: Paris ist über! Wir fühlten alle: das ist der Frieden. Und so sehr ich persönlich meiner Jugend noch ein paar frisch-fröhliche Kriegsmonate gewünscht hätte und mir damit die Epauletten — auch in mir überwog doch das Empfinden des großen, das Vaterland beglückenden Abschlusses.

Gerade am Tage der Kapitulation aber bekam ich die Tressen, wurde Unteroffizier. Ich habe später oft darüber gelächelt: von allen Beförderungen hat mir keine so viele Freude gemacht wie diese. Vielleicht weil's die erste war. Vielleicht weil solch jungem Menschen das Bewußtsein: nun hast du auch etwas zu befehlen, hast als Korporalschaftsführer deinen kleinen Wirkungskreis, deine eigene Verantwortlichkeit — besonders wohltut.

Wir rückten zunächst, am 29. Januar, nach Aubervilliers, das noch voll von betrunkenen französischen Mobilgarden steckte, die ihre Offiziere offen verhöhnten. Die Quartiere waren in unbeschreiblichem Zustand, verschmutzt, verdreckt. Heidenfroh waren wir, als wir am 8. Februar nach St. Denis, dem großen nördlichen Vorort von Paris, verlegt wurden.

In St. Denis kamen wir ziemlich eng unter, da viele Häuser wegen der Pockenepidemie nicht belegt werden durften. Immerhin — es ließ sich leben. Anfangs gab es viel mit allerlei Aufräumungsarbeiten in der Stadt selbst und auf den benachbarten Forts zu tun; es mußten auch starke Wachen gestellt werden, denn es lungerten Tausende beschäftigungsloser Arbeiter herum, und auch die sonstige Bevölkerung war bisweilen widerspenstig. Das änderte sich aber bald, zumal der Kommandant, der General von Medern, der in Armeekreisen mit Vorliebe der „Löwe von Chlum" (Königgrätz) genannt wurde, energisch durchgriff, und da die Gewerbetreibenden sahen, daß bei uns viel zu verdienen war.

Die Forts waren weit ärger von unseren schweren Belagerungsgeschützen zugerichtet, als wir selber geglaubt hatten. Es sah toll in ihnen aus, wenn auch nicht so toll, wie in den Forts von Lüttich oder Antwerpen,

Digitized by Google

die die „dicke Berta“ bearbeitet hat. In den Orten aber konnte man von eigentlichen Verwüstungen kaum sprechen, wenn auch einzelne Häuser beschädigt waren. Die Bevölkerung verhielt sich zunächst stumm und starr. Daß den Leuten die Not der langen Belagerung aber auf den bitterbösen Gesichtern geschrieben gestanden hätte, kann ich nicht sagen. Was sich auf den Straßen sehen ließ, gehörte freilich meist der arbeitenden Klasse an, deren Ernährung der Staat bis zuletzt leidlich gesichert hatte. Eigentümlich berührte es mich, daß wir am ersten Abend in Aubervilliers Wein und Zucker sehr billig kaufen konnten, auch ein allerdings recht schlechtes Brot. Drollig genug dagegen sah es aus, als einige Tage darauf in einem Schaufenster der Hauptstraße von St. Denis ein lebendiger feister Truthahn ausgestellt war, den eine große Zuschauermasse andächtig bewunderte.

Wer verdienen wollte, verdiente überreichlich, und die mürrischen Gesichter verschwanden. Wir alle, Offiziere wie Mannschaften, hatten ja Geld wie Heu, und an Sparen dachten wenige. Im Hotel du Cerf ging es hoch her, die zahlreichen Cafés waren meist überfüllt. Das elende Nest — ich habe St. Denis im Jahre 1900 noch einmal besucht und fand es, mit einem Berliner Vorort verglichen, jammervoll — gewann förmliche Großstadtallüren. Sehr bald sandte Paris dann auch allerlei Abschaum heraus, Dirnen und Komödianten sechster Ordnung, und das Leben und Treiben wurde manchmal recht wild. Wer könnte den Stab über die jungen Kriegsleute brechen, die nach monatelangem Darben einmal wieder eine vergnüglichere Zeit mit vollen Zügen genießen wollten! Mir spuckte übrigens unser Oberst — er war sonst nicht so — einmal gewaltig auf den Zopf, als ich mich zu einer Tanzerei schleichen wollte, von der ich Wunderdinge hatte erzählen hören. Er überholte mich auf der Treppe und schnob mich an in seinem Berliner Jargon: „Wat will denn der Frechdachs hier? Dat is hier nischt vor Kinder. Fähnrich, machen Sie, dat Sie ins Quartier kommen. Dat hier kann sich kaum 'n preußischer Oberst ankieken.“ Worauf ich stark beschämt und schuldbewußt fortschlich, während er lachend weiter treppauf stieg. Gewiß im Vollgefühl, mal wieder eine gute Tat getan zu haben.

Unsere erste Kompagnie — ich meine die Offiziere — hielt sich übrigens von diesem Treiben sehr zurück. Wir lebten wie bisher in steter Gemeinschaft, speisten auch gemeinsam, wobei mir die Führung des Haushalts anvertraut war, in der Wohnung des Hauptmanns. Es war ein besonders festes Band, das uns umschlang. Und wenn wir alten Herren der ersten Kompagnie uns heut im Regimentshaus der Gardefüsiliere treffen, dann trinken wir gemeinsam unserm Capitano von damals zu, wie wir beim 50jährigen Regimentsjubiläum zusammen noch einmal zum Vorbeimarsch antraten.

Leutnant von Mirbach, der auf einer Patrouille in Villetaneuse, an der auch ich teilgenommen, verwundet worden, war inzwischen geheilt zurückgekehrt und wirkte jetzt in recht schwieriger Stellung als Platzmajor von St. Denis. Eine Stellung, die zumal dann sehr verantwortlich wurde, als die Schrecken der Kommune sich unmittelbar vor unsern Augen abspielten. Er hat über diese Zeit ein ungemein interessantes, viel zu wenig bekannt gewordenes Büchlein geschrieben.

Die Linie unserer gegen Paris stehenden Posten, von denen besonders in den ersten Tagen nach der Besetzung, dann wieder während der Kommune ein stetes Wogen von Parisern und Pariserinnen aller Stände stattfand, die dem Höllenstrudel entfliehen wollten, bildete für uns die eine große Anziehung; die zweite war die schöne Kathedrale, der Begräbnisdom der französischen Könige, die freilich in ihren Einzelheiten stark durch Sandsäcke und andere Schutzmaßregeln gegen das Bombardement entstellt war. In der Kathedrale wirkte auf uns alle damals die berühmte Statue Marie Antoinettes mächtig ein. Ich habe von ihr, hinter einem Pfeiler verborgen, eine sehr merkwürdige Szene erlebt. Ein eisgrauer alter preußischer General trat vor das Denkmal, stand geraume Zeit, mit der Mütze in der Hand, sah sich um, ob er allein wäre in der dämmrigen Halle — beugte sich plötzlich und küßte ehrfurchtsvoll die marmorne Stirn. Es war ein kurioser Anblick, gewiß. Aber die stille Andacht des greisen Kriegers und dann sein plötzlicher Entschluß hatten doch etwas Ergreifendes. Ich empfand deutlich, wie seine Huldigung nicht der schönen Frau, sondern der unglücklichen Königin galt. — Wie sehr übrigens die Anschauungen über ein Kunstwerk sich mit wachsendem Verständnis wandeln, fühlte ich, als ich dreißig Jahre später vor derselben Statue stand: ich fand sie elend, flach, Zuckerbäckerei.

Auf dem Turm der Kathedrale befand sich ein Beobachtungsposten. Man hatte von ihm aus eine wunderbare Überschau fast auf ganz Paris, und während der Kämpfe der Versailler Regierungstruppen gegen die Kommunarden konnte man alle Phasen des greuelvollen Ringens deutlich verfolgen. Wahrhaftig, die Franzosen haben sich selbst damals mehr Greuel wirklich zugefügt, als sie uns in zwei Kriegen andichten konnten. Wir sahen das allmähliche Vordringen der Versailler, den Feuerwall, den die Kommune ihnen entgegenzusetzen suchte, den ungeheuren Brand, ein Meer von Rauchwolken mit grell leuchtendem Flammenlodern dazwischen — mich mahnte das furchtbare Bild an das brennende Rom Neros. Tief unten aber standen kampfbereit unsere Geschütze, um einen Durchbruchsversuch der Kommunards durch die deutschen Linien zu verhindern. —

Tief eingeprägt hat sich mir auch ein anderes, frohes Bild: die Feier und das

Digitized by Google

große Festmahl, das uns am 22. März vereinigte, zur ersten Kaiser-Geburtstagfeier. Unvergeßlich schon durch Ort und Raum. War's doch der gewaltige Saal im Prunkgebäude des Palastes der Ehrenlegion, in dem unser Hoch auf den deutschen Kaiser, auf unsern geliebten König erklang. Am Abend war die ganze Stadt illuminiert — und die Bewohner standen staunend.

Und dann noch ein anderes. Es war der Garde nicht vergönnt, in Paris einzuziehen. Wie hatten wir uns auf den Tag gefreut! Wie oft hatte ich wieder meines alten Großvaters gedacht und seines „Das heißt, Kinder — Paris!" Der schnelle Abschluß des Präliminarfriedens verhinderte, wie bekannt, daß der glücklichen ersten Staffel der einmarschierenden Truppen die zweite folgte. Die Enttäuschung war bitter. Dafür aber wurde uns am 3. März die unvergeßliche Parade auf dem Longchamps im Bois de Boulogne. Ich habe später eine große Anzahl von Kaiserparaden mitgemacht, auf dem Tempelhofer Felde, bei den Manövern, keine reicht in der Erinnerung auch nur im entferntesten an dies gewaltige militärische Schauspiel heran. Über uns allen, allen lag ja noch die Weihe des großen Krieges, der großen Siege. Und es war, als wollte jeder einzelne von uns, Offiziere und Mannschaft, dem greisen König etwas wie eine persönliche Huldigung darbringen. Da war kein Zurechtrücken in den langen Linien, kein ängstliches Richtungsuchen und Vordermannehmen, kein Mahnen und Schelten; es „klappte" alles wie von selbst, bis wir leuchtenden Auges in den kriegsstarken Verbänden mit entfalteten Fahnen vor unserem Kriegsherrn vorüberzogen. Es ist keine Phrase: der französische Boden donnerte noch einmal unter unsern Schritten. —

Endlich kam die Zeit des Aufbruchs aus St. Denis. Unsere ‚Wirtschaft' wurde aufgelöst. Zu ihr gehörte — ich kann an dem kleinen Geschichtchen, das ich auch in meinen Kriegsroman „Sieg" verflocht, nicht vorübergehen — eine silberne Kaffeekanne, die auf dem Schlachtfeld von St. Privat gefunden worden war, aller Wahrscheinlichkeit nach das Eigentum eines höheren französischen Offiziers. Wenn man will, wahrhaftig richtige Kriegsbeute. Aber nun wurde ernstlich erwogen, was man mit dem Ding anfangen, wie man sich seiner entledigen könnte. Sie hatte uns gute Dienste geleistet, sie war uns lieb, sie wäre wirklich ein hübsches Andenken gewesen. Aber niemand dachte auch nur im entferntesten daran, sie mitzunehmen. Schließlich entschied der Hauptmann, daß sie unsrer letzten Wirtin in St. Denis übergeben werden sollte, und so geschah es. Wahrhaftig, die deutsche Armee hat Frankreich mit reinen Händen verlassen, und wenn je ein Spottwort zu unrecht entstand, so war es das von den „gerollten" Wertstücken, die wir heimgebracht haben sollten, gar von den geraubten Pendülen, die uns französische Gehässigkeit andichtete. Vor unsern Vorposten lag ein verlassenes prachtvolles Chateau, das, wenn ich nicht irre, einem berühmten Pariser Zahnarzt gehört; es mußte aus taktischen Gründen niedergebrannt werden: aus der Einrichtung auch nur den geringsten Gegenstand zu „retten", soweit er nicht dem unmittelbaren Gebrauch dienen konnte, kam niemand in den Sinn. Ich fand in einer andern Villa eine prachtvolle Bibliothek; die Bücher, meist kostbar gebunden, lagen aus den Schränken herausgerissen, fußhoch auf dem Teppich, und ich zweifele allerdings nicht, daß vielleicht der oder jener Füsilier sie unbedenklich zum Feueranmachen verwendet hat: aber keiner von uns — auch ich nicht, der schon damals ein Büchernarr war — hat sich ein Buch, sei es auch nur zur Erinnerung mitgenommen. Ich hoffe zuversichtlich, es wird diesmal nicht anders sein.

Daß dagegen in den von allen Einwohnern verlassenen Dörfern viel zerstört wurde, vielleicht auch einmal unnütz, ist selbstverständlich. Da gab es in den Vorpostendörfern Barrikaden, in denen rücksichtslos prächtige Möbel eingebaut waren. Teppiche, schwere Damastvorhänge mußten zum Lager dienen, und die Mannschaft kümmerte sich den Geier darum, ob sie am Kaminfeuer verbrannten. Geheizt wurde mit allem, was man fand — nicht zuletzt mit den kostbaren Weinreben. Lieber Himmel, sollte der Soldat in den eiskalten Dezembernächten frieren?! C'est la guerre comme à la guerre. Nur einen einzigen wirklich vandalischen Streich habe ich erlebt. Im Vorpostendorf Montmagny hatte ein kleiner Trupp findiger Leutchen einen Keller erbrochen, der aber zu ihrer großen Enttäuschung keine Weinfässer, sondern ein Möbelmagazin barg. Da riß einer wütend das Seitengewehr aus der Scheide und schlug in die hohen Spiegel, daß die Splitter flogen. Der Mann war aber kein Füsilier, sondern ein junger Einjähriger. Und die alten Kriegsgurgeln rissen ihm entrüstet die Plempe aus der Hand. —

Nun warf der Frieden schon seine Schatten — oder soll ich sagen: seine Sonnenstrahlen? — voraus. Ich war am 9. März Fähnrich geworden und zur Kriegsschule nach Potsdam einberufen. Es traf sich zufällig, daß ich mit den Fourieroffizieren des Regiments zusammen nach Berlin reisen konnte; das Regiment folgte ja in wenigen Tagen nach. So hatten wir eine pläsierliche Fahrt — in einem Ruck nach Berlin, wobei der Ruck aber bedeutend länger dauerte, als heutzutage: 3 Tage und Nächte gondelten wir. Eine besondere Erinnerung hab' ich mir nicht bewahrt, nur daß wir uns auf dem Bahnhof in Metz etwas ganz Feines leisten wollten, uns Spargel bestellten, daß das aber natürlich französischer mit grünen Spitzen war, und daß er uns unkundigen Thebanern scheußlich bitter schmeckte. Wir hatten also sozusagen einen bitteren Nachgeschmack von Frankreich auf der Zunge.

Digitized by Google

Ja — und noch eine kleine Erinnerung. Ich war selbstverständlich auf Requisitionsschein mit den anderen Herren zweiter Klasse gefahren. Ein Jährchen später aber erhielt ich von der ausgezeichneten Ober-Rechnungskammer ein geharnischtes Monitum, daß solch Fähnrich in die dritte Klasse gehöre, und ich mußte nolens volens die Differenz nachbezahlen, was auch wieder einen bitteren Nachgeschmack ergab. Unsere berühmte Rechnungskammer leistete sich damals überhaupt manche hübsche Geschichte. Major von Sanitz, der Kommandeur des dritten Bataillons, wurde im Jahre des Heils 1872 zum Bericht aufgefordert: sein Bataillon hätte am Abend der Schlacht von Sedan einen Ochsen geliefert erhalten; wo denn die Haut dieses braven Tiers geblieben wäre? Sanitz war nicht nur ein höllisch grober, sondern auch ein sehr witziger Herr. Er hat eine Antwort gegeben, die mehr von Ochsen im allgemeinen, als von besagtem Vierfüßler handelte — und man hörte nie wieder etwas von der Beanstandung.

Spät in der Nacht kamen wir in Berlin an. Ich warf mich in die nächste Droschke, fuhr nach der Wohnung meiner Eltern, rebellierte das ganze Haus — und lag in den Armen meiner guten Mutter.

An einem der nächsten Tage mußte ich mich auf der Kriegsschule in Potsdam melden. Aber bald kam der Einzugstag, für den ich beurlaubt wurde und beim Regiment eintreten durfte.

Ein wunderbar schöner, erinnerungsreicher Tag, dieser 16. Juni. Mit all seinem Jubel, mit den festlich geschmückten Straßen, an denen der Erfindungssinn der gesamten Berliner Künstlerschaft mitgetan hatte, mit der gehobenen, begeisterten Stimmung von ganz Berlin und all der Zehntausende, die von außerhalb zu diesen unseren Ehrenstunden nach der neuen Reichshauptstadt gewallt waren.

Für uns war der wunderschöne Tag aber auch einer der anstrengendsten aus der ganzen großen Zeit. Hochsommerhitze lag über Berlin; endlos erschien uns trotz der ewig wechselnden Bilder der langsame Marsch vom Tempelhofer Felde durch die Belle-Alliance-, dann durch die (jetzige) Königgrätzerstraße, die Via triumphalis der Linden bis zum Vorbeimarsch vor dem Kaiser, der etwa in der Höhe des Opernhauses stattfand. Daran schloß sich für uns noch die Enthüllung des Denkmals König Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten, zu der neben anderen Deputationen auch meine Kompagnie befohlen war.

Dann fand eine feierliche Bewirtung auf dem Hof unserer Kaserne in der Chausseestraße statt. Das ganze Stadtviertel wollte teilhaben an der Heimkehr seiner siegreichen „Maikäfer". Ich glaube, ein ähnliches Verhältnis zwischen der Bevölkerung und „ihren" Regimentern gibt es in keinem andern Lande der Welt. Das Schönste aber ist, daß dieser enge Zusammenhang, wenn auch an Festtagen die Begeisterung besonders hohe Wellen schlägt, auch in ruhigen Zeiten sich bewährt. Der Norden Berlins, in dem die Garde-Füsilier-Kaserne liegt, ist vorherrschend ein Arbeiterviertel. Es gab immer und gibt heut noch viele unruhige Köpfe dort. Mit den „Maikäfern" aber ist jeder gut Freund. Ich habe es später als junger Offizier erlebt, daß ein paar Strolche auf der Straße einen Füsilier drangsalieren wollten; da hoben sich im Nu ein Dutzend kräftige Fäuste: Laßt mir unsern Maikäfer zufrieden! Und vier stämmige Leute nahmen den Mann, der vielleicht etwas schwer geladen hatte, in ihre Mitte und geleiteten ihn vorsorglich bis an die Kasernentür. —

Am Spätabend des Einzugstags saß ich auf der Bahn und fuhr nach Potsdam. Am nächsten Morgen drückte ich schon wieder die Schulbank. Wie war mir die einst verhaßt gewesen! Aber nun war das etwas ganz anderes. Ich saß unter Kameraden, und meine Lehrer trugen des Königs Rock. Einer von ihnen, dem ich ein besonders dankbares Gedenken bewahrt habe, war ein junger Hauptmann, hieß von der Goltz, ist heut General-Feldmarschall, war bis vor kurzem Generalgouverneur von Belgien und weilt jetzt in des Kaisers Auftrag am Goldenen Horn, wo Goltz-Pascha vom langen verdienstvollen Wirken her unvergessen geblieben ist.

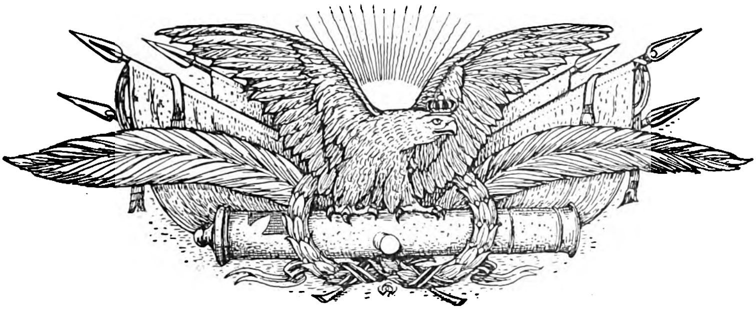
Februar

Laßt uns den grauen Tag mit Blumen schmücken
Und laßt das kühle Grau uns rings entzünden,
Die lebensroten Herzensströme münden
In diese Leeren, die uns tief bedrücken.

Die Räume schweigen, und die Hügel sinken
Mit totem Leib in kalte, bleiche Schleier,
Und Tod und Stummheit brüten auf dem Weiher,
Doch in den Bäumen schlagen schon die Finken.

Wilhelm Schussen

Digitized by Google



Die alten Korps an ein neues Korps

Von Rolf Brandt

Die Kanonen dröhnten, die Schlacht rückte vor,
Da schrien die alten zu dem neuen Korps:
Brüder durch! Dort, der Feuerschein,
Der die Hölle speit, muß genommen sein.
Brüder, Brüder, denkt, nur dort vorn
Lodert der Sieg, denkt in heiligem Zorn,
Ostpreußen verbrannte, Ostpreußen hing
In blutigen Fetzen. Schließet den Ring!
Vor! Vor!
Stürme wie wir, du junges Korps!

Wir haben auch alle mal flau gemacht,
Damals — wir haben es fortgelacht,
Der Sieg sang hell über Dreck und Blut ...
Kameraden haltet euch gut!
Das ist nun so, die Pferde schrein,
Wenn sie todwund sind, kann nicht anders sein.
Das ist nun so, Gehirn, das spritzt,
Wenn die Granate den Schädel ritzt ...
Vor! Vor!
Stürme wie wir, du junges Korps!

Brüder, dort führt die Birkenallee
Goldlaubumflattert zur Siegeshöh'.

Digitized by Google

Jeder Zoll ist durchfurcht von Granatenbiß.
Brüder, wir überspringen den Riß!
Schreit «Hurra! Hurra!», das stärkt!
Schreit, springt, schießt, daß ihr Kugeln nicht merkt!
Der schmale Weg durch den Feuerschein
Führt in den Sieg und den Himmel hinein.
Vor! Vor!
Stürme wie wir, du junges Korps!

Trommel schlag': »Kartoffelsupp, Kartoffelsupp,
Den ganzen Tag Kartoffelsupp!« Hupp!
Hoh! Der Graben! Bajonett vor! Los!
Nieder! Nieder! Stoß! Vorwärts! Stoß!
Kolben hoch! Ach, das weiße Tuch!
Brüder, ihr merkt noch, es ist Betrug.
Da, sie schießen danach um so mehr! Es nützt
Nichts, seid ihr auch mit Blut überspritzt.
Nieder! Vor!
Stürme wie wir, du junges Korps!

Da, das Hämmern, das singt! Hört her! Hört her!
Das ist unser Maschinengewehr. Hurra, Maschinengewehr!
Rechts in die Flanke! Jetzt kommt der Schluß.
Da! Da! Da flieht auch schon der Russ'!
Das bißchen Schrapnell tut als Schlußgruß nicht viel,
Das Ganze halt! Wir sind am Ziel.
Von der Höhe, die auf uns Verderben spie,
Kartätscht, bumm, bumm, unsere Feldartillerie.
Brüder, der Sieg steigt funkelnd empor . . .
Nun seid ihr wie wir ein sturmfestes Korps.

Digitized by Google

Shakespeare — ein deutscher Dichter

Von Prof. Dr. Karl Berger in Darmstadt

Als beim Beginn des heutigen Weltkrieges aus dem Lande, wo Shakespeares Wiege stand, die Kunde kam, daß fortan, genau wie andere Fabrikate, auch die Erzeugnisse deutscher Kunst als made in Germany streng verpönt sein sollten, da dachte man wohl auch bei uns an „Repressalien" ähnlicher Art. Zahlreich genug, allzu zahlreich waren ja die fremden Kostgänger, die von deutscher Auslandssucht profitiert, von deutschem Überfluß sich gemästet hatten. Es war also nur eine in jeder Hinsicht gesunde Reaktion des Nationalstolzes, eines neugeweckten Selbstbewußtseins, wenn solche Modegeschöpfe deutscher Fremdtümelei, zumal wenn sie durch würdelose Anpöbelung unserer Nation ihre geistige Unreife und Wertlosigkeit auch den Blinden verrieten, der gerechten Erbitterung zum Opfer gebracht wurden. Wer die Untauglichkeit solcher Geister schon zu den Zeiten, da sie im Schwange waren, erkannt hatte, durfte sich freuen, daß der Krieg, der große Reiniger, uns von ihrer schwülen Gegenwart befreite: ihr Verlust ist ein großer Gewinn! Denn in dem entschlossenen Willen, auf sie wie auf alles Unreine, Artfremde, Kranke zu verzichten, offenbarte sich die von den Besten immer ersehnte, niemals ganz zur Tat gewordene Neuerstarkung völkischen Bewußtseins. Aber dem Kenner deutschen Wesens und deutscher Geschichte war es auch von vornherein klar, daß es uns nicht erlaubt und nicht möglich ist, in der Ächtung wahrhafter Geisteswerte, wirklicher Kunstgrößen mit den Engländern und ihren Bundesgenossen zu wetteifern. Wenn die selbstgenügsamen Briten sogar die erhabensten Meister, einen Beethoven und einen Wagner, auf einmal aus dem Tempel ihrer Verehrung zu jagen, wenn sie deutsche Kunstwerke, die durch ihre eigenen Großen geheiligt sind, auf den Index zu setzen sich erkühnen, so beweisen sie nur, daß ihnen diese nicht zum Kulturbesitz geworden, nicht in Seele und Leben eingegangen, sondern nur Sache äußerlichen Betriebs, des Profits und des Geschäfts, geblieben sind. Sie glauben, uns zu berauben, und berauben sich doch nur selbst. Solche freiwillige Armut hängt zusammen mit ihrer auch in geistiger Beziehung insularen Lage, ihrer sich selbst genügenden Borniertheit.

Als im Anfang des Krieges bei uns ein Theaterleiter die Frage aufwarf, ob er Shakespeare spielen dürfe und sich durch das Zeugnis von Staatsmännern, Gelehrten und anderen Autoritäten decken zu müssen glaubte, empfanden wir dies allgemein als eine übertriebene Vorsicht. Der Kulturverrat unserer Feinde war hier offenbar Anlaß gewesen, mehr, als sonst der Brauch deutscher Bühnen war, Rücksicht auf das nationale Empfinden nehmen zu wollen. Eine deutsche Schwäche, die Neigung zur Internationalität, hatte, zusammen mit anderen Bedürfnissen des Zeitgeistes, die wahllose Einfuhr geistigen Schundes aus dem Ausland ermöglicht. Doch mit Schädlichem, Minderwertigem und Halbschlächtigem fremder Herkunft durften höchste geistige Werte des Auslandes nicht einmal in Gedanken verwechselt werden. Nicht vergessen dürfen wir auch in Zeiten höchster Erbitterung, daß die Kehrseite jener Schwäche unsere Kraft zur Allseitigkeit ist, die tief in unserem Nationalcharakter begründete Fähigkeit, je und je das Beste und Schönste aller Zonen und Zeiten dem deutschen Geiste durch innerliche Aneignung zu erobern und aus der dadurch gesteigerten eigenen Leistung die Fremde wieder segensreich zu befruchten. Durch diese Gabe sind wir zu einer Weltmacht des Geistes geworden, ehe wir zu einer politischen wurden; aus dieser tausendfach erwiesenen Fähigkeit erwachsen uns das Recht und die Pflicht, auch nach dem Kriege und dann erst recht eine Kulturaufgabe in der Welt auszuüben.

Den Anspruch zu dieser Sendung entnehmen wir nicht, wie die uns „Hunnen" und „Barbaren" scheltenden Gegner meinen, dem „preußischen Militarismus"; wir schöpfen ihn vielmehr sowie die Kraft, ihn

Digitized by Google

durchzuführen, im letzten Grunde jener geistigen Welt, die unsere großen Dichter und Denker aus der Zeit des deutschen Idealismus als ein lebendiges Erbteil uns hinterlassen haben; jener künstlerisch-ästhetischen und sittlich-philosophischen Kultur, mit der unser ganzes heutiges Sein unlöslich verbunden ist, und auf der auch die Grundlagen des späteren politischen Aufbaues, mitsamt der militärischen Organisation unserer Volkskraft, ruhen. Diese Zusammenhänge hat so gut wie nur irgendein Deutscher ein englischer Staatsmann der Gegenwart erkannt, Viscount Haldane, der weiland zur Versöhnung auserkorene Lord. „Ohne Goethe kein Bismarck,“ zitiert er in einer seiner Reden, um fortzufahren: „Aber man hätte hinzufügen können, daß ohne die großen Denker der Deutschen es auch keinen Scharnhorst, Clausewitz, Roon und Moltke gegeben hätte.“ Auf allen Wegen jener Dichter und Denker aber stoßen wir auf Alt-Englands größten Sohn; auf den Bahnen der deutschen Geistesentwicklung ist als Pionier und Helfer, als Anreger und Förderer stets auch Shakespeare zu finden. Der Geist des großen Briten begleitet den ganzen Aufstieg unseres Geisteslebens vom Rationalismus bis zur Klassik und Romantik; sein Name wird zum Feldgeschrei in den großen Erschütterungen des Kampfes, er steht leuchtend auf der Fahne der Sieger. Drei Jahrhunderte werden am 23. April 1916 seit dem Tode Shakespeares vergangen sein, etwa hundertfünfzig Jahre ist es her, seitdem seine Welt für uns Deutsche von Deutschen neu entdeckt worden ist, aber er ist heute so lebendig bei uns wie je und wirkt immer aufs neue anregend, anspornend, erhebend fort; er gehört der Welt und spricht zu allen Kulturvölkern in ihrer Sprache, aber mit gleicher Inbrunst wie der deutsche Geist hat keiner Shakespeares Genius umfaßt und durchdrungen, mit gleicher Liebe hat keiner an ihm fort und fort gearbeitet, um alle seine Schönheiten aus wilden, unergründlichen Tiefen heraufzuholen, um seine Gestalten und Bilder ganz zu erleben und völlig sich zu eigen zu machen. Er ist unser, aber nicht aus sich: durch unsere Arbeit an ihm und für ihn, durch ein wechselseitiges Geben und Nehmen, Bereichern und Erhöhen, wie es nur die fortzeugende Liebe, schöpferisches Verstehen kennt, ist Shakespeare einer der unseren geworden. Ihn „abzusetzen“, aus unserem Leben zu streichen, wie die Engländer mit deutschen Geistesgrößen tun, die des großen Briten nachgeborene Pairs sich nennen dürfen, ist ebensowenig möglich, wie die Ableitung irgendeines Nebenflusses nach seiner Einmündung in den Hauptstrom. Durch seinen Einfluß in unseren Kulturstrom ist Shakespeares Geist von unserem Geiste, ist er so gut wie ein deutscher Dichter geworden.

Darstellen, wie dieser Eindeutschungsprozeß sich vollzogen hat, hieße die Geschichte deutschen Geisteslebens von fast drei Jahrhunderten schreiben. Unser Blick kann hier nur auf die wichtigsten Stufen fallen. Seinen ersten Einzug hielt der Dichter in Deutschland um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert mit jenen „englischen Komödianten“, die der Schaulust eines nach rohsinnlichen Eindrücken hungrigen Publikums mit Moritaten und Schauerdramen, mit Possen und Sprüngen dienten und darunter auch Trümmer des Shakespeareschen Werkes in die zerfallende deutsche Welt herübertrugen: verballhornt und verstümmelt, zum gröbsten Rohstoff entedelt, als herrenloses Strandgut, dessen Urheber nicht einmal dem Namen nach bekannt ward, kam die Schöpfung des Meisters vor eine Gesellschaft, die seiner wirklichen Gestalt nicht gewachsen gewesen wäre. Wie wenig damals die deutschen Menschen, wie wenig ihre Sprache und ihre Dichter von dem echten Shakespeare aufzufassen vermocht hätten, bezeugen am besten die deutschen Stückeschreiber, die, wie der Herzog Julius von Braunschweig und der Nürnberger Jakob Ayrer, die Shakespearesche Stoffwelt in einigen ihrer Dramen ausnutzten. Selbst ein so bedeutendes dichterisches Talent wie der Schlesier Andreas Gryphius, den manche zu einem „deutschen Shakespeare“ machen wollten, ist in seinem unter der Einwirkung der Rüpelkomödie aus dem „Sommernachtstraum“ entstandenen „Peter Squenz“ von der Kunst des ihm höchstens mittelbar bekannten Meisters himmelweit entfernt: wo dieser einfach lacht und fröhlich ist, will jener lachen machen und über lächerliches Treiben belehren; will er Lustigkeit er-

Digitized by Google

zeugen mit der komischen Miene des pedantischen Schulmeisters. Die Gunst der Zeiten, der wohlvorbereitete Boden fehlte solchem Schaffen ebensosehr, wie ihm der von der „Poeterei" eines Opitz vorgeschriebene lehrhafte Zweck die Freiheit benahm und die Erhebung zu einer freien künstlerischen Welt unmöglich machte.

Eine Geburt aus dem Geiste der Zweckmäßigkeit aber blieb das deutsche Drama wie fast die gesamte Dichtung bis zu Gottscheds Zeiten. Nachahmung von Mustern, die bald da, bald dort hergeholt wurden, galt als der einzige oder beste Weg zu dichterischer Meisterschaft; Erkenntnis und Belehrung waren die Hauptpflichten, zu denen auch die Komödie und Tragödie kommandiert werden sollten. Unter solchen Umständen mußte selbst die geringe Bekanntschaft mit Shakespeare zu bloßer Erinnerung verblassen. Sein Name ward 1682 überhaupt zum ersten Male in Deutschland, und zwar ganz beiläufig von dem Polyhistor Morhof erwähnt. Die nächste namentliche Erwähnung taucht 26 Jahre später auf, ohne wiederum mehr zu sein als eine bloße Notiz. Unterdessen waren Literatur und Theater in Deutschland immer mehr auseinandergefallen, und unter bombastischen Schauerdramen, grob zusammengeleimten Komödiantenstücken, zotigen Hanswurstiaden und prunkvollen Opern war für Shakespeare kein Raum. Zur Bekämpfung des Schwulstes und der Unnatur, die auf den Bühnen wucherten, schrieb der Zittauer Rektor Christian Weise seine lehrhaften Schuldramen, darunter einen verwässerten, mit möglichst faßlichen Moralien ausstaffierten „Peter Squenz" und eine Bearbeitung von „Der Widerspenstigen Zähmung". Alle Phantasie ist aus diesen Stücken ausgeschaltet, und doch war in den nüchternen Machwerken eine gesunde Richtung auf das Wahre und Natürliche, eine Eigenschaft, an die nicht nur Lessing später anknüpfen, sondern von der aus auch der deutsche Geist für Shakespeare empfänglich werden konnte, wenn ihn nach neuer, besserer Nahrung verlangte. Das aber konnte erst eintreten, als das deutsche Leben zur Selbstbesinnung erwachte.

Auch bei dieser Wiedergeburt erwies sich der Krieg als der Vater aller Dinge. Der Vorkampf fand, dem rationalistischen Geiste der Zeit entsprechend, unter Gelehrten statt. Der gewaltigen Tatkraft Gottscheds gelang es zunächst, Ordnung und Vernunft in die verwilderte deutsche Literatur zu bringen, Ordnung und Vernunft nach seiner Weise mit genau vorgeschriebenen Mustern, Regeln und Abgrenzungen. Unter anderen verdienstlichen Werken gelang dem Allgewaltigen die Wiederherstellung der seit langem aufgehobenen Verbindung zwischen Bühne und Literatur. Aber die Zauberin Phantasie blieb ausgeschlossen aus ihrem eigensten Bereiche, weil die ungebändigte Phantastik dort allzuviel Unheil angerichtet hatte. Der Phantasie als schöpferischer Macht mußte vor allem ihr Recht zurückerobert werden, damit endlich alle Kunst aus dem Banne des Nur-Verstandesmäßigen erlöst, damit Poesie aus einem lehr- und erlernbaren Machen wieder ein freies, nur seinen eigenen Gesetzen folgendes Schaffen werden konnte. Dieser Erlösungsakt begann unter dem Zeichen Miltons, in dem Kampfe, den seine Schweizer Verehrer Bodmer und Breitinger mit Gottsched, dem Vertreter der französischen Klassizisten, um „das Wunderbare in der Poesie" auszufechten hatten. Ohne daß die im Grund auch echt rationalistischen Schweizer die folgenschwere Bedeutung ihres Streites ahnten, kam es dabei zu einer ersten dogmatischen Rechtfertigung der Phantasie, der Poesie überhaupt: damit war aber auch der erste Keim für das Verständnis Shakespeares gelegt. Gegenüber den von Gottsched hartnäckig verteidigten französischen Mustern waren durch die Verherrlichung Miltons und des „engelländischen Sophokles" zum erstenmal zwei Hauptvertreter germanischer Dichtkunst unter die europäischen Muster eingereiht und damit ein literaturgeschichtlicher Fortschritt von größter Tragweite eingeleitet. „Gab man," sagt Fr. Gundolf in seinem Buche ‚Shakespeare und der deutsche Geist', „das Wunderbare um Miltons Engel und Teufel willen zu, so mußte man (wie dem Homer seine Götter und Nymphen) dem Shakespeare seine Elfen, Hexen und Geister zugeben."

Vor der Phantasie war der britische Genius durch die Schweizer gerechtfertigt; nun mußte er auch noch vor dem Forum

Digitized by Google

der Vernunft die Probe bestehen. Auch zu dieser Entscheidung gab der betriebsame Gottsched durch Überspannung seines starren Rationalismus den Anstoß. Im Jahre 1741 nahm der Schatten des geheimnisvollen Briten, der bis dahin den Deutschen nur in fratzenhafter Vermummung oder durch gelegentliche oberflächliche Hinweise bekannt geworden war, endlich bestimmtere Formen an: ein dem literarischen Getriebe gänzlich fernstehender Weltmann, der preußische Gesandte am englischen Hofe Kaspar Wilhelm von Borck, unterfing sich, „aus bloßem Vorwitz“ den „Julius Cäsar“ in wohlgesetzte deutsche Alexandriner zu übertragen und mit dieser ersten Übersetznng Shakespeare selbst in die deutsche Literatur einzuführen. Hier also sollte auf Voltaires klassizistischen Spuren ein Weg zu dem „regellosen Barbaren“ angebahnt werden. Herr von Borck entging seiner Strafe nicht: Gottsched, der Statthalter Voltaires in Deutschland, schrieb über diese erste deutsche Übersetzung die erste deutsche Kritik mit dem Kernsatz: „Die elendeste Haupt- und Staatsaktion unserer gemeinen Komödianten ist kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft, als dieses Stück Shakespeares ist.“ Dieser Kritik folgten Entgegnungen, der Kampf entbrannte auf der ganzen Linie, und so gewann die Borcksche Übersetzung eine große Bedeutung in der Geschichte der Erneuerung des deutschen Geistes: der Name Shakespeares ward zum Trennungszeichen für die verschiedenen ästhetischen Parteien, zum Schibboleth für alle, die unter seiner Fahne neue Ideale zum Siege zu führen gedachten.

Ein merkwürdiges Schicksal fügte es, daß der Verfasser der ersten weiter führenden Würdigung Shakespeares, Joh. Elias Schlegel, aus Gottscheds Schule kam und der Oheim jenes Brüderpaares ward, das im Kampfe für den britischen Dichter die letzten entscheidenden Taten auszuführen berufen war. Daß „die Stärke des Engländers“ in seinen „Charakteren“, in der Menschendarstellung, beruhe und daß er die (soviel mißbrauchten und mißverstandenen) Regeln des Aristoteles besser gewahrt habe als die gepriesenen Franzosen, das war die neue Erkenntnis, die die deutsche Welt dem jungen Gelehrten verdankte. Gottsched blieb bei seiner Ablehnung: „die Unordnung und Unwahrscheinlichkeit, welche aus der Hintansetzung der Regeln entspringen“, ließen ihm den Shakespeare so „ekelhaft“ erscheinen, daß er außer der Borckschen Übersetzung zeitlebens kein Stück des Verabscheuten gelesen hat. Aber er konnte dessen Siegeszug nicht hindern: immer häufiger tauchte der dem Literaturreformator verhaßte Name in den Sammelwerken der Gelehrsamkeit auf, immer ausführlicher und sorgfältiger wurden die Ausführungen über ihn, immer eingehender und ausgebreiteter das Studium seiner Werke. In den Mittelpunkt des Kampfes aber wurde der englische Dichter erst durch Lessing gestellt: Gottscheds Sturz führte zu Shakespeares Sieg.

Der literarische Unabhängigkeitskrieg, den der große Kritiker um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann, galt der Befreiung von der Tyrannei der Muster und Regeln und deshalb vor allem von der Herrschaft der Franzosen. Shakespeare aber wurde als Sturmbock gegen die Festen und Schanzen der Überlieferung verwandt. Der Leipziger Literatur-Allgewaltige verteidigte seine letzte Stellung nach Kräften, aber vor dem zu immer mächtigeren Schlägen ausholenden größeren Kämpfer, dem alle zukunftsgewissen, beweglichen Geister, vor allem der junge Friedrich Nicolai, zur Seite standen, vor dem Ansturm der Jugend mußte der alternde Recke erliegen. Was Lessings Mithelfer und Vorläufer vereinzelt und gelegentlich zur Sache Shakespeares gesagt hatten, das kam bei ihm, dem Begründer der historischen Ästhetik und unseres nationalen Dramas, in einen großen, klaren Zusammenhang, wurde umgesetzt in schöpferische Taten. Sein berühmter 17. Literaturbrief (1759) verkündigte mit der Lehre vom selbstherrlichen Genie die Herrschaft Shakespeares. In der „Hamburgischen Dramaturgie“ (1767—69) wurde der Kampf gegen die Franzosen und für die Engländer weitergeführt, das dramatische Gebiet als das Feld, auf dem die Entscheidung fallen müsse, näher untersucht und umschrieben. „Shakespeare will studiert, nicht geplündert sein“: mit diesem wuchtigen Satz war die Poesie von dem Fluche der knechtischen Nachahmung aufgedrungener

Digitized by Google

Muster befreit und die Freiheit des Schaffens verkündet, mit der Forderung der Wahrheit und Natur dem deutschen Drama ein Weg gewiesen, auf dem es sich von den Schöpfungen Shakespeares befruchten lassen und doch eigenen, nationalen Wuchs gewinnen konnte. Was Lessing lehrte, erhärtete er durch die Tat: seine eigenen Dramen — nach „Miß Sara Sampson" — bahnten den Weg zu einem neuen, gehobenen Stil, bereiteten den Boden für einen innerlich-deutschen Klassizismus. Zu diesen Werken aber hatte ihm das Studium Shakespeares den Mut gemacht und die Möglichkeit geschaffen.

In dem Jahrzehnt zwischen den Literaturbriefen und der Hamburger Dramaturgie war, von anderen Hilfsleistungen abgesehen, das Eindringen Shakespeares und Lessings Arbeit für ihn durch den ersten kühnen Vorstoß auch zur dichterischen Eroberung des Shakespeareschen Gesamtwerkes mächtig unterstützt worden: Wielands Übersetzung von zweiundzwanzig Dramen (in Prosa mit Ausnahme des ‚Sommernachtstraum') war in den Jahren 1762—66 erschienen. Zwar konnte dies „literarische Abenteuer" nicht ganz gelingen, weil der feinsinnige Nachempfinder der ganzen Fülle und Größe der Shakespeareschen Welt mit seinem Temperament, seiner Sprache und Erlebnisfähigkeit nicht gewachsen war; während sein bewegliches Formtalent vor der ungeheuren Leidenschaft der Tragödien versagte, gelang es ihm, alles Launige, Phantastisch-Zierliche, Leichte, die ganze romantische Atmosphäre in den Märchenkomödien einzufangen. Als Shakespearesche Erbteile sind solche Elemente des Wunderbaren und Naturzauberhaften in einzelne von Wielands Dichtungen und in das deutsche Schrifttum, besonders das der Romantiker, übergegangen.

Immerhin ward durch diesen Versuch allen mit dem Original nicht Vertrauten eine schärfere, wenn auch noch nicht farbenechte Anschauung geboten: Wielands Übersetzung hat (zusammen mit der Eschenburgschen Fortsetzung 1775—82) dem ganzen Kreis der Stürmer und Dränger, auch Goethe und Schiller, die erste Kenntnis des Gewaltigen erschlossen; auf ihr beruht die gesamte Dramatik dieser Jugend, „Götz" und die „Räuber" nicht ausgenommen. Und wie der Wielandsche Shakespeare die Macht des Dichters förderte durch die Zustimmung, die er fand, so auch mittelbar durch den Widerspruch, den seine Mängel hervorriefen. Unter allen diesen Angriffen aber war der historisch bedeutsamste ein kritischer Versuch Gerstenbergs, weil er, über Lessing hinausgehend, die Allseitigkeit des Shakespeareschen Genius tiefer verstehen und seine Werke als ein „gewisses Ganzes" betrachten lehrte. Hier ein Vorläufer Herders, wurde der Schleswiger Dichter durch seine die Leidenschaft ins Übermaß steigernde Hungertragödie „Ugolino" einer der Sturmvögel der kraftgenialischen Bewegung, aller shakespearisierenden Sturm- und Drangdramen.

Die Bewegung selbst kam von Herders lebenerweckendem Feuergeist. Früh durch seinen Landsmann Hamann zu Shakespeare geführt, kam er zu einer vollen Aussprache über den Dichter erst 1772, aber da gab er aus innigstem Mitleben der künstlerischen Erscheinung gleich das tiefste Wort des Zeitalters über den Gegenstand, das erste Gesamtbild Shakespeares aus geistesverwandter einheitlicher Anschauung. Das ganze Schöpfertum Shakespeares, seine Welt und Umwelt, jedes Stück und jede Hauptgestalt in ihrer Besonderheit, der Dichter, der Denker, kurz die gesamte Persönlichkeit in ihrer riesenhaften Größe wird da mit dem Blick des Geschichtssehers und Seelendeuters begriffen. Mit Herders Augen sehen wir ihn seitdem: „Hoch auf einem Felsengipfel sitzend, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres, aber sein Haupt in den Strahlen der Sonne." Shakespeares Tragödie aber war entdeckt als die germanische und moderne, der antiken ebenbürtige Form des Tragischen.

Nun erst konnte Shakespeare ganz als Führer, Muster und Vorbild, als fruchtbares Element in unserer Dichtung walten. Von den verschiedensten Seiten seiner universalen Natur her ward er „studiert" im Sinne Lessings, manchmal auch nur nachgeahmt. Die dichterische Welt wurde infolge der Wiedererweckung des Shakespeareschen Genius durch Herder mit neuen Menschen bevölkert, mit Menschen, die nicht mehr wie einst bloß zufällige Träger von Schicksalen, Begeher oder Erdulder bestimmter Handlungen waren, sondern

Digitized by Google

individuelle Einheiten lebendiger Kräfte und Leidenschaften, Charaktere, die sich im Ringen mit der Welt aus Freiheit und Notwendigkeit ihr Schicksal selber schaffen. Jeder Dichter, der seitdem innerliche Menschen gestaltet, ist als ein Nachfahre Shakespeares diesem zu Dank verpflichtet. Keiner unserer Großen seit Herders Entdeckung, auf den der große Brite nicht läuternd und vertiefend gewirkt hätte. Auch über die Grenzen der eigentlichen Dichtkunst hinaus führt seine Wirkung: die Auffassung der Antike, die Einschätzung der Volksindividuen und ihrer schöpferischen Leistungen, die Betrachtung der Welt und Natur, die Bühnenkunst und die ästhetische Kritik, die Literaturwissenschaft und Kunstphilosophie — sie alle sind umgeschaffen, neu geboren worden unter den Einwirkungen, die von diesem Riesengeist unmittelbar oder mittelbar ausgingen.

Die größten, folgenreichsten Wirkungen haben naturgemäß die eigentlich schöpferischen Naturen von Shakespeare erfahren: Goethe und Schiller. Man hat nach Parallelen gejagt und Anleihen nachzuweisen versucht, aber mit solchen Mitteln ist dem Unberechenbaren nicht beizukommen. Genug, beide haben spät und früh bekannt, was Shakespeare ihnen als Vorbild und Meister der Kunst war und bedeutete. Von Goethe liegen, seiner Art entsprechend, zahlreichere Bekenntnisse darüber vor als von Schiller. Man lese seine dithyrambische Shakespeare-Rede vom 14. Oktober 1771, seine dankerfüllten Schilderungen im elften Buche von „Dichtung und Wahrheit", die Stellen im „Wilhelm Meister" und den Aufsatz „Shakespeare und kein Ende" von 1813 und 1826, um innezuwerden, was und wieviel er an Genuß und Bildung dem „Will of all Wills" verdankte. Für die Einbürgerung Shakespeares auf der deutschen Bühne haben beide Dichter viel getan, Schiller insbesondere durch seine Macbeth-Übersetzung, aber auch noch dadurch, daß er durch sein eigenes gewaltiges dramatisches Schaffen das deutsche Volk dem Atem der großen Tragödie standzuhalten gewöhnte. Aber auch der wichtigste Akt der Eindeutschung Shakespeares war nur möglich, nachdem durch das Schöpfertum der beiden Großen die deutsche Sprache so gekräftigt und bereichert, geschmeidigt und gestimmt worden war, daß ein Berufener das ganze Werk des Dichters für uns zu erobern vermochte: August Wilhelm Schlegel, der, nach manchen Anläufen anderer (Herder, Bürger) und eigenen kritischen Vorarbeiten, von 1796 bis 1810 siebzehn Stücke in einer dem Original ebenbürtigen, ihm stellenweise an Schönheit überlegenen Übersetzung herausgab. „Was Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Tieck vereinzelt als Shakespeare-Gehalt wieder zugänglich gemacht hatten, die Natur, die Geschichte, den Menschen, die Sinnlichkeit, den Traum, die Leidenschaft, die Freiheit, die Landschaft, die Atmosphäre, das Zauberhafte als Lebensprinzipien — das war jetzt synthetisch vereinigte Gestalt geworden und Sprachganzes. Die Wiedergeburt Shakespeares als eines deutschen Sprachganzen ist das durchaus Neue, das Welthistorische an der Übertragung Schlegels" (Gundolf). Für die Fortsetzung und Vollendung des Werkes sorgten Dorothea Tieck und Wolf Graf Baudissin unter Anregung und Leitung Ludwig Tiecks.

Ein Jahrhundert lang hat sich die Schlegel-Tiecksche Nachdichtung gehalten und bewährt als eine klassische Leistung, gegen die keine späteren Eindeutschungsversuche aufkamen. Ihre Mängel konnten den philologischen Augen nicht verborgen bleiben, und Berufene und Unberufene haben reichlich Nachlese gehalten, nicht ohne in vielen Punkten einen Fortschritt zu erzielen. Die deutsche Shakespeare-Forschung hat immer weitere Kreise gezogen und in unablässiger Arbeit eine fast unübersehbare Literatur gezeitigt. Eine deutsche Shakespeare-Gesellschaft nimmt die geistige Pflege des Dichterkönigs in besondere Hut, ihr Jahrbuch ist der Mittelpunkt des Shakespeare-Studiums. Ihren Sitz aber hat sie an der geheiligten Stätte unserer größten literarischen Überlieferungen, in Weimar, wo, dem Goethe-Schiller-Standbild benachbart, auch ein marmornes Denkmal Shakespeares steht.

So lebt und wohnt Shakespeare unter uns wie einer der Unsrigen, dem deutschen Geiste ein unverlierbarer Besitz, weil wir ihn uns immer aufs neue wieder erwerben. Dabei vergessen wir nicht, daß er nach Herkunft und Wesensart vom Wirbel bis zur Zehe Engländer war, ein leidenschaft-

Digitized by Google

licher Sohn seines Vaterlandes. Doch seit seinem Tode haben sein Land und sein Volk gewaltige Änderungen erfahren; so konnte es schon Heine als eine Ironie der Geschichte empfinden, daß der größte Genius der Poesie gerade in England auf die Welt gekommen sei. In der Tat ist er heute bei uns mehr zu Hause als in seiner alten Heimat. Während er zu uns in der klassischen Dichtersprache Weimars vertraulich spricht, klingt seine Rede den heutigen Engländern so veraltet wie uns etwa die Sprache Fischarts. Deutsche Forscher und Erklärer haben den Dichter seiner Heimat erst wieder geschenkt, und lebendiger als auf englischen Bühnen ist er auf dem deutschen Theater. Sollte das alles zufällig sein? Oder sollte es damit zusammenhängen, daß in unserem Volke der Geist unserer vom Werke Shakespeares genährten Großen noch lebendig ist? Auf die Kulturgemeinschaft mit uns wollen die Engländer verzichten, auf unsere Kultur glauben sie verächtlich herabsehen zu können, während sie, aus Krämerneid, das Heiltum der Germanen an Schwarze und Gelbe verraten. „Dies eine über alles — sei dir selber treu!", diese Worte läßt Shakespeare einen Vater seinem Sohne als höchsten Ratschlag für den Lebensweg geben. An die Verkündigung englischer Siegeskraft und Macht knüpft er im „König Johann" dieselbe Bedingung: „Nichts bringt uns Weh und Reu'; bleibt England nur sich selber immer treu!" „Die ganze Welt in Waffen," die dort mit unbändigem Stolze herausgefordert wird, w i r „trotzen" ihr heute. Denn wir sind uns selber treu geblieben.

„Weh und Reu'" aber wird nach Shakespeares Prophezeiung über England kommen müssen, da es diese höchste Pflicht, die alle anderen in sich beschließt, durch Kultur- und Rassenverrat geschändet hat. Ein Glück, daß das Geisteserbe des germanischen Dichters bei uns in guter Hut steht.

Die Einsame

An ungezählten Tagen hatte sie,
Im Parke wandelnd, auf das schwarze Meer
Hinausgelugt, ob nicht der Kahn erschiene,
Von dem sie wußte, daß er Rosenketten
Und goldne Wimpel führen mußte und
Musik an Bord und schöne, junge Menschen,
Mit denen sie zu lichteren Gestaden,
Zu Glück und Freiheit singend fahren wollte.

Und eines Abends kam das Boot. Sie stand
Erregt am Ufer. Winkend. Wundervoll
Erglänzten ihre Augen. Ihre Hand
Streifte den Flor vom Haupt. Sie sah sich schon
In schimmernden Gewändern . . . Da erblich
Sie bis zum Scheitel. Fern im Abendlicht
Und selig trieb das Fahrzeug, und es glitt
Vorüber und verschwand im Abendlicht.

Sie stand, ein Erzbild, wirren Auges da,
Bis daß der Mond kam. Dann schritt sie parkein,
Und niemals wieder spürte ihren Fuß
Das Ufer, das so furchtbar sie betrog,
Und gleich wie Wahnsinn, wenn der Sturm im Dunkel
Die Wipfel beugte, klang ihr Lautenspiel:
So sagen Wandrer, die in später Nacht
Am Gitter ihres Parks vorüberschlichen.

Hans Bethge

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Julius Heß

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Pferdchen

Von Franz Adam Beyerlein

Peter Grins saß in einem Dorfe des Kreises Heiligenbeil auf einer kleinen vom Vater ererbten Bauernstelle. Er gehörte zu den Leuten, die stets auf demselben Flecke hocken und nicht recht vorwärtskommen, aber wiederum auch zu denen, die angeborene Tüchtigkeit genug besitzen, um niemals unter den Schlitten zu geraten. Manche von den Nachbarn hielten ihn für ein wenig einfältig, dem widersprachen aber die anderen, und vor allem der Pastor lehnte diese Meinung ab. „Gelobt sei Gott, daß er nicht ist wie ihr, ihr hartherzigen, dickschädeligen Bauern!" sagte der Geistliche in seiner derben Art. „Er schläft zwar auch während der Predigt, aber anders wie ihr, — mit offenen Augen."

‚Traumselig' nannte er Grins ein andermal. Was war das auch für einer, der Sonntags über Land lief, nicht um den Stand der Saaten, der eigenen und den des Nachbars, zu besehen, sondern ziellos, fernhin nach irgendeiner Höhe, von der man einen weiten Blick hatte? Dort ließ er sich dann im Gras nieder und konnte stundenlang in den blauen Himmel hineinschauen. Oder wenn der Kantor, der freilich auch einen gelinden Sparren hatte, nach Feierabend in der Kirche Orgel spielte, dann trat ihm Peter Grins die Bälge, und der vorn am Spieltisch wurde oft eher müde als der hinten in der staubigen, dunstigen Bälgekammer.

Glücklicherweise hatte Jakob Grins, der Vater des Peter, seinen Einzigen durch und durch gekannt und ihm, bevor er sich zum Sterben hinlegte, eine scharfe, geweckte Person, die Trina Kallies, zum Weib gegeben. Die Frau hielt nun den Mann und die Wirtschaft in Ordnung. Aber auch sie konnte dem traumseligen Peter nicht übermäßig gram sein. Was wollte sie mehr? Er war fleißig auf dem Feld und im Haus, er trank nicht, stritt sich nicht im Krug herum und hielt sie und die Kinder in Ehren. Durfte man ihm da nicht auch einen besonderen Laib Brot gönnen?

„Wenn nur unsere so wären wie dein Peter!" versetzten die Nachbarinnen.

Also ließ Trina dem Gatten in kleinen Dingen den Zaum locker, in den Hauptsachen aber hatte sie ihn fest am Zügel, und auf diese Art lebte es sich recht erträglich. Manches, was einen Streit nicht sogleich wert war, ließ sich auch langsam mit List erreichen, und anderwärts mußte man eben das Unwesen geschehen lassen.

Peter war zu allem anderen ein Tiernarr. Wenn er eine Kuh einkaufte, so schaute er nicht nach dem Euter und nach dem dichten Fell am Bauch, sondern nach der Zeichnung und darauf, ob das Tier — wie er sagte — einen ‚traulichen' Blick hatte. Nun, so fuhr eben Trina nach Heiligenbeil und handelte mit „Salomon Gebrüder, Viehimport". Mitunter brachte er auch aus einer Geflügelausstellung Hühner mit einem putzigen Schopf oder Tauben mit Pfauenschweifen nach Hause, aber die Hühner zeigten sich dem Eierlegen durchaus abhold, und die aristokratischen Tauben hatten allemal nur ein oder zwei Junge im Nest. Dafür waren sie schlechterdings nicht satt zu kriegen. Da verschwand denn nach kurzer Zeit das seltene Federvolk, und Trina pflegte zu klagen, das fremde Viehzeug gewöhne sich auch gar nicht an Hof und Schlag. Sonnabends aber hielt sie auf dem Wochenmarkt neben Gurken und Salat fette Masthühner und junge Tauben in der Kiepe feil.

Am ärgsten aber trieb es Peter mit den Pferden, und dagegen vermochte auch Trina nichts Gar zu tief war dieses Übel eingenistet, denn es rührte noch von der Militärzeit her. Vor Jahren war Peter, wie das alle Bauernburschen ringsum taten, in Königsberg bei den Wrangelkürassieren als Vierjährig-Freiwilliger eingetreten. Das Rekrutenjahr war nicht schön gewesen, aber die anderen drei Dienstjahre hatte es ihm als Pferdeburschen des Regimentskommandeurs recht gut behagt. Ja, der Oberst von Guttentag war sogar abgegangen, er aber, der Gefreite Peter Grins,

Digitized by Google

war geblieben und hatte auch die vier schönen Pferde des neuen Herrn pflegen müssen. Als die Entlassung nahe rückte, sprach damals der ‚Alte' im Dienstzimmer zum Regimentsschreiber: „Und was ich noch sagen wollte, Wachtmeister, den Gefreiten Grins möcht' ich zum Unteroffizier machen, ehe er hinausgeht."

Der Wachtmeister stand stramm und erwiderte: „Zu Befehl, Herr Oberstleutnant", aber er zog ein Gesicht, das sauer sah und aus allen Falten und Winkeln ‚nein' rief.

„Haben Sie denn was gegen Grins?" fragte der Kommandeur.

„Nicht das geringste, Herr Oberstleutnant. Aber wenn er Unteroffizier wird, muß er 'ne Patrouille führen können, und das — Herr Oberstleutnant verzeihen, — das bringt der Grins einfach nicht zustande."

„Nö, das kann er nun mal nicht, da haben Sie recht. Also bleibt er Gefreiter, und ich geb' ihm fünf Taler mehr zum Abschied."

So geschah es, und der Tausch wäre auch dem Peter Grins recht gewesen, wenn er darum gewußt hätte. Fünf Taler waren ein schönes Stück Geld, und ihm wäre es, von allem anderen abgesehen, doch höchstens genierlich gewesen, wenn ihn plötzlich jeder Kamerad hätte grüßen müssen. Das Scheiden von den vier Gäulen war freilich hart, aber es hieß ja ‚Parole Heimat', und daheim standen auch zwei hübsche Braune im Stall.

Und das waren die beiden Braunen, die, nun steinalt, aber immer noch leidlich munter, ihr reichlich zugemessenes Gnadenbrot erhielten, obschon längst ein junges Gespann eingestellt war. Trina schalt über die Verschwendung, aber Peter blieb fest. Jahr um Jahr hielt er's so, und am Ende mißgönnte auch Trina den beiden Gäulen nicht mehr das bißchen Hafer und Stroh.

Die Guttat trug ihren Lohn. Am 1. August kam der Mobilmachungsbefehl heraus, und tags darauf bereits mußte Peter Grins die beiden jungen Braunen in Heiligenbeil stellen. Er legte ihnen die vorgeschriebenen Stallhalftern an und knüpfte die beiden Bindestränge in den Halfterring, dann schwang er sich auf den Gesattelten und trabte fort. „Staatstiere!" lobte der Pferdekommissar und entschied dann: „Schwere Kavallerie."

Peter machte es kurz. Er mochte seine schönen Tiere nicht noch einmal anschauen, gab die Zügel hin und wandte sich jäh ab. Stumm wartete er auf seine Quittungen und trottete dann langsam den Heimweg zurück. Unterwegs nahm ihn ein Nachbar, dessen elende Kracke natürlich nicht gebraucht worden war, in seinem Wagen auf.

Verheult und jammernd empfing ihn Trina. „Hättest du sie nicht so gut gehalten," klagte sie, „vielleicht hätten sie uns wenigstens eins gelassen! Wie sollen wir jetzt den schönen Weizen draußen hereinkriegen?"

Peter zuckte die Achseln, ging in den Stall und schirrte die beiden alten Gäule ein; er machte die Fuder nicht zu groß und fuhr lieber zweimal für einmal. Da wurden die verwitterten Tiere gewissermaßen bei der Ehre gepackt; sie hielten beinahe spaßhaft wacker aus, und der Himmel wollte, daß von dieser Ernte kein Korn verloren ging: er strahlte weithin blau, bis die Stoppel kahl dalag.

Darüber war auch der Zeitpunkt herangekommen, an dem Peter Grins selber einrücken mußte. Er gehörte einem der ältesten Landwehrjahrgänge an, und sein Gestellungsbefehl lautete auf den siebenten Mobilmachungstag, nachmittags drei Uhr, in Adlig-Neuenfeld bei Königsberg, Formation Nr. 68. Trina hatte ein verweintes Gesicht. Peter aber legte den drei Kindern nur die breite Hand auf die blonden Köpfe, bog sie ein wenig hintenüber, daß er ihnen in die Augen schauen konnte, und ließ sie dann wieder frei. Die Frau reichte ihm das Bündel. Er gab ihr die Rechte und sagte: „Adjüs, Trina!" Das war schon am Tore. Da riß sich Trina zusammen und rief ihm nach: „Laß die Russen nicht herein, Peter! Mach' deine Sache gut!"

Peter war auf den Wagen des Nachbars geklettert, der auch in Königsberg gestellungspflichtig war, und nickte ihr ruhig zu. „Da hab' keine Bange, Trina!" Dann rollte er die Straße entlang und sah sich nicht einmal um.

Formation 68 war eine leichte Munitionskolonne des ostpreußischen Reservefeldartillerieregiments, und Grins, der im Nu in einen feldgrauen Gefreiten umgewandelt war, wurde zur Führung des Lebensmittelwagens bestimmt. „Je," sagte

Digitized by Google

er, als er die beiden zugeteilten Pferde erblickte, „das sind ja dem Brauer Möller seine!“ In der Tat waren es die Apfelschimmel, die, vor den schweren Bierwagen gespannt, den Dörfern rings um die Kreisstadt wohl vertraut waren. Peter tätschelte ihnen die derben Kruppen; da hatte er's gut getroffen, denn Brauer und Schlachter halten auf ein flottes Gespann und sind bedacht, es ordentlich zu nähren.

Am zwölften Tage rückte die Kolonne ostwärts ab. Peter hatte seinen Platz in der langen Reihe ganz zuletzt. Er fuhr von der Schoßkelle aus, und neben ihm hockte ein Kamerad, ein Feuerwehrfeldwebel aus Königsberg, ein freundlicher, ruhiger Mann. Zwischen ihnen lagen griffgerecht die Karabiner.

Zwei Tage lang schob sich die endlose Zeile auf den staubigen Straßen gen Morgen. Nachts schlief man in einer Scheune oder auch auf dem kahlen Felde. Darauf gab es einen Halt von einem Tag und noch einem Tag. Die heiße Luft zitterte in schwüler Erwartung, und Schwärme von Gerüchten flatterten über den wolkenlosen Himmel. Dann, gegen Abend, hieß es mit einem Male „rückwärts, rückwärts!“ Die Russen waren ins Land eingebrochen, sie waren zu übermächtig gewesen.

Die Kolonnen wandten sich und fluteten zurück, südwärts von der Richtung auf Königsberg abbiegend. Wiederum stand man still und horchte nach vorn. Waren es Stunden, Tage oder Wochen, die man so verharrte? Endlich — man meinte schon im Boden Wurzel zu schlagen — ging es wieder voran. Es schien sogleich, als wehte eine frischere Luft, und die Kolonnen marschierten wieder in gleichmäßigem, förderndem Tempo.

Bis dahin war es wie im Manöver gewesen, bald aber tat sich der Ernst des Krieges auf.

„Es schmeckt nach Brand,“ sagte Peters Kamerad eines Morgens, als man durch einen dicken Wald fuhr.

„Brennt der Wald?“ fragte Grins.

„Nein, Häuser. Und es brennt auch nicht mehr, sondern es hat gebrannt.“

„Aber hier sind gar keine Häuser.“

„Du wirst sehen!“

Und richtig: auf einer Blöße starrten die Giebel einer Försterei rauchgeschwärzt gen Himmel. Schutt und Sparrenreste füllten das Mauerviereck. Seitab waren zwei kleinere Wohnstätten, wohl die der Waldläufer, gleichermaßen verwüstet.

„Der Russenhund!“ sagte der Königsberger.

Peter nickte ingrimmig. In blaßwütigem Schweigen zog die Kolonne an dem Ort der Verheerung vorüber.

Auf den Stufen einer der kleineren Behausungen kauerte ein gelber Teckel, er hielt die verwundete Vorderpfote hoch und heulte kläglich gegen das Haus hin. Ein Wachtmeister versuchte ihn zu locken, aber der Hund wich scheu vor dem Fremden zurück und begann feindselig zu knurren. Als dann die Wagen von neuem im Wald untergetaucht waren, klang immerzu das jämmerliche Jaulen hinterdrein.

Da hielt Peter Grins seine beiden Schimmel an, stieg ab und kehrte mit dem Teckel zurück. „Zu mir war er gleich zutraulich,“ sprach er, „ich habe Glück bei Tieren.“ Der Hund sah arg verhungert aus; trotzdem nahm er nur zögernd das Brot, das Peter ihm reichte. In der Schoßkelle wurde Platz für ihn zwischen den beiden Insassen geschaffen, aber er kuschelte sich gewaltsam hinter Peters Rücken.

Abends im Biwak legte sich das Tier auf Peters Füße, die Wärme des kleinen Körpers drang durch das dicke Stiefelleder.

„So mag er's bei seinem Herrn gehalten haben,“ sagte der Feuerwehrmann.

Grins kraute den Teckel hinter den Hängeohren. „Gut möglich,“ versetzte er, „jetzt müßte er sich freilich zu seinem Herrn durch drei Schuh Erde durchscharren.“

Der Marsch schob sich weiterhin vorwärts. Allenthalben war das Land verheert, die Städtchen und Dörfer glichen wüsten Trümmerstätten, die Bewohner waren gemordet oder binnenwärts geflohen. Meist hatten die vorderen Truppen bereits die toten Greise, Frauen und Kinder, die Blutzeugen der russischen Grausamkeit, bestattet, aber die Kunde von den grausigen Taten der Kosaken schwang sich rückwärts die Marschreihen entlang und wuchs im Fluge dergestalt, daß ihre Schwingen, rot von Feuer und Blut, den ganzen Horizont umspannten. Dann ergrimmten aller Herzen, und namentlich die Älteren, die Weib und Kind hatten und Haus und

Digitized by Google

Hof besaßen, schwuren sich einen heimlichen Eid.

Aber es kamen ein Tag und eine Botschaft, da loderte ein jauchzender Schrei wilder Freude gen Himmel. Ein herrlicher Sieg, 100000 Russen gefangen und mehr noch von den Schrapnells und den unersättlichen Maschinengewehren erbarmungslos hingemäht, erbarmungslos in die Sümpfe und Moore getrieben, daß die trübe Lache erstickend der Ländergier in den habsüchtigen Rachen lief! Held Hindenburg, dessen breites Antlitz mit dem wuchtigen Kinn man wohl zuweilen im Auto erblickt hatte, war es, der die Schlacht geschlagen hatte. Es gab einige, — Peter war darunter, — denen tat das arme, unwissende Volk, das da geopfert wurde, leid, da antworteten die andern: „Haben wir den Frieden gebrochen? Wir wollten nichts als in Frieden unsern Acker bestellen und unser Handwerk treiben. Warum haben sie uns aufgescheucht?!" Aber natürlich, das wollten sie alle am liebsten: den Drahtziehern, denen, die obenan saßen und den Krieg auf dem Gewissen hatten, denen zu Leibe gehen, erbarmungslos wie Hindenburg bei Tannenberg. „Erst haben!" zweifelte da der Königsberger, der sich in der großen Stadt tüchtig herausgemacht hatte. Und er setzte hinzu: „Es ist ein altes Sprichwort: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen."

Von nun ab ereignete es sich, daß seitab des Wegs irgendwo im Gestrüpp noch der hochaufgetriebene Kadaver eines Gaules die stelzigen Beine emporreckte oder daß gar noch der Leichnam eines Gefallenen unbeerdigt im Graben lag. Die Kolonne fuhr daran vorüber. Es war nicht ihres Amtes, die Toten zu begraben. Dagegen hatte man jetzt die geladenen Karabiner schußbereit im Arm. Es hieß, versprengte Kosaken trieben sich noch in den Wäldern herum, feuerten aus dem Hinterhalt und hätten es besonders auf Einzelreiter abgesehen. Darum ritten der Kolonne stets einige Unteroffiziere voraus; sie suchten die Gegend ab und wollten mitunter auch einen Feind erblickt haben.

Um diese Zeit setzten unablässige Regengüsse ein. Die zerfahrenen Straßen weichten auf, und die Pferde bekamen harte Arbeit. Die schweißbedeckten Gespanne dampften, das Wasser rann in kleinen Bächen von den Wagenplanen herunter, und die Leute saßen, in die nassen Mäntel gehüllt, frierend im Sattel oder auf den Fahrzeugen. Sie fuhren einander grob an, und bisweilen hatten die Gäule das schlechte Wetter und die üble Laune zu entgelten.

An einem solchen Regentage wurde der Lebensmittelwagen des Peter Grins von einem Truppenauto von rückwärts angefahren. Der Stoß warf das Handpferd sogleich zu Boden.

Ein Generalstabsmajor sprang aus dem Kraftwagen und raunzte Peter an: „Warum fahren Sie nicht rechts, Sie Tranlampe?!"

Grins war aus seiner Schoßkelle geklettert, stand stramm und wies stumm auf die Räder seines Gefährts, die ganz dicht am rechten Grabenrand standen.

„Dann sind Sie schuld," wandte sich der Major an seinen Wagenlenker.

„Herr Major verzeihen, der Wagen geriet ins Schleudern."

„Hm. Na, helfen Sie nur Ihrem Schimmel wieder auf die Beine und sehen Sie, daß Sie nachkommen!"

Das Auto hatte keinen Schaden genommen und flitzte davon. Peter aber besah sich unmutig die Bescherung und kratzte sich nachdenklich den Kopf. Der Schimmel hatte sich zwar nach einer Weile von selbst wieder aufgerappelt, aber er stand auf drei Beinen da und konnte vorn rechts nicht auftreten.

Der Wachtmeister der Kolonne war zu dem Wagen umgekehrt. „Schöne Geschichte!" schimpfte er. „Wir haben kein einziges Pferd mehr in Reserve, vier Reitpferde sind schon eingespannt. Will mal sehen, daß ich den Fahnenschmied erwische."

Er galoppierte der Kolonne nach und kam nach kurzer Zeit zurück. Er hatte Glück gehabt und brachte sogar den Roßarzt mit, der gerade beim Rittmeister herangeritten war.

Der Veterinär untersuchte den Schimmel. „Verdammter Esel, dieser Chauffeur!" schalt er. „Der Gaul ist hin. Nehmen Sie ihm das Kummet und das Zaumzeug ab, Gefreiter!"

Grins begriff nicht so rasch, wo das hinaus sollte, aber er hob gehorsam seinem

Digitized by Google

Schimmel das Kummet übern Kopf und streifte ihm die Zäumung über die Ohren. Wie er das Zeug zum Wagen trug, verwickelten sich die Leinen, und er hatte schnell daran zu ordnen. Plötzlich knallte hinter ihm ein Schuß. Peter schaute sich um und sah just noch den Schimmel im Straßengraben zusammenbrechen. Der Roßarzt hielt den Revolver in der Hand, von dessen Mündung ein dünner Rauchfaden sich loslöste. Er hatte gut getroffen: das Pferd zuckte noch einmal und lag danach steif und still.

„Werden Sie denn einspännig weiterkommen, Grins?“ fragte der Wachtmeister.

„Ich glaube nicht, Herr Wachtmeister,“ antwortete Peter. „Der Weg ist zu schlecht.“

„Im Schritt wird's schon gehen. Versuchen Sie's nur! Das Quartier kann nicht mehr weit sein, ich nehme den Königsberger mit und schick' ihn dann mit Vorspann zurück. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Wachtmeister.“

Der Feuerwehrmann reichte dem Kameraden die Hand und sagte: „Halt' die Ohren steif, Peter, daß dich die Russen nicht fangen!“

„Sie sollen schon nicht, Landsmann.“

„Also ich komm' dir entgegen.“

„Ist schon recht.“ — — —

Kurze Zeit danach war Peter weithin auf und ab allein. Im Grunde geschah ihm das nicht zuleide. Er vertrug es nur schwer, inmitten vieler Menschen zu sein, aufgeregt gefragt zu werden und hastig antworten zu müssen, und jegliche Arbeit ging ihm zehnmal leichter von der Hand, sobald er allein für sich schaffen durfte.

Also überlegte er vorerst einmal, wie es um ihn stand. Das war bald getan: mutterseelenallein befand er sich auf einer Landstraße in Preußen unweit der russischen Grenze; das einzige lebende Wesen ringsum außer ihm war der sattlige Schimmel, der eben jetzt sich nach dem nassen Boden dehnte und dem dabei das Kummet bis zu den Ohren vorrutschte. Doch halt! Da war noch der gelbe Teckel, er lag faul im Stroh der Schoßkelle und lugte unter dem alten Sack hervor, den vordem Peter als Schutz gegen den Regen umgetan hatte. Der Befehl aber lautete: der Lebensmittelwagen hat so gut und so schnell wie möglich der Kolonne zu folgen.

Grins warf noch einen Blick auf den toten Gaul im Graben und machte sich dann ans Werk. Er richtete die Ortscheite für einspännigen Zug und ließ seinen Schimmel versuchsweise angehen. Das Tier legte sich tüchtig ins Zeug, aber bereits nach einer kurzen Strecke war es warm und dampfte in der kühlen Regenluft. Trotzdem stand es nur ungern still und schnaubte vor Ungeduld; vielleicht behagte ihm auch die Einsamkeit nicht. Peter kannte die hingebende Treue dieser Geschöpfe, aber er wußte ebensowohl, daß der willige Eifer sich in den immer hastigeren krampfhaften Vorstößen nur selbst abmattete und daß die Kraft des Pferdes in Bälde gänzlich versagen mußte. Er suchte mit Bedacht die festesten Stellen des Weges heraus und griff selber in die Räder, aber all das war ein vergebliches Bemühen. Als er einen Augenblick nachließ, den Schimmel anzutreiben, blieb das Tier sogleich stehen. Seine Flanken flogen, es hätte auch das letzte hergegeben und wäre tot in den Sielen zusammengebrochen, aber hatte das einen Sinn?

Peter bedachte, daß ihm der Kamerad mit Vorspann entgegenkommen sollte; der Königsberger war ein braver Kerl, was verschlug es dem, wenn er ein oder zwei Kilometer mehr leistete?

Rings fiel zudem die Dämmerung ein, und immer noch rauschte der endlose Regen hernieder. So beschloß denn Peter, zu rasten und den Vorspann abzuwarten. Der Fleck freilich, auf dem er sich gerade befand, war dumm: dicker Wald auf allen Seiten, bis auf fünf Meter konnte einer ungesehen heranschleichen. Grins dachte: es wird schon keiner, suchte sich eine halbabgeholzte Stelle heraus und lenkte dort seinen Wagen seitab von der Straße auf einen Knüppeldamm. Er hängte dem Schimmel den Futterbeutel um und gab ihm aus dem Graben Wasser zu saufen. Dann legte er dem Tier alles über, was er an Decken besaß, zog die Wagenplane über die Schoßkelle herab und machte es sich mit dem Teckel darunter bequem. Speck und Brot hatte er im Brotbeutel, das fand auch im Dunkeln den Weg in den Mund, und natürlich bekam der Hund auch sein

Digitized by Google

Teil. Zum guten Beschluß zündete sich Grins die Pfeife an. Er hatte eigentlich vor, wach zu bleiben, damit er den Königsberger ja nicht verpaßte, höchstens ein bißchen drusseln wollte er, aber der Regen trommelte so eintönig auf die Plane, und es war im ganzen so behaglich im Trocknen zu sitzen, daß ihm erst die Pfeife ausging, und wie er noch überlegte, ob er ein Zündholz dran wenden sollte oder nicht, war es schon um ihn geschehen. Er schlief ein.

Mit einem Male regte sich der Hund, der sich an ihn herangedrängt hatte. Das gut gezogene Tier gab keinen Laut von sich, aber es hatte sich aufgerichtet und spähte aufmerksam zur Seite hinaus. Peter hatte sich sogleich aus dem Schlafe zurechtgefunden. Geschwind flog die Hand an den Karabiner und entsicherte ihn. Durch einen Spalt der Plane fiel dämmeriges Morgenlicht herein; es regnete nicht mehr, dafür aber lag ein leichter Nebelschleier auf der Lichtung. Der Teckel gab die Richtung, aus der die Gefahr drohte: in ein paar niederen Birkenbüschen bewegte sich etwas, jetzt brach auch ein Zweig.

Im Augenblick hatte Peter den Kolben an der Wange, zielte nach einem schwankenden, welken Blatt und schoß. Drüben sprang eine Gestalt jäh in die Höhe und blieb mit erhobenen Händen stehen — ein Kosak.

„Oha!“ sagte Peter und fuhr mit einer leichtverständlichen Gebärde fort: „Näher heran!“

Der Russe folgte gehorsam, indem er beständig die leeren Finger schüttelte. Grins fühlte ihm die Taschen ab, — nein, er war unbewaffnet. Aber tollen Hunger mußte der Kerl haben, immer wieder zeigte er auf den Mund und hob dann flehend die Hände.

Peter hängte den Karabiner über die Schulter und zog den Rest des Brotlaibs aus dem Beutel; er gab dem Russen das größere Stück davon und behielt das kleinere. „Nun bist du mein Gefangener,“ sprach er, „da muß ich dich wohl füttern.“ Er selber aß auch ein paar Bissen und nahm einen Schluck aus der Feldflasche. Davon aber bekam der Kosak nichts ab, soweit sich auch die Nasenflügel in seinem flachen, bärtigen Gesicht blähten und so glänzig seine kleinen listigen Augen leuchteten.

Während so die Menschen ihr Frühstück verzehrten, durften die Tiere nicht darben. Der Schimmel erhielt den Rest eines Heubündels vorgelegt, und der Teckel sollte sich mit einer Brotrinde begnügen. Aber der Hund war ungnädig gelaunt: er nahm nichts. Als ihm gar der Russe zu nahe kam, fing er tückisch zu knurren an, so daß man unter den gefletschten Lefzen die weißen, spitzen Zähne sah.

Zuerst war der Russe mit der Mahlzeit fertig, danach der Schimmel, zuletzt Peter. Er reichte die letzten Brotbrocken auf der flachen Hand dem Pferde hin, klopfte ihm den Hals und sagte: „Nu, dann wollen wir's mal wieder versuchen!“

Der Schimmel hatte sich ausgeruht, und ein wenig rascher als tags zuvor kam der Wagen vorwärts. Aber die Freude konnte nicht lange währen, es war nun einmal unmöglich, daß e i n Pferd auf die Dauer die Last von der Stelle brachte.

Der Kosak griff bei allen Hantierungen hilfreich zu. Mit einer wahrhaft sklavischen Unterwürfigkeit, die den wackeren Peter fast ein wenig anwiderte, nahm er ihm, leicht begreifend, ja vorausahnend, die Verrichtungen ab, und als sich das Gefährt in Bewegung setzte, stürzte er sich sofort auf den Schimmel, um ihn mit wilden Zurufen, mit Faustschlägen und Knüffen anzutreiben. Grins verwies ihm sein wüstes Betragen mit drohenden Gebärden. Da hatte der Russe einen Einfall. Er strahlte mit einem Male vor Freude übers ganze Gesicht, hob zwei Finger zum Mund und pfiff gellend gegen den Wald hin.

‚Alle Wetter!‘ dachte Peter. ‚Er pfeift seinen Leuten. Jetzt wird's ernst.‘ Und er riß den Karabiner von der Schulter.

Aber der Russe winkte begütigend, pfiff noch einmal, und gleich darauf trabte im lichten Holz zwischen den Stämmen ein Gaul heran, wieherte hellauf und setzte über den Graben.

„Oh, ein Pferdchen!“ sagte Grins. „Das ist aber mal ein besonderes Vieh!“ Je länger er sich das Tier besah, desto komischer kam es ihm vor, und schließlich schlug er eine laute, herzhafte Lache an: „Das ist ja ein Pferd in ein Kalbfell eingenäht!“

„Ist das deines?“ fragte er den Kosaken.

Der Russe grinste stolz und nickte. Zum

Digitized by Google

Beweis schnalzte er auf eine eigentümliche Art mit der Zunge, sogleich lag der Gaul auf den Knien, den Kopf längs der Erde vorgestreckt. Er schnalzte wieder, — das Tier sprang auf und schüttelte sich unter dem schäbigen Sattel.

Peter lachte ein bißchen und lobte: „Ein kluges Pferdchen," aber für derlei Kunststücke hatte er eigentlich wenig übrig, sowas mutete ihn läppisch an. Da führte der Kosak den Gaul an die Deichsel und suchte dem Deutschen auf allerhand Weise begreiflich zu machen, daß das Tier ja vor den Wagen gespannt werden könne.

Daran hatte Grins nun allerdings nicht gedacht. Aber der Vorschlag leuchtete ihm ein. Der Gaul war zwar klein und unansehnlich, dazu beispiellos struppig, abgemagert und vernachlässigt, er steckte auch in einem ganz verbotenen rotgescheckten Fell, aber hatte er nicht vier Beine? Das Kummet des erschossenen Handpferdes war ihm natürlich viel zu groß, aber Peter wußte Rat. Während der armen verhungerten Schecke ein Futterbeutel vorgehangen wurde, knüpfte er, ganz wie er es bei den Wrangelkürassieren gelernt hatte, aus dem Hinterzeug des toten Schimmels und ein paar Bindesträngen ein Sielengeschirr zurecht. Der Kosak verstand sogleich, worauf die Arbeit hinauswollte, und erwies sich dabei so flink und gewandt, daß Peter mit dem Gedanken spielte, dem armen Teufel zur Belohnung einen Schluck aus der Flasche zu gönnen. Aber er ließ es zuletzt doch bei der guten Absicht bewenden. Der Russe scharwenzelte ihm allzu demütig, und vor allem — das konnte Peter am wenigsten vertragen — behandelte er seinen Gaul schlecht. Ging das Tier nicht sogleich beiseite, wurde es mit dem Stiefel gegen den Leib getreten, und gar früher mußte die Schecke grausam mißhandelt worden sein. Sie sah schrecklich aus: am ganzen Körper, selbst am Kopfe, war sie mit Striemen bedeckt, der Kerl hatte sie sogar über die Augen geschlagen, zur schlimmen Letzt aber war das Fell am rechten Hüftknochen wie eine Hand so groß abgeschunden, dort waren die Knutenhiebe auf das rohe, blutige Fleisch geführt worden. Grins wies finster auf die Stelle und drohte dem Russen mit der Faust. Der aber wehrte ab, als wolle er sagen: „Das macht nichts, das heilt schon wieder!"

Es war ein seltsames Paar: der stattliche, derbe Brauerschimmel mit seinem glatten Fell und die kleine struppige, abgetriebene Rotschecke. Aber das Pferdchen zog vortrefflich, und das war die Hauptsache. Tapfer, mit schnellen, eschperigen Schritten förderte es seinen Teil Last, und jetzt erst kam der Wagen richtig vom Flecke.

Peter war jedenfalls mit dem Zuwachs sehr zufrieden. Er schmauchte seine Pfeife und stapfte gewichtig neben dem Fuhrwerk her. Der Kosak hatte sich einen Zweig abgerissen und trieb damit seinen Gaul an.

Nun lichtete sich der Wald. Dürftiges Heideland trat zu beiden Seiten an die Straße heran, und bald zeigten sich auch bebaute Äcker. Inmitten seiner Baumgärten lag unweit ein Dorf. Aber bereits von fern bekundete das ausgebrannte Dach der Kirche, daß der Feind hier gehaust hatte, und als man näherkam, gab es das fast schon gewohnte trübe Bild: nackte, rauchgeschwärzte Mauern, verkohlten, zerbrochenen Hausrat, sinnlose Verwüstung an den gleichgültigsten Dingen und allenthalben viehischen Unrat. Keine lebende Seele war auf und ab zu erspähen, totenstill breitete sich der Greuel aus.

Grins zog die Brauen bitterböse zusammen. Er sah ein, es ging im Krieg ohne Zerstörung nicht ab, geschah sie auch nur, damit der Gegner kein Dach mehr überm Kopfe fand, aber sein ganzer sauberer Mensch und sein schlichter Sinn lehnten sich gegen die Unvernunft dieses ziellosen Vernichtens und gegen die unflätige Beschmutzung auf. Mit finsteren Blicken maß er den Kosaken, der vor ihm herschritt. ‚Seltsam!' dachte er. ‚Wie hat es der Kerl mit einemmal eilig! Sollte er gar einer der Mordbrenner sein?'

Der Wagen fuhr an der Kirche vorüber. Es war ein neuer, stattlicher Backsteinbau gewesen, und schöne glatte, vom Regen längst wieder sauber gewaschene Steinstufen führten zu dem Portal empor. Peter stieg hinauf und trat an die zerspellte Tür. Aber ein fürchterlicher Gestank scheuchte ihn sogleich wieder zurück: just die Kirche hatten die russischen Räuber zur Kloake entweiht. Einen grimmigen Fluch stieß er da hervor und kehrte sich weg.

Digitized by Google

Unten an den Stufen hielt das Fuhrwerk. Der Gefangene stand scheu, mit geducktem Kopfe, dabei. „Vorwärts!“ rief Grins herrisch, und überbeflissen trieb der Russe die Pferde an. Es war ersichtlich, er hatte ein schlechtes Gewissen, er wollte fort aus den Ruinen des Dorfes, er wollte fort so schnell wie möglich, und als es ihm nicht geschwind genug voranging, stieß er die stachlige Spitze des Fichtenastes seinem gescheckten Pferdchen tief in die große Wunde am Hüftknochen. Das gepeinigte Tier schlug nicht aus, sondern es senkte den Kopf und legte sich, vor Angst keuchend, mit einem gewaltsamen Ruck in die Sielen. Der Lumpenkerl aber hatte nicht genug damit und wühlte noch im blutigen Fleisch.

Da schrie Peter auf: „Du Hund! O du gottverdammter Hund!“ und traf den Kosaken mit der Faust hart in den Nacken.

Der Gefangene mochte glauben: ‚Jetzt ist es nun einmal um dich geschehen. Das verbrannte Dorf hat den Deutschen wütend gemacht. Jetzt gilt es — er oder ich!‘ Mit einem Sprung war er Grins an der Kehle.

Peter war ein schwerer, wenig gewandter Mann, er war überdies in den dicken Mantel gehüllt und hatte sich des Überfalles nicht versehen. Als der Gefangene sich gegen ihn warf, strauchelte er und stürzte hin, jener, von der Wucht des Angriffs fortgerissen, über ihn weg. Aber Peter lag zu unterst. Er wehrte sich so gut es ging und hatte auch bald die Rechte des Kosaken zwischen den Fingern. Die kam nun nicht so leicht wieder frei, aber der Kerl war mit der Linken ebenso behende. Mit einer blitzgeschwinden Drehung streifte er einen Griff ab und umkrallte nun dem Deutschen die Gurgel. Grins suchte zu beißen, aber er erwischte die Hand nicht. Die Luft begann ihm zu fehlen, er röchelte und rang mit letzter Kraft. Da hörte er plötzlich ein wütendes Knurren und Pfauchen. Der Kosak schrie auf und gab ihm jäh den Hals frei. Er schüttelte die Linke wie toll, aber der gelbe Teckel hatte sich mit seinen scharfen Zähnen tief in das Handgelenk verbissen und hing zappelnd daran fest.

Peter war im Augenblick auf und kam über den Feind. Mit seiner schweren Wucht packte er ihn und schmetterte ihm den Schädel wider die steinernen Stufen der geschändeten Kirche. Der Kosak brach sogleich zusammen; alles Gestraffte an ihm löste sich und gab nach. Seitab lag der Karabiner. Grins griff danach und schlug noch einmal hart mit dem Kolben zu. Damit war es genug.

Er hielt den Hund, der fortgeschleudert worden war und sich von neuem auf den Toten stürzen wollte, rauh zurück, wischte sich umständlich den hellen Schweiß von der Stirn und blickte sich groß um, als sei er zum andern Male in die Welt hineingeboren. Nur zur Seite nach den Stufen schaute er nicht. Dann hieß er kurz die Pferde angehen und setzte sich neben ihnen her in Bewegung, mit jagendem Atem, aber mit seinen gewohnten gewichtig-bedächtigen Schritten.

Er fuhr den ganzen Tag über allein seines Weges. Als es ihn Zeit dünkte, hielt er Mittagsrast. Leider war das Brot im Beutel zu Ende, er mußte also fasten. Die Gäule rupften das Gras an den Rainen ab, und der Teckel fing sich eine Maus. Peter aber dachte nicht daran, die Vorräte im Wagen anzurühren. Niemand hatte ihm das erlaubt, und somit war es wohl verboten. Um sich durch eine Beschäftigung über den nagenden Hunger wegzutäuschen, wusch er dem gescheckten Pferdchen während des Halts die Wunde an der Hüfte.

Gegen Abend ratterte ihm ein Motorradfahrer entgegen. Peter fragte ihn nach seiner Kolonne und erhielt den Bescheid, sie liege dicht voraus in einer wichtigen Grenzbahnstation.

‚Dicht voraus,‘ — Grins kannte die Wegmaße der Motorfahrer, und wirklich war es bereits tiefe Nacht, als er das Quartier erreichte. Der Ort war seltsamerweise heil geblieben; er war sogar taghell erleuchtet. Die großen elektrischen Bogenlampen brannten, und im Bahnhof ging es laut und lebhaft her.

Gerade trat der Rittmeister aus der Tür. „Je, Grins,“ rief er, „da sind Sie ja wieder! Morgen wollten wir Sie holen, heut war's beim besten Willen nicht möglich. Die Gäule waren zu kaputt.“

Erst jetzt bemerkte er das gescheckte Pferdchen. „Nanu?“ staunte er. „Das ist doch ein Kosakenpferd?“

Digitized by Google

„Zu Befehl, Herr Rittmeister. Der Kosak dazu hat sich mir ergeben."

„Alle Wetter, ein Gefangener? Wo ist er denn?"

„Ich hab' ihn umgebracht, Herr Rittmeister."

„Mensch, sind Sie des Deiwels?!"

Peter erzählte. „Der Mann war soweit gar nicht garstig, Herr Rittmeister," schloß er, „aber als ich sah, wie er mit dem Pferdchen umging, — da konnt' ich nicht anders."

Der Rittmeister nickte. „Das versteh' ich, Grins."

„Werd' ich nun bestraft, Herr Rittmeister?"

„Gott bewahre, Gott bewahre!"

„Danke gehorsamst, Herr Rittmeister."

Peter machte kehrt und ging. Bei der Wendung wurde es ihm mit einem Male flau, und er taumelte.

„Was haben Sie denn, Grins?" fragte der Offizier. „Sie sehen ja käseweiß aus!"

„Hunger hab' ich, Herr Rittmeister. Ich hab' heut früh ganz zeitig das letzte gegessen."

„Und Sie fahren den Lebensmittelwagen!!"

„Herr Rittmeister verzeihen, ich dachte, die Vorräte sind für die ganze Kolonne und nicht für einen einzelnen."

„So? Dachten Sie? Na, immerhin —. Aber es war ganz recht so, Grins. Und nun machen Sie voran! Heut sind wir mal fein, heut essen wir warm. Drüben im Bahnhof, Schweinefleisch mit Sauerkohl. Lassen Sie sich's schmecken!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Die Schwäche war schon überwunden. Darum fuhr Peter erst seinen Wagen auf den Parkplatz und richtete ihn ordentlich aus. Dann brachte er sein Gespann in den leeren Lagerschuppen, der als Stall diente. Raum und Stroh waren reichlich vorhanden, und der Schimmel vertrug sich mit der Rotschecke schon ganz gut.

Eine Weile darauf erblickte der Rittmeister abermals den Peter Grins mit einem Büchschen in der Hand. „Na, hat's geschmeckt?" fragte er ihn.

„Herr Rittmeister verzeihen, ich hab' noch nicht gegessen."

„Ich hab's Ihnen doch aber befohlen! Was haben wir davon, wenn Sie schlapp werden?!"

Peter riß sich zusammen. Schelte konnte er nicht gut vertragen, so elend, wie ihm vor Hunger und Müdigkeit zumute war. Aber er brachte die Antwort ganz ordentlich heraus: „Herr Rittmeister verzeihen, der Doktor hat mir eine Salbe gegeben, die will ich dem Pferdchen erst auf die Hüftwunde streichen."

Und schwerfällig, mit schleppenden Füßen, schritt er nach dem Stall.

Der Rittmeister schaute hinter ihm drein. „Einer wie der andre!" brummte er. „Von Rechts wegen müßte man jeden von den Kerls hernehmen und rechts und links abküssen."

Lampenfrieden

Von Hugo Salus

Mein Haus ragt einsam aus den Feldern,
Es hebt sich in die stille Nacht
Weiß von den dunkelgrünen Wäldern.
Mein Lämpchen teilt mit mir die Wacht.

Wie lang hat mich's umhergetrieben
Ungastlich durch manch fremdes Land,
Eh' daß ich endlich meinen lieben,
Bescheidnen Lampenfrieden fand!

Ich fühl' den Frieden mit Entzücken
In meiner Lampe sanftem Schein,
Die Sehnsucht in den Wandrerblicken
Verklärt mir mein Zuhausesein.

Nun leucht', mein Lämpchen, in ihr Dunkel!
Doch nein, du holdes Lampenlicht,
Ich fühl's, dein friedliches Gefunkel
Stillt Wandrers Heimatssehnsucht nicht!

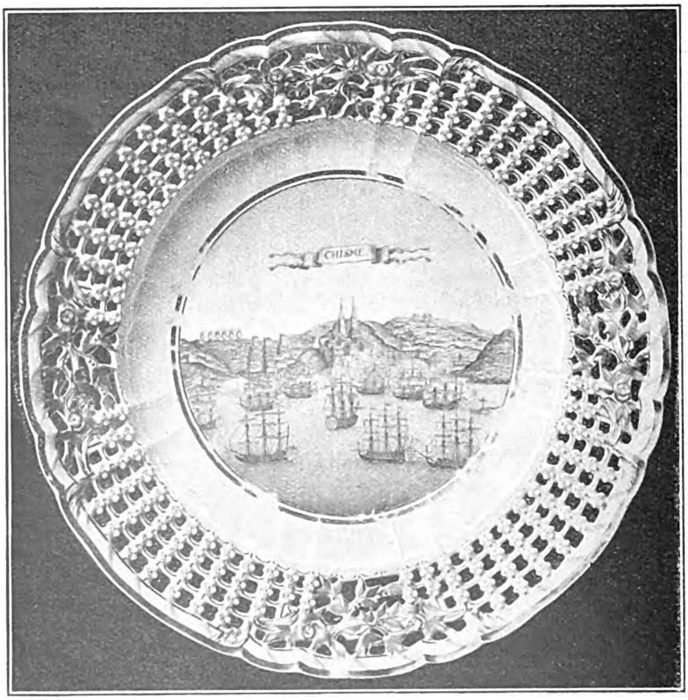
Zu nah dem Wunsch wächst Neid hienieden,
Kein Neid soll mir dein Licht entweihn.
Lösch' aus, mein Licht! Mir ward der Frieden;
Kann auch im Dunkel glücklich sein ...

Digitized by Google

Kriegsandenken der Königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin. Von Dr. Georg Lenz

Die Königliche Porzellanmanufaktur, die Schöpfung des großen Friedrich, ist von ihrer Gründung bis auf unsere Tage mit den Geschicken unsres Vaterlandes innig verknüpft gewesen. Sie hat an seinem Glanze und an seinen Mißgeschicken in wirtschaftlicher und in künstlerischer Hinsicht ihren Anteil gehabt. Und in ihren Erzeugnissen, besonders in den künstlerischen Arbeiten, die sie im Laufe der hundertfünfzig Jahre ihres Bestehens hervorgebracht hat, tritt uns nicht nur ein gutes Stück preußischer Kulturgeschichte entgegen, auch die politische Geschichte unseres Vaterlandes spiegelt sich oft in den Aufträgen wider, die ihr von den preußischen Königen zuteil wurden. In Friedenszeiten durfte sie wiederholt durch Herstellung prächtiger Geschenke für fremde Höfe und Fürstlichkeiten auf ihre Weise an der Festigung unserer diplomatischen Beziehungen zum Auslande mitarbeiten. Dahin gehört z. B. das berühmte Dessert-Service, das die russischen Siege über die Türken feiert und im Jahre 1772 der Kaiserin Katharina II. von Rußland von Friedrich dem Großen überreicht wurde. Und in Kriegszeiten oder doch unmittelbar nach deren Abschluß ist ihr oft die schöne Aufgabe zugefallen, in allerlei Werken keramischer Kleinkunst die Siege und Erfolge unsres Volkes zu feiern und zur Ehrung unserer Helden das Ihrige beizutragen.

In dem Formenschatz der Manufaktur und in Porzellanmalereien verschiedenster Art, die in den königlichen Schlössern, in Museen und privaten Sammlungen bewahrt werden, sind denn auch manche Dokumente aus großer Zeit erhalten, die gegenwärtig besonderes Interesse beanspruchen dürfen. Aus friderizianischer Zeit sind uns allerdings nur wenige Erzeugnisse dieser Art überkommen. Merkwürdigerweise ist nicht eine einzige Arbeit bekannt, die auf bestimmte Ereignisse des Siebenjährigen Krieges Bezug nimmt, der ja durch die Besetzung Meißens dem Kaufmann Gotzkowsky erst die Möglichkeit zur Anwerbung von Meißener Arbeitern und Künstlern und zur Begründung eines aussichtsreichen ähnlichen Unternehmens in Berlin gebracht hatte, das Friedrich der Große dann nach dem Friedensschluß zur „Königlichen Aechten Porzellän-Manufak-



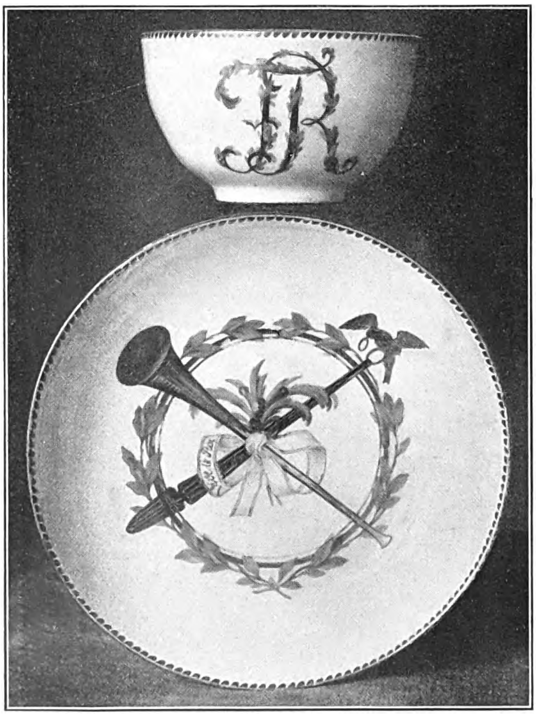
Teller mit einer Darstellung der Russisch-türkischen Seeschlacht von Tschesme am 7. Juli 1770. Aus einem Dessert-Service für den Großfürsten Paul von Rußland, Geschenk Friedrichs des Großen, 1776 (K. Eremitage, St. Petersburg)

Digitized by Google

Soldaten Friedrichs des Großen. Um 1785. (Aus der Sammlung des Herrn Prof. Darmstaedter, Berlin). Nach einem Aquarell von Hans Berger

Digitized by Google

tur" machte. Nur eine künstlerisch wenig erfreuliche Gedenktasse auf Friedrich den Großen aus dem Besitz des Hohenzollernmuseums wäre zu nennen, die mit dem Bildnis des Königs und den Namen und Daten der wichtigsten Schlachten und der Friedensschlüsse der Schlesischen Kriege geschmückt ist; sie ist jedoch erst nach dem Tode des Königs entstanden. Aber die Soldaten des großen Königs, „die Grenadiers und Mousquetiers vom ersten Bataillon Garde mit Ober und Unter Gewehr, das Gewehr beim Fuß habend", die „Fuseliers" und der „Officier mit der Hand im Busen" sind in Serien von zweieinhalb-, fünfeinhalb- und sechszölligen Porzellanfigürchen vertreten. Und mit besonderer Vorliebe haben die Maler der Berliner Manufaktur gerade in den ersten Jahren ihres Bestehens die auch in Meißen beliebte Gattung der „Bataillen" gepflegt, jener flotten Schlachtendarstellungen, für die gern Rugendassche Kupferstiche als Vorbilder benutzt wurden. Schon das Inventar der Porzellane, die Friedrich der Große im Jahre 1763 von Gotzkowsky



Huldigungstasse zum Bayerischen Erbfolgekrieg, 1778
(Hohenzollernmuseum, Berlin)

übernahm, erwähnt derartige Bataillen-Malereien, die vorzugsweise zum Schmuck von Tabaksdosen verwendet wurden. Und der Fabrikdirektor jener Zeit, Johann Georg Grieninger, erzählt in seinen Aufzeichnungen von einem Besuche des Königs im Hauptwarenlager der Manufaktur im Jahre 1773, bei dem ihn der Generalmajor von Lossow begleitete, dem eine von ihm bestellte Tabaksdose mit Schlachtendarstellungen vorgelegt wurde. „Der König," schreibt Grieninger, „nahm sie in die Hand, lachte und zeigte dem General, wie tapfer der Mahler die schwarzen Husaren und Bosniacken auf die Feinde einhauen läßt. Der König ließ sie zu sich abliefern, um sie aufs kostbarste einfassen und mit Juwelen besetzen zu lassen, und dem General ein Geschenk damit zu machen." Ein vorzügliches Beispiel dieser Bataillen-Malerei zeigt die hier zum erstenmal abgebildete Tabatiere der Sammlung Foerster. Sie ist auf dem Deckel mit einer Reiterschlacht, auf dem Boden und an den Seiten mit Lagerszenen in farbiger Malerei geschmückt, die von grau staffierten Zieraten auf rosa Grund eingerahmt werden. Im Innern des Deckels ist das farbig gemalte Hüftbild des Königs nach Charles Amédée Philippe Van Loo angebracht. So etwa könnte die Tabatiere „mit des Königs ziemlich gut getroffenem Porträt" ausgesehen haben, die einst das Wohlgefallen der verwitweten Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen erregte, als sie am 28. Oktober 1769 das Hauptwarenlager der Manufaktur besuchte. Sie „betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit," erzählt Grieninger, „und sagte beim Niedersetzen: vortreflich!" Als Grieninger dann galant darauf hinwies, daß die Berliner Manufaktur ja der Meißener soviel verdanke, erwiderte „diese große Kennerin und Liebhaberin der schönen Wissenschaften und Künste mit lächelnder Mine: ‚Ja! Ja! sie mögen wohl manches von uns gelernet haben; aber mir kömmt vor, als wenn die Schülerin damit umgienge, wie sie ihre

Digitized by Google

Lehrmeisterin übertreffen wolle.'" Grieninger hat nicht verfehlt, dem König genau zu berichten. Und dieser hat der ihm nahestehenden Fürstin denn auch mit anderen Porzellanen, die ihr gefallen hatten, die Tabatiere überreichen lassen. Die anderen Stücke wurden zur Nachsendung verpackt, aber „die Tabatiere wollte sie bei sich haben".

Äußeres Deckelbild der unten abgebildeten Dose

Aus Grieningers Abhandlung erfahren wir auch, welche unliebsamen Folgen im Jahre 1778 der Bayerische Erbfolgekrieg für die Manufaktur hatte: „Es befremdete unsern allergnädigsten König, daß der Porzellän Manufaktur Cassen Bestand in den ersten Monaten vorgedachten Jahres wegen weniger gehabten Einnahme so merklich vermindert worden. Ich gab in meinem Berichte die täglich allgemeiner werdenden Kriegsgerüchte als die einzige Ursache davon an, und erhielt darauf den königlichen Befehl: daß, wenn bei entstehendem Kriege der Porzellän Absatz nicht so ergiebig als wie bishero seyn sollte, um so weniger Arbeiter bei der Porzellän Manufaktur unterhalten werden müssen. Diesen Befehl machte ich sämtlichen Vorgesetzten bekannt, und das Loos traf bei anhaltender Verkaufs Verminderung 54. Arbeiter, die ihren Abschied erhielten, unter welchen diejenigen, die Soldaten waren, ohnedieß beim Ausmarsch der Garnisons in ihre Regimenter eintretten mußten. Und die andern, die keine Soldaten waren, hatten auch gute Gelegenheit, gleich wieder unter zu kommen; einige bei der Feld Kriegs Kanzlei; andere bei der Feld Bäckerei; beim Feld Lazarett usw." Das Hohenzollernmuseum bewahrt eine Tasse mit dem Namenszug des Königs und Ruhmes-Emblemen mit der Inschrift „Vive le roi", die ähnlich auch in anderen Sammlungen vorkommt. Die Vermutung, daß es sich bei dieser Darstellung um eine Huldigung aus Anlaß des Bayerischen Erbfolgekrieges handle, die vom Verfasser bereits in dem Jubiläumswerk der Manufaktur ausgesprochen wurde, erhielt gelegentlich der vom Berliner Kunstgewerbemuseum im Jahre

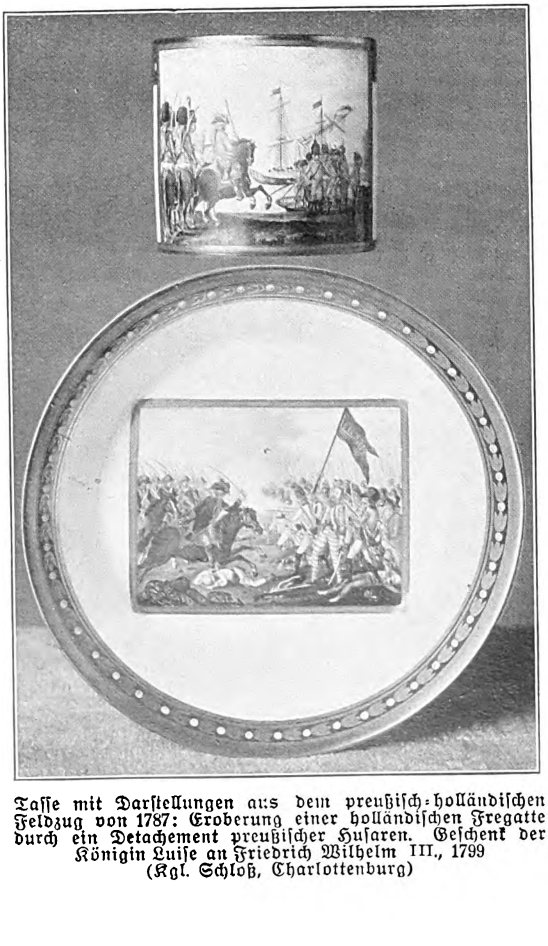
Dose mit Bataillen Friedrichs des Großen und dessen Bildnis nach Ch. A. Ph. van Loo. Um 1769. (Sammlung Foerster, Berlin)

Digitized by Google

1913 zum hundertfünfzigjährigen Bestehen der Manufaktur veranstalteten Ausstellung von Berliner Porzellan ihre Bestätigung. Auf einer dort ausgestellten Tasse dieser Art fand sich nämlich am Boden der Unterschale in Purpurschrift das Datum des Abmarsches der Truppen zum bayerischen Kriege (6. April 1778).

Zuckerdose mit Bataillen-Malerei, um 1765 (Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin)

Weit ergiebiger für unser Thema sind infolge der mannigfachen kriegerischen Ereignisse, die sie erfüllten, die Regierungszeiten Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. An die Zeiten der Koalitionskriege erinnert ein im Charlottenburger Schloß aufbewahrtes Frühstücksservice mit grünem Fond und farbig gemalten österreichischen, russischen und französischen Soldatenszenen, die durch Inschriften am Boden der einzelnen Stücke genau erklärt sind, und eine zylindrische Tasse, ein kleines Meisterwerk des Figurenmalers Forst, das, wie aus den Konferenzprotokollen der Manufaktur hervorgeht, im Juli 1799 von der Königin Luise selbst im Hauptwarenlager als Geschenk für Friedrich Wilhelm III. ausgewählt wurde. Auf der Obertasse ist die vielbewunderte „Eroberung einer holländischen Fregatte durch ein Detachement preußischer Husaren“ im Sommerfeldzug von 1787 dargestellt, während auf der Untertasse preußische Kavallerie eine Attacke auf französische Infanterie reitet, die unter der Fahne der „Liberté“ ihr entgegenstürmt.



Tasse mit Darstellungen aus dem preußisch-holländischen Feldzug von 1787: Eroberung einer holländischen Fregatte durch ein Detachement preußischer Husaren. Geschenk der Königin Luise an Friedrich Wilhelm III., 1799 (Kgl. Schloß, Charlottenburg)

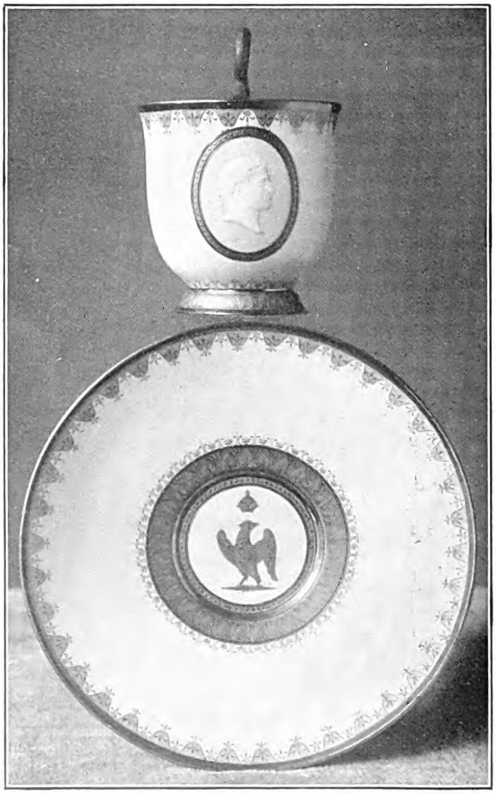
Ebenfalls durch die politischen Ereignisse jener Zeit angeregt ist eine künstlerisch hervorragende allegorische Biskuitgruppe nach einem Modell Gottfried Schadows, die dem König Friedrich Wilhelm II. im Mai 1795 zur Erinnerung an den Baseler Frieden (5. 4. 1795) von der Gräfin von der Marck überreicht wurde und die noch heute im Marmorpalais in Potsdam aufbewahrt wird. „Friedrich Wilhelm II., in altdeutscher Rüstung,“ so beschreibt der Katalog der akademischen Ausstellung des Jahres 1795 die dort ausgestellte Gruppe, „kenntlich durch den Krönungsmantel und durch seine Gesichtsbildung, reicht in majestätischer Stellung und überredender Ge-

Frühstücksservice mit österreichischen, russischen und französischen Soldatenszenen aus der Zeit der Koalitionskriege (Kgl. Schloß, Charlottenburg)

Digitized by Google

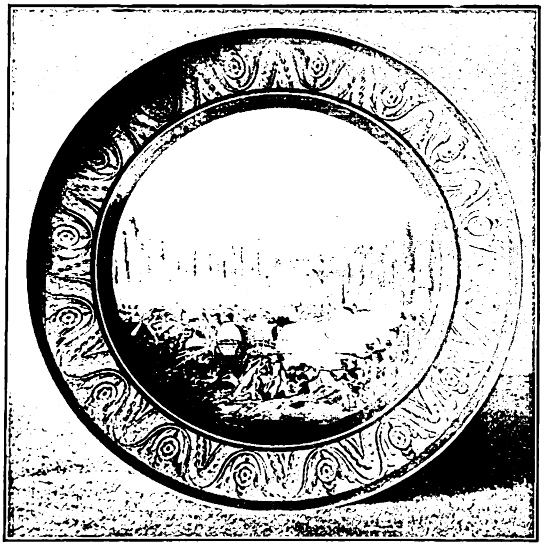
Teller mit Bildern der preußischen Armee aus dem Jahre 1801 (Kgl. Schloß, Charlottenburg)

bärde der auf ihren Waffen ruhenden Göttin Europa seine Rechte freundlich hin, während der Friede, ein geflügelter Jüngling, dieser Göttin den Palmzweig darbietet. Hinter dem König sitzt die alte Göttin des Rechts, Nemesis, in ihrer Hand den Maßstab, mit welchem sie den Werth der Thaten parteylos abmißt; unter ihr ein Rad, welches die Schnelligkeit bezeichnet, womit sie edle Handlungen zu belohnen, Stolz und Übermuth zu hemmen und verborgenen Frevel zu ahnden bereit ist. Auf dem Fußgestell stehen die Worte: ‚JVSTAM EVROPAE PACEM'. Einen gerechten Frieden für Europa." Die Entstehungsgeschichte dieser Gruppe ist nicht ohne Komik: Nach Auskunft des alten Modellbuches der Manufaktur ist sie nämlich schon drei Jahre vor dem Abschluß des so wenig rühmlichen Baseler Friedens im Juni 1792 entstanden. Ursprünglich sollte sie die Vermittlerrolle verherrlichen, die Friedrich Wilhelm II. bei dem Frieden von Jassy, der den Kämpfen Österreichs und Rußlands gegen die Türken ein Ende machte, übernommen hatte. Da jedoch wenige Wochen später die Wirren der französischen Revolution den ersten Koalitionskrieg heraufbeschworen, hat man offenbar die Gruppe, die den König als Friedensbringer feiert, zurückstellen müssen, bis sie



Tasse mit dem Reliefbildnis Napoleons
Aus der Zeit der französischen Verwaltung der Berliner Manufaktur, 1807

Digitized by Google

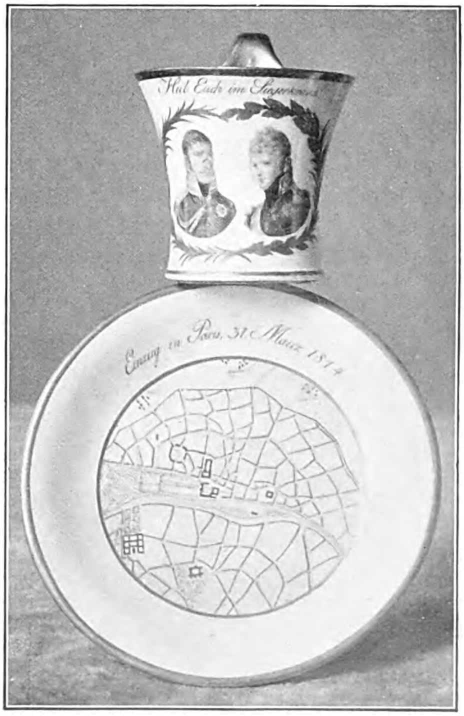


Teller mit einer Darstellung des Kampfes am Grimmaischen Tor in der Völkerschlacht bei Leipzig (Kgl. Schloß, Berlin)

im Jahre 1795 wieder einigermaßen „aktuell“ wurde.

Am umfangreichsten ist die Gruppe von Berliner Porzellanen, die auf die wechselvollen Geschicke unsres Vaterlandes unter Friedrich Wilhelm III. Bezug nehmen. Bilder der preußischen Armee, nach Entwürfen des Malers und Kupferstechers Anton Wachsmann aus dem Jahre 1801, zeigen eine Reihe von prunkvollen Tellern, die im Charlottenburger Schloß aufbewahrt werden. In der trostlosen Zeit der Besetzung Berlins durch französische Truppen mußte auch die Porzellanmanufaktur trotz aller Vorstellungen ihres Direktors, daß sie als privates Unternehmen des Königs der Disposition des Siegers nicht ausgeliefert werden könne, sich die französische Verwaltung gefallen lassen, deren Absichten natürlich in erster Linie auf ihre finanzielle Ausbeutung gerichtet waren. Für die französische Kaiserin mußte ein kostbares, mit exotischen Pflanzen bemaltes Tafelservice im Wert von 18000 Reichstalern geliefert werden. Auch wurden Tassen mit dem Biskuitbildnis Napoleons und dem kaiserlichen Adler und eine Bildnisbüste des Kaisers vom Modellmeister Riese angefertigt. Daß die Berliner auch in dieser traurigen Zeit den Humor nicht verloren haben, zeigt ein Teller der Sammlung Foerster. Er trägt im Spiegel die Nachbildung eines rosa Quartierzettels, dessen französischer Wortlaut in scherzhafter Weise in einen Glückwunsch abgeändert ist. Der Empfängerin des Billetts, Madame Jordan Friedel, wird nämlich ein „Ordonnateur général du bonheur et sa suite“ als Einquartierung angekündigt.

An die denkwürdigen Tage der ruhmvollen Erhebung des deutschen Volkes gegen den korsischen Eroberer und die Waffentaten des großen Befreiungskampfes von 1813-1814 erinnert eine Fülle von kunstvollen Arbeiten, die zu dem Besten gehören, was die dem Andenken an jene große Zeit gewidmete Kleinkunst hervorgebracht hat. Vor allem wurden in großen Mengen Gedenktassen hergestellt, die nach der hübschen Sitte jener Tage den heimgekehrten Kriegern als Geschenk überreicht wurden und auch sonst sich großer Beliebtheit erfreuten. Am meisten verbreitet waren wohl die Tassen, die mit dem farbigen Plan der Schlacht bei Leipzig



Tasse aus den Freiheitskriegen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

folgende Schreiben des Prinzen August, welches den Darstellungen auf den Terrinen und Vasen seines Services ein besonderes Interesse verleiht: „Da Euer Wohlgeboren gewünscht haben, noch einige Ideen zu Gemählden für das von Seiner Majestät mir bestimmte Porzellan Service zu erhalten, so theile Ich Ihnen die nachfolgenden, als interessant zur beliebigen Benutzung mit:

1. Der nächtliche Moment, wo der durch das Feuer der Belagerer in Brand gerathene hohe Thurm von Maubeuge zusammenstürzt.

2. Die nächtliche Erstürmung von Medybas am Fuße von Montmedy; aus dieser Festung wurde während des Stürmens ein heftiges Feuer auf die diesseitigen Truppen unterhalten.

3. Die nächtliche Erstürmung der Redoute Bourgogne bei Longwy. In einem in dieser Redoute befindlichen hölzernen, mit Erde bedeckten Blockhause befanden sich noch 25 französische Officiere, die die Übergabe verweigerten und stets durch die Scharten auf die Preußen schossen, bis zehn freiwillige Artilleristen sich zur Anlegung von Brand-Faschinen verstanden, wovon sogleich acht von feindlichen Kugeln niedergestreckt wurden, der Zweck aber von den beiden Überlebenden erreicht ward. Einer der schönsten Züge von Tapferkeit im letzten Kriege.

4. Durch unser Feuer gerieth die große Caserne in Philippeville, welche hart an der angegriffenen Front belegen war, in Brand, der so heftig wurde, daß der Feind nicht auf jener Front auszudauern imstande war. Dies trug sich bey Tage zu.

5. Die Eröffnung der Laufgräben von Rocroi, deshalb interessant, da die Trancheen nur 250 bis 260 von der Festung entfernt waren, und die Sappe bis an den bedeckten Weg reichte.

Euer Wohlgeboren stelle ich anheim, diese Gegenstände, von denen keine weitere genauere Bestimmung gegeben werden kann, beliebig zu benutzen.

Berlin, den 5. Mai 1817.

August."

Huldigungs-Vase mit Reliefbildnis Friedrich Wilhelms III., 1815
(Im Besitz des Herrn J. M. Hackenbroech, Frankfurt a. M.)

Aus den Akten geht weiter hervor, daß die mit peinlicher Sorgfalt ausgeführten Darstellungen der vom Prinzen August bezeichneten Schlachtenbilder Arbeiten des Malers Lefaure sind. Er hat für die Örtlichkeiten, die ja durch den gegenwärtigen Krieg wieder zum Schauplatz ruhmvoller Kämpfe geworden sind, Pläne und Festungen des Berliner Zeughauses benutzt. Mit welcher Freude überhaupt an der Herstellung der Service für die Heerführer der Freiheitskriege gearbeitet wurde, läßt das Schreiben des Direktors Rosenstiel an den General Yorck erkennen, mit dem er am 7. November 1817 das für diesen bestimmte Service bei der Ablieferung begleitete: „Der Unterzeichnete hat häufig das große Vergnügen gehabt, die Freude der mit diesem Servis beschäfftigten Mahler, Ver-

Digitized by Google

Stücke aus dem Eisernen Kreuz-Service des Prinzen August von Preußen
(Im Besitz der Familie von der Marwitz, Berlin)

Digitized by Google

golder und übrigen Arbeiter und deren nächster Vorgesetzten darüber zu bemerken, daß auch sie gewürdiget sind, etwas für den Mann zu arbeiten, dessen Name in den Annalen der preußischen Geschichte glänzet und in das dankvolle Herz jedes Patrioten mit unauslöschlicher Schrift eingeschrieben ist.

Tasse aus dem Eisernen Kreuz-Service

Einen ähnlichen Schmuck wie die genannten Service erhielten auch die Teller und Schüsseln des größten Tafelservices, das die KPM jemals angefertigt hat und das mit einem kostbaren Tafelaufsatz im Jahre 1819 dem Herzog von Wellington als Ehrengeschenk des Königs überreicht wurde. Unter den Figuren, die zu diesem Aufsatz gehören und an denen auch Gottfried Schadow mitgearbeitet hat, ist die schönste unstreitig die schwebende Viktoria mit ausgebreiteten Flügeln, Lorbeerkränze in beiden Händen haltend, auf hoher dorischer Porphyrsäule.

Tasse mit dem Eisernen Kreuz und dem Siegeswagen vom Brandenburger Tor (Hohenzollernmuseum, Berlin — Von der Manufaktur neuerdings wieder in den Handel gebracht)

Die Kriege 1864, 66 und 70/71 fallen für die Berliner Manufaktur in eine Zeit künstlerischen Niedergangs. Bedeutsame Arbeiten, welche die Erinnerung an diese Kriege feiern, sind dem Verfasser nicht bekannt geworden. Unter den Figurenmodellen der Manufaktur findet sich eine Gruppe, die die Heldentat des Feldwebels Probst aus dem Kriege von 1864 in künstlerisch wenig befriedigender Weise zur Darstellung bringt, während auf die Ereignisse der Kriegsjahre 1870/71 nur einige Büsten und Statuetten von Bismarck und Moltke aus den siebziger Jahren hinweisen. Wenn uns nach dem gegenwärtigen Weltkrieg ein ehrenvoller Friede zuteil wird, wird die Manufaktur zweifellos ihr künstlerisches Schaffen wiederum in den Dienst patriotischer Gedanken und Empfindungen stellen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Krieg und die Arbeitslosigkeit

Von Prof. Dr. Karl Diehl in Freiburg i. Br.

Als erstes unter allen Kulturvölkern hat das Deutsche Reich durch seine Zwangsarbeiterversicherung, die Unfall-, Kranken-, Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung einen großen Schritt auf dem Wege sozialer Reformarbeit getan. Wie sehr dürfen wir gerade in diesen Kriegszeiten, die wir seit Monaten durchleben, uns glücklich preisen, daß wir dieses Versicherungswerk geschaffen haben. Mit welch ganz anderer Zuversicht und Ruhe können unsere tapferen Krieger kämpfen, da sie wissen, daß für viele schwere Notfälle des Lebens ihnen durch die Versicherungsgesetzgebung Rückhalt und Hilfe gegeben ist. Wie sehr hat diese Gesetzgebung dazu beigetragen, die Gesundheit und innere Festigkeit unserer Arbeiterklasse zu heben und damit wertvolle Vorbedingungen für einen glücklichen Feldzug zu liefern. Wie klein und nebensächlich erscheinen uns dagegen alle Einwendungen, die man gegen dieses Gesetzgebungswerk unter dem Sammelnamen „unerwünschte Folgen deutscher Sozialpolitik" erhoben hat. Aber, und diese Frage ist ja gerade in den letzten Monaten sehr oft aufgetaucht, warum hat man dieses Werk nicht rechtzeitig noch durch einen wichtigen Schlußstein gekrönt: durch die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, und warum muß daher diese schwere Geißel der Menschheit, wie man einmal die Arbeitslosigkeit bezeichnet hat, auch noch zu allen übrigen Sorgen, die uns jetzt kümmern, hinzutreten? Die aber so reden und damit wohl das Urteil gelegentlich verknüpfen, man hätte, wie man für die militärische und finanzielle Mobilmachung gesorgt hatte, auch in dieser Weise die soziale Mobilmachung vorbereiten müssen, die übersehen, daß es nicht Mangel an sozialem Verantwortlichkeitsgefühl war, weshalb dieser Schlußstein fehlt. Unendlich oft ist der Plan besprochen und von allen möglichen Seiten eingehend behandelt worden: immer wieder haben sich die geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten gezeigt, die ihm entgegenstehen.

Nur ein Land hat bis jetzt eine Zwangsversicherung gegen Arbeitslosigkeit geschaffen, und das ist England. Auch in England hat man jedoch dieses Gesetz, das seit 1912 in Kraft ist, nur für einige wenige Industriezweige eingeführt, namentlich für das Baugewerbe und die Maschinenindustrie, im ganzen für etwa $2^1/_2$ Millionen Arbeiter. Aber auch, wenn wir es wirklich in Deutschland zu einer solchen Arbeitslosenversicherung gebracht hätten, so würde sie bestenfalls gewisse Organisationen geliefert haben, an die wir im Kriegsfalle hätten anknüpfen können, keinenfalls aber hätte diese Versicherung wirklich ein Abhilfsmittel geben können. Alle Arbeitslosenversicherungen, auch die in dem kleinen Rahmen der Gemeinde, die wir in einigen Stadtgemeinden besitzen, sind und müssen unbedingt für bestimmte begrenzte Dauer eingerichtet sein. Die Unterstützung wird fast immer nur eine Reihe von Wochen hindurch (in England z. B. höchstens auf 15 Wochen) bezahlt, und die deutschen Stadtgemeinden, die eine Arbeitslosenversicherung haben, mußten sie daher jetzt auf ganz neue Grundlagen stellen, denn der Krieg bringt eine Arbeitslosigkeit ganz anderer Art hervor als die, die in Friedenszeiten gelegentlich eintritt und die mit den Auf- und Abschwankungen des Wirtschaftslebens zusammenhängt.

Wenn man von Arbeitslosigkeit und Krieg hört, ist man geneigt zu glauben, daß der Krieg überhaupt keine Arbeitslosigkeit, sondern eher Arbeitermangel hervorbringen müßte. Man denkt an die Millionen von arbeitskräftigen Männern, die im Felde stehen, und meint, daß diese zahllosen freigewordenen Arbeitsstellen mehr wie genug Arbeitsgelegenheit denen bieten müßten, die im Lande selbst nach Arbeit suchen. Dies würde auch zutreffen, wenn wir noch ein Agrarstaat wären wie in früheren Jahrhunderten, d. h. wenn unsere ganze Arbeiterbevölkerung im wesentlichen landwirtschaftliche Arbeiten verrichtete und wir dann froh sein könnten, daß alle im Lande zurückgebliebenen Arbeiter — und wir würden dann gar nicht genug Arbeitskräfte bekommen können — bei den dringend notwendigen Arbeiten in der Landwirtschaft Unterkunft finden. Aber längst sind wir über diesen Zustand hinausgewachsen, wir sind ein Agrar-, Industrie- und Handelsstaat geworden, und wir sind längst nicht mehr ein selbstgenügsamer, auf Deutschland beschränkter Staat, sondern sind wirtschaftlich in das ganze Getriebe des Weltverkehrs hineingezogen. Wenn aber dieser Weltverkehr eine Störung erfährt wie durch diesen Krieg, wenn unsere Exportindustrie und unser ganzer Handel eine derartige Lahmlegung erfahren, so werden dadurch Tausende und aber Tausende fleißiger Betriebsstätten stillgelegt, und es ist nicht die Rede davon, daß die Lücken, die die Männer, die draußen im Feld stehen, gelassen haben, ohne weiteres von den Zurückgebliebenen, die Arbeit suchen, ausgefüllt werden können. Man muß nur bedenken, was es heißt, wenn unser Auslandshandel im Werte von etwa 22 Milliarden aufs schwerste erschüttert ist. Da wir für unsere Industrie eine Einfuhr an Rohstoffen und halbfertigen Waren im Werte

Digitized by Google

von über 6 Milliarden brauchen und anderseits eine Ausfuhr von Fertigfabrikaten im Werte von $6^1/_2$ Milliarden haben, so ist leicht einzusehen, wie schwer unsere ganze Arbeitsfähigkeit und unser ganzer Arbeitsmarkt getroffen wird, wenn einerseits uns die Zufuhr von Rohstoffen abgesperrt, anderseits der Absatz von Fertigfabrikaten gehemmt ist. Und doch können wir noch glücklich sein, daß bei der Gesamtbildung unseres Wirtschaftslebens die Arbeitslosigkeit einen viel geringeren Umfang angenommen hat, als dies unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Vor allen Dingen haben wir gerade in diesen Monaten täglich immer wieder aufs neue kennen gelernt, wie glücklich wir daran sind, daß wir in Deutschland nicht allein Industrie- und Handelsstaat sind, sondern auch noch zu einem großen Teil Agrarstaat, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung noch immer einen so großen Bruchteil unserer Bevölkerung ausmacht. Die Gesamtbevölkerung der Landwirtschaft beläuft sich nämlich nach der letzten Berufszählung von 1907 immer noch auf 17 Millionen Menschen; im Vergleich zur Gesamtbevölkerung betrug also 1907 die landwirtschaftliche Bevölkerung noch rund 28 %. Dies ist ein großer Vorteil z. B. gegenüber England, das reiner Industriestaat ist, wo die landwirtschaftliche Bevölkerung so zurückgegangen ist, daß die Zahl der Landarbeiter 1901 noch nicht einmal mehr eine Million betragen hat. Während daher England nur einen ganz kleinen Bruchteil seines Brotgetreides im Lande selbst baut, sind wir in der Lage, fast unser gesamtes Brotgetreide im Lande selbst auch zu erzeugen. Immer wieder wollen wir rühmend in diesen schweren Tagen hervorheben: der Segen der nationalen Wirtschaftspolitik hat sich darin gerade gezeigt, daß wir infolgedessen nicht nur auf unsere eigene Landwirtschaft bauen konnten, sondern daß auch ein so großer Teil unserer ins Feld ziehenden Kämpfer eine ganz andere Wehrhaftigkeit aufweist, als dies bei der rein städtisch-industriellen Bevölkerung der Fall ist. Aber auch als Industrieland sind wir insofern in glücklicherer Lage als z. B. wiederum England, das hauptsächlich Exportindustrieland ist, während wir im wesentlichen immer noch für den inneren Markt arbeiten. Ungefähr $^4/_5$ unserer Industrieerzeugnisse werden in Deutschland selbst abgesetzt.

Trotz dieser verhältnismäßig günstigen Umstände wäre es freilich durchaus falsch, den Ernst der Lage zu verkennen, der nicht nur in den vorhin angeführten Verhältnissen des Auslandshandels begründet ist, sondern auch namentlich darin, daß die Absatzfähigkeit der Inlandsbevölkerung ganz bedeutend geschwächt ist. Alle Industrien, die irgendwie mit Luxus zusammenhängen, weisen große und schwere Arbeitslosigkeit auf. Manche Industriezweige, wie z. B. die Industrie der Luxusmöbel, der Musikinstrumente, die Spitzenindustrie u. a., haben in dieser Hinsicht sehr zu leiden.

Es läßt sich jetzt begreifen, wie unberechtigt der Vorwurf ist, daß man eine soziale Mobilmachung nicht genügend neben der militärischen und finanziellen vorbereitet hätte. Das ließ sich eben nicht durchführen, denn unser ganzes Wirtschaftsleben beruht auf Privateigentum und völlig freiem Ermessen der einzelnen Wirtschaftsteilhaber. Überall dort aber, wo unser Wirtschaftsleben gemeinwirtschaftlichen oder halbgemeinwirtschaftlichen Charakter hat, konnte auch sofort nach Kriegsausbruch in weitgehendstem Maße Abhilfe geschaffen werden. Unsere Reichsbank und die mit der Reichsbank eng zusammenhängenden Großbanken, unsere Eisenbahnen und die übrigen Staatsbetriebe konnten entsprechend ihrem ganz- oder halbstaatlichen Charakter sofort auch dem veränderten Staatsinteresse dienstbar gemacht werden. Wie soll man aber Millionen und aber Millionen unabhängigen, ganz frei nach dem Belieben ihrer Besitzer eingerichteten Fabriken und Handelsgeschäften plötzlich Arbeit und Arbeitsgelegenheit schaffen? Es ist bewundernswert, wie ohne einen in diesem Falle ganz unmöglichen Eingriff des Staates sich unser Wirtschaftsleben den veränderten Verhältnissen angepaßt hat.

Was den Umfang der Arbeitslosigkeit anlangt, so ist es sehr schwierig, darüber zuverlässige Angaben zu machen, und alle Arbeitslosenstatistiken müssen mit größter Vorsicht aufgenommen werden. Denn einmal ist es überhaupt kaum möglich, die eigentlich Arbeitslosen zu ermitteln, das heißt solche, die wirklich unfreiwillig ohne Arbeit sind, und diese zu scheiden von den zahlreichen anderen Arbeitslosen, die bestimmte Arbeiten nicht übernehmen wollen oder die aus Mangel an Umsicht und Tatkraft ohne Arbeit dastehen. Dazu kommt noch ein zweites: fast alle Erhebungen über Arbeitslose erstrecken sich nur auf die eigentlichen Arbeitnehmer, das heißt die Lohnarbeiter in Industrie und Landwirtschaft und etwa noch im Handelsgewerbe. Gerade der Krieg bringt aber noch eine sehr umfassende Arbeitslosigkeit anderer Art hervor. Man sollte richtiger von Verdienst- oder Erwerbslosigkeit sprechen. Es fallen hierunter auch zahlreiche kleine Handwerker, kleine Kaufleute, Agenten, Pensionsinhaber, Zimmervermieter, ferner viele Angehörige der freien Berufe wie Lehrer, Schriftsteller, Musiker, Künstler usw., die durch die Kriegszeiten in großem Umfang ihren Erwerb verlieren. In Universitätsstädten ist z. B. die Lage der zahlreichen Zimmervermieter sehr traurig, wenn plötzlich in einem Semester statt dreitausend Studenten nur etwa fünfhundert an der betreffenden Universität studieren. Mit Recht hat daher z. B. Wilmersdorf bei seiner Arbeitslosenzählung nicht nur die eigentlichen Arbeiter, sondern auch Schriftsteller, Künstler, Lehrer und ähnliche Berufsgruppen mit aufgenommen. Der Umfang der Arbeitslosigkeit ist

Digitized by Google

sehr verschieden in einzelnen Gemeinden, in einzelnen Landesteilen, in einzelnen Bundesstaaten. Je nach der wirtschaftlichen Zusammensetzung der einzelnen Städte und Gemeinden ist das Übel hier ein großes, dort ein kleines; an manchen Orten ist von Arbeitslosigkeit überhaupt nicht die Rede, und schließlich gibt es auch solche, wo umgekehrt der Krieg eine große Belebung des Arbeitsmarktes hervorgerufen hat.

Wenn ich ein ungefähres Bild vom Umfang der Arbeitslosigkeit geben soll, so wird man am besten die Statistik heranziehen, die von unseren deutschen Fachverbänden aufgestellt ist, das heißt also von den verschiedenen Gewerkvereinen, den freien sozialdemokratischen Gewerkvereinen, den christlichen Gewerkschaften, den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen usw. 52 der großen deutschen Fachverbände berichten regelmäßig im Reichsarbeitsblatt über diese Verhältnisse. Gerade für die Frage der Arbeitslosigkeit, und zwar für das 3. Vierteljahr 1914 liegen Berichte von 34 Fachverbänden vor. Diese Berichte beziehen sich auf 1162614 Mitglieder. Am Ende der letzten Woche des 3. Vierteljahres, also in der letzten Septemberwoche, wurden als arbeitslos aufgezählt im ganzen 161164 Personen, das gibt, berechnet auf 100 Mitglieder, für die berichtet worden ist, 16%. Das ist ein sehr hoher Prozentsatz, wenn man bedenkt, daß z. B. bei der einzigen großen allgemeinen Arbeitslosenzählung, die im Deutschen Reich und zwar 1895 vorgenommen wurde, im Sommer 1,1%, im Winter 3,5% Arbeitslose ermittelt wurden. Für Ende August 1914 hatten 52 Arbeiterverbände mit rund 1269373 Mitgliedern berechnet, daß 270313 arbeitslos waren, das heißt 21,3%, also auf 1000 Arbeiter kamen 213 Arbeitslose; dagegen kamen August 1913 auf 1000 Arbeiter nur 28 Arbeitslose. Immerhin ist die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß die Arbeitslosigkeit Ende September eine geringere war als Ende August; mit einziger Ausnahme der Buchdrucker, bei denen die Arbeitslosigkeit noch um ein geringes gestiegen ist, hat sich bei allen Verbänden ein Rückgang der Arbeitslosigkeit gezeigt, nämlich im Gesamtdurchschnitt war die Arbeitslosigkeit Ende August 22,4% (verglichen also mit 16% Ende September). Die Arbeitslosigkeit ist in den einzelnen Industriezweigen und Wirtschaftsbetrieben eine grundverschiedene. Der Durchschnitt von 16%, den ich eben angegeben habe, wird weit überschritten von einzelnen Verbänden, bei anderen bleibt die Arbeitslosigkeit hinter dem Durchschnitt zurück. Wir sehen hier ganz deutlich die Wirkung des Krieges: In allen Arbeitszweigen, wo man nur annähernd von einem Luxuscharakter sprechen kann, oder die unter den Ausfuhr- und Einfuhrerschwerungen zu leiden haben, ist der Prozentsatz ungewöhnlich groß. Bei anderen wiederum, namentlich bei solchen, die Kriegsmaterial liefern, ist die Arbeitslosigkeit verschwindend gering. So betrug z. B. die Arbeitslosigkeit bei den Porzellanarbeitern 41,8%, das heißt also auf 100 Porzellanarbeiter kamen rund 42 Arbeitslose, bei den Glasarbeitern 41,6%, bei den Buchbindern 34,1%, bei den Buchdruckern 33,2%; dagegen blieben anderseits weit unter dem Durchschnittssatz z. B. die Brauerei- und Müllereiarbeiter mit 1,5%, die Kupferschmiede mit 2,7%, die Maler, Lackierer usw. mit 7,5% zurück. In Freiburg waren unter den Arbeitsuchenden am 14. September 69 Buchdrucker und 44 Schreiner, dagegen nur 1 Müller und 2 Schmiede.

Sehen wir in manchen Industriezentren besonders hohe Arbeitslosenziffern, so wird dagegen aus vielen Teilen Deutschlands berichtet, wie sehr es an Arbeitern fehlt; nicht nur muß in vielen Industriezweigen die Arbeit eingestellt werden, weil es an hochausgebildeten, geschickten Industriearbeitern fehlt, an vielen Orten wird auch geklagt über den Mangel an Monteuren, Schlossern, Sattlern, Polsterern und vor allen Dingen an solchen Arbeitern, die für die Beschaffung von Kriegsmaterialien herangezogen werden müssen. Die einzige offizielle allgemeine Arbeitslosenzählung, die in diesen Kriegszeiten stattgefunden hat, war in Hamburg am 16. September 1914. Es wurden alle arbeitslosen Personen, auch solche, gezählt, die nicht durch den Krieg arbeitslos geworden waren. Dabei wurden 28710 Arbeitslose ermittelt. Das ergibt bei den Männern eine Arbeitslosigkeit von 10,3%. Die meisten davon finden sich im Handelsgewerbe; dann folgen das Baugewerbe, die Holzindustrie, die Bekleidungsindustrie. Da nach früheren Erfahrungen die Arbeitslosenzahl unter normalen Verhältnissen mit mindestens 15000 anzusetzen wäre, so hätte sich die Zahl also etwa verdoppelt. Von Interesse ist, daß derselbe Prozentsatz — 10% Arbeitslosigkeit — auch für Berlin geschätzt wurde, und zwar wurde diese Schätzung angegeben auf dem Brandenburgischen Provinziallandtag Anfang September.

Lehrreich ist auch ein Vergleich zwischen der Arbeitslosigkeit in diesem Kriege und der Arbeitslosigkeit in einer großen wirtschaftlichen Krisis. Eine der größten wirtschaftlichen Krisen oder Depressionen aus der neueren Zeit hat Deutschland in den Jahren 1901 und 1902 durchgemacht; aber die Arbeitslosigkeit in jener Zeit zeigte doch nicht das Maß dieser Kriegsperiode. Während nämlich im Monat August 1914 auf 100 für Männer offene Stellen 240 Arbeitsuchende kamen (nach den Mitteilungen der Arbeitsnachweise, die dem Reichsarbeitsblatt berichten) ergab die damalige Berichterstattung der Zeitschrift „Der Arbeitsmarkt" für die Krisenperiode 1901/02, daß diese Zahl nur einmal erreicht wurde, nämlich im Dezember 1901; in allen übrigen Monaten der Krisenzeit war die Zahl der Arbeitsuchenden geringer, im Durchschnitt kamen im ganzen

Digitized by Google

Jahr 1901 auf 100 offene Stellen 166 Arbeitsuchende. Und während wir bei den freien Gewerkschaften eine Arbeitslosigkeit von 16% in der letzten Septemberwoche festgestellt haben und für Ende August von 21,3%, ergibt eine vom Leipziger Gewerkschaftskartell im Jahre 1901/02 von Monat zu Monat wiederholte Zählung nur die höchste Arbeitslosenziffer im Dezember 1901 von 12,3% und im Januar 1902 von 13,2%, während sonst die Ziffern weit niedriger waren, meist zwischen 7 und 9% schwankten.

Nachdem wir bisher über Art und Umfang der durch den Krieg hervorgerufenen Arbeitslosigkeit gesprochen haben, wenden wir uns jetzt der Frage zu, welches die besten Mittel sind, um diesen sozialen Übelstand zu bekämpfen. Darüber sind wir wohl alle einig, daß der Staat und die menschliche Gemeinschaft bereit sein müssen, mit allen nur möglichen Mitteln dieses Übel zu bekämpfen und diesen gänzlich unverschuldet in Not Geratenen Hilfe zu bringen. Im Grunde genommen handelt es sich bei den unfreiwillig Arbeitslosen um die beklagenswertesten Opfer des Krieges. Nicht nur daß sie verhindert sind, persönlich draußen im Felde an den Kämpfen teilzunehmen, sie sind auch durch den Krieg in die bittere Notlage versetzt, daß sie nicht einmal durch Arbeit sich nützlich machen können. Wir sind es aber auch den Brüdern im Felde draußen schuldig, daß wir uns dieser Arbeitslosen annehmen, denn wie können wir von ihnen verlangen, daß sie mit Mut, Begeisterung und voller Hingebung kämpfen, wenn sie von dem Gedanken der Sorge erfüllt sind, ob nicht Angehörige, Verwandte, Freunde zu Hause durch Arbeitslosigkeit schwere Not leiden. Freilich bietet der Krieg selbst eine gewisse Linderung der Arbeitslosigkeit dar. Es findet durch ihn eine gewisse Anpassung der Wirtschaftsverhältnisse, eine Verschiebung der Erwerbsverhältnisse statt, durch die wieder vielen Industriezweigen reichlich Gelegenheit zur Arbeit gegeben wird. Man braucht nur einmal die Spalten des Anzeigeteiles unserer großen Zeitungen durchzusehen: viele Seiten sind angefüllt nur von Anzeigen von Lieferanten von allerlei Kriegsartikeln. Oder man denke z. B. an folgendes: die Gubener Tuchfabriken hatten schwer unter der Kriegslage zu leiden gehabt. Da hat eine Bestellung des preußischen Kriegsministeriums von 360000 Filzhelmen eine entschiedene Besserung gebracht. Oder wenn z. B. die Militärverwaltung Halle a. S. auf einmal für 2000000 Mark Militärstiefel von den Weißenfelser Schuhfabriken bestellt, wieviel Arbeitslosigkeit wird dadurch beseitigt. Nichts freilich wäre so verkehrt, als hier der Not der Arbeitslosigkeit gegenüber mit sogenannten großen sozialen Reformprojekten durchgreifend wirken zu wollen. So wie man etwa die Getreidepreise durch Festsetzung von Höchstpreisen seitens des Reiches reguliert hat, könnte man etwa daran denken, daß das Deutsche Reich ein gesetzliches Recht auf Arbeit allen deutschen Bürgern oder ein gesetzliches Minimaleinkommen in diesen Kriegszeiten gewährleisten solle. Zu wie gefährlichen Folgen das aber führen könnte, lehrt uns deutlich die Geschichte. Zu welcher Verschärfung der sozialen Verhältnisse hat es in Frankreich geführt, als damals im Jahre 1848 die französische Regierung das Recht auf Arbeit dekretierte. Es wurden die berühmten Nationalwerkstätten eingerichtet, um dieses Gesetz durchzuführen; aber wie gänzlich unmöglich erwies es sich allmählich, die immer größer werdende Schar von Arbeitslosen in dieser zentralistisch geordneten Weise zu beschäftigen, und zweifellos hat die Erbitterung der Arbeitslosen darüber, daß die Versprechungen nicht gehalten werden konnten, zu der Verschärfung der Lage beigetragen, die sich dann in der heftigen Junischlacht offenbart hat. Man hat wohl auch gelegentlich gemeint, der Staat könne die vielen jetzt stilliegenden Fabriken in die Hand nehmen, verwalten und dort viele Arbeitslose unterbringen. Was an diesem Gedanken richtig ist, ist in anderer Weise — wie ich später noch berichten werde — verwirklicht worden; aber der ganze Gedanke selbst ist undurchführbar, denn das Stilliegen der Fabriken hängt zum großen Teil mit mangelndem Absatz zusammen. Würde jetzt der Staat trotzdem auf Vorrat arbeiten, so könnte dies nur eine spätere Überproduktion mit allen möglichen krisenartigen Erscheinungen wiederum vorbereiten. Auch daran ist nicht zu denken, jetzt eine Reichs-Arbeitslosen-Versicherung einzurichten, denn dieses Werk ist versicherungstechnisch und sozialpolitisch so ungeheuer schwierig, daß es in so kurzer Zeit keine gesetzliche Regelung erfahren könnte. Es muß vielmehr allen diesen sogenannten großzügigen Entwürfen gegenüber dringend gemahnt werden, in der ganzen Arbeitslosenfürsorge lieber mit kleinen Mitteln vorzugehen, die verschiedenen Abhilfsmaßregeln möglichst den örtlichen und individuellen Verhältnissen anzupassen und statt einer sogenannten durchgreifenden Maßregel vielmehr eine ganze Fülle von Einzelmaßnahmen zu treffen, die aber doch wieder in gewisser Hinsicht ein gemeinsames Endziel haben, wenn auch die Maßregeln selbst und ihre Durchführung im einzelnen oft sehr verschieden geregelt sein können. In dieser Hinsicht ist bereits viel geschehen, aber es kann und muß allerdings noch viel mehr geschehen, namentlich dann, wenn, was ja immerhin zu befürchten ist, der harte Winter uns eine Verstärkung der Arbeitslosigkeit bringen sollte.

Ich möchte zunächst über einige neue Maßregeln berichten, die zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit getroffen worden sind. Ich erwähne, daß am 5. August auf Anordnung des Reichskanzlers im Reichsamt des Innern eine Reichszentrale für Arbeits-

Digitized by Google

nachweise eingerichtet worden ist. Diese neugegründete Reichszentrale der Arbeitsnachweise soll alle die Berichte, die von den verschiedenen Arbeitsnachweisverbänden, von den Landwirtschaftskammern, den Arbeitgeberverbänden, den Gewerkschaftszentralen usw. ausgehen, sammeln. Sie gibt zweimal wöchentlich den sogenannten Arbeitsmarktanzeiger heraus, d. h. eine Übersicht über die vom einzelnen Arbeitsnachweis oder durch die schon bisher übliche Fühlungnahme mit anderen Arbeitsnachweisen nicht unterbringbaren Arbeitsuchenden und nicht besetzbaren offenen Stellen. Dadurch wird eine gewisse Ausgleichsmöglichkeit zwischen den Arbeitsuchenden und den offenen Arbeitsplätzen geschaffen.

Ferner ist am 8. August der sogenannte Kriegsausschuß der deutschen Industrie gegründet worden; er kam durch gemeinsames Zusammengehen des Zentralverbandes Deutscher Industrieller und des Bundes der Industriellen zustande. Beide größte Industriellenverbände stehen durch diesen Kriegsausschuß in ständiger Fühlung mit den Reichs- und Staatsbehörden. Über den Zweck dieses Kriegsausschusses heißt es im ersten Aufruf, den er erlassen hat: „Die Zusammenfassung der gesamten geistigen und materiellen Mittel, welche die Industrie in sich vereinigt, unter einheitlicher Leitung durch die bewährtesten Führer der deutschen Arbeit in Fühlung mit der Reichsverwaltung und der deutschen Finanzkraft, das ist die große Aufgabe, die wir lösen müssen. Es handelt sich um ein planmäßiges Zusammenwirken der bereits vorhandenen industriellen Organisationen für eine kraftvolle Arbeitsteilung und die zweckmäßigste Verwendung der vorhandenen nationalen wirtschaftlichen Kräfte, nicht allein für unsere Landesverteidigung an den Grenzen, sondern auch für die Versorgung des inneren Bedarfs während des Krieges." Zu den wichtigsten Aufgaben dieses Kriegsausschusses gehört die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit. Der Kriegsausschuß sucht vor allen Dingen die großen Heereslieferungen möglichst zweckmäßig zu organisieren; richtet seine Aufmerksamkeit darauf, daß bei der Vergebung der Lieferungen planmäßig verfahren wird und möglichst viel leistungsfähige Firmen mit Aufträgen bedacht werden, um die Einstellung von Betrieben infolge Nichtbeschäftigung nach Möglichkeit zu vermeiden. Dieser Kriegsausschuß der deutschen Industrie bleibt auch in dauernder Fühlung mit der erwähnten Reichszentrale für Arbeitsnachweise, so daß stets die Arbeitsuchenden Aufklärung erhalten können über die Stellen, von denen sie Hilfe und Vermittlung erwarten dürfen.

Durch dieses Handinhandgehen von Reichszentrale und Kriegsausschuß war es möglich, daß 12000 Industriearbeiter in der Landwirtschaft untergebracht wurden; den Militär- und Marinewerkstätten wurden Arbeitskräfte vermittelt, ebenso den Betrieben, die mit Lieferung von Kriegsgeräten beauftragt waren. Die Arbeitslosen der Kalibergwerke wurden in den oberschlesischen Hütten untergebracht, dem Arbeitermangel in den Zuckerfabriken ist ebenfalls durch Ausgleich abgeholfen worden. Auf dringende Mahnung des Kriegsausschusses an die Industriellen haben zahlreiche große deutsche Arbeitgeber gesucht, auch dort ihre Betriebe aufrecht zu erhalten oder wenigstens mit beschränkter Arbeitszeit durchzuführen, wo das nur unter Opfern ihrerseits möglich war und nur um den Arbeitern Beschäftigung zu bieten. Vor allen Dingen haben aber auch unsere großen öffentlichen Körperschaften, die ja selbst Arbeitgeber im größten Stile sind, Arbeitsgelegenheit geschaffen. Das Reich, die meisten unserer Bundesstaaten, die Provinzen, Kreise und kleineren Bezirke und schließlich die Gemeinden haben überall gesucht, durch Inangriffnahme großer öffentlicher Arbeiten oder durch sogenannte Notstandsarbeiten zu einem gewissen Teile wenigstens die Arbeitslosigkeit zu mindern. Freilich haben anderseits in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit und sehr verfehlter Sparsamkeitspolitik auch einzelne Staaten und Gemeinden eine gewisse Einschränkung in der Vornahme sogar schon längst geplanter öffentlicher Bauten usw. eintreten lassen. Die große Summe von $1\frac{1}{2}$ Milliarden, die der preußische Landtag am 22. Oktober bewilligt hat, ist fast ganz mittelbar oder unmittelbar der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit bestimmt. Denn nicht nur die eigentlichen Notstandsarbeiten, für welche teilweise diese Gelder benutzt werden, kommen hier in Betracht, sondern auch die ganze Hilfe für Ostpreußen und einen Teil von Westpreußen, für die der größte Teil dieser Gelder benutzt wird, gibt zahlreichen Arbeitslosen wieder Gelegenheit zur Beschäftigung. Man sieht hier, daß, wenn der Krieg einerseits Wunden schlägt, er anderseits auch wieder Anlaß gibt, Wunden zu heilen. Viele Tausende von Industriearbeitern sind nach Ostpreußen gezogen, um dort am Wiederaufbau der Provinz sich zu beteiligen. Im Oktober ging ein Zug von 1000 gelernten und ungelernten Arbeitern nach Namur, dort und in Lüttich konnten große Arbeitermengen in den Befestigungen beschäftigt werden. Besonders günstig wirken solche Notstandsarbeiten, wenn sie nicht nur gelegentliche Bau- oder Erdarbeiten darstellen, sondern in geordneter Weise gerade auf solche Arbeiten sich erstrecken, die auch sonst im Interesse der Befriedigung des wichtigsten Bedarfs notwendig sind und die anderseits eine gesunde Tätigkeit gegenüber der städtischen und industriellen Arbeit darstellen. Da kommt vor allem landwirtschaftliche, forstwirtschaftliche und Gärtnereiarbeit in Frage. So gibt z. B. die Stadt Köln durch ihre Gartendirektion an verschiedenen Stellen des Stadtgebietes Stücke Land kostenlos ab, die zu Gemüsebau bestimmt sind, zum Anbau von Spinat,

Digitized by Google

Rüben, Salat usw. Die einzelnen Grundstücke sind in Parzellen von etwa 400 qm eingeteilt und werden einzeln abgegeben bis zum Frühjahr 1915.

In bedeutsamer Weise kann die Arbeitslosigkeit auch gemindert und gleichzeitig auch die ländliche innere Kolonisation gefördert werden. Es ist bekannt, wie sehr in vielen Teilen, namentlich des Ostens von Deutschland, der Großgrundbesitz überwiegt. Schon in Friedenszeiten hat man begonnen, durch gemeinnützige Landgesellschaften die innere Kolonisation zu fördern; jetzt, wo an sich viel Gelegenheit ist, manches größere Gut zu kaufen, sollten diese Landgesellschaften durch Staatskredit in ihrer Tätigkeit noch mehr gefördert werden. Viele Tausende kleiner Ansiedelungen könnten da gebildet werden, und es würde auch dadurch die Möglichkeit geschaffen, für eine Vermehrung der so dringend geforderten ländlichen Arbeiterschaft mittelbar zu wirken. So hat man bereits begonnen mit der Kolonisation von Moorgebieten. Die von Preußen bewilligten Notstandkredite sollen nämlich auch besonders zur Kultivierung von Hoch- und Niederungsmoorflächen, insbesondere in den Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein, benutzt werden. Nicht nur die Moor- und Heidestrecken aber wären zu kultivieren und kolonisieren, dieses Werk müßte sich auf breiterer Grundlage auf sonstige Kulturarbeit erstrecken. Und mit dieser könnte man auch eine Besserung der Wohnungsverhältnisseauf dem Lande verknüpfen. Wie viele Arbeitslose könnten beschäftigt werden, wie vielen Handwerkern könnte Arbeitsgelegenheit gegeben werden, wenn in den weiten Gebieten Ostpreußens, wo der Krieg so schwere Verheerungen hervorgebracht hat, man an die Errichtung von Arbeiterwohnungen heranginge, die dort so sehr fehlen oder in schlechtem Zustande sind! Aber auch in manchen städtischen Gemeinden wäre jetzt Gelegenheit, an die Erbauung von billigen Wohnungen heranzutreten mit der doppelten Wirkung, daß die Wohnungszustände gebessert würden und gleichzeitig der vorhandenen Not der Arbeitslosigkeit etwas abgeholfen würde.

Doch so dringend man auch verlangen möchte, daß Arbeitsgelegenheit für die Arbeitslosen herbeigeschafft wird, so ist dieses Aushilfsmittel nicht hinreichend. Es gibt zahlreiche Schichten von Arbeitslosen, für die diese Art der Beschäftigung gar nicht in Frage kommt. Man denke an die vielen Handlungsgehilfen, Agenten, Zimmervermieter usw.; ja auch eigentliche Lohnarbeiter können durchaus nicht ohne weiteres zu solchen Erd- und Bauarbeiten herangezogen werden. Arbeiter wie z. B. Ziseleure, Graveure, Uhrmacher usw. könnten unter Umständen durch solche Arbeiten sogar für ihre eigentliche Berufsarbeit untauglich werden. Das hat sich denn auch schon jetzt gezeigt, wo manche Arbeitgeber, denen Industriearbeiter zugeschickt wurden, solche wieder als untauglich zurückschicken mußten; wie denn z. B. in den Braunkohlenwerken solche Arbeiter, die man als Ersatzarbeiter aus Großstädten herangezogen hatte, die ihnen ungewohnte Arbeit auch im Tagebau gewöhnlich sehr bald wieder aufgeben mußten. Es muß also hier als letztes Aushilfsmittel die Unterstützung in barem Gelde oder Lebensmitteln gewährt werden. Diese bare Unterstützung wird in großem Umfang dargeboten von Gewerkvereinen der verschiedensten Art, und es muß hier rühmend hervorgehoben werden, wie alle deutschen Gewerkschaften, voran auch die sozialdemokratischen, sich bemüht haben, soweit es in ihrer Kraft stand, ihren Mitgliedern diese Arbeitslosenunterstützung zu geben. Was die freien Gewerkschaften, das heißt die sozialdemokratischen anlangt, so haben sie hierbei durch die Tat bewiesen, was sie ja auch in ihren Zeitschriften betont haben, daß auch sie den Krieg als ein großes nationales Ereignis miterleben wollen und daß sie ihre Klassenkampfgedanken vollkommen zurücktreten lassen.

Wir bewundern von neuem die große Organisationskraft unserer Gewerkschaften auch in Kriegszeiten, die sich im Frieden so oft offenbart hat. Die wöchentliche Arbeitslosenunterstützung bei den freien Gewerkschaften beläuft sich auf die Summe von rund $1^3/_4$ Millionen; in den ersten zwei Monaten sind annähernd 10 Millionen Mark für arbeitslose Mitglieder an Unterstützung aufgewendet worden. Die christlichen Gewerkschaften beabsichtigen mindestens 5 Millionen Mark den vom Kriege bedrängten Mitgliedern während der Kriegsdauer zukommen zu lassen. Vielfach haben die Gewerkschaften zugunsten der Arbeitslosenfürsorge andere Unterstützungszwecke aufgegeben; öfters aber auch haben sie bei den großen Anforderungen, die jetzt gestellt werden, die Arbeitslosenunterstützungen gegenüber der Friedenszeit herabsetzen müssen. Jedenfalls sind die Gewerkschaften allein nicht in der Lage, auf die Dauer diese Last zu tragen. Es ist daher von vornherein ein Zusammenarbeiten der Gemeinde mit den Gewerkschaften für diesen Zweck vorgenommen worden. Dieses Eintreten unserer Gemeinden ist um deswillen auch notwendig, weil es erstens sehr viele Arbeiter und andere Unterstützungsbedürftige gibt, die nicht organisiert sind, und weil zweitens selbst für die Organisierten, namentlich wenn der Krieg lange dauert, die Last zu groß wird.

Vorbildlich scheint mir hier das Vorgehen der Gemeinde Groß-Berlin nach dem sogenannten Genter System zu sein. Die Stadt Berlin, die bei dieser Hilfsaktion in engster Verbindung steht mit der Landesversicherungsanstalt Berlin, hat folgende Hauptbestimmungen getroffen: Arbeitslosenunterstützungen werden gegeben: 1. Angestellten und Arbeitern, die trotz Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit eine Beschäftigung nicht finden können; 2. kleineren Gewerbetreibenden und Angehörigen freier Berufe, die un-

Digitized by Google

ter der gegenwärtigen Wirtschaftslage außerstande sind, sich und ihre Familie zu ernähren.. Die Unterstützung beträgt für Personen, die den Unterhalt von Kindern bestreiten, 5 Mark wöchentlich, für die übrigen 4 Mark wöchentlich. Dies ist jedoch nur die allgemeine städtische Unterstützung. Es kommt noch die in Verbindung mit den allgemeinen Gewerkschaften hinzu; soweit es sich um Personen handelt, die von einer Angestellten- oder Arbeiterorganisation laufende Arbeitslosenunterstützung beziehen, wird die Unterstützung in der Form eines Zuschlages von 50 % zu der Arbeitslosenunterstützung gewährt, aber immer so, daß die Arbeitslosenunterstützung der Organisation und der städtische Zuschlag mindestens 5, bzw. 4 Mark die Woche beträgt. Anderseits wird, soweit die Arbeitslosenunterstützung der Organisation und der Zuschlag der Stadt den Betrag von 12 Mark die Woche übersteigen, der Zuschlag gekürzt, bzw. kommt er in Fortfall. Berlin hat im ersten Monat in dieser Weise bereits 600000 Mark für Arbeitslosenunterstützung ausgegeben, und die Landesversicherungsanstalt Berlin hat hierzu einen Zuschuß von 50000 Mark gezahlt. Es ist besonders bemerkenswert, daß Berlin nicht nur Arbeiter, sondern auch Angehörige anderer Berufe einbezieht. Dies ist auch von anderen Gemeinden geschehen, z. B. Berlin-Wilmersdorf nimmt ausdrücklich auch Handwerker, Schriftsteller, Künstler usw. in den Kreis der Unterstützungsberechtigten auf. Ähnlich Krefeld und Bielefeld; auch Mannheim gibt Unterstützung nicht nur Arbeitern, sondern auch allen Personen, die infolge des Krieges die gewöhnliche ihren Unterhalt sichernde Beschäftigung nicht ausüben können. Andere Städte, die auch die Arbeitslosenversicherung eingeführt haben, haben sie vollkommen umgeändert, so z. B. Straßburg, Frankfurt a. M., Schöneberg. Einige Gemeinden haben höhere Unterstützungsbeträge als Berlin, z. B. zahlt Düsseldorf als Höchstbetrag 60 Mark monatlich, Lichtenberg bei Berlin 80 Mark monatlich, die Stadt Hanau 10 Mark wöchentlich (für das Ehepaar und für jedes Kind noch 3 Mark). Krefeld zahlt je nach der Kinderzahl bis zu 22 Mark wöchentlich.

Aber, und diese Frage wird nun am Schlusse besonders wichtig sein, können unsere Gemeinden finanziell diese Opfer aushalten? Mögen auch die einzelnen Beiträge an sich klein und dürftig genannt werden, bei den Ziffern von Arbeitslosen in manchen Gemeinden handelt es sich, wie wir z. B. bei Berlin gesehen haben, um Millionen. Wie können z. B. kleine Gemeinden, die besonders starke Industriezentren sind, dies ertragen? Würde man in der Tat solches Opfer verlangen, so könnte unter Umständen der finanzielle Verderb mancher Gemeinde dadurch hervorgerufen werden. Hier gilt der entscheidende Gesichtspunkt, daß die über den Gemeinden stehenden höheren Verbände an diesen Lasten teilnehmen müssen. Und so sehr ich die Notwendigkeit betont habe, in der Fürsorge für Arbeitslose möglichst individuell nach den örtlichen Verhältnissen von Gemeinde wegen vorzugehen, um so mehr muß gefordert werden, daß für die endgültige finanzielle Belastung die größten Gemeinschaftsverbände, die Allgemeinheit aufkommen muß. Schon ist in dieser Hinsicht vieles geschehen. Ich erwähnte bereits, daß die Landesversicherungsanstalt Berlin der Stadt Berlin einen Zuschuß zahlt. Ganz allgemein ist den Landesversicherungsanstalten durch das Reichsversicherungsamt gestattet worden, bis zu 5 % ihres Vermögens Aufwendungen für Arbeitslosenfürsorge zu machen. So hat auch die Landesversicherungsanstalt Brandenburg 5 Millionen bewilligt als Zuschuß zu den von den Gemeinden zu bewilligenden Arbeitslosenunterstützungen; die Landesversicherungsanstalt Sachsen-Anhalt hat 1½ Millionen zur Unterstützung von Arbeitslosen und von Familien der Kriegsteilnehmer bestimmt. Ich erwähnte bereits, daß der große Kredit von 1½ Milliarden, den der preußische Staat bewilligt hat, mittelbar auch Arbeitslosen zugute kommt. Das Königreich Sachsen hat 30 Millionen Mark zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und zur Gewährung von Zuschüssen für Angehörige von Kriegsteilnehmern bewilligt. Aus diesen Staatsmitteln sollen ärmeren Gemeinden zinsfreie Darlehen für diese Zwecke gewährt werden. Aber auch diese Art von Beihilfe scheint mir nicht die richtige zu sein. Nicht die einzelnen Bundesstaaten, Provinzen, Kreise, Regierungsbezirke haben hier einzutreten, sondern die einzig richtige Stelle, welche in letzter Linie hier herangezogen werden muß, ist das Deutsche Reich. Vergessen wir nicht, daß die Arbeitslosigkeit in ihrer jetzigen Form im wesentlichen durch den Krieg hervorgerufen worden ist. Dieser Krieg ist eine nationale Reichsangelegenheit: daher sollten auch die finanziellen Schädigungen, die daraus hervorgehen, vom Reich getragen werden. Gerade so wie unsere tapferen Krieger in den Schützengräben sich nicht als Bayern, Badener, Preußen und Schwarzburg-Rudolstädter schlagen, sondern als Deutsche, so sollte auch die durch die Arbeitslosigkeit hervorgerufene große Notstandssumme vom Deutschen Reich übernommen werden. Es würde auch eine Ungerechtigkeit darin liegen, daß z. B. ein Bundesstaat wie Sachsen mit seiner großen Industrie bedeutend härter getroffen würde als mancher andere Staat, z. B. Mecklenburg mit seiner vorwiegend ländlichen Bevölkerung. Gerade wie jetzt die Summen zur Wiederaufrichtung von Ostpreußen und eines Teiles von Westpreußen nur vorläufig von Preußen übernommen, später aber vom Reiche ersetzt werden, sollte auch das Reich die Arbeitslosenunterstützungen, die von Gemeinden usw. aufgewendet sind, wieder zurückerstatten. Wenn auch eine fernere Milliarde aufgenommen werden müßte als

Digitized by Google

Anleihe des Deutschen Reiches, so würden wir vor diesem Opfer nicht zurückschrecken. Von dem neuen fünf Milliardenkredit, den der deutsche Reichstag am 2. Dezember bewilligt hat, sollen denn auch schon 200 Millionen zum Zweck der Unterstützung von Gemeinden insbesondere zum Zweck der Erwerbslosenfürsorge verwandt werden.

Soweit nicht Kriegsentschädigungen uns die Mittel zu späterer Tilgung dieser Schulden bieten sollten, haben wir Steuerreserven genug, die herangezogen werden können. Man könnte sehr wohl die Erträgnisse mehrerer Jahre von einzelnen derartigen Steuern, die man solange schon gewünscht hat und die immer wieder zurückgestellt worden sind, hier in Anspruch nehmen. Ich denke dabei vor allem an die Erbschaftssteuer. Wir haben nur dem Namen nach eine Erbschaftssteuer im Deutschen Reich, denn der wichtigste Erbfall, der an Kinder, bleibt steuerfrei. So ziehen wir aus der ganzen Erbschaftssteuer nur die lächerlich kleine Summe von 50 Millionen Mark jährlich, während England schon vor der letzten Erhöhung der Erbschaftssteuer 500 Millionen Mark Erträgnis hatte. Es wäre jetzt die Zeit, einmal alle die kleinlichen Bedenken, die man gegenüber dieser Steuer hat, zurücktreten zu lassen und darauf hinzuweisen, daß durch opferfreudige Hingabe eines Teiles vom Kindeserbe manche Wunde, die der Krieg geschlagen hat, geheilt werden kann, und daß das immer noch ein kleines Opfer bedeuten würde gegenüber den Tausenden, die ihr Leben dem Vaterlande hingegeben haben. Und wir haben noch eine zweite Steuerreserve. Das ist ein großes Monopol. Denn ein Monopol, z. B. ein Tabakmonopol, ist nur eine Form der indirekten Steuer. Frankreich zieht 400 Millionen Mark jährlich aus dem Tabakmonopol; wir könnten mit Leichtigkeit noch viel größere Summen aus einem solchen Monopol ziehen und hätten dann Mittel für größere sozialpolitische Zwecke, z. B. in erster Linie für die Erstattung der Arbeitslosen-Aufwendungen zur Verfügung. Zugleich würde aber auch durch ein solches Monopol endlich erreicht werden, daß das Deutsche Reich in seinen Finanzen unabhängig wäre von den Zuschüssen der Einzelstaaten. Fürst Bismarck hat einmal, als er das Projekt eines Tabakmonopols einbrachte, es als „Patrimonium der Enterbten" bezeichnet; er dachte daran, die Erträgnisse für große soziale Zwecke bereit zu stellen. In dieser Weise könnte man ein solches Monopol als ein Patrimonium der infolge unseres großen Krieges Enterbten bezeichnen.

Doch wie man auch über diese Finanzprojekte denken mag, und im einzelnen lassen sich wohl auch andere Deckungsmittel finden, ich wollte nur zeigen, daß ich mir der Größe der finanziellen Opfer bewußt bin, aber betonen möchte, daß wir noch Steuerreserven und Deckungsmittel haben. Die Hauptsache scheint mir, daß man in dieser Arbeitslosenfrage den nötigen Willen hat, um hier der Not ernstlich entgegenzutreten. Es gilt einen Appell zu richten an alle einzelnen, an jeden in seiner Gemeinde, an seinem Platze, je nach den örtlichen Verhältnissen für eine entsprechende Hilfsaktion einzutreten. Es gilt aber darüber hinaus den Appell an jeden Reichsbürger, auch freudig zu Opfern bereit zu sein, wenn große Aufwendungen dazu verlangt werden. Wenn unser Volk dieser schwierigen Frage gegenüber von diesem Geiste beseelt ist, dann können wir hoffen, daß die soziale Mobilmachung in der Geschichte einmal ebenso glänzend dastehen wird, wie wir es heute schon von der militärischen und finanziellen Mobilmachung sagen können.

Reiters Lied unter den Sternen

Wir reiten. Wie der Hufschlag klappt
Und wie der Gaul im Finstern tappt,
Blick' ich hoch in die Sterne.
Die Straße unten kenn' ich nicht.
Doch oben glänzt wie Heimatlicht
Die sternenvolle Ferne.

Tritt jetzt mein Schatz zur Tür heraus,
Blickt über sich und nach mir aus,
So blickt er in die Sterne,
Und unsre Blicke treffen sich.
Dort oben irgend ahn' ich dich
Und grüß' dich in der Ferne.

Horch Schüsse! weit vor uns im Land,
Still nach der Waffe fährt die Hand.
Der Blick verliert die Sterne.
Schlaf wohl! du trittst ins Haus hinein
Und gehst in dein warm Kämmerlein.
Da wär' ich bei dir gerne!

Will Vesper

Digitized by Google

Der Kaiser geht über ein Schlachtfeld

Von Hans Benzmann

Zu Boden sank ich — ein Granatenstück
Schlug heftig mir ins Kreuz ... ich lag und sann:
Fiel ich von einem Berg tief in den Grund? ...
Wo war ich? .. Schritte um mich .. Rennen, Stürmen ..
Vorbei .. Die Schlacht .. vertost .. Noch einzeln Schüsse ...
Die Grillen zirpen ... Fern verworrene Töne — —
Ach, wie harmonisch stimmen sie sich nun ...
Das ist Musik, ist süßes Geigenspiel ...
Ich lausche, lausche ... eine Dämmerung,
Ein Traum sinkt über mich .. sinkt .. über .. mich ...

Als ich erwache, liegt die Ebene ganz
Im Abendrot, in tiefer Abendruh.
Ein Haus raucht in der Ferne irgendwo.
Doch was sind das für Maulwurfshügel rings? ...
Mein Aug' wird schärfer — sind das Schlafende?
Haufen von Schlafenden? ... Nein, das sind Tote! ...
Wie ausgezogene Kleider übereinander ...
Und einer starrt mich an, schmerzlich entsetzt, —
Auch der und der ... Ein ungeheures Schweigen ...
Entseelte Stille ... blutende Dämmerung ...
Wie Erde liegt auf Erde: so die Toten ...
— Da fällt ein Schatten plötzlich übers Feld —
Und wie ich in die Purpurdünste blicke,
Kommt jemand wie grad aus dem Abendrot
Geschritten — und zwei andre folgen langsam —
Sie sind nun näher schon ... Drei Offiziere!
Drei hohe Offiziere! ... Und der eine
Den andren stets voraus, als wär's ihm lieb,

Allein zu sein ... und langsam starken Schrittes
Kommt er daher — wo hatt' ich ihn gesehn? ...
Die Dämmerung verbirgt sein Angesicht ...
Und wie er langsam übers Schlachtfeld schreitet —
Ist er ein Arzt? — beugt er sich zu den Toten,
Zu dem und dem und steht gesenkten Hauptes
Wie tief ergriffen still und wendet sich
Und beugt sich wieder, beugt sich immer wieder
Tief zu den bleichen, blutigen Toten nieder
Und hebt wohl gar in quellendem Gefühl
Ein Antlitz hier und dort und drückt den Toten
Als wie zum Zeichen heißer Dankbarkeit
Die starren, harten Hände ... Als er so
Zu einem ganzen Berg von Toten kommt,
Da stieg der Schmerz so stark in ihm empor,
Daß er gen Himmel rief: „Herr Gott, Herr Gott!
Mach' bald ein End', ein Ende dieser Qual!"
Sein graues, herbes Antlitz tief durchfurcht
Flehte empor inbrünstig, glaubend, hoffend —
In diesem Augenblick erkannt' ich ihn —
Mein Kaiser! Deutschlands Kaiser stand vor mir
In grenzenloser tiefster Einsamkeit ...
Erschüttert flog ihm meine Seele zu, —
Allein ich war gebannt, ich rührt' mich nicht,
Ich sah und lauschte nur und sog es ein,
Das Herrliche, das ich erleben durfte, —
Ich war so tief bewegt, so Glückes voll,
Daß unwillkürlich alte Liedesklänge
Durch meine Seele summten süß und weh ...
Er aber wandte sich und ging feldein
Mit schnellen, starken Schritten, wie er's pflegte.
Ich sah ihm lange nach, bis er entschwand ...
Und dann, Kameraden, habt ihr mich gefunden ...

Digitized by Google

Klar zum Torpedoschuß

Eine Kriegsskizze von H. Liebermann von Sonnenberg

Ueber dem deutschen Meer hängen graue zerrissene Wetterwolken. Im Ost und West jagen weißgekrönte schäumende Wogen in Schlachtordnung gegen den deutschen Strand. Im Ost und West klingt das Heulen eines fliegenden Nordweststurmes pfeifend durch die drohend aussehende Luft. Regen und Hagel beugt die kahlen Kronen herbstlicher Wälder und schüttelt unbarmherzig das letzte gelbe Laub von den ächzenden Bäumen. Dann, wenn es einen Augenblick etwas stiller geworden, kommt die weiße Bö angekeucht, und zum Sturm ordnen sich immer neue Wellen, und das ganze Meer blitzt mit seinen steilen Kämmen, als ob Eisenreiter schimmernd über den schwarzen Acker rasen. Schaurig ruft die Bö zum Angriff gegen alles, was ihr widerstehen will. Hoch über die Wellenbrecher der deutschen Häfen fliegt der Gischt. Wehe dem armen Schiffer, der in solcher Winternacht sich der Küste nähert. Im Ost und West würde er kein Licht finden, kein Leuchtfeuer, das ihm den Weg in den schützenden Hafen weist. Dunkel liegt die deutsche Küste, so dunkel, als ob hier alles tot sei und verödet. Und ich sah doch noch vor Wochen die Feuer hoher Leuchttürme blitzen, sah doch noch hellerleuchtete Städte am Meere liegen, sah doch noch die Lichterreihen großer Badehotels leuchten, wenn mein Kurs von Ost nach West gerichtet war. Ist hier ein Spuk? Schläft denn Deutschland?... „Es ist erwacht!" Wer sprach da eben? Erwacht? Ich sehe nur schwarze Nacht um mich her. —

⌘ ⌘ ⌘

Auf der nassen Steinmole, über welche fortgesetzt die weiße Woge sich stürzt, da wandern stille schwarze Gestalten ab und zu. Den Blick nach See gerichtet, wo das wilde Wetter tobt. Deutsche Männer wandern auf und ab, im langen schwarzen Soldatenmantel, auf dem Kopf den Tschako mit dem Eisernen Kreuz, im Arm die treue Büchse, unser gutes Gewehr, das uns schon so oft aus Not und Tod geholfen. Bärtige Männer mit verwitterten Gesichtern, Familienväter stapfen hier vom ausgelöschten Feuerturm zum Molenende. Stapfen an der deutschen Nord- und Ostseeküste am kahlen Wald, im tiefen weißen Sand. Den ganzen Tag, die ganze Nacht, zum Schutze unserer Küsten. — Das Gewehr im Arm, den Blick nach See. Auf Leuchttürmen und Signalstationen, auf Lotsenstellen und auf Feuerschiffen stehen wetterharte Männer, Reservisten, Seewehrleute, stehen treu im Dienst fürs Vaterland.

Wir wissen's ganz genau: unser ärgster Feind kommt über See.

⌘ ⌘ ⌘

In irgendeinem Hafen, wo die großen Werften Tag und Nacht für unsere stolzen Panzerschiffe schaffen, wo sie bis zum äußersten gewappnet werden, für die große Abrechnung, herrscht trotz der fieberhaften Tätigkeit dasselbe große Dunkel, daß, wer von See kommt, vergeblich nach der Einfahrt suchen würde, und die ist so gesichert, daß sie im Fall der Not Tod und Verderben bringt ...

Weit draußen vor der Bucht, da tobt dasselbe Wetter wie an der ganzen Küste. Und in der hohen See, da kämpfen schwarze Boote mit dem Sturm. Sie stampfen mühsam hin und her. Von Ost nach West, von West nach Ost. Tief taucht der Bug in die schwarzen Wellentäler, wenn hoch das Heck auf einer Wogenspitze ruht. Es rollt das Boot von Bord zu Bord.

Und über Deck bricht sich die schwere See. Auf diesen schwarzen Booten, die bei der See keinen Halt dem Fuß gewähren, die hin und her geworfen werden, da stehen Männer, in schwarzes Ölzeug eingehüllt, und halten Ausguck in die finstre Nacht, nach See, ob sich nicht dort die Schattenrisse feindlicher Streitkräfte zeigen sollten. Kaum, daß man sich mit Müh und Not des rauhen Wetters kann erwehren, der Kälte aus der See, nein, auch das Auge darf und soll hier nicht versagen, denn hier heißt's wachen. Vor Überfällen muß man sich hier hüten. Harten Dienst haben die Torpedoboote, sie sind der Seestreitmacht Sicherung und Vorposten. Dräuend stehen die Ausstoßrohre über des Bootes Seite. Im Rohr liegt ihre blanke, scharfe Waffe, die Geschütze sind geladen, jeder Mann auf seinem Posten, Pistole und Seitengewehr klar zur Hand. Auf der Kommandobrücke steht der Kommandant, muß jederzeit gewärtig sein, den Angriff auf den Feind so anzusetzen, daß er mit seinen Torpedos gut zum Schuß kommt. Die helle See fegt über Mensch und Boot. Im Heizraum stehen Heizer und die Maate klar. Sie sehen nicht, was oben vorgeht, sie fühlen nur vor ihren Feuern des Wetters wildes Toben, fühlen, wie das Boot sich schüttelt und sich wirft. Am Manövrierventil in der Maschine steht man klar, um bis zum Äußersten Dampf zu geben, wenn mit einem Male schrill der Telegraph befiehlt: „Dreimal äußerste Kraft voraus." Dann horchen müde, abgespannte Menschen auf. Sie wissen nicht, was kommt, dort unten. Die dort oben sehen's wenigstens. Das Leben auf den Booten strengt den Menschen furchtbar an.

Digitized by Google

Und wenn sie noch so müde vom harten, schweren Vorpostendienst, dann kommt am Ende einer schönen Nacht das erlösende, heiß hervorgestoßene Wort: „Da, da ein Schiff ...“ und wenn's ein Engländer, dann tönt es gedämpft über Deck: „Klar zum Torpedoschuß, klar bei den Geschützen“, „Alle Mann auf Gefechtsstationen: Dreimal äußerste Kraft voraus.“ Dem so weit stärkeren Feind entgegen ...

Auch die feindlichen Linienschiffe stampfen ohne alle Lichter durch die Nacht. Die Hälfte der Besatzung liegt klar bei den Geschützen, steht klar überall auf Ausguck für Torpedoboote, die gerade in stürmischen, dunklen Nächten sich ihre Beute suchen. Und so schwer sind sie zu sehen, die schwarzen Gesellen ...

❧ ❧ ❧

Auf der Kommandobrücke des großen Schiffes schaut alles fieberhaft in die dunkle Nacht. Ja, wenn man sich gegenüber steht im Kampf, Schiff gegen Schiff, das ist noch etwas, gleiche Waffen, ... man weiß, was man vor sich hat. Aber diese Torpedoboote und Unterseeboote ... Sie kommen angeschlichen und sind mit einem Male da. Dann gibt's kein Wehren, darum wird es ihnen auf den großen Schiffen immer wieder eingeprägt, scharf auszugucken nach feindlichen Torpedobooten. Immer klar zum Feuern ist die mittlere Artillerie, immer gut besetzt sind die Scheinwerfer, um nachts angreifende Boote zu beleuchten und zu blenden. Das Wort „feindliche Torpedoboote“ war immer schon ein Nervenkitzel selbst im Manöver, und nun hat sich gezeigt, daß diesen Booten die Unterseeboote gleichberechtigt zur Seite stehen.

Da, Gott, was war das? Wer rief? Feindliche Torpedoboote an Steuerbord! ... Schon kommen sie auch heran, im Dunkel kaum zu sehen, gruppenweise, mit äußerster Kraft. Scheinwerfer leuchten von hüben und drüben, zu spät aber wurden die Boote gesichtet. Zischend waren ihre Torpedos zu Wasser gefahren, und hart abdrehend fliegen Boote vor der See dahin, verfolgt von Geschossen der feindlichen Artillerie. Und doch läßt noch manch einer sein Leben, einzelne Boote treiben zusammengeschossen auf der See, kurz vor dem Versinken. Damit muß gerechnet werden, wenn Boote zum Kampfe angesetzt werden. Aber unter gutgezielten Torpedoschüssen sinken mehrere der schweren Panzerschiffe in die See, brechen unter schweren Explosionen zusammen ...

Ein schauriges Bild in dieser Nacht. Brennende, sinkende Schiffe, Donner der Geschütze, Feuergarben, und auf der See Männer, die sterben müssen und noch im Wasser mit dem Feind um die rettende Planke kämpfen. Dazu die hohe, grobe See. Aber was heißt hier sterben, heute, wo es Torpedobooten gelungen war, die feindliche Sicherung ungesehen zu durchbrechen und die Hauptmacht des Feindes anzufallen, die zu einem Vorstoß gegen deutsche Küsten ausgezogen war. Was von den schwarzen Booten noch schwimmfähig war, entschwindet in die dunkle Nacht, entschwindet von dem Schauplatz ihrer Tätigkeit, wo ihren Torpedos stolze, schöne, neue Schlachtschiffe zum Opfer fielen ...

So kann es kommen auf der wilden See, wenn zwei große Flotten um ihr Bestehen kämpfen. So kann es uns und unseren Feinden gehen, denn das Meer ist wie das Schlachtenglück sehr trügerisch. Wenn auch der Gegner noch so stark, wenn auch das Wetter noch so tobt, unsere Wehr zur See steht ihren Mann, und von der Schiffe Mast wird, wenn's zum Kampfe geht, die Kriegsflagge so lange wehen, bis das Schiff entweder Sieger ist oder auf dem Meeresboden ruht ...

Ein klarer Wintermorgen ... Leichte Wolken ziehen am Himmel. Tiefer Friede herrscht in der Natur. Kaum ist die See gekräuselt. Von der Ferne schauen Kreidefelsen her, hohe, steile Küsten. Inmitten dieses Friedens ruhen auf der See drei gewaltige Panzerkolosse. Ein neu zusammengestellter Verband, machen sie heute im Schutze ihrer Küsten Fahrtübungen, Manöver und dergleichen mehr, um für die Zukunftsschlacht einexerziert zu sein. An Bord sind viele frische Jungens, ganz junge noch, die nie den Tod in ihrer Nähe sahen. Sie springen an ihren Geschützen, sind unermüdlich beim Infanteriedienst, lernen Signale machen, Scheinwerfer bedienen und lernen auch, wie man den Torpedo ladet und ihn schießt. Mit Feuereifer sind sie an der Arbeit, seit Tagen schon, von morgens früh bis abends spät. Und an der Back da reden sie wie ausgediente Spezialisten vom Schießverfahren und von Gefechtsideen. Sie wollen alle an den Feind, wollen kämpfen, wollen dem damned dutchman zeigen, was es heißt, mit ihnen anzubinden ... Kein einziger denkt an Tod und Sterben. Sie wollen leben, Sieger sein und ihrer Schiffe Flagge zu hohen Ehren bringen. Man hört ordentlich den scharfen Schlag der Verschlüsse der Geschütze, man sieht die bunten Flaggen zum Übungsdienst an hohen, stolzen Masten wehen. Es wimmelt so von Menschen auf den Eisendecks. Ein jeder freut sich des hellen Wintermorgens, und man ist beinah' mißgestimmt, daß man noch hier unter der eignen Küste exerzieren muß, statt an den Feind geführt zu werden, klar zum Torpedoschuß ...

❧ ❧ ❧

Nach langem Marsche, teils über, teils unter Wasser, war das Unterseeboot weit nach Westen vorgedrungen. Das wäre noch so schlimm nicht gewesen, aber dann kam das Lauern, das Warten auf den Feind, das Warten, das den Menschen so mürbe macht. Mit über zwanzig Mann in einem kleinen Käfig eingeschlossen, für Tage, ohne Tageslicht und Luft. Ohne sich bewegen zu können, gerade Platz genug für alle,

Digitized by Google

die an Bord. Nicht unnütz darf sich in dem kleinen Boot bewegt werden, wo jeder seinen ganz bestimmten Posten hat. Sie lauern auf den Feind. Sie leben in einer Welt für sich. Sehen nichts von dem, was um sie herum vorgeht. Nur einer sieht für sie zur Zeit. Wenn untergetaucht, dann schaut durch das Sehrohr ständig eines Mannes scharfes Auge. Späht nach dem Feind. Sucht den Feind im eignen Lager auf, faßt ihn an, wo es auch sei. Die im Boot sind ständig von Gefahren umgeben, ob über oder unter Wasser . . . Am Sehrohr sitzt der Kommandant, ein junger Mann noch. Ein kleines Bildchen sieht er vor sich, eine getreue Wiedergabe der äußeren Welt in seiner nächsten Umgebung . . . Er fährt jetzt jäh zusammen, sein Steuermann, der ihn beobachtet, sieht es sofort. Da ist was los. „Steuermann, Donnerwetter, drei Schiffe." „Was für ein Kurs liegt an? — Recht so steuern." Und schon schiebt das Sehrohr sich geschwind wieder in die See, und vorsichtig mahlen die Schrauben das untergetauchte Boot dem Feind entgegen. Unsichtbar für jene drei dort. Aller Herzen schlagen höher, derer dort im Tauchboot. Jedem fahren allerlei Gedanken durch den Kopf von Siegen, Sterben und vom Eisernen Kreuz und von ruhmreicher Rückkehr, und unwillkürlich faßt die Hand nach irgendeinem Gegenstand, um, na, um sich abzulenken . . . Unermüdlich mahlen die Schrauben weiter. Im Turm hockt vor dem Sehrohr des Bootes Kommandant, dicht dabei der Wachoffizier und der Steuermann. Am Ruder steht ein sehniger Matrose.

„Stopp!" Die Maschine hält nun auch den Atem an. Behutsam, als ob es jemand außen hören könnte, geht das Sehrohr über Wasser, und wie er hinblickt der Kommandant, jeden Augenblick in Angst, daß jene dort das Sehrohr über Wasser sehen könnten, wenn es auch nur klein ist, da liegt das Boot gerade zwischen zweien der Feinde.

„Ruhe". Ganz ruhig, um Gottes willen ruhig . . . „Klar zum Torpedoschuß." Da fliegt er hin, geht sicher seinen Weg und bohrt sich dem Feinde in die Seite. Heil und Sieg. Das Schiff sinkt, es ist verloren. Und ob dem Kommandanten des tapferen Bootes das Herz vor Freude springen will: es ist noch mehr zu tun. Man denke sich die Ruhe dieses Mannes. Er dreht sein Boot auf anderen Kurs, dampft ein Stückchen fort, und wieder schaut das Sehrohr an anderer Stelle aus der Flut; das Boot wird auf den rechten Kurs gelegt, und wieder heißt's: „Klar zum Torpedoschuß". Drei Worte sind es bloß, doch sie bergen eine Welt an Entschlüssen. Und wie alles klar, da saust das zweite Todesgeschoß dahin, dem Feind entgegen, und tut auch diesmal seine Wirkung . . .

Und zum dritten Male macht das kleine Boot den harten Weg, und auch zum dritten Male sprengt der Torpedo einen soviel stärkeren Gegner in die Luft. Und auf den dreien, die so froh in den Wintermorgen geschaut, beginnt das große Sterben. Da kracht's von Eisen, da fliegen Menschenleiber zerfetzt in die klare Morgenluft, da fauchen zerrissene Dampfrohre, es brennt auf den Resten der stolzen Schiffe, die sich langsam auf die Seite legen, hilflos starren Kanonenrohre gegen den blauen Himmel, und rings auf dem Meere, da treibt's von Spieren und Körpern. Dann dauert es noch eine Weile, bis die Riesenleiber der todwunden Schiffe gurgelnd in die Tiefe schießen, und alles ist wieder still wie vorher, nur noch eine Stätte treibender Trümmer bezeichnet den Platz, wo stolze Schiffe standen. Und die, die das getan, die Männer im kleinen Unterseeboot, sie richten ihren Kurs heimwärts . . . Doch damit sind sie noch nicht geborgen, feindliche Torpedoboote haben die Verfolgung aufgenommen und jagen das arme Boot durch die Nordsee, versuchen es zu umzingeln; sobald es wagen sollte, aufzutauchen oder nur ein Sehrohr über die See zu schrauben, würden sie ein starkes Geschützfeuer auf das Boot richten, welches jene drei ihrer großen Panzer versenkte. Und die im U-Boot haben noch harte Stunden vor sich, bis sie im schützenden Heimathafen sind und kurze Rast halten dürfen, um dann zu neuen Taten auszuziehen. Denn fortwährend sind sie auf der Wacht, unsere tapferen Seeleute in der rauhen Ost- und Nordsee. —

⌘ ⌘ ⌘

„Feindliche U-Boote sollen gesichtet sein mit Kurs auf die deutsche Küste" — „Flieger klären auf . . ." so lautete der Befehl, und aus dem Flugzeugschuppen bewegt sich vorsichtig eins unserer Wasserflugzeuge. Gleitet in die Bucht, der Propeller dreht sich surrend, in immer schnellerer Fahrt gleiten die Schwimmer des Flugzeugs noch eben über der Wasserfläche, bis mit einem Male der große Doppeldecker schwebt und sich in weiten Kreisen gen Himmel schraubt und nach See entschwindet. Im Flugzeug sitzen der Führer und sein Motormann stumm hintereinander. Die Bombe hängt klar im Ausstoßrohr, klar zum Fallen. In schneller Fahrt geht es über die See. Das Auge sucht ringsum, sucht nach dem Feind. Sucht die feindlichen Tauchboote; die in der Luft suchen den Feind im Wasser. Unterwegs gehen sie wohl einmal auf die See nieder, um ein Torpedoboot der eigenen Streitkräfte zu befragen, ob die dort etwas vom Feind gesehen. Wenn sie dann Nachricht erhalten, ist es gut, sonst aber geht es auch unverdrossen weiter auf die Jagd . . . Es surrt der Propeller sein Lied, und sein Summen ist den beiden dort in der Luft ein bekanntes Lied, das sie zu frischem Draufgehen anstachelt. Das Wetter ist ruhig, und keine unvorhergesehenen Böen sind zu erwarten; desto mehr Aussicht, gegen den Feind einen Erfolg zu erzielen . . . Jetzt schraubt sich der

Digitized by Google

Flieger schon in nicht zu großer Höhe dahin. Was sehe ich? Noch mehr senkt sich der Doppeldecker, und jetzt steht der Motor, und im sanften Gleitflug schwebt das Fahrzeug auf einen kleinen Punkt dahin ... „Ein U-Boot in Sicht." Feind oder Freund? Glas zur Hand ... das Boot ist ganz aufgetaucht, nein, nur der Turm schaut aus der See. Aber die Formen sagen dem kundigen Seeoffizier, daß es kein Boot der eigenen Streitmacht ist ... Das Boot liegt ganz sorglos, das Sehrohr ausgeschraubt, sieht den Feind nicht, der dem Adler gleich dort sich niedersenkt ... Fest ruht die Hand am Höhensteuer, der Fuß liebkost den Fallhebel der Bombe im Ausstoßrohr ... Und wie jene dort unten im Boot fast aufgetaucht sind ... löst oben über ihnen ein Fußstoß die Bombe im Ausstoßrohr, und die fährt, vom Schlachtenglück geführt, auf den Feind ... der Motor surrt sein Lied, der Doppeldecker steigt unter einer schaurigen Explosion seiner Bombe in den Äther, und unter ihm versinkt ein kühner Feind, ehe er sich's bewußt wird, in die schwarze Nacht, noch bevor er das Licht geschaut. Heute mir, morgen dir. Auf dem Gesicht der stolzen Flieger ruht ein trotziger Zug. Liebkosend fährt die Hand des Führers über den Stahlkörper des Motors, und weiter geht die Fahrt.

⌘ ⌘ ⌘

Fast schon hat das kleine, unscheinbare Fahrzeug, das so friedlich aussieht, seinen Dienst getan. Dicht unter des Feindes Küste ist es nach mancher Mühe gekommen. Nur noch eine halbe Stunde höchstens, dann ist der Hafen erreicht. Dann geht es wieder heim. Ehre und Anerkennung warten dort, dort, wo die Heimat ist ... Da rollt ein Kanonenschuß über die See, und zischend fährt eine Granate über Deck ... Ha, entdeckt ... Rette sich, wer kann. Ja, rette sich, wer kann. Zwei, drei Kreuzer feuern es in Grund und Boden. Tapfer antworten die eigenen kleinen Geschütze, bis ihnen das Wasser in die Rohre läuft und die See über den Decks zusammenschlägt. — Schnell genug ging's. — Kein Mensch gerettet, alle tot. Stille Helden.

Die siegreichen Kreuzer signalisieren einander zu: Heil und Sieg! Nun aber Vorsicht. Was hat der kleine Kerl denn hier gewollt? — Minen gelegt? Muß wohl. — Und auf Gegenkurs dampfen die Sieger davon ... Da unterbricht die Stille ein jäher Schlag. Ein Wasserstrahl fährt gen Himmel, ein Kreuzer fährt, zu Tode getroffen, in die See. Der andere, der zu Hilfe eilt, um zu retten, fliegt, vom unterirdischen Schlag getroffen, in die Luft. Der letzte stoppt, der kalte Schreck faßt alle dort an Bord. Kommt es auch zu uns? Und schrecklich klar wird es allen auf diesem Todesschiff: sie schlugen wohl den schwachen Feind zu Boden. Aber sie schlugen ihn, nachdem er sein Heldenwerk getan. Sie schlugen ihn zu spät, nachdem er seine Ladung Minen vor des Feindes Hafen warf. Und Minen lauern still unter Wasser, bis eines Schiffes Bug sie erlöst durch seinen Stoß. Und wenn dann stolze Schiffe, stolze Männer in die See fahren, dann denke ich immer, wenn ich sie entschwinden sehe: Morituri te salutant, Caesar.

Ludolf von Lüderitz zu Lüderitz

Altmärkische Föhren biegen
Sich in nächtlichem Sturmgebraus,
Mit heiserem Krächzen umfliegen
Die Krähen das Herrenhaus,
Und wie ein düsteres Ahnen
Hängen sich Nebel schwer,
Gleich schleppenden Trauerfahnen,
Um Dach und Firste her.

Raunen die Stimmen der Sage
Über dem märkischen Sand?
Des Windes rauhe Klage
Bringt Kunde aus fremdem Land:
Nimmer zum heimischen Herde
Kehrt des Hauses letzter Sproß;
Ihn traf auf polnischer Erde
Das feindliche Geschoß!

Stolz war er ausgeritten
In seiner Waffen Zier, —
Nun hat er den Tod erlitten,
Der junge Kürassier.
Wie für Fürst und Heimat zu streiten
Seiner Väter heiligstes Recht,
So erfüllt er's für alle Zeiten
Als Letzter von seinem Geschlecht. —

— Bang lauscht hinaus in die Ferne
Eine Frau im Witwenkleid,
Am Himmel nicht Mond, noch Sterne,
Rings Dunkel und Einsamkeit.
Der Wind braust durch die Heide, —
Hört sie der Stimmen Chor?
Gott tröste im Herzeleide,
Die den letzten Sohn verlor!

Adelheid Stier

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Ernst Zahn, Uraltes Lied! (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Paul Heyse, Letzte Novellen (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachflg.) — Karl Hans Strobl, Die drei Gesellen (Leipzig, L. Staackmann) — Leonhard Frank, Die Räuberbande (München, Georg Müller) — Fritz Blei, Avalun (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Hanns von Zobeltitz, Die Frau ohne Alltag (Ebenda) — Rankes Meisterwerke (München, Duncker & Humblot)

Es ist ein Prachtding, das Leben," sagt der junge Laurenz im ersten der heut vorliegenden Bücher. Und mit einer Art inbrünstiger Verwunderung möchte man die Worte gerade in unserer schweren Zeit wiederholen. Denn wenn man sich umsieht: ist es nicht zum Erschauern seltsam und herrlich, wie dieses mißhandelte, todbedrohte, von dunklen Schicksalen umstellte Leben sich auch nach den schrecklichsten Stößen rasch wieder ins Gleichgewicht schaukelt, wie es auch auf schwankender Erde mutig an seine Arbeit geht und jeder Vernichtung zäh mit neuem Schaffen begegnet? Man kann es werfen, wie man will: es fällt gleich der Katze auf die Beine. Ob der Krieg die Jugend der Völker würgt, ob Millionen verröcheln, ob Staaten zerschlagen werden — es füllt die gerissenen Lücken unablässig, es nimmt den gestern verwüsteten Acker schon heut wieder unter den Pflug, es triumphiert zeugend, hoffend, arbeitend über Tod und Zerstörung, es geht unbeirrt seinen starken Gang weiter. Und ich könnte es verstehen, wenn ein Dichter gerade jetzt, während Hans Mors nimmersatt über die Schlachtfelder reitet, einen glühenden Hymnus an das unerschöpfliche Leben sänge.

Der Schweizer Ernst Zahn ist nicht auf das Überströmen und den hymnischen Schwung gestellt, er behagt sich viel besser in der rechtschaffenen Tüchtigkeit und der treuen Pflichterfüllung des Alltags, aber das „uralte Lied" vom Leben und Lieben der Sterblichen, das Lied, das Welten stürzen sah und doch immer weiter braust, hat auch ihn in Tiefen bewegt. In solchem Sinne hat er über seine neuen Erzählungen, die allerlei Schicksale der Erdenpilger verfolgen, den Titel „Uraltes Lied!" gesetzt, und damit er nicht zu rätselhaft anmute, hat er ihn in einem vorgesetzten Gedichte lyrisch erläutert.

Unter den fünf Erzählungen des starken Bandes ist die erste, „Der Liberi", die weitaus beste, obwohl sie wie das Hornberger Schießen ausgeht. Dieser Gemeindeschreiber, der „den Sinn für das Rechte", das Gefallen an der Arbeit, dazu einen heimlichen Ehrgeiz hat, ist ein Held des Alltags, wie er wohl in der Linie von Ernst Zahns eigenem Wesen liegt. Aus dem Kampfe zwischen Gattenpflicht und Herzenstrieb geht er als ein Gerechter hervor, und sein sittlicher Ernst, seine Abgeklärtheit, seine Geduld, die niemals der schwer erträglichen Frau gegenüber erlahmt, werden vielen als vorbildlich erscheinen. Es ließe sich allerdings auch denken, daß man die Sache von einer andren Seite ansieht. Daß man nämlich fragt, ob sich der Liberi in einem höheren Sinne nicht doch versündigt, indem er das heilige Recht des Herzens einem starren Pflichtbegriff und der allgemeinen Satzung opfert. Vielleicht liegt ganz zuletzt hinter seiner Korrektheit doch auch ein wenig Menschenfurcht, Feigheit und Mutlosigkeit. Aber das mag jeder nach Temperament für sich entscheiden. Der Schweizer Erzähler ist klug genug, um seiner Auffassung des Konflikts durch die Zeichnung und Schicksale der drei handelnden Personen ein sehr ernsthaftes Gewicht zu verleihen. Überhaupt muß man seine Zuverlässigkeit und sein gediegenes Arbeiten rühmen. Sein fester bedächtiger Schweizerschritt geht sicher über die Gassen und Bergpfade seiner Heimat. Dagegen ist er nicht leicht und luftig genug, um die staublosen Ätherwege ins Märchenland beschreiten zu können. Deshalb ist diejenige Erzählung, die sich am weitesten von der bürgerlichen Republik entfernt, die Erzählung von der liebenden und sich opfernden Königin Tremula, am wenigsten gelungen. Und auch der Ritter Al Pro, in dessen Geschichte ganz unschweizerische Farben aufzuglühen versuchen, kann uns nicht ganz zu sich und seinem Edelmut bekehren. Ernst Zahn ist eben in jedem Sinne (und zwar vor allem in jedem guten Sinne) ein Heimatsdichter, und die Indergands und Infangers, die Hochstraßers und Behaims, die guten, rechnenden, in der allgemeinen Achtung befestigten Bürger, die von sich selbst viel fordern, sind seine natürlichen Helden. Ihre Fehler sind meist nur Übersteigerungen ihrer Vorzüge: ihre Rechtschaffenheit kann zu Selbstgerechtigkeit führen, ihre Sittlichkeit zu Sittenrichterei, ihre Festigkeit zu Starrheit, ihre Würdigkeit zu peinlicher Korrektheit. Sie geben sich oft sichrer und stärker, als sie sind. Sie haben vor jeder Leidenschaft, die ihre Haltung bedrohen könnte, eine heimliche Scheu. Sie vergessen sich niemals und halten ihre Würde immer so bewußt fest,

Digitized by Google

daß sie einem manchmal auf die Nerven fällt.

Vielleicht wird man Ernst Zahns sittliche Anschauungen am raschesten beleuchten, wenn man ihnen die eines anderen Dichters gegenüberstellt. Da gibt es in den „Letzten Novellen“ von Paul Heyse (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflg.) eine Arbeit unter dem Titel „Unwiederbringlich“. Wie der Liberi steht auch der Held dieser Geschichte aus hochanständigen Gründen, um das Recht eines Dritten nicht zu kränken, von der heimlich Geliebten ab, obwohl er sie durch sein Schweigen zu einer glücklosen Ehe verurteilt. Beide Männer opfern sich einer wahren oder vermeintlichen moralischen Forderung, aber die Erzähler nehmen dazu einen ganz verschiedenen Standpunkt ein. Zahn gibt seinem Liberi durchaus recht; er verleiht ihm geradezu etwas Vorbildliches in der Art, wie er das eigene Glück und das des Mädchens einem starren Pflichtbegriff unterordnet. Der alte Paul Heyse dagegen wendet sich durch den Mund des Mädchens in flammenden Worten gegen den Mann, der mit all seiner Tugend, seiner Gewissensreinheit, seinem edlen Mitleid wunder was zu tun glaubt, wenn er den Mut der Entsagung betätigt — einen Mut, der einem armen, wehrlosen Mädchen den Dolchstoß versetzt und es einer Ehe ohne Liebe, der Sünde wider den heiligen Geist, entgegentreibt. Der Schweizer also unterwirft sich in diesem wie in jedem Falle der Konvention, dem allgemeinen Sittengesetz. Paul Heyse aber sagt: Lieber zehnmal die Konvention brechen, als sich einmal das heilige Recht des Herzens vernichten lassen.

Man sieht hier die polarische Gegensätzlichkeit der beiden Männer. Ernst Zahn, einem demokratischen Staatswesen entstammend, ist in erster Linie Gemeinschaftsmensch; er kann nur in allgemeiner Achtung atmen, und er sowohl wie seine Helden haben den pädagogischen Zug, der immer vorbildlich wirken und andere erziehen will. Sein höchster Ehrgeiz ist es, wenn ihn wie den Liberi seine Kantongenossen ihren „besten Mann“ nennen. Paul Heyse dagegen ist der Aristokrat, die souveräne Persönlichkeit, die keiner Gemeinschaft das Recht gibt, ihr die Gebote des Handelns vorzuschreiben, sondern die sich einzig und allein von den Gesetzen der eigenen Natur leiten läßt. Ihr kann in einem Ausnahmefalle der Ehebruch etwas Heiliges sein, was für Ernst Zahn eine unmögliche Vorstellung wäre. Ihr kann die Verachtung einer ganzen Welt nichts anhaben, solange sie mit sich selbst in Harmonie ist. Der Schweizer in seiner engen Gebundenheit ist immer in Gefahr, dem Konventionellen und Korrekten zu viel Recht einzuräumen; Paul Heyse in seiner dogmenlosen Freiheit war gewöhnlich in der entgegengesetzten Gefahr, den Ausnahmefall zu überschätzen.

Wenn man seine „Letzten Novellen“ liest — sind es nun wirklich die aller-, allerletzten? —, empfindet man stark, wie treu dieser Dichter sich bis zuletzt geblieben ist. Von vornherein kennen seine Menschen nur ein Diesseits. Das Beste, was es bieten kann, ist ein volles Glück. Aber „nur an der Schönheit Busen, nur im Hauche der Musen“ kann solches Glück erblühen. Kunst und Liebe sind also die beiden einzigen Sonnen, die der dunklen Welt strahlen. Deshalb hat Heyse fast nur Liebesnovellen geschrieben, und beinah alle seine Helden haben ein Verhältnis zur Kunst. Auch in den letzten Gaben des unerschöpflichen Fabulierers ist das nicht anders geworden. Leonhard, der am Ende der ersten Novelle die Braut heimführt, ist ein eifriger Landschafter, während sein Nebenbuhler aus Liebesgram dichtet. Die weibliche Hauptfigur der zweiten und gleichzeitig schwächsten Novelle verlebt ihre glücklichsten Stunden vor den Werken der Dichter, und der sich selbst anklagende Held der dritten Geschichte ist ein Maler. Das entscheidende Wort aber in ihrer aller Leben spricht die Liebe: dieses Wort, „das allein alle irdischen Rätsel löst“. Muß ich noch sagen, daß auch Heyses wohlbekannte Neigung zu den Tieren in diesen Schöpfungen letzter Abendrast hervortritt? Ebenso hervortritt wie seine vertraute Stellung zu den religiösen Problemen? Aber der Diesseitsfrohe ist gegen „geistlichen Hochmut“ milder geworden. Seine letzte Weisheit lautet: Überlassen wir die Rätselfragen nach einem Jenseits dem Allwissenden und freuen wir uns, daß er es uns vergönnt, in einem Diesseits froh und mutig unsre Pflicht zu tun!

An Spannungsreiz, an fesselnder Problemstellung, an Leichtigkeit des künstlerischen Vortrags nehmen es auch diese letzten Gaben des „reichsten Novellisten deutscher Zunge“ mit den Arbeiten der jüngeren Talente auf. Ich will nicht behaupten, daß dieses Buch des hohen Alters sich mit den schönsten Leistungen der Heyseschen Mannesjahre messen kann, aber es ist und bleibt erstaunlich, wie beweglich und frisch sich auch der Greis noch erhalten hat. Und die Hoffnung, die Erich Petzet in dem zeitgemäß abgestimmten Begleitwort ausspricht, daß nämlich „trotz der schwer lastenden Gegenwart“ es dem erzählerischen Nachlaß Heyses auch heute nicht an Lesern fehlen wird — sie dürfte gewiß nicht trügen.

Ein heiterer Geselle, der es mehr und mehr mit den Spaßvögeln hält, folgt in der Reihe: Karl Hans Strobl. Der vielgewandte Mähre treibt von je gern lose und luftige Phantasiespiele, und es scheint ihm wohl bekommen zu sein, daß er sich mit den „vier Ehen des Matthias Merenus“ auf die vergnügliche Seite des Daseins gelegt hat. Denn sonst würde er schwerlich in seinem jüngsten Roman, den „Drei Gesellen“ (Leipzig, L. Staackmann), auf dem gleichen Acker ernten wollen.

Da ziehen also Anno 1675 drei gute Ge-

sellen, die auf Schusters Rappen das Glück suchen, in ein behagliches kleines Nest des südmährischen Weinlandes ein. Aus den Schornsteinen steigt der blaue Rauch, ein Duft von Schweinebraten lockt verführerisch, und die hungrigen Walzbrüder, ein Prager Student, ein Schuster, ein verstoßener Patriziersohn, schließen einen Bund, die Stadt zu erobern. Sie werden bald in allerlei kuriose Abenteuer verwickelt, Schildbürgerstückchen werben um unsere Heiterkeit, mit großem Apparat wird den Maikäfern der Prozeß gemacht, ein falscher ewiger Jude gibt eine Gastrolle, Jesuiten und Dominikaner kriegen sich darüber in die Haare, es kommt zu einem feucht-fröhlichen Weinkrieg mit regelrechter Belagerung der Stadt, Philisterzöpfe und -köpfe wackeln bedenklich, und an mehr oder minder bevorzugter Stelle schwimmen unsere drei Freunde eine Weile kräftig im Strom der Ereignisse.

In der flotten Stroblschen Art, die leicht eingeht und von einem großen Sprachgeschick unterstützt wird, ist dieser Abenteuerroman erzählt. Es scheint mir allerdings, als ob es mit der Vergnüglichkeit manchmal nicht rechts vorwärtsging, und als ob Karl Hans Strobl dann etwas gedruckst und krampfhaft nachgeholfen hat. Er verschmäht dazu selbst Roßäpfel und rutschende Hosen nicht, aber mich dünkt, als wäre der vorhergehende Roman von Natur lustiger gewesen. Oder sollte das an der Zeit liegen? Fehlt uns jetzt der Sinn für das ergötzliche Phantasiefeuerwerk, dem ja meist ein rechter Gehalt mangelt? Ich ertappte mich zuletzt auf dem Gedanken, daß das liebenswürdige Gaukelspiel zu wenig versteckten Ernst hat, um zu sättigen, und daß man der erfreulichen Gutgelauntheit Strobls eine Entwicklung zum Humor wünschen möchte.

Wir kommen nun zu einem merkwürdigen Buche. Zu einer Zeit, wo die Tagespresse verständlicherweise etwas anderes zu tun hatte, als sich mit deutscher Literatur zu befassen, lief durch die Zeitungen die Nachricht, daß der Roman „Die Räuberbande" von Leonhard Frank (München, Georg Müller) mit dem Fontane-Preis ausgezeichnet worden sei. Leonhard Frank? Räuberbande? Fontane-Preis? Es klang merkwürdig durch Krieg und Kriegsgeschrei. Offenbar ein junges Talent, dem das Glück wohlwollte und das sofort bei seinem Auftreten unter dem Klange eines großen Namens der Welt vorgestellt wurde.

Nun hatte sich allerdings in der Verleihung von Preisen in Deutschland ein fast unerträglicher Zustand herausgebildet. Ich rede nicht davon, daß fortgesetzt Mißgriffe vorkamen — davor wird man sich niemals schützen können. Aber ohne daß das größere Publikum eine Ahnung davon hatte, stehen und standen fast alle Preise, die unter dem Zeichen berühmter Größen unsrer Literatur zu vergeben sind, zur alleinigen Verfügung der mehr oder minder radikalen Richtung unsres Schrifttums. Vor einem guten Menschenalter war es gerade umgekehrt gewesen, und der Zustand von dazumal war in seiner Art ganz genau so ungesund wie der von heute. Es ist in der Literatur wie in der Politik: nur zum Schaden des Ganzen kann man große Richtungen einfach ausschalten. Auf ihrem Widerspiel beruht die organische Entwicklung eines Staats- wie eines Literaturwesens. Eine zum Radikalismus neigende, Autoritäten verachtende und aus der naiven Frechheit ihrer zwanzig Jahre schaffende gründeutsche Jugend ist zur Blutauffrischung der Dichtung also ganz gewiß immer nötig, doch nicht minder nötig sind jene wichtigen stilleren Talente, die auf fester Basis ruhend das überkommene Erbe bewahren, fortbilden und erweitern. Sie, die nach ihren Anlagen auf dem rechten Flügel oder in der Mitte der literarischen Schlachtordnung stehen, sind in der ganzen jüngsten Entwicklung auf unverkennbare Weise vergewaltigt und zurückgedrängt worden. Ein geringes Zeichen dessen waren seit Jahren die Preisverleihungen aller möglichen neuen Stiftungen. Und dieser üble Zustand hat es mit sich gebracht, daß es zwischen dem Kern der Nation und dem, was im In- und Ausland sich als die einzig in Betracht kommende deutsche Literatur aufspielte, kaum noch eine Verbindung gab. Wer nach dieser Literatur urteilte, die im günstigsten Falle zart und fein war, die eine erschreckende Willenlosigkeit und Schwäche unter Geziertheit versteckte und sich in tausend Fällen pervers überschlug, der mußte die Nation wahrhaftig für krank oder angefault halten und konnte mit Grund an ihrer sittlichen Kraft zweifeln. Kluge Franzosen haben diese Schlüsse gezogen, aber daß die Rechnung falsch, daß die Nation der größten heldenhaften Leistungen fähig war, daß also die vorherrschende Literatur nur ein Zerrbild von ihr gegeben hatte und fundamentlos in der leeren Luft schwebte, das hat uns doch das Jahr 1914 bewiesen, und diese Lehre soll unvergessen bleiben.

Sehen wir uns nun erst den preisgekrönten Roman einmal an. Leonhard Frank erzählt darin von verschiedenen vierzehnjährigen Bengels, die sich zu einer „Räuberbande" mit Indianerromantik zusammenschließen, sich mit Namen aus Karl Mayschen Büchern belegen (Oldshatterhand, Falkenauge, der bleiche Kapitän usw.) und in der frommen Stadt Würzburg reichlichen Unfug stiften. Ihre Lebensläufe werden verfolgt. Der Beste und Talentvollste von allen erschießt sich wegen einer lächerlich dummen Geschichte. Hätte er mit der Knallerei nur noch eine Stunde gewartet, so hätte sich seine Sorge in Wohlgefallen aufgelöst, und er hätte außerdem, als erster Preisträger der Akademie, die Straße zum Ruhm geebnet gefunden. Der Zweite, der als Kraftmensch Antialkoholiker ist, wird schließlich ein Weinwirt. Ein Dritter, der die Frommen mit

Digitized by Google

Vorliebe geärgert hat, endet als Mönch. Ein Vierter, der Heldenrollen auf dem Theater spielen wollte, zieht als Gärtner Gurken. So geht es weiter; keiner von allen macht seine jugendlich-romantischen Auslandsträume wahr — nur der Duckmäuser, den man verachtet und in die Räuberbande nicht aufgenommen hat, gerade er fährt abenteuernd in die Ferne ...

Es bedarf keines Hinweises, wie sehr hier alles auf die scharfe Kante gestellt und weniger aus künstlerischer Notwendigkeit, als aus einer gewissen Säure und Schärfe des Geistes auf die Dissonanz und Antithese hinausgedreht ist. Auch die Zeichnung der einzelnen Personen sucht oft genug das Grelle und Bizarre. Sie braucht als Hilfsmittel der Charakterisierung Äußerlichkeiten wie aufgeworfene Lippen, Irrsinnslachen, Glasaugen, Stottern, und eine unverkennbare, leicht verstimmende Originalitätssucht, die der Erwartung absichtlich widerspricht oder sonstwie durch gewollte „Kühnheiten" wirken will, beherrscht das ganze Buch. Da soll in dem letzten Satze z. B. der Seelenzustand des einstigen „Räubers" und jetzigen Mönches angedeutet werden. Das geschieht mit den Worten: „Er hatte ein stilles, klares Gesicht und einen Pickel am Nasenflügel." Dieser „Pickel" steht völlig beziehungslos da; er ist nur gleichsam als Trumpf draufgesetzt. Aber er beschließt den Roman, dessen ganze Kritik man nach dem letzten Satze schreiben könnte.

Da die „Räuberbande" nicht 1884, sondern 1914 erschien, so muß ein Zipfelchen Mystik in der Gestalt eines Fremden in das Werk hineinragen. Dem realistischen Element soll sich etwas Phantastisches vermählen. Aber ich glaube nicht, daß der Guß rein gelungen ist. Ich habe auch, was schlimmer ist, keine großen Hoffnungen auf die Zukunft. Wohl wird der reifende Künstler langsam alles Extreme ablegen: das sind Fehler der Jugend, die jedes Jahr bessert. Aber was bedenklich stimmt, ist der schillernde, nicht recht faßbare Geist des Romans, der doch wohl mehr Erkältendes als Erwärmendes hat. Ein junger Dichter, an den ich glauben soll, muß feurig und in irgendeiner Weise gläubig sein. Wer mit Zwanzig und Dreißig als Skeptiker nur die närrischen Verrenkungen des Lebens sieht, der wird mit Vierzig und Fünfzig, den entscheidenden Jahren eines Dichters, als dürrer Stecken dastehn. In diesem Sinne scheint mir Leonhard Frank schon zu „entblättert". Das Publikum wird mit seinem Roman nicht viel anzufangen wissen, aber da das Buch in der Darstellung der Pubertätskrisen immerhin viel Begabung entwickelt, da es außerdem mit dem Fontane-Preis gekrönt ist, bei dem man sich unwillkürlich etwas sehr Respektvolles denkt, so werden sich viele Leser mit ihrem eigensten Urteil nicht recht herauswagen. Und ihnen möchte ich Mut machen, indem ich noch einmal wiederhole, daß es — wie auch die „Räuberbande" wieder zeigt — mit den deutschen Literaturpreisen eine kuriose Sache ist.

Die herzhafte Forschheit von Fritz Bley hat es leichter, Freunde zu gewinnen. Dieser Jäger, Sänger, Freiluftmann und temperamentvolle vaterländische Herold ist lebendig bis in die Fingerspitzen, wenn auch die Kunst mit seinem Temperament nur selten gleichen Schritt hält. Er hat es vor andern voraus, daß er sich die Winde der Welt tüchtig hat um die Ohren sausen lassen und daß um seinen Lebenstag mehr grüne als papierne Blätter gerauscht haben. Das ist ganz gewiß etwas Gutes, obwohl man um des Himmels willen auch daraus kein Dogma machen soll. Immerhin ist es im Durchschnitt kein Glück für den Dichter, wenn der Tatmensch in ihm völlig verkümmert. Umgekehrt leidet die Dichtung auch oft dadurch, daß er zu stark entbunden ward. Zu viel Kraft strömt dann nach einer andern Seite. Ob das nicht bei Persönlichkeiten vom Schlage Fritz Bleys häufig der Fall ist, sei dahingestellt. Diese offenen Draufgängernaturen finden oft das richtige Wort für den Augenblick und wirken rasch, sympathisch, sehr lebendig. Aber sie wirken selten nachhaltig, weil ihnen meist jene durchhaltende künstlerische Energie fehlt, die das im Rausch der Stunde empfangene oder gar geborene Werk in nimmermüder Arbeit erzieht.

Vielleicht wird mancher in Fritz Bleys jüngstem Buche „Avalun" (Berlin, E. Fleischel & Co.) eine Bestätigung des eben Gesagten finden. Der Untertitel verheißt uns „Geschichten von allerhand Paradiesen", eine längere Einleitung fährt allerlei schweres Geschütz auf und macht mit und neben den nachfolgenden Bildern und Skizzen den Leitgedanken des Buches klar: die Entwicklung der Wiedergeburtssagen, der Vorstellung eines entschwundenen Paradieses und verlorenen Heldentums aus den an den Mondwechsel geknüpften ältesten Mythen der Jägervölker. Wie man sieht, begibt sich Fritz Bley da auf eins der interessantesten, aber auch gefährlichsten Gebiete, auf dem die Trockenheit der Nurphilologen und die allzu lebendige Phantasie der Dichter gleichermaßen Verheerungen anrichteten.

Es kann sich an dieser Stelle nur um die Frage handeln, ob es Fritz Bley gelungen ist, seine Anschauungen dichterisch überzeugend darzustellen. Ich für meine Person finde das nicht. Gerade diejenigen Bilder und Skizzen, an die ich zuerst geriet und die offenbar unter dem Gesichtspunkt der Leitidee geschrieben sind, konnten mich nicht bezwingen, aber spätere Stücke, Erlebnisse des natureinigen Jägers, waren so frisch, so lebendig, so anschaulich dargestellt, daß ich weiter und weiter las. Nachtstücke aus den Tropen, aus russischen Wäldern, Bilder aus den Tiroler Bergen und von deutscher Heide zogen vorüber, saftig, farbenreich, oft etwas unruhig gehalten; man

Digitized by Google

freute sich an dem Jägerblick und vergaß Leitidee und Mondmythen darüber. Hin und wieder huschten sie wohl vorbei wie Einfälle, die durch den Kopf des Jägers ziehen, und dann war es gut. Aber sowie sie gleichsam sich selbst erzählerisch belegen wollten, war es nicht gut. Ich glaube wahrhaftig, Fritz Bley hat sich selber und seinem Buche keinen Dienst erwiesen, als er die Einkleidung schuf. Denn weder hat er die Idee in bezwingender Weise dichterisch umgesetzt, noch ist sie überhaupt gleichmäßig durchgehalten, so daß sich eine ganze Einheitlichkeit gar nicht ergibt. Wir kommen da auf den Ausgangspunkt: Mangel an durchhaltender künstlerischer Energie. Aber dafür sind einzelne Stücke sehr kräftig und nicht so in der Reinheit des Schliffs wie in dem Schlagenden, Farbigen Vorwärtsdrängenden und überaus Lebendigen der Darstellung rühmenswert. Machen wir also von unserem Leserrecht Gebrauch und halten wir uns weniger an das Mythische und Deutsame, als an das realistische Landschafts- und Jagderlebnis. Das wird nicht nur den Weidmännern Freude machen, und wenn über die Jagdhörner dann ein halbverwehter Hornruf aus Thule klingt, so spinnt man wohl auch ganz von allein seinen Traum dazu — vom weißen Hirsch oder vom Goldhorn, von „Es war einmal" oder „Es wird sein" ...

Im gleichen Verlage ist auch der neue Roman von Hanns von Zobeltitz, dem Herausgeber dieser Hefte, erschienen: „Die Frau ohne Alltag". Hier muß der Leser schon selber den Kritiker spielen, da es der Kritiker bei der bloßen Anzeige belassen muß.

Auf ein Unternehmen, das die Nation gerade in heutiger Zeit mit Dank aufnehmen sollte, möchte ich zuletzt hinweisen: auf die zehnbändige, schon zur Hälfte erschienene wohlfeile Ausgabe von Rankes Meisterwerken (München, Duncker & Humblot). Nur selten werden ja die Werke unsrer großen Historiker durch einen billigen Preis weiteren Bildungsschichten nahe gebracht — um so lieber rühmt man die Ausnahmen. In schlichten, aber würdigen Pappbänden gibt der Originalverleger jene großartigen Schöpfungen Leopold von Rankes heraus, die sich früh die Bewunderung der Welt erzwangen: vor allem, abgeschlossen schon und die ersten fünf Bände füllend, die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" — das Werk, von dem Ranke selbst gesagt hat: „Bei der Arbeit war mir zumute, wie der Mutter Natur, als sie den Elefanten machte." Dann sollen natürlich „Die Päpste" folgen, und die beiden letzten Bände, an deren Herausgabe Alfred Dove und Erich Marcks tätigen Anteil nahmen, werden die „Geschichte Wallensteins" und verschiedene kleinere Schriften umfassen.

Es gibt heut manches Buch, das die Wucht der zeitlichen Ereignisse nicht erträgt, aber der Meister der deutschen Geschichtsschreibung, der sich zugeschworen hatte, sein Leben „in Gottesfurcht und Historie" zu vollbringen, kommt gerade zurecht. In seiner stillen, gelassenen Großartigkeit zieht er uns in weltgeschichtliche Kämpfe der Vergangenheit, die sich neben den weltgeschichtlichen Kämpfen der Gegenwart behaupten. Er richtet nicht; er lehrt nicht; er hat die reine unvoreingenommene Freude an der Erscheinung; er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen ist. Als Student zog ich den stürmischen Treitschke bei weitem vor und sprach getrost den Kritikern das im Kern ja auch nicht ganz unrichtige Wort nach, daß Ranke in erster Linie doch eben Fürsten- und nicht Völkergeschichte geschrieben habe. Nun habe ich, während unsre Heere draußen eine neue Weltgeschichte machen, den ersten Band der deutschen Geschichte im Reformationszeitalter wieder gelesen, und nach der Nervenerregung, unter der wir alle halb unbewußt leiden, nach den bleistiftgroßen Buchstaben, mit denen Morgen-, Mittag- und Abendzeitungen uns Nachrichten einhämmern, war das wie Tauchen in eine stille kühle kristallklare Flut. Ein ruhiger, heller Stil trägt uns sicher fort; aus Klarheit und Geborgenheit schaut man in Trübung und Kampf; man übersieht eine Weite, die sich selbst nach und nach vor uns entwickelt hat und die um so weniger verwirrt, als einzelne ragende Punkte das Licht gesammelt haben und es abgedämpft wieder zerstreuen; man lernt mit andern Worten nicht aus einer Seite, sondern zuletzt doch nur aus der Ganzheit des Werkes, die kompositionelle und darstellerische Meisterschaft Rankes erkennen. Und wer es nötig hat, findet hier ein Gewicht, um sich in der Gewalt und Unruhe der Zeit zu behaupten.

Trutzlied

Und bricht die Welt in Scherben,
Uns sollt ihr nit verderben,
Uns nit.

Lug du nach Ost; ich stan gen West.
Die Tratsche vor, den Flamberg fest;
Nun kommt!

Heio! Wie das Eisen blinkt
Und tropft von rotem Blut!
Wir stahen gut;

Und bricht die Welt in Scherben,
Uns sollt ihr nit verderben,
Uns nit.

Otto Graf

Daheim die Mädchen

Ein Lied im süddeutschen Soldatenton

Von Georg Queri

Was seins die Mädchen unverständig,
Wenn einer in das Frankreich zieht;
Sie tragen 's Herzlein nach auswendig,
Wo man das viele Weinen sieht.
Du schaugest tief hinein, Kamerad –
Die Augen, die seins Fensterlein,
Wo es geregnet hat.

Die Rosen, die seins nicht zu haben,
Der Winter hat sie eingeschneibt,
Ein roter Mund muß dich begaben
Und saget, daß er treu dir bleibt.
Das merk in deinem Sinn, Kamerad –
Die Feldwacht denkt auf Deutschland hin,
Wo sie's geliebet hat.

Tu mir ein' Brief auf Frankreich schicken,
Kein' schwarze Tinten mag ich's nicht,
Tu ihn mit deinen Röslein schmücken,
Den roten Röslein im Gesicht.
Die blühens mir allein, Kamerad –
Und muß ich sterben vor dem Feind,
Die Röslein welkens ab.

So mancher Schütz tut gar nichts taugen,
Er triffts ja nicht, mein bayrisch Blut,
Brauchst du kein Fürtuch vor die Augen,
Wo dir das Tränlein wischen tut.
Ich find' schon wieder heim, Kamerad –
Das wird wohl eine Hochzeit sein,
Wo man's gejuxet hat!

* * *

Labeuville im Woëvre, 4. Januar.

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. Januar 1915

„Nach fünf Monate langem, schwerem und heißem Ringen treten wir ins neue Jahr. Glänzende Siege sind erfochten, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert. In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt, ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern — von Übermacht erdrückt — auch heldenhaft zu sterben vermögen.

Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Überfall verteidigen. Viel ist im alten Jahr geschehen: noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen, immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran. Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist: voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

Nächst Gottes weiser Führung vertraue Ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und weiß Mich eins mit dem ganzen deutschen Volke. Darum unverzagt dem neuen Jahre entgegen zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das geliebte Vaterland."

Diesen Armeebefehl hat unser Kaiser am Silvester 1914 an sein Heer und an seine Flotte erlassen. Nicht besser konnte der Geist ausgedrückt werden, in dem Kaiser und Heer und Volk in diesem großen Kampfe stehen. Und wie ein rechtes Beispiel dafür erscheint der Durchbruch deutscher Truppen bei Lodz, der zeitlich noch in den früheren Rückblick fällt und den unsere Heeresleitung am 1. Dezember auch nur anhangsweise als „eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges" meldete. Was für eine Elitetruppe muß das sein und welch glänzende Führung, die sie völlig in der Hand hat, daß man, im Rücken bedroht, mit doppelter Front fechtend, in dreitägigem Kampfe nicht nur den feindlichen Ring durchbricht, sondern mit fast allen eigenen Verwundeten noch fast 12000 Gefangene und 25 feindliche Geschütze heimbringt. Es liest sich so einfach und klingt so selbstverständlich, daß eine im Rücken bedrohte Truppe Kehrt macht, aber welche Übersicht über die Lage und welche Kraft des Entschlusses ist nötig, um eine solche Bewegung durchzuführen, ohne daß die eigene Truppe in Stücke auseinanderfällt! Die alte Preußengarde war es, die neben anderen beteiligten Truppen in diesem Kampfe wieder neuen Lorbeer um die alten Fahnen gewunden hat.

⌘ ⌘ ⌘

„Ich glaube, Hindenburg kommt jetzt neben Bismarck und Moltke und Roon," so hörte ich am Morgen nach dem 17. Dezember zwei Gymnasiasten, die zur Schule gingen, zueinander sagen. Wahrspruch der Jugend, Wahrspruch des deutschen Volkes über den Oberbefehlshaber der gesamten deutschen Streitkräfte im Osten! Was er geleistet hat, machen wir uns am besten klar, wenn wir uns die Schlachtstellung im Osten auf der Karte ansehen, wie sie lief nach Abschluß der Neugruppierung, auf die der strategische Rückzug von der Weichsel vollzogen wurde, und wie sie war nach der Mitteilung der Heeresleitung vom 17. Dezember. Etwa am 8. November ging die Linie so: Pillkallen—Eydtkuhnen—Wirballen—Lyck—Schtschuschin—Johannisburg—Soldau — von da auf russischem Boden, aber nahe der ostpreußischen Grenze — vorwärts Kruschwitz—Kalisch—Czenstochau; von da die Linie unserer Verbündeten, die zum Teil mit den Unseren, zum Teil selbständig kämpften: Krakau — rückwärts Sandez—Sanok—Karpathenpässe — westliche Bukowina. Das Ergebnis der Kämpfe rund eines Monats aber war folgende deutsche Aufstellung: Pillkallen—Gumbinnen—Johannisburg — von da über die Grenze vorwärts Mlawa—Plozk—Mündung der Bsura—Sochaczew—Lowitsch—Brzeziny—Czenstochau; die österreichisch-ungarische Linie: Krakau—Sandez—Krosno—Sanok—Paßhöhen der Karpathen — das Suczawatal in der Bukowina. Ohne weiteres ist deutlich, welch ein Stück Arbeit damit geleistet war.

Die Idee des Generalfeldmarschalls war, als die russische Offensive wie eine „Dampfwalze" — das Bild wird in der feindlichen Presse jetzt zum Überdruß oft gebraucht — heranfeuchte, nicht diesen Angriff Gewehr bei Fuß an der Grenze Posens und Schlesiens zu erwarten, sondern ihn durch Einbruch zwischen der russischen rechten Seitenarmee (Rennenkampf) und der Zentralarmee und gleichzeitigen Angriff auf die feindliche linke Seitenarmee (die gegen Oberschlesien gerichtet war) in sich selbst zu ersticken. Zu diesem Zwecke benutzte er das schlesisch-posensche Eisenbahnnetz auf das glänzendste, indem er möglichst viele Truppen von Oberschlesien nach Thorn zog, von wo die Armee Mackensen die erste Aufgabe zu lösen hatte.

Digitized by Google

Rechts stand dann in dieser Aufstellung eine Armee (Dankl) unserer Verbündeten, die so ihren linken Flügel weit nach Norden herauf verlängerten, und daran anschließend die Armeegruppe des Generalobersten von Woyrsch. In Westgalizien und den Karpathen operierte die österreichisch-ungarische Heeresleitung, die dort auch über reichsdeutsche Truppen verfügen konnte, während vor ihrer Aufstellung die Festung Przemysl nach wie vor als für die Russen unüberwindliches Hindernis mit größter Tapferkeit gehalten wurde. So waren Plan und Aufstellung, die zu folgenden Ergebnissen führten: Abweisung aller Angriffe östlich der Weichsel (30. November, 4. Dezember, 19. Dezember), sogar gelungene Offensive mit der Erstürmung von Prasnysch (südöstlich Mlawa) — Einnahme von Lodz, 6. Dezember — österreichisch-ungarischer Sieg bei Limanowa (zwischen Tarnow und Neusandez) — 16. Dezember Erstürmung von Petrikau durch unsere Verbündeten. Am 17. Dezember erfolgte dann die hocherfreuliche historische Meldung, die durch die des österreichisch-ungarischen Generalstabs seinerseits bestätigt und erweitert wurde: „Die von den Russen angekündigte Offensive gegen Schlesien und Posen ist völlig zusammengebrochen. Die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen, erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzuge gezwungen worden. Der Feind wird überall verfolgt." Das war ein großer und herrlicher Erfolg, verdankt einer überlegenen Feldherrnkunst und einer unvergleichlichen Zähigkeit und Tapferkeit der Truppen.

Er wurde auch in seiner Bedeutung nicht dadurch gemindert, daß die Russen, deren Standhaftigkeit und Tapferkeit auch anerkannt werden muß, schon vom 19. Dezember ab sich wieder zur Gegenwehr stellten. An der Bsura und Rawka, an der Nida und am Dunajec suchten sie wieder Fuß zu fassen und sich einzugraben. Damit hatte ein neuer Abschnitt des Kampfes um Polen und Galizien zu beginnen, der nun zu den nächsten Zielen führen muß, nach Warschau und seinen Flügelfestungen Nowo-Georgiewsk und Iwangorod, zur Räumung Westgaliziens und zum Entsatz von Przemysl. Doch zog er sich bei der Natur des Kampffeldes und der trotz ungeheurer Abgänge immer noch großen Masse des Gegners mit der russischen Front Bsura — Rawkamündung — entlang der Rawka — Rawa — Opotschno ins neue Jahr herüber. Nirgends sucht der Feldmarschall ihn zur Ruhe, zum Eingraben und zur Befestigung kommen zu lassen, er drückt mit aller Kraft dem Weichenden nach, damit er allen inneren Halt verliere. Daß das der Fall ist, hörten wir seitdem immer mehr. Trotz ungünstigen Wetters und tief aufgeweichten Bodens, der den Transport der Geschütze und die Nachführung der Munition und des Proviants ungeheuer erschwerte, ist die deutsche Offensive ununterbrochen vorgetragen worden: 28. Dezember bei Inowlodz — 3. Januar Einnahme von Borzymow — 6. Januar Durchstoß bis zum Suchaabschnitt.

Die Kämpfe stehen in einem immer engeren Zusammenhang von der Memel bis an die rumänische Grenze. Im Norden und östlich der Weichsel werden russische Angriffsversuche stets mit Erfolg zurückgeschlagen, so daß sich an der angegebenen Linie dort nichts geändert hat. Westlich der Weichsel aber vollzieht sich die gewaltige deutsche Offensive östlich der Bsura, Rawka und Piliza und steht in Verbindung mit dem nächsten Abschnitt, der Nida-Linie. Diese wird von unseren Verbündeten in ununterbrochenem Stellungskampf gehalten und setzt sich am Dunajec fort, während die Russen sie südlich Tarnow zu durchbrechen suchen, um zwischen Bochnia und Neusandez die Linie zu zerreißen und an Krakau von Süden heranzukommen. Diese Offensive suchen sie zu unterstützen durch ne ununterbrochene Reihe von Kämpfen a f die Karpathenpässe längs der ganzen Linie des Gebirges, in denen vor großen russischen Verstärkungen die österreichischen Truppen zurückgenommen werden mußten. Doch haben die österreichischen Truppen den Erfolg von Limanowa behauptet und halten durch zähen Widerstand in dem schwierigen Gebirgsgelände den Ansturm auf. Der Plan des deutschen Feldherrn scheint dahin zu gehen, mit starker Kraft Warschau und sein Festungssystem zu nehmen, damit dadurch auch die ganze nach Südosten laufende russische Angriffslinie zum Zusammenbruch gebracht wird. Nicht nennenswerte Stücke Ostpreußens in Feindeshand — Westpreußen, Posen und Schlesien vor der russischen Invasion gerettet — rund ein Drittel Kongreßpolens in deutscher Hand — unaufhaltsamer Vormarsch auf die polnische Hauptstadt — das ist der Jahresabschluß und der Stand in der Mitte Januar, den der Feldherr des Ostens unserm Volk darreichte. Auch der Feind beugt sich dieser Feldherrngröße; im englischen „Manchester Guardian" stand zu lesen, daß dieser Krieg bisher einen Feldherrn von ganz großem Maß hervorgebracht habe: Paul von Hindenburg.

Starke deutsche Kräfte mußten nach dem Osten gezogen werden, damit dort ein entscheidender Erfolg angebahnt werde. Infolgedessen war für die große Schlachtlinie im Westen, von Dünkirchen bis Belfort, im Dezember für die deutsche Seite ein defensives Verhalten gegeben. Dabei war aber immer damit zu rechnen, daß die Verbündeten nunmehr versuchen würden, in angespannten Vorstößen die schwächer gewordene oder als schwächer vermutete deutsche Linie zu durchbrechen. Das ist auch durch den bei einem Gefallenen gefundenen Armeebefehl des Generalissimus Joffre vom 17. Dezember bewiesen, der lautete: „Seit drei Monaten sind die heftigen und ungezählten

Zum Geburtstag unseres Kaisers, Aufnahme im Felde
(Phot R. Guschmann, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Angriffe nicht imstande gewesen, uns zu durchbrechen, überall haben wir ihnen siegreich widerstanden. Der Augenblick ist gekommen, um die Schwäche auszunutzen, die sie uns bieten, nachdem wir uns verstärkt haben an Menschen und Material. Die Stunde des Angriffs hat geschlagen; nachdem wir die deutschen Kräfte im Schach gehalten haben, handelt es sich darum, sie zu brechen und unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien" usw. Dementsprechend wurde längs der ganzen Front gehandelt, und die deutschen Generalstabsberichte meldeten täglich von solchen Angriffen, die ebenso regelmäßig abgewiesen wurden. Sie scheinen wohl zusammenhanglos, aber sie sind es nicht, wenn wir uns auch die zahllosen Dörfer und Stellungen, um die da blutig gerungen wird, im einzelnen gar nicht zu merken vermögen. Sie sind ein unablässiges Fühlen und Tasten, ob sich nicht irgendwo an der 700 Kilometer langen Front eine schwache Stelle finde, zugleich aber eine von großer Bedeutung, an der ein in breiter Front unternommener Durchbruchsversuch gelingen könnte, durch den dann die ganze Riesenlinie in sich zusammenbräche. Wie eine große Festung wird so von uns Nordfrankreich, ein Sechstel des ganzen Landes und reichste Teile seines Weinbaus und seiner Erz- und Kohlenindustrie, belagert, von Franzosen, Belgiern und Engländern verteidigt. Aber man spürt, daß die strategische Lage immer mehr zur Entscheidung drängt. Bei Festubert, bei Béthune, bei Richebourg, vor allem in den Argonnen rückt trotz aller Schwierigkeiten, die im Norden besonders in der völligen Versumpfung des Geländes bestehen, der deutsche Angriff stetig vorwärts. Bei Soissons aber gelang es, vom 12. bis 14. Januar das nördliche Aisneufer von den Franzosen völlig zu säubern und den Feind aus festesten Stellungen kilometerlang zurückzuwerfen — und das nach wochenlangem Stilliegen in ungünstigstem Wetter. Die große Offensive Joffres war Mitte Januar gescheitert.

Seitdem blickt sich Frankreich verzweifelt nach Hilfe um. Es hofft auf seine „zweite Armee", die alle zurückgestellten, aber keinen Fehler aufweisenden Leute (die sogenannten „Embusqués"), ferner die Jahresklasse 1915, also 19jährige Jungen, und die von 1916 enthalten soll; die Klasse 1914 ist schon Ende November zur Ausfüllung der Lücken ins Feuer geschickt worden. Dann muß man auf die 17jährigen zurückgreifen und das dienstpflichtige Alter von 47 auf 55 Jahre erhöhen, um im ganzen das zu bilden, was man die „zweite Armee" nennt. Aber wenn man da wirklich an große Erfolge glaubte, würde man nicht so sehr um die japanische Hilfe bitten. Wie weit ist es mit diesem Volk gekommen, wenn ein früherer Minister, Pichon, das demütigende Zugeständnis macht: „für jetzt müsse alles in Europa und Asien daran gesetzt werden, Beistand zu erlangen, um den Schmerz und Schimpf preußischer Okkupation los zu werden!" Aber auf Japan wirken diese Hilferufe nicht ein. Es hat seinen Preis schon heimgetragen und will seine militärischen Kräfte aufsparen für den Kampf, der ihm sicher kommt: mit den Vereinigten Staaten.

❧ ❧ ❧

In Serbien hat nach dem 10. Dezember Belgrad wieder aufgegeben werden müssen. Mit freimütiger Offenheit stellte das die österreichisch-ungarische Heeresleitung fest, daß ein Rückschlag eingetreten sei, weil die Führung den Schwierigkeiten der Witterung und des Klimas nicht genügend Rechnung getragen hatte. Deshalb mußte der Rückzug angetreten werden, bei dem leider auch empfindliche Verluste an Mann und Material erlitten wurden. Das österreichisch-ungarische Heer hat feste Stellungen an der Grenze eingenommen und kämpft dort mit den Serben und Montenegrinern; Serbien selbst ist von unserem Verbündeten wieder geräumt. Fest steht aber, daß die Serben vielleicht auch mit Offizieren und Mannschaften, sicher aber mit Munition und Kriegsmaterial aus Rußland versorgt wurden und daß sie trotzdem in einer sehr schweren Lage sind.

Militärisch hat sich sonst auf der Balkanhalbinsel nichts geändert, da Bulgarien und Rumänien noch neutral sind und so die türkischen Truppen in der europäischen Türkei ohne Betätigung stehen. Denn von der gemeldeten Forcierung der Dardanellen durch die englisch-französische Flotte ist es still geworden. Dafür zerniert die Türkei Batum und kämpft gegen die Russen im südlichen Kaukasus und in Nordpersien. In zwei Richtungen ist sie im Kaukasus vormarschiert, von denen die eine Kars bedroht und die andere bereits zur Eroberung von Ardahan geführt hat. Ein wirklich bedeutungsvolles Ereignis aber wurde auf ihrem außereuropäischen Kriegsschauplatz gemeldet: am 20. Dezember hat die türkische Armee unter Dschemal Pascha von Damaskus aus den Vormarsch nach dem Suezkanal angetreten. Sie hat damit über 400 Kilometer Marsch längs der sogenannten Hedschasbahn bis nach Maan und von da 300 Kilometer bis zum Kanal selbst vor sich; die zweite Strecke führt durch wasserlose Wüste. Wir müssen uns also mit Geduld wappnen, ehe wir dort von Entscheidungen hören können. Inzwischen setzt England den Kanal in eine möglichst hohe Verteidigungsfähigkeit. Deshalb hat es auch am 19. Dezember Ägypten zum britischen Protektorat erklärt, einen neuen Khediven und einen britischen Oberkommissar ernannt. Dieser Schritt kann die Türkei und uns ganz kühl lassen; über die endgültige Stellung Ägyptens entscheiden die Waffen, die Waffen des heiligen Kriegs, der sich immer weiter in der islamischen Welt ausdehnt.

❧ ❧ ❧

Digitized by Google

Am 8. Dezember wurde die Schlacht bei den Falklandsinseln geschlagen, in der unsere Kreuzer „Gneisenau", „Leipzig" und „Nürnberg" einer mehrfachen, von englischen, französischen und japanischen Schiffen gebildeten Übermacht unterlagen. Wie im Seekriege überhaupt, in dem es nur entweder Sieg oder Vernichtung gibt, haben Offiziere und Mannschaften fast ausnahmslos den Tod in den Wellen gefunden, an ihrer Spitze der Admiral selbst, Graf Spee, mit zwei blühenden Söhnen. „Das war kein Heldenstück", Mr. Churchill, der in einem schwülstigen Telegramm den Japanern für ihre „kräftige, unschätzbare Hilfe" danken mußte. Wir aber denken der prophetischen Worte, mit denen Graf Alfred Schlieffen, der Generalstabschef, am 14. Juni 1906 diese jetzt ruhmvoll gesunkene „Gneisenau" taufte und die sie bewährt hat: „Jetzt leben wir im tiefsten Frieden. Ringsherum am weiten Horizont ist kein Wölkchen zu entdecken. Keine Gefahr droht diesem Schiffe bei seiner ersten Ausfahrt. Aber einmal wird doch die Morgenröte anbrechen über dem Wasser, einmal wird doch der Tag erscheinen, der Tag des Zornes, und für diesen Tag wünsche ich dir, edles Schiff, daß du, würdig deines Namens, das erste sein wirst im Angriff auf den Gewaltigen, und daß du, erst nachdem die Nacht sich herabgesenkt auf die schwarze Flut, wenn auch zerschossen, wenn auch aus vielen Wunden blutend, der letzte bist, welcher wutschnaubend von der Verfolgung abläßt."

Die deutsche Antwort auf den 8. Dezember erfolgte am 16. und am 21. Dezember. Am 16. Dezember beschossen deutsche Kriegsschiffe die englische Nordostküste bei Scarborough und Hartlepool, trotz Minen und feindlicher Schiffe unversehrt heimkehrend. Mochten die Engländer zetern, daß die offene Küste beschossen werde, es ist Krieg, und es ist doch naiv, zu erwarten, daß unsere Flotte auf die Kampfgelegenheiten warten soll, die dem Gegner passen. Daß aber ihre Angriffsmöglichkeiten noch nicht erschöpft sind, sagte mit überraschender Offenheit der Admiral von Tirpitz (21. Dezember) einem amerikanischen Pressevertreter mit der Ankündigung, daß bald ein umfassender Unterseebootkrieg gegen die gesamte feindliche Handelsschiffahrt beginnen werde, in dem Deutschland seiner Überlegenheit sicher sei.

Am gleichen 21. Dezember torpedierte das österreichisch-ungarische Unterseeboot „12", als es in der Straße von Otranto 16 französische Kriegsschiffe traf, das feindliche Flaggschiff. Der gerade am Weihnachtsabend unternommene Vorstoß englischer Schiffe und Marineflieger gegen Cuxhaven machte uns keinen Eindruck, um so mehr den Engländern das Sinken des Dreadnoughts „Formidable", das eingestandenermaßen durch einen deutschen Unterseebootschuß erfolgte.

Die Besorgnis Englands vor der deutschen Invasion ist darum immer weiter gestiegen; an den Küsten wird die Bevölkerung mit Instruktionen versehen, was sie tun soll, wenn eine solche erfolge. Verständigerweise ist sie dabei gewarnt worden, mit Waffen den deutschen Soldaten entgegenzutreten. Wie der Krieg auf England schon gewirkt hat, obwohl es die Meere völlig beherrscht, zeigen die offiziellen Zahlen über seinen Handel 1914. Der Krieg hat noch nicht die Hälfte dieses Jahres gedauert, trotzdem ist die Einfuhr um 1426 Millionen Mark, die Ausfuhr gar um 1900 Millionen Mark gesunken. Im Dezember 1913 wurde eingeführt für 1422 Millionen Mark, im Dezember 1914 für 1350 Millionen Mark, für die Ausfuhr waren die Zahlen: Dezember 1913, 866 Millionen Mark und Dezember 1914, 524 Millionen Mark. Das sind nur die rohen Zahlen; würde man sie analysieren, so würde sich noch zwingender zeigen, wie ungeheuer diese so eng mit der Weltwirtschaft verbundene Volkswirtschaft leidet. Dagegen kann für Deutschland, so sehr natürlich auch unser Handel und Gewerbefleiß betroffen sind, ein wirtschaftlicher Sieg gemeldet werden. Am 23. Dezember wurde der Diskont der Reichsbank von 6 auf 5 Prozent herabgesetzt. Somit hatte das Ende des Kriegsjahres 1914 den gleichen Diskont wie das Ende des Friedensjahres 1913. Die Kreditkrise, die am Anfang des Krieges ausbrach, dauerte nur wenige Tage. Dann trat die Organisation der Darlehnskassen in Tätigkeit. Das Vertrauen kehrte wieder, die Siege stärkten die Unternehmungslust, und Handel, Industrie wie Landwirtschaft paßten sich bewundernswert den Verschiebungen an, zu denen der Krieg zwingt. Die $4^1/_2$ Milliarden der Kriegsanleihe bewiesen schon die deutsche Kapitalkraft, und nun zeigt dieser Diskontsatz, wie ausgezeichnet unser Wirtschaftsleben den furchtbaren Erschütterungen und Anspannungen des Krieges gewachsen ist. Auf diese Führung und Leistung kann die deutsche Reichsbank stolz sein, sie ist unerhört schwieriger und kritischer Verhältnisse in einer großartigen Weise Herr geworden.

Eine kurze Krankheit, die unseren Kaiser auf einige Tage in Berlin fesselte, ging glücklicherweise rasch vorüber. Auch er verlebte das Fest der Liebe an der Front und unter den Truppen. Dagegen mußte der Generalstabschef von Moltke endgültig sein Amt aus Krankheitsgründen aufgeben. Zu seinem Nachfolger wurde am 10. Dezember der General von Falkenhayn definitiv ernannt, ohne daß er das Amt des Kriegsministers abgab.

Wenn wir die bisherigen Erfolge abmessen, so wollen wir nicht vergessen, in welch ungünstiger politischer Stellung Deutschlands sie errungen werden mußten. Diese, die ganze diplomatisch-politische Aufstellung, hat sich ja bisher gegen den Anfang des Krieges nicht wesentlich geändert. Aber das können wir sagen, daß wie immer in der Weltgeschichte Taten und Erfolge gewirkt haben. Sie haben

Digitized by Google

den Feldzug der Lüge, den namentlich die englischen Zeitungen und Depeschenbureaus gegen uns geführt haben, zwar noch nicht zurückgeschlagen, aber in seiner Wirkung lahm gelegt. Natürlich füllen die Klagen über die Verletzung der belgischen Neutralität, die Greuel von Mecheln und Löwen noch immer die Spalten der feindlichen Blätter. Aber das alles wirkt nicht mehr wie vor einigen Monaten. Die verschiedenen Weiß-, Blau-, Orange- und Gelbbücher haben den Neutralen gezeigt, daß es nicht so einfach ist, die Frage der Schuld an dem Kriege zu beantworten. Ferner haben die Funde, die wir in Belgien gemacht haben, das diplomatische Material und die Handbücher des englischen Generalstabs, die dieser seit Jahren für einen Feldzug in Belgien vorbereitet hatte, auch dem Auslande die Augen darüber geöffnet, wie es mit der sogenannten Neutralität Belgiens in Wahrheit stand. Die Hauptsache aber waren unsere Taten, vor allem da sie ohne alle Ruhmredigkeit, wahr und schlicht von unserer Heeresleitung gemeldet werden. So wagt es auch das perfideste deutschfeindliche Blatt Nordamerikas, der „New York Herald", nicht mehr, die Berichte des deutschen Generalstabs seinen Lesern vorzuenthalten. Das genügt uns vorerst durchaus, denn diese Berichte sprechen für sich.

Unbehaglich ist die Stimmung bei allen Neutralen, da sie fast alle — vielleicht China und Mexiko ausgenommen — unter dem Kriege schwer leiden. Sie sind, wenigstens die Neutralen Europas, zu mehr oder minder kostspieligen militärischen Rüstungen genötigt, damit sie auf alle Fälle vorbereitet sind. Alle aber leiden unter den Schädigungen des Welthandels, die die brutale Seepolizei der englischen Kriegsschiffe noch mehr verschärft. Denn England will auch heute noch „das Reich der Amphitrite schließen wie sein eigenes Haus" und bestimmen, wann es dieses zur freien Durchfahrt zu öffnen für gut befindet. So setzt es willkürlich fest, was es unter Konterbande versteht und durchsucht rücksichtslos jedes Schiff der Neutralen, das nach seiner Meinung seine Gegner unterstützen könnte. Dieser Zustand vollendeter Unsicherheit wirkte um so unerträglicher, als England monatelang die Störungen des Welthandels durch die kühnen deutschen Kreuzer nicht zu verhindern vermochte. Infolgedessen leiden die Neutralen zum Teil auf das empfindlichste, sie sehen die Zufuhr der ihnen notwendigen Nahrungsmittel und Rohstoffe gestört oder sie sitzen mit ihren Rohstoffen fest, die an anderer Stelle der Weltwirtschaft auf das empfindlichste entbehrt und heftig verlangt werden. Das hat eine Stimmung der Neutralen geschaffen, die uns nur recht sein kann, weil sie sich fast ausschließlich gegen England richtet.

Am meisten spüren das, außer Nordamerika, die Neutralen Europas, die von der englischen Nordseesperre unmittelbar getroffen werden, also Holland und Skandinavien. Das Königreich der **Niederlande** liegt, so sehr es sich bemüht, seine Neutralität aufrecht zu erhalten, den Kriegsschauplätzen bedenklich nahe. Über seinen Boden geht der Verkehr zwischen Deutschland und England, der auch durch den Krieg nicht unterbrochen werden kann, wie Rückkehr von Flüchtlingen, Briefverkehr durch neutrale Adressen, Nachrichtenvermittlung und dergleichen mehr. Ferner sind aus Belgien rund 400000 Flüchtlinge nach Holland übergetreten. Und schließlich ist Holland für die Scheldemündung verantwortlich, die für einen Angriff auf Antwerpen zu forcieren der englischen Kriegführung gar wohl zugetraut werden kann. Das alles schafft Sorgen und Unbequemlichkeiten, wozu nun erschwerend die Schwierigkeiten der Rohstoffzufuhr, die Benachteiligung des Rotterdamer Handels und schließlich auch die Frage nach der Zukunft der eigenen Kolonien kommt. Liegen diese doch so recht mitten darin in dem Bereich, den der Machtehrgeiz Japans sich zieht.

Noch schwerer ist die Lage für die **skandinavischen Staaten**. Die wirtschaftlichen Schäden des Krieges sind wenigstens für Norwegen und Schweden so groß, daß sie zusammen mit der schlechten Ernte in beiden Ländern die Bevölkerung geradezu mit Nahrungssorgen bedrohen. Ist Skandinavien so wirtschaftlich vornehmlich durch die englische Seepolitik in Handel und Schiffahrt, von denen es wesentlich lebt, schwer geschädigt, so droht von Osten her Rußland, Schweden und Norwegen direkt in den Krieg hineinzutreiben. Unser östlicher Gegner ist ja durch den Krieg und den Winter in der unangenehmen Lage, von allen Meeren abgeschnitten zu sein, außer der wenig besagenden Verbindung über Wladiwostok. Rußland drängt deshalb mit doppelter Energie auf den Zugang zur Nordsee oben im Norden, der durch das deutsche Ostseegeschwader nicht bedroht werden kann. Da es aber bekanntlich nicht an die Nordsee grenzt, muß es entweder von Torneo aus Anschluß an das schwedische oder das norwegische Eisenbahnnetz finden, um nach dem in Frage kommenden Hafen Narvik an der norwegischen Küste durchzukommen. Gegen diese Aussicht, die ja nicht erst im Kriege aufgetaucht ist, sträuben sich aber Schweden und Norwegen aus sehr erklärlichen Gründen. Und in der richtigen Einsicht, daß Einigkeit stark macht und in diesen großen Kämpfen nur der Mächtige etwas zu sagen hat, sind die drei Könige Skandinaviens am 10. Dezember in Malmö zusammengetreten. Es ist ein Bund zur Wahrung der Neutralität und zur Abstellung schwerer Klagen namentlich gegen England. Ob er das wird bleiben können und ob nicht Rußland ihn in den Krieg hineinzuziehen vermag, steht noch dahin. Wir freuen uns jedenfalls dieser neuen Auflage der alten Kalmarischen Union, denn ein starkes und unabhängiges Skandinavien liegt durchaus im deutschen Interesse.

Digitized by Google

In Italien hat die große Rede des Ministerpräsidenten Salandra am 3. Dezember allerdings noch durchaus die bisherige Haltung der Neutralität bewahrt, zu der Italien auch nach dem Dreibundvertrag durchaus berechtigt war. Aber seit die Türkei auch Kriegspartei geworden ist, hat die Strömung zugunsten unserer Gegner sehr erheblich zugenommen, und Salandra ließ die Ziele seines Vaterlandes auch erkennen, daß Italien nämlich selbst eine relative Machtverminderung nicht dulden könne. Aus der Sprache des Diplomaten in die des gemeinen Mannes übersetzt, heißt das, daß Italien, wenn der Krieg Machtverschiebungen bei den Kämpfenden herbeiführt, nicht zusehen will; daß es nicht gesonnen ist, während andere größer werden, selbst in seinen bisherigen Grenzen bleibend, tatsächlich gegen jene anderen kleiner zu werden. Es ist kein Zweifel, daß es diese Absicht auch mit kriegerischer Drohung durchzusetzen nicht scheuen wird. Aber sie kann sich ebensogut gegen Österreich wie gegen England oder Frankreich wie gegen Griechenland richten. Denn es ist ja nicht bekannt, wo Italien dann diese Entschädigung für sich suchen will, auf der Balkanhalbinsel, im Mittelmeer oder in Afrika oder wo sonst — je nachdem sind die Gegner, gegen die es auftreten wird, verschieden.

In dieser Lage ist es ins neue Jahr eingetreten, in dem in absehbarer Zeit die Entscheidung fallen muß. Für diese aber muß es bereit sein und macht es sich bereit. Daher ist es auch voller Kriegssorgen in seinem friedlichen Lande. Über eine Milliarde hat es schon für Rüstungen ausgegeben, die italienischen Arbeiter strömen von überallher aus den kriegführenden Ländern zurück, Arbeitslosigkeit und Teuerung klopfen an die Tür. Und obwohl es neutral ist, drangsaliert England seinen Außenhandel immer empfindlicher. Immer zahlreicher werden die Klagen darüber, die sich zugleich auch gegen Frankreich richten. Denn dessen Flotte — das einzige, was man von ihr hört — leistet für diese Durchsuchungen und Schikanen Englands im Mittelmeer die Dienste des Handlangers. Schwer ist der Entschluß, der den italienischen Staatsmännern bevorsteht, aber zweifelhaft ist nicht, wohin die Lebensinteressen dieser zur Führung der Romanen berufenen Großmacht sie weisen, auf das Mittelmeer und auf Afrika — dort lockt, jedoch nur gegen England, der Ruhm der Scipionen. Dafür wirkt der hochbewährte deutsche Staatsmann, der am 5. Dezember den wichtigen Posten des deutschen Botschafters in Rom übernahm, Fürst Bernhard von Bülow. Seine Arbeit wird wesentlich berührt durch den überraschenden Rücktritt des österreichisch-ungarischen Ministers des Äußern, Grafen Berchtold, am 13. Januar, an dessen Stelle Baron Burian, ein Vertrauter des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza, trat.

Italien hat Wünsche an Zisleithanien, Rumänien solche an Transleithanien, für seine rumänischen Söhne in Siebenbürgen. Und an Rumänien hängt das ganze große Problem der Balkanhalbinsel, das in einer ungeheuren Spannung des Ausbruchs harrt. Währenddem hat sich das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu England zugespitzt. Ohne Zweifel steht trotz allen Widerspruchs der Deutschamerikaner und aller Aufklärungsarbeit die Mehrheit in der öffentlichen Meinung der Union auf der Seite Englands. Aber deshalb will sie sich keineswegs die Behandlung ihres Außenhandels gefallen lassen, die England mit seiner willkürlichen Auslegung des Kontrebandebegriffs und seinem Anspruch auf Durchsuchung aller Neutralen für gut befindet. In einer geradezu scharf zu nennenden Note vom 29. Dezember hat daher Präsident Wilson dagegen protestiert. Amerika will Schutz und Sicherheit für den neutralen Handel. Setzt es das, wozu es durchaus in der Lage ist, gegen England auch auf die Gefahr eines Konflikts durch, so kommt es zunächst allen Neutralen zugute, aber auch uns kann das in mancher Hinsicht nur recht und willkommen sein.

So sind beinahe über die ganze Erde hin durch diesen Krieg und seine Wirkungen die Staatenbeziehungen aufs höchste gespannt. Sie stehen alle unter den Folgen der einen großen Tatsache, mit der der Chronist die Bilanz des neuen Jahres beginnen konnte: daß das große, gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichtete Bündnis in diesen $5^1/_2$ Monaten eines ungeheuren Ringens nicht zu seinem Ziele gekommen ist. Deutschland und Österreich-Ungarn haben sich gegen die feindliche Übermacht als die stärkere und kriegsmächtigere Staatengruppe erwiesen. Das ist eine Leistung, die die Welt in jenen schwülen Julitagen nicht erwartet hatte und die unseren Heeren und seinen Führern aus tiefstem Herzen gedankt werden muß. Und wenn sich die Trauer auf das Herz legt und Friedenssehnsucht darein schleichen möchte, dann denke man der hart klingenden und doch so tief mitleidigen Worte, die der Heerführer des deutschen Ostens, Paul von Hindenburg, gesagt hat: „Je unbarmherziger die Kriegführung ist, um so barmherziger ist sie in Wirklichkeit, denn um so eher bringt sie den Krieg zu Ende."

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Wie das Daheim 1864, 1866, 1870 die besten Berichterstatter, die besten Zeichner ins Feld sandte, so wird es auch diesmal sein: mit den veränderten und bereicherten Mitteln der Gegenwart wird das Daheim in seiner Kriegs-Chronik eine fortlaufende, eingehende

zeitgenössische Geschichte dieses Krieges

geben. Unsere Kriegs-Chronik soll den Mitlebenden ein lebendes Bild großer Zeit, kommenden Geschlechtern ein Bronnen der Erinnerung sein. Schon das reiche erste Heft zeigt, was wir wollen und können, welche Kräfte uns willig zur Verfügung stehen.

Aber nicht nur unserem deutschen Heere gilt unser Unternehmen, unsere Kriegs-Chronik wird auch den tapferen, treuen Bundesgenossen, wird der Armee der Österreichisch-ungarischen Monarchie gerecht werden.

Ganz besonders möchten wir noch auf eins aufmerksam machen. Die Erfahrung aller Kriege der Gegenwart lehrt, daß der Soldat im Felde, Offiziere und Mannschaften, fast wie nach dem lieben Brot, nach Nachrichten von den ihm fernen Kriegsschauplätzen, nach Nachrichten aus der Heimat verlangt. Wer 1870/71 mitmachte, wird sich erinnern, wie jedes Zeitungsblatt in den Quartieren, im Biwak von Hand zu Hand ging, bis es völlig zerschlissen war. Unsere Kriegs-Chronik wird daher unseren Kriegern doppelt, dreifach willkommen sein. Wer liebe Angehörige im Felde hat — und wer hätte sie nicht — kann ihnen keine bessere Gabe mit der Feldpost senden als die Kriegs-Chronik des Daheim.

Die einzelnen Lieferungen werden zwanglos in Zwischenräumen von etwa 2 Wochen zum Preise von 60 Pfg. für jede Lieferung erscheinen. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Velhagen & Klasing,
Verlagsbuchhandlung in Bielefeld und Leipzig.

Digitized by Google

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

Ein vaterländisches Erzeugnis, in Rüdesheim am Rheine aus Naturwein destilliert, auf jahrelangem Lager gepflegt, von unvergleichlicher Güte.

Der Cognac des deutschen Hauses

Feldpostbriefe (10 Pfg. Porto) mit Asbach-Cognac eine hochwillkommene Gabe.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Heft 7
XXIX. Jahrgang
März 1915
(Zweiter Band Heft 3)

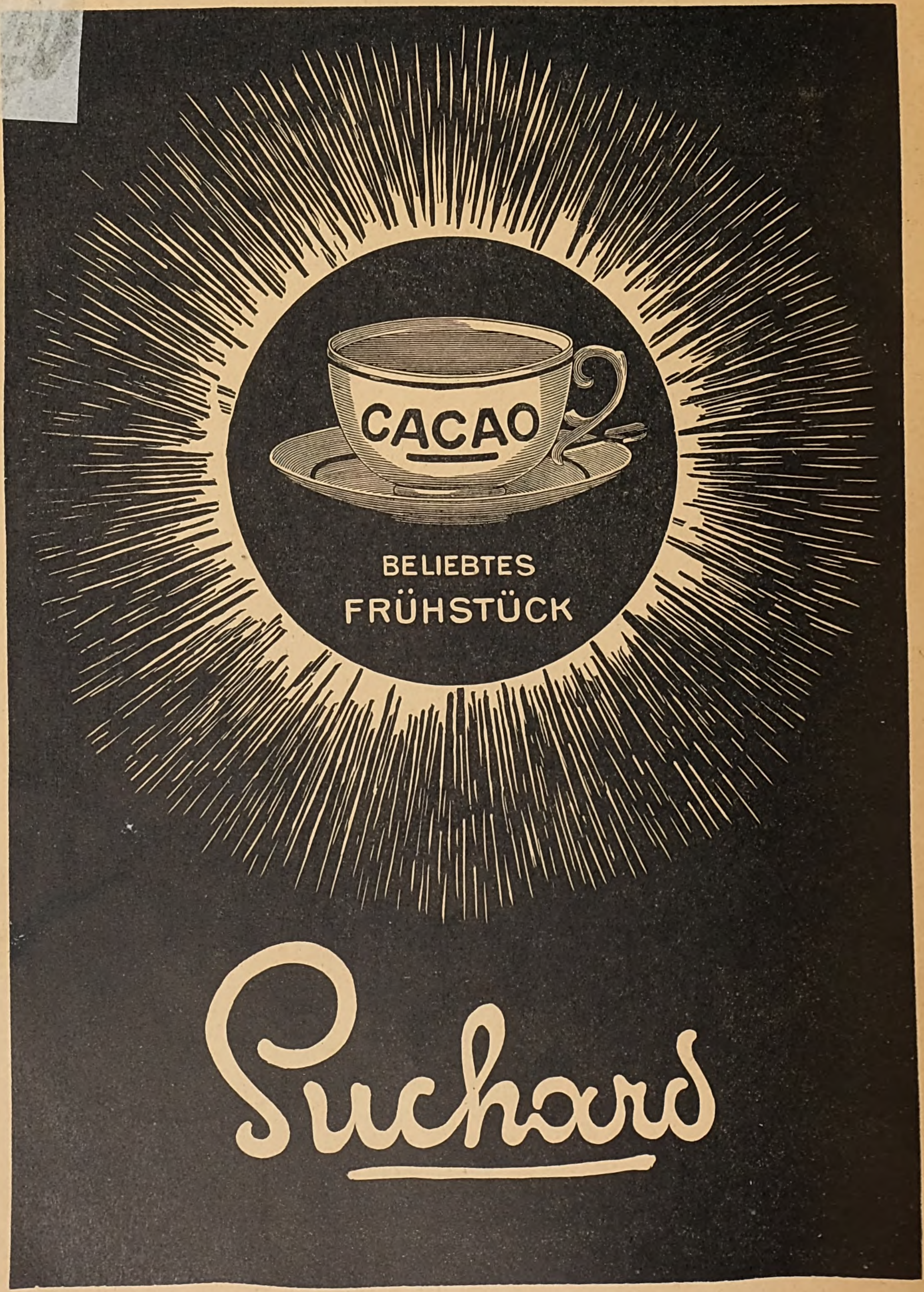
UNIVERSITY CLUB
MAR 27 1915
LIBRARY

Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google



Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Aussichten der deutschen Export-Industrie auf dem Balkan . . . . . 3—7
Amerikas Gewinn und Verlust am Kriege 7—8
Ein neuer Staatssekretär im Reichsschatzamt . . . . 8—9
Kann Amerika ohne das deutsche Kali auskommen? . . . . 9—11
An unsere Leser im Auslande und Übersee! 10
Deutsche Automobile 11

Seite

Deutsche Export-Industrie:
OIGEE-Feldstecher für Privat- und Kriegsgebrauch . . . . 12—14
Handelsteil . . . . 14—16
Der Handel in Ägypten bei Jahresschluss 16—17
Bücherbesprechungen 18
Empfohlene Spediteure 19
Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee 20
Deutsche Werkzeugmaschinen 22
Bezugsquellenregister . . . . 23—24

Die Aussichten der deutschen Export-Industrie auf dem Balkan.

Von Dr. Kreuzkam, Berlin.

Seit Jahr und Tag lenkt die deutsche Industrie ihre Aufmerksamkeit auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Balkanstaaten, insbesondere auf die Frage, wie sich die Ausfuhrverhältnisse in Zukunft für die deutschen Interessenten gestalten werden.

Durch den letzten Balkankrieg ist nur unsere Wareneinfuhr aus den Balkanstaaten zum Teil beeinträchtigt worden; aber darunter haben die Balkanstaaten zweifellos mehr zu leiden gehabt als wir.

Im ganzen genommen hat der deutsche Handel mit den Ländern der Balkanhalbinsel trotz der kriegerischen Ereignisse in den letzten Jahren eine namhafte Steigerung erfahren; er ist an Wert von 504 Millionen M. im Jahre 1911 auf 590 Millionen M. im Jahre 1912 gestiegen. Die Hauptzunahme entfällt freilich auf den Warenverkehr mit demjenigen Staate, der sich nicht am Kriege beteiligt hat, auf Rumänien. Unser Handel mit Rumänien ist nämlich von 199 auf 270 Millionen M. Wert gestiegen. Mit keinem anderen Staat der Balkanhalbinsel hatten wir einen so umfangreichen Handel wie mit Rumänien; selbst die gesamte Türkei in Europa und Asien stand in dieser Hinsicht hinter Rumänien zurück. Unsere Ein- und Ausfuhr von und nach den einzelnen Ländern hat 1911 und 1912 betragen in Millionen M.:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1911	1912	1911	1912
Rumänien . .	107,7	138,2	91,4	131,7
Türkei . . .	70,1	77,9	112,9	113,3
Bulgarien . .	10,6	18,0	23,9	28,6
Griechenland	23,7	25,1	17,8	18,9
Serbien . .	24,8	19,7	21,3	18,5
Montenegro .	—	—	0,2	0,1
Zus.:	236,9	278,9	267,5	311,1

Hiernach ist nur zurückgegangen die Einfuhr aus Serbien und die Ausfuhr nach Serbien und Montenegro. Dagegen hat die Einfuhr aus Rumänien um 30,5 Millionen M. und die Ausfuhr nach diesem Lande um nicht weniger als 40,3 Millionen M. zugenommen.

Unsere handelspolitischen Beziehungen zu den Balkanstaaten sind durch Handelsverträge mit Griechenland, Serbien, Bulgarien und Rumänien geregelt und durch den Meistbegünstigungsvertrag von Montenegro von 1907. Diese Verträge laufen an sich bis Ende 1917; sie sind aber, soweit es sich um Serbien und Montenegro handelt, bereits infolge der kriegerischen Ereignisse aufgelöst worden.

Was nun die einzelnen Balkanländer betrifft, so nahmen i. J. 1911 von den wichtigeren Staaten die nachstehenden im folgenden Masse an dem Handelsverkehr mit der Türkei teil:

	Einfuhr nach der Türkei	Ausfuhr aus der Türkei
	Piaster	Piaster
England	941274427	513723160
Österreich-Ungarn . .	407518563	247773549
Italien	245107380	100702779
Deutschland	193567069	114997519
Russland	249416936	57489182
Frankreich	337057205	363360209

Alles in allem hat danach die Einfuhr nach der Türkei für das Finanzjahr 1911 3338 Millionen Piaster betragen gegen 3143 Millionen Piaster im Jahre vorher, die Ausfuhr aus der Türkei dagegen nur 1820 Millionen Piaster gegen 1844 Millionen Piaster. Bis jetzt stand England bei weitem an der Spitze in dem Handelsverkehr der Türkei; dann folgten Österreich-Ungarn, Frankreich, Russland, Italien und Deutschland. Die deutsch-türkischen Han-

Digitized by Google

delsbeziehungen sind infolge der Errichtung deutscher Banken in der Türkei und namentlich auch infolge des zum grössten Teil mit deutschem Kapital arbeitenden Unternehmens der Bagdadbahn sehr entwicklungsfähig. Im einzelnen bestand die deutsche Ausfuhr nach der Türkei in Eisenwaren, Manufakturwaren, Drogen- und Apothekerwaren, Papierwaren, Glas- und Porzellanwaren, Nähmaschinen, Hausstandsgegenständen. Weiter lieferte Deutschland vielfach Zucker, den sonst Österreich und Russland einführten; während in Baumwollgeweben, bedrucktem Flanell, Wollgarnen usw. Deutschland — freilich unter wachsendem Wettbewerb Italiens — Fortschritte machte, hat in Seidenwaren, Samt und Plüsch Italien eine immer stärkere Vorherrschaft gewonnen. Die Papier- und Papierwaren-Einfuhr Deutschlands, namentlich in billigeren Sorten, ist noch steigerungsfähig. Sonst wären noch zu nennen: Leder und Häute, Maschinen und Maschinenteile; insbesondere wird das zur Ausbeutung der Mineralgruben nötige Material hauptsächlich aus Deutschland bezogen, wie Schienengeleise mit Zubehör, Wagen zur Erzförderung, Hammer, Schaufeln, Grubenlampen, Bohrstahl, Stabeisen, Bremswerke, Dachpappe für Arbeiterbaracken, Maschinen für Schmiede und Schlosserei, Bohrmaschinen für Sprenglöcher, Sprengstoffe, Schrauben, Nägel, Laboratoriums-, Messeinrichtungen und vieles andere. Gegenwärtig liegt trotz der anerkannt reichen Erzvorkommen in der Türkei der Bergbau — von einigen wenigen Betrieben abgesehen — noch fast ganz danieder und von einer eigentlichen Bergbau-Industrie kann heute noch keine Rede sein. Die Regierung ist aber schon vor geraumer Zeit zu der Überzeugung gelangt, dass den Mängeln der Gesetzgebung ein grosser Teil der Schuld daran zuzuschreiben ist, und sie hat daher in dem Ministerium für Landwirtschaft, Bergwesen und Forsten die geltenden gesetzlichen Bestimmungen durch eine besondere Kommission einer völligen Umarbeitung im liberalen Sinne unterzogen. Diese Tatsache ist geeignet, das Interesse der deutschen Industrie, der deutschen Bankwelt und der deutschen Schiffahrt nachhaltig auf den türkischen Erzbergbau hinzulenken.

Die deutsche Industrie ist auch an dem türkischen Drogenhandel nicht unerheblich interessiert, sie liefert u. a. Jod, Wismut, Brom, Bor und Chinin, verschiedene pharmazeutische Spezialitäten, Pottasche, Säuren, insbesondere Farben, womit sie den dortigen Markt beherrscht. Der Drogenhandel hat in der Türkei eine schwere Krisis durchgemacht; einige der bedeutendsten Grosshändler haben ihre Zahlungen einstellen müssen, der Mangel an Geschäftssinn und die zügellose Konkurrenz der Händler untereinander waren die Hauptursachen des Niederganges des Drogenhandels.

Mit England stehen wir fast in jedem der genannten Ausfuhrartikel im Wettbewerbe, während der Wettkampf mit Russland weniger zutage tritt. Russland liefert hauptsächlich Zucker, Petroleum, Getreide und Mehl. Österreich führt vor allem Gespinste und Garne, Zucker, Papier, Eisen- und Kurzwaren, Leder, Häute, Drogen- und Apothekerwaren, Zündwaren, Glas, Steingut und Porzellan, Wein, Bier, Holz, grobe Eisenwaren, Maschinen und Maschinenteile, Parfümerien, Möbel, Hausgeräte, Lederwaren, Farben, Häute und Fes nach der Türkei aus, ist also ein scharfer Konkurrent der deutschen Einfuhr.

Kurz vor dem Kriege hatten sich die Aussichten für den Absatz deutscher Industrieerzeugnisse, auch Maschinen, nach der Türkei zweifellos wesentlich gehoben, nachdem durch den Friedensschluss der Türkei mit Griechenland die seit über zwei Jahren gestörten äusseren politischen Verhältnisse des türkischen Reiches wieder in normale Bahnen geleitet worden waren. Und man hatte mit einem nachhaltigen kräftigen Aufschwunge des Landes gerechnet, wenn auch im innerpolitischen Leben eine Periode der Ruhe und Gesundung eingetreten wäre, die besonders für die Kreditverhältnisse unerlässlich ist. Das gilt vornehmlich für die Einfuhr von Erzeugnissen der Textil-Industrie, die sich durchweg im Rahmen des Kreditgeschäftes vollzieht, wobei von ausländischen, insbesondere von französischen Fabrikanten Kredite bis zu sechs Monaten gewährt werden. Im augenblicklichen Zeitpunkt und für die nächste Zukunft wird die deutsche Textil-Industrie zu beachten haben, dass billige Preise von Manufakturen die Voraussetzung für einen konkurrenzfähigen Absatz in der Levante bilden.

Was die Aussichten für die Maschinen-Industrie betrifft, so zeigten sich letzthin in der Türkei günstige Absatzverhältnisse für Ziegelei- und Zementeinrichtungen. Die Ziegeleimaschinen sind um deswillen stark gesucht, weil überall neue Ziegeleien entstehen und die Handarbeit immer teurer wird. Der Zementbedarf steigt von Jahr zu Jahr, und auf diesem Gebiete beginnt sich eine einheimische Industrie zu entwickeln. Es handelt sich nicht allein um die Einrichtung von Zementfabriken, sondern auch um die Lieferung von Maschinen für die Weiterverarbeitung von Zement zu Platten, Röhren usw. Eisenbeton ist für Konstantinopel mit seinen ungünstigen Untergrundverhältnissen ein unentbehrliches Material geworden. In unmittelbarer Nähe des Meeres, wo früher Piloten geschlagen werden mussten, was teuer und umständlich war, können jetzt leicht die grössten Bauten ausgeführt werden.

Digitized by Google

Aus Portland-Zement und Sand macht man jetzt auch Kunststeine, und eine französische Firma liefert die Maschinen dazu. Wenn sich jetzt deutsche Interessenten auf diesem Gebiete näher umschauen, dürfte ihnen mancher lohnende Auftrag zufliessen. Es ist übrigens nicht nur in Konstantinopel, sondern auch in den grösseren Provinzstädten eine lebhafte Bautätigkeit zu erwarten. Das Privatkapital, das sich naturgemäss in den letzten Jahren vollständig zurückgehalten hat, wird sich mangels industrieller Unternehmungen gerade auf dem Baumarkte betätigen, um so mehr als eine direkte Not an neuzeitlichen Wohnungen sowohl in Konstantinopel als auch in den anderen Städten der Türkei besteht. Es ist deshalb mit einer grossen Nachfrage nach Baumaterial zu rechnen, worin ja die deutsche Industrie besonders leistungsfähig ist, und es kann den deutschen Fabrikanten in Baumaterial nur dringend geraten werden, sich schon jetzt geeignete Vertreter in Konstantinopel zu sichern, damit die Arbeit getan ist, wenn der Bedarf einsetzt.

Erwähnt sei noch, dass Deutschland an der Einfuhr landwirtschaftlicher Maschinen nach der Türkei den Löwenanteil beansprucht. Für das Jahr 1912 war es auch der österreichisch-ungarischen Industrie gelungen, einige landwirtschaftliche Maschinen unter der Bevölkerung bekannt zu machen, während die amerikanische und englische Einfuhr überhaupt nicht in Betracht kam. Bei Eintritt ruhigerer Verhältnisse dürfte in diesen Maschinen ein grösserer Absatz zu erwarten sein.

Diese Einzelheiten lassen schon erkennen, dass die Türkei für den deutschen Handel und die deutsche Industrie ein nicht unwichtiges Wirtschaftsgebiet darstellt, das nicht nur prinzipiell, sondern auf Grund der tatsächlich bereits bestehenden Beziehungen festgehalten und weiter ausgedehnt werden muss. Mit dem 1. Oktober 1914 traten bekanntlich die sogenannten Kapitulationen ausser Kraft, der Einfuhrzoll wurde von 11 auf 15 Prozent erhöht und es wurden Verbrauchsauflagen auf Zucker, Kaffee, Tee, Spiritus, Petroleum, Zündhölzchen, Zigarettenpapier und Spielkarten eingeführt. Damit erst scheint die Türkei ein souveräner Staat geworden zu sein, und ihrer wirtschaftlichen Entwicklung stände nichts mehr im Wege, weder die Vorrechte der Fremden, noch die ihr von den Mächten angelegten Fesseln. Es ist zu wünschen und zu erwarten, dass die Türkei nun auch die entsprechenden wirklichen Fortschritte auf allen Gebieten der wirtschaftlichen Entwicklung machen möge, woran Deutschland vom politischen und wirtschaftlichen Standpunkte aus volles Interesse nimmt.

Von den sämtlichen Balkanstaaten steht, wie schon oben angedeutet, Rumänien am günstigsten da, was den Handelsverkehr mit Deutschland betrifft. Rumänien, das mit gewaltiger Anstrengung seine Umwandlung aus einem orientalischen Vasallenstaate in einen europäischen Kulturstaat zu vollenden gesucht hat, weist vergleichsweise 1911 mit den hauptsächlichsten Ländern die nachstehenden Handelsbeziehungen in Lei auf:

	Einfuhr	Ausfuhr
Österreich-Ungarn	85786333	115030019
Deutschland . . .	124836629	26603808
Belgien	11619580	121296787
England	57775825	34658206
Holland	5366226	49491209
Italien	17676649	33998007
Frankreich . . .	23677076	27502203
Türkei	11607149	21473690
Russland	10780158	4128992
Ägypten	364540	6886404
Schweiz	6994076	79914
Andere Länder .	12021868	23907380
Zusammen:	368300099	465056619

Deutschland ist schon seit langer Zeit der beste Kunde Rumäniens, aber es spielt auch bei der Einfuhr des Landes eine bedeutende Rolle. Der deutsche Handel steht dabei in einem harten Wettbewerbskampfe mit Österreich-Ungarn. Der letzte Handelsvertrag, den Rumänien (1906) mit Deutschland abschloss, hat mächtig zu der Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Staaten beigetragen, und zwar auf Kosten von Österreich-Ungarn, das einst den anderen Staaten um vieles voran stand. Auch England hat einigermassen von der Bedeutung eingebüsst, die es früher im Aussenhandel Rumäniens hatte. Belgien und Holland sind bekanntlich nur Durchfuhrstaaten für den rumänischen Handel. Der Handel Rumäniens mit Italien ist nach einer Epoche des Fortschritts stationär. Frankreich hat allmählich von seiner früheren Stellung eingebüsst, ausser dass die Beziehungen infolge der Petroleumausfuhr dorthin etwas lebhafter geworden sind. Rumänien führt die verschiedenartigsten Erzeugnisse aus Deutschland ein: Erzeugnisse der Textil-Industrie, Baumwollzeug, Wollwaren, Maschinen, Eisenröhren, gegerbte Ziegenfelle, Patronen, Eisendraht, elektrische Kabel, Motoren, Sprengstoffe, Kanonen, Eisenbahnschienen, grobe Bleche, Stab- und Fassoneisen. Für den Handel mit Eisen und Eisenwaren ist der infolge der schwierigen Lage des Jahres 1913 eingetretene Stillstand ohne schwerwiegende Folgen geblieben, da die in der ersten Zeit zum Teil eingestellten Arbeiten später wieder aufgenommen wurden. Das gilt sowohl von der Bautätigkeit, wie auch von der Petroleum-Industrie, die zahlreiche Maschi-

Digitized by Google

nen und Apparate gebraucht, weiter von Konstruktionswerkstätten u. dergl. m. Eine fallende Tendenz hat sich allerdings bei Grobblechen insofern ungünstig für die deutsche Industrie bemerkbar gemacht, als die oberschlesischen Werke fast nichts mehr nach Rumänien liefern konnten, sondern der Bedarf von österreichischen Lieferanten gedeckt wurde, die niedrigere Preise stellten. Auch in schwarzen Dachblechen haben österreichische Werke durch bedeutende Preisunterbietungen den oberschlesischen Werken einen grossen Teil des Bedarfs entrissen. Früher sind beträchtliche Mengen englischer Schwarzbleche, sogenannte Lamarina, nach Rumänien eingeführt worden, doch ist die Einfuhr in letzter Zeit ganz bedeutend gesunken. Diese Bleche sind durch verbleite und verzinkte Bleche ersetzt worden. Die Einfuhr von verzinnten Blechen aus Deutschland ist noch nicht gross aber steigerungsfähig; dagegen werden schon jetzt verbleite Bleche in guter Qualität aus Deutschland eingeführt. Die Einfuhr von Gas-, Leitungs-, Bohrröhren und Stahlröhren ist — entgegen den gehegten Aussichten — nicht grösser geworden, da die Betriebe durch die kriegerischen Ereignisse gestört wurden; indes dürfte eine lebhafte Nachfrage nach Erzeugnissen der in Rede stehenden Art vorliegen. Durch den Bau der grossen Petroleum-Pipe-Lines ist freilich Amerika mit grossen Leitungsrohren und Petroleumschiebern sowie auch mit kleineren Artikeln ins Geschäft gekommen. Als Antriebmaschinen kleiner Art werden noch immer Benzinmotoren genommen, während für grössere Leistungen Rohöl- und Dieselmotoren den Vorzug haben. Bei den ersteren sind die englischen Marken noch vorwiegend, während Dieselmotoren aus Deutschland und auch aus Österreich kommen. In den Konsularberichten aus Rumänien wird regelmässig darauf hingewiesen, dass dort ein sehr grosser Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten bestehe, der auch zum grössten Teil durch England und Österreich-Ungarn gedeckt werde, während Deutschland nur mit einem geringen Prozentsatze beteiligt sei. Es wäre zu wünschen, dass hierin bald ein Wandel eintritt, wie es der Leistungsfähigkeit der deutschen Maschinen-Industrie gerade auf diesem Gebiete entsprechen würde. Schliesslich wird in den Berichten immer wieder empfohlen, dass die deutschen Exporteure, Fabrikanten und Handelsfirmen es sich angelegen sein lassen möchten, Rumänien gründlicher als bisher zu bereisen und sich auch persönlich von den Verhältnissen und Wünschen der rumänischen Bevölkerung zu überzeugen. Auch diesem wohlgemeinten Rate werden die deutschen Interessenten gewiss Rechnung tragen.

Bulgariens Beziehungen zu Deutschland und Westeuropa überhaupt sind — nicht zuletzt dank der Persönlichkeit des Königs Ferdinand und seiner klugen Politik — nach jeder Richtung überraschend bedeutende, und Bulgarien ist innerlich zu einem der wirtschaftlich gesundesten Staaten des Balkans geworden. Zielbewusst wurden immer zahlreichere politische und wirtschaftliche Fäden zu den Grossmächten gesponnen — unter bedeutsamer Mitwirkung des internationalen Kapitals — Fäden, die Bulgarien eng an Mittel- und Westeuropa ketten. Die Handelsbeziehungen zwischen den Kulturmächten und dem jungen Königreiche haben sich immer weiter ausgestaltet und verteilten 1911 sich auf die wichtigsten Herkunfts- und Bestimmungsländer folgendermassen in Millionen Franken:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1910	1909	1910	1909
Österreich-Ungarn	47,57	38,87	7,83	11,78
Grossbritannien .	22,68	27,01	15,31	8,28
Belgien	8,51	7,90	20,94	19,34
Deutschland . . .	34,12	29,21	14,22	13,52
Italien	6,84	5,49	—	—
Griechenland . .	—	—	6,34	4,60
Türkei	21,02	21,08	44,28	36,65
Frankreich . . .	15,35	11,16	9,04	5,04

Der bedeutende Anteil Deutschlands namentlich an der Einfuhr ergibt sich aus dieser Übersicht ohne weiteres und er ist um so schwerwiegender, als Deutschland ja direkt nur auf einigen Umwegen das Land zu erreichen vermag und trotzdem hinter den beiden Nachbarn, Österreich-Ungarn und der Türkei, keineswegs zurücksteht. Deutschland führt besonders Roheisen, Schmiedeeisen und Stahl nach Bulgarien ein, ferner Eisen, Räder und Ketten, Wollgarne, Zwirn und Nähgarn, vor allem aber Lokomotiven, Fahrräder, Motoren, landwirtschaftliche und sonstige Maschinen, von denen ein Drittel bis zur Hälfte von Deutschland geliefert wird. Wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, dass das Geschäft nach Bulgarien im Augenblick und in der nächsten Zeit bis zur weiteren Erholung der politischen und wirtschaftlichen Lage sich etwas langsamer entwickelt, so ist doch die weitere Aufnahmefähigkeit des bulgarischen Marktes, zumal in Hinblick auf die Erweiterung des bulgarischen Territoriums, nicht in Zweifel zu ziehen.

Der Anteil Deutschlands an dem serbischen Aussenhandel hat sich, wie schon oben ausgeführt, sowohl in der Einfuhr wie in der Ausfuhr vermindert, und dies, obwohl sich die deutschen Industrie-Erzeugnisse eines guten Rufes in Serbien erfreuen. Das ist einmal auf den neuen österreichisch-serbischen Handelsvertrag zurückzuführen, der im Jahre 1910 in Kraft trat, und weiter auf die günstigen Kreditbedingungen. Aus Deutschland wurden

Digitized by Google

nach Serbien annähernd gleichwertige Mengen ausgeführt, wie nach Deutschland aus Serbien eingeführt wurden. Die Hauptausfuhrartikel Serbiens sind Getreide, Obst, frisches Fleisch, gedörrte Pflaumen und Geflügel; für die letztgenannten beiden Artikel ist Deutschland der Hauptabnehmer. Dagegen führte Serbien aus Deutschland ein: Erzeugnisse der Textil-Industrie, Maschinen, Rindshäute, Eisenwaren, Waffen und Munition, Ackergeräte und chemische Produkte. Durch den Balkankrieg haben natürlich die Handelsbeziehungen Serbiens auch mit Deutschland eine beträchtliche Abschwächung erfahren, und der künftige Handelsverkehr wird wesentlich von der neuen Regelung der politischen Differenzen mit Österreich abhängen.

Über die Gestaltung der deutschen Warenausfuhr nach Griechenland lässt sich im Augenblick noch nichts Näheres sagen. An der Ausfuhr nach Griechenland sind alle wichtigeren deutschen Industriezweige beteiligt. Man darf aber wohl erwarten, dass sich die deutsche Industrie und die deutsche Finanzwelt den Möglichkeiten, die die weitere wirtschaftliche Entwicklung Griechenlands bietet, nicht verschliessen wird, um auch dem deutschen Handel den gebührenden Platz an der Sonne Griechenlands zu sichern, denn in der Handelsbilanz Griechenlands nimmt der Bezug von deutschen Waren noch eine ziemlich bescheidene Stellung ein, während als Käufer für griechische Waren Deutschland heute schon an zweiter Stelle steht.

Was schliesslich die Ausfuhr Deutschlands nach Montenegro betrifft, so hat sie die ihr günstige Konjunktur nach Möglichkeit ausgenutzt und in Kolonialwaren, besonders in Zucker, der zu den relativ stärksten Verbrauchsmitteln des Landes zählt, eine der österreichischen Ausfuhr in diesen Artikeln nahezu gleiche Ziffer erreicht. Hervorzuheben wäre noch, dass Deutschlands Ausfuhr in Seidenartikeln, namentlich in Goldgespinsten, die in Montenegro zur Ausschmückung von Nationalkostümen vielfach Verwendung finden, wesentlich gestiegen ist. Im allgemeinen haben die Wirtschaftsverhältnisse dieses Landes in den letzten Jahren einen günstigen Verlauf und Abschluss gefunden, insbesondere haben sich in den unteren Bevölkerungsschichten, deren Enthaltsamkeit fast sprichwörtlich geworden war, neue und früher wenig empfundene Bedürfnisse nach Verbesserung der Lebensweise merklich einzustellen begonnen, so dass eine Steigerung der Aufnahmefähigkeit des Landes in Aussicht stehen dürfte. Der deutsche Handel wird jedenfalls nicht zögern, sich eine Besserung der Absatzverhältnisse zunutze zu machen. Einstweilen setzt sich der Handelsstand Montenegros aus vielen kleinen Kaufleuten zusammen, die zumeist Gemischtwarenlager halten.

Alles in allem bieten sich jedenfalls für Deutschland die mannigfachsten Ausfuhrmöglichkeiten auf dem Balkan, sobald die jetzige kritische Zeit überwunden ist. Vorbedingung für eine allmähliche wirtschaftliche Fortentwicklung der Balkanländer ist allerdings, dass sie aufhören, so oft den politischen Wetterwinkel Europas zu bilden.

Amerikas Gewinn und Verlust am Kriege.

In der „New Yorker Staatszeitung" findet sich ein ausserordentlich lehrreicher Aufsatz über die Ziffern des amerikanischen Aussenhandels im Monat Oktober, den wir unseren verehrten Lesern nicht vorenthalten möchten.

Diese bedeutende amerikanische Zeitung kommt dabei zu dem für England vernichtenden Schluss: „Seien wir offen: ohne Amerikas Hilfe wäre der Krieg seit Wochen entschieden!" Dieses Urteil wird durch folgende Ziffernangaben sehr einleuchtend begründet:

„An Patronen wurden viermal so viel exportiert wie im gleichen Zeitraum des Vorjahres; an Gewehren nahe doppelt so viel. Im Oktober 1913 bezog England 62 Pferde von uns, 1914 = 7226. Der Export von Leder nach Frankreich hat sich im Oktober vervierfacht, der von Fleischkonserven für seine Truppen ist um nahe das Zweihundertfache gestiegen. Frankreich, das im Oktober 1913 34000 Pfund Speck von Amerika bezog, hat im gleichen Monat 1914 nahezu 13,4 Millionen Pfund gekauft. Englands Kupfer-Import aus den Vereinigten Staaten ist von 9 auf 22 Millionen Pfund, seine Einfuhr von Kleiderstoffen auf 1604000 Yards von 140000 gestiegen. An Autos lieferte Amerika den Alliierten beinahe achtmal so viel wie im Vorjahre, an Brotstoffen England den zwanzigfachen Betrag. Schmalz wurde nach Frankreich über sechsmal so viel, Gasolin dreimal so viel exportiert. Die Zuckerausfuhr ist von $6^3/_4$ auf $138^1/_4$ Millionen Pfund, jene von Zinkplatten und Blechen von 171000 auf $20^1/_8$ Millionen Pfund, jene von Hufeisen auf 2027548 Pfund von 163000 gestiegen. In Nägeln und Draht, in Rindsleder, Stahlstäben, Hülsenfrüchten und Rum hat der Export sich verdoppelt, in frischen Fischen, Kartoffeln, Stearin und telegraphischen

Digitized by Google

Apparaten verdreifacht. Gummistiefel sandten wir achtmal so viel wie im gleichen Monat des Jahres 1913, Eier eine Million mehr, während bei uns die Preise von Woche zu Woche steigen. Unser Strickwaren-Export (Socken, Pulswärmer usw. für die Soldaten im Feld) wuchs von 171 674 auf 878 431 Dollar, der unserer Wollfabrikate um das Viereinhalbfache. Von Mehl gingen $19^1/_2$ Millionen Bushels statt $7^1/_2$; von Roggen 1 612 000 statt 12000; von Hafer 9 324 471 statt 31 000; von Weizen 1 051 000 statt 400 000; von Gerste 2 854 000 statt 590 000 Bushels hinaus; von Hafermehl $3^1/_2$ Millionen Pfund statt 500 000 Pfund; von Reis 7 200 000 statt 1 200 000 Pfund und dank der englischen Herrschaft zur See — erhielten den grössten Teil hiervon die Alliierten.

Welch ein Segen für unser Land, diese gesteigerte Ausfuhr, wird mancher denken, aber auf der andern Seite des Hauptbuches unseres Handels stehen die grossen Abnahmen im Export, stehen alle die Waren, die England im gegenwärtigen Kriege anscheinend nicht gebraucht und die, wie Baumwolle und Kupfer, seine Herrschaft zur See uns an andere Länder zu liefern verbietet. Unser Handel lebt von der Gnade und Not Grossbritanniens. Was seinem Kampfe gegen Deutschland nützt, müssen wir senden, was uns in dieser Zeit einen England bedrohenden Vorsprung gewährte, müssen wir bei uns behalten. Hundert Fabriken arbeiten hier für britische Ordern Tag und Nacht, tausende stehen still auf Order von London.

Und während unsere Waffen, Pferde, Lebensmittel und Kleider auf britischer Seite den Kampf verlängern, der uns bereits über $342^1/_2$ Millionen Dollar kostet, während Hunderttausende unserer Bürger hier *„ad majorem Gloriam Britanniae“* arbeitslos langsam verhungern, rinnt ein stetig wachsender Strom unseres Goldes über die Grenze nach Kanada, um Grossbritannien in seinem Krieg zur Vernichtung des Deutschen Reiches zu helfen und die Not der Zeit bei uns hier noch zu vermehren. Im Jahre 1910 betrug unser Gold-Export in zwölf Monaten 58 Millionen Dollar, im Jahre 1911 37 Millionen Dollar, im Jahre 1912 47 Millionen Dollar, im Jahre 1914 in einem einzigen Monat (Oktober) 50 301 972 Dollar und in den ersten zehn Monaten dieses Jahres 207 958 750 Dollar.“

Diese Darlegungen bedeuten eine durchschlagende Begründung für die amerikanische Protestnote zum Schutze des neutralen Handels.

Ein neuer Staatssekretär im Reichsschatzamt.

Wieder einmal ist ein Wechsel im Reichsschatzamt zu verzeichnen, und zwar handelt es sich um den Posten des Staatssekretärs.

Alle die Staatssekretäre der letzten Jahre wie Stengel, Sydow und Wermuth haben kein allzulanges Amtsleben zu verzeichnen gehabt. Den letzten Staatssekretär hatte das Reichsschatzamt in Exzellenz Kühn, der im März 1912 den verantwortungsvollen Posten übernahm und es stets verstand, mit dem Reichstag umzugehen. Seiner Aufgabe, Ruhe und Ordnung in die Reichsfinanzen hineinzubringen, ist er gerecht geworden. Seine schwankende Gesundheit veranlasste ihn zum Rücktritt. Er steht im 64. Lebensjahre.

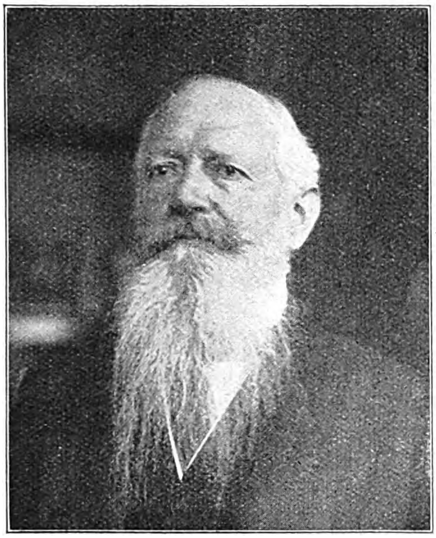
Als Nachfolger wurde Wirklicher Legationsrat Prof. Dr. Karl Helfferich ausersehen, von dem man viel erwartet. Als Hauptaufgabe und gewissermassen als Feuerprobe steht ihm u. a. in nächster Zeit die Frage der Kriegsentschädigung zu, eine Aufgabe — im Vergleich zur finanziellen Auseinandersetzung mit Frankreich 1870/71 — riesengross.

Prof. Dr. Karl Helferich wurde am 22. Juli 1872 als Sohn des Kommerzienrats Friedr. Helfferich in Neustadt a. d. Haardt geboren, steht also jetzt im 43. Lebensjahre.

Nach Absolvierung des Gymnasiums in seiner Vaterstadt studierte er in München, Berlin und Strassburg, wo er sich 1894 den staatswissenschaftlichen Doktor erwarb. Grössere Studienreisen inner- und ausserhalb Europas weiteten in den folgenden Jahren seinen Blick. Nach einer kurzen Zeit als Dozent der Staatswissenschaften in Berlin trat er als Referent für wirtschaftliche Angelegenheiten in die Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes ein. 1902 zum Legationsrat ernannt, erging 1904 an ihn ein Ruf als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an die Universität Bonn, dem er jedoch nicht Folge leistete. Noch im selben Jahre wurde er zum Wirklichen Legationsrat ernannt und 1905 zum Vortragenden Rat befördert.

Die nächsten Jahre sahen Dr. Karl Helfferich in verschiedenen Missionen. Nach seinem Aus-

Digitized by Google



Exzellenz Kühn,
der vor kurzem im 64. Lebensjahre aus dem Amte geschiedene Staatssekretär.

Wirkl. Legationsrat Dr. Karl Helfferich,
der neue Staatssekretär im Reichsschatzamt.

tritt aus dem Staatsdienst wurde er Direktor der anatolischen Bahnen und später übernahm er eine leitende Stellung bei der Deutschen Bank, für die er vielfach in Konstantinopel tätig war. Als Fachschriftsteller hat er Hervorragendes geleistet und mit Recht bezeichnet man Helfferich als einen der besten Orientkenner.

Neue Wege, die zur Gesundung des ganzen Finanzwesens notwendig sind und bisher nicht gefunden wurden, erwartet man nun von diesem neuen Mann, der sich vielfach in der Welt umgesehen und sich alles Rüstzeug der Wissenschaft und der Praxis zu verschaffen gewusst hat. Es wird allseitig gehofft, dass es ihm gelingt, all den Erwartungen gerecht zu werden, die ihn auf seinem schweren, aber ehrenvollen Weg begleiten.

Kann Amerika ohne das deutsche Kali auskommen?

Eine ernste Sorge bewegt die Landwirtschaft der Vereinigten Staaten. Sie bedarf, wie bekannt, zur Düngung der Ackerflächen grosser Mengen deutschen Kalis, und zwar wird die Ausfuhr an Kali aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten auf rund eine viertel Millionen Tonnen jährlich anzusetzen sein. Gerade um die jetzige Jahreszeit, wo sonst Schiffsräume ausreichend zur Verfügung stehen, pflegt die Kaliausfuhr nach den Vereinigten Staaten einzusetzen. In diesem Jahre liegen nun die Verhältnisse ganz aussergewöhnlich. Deutsche Schiffe befahren bekanntlich zurzeit das Weltmeer nicht; allein selbst wenn amerikanische Schiffe in den deutschen Häfen eintreffen würden, um Kali zu holen, so würden sie, wie sich versteht, nur unter ganz bestimmten Bedingungen dies für ihr Land so kostbare Düngemittel erhalten. Denn es liegt auf der Hand, dass Deutschland die Ausfuhr von Kali nach den Vereinigten Staaten nur unter der Voraussetzung erlauben würde, dass von amerikanischer Seite uns entsprechende, gleichwertige Gegenleistungen geboten und zugesichert werden.

Unter diesen Umständen beschäftigt man sich in Amerika viel mit der Frage, ob man sich nicht etwa das benötigte Kali auf andere Weise, unabhängig von Deutschland, verschaffen kann. Es scheint sich auch wirklich auf den ersten Blick ein Weg zu bieten, auf dem dieses Ziel erreicht werden könnte, indem man nämlich das Kali aus der Asche des Holzes gewinnt. Dieser Gedanke wird in der in

Digitized by Google

Chicago erscheinenden Fachzeitschrift „Hardwood Record" auf seine Ausführbarkeit hin erörtert. Die Gewinnung des Kalis aus der Holzasche ist ein primitives, in der Geschichte wohl bekanntes Verfahren. Die ersten amerikanischen Ansiedler nutzten den gewaltigen Holzreichtum, den sie an der Atlantischen Küste der Neuen Welt von den Neuenglandstaaten bis nach Nordkarolina fanden, in dieser Weise aus; in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts wurde sogar Asche aus Holz in grossem Masstabe nach England verfrachtet, und dieses Ausfuhrgut brachte damals 30 bis 40 Dollars für die Tonne ein. Auch die Neger in den Vereinigten Staaten warfen sich mit Vorliebe auf diesen leichten Erwerbszweig, und so verbreitete er sich weiter nach dem Süden und auch nach dem Norden, nach Kanada. Da das Holz in den grossen Wäldern Nordamerikas ehemals jedermann frei zur Verfügung stand und zu dem Aschenhandel kein Anlagevermögen gehörte, wurden gewaltige Holzmengen verbrannt und zu Asche verwandelt. Heute liegen aber die Dinge ganz anders. Das amerikanische Holzfachblatt rechnet damit, allein aus den amerikanischen Holz-

An unsere Leser im Auslande und Übersee!

In letzter Zeit sind uns wieder eine grosse Anzahl Anfragen nach leistungsfähigen Fabrikanten deutscher Waren aller Art zugegangen.

Wir waren in der angenehmen Lage, den ausländischen und überseeischen Firmen bewährte Fabrikanten folgender angefragter Artikel namhaft machen zu können und somit zur Belebung und Verstärkung der Beziehungen zwischen den Importeuren und Exportfirmen beizutragen.

Blechdosen
Blumen, künstliche
Celluloidplakate
Celluloidtafeln
Chemikalien
Eisenkurzwaren
Elektrische Schwach- und Starkstromartikel
Elektromedizinische Apparate
Elfenbein (imitiertes, für Pianotasten)
Fahrräder
Fibre (für Elektrotechnik)
Galanteriewaren
Geschäftsbücher
Gummiband
Heizapparate, elektrische
Hutfabrikationsmaschinen
Kautschuktypen für Stempel
Kochapparate, elektrische
Kohleneleektroden, elektrische
Kontorutensilien
Manufakturwaren
Maschinen für Stroh-Hülsen und -Matten
Maschinen zur Teigwarenfabrikation
Massenartikel
Messinstrumente, elektrische
Metallurgische Waren
Motorboote
Neuheiten, allgemeine
Notizbücher
Patentartikel (Neuheiten)
Postkarten
Puppenköpfe (aus Celluloid)
Reklameartikel
Sammet und Sammetwaren
Schallplatten
Scherzartikel
Schnellbohrmaschinen
Spielwaren
Stahlwaren
Steingutpressen
Stempelhefte und alle anderen Utensilien
Thermometer
Velvetstoffe
Zahnärztliche Instrumente
Zollstäbe (aus Holz und Eisen)

Diese unsere Bestrebung würde die beste Förderung erfahren, wenn unsere Auslandsfreunde bei eintretendem Bedarf sich stets an uns wenden wollten.

Auch in Zukunft werden wir jede gewünschte Bezugsquelle für deutsche Waren gern und kostenlos aufgeben. Wir bitten, sich möglichst unter Aufgabe deutscher Referenzen und Bankverbindungen an die

Vermittlungsstelle des Export-Anzeigers

zu wenden.

Verlag von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger

in Bielefeld und Leipzig, Hospitalstrasse 27.

Digitized by Google

abfällen, die zurzeit unausgenutzt blieben, jährlich 50 000 Tonnen Asche gewinnen zu können; ferner aus Sägespänen jährlich 500 000 Tonnen Asche und die gleiche Menge aus dem Brennholze, so dass im ganzen über eine Million Tonnen Asche zur Verfügung ständen. Hiermit wäre der Bedarf von 250 000 Tonnen Kali im Jahre zwar nicht ganz, wohl aber zu mehr als drei Fünfteln gedeckt. Auf den ersten Anblick scheinen diese Ausführungen nicht ganz unwahrscheinlich; wenn man aber die zuverlässigen Angaben der chemischen Analyse der Holzasche heranzieht und dann ausrechnet, wieviel Holz in Wahrheit verbrannt werden müsste, um das ausfallende Kali zu ersetzen, so kommt man zu ganz ungeheuerlichen Ergebnissen. Es ergeben nämlich 100 kg trocknen Tannenholzes 830 g Asche mit einem Kaligehalt von 23,6 Prozent (also fast einem Viertel), während 100 kg Fichtenholz nur 570 g Asche mit einem Kaligehalt von 14 Prozent liefern. Das Tannenholz bietet mithin für die Kaligewinnung die günstigere Möglichkeit. Eine Tonne Tannenholz liefert rund 200 g Kali; 250 000 Tonnen Kali erfordern daher eine Menge von 125 Millionen Tonnen Tannenholz. Was bedeutet diese Zahl? Wenn man diese Holzmenge sich auf die Eisenbahn verladen vorstellt, brauchte sie, eine Tragfähigkeit von 10 Tonnen für Holz für den Güterwagen vorausgesetzt, $12^1/_2$ Millionen Wagen! Fragt man, wie gross der Wald sein müsste, der diesen Riesengüterzug voller Holz beladen sollte, so hat man ihn etwa auf 120 Millionen Tannenbäume zu berechnen. Das wäre ein Wald, der ungefähr eine Fläche von 12 000 qkm, also etwa die Fläche von Mecklenburg-Schwerin, bedecken würde.

Zur Herstellung und Gewinnung des Kalis aus Holzasche müssten sich also die Vereinigten Staaten entschliessen, geradezu riesenhafte Waldbestände zu opfern. Dazu gehört zunächst eine gewaltige Organisation, die samt den dazu nötigen Einrichtungen erst geschaffen werden müsste. Ausserdem aber bedeutete das Verbrennen von soviel Holz eine schmähliche Raubwirtschaft und eine nie wieder gut zu machende Schädigung des amerikanischen Waldbestandes, der durch den sonstigen Holzbedarf für Papiererzeugung, Essigsäuregewinnung, Tischler- und Bauholz schon stark beansprucht ist. Müsste doch ein volles Zweihundertfünfzigstel des gesamten Holzbestandes der Vereinigten Staaten dem Kaliverbrauche eines einzigen Jahres zuliebe in Flammen aufgehen, wobei noch zu beachten bleibt, dass der kommerziell wirklich ausnutzbare Waldbestand der Vereinigten Staaten weit geringer ist, als ihr gesamter Holzbestand. Der Vorschlag des amerikanischen Fachblattes, das deutsche Kali durch Kali aus Holzasche zu ersetzen, ist demnach als Utopie zu bezeichnen. Wenn der amerikanische Landmann aus dem Boden weiter Korn gewinnen will, ist und bleibt er auf die Einfuhr des deutschen Kalis angewiesen, und Deutschland hat es in der Hand, Bedingungen für die Kaliausfuhr stellen zu können.

Deutsche Automobile.

Der prächtige Sieg deutscher Automobile im internationalen Kampf in Lyon im Vorjahre hat die ganze Welt wieder darauf hingewiesen, dass die deutschen Automobilfirmen bei ihrer Fabrikation nur das jeweils erreichbare beste Material verwenden und dadurch eine bedeutende Sicherheit vor allzu grossen Reparaturkosten bieten. Wenn die Witzblätter heute davon schwärmen, dass bei einem „Auto" nicht der Kaufpreis, sondern die Reparaturkosten das teuerste seien, so trifft dies niemals auf ein deutsches Fabrikat zu. Es kann dies mit Rücksicht auf die Verkaufsmanöver verschiedener fremdländischer Firmen nicht genügend betont werden, bei denen zu einem unverhältnismässig niedrigen Preis ein Automobil angeboten wird. Diese Praktiken braucht Deutschlands Automobil-Industrie nicht, sie liefert Wagen zu Preisen, wie sie aus dem Material bedingt werden und sichert sich dadurch langsam aber sicher den Weltmarkt. Die bekannte Firma Rud. Ley A.-G. in Arnstadt i. Thür. exportiert z. B. alljährlich über 60 % von ihrer gesamten Produktion ins Ausland und ist damit eine der bedeutendsten Automobilfabriken Deutschlands für den Export. Auf der baltischen Ausstellung in Malmö 1914 kam dies auch gut zum Ausdruck, wie das Titelblatt dieser Nummer zeigt. Es waren dort ausgestellt ein Fahrzeug der Type H4A 8/24 PS. 4 Zyl. mit Torpedo-Sport-Karosserie, elektrischer Beleuchtung, K. P. Z.-Rädern, in Luxusausführung. Ferner wurde noch ein Chassis der Type K6 10/28 PS. 6 Zyl. mit Eisemann-Richtmaschine und K. P. Z.-Rädern gezeigt. Wie die Berichte der skandinavischen Blätter erkennen lassen, hat dieser Stand bei den Besuchern die verdiente Aufmerksamkeit gefunden, insbesondere wurde das 6 Zyl. Chassis wegen seiner sauberen Abarbeitung sowie seiner gediegenen und übersichtlichen Konstruktion viel beachtet.

Digitized by Google

OIGEE-Feldstecher

für Privat- und Kriegsgebrauch.

Der Verlauf des Weltkrieges 1914/15 hat in augenfälligem Masse auf die Wichtigkeit der optischen Hilfsmittel aufmerksam gemacht. Millionen deutscher Männer erfahren dadurch, welchen Vorteil der Gebrauch eines in jeder Richtung zuverlässigen und guten Fernglases bietet. Je genauer und schneller die Stellung des Gegners erkannt ist, sei es von ebener Erde, sei es vom Flugzeug oder vom Schiffe aus, überall wird derjenige im Vorteil sein, dessen Beobachtungen der Wirklichkeit am nahesten kommen. Welche Eigenschaften verbürgen nun aber diese Sicherheit im Erkennen des Zieles und zugleich die Beständigkeit der ursprünglichen guten Leistung eines Feldstechers? Die erste Anforderung bedingt höchste optische Leistung, die Beständigkeit dieser optischen Leistung dagegen hängt von der Güte der Arbeit der optischen Teile und — und zwar in der Hauptsache — des mechanischen Aufbaues ab.

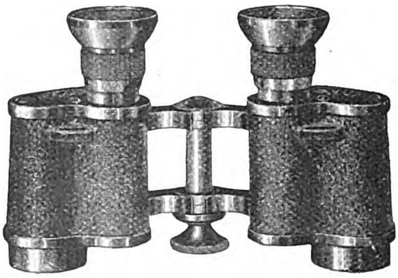


Abb. 1. OIGEE MILSEX.

Was ist aber optische Höchstleistung? Der Laie versteht gewöhnlich darunter die Stärke der Vergrösserung und meint, dass, je mehr das Fernglas den beobachteten Gegenstand im Bilde heranzieht, desto besser das Glas sein muss. Und doch tut es die Vergrösserung nicht allein, denn beispielsweise hat das deutsche Heer nach jahrelangen eingehenden wissenschaftlichen und praktischen Versuchen bei Ferngläsern für den Handgebrauch die sechsfache Vergrösserung als die günstigste festgestellt. Bei dieser Vergrösserung im modernen Prismen-Feldstecher vereinigt sich Kleinheit der Abmessungen, also ein gefälliges Format und geringes Gewicht, mit für die meisten Beobachtungen genügender Helligkeit und weitem Bildkreis. Auch die besonders nach körperlichen Anstrengungen etwas unruhigere Haltung macht sich naturgemäss bei sechsfacher Vergrösserung weniger störend bemerkbar, als bei Anwendung stärker vergrössernder Ferngläser. Unter solcher Voraussetzung ermöglicht erwiesenermassen die schwächere sechsfache Vergrösserung ein genaueres Erkennen des Zieles als etwa eine acht- oder zehnfache, geschweige denn noch stärkere Vergrösserung des Fernglases.

Einem im deutschen Heere als amtliches Armee-Dienstglas eingeführten Durchschnittsmodell entspricht das OIGEE „Milsex" (Abb. 1), dessen Gewicht 500 g beträgt und das die Helligkeit 16 mit einem Bildkreis von 122 m in der sechsfachen Vergrösserung vereinigt. Dabei ist die ganze Höhe des Glases im Gebrauchszustande nur 9 cm. Dieses OIGEE „Milsex" wird nur an Heeresangehörige, also für den Gebrauch im Heeresdienste, geliefert, dagegen das optisch und mechanisch gleichwertige, sogenannte Tropenmodell „Troigsex" auch an das Privatpublikum zum Ladenpreise von M. 120.— durch jedes optische Geschäft verkauft. Sowohl das OIGEE „Milsex" wie das OIGEE „Troigsex" besitzen die Sonderart der Einzeleinstellung auf genaue Sehschärfe, d. h. also getrennt für jedes Auge. Diese Bauart bietet den Vorzug der vollkommenen Abdichtung des Innern gegen Staub und Feuchtigkeit, ist also wasserdicht und staubsicher und führt deshalb mit vollem Recht die Bezeichnung des Sondermodelles für Militär- und Tropengebrauch.

Bequemer und mehr dem Privatgebrauch angepasst ist die Ausführung für gemeinsame Einstellung der Okulare durch Mitteltrieb, die in den OIGEE-Binokles besonders haltbar und zweckentsprechend ausgebildet ist. Denn es kommt darauf an, die Bewegung der Okulare auf beiden Seiten so gleichmässig und sicher zu erreichen, dass ein leichtes Gleiten und trotzdem ein sicherer Abschluss des Inneren des ganzen Glases erzielt wird. Bei den OIGEE-Feldstechern gleiten die Okulare nicht

Digitized by Google

in Tuchfütterung, wie in vielen selbst teueren derartigen Feldstechern, sondern es gleitet auf das genaueste ineinandergepasst Metallzylinder in Metallführung und diese Anordnung verbürgt den Gipfel der Präzision. Das dem vorgenannten OIGEE „Milsex“ und „Troigsex“ entsprechende Mitteltriebglas führt den Namen OIGETUR und wird zum Ladenpreise von M. 130.— von allen guten optischen Geschäften geführt.

Wie schon oben betont, ist die sechsfache Vergrösserung als ein allgemein in Anwendung kommender Durchschnitt anzusehen, und so muss jede Steigerung der optischen Leistung eine Vermehrung des Umfanges und Gewichtes nach sich ziehen. Diese Steigerung kommt in verschiedener Richtung in dem Mitteltriebglase OIGEMAR (Abb. 2) zum Ausdruck, nämlich in der Vermehrung der Helligkeit von 16 auf 25, also um nahezu 60 Prozent und ferner der Grösse des zu überblickenden Bildkreises, der 150 m im OIGEMAR gegenüber 122 m im OIGETUR an Durchmesser hat, d. h. wiederum nahezu 25 Prozent mehr. Mit Recht hat man das OIGEMAR als den Riesen in optischer Leistung bezeichnet, trotzdem auch dieses Glas keine stärkere Vergrösserung als sechsfach bietet. Aber sie genügt selbst den Zwecken der Artillerie, Kavallerie und der Marine, trotzdem alle diese Heeresgattungen zu Beobachtungen auf weiteste Entfernungen gezwungen sind.

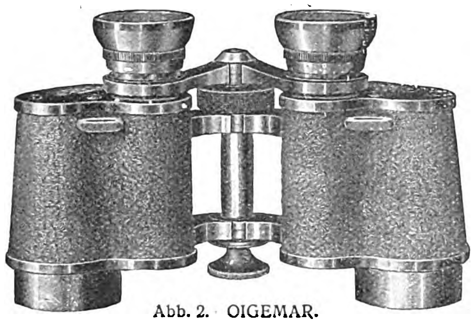


Abb. 2. OIGEMAR.

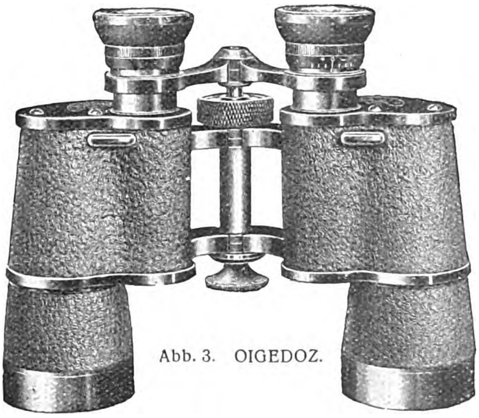


Abb. 3. OIGEDOZ.

Gewicht und Umfang sind darum gar nicht einmal so stark vermehrt, denn bei nur 11,5 cm Höhe wiegt das OIGEMAR mit Mitteltrieb 730 g, die tropensichere Ausführung ohne Mitteltrieb, das TROIGIGANT nur 675 g. Letzterem entspricht das Militär-Sondermodell MILMAR gleichen Gewichtes. Der Ladenpreis des OIGEMAR ist M. 160.—, des TROIGIGANT M. 150.—, während die Militärmodelle, welche nur Heeresangehörigen aller Staaten geliefert werden, Sonderpreise haben, deren Bekanntgabe sich hier leider verbietet.

Es dürfte zu weit führen und auch ermüden, hier alle Modelle und Eigenschaften der OIGEE-Binokles aufzuführen, denn wer sich auf Grund vorliegender Zeilen näher für die ganze Materie interessiert, dem wird das von der Optischen Anstalt OIGEE, Berlin-Schöneberg, im Eigenverlag ehergausgegebene kleine Büchlein „Das moderne Binokle, eine Preis- oder Qualitätsfrage“ in Verbindung mit dem Gesamtverzeichnis PV über OIGEE-Binokles weitgehende Aufklärung verschaffen. Beide Werkchen, in klarer Sachlichkeit und verständlich für jeden Laien geschrieben, sind kostenlos von dieser Firma zu beziehen und werden dem Leser ein willkommener Berater für den Ankauf eines Feldstechers erster Qualität sein.

Hier mag nur noch angefügt werden, dass für den Liebhaber starker Vergrösserungen OIGEE-Binokles auch bis zu 12- und 16 facher Vergrösserung angefertigt werden, von denen Abb. 3 eine Vorstellung gibt.

Das OIGEDOZ 12 fach mit Mitteltrieb hat den Ladenpreis von M. 210.—, das Tropenmodell TROIGEDOZ kostet M. 200.—, während die 16 fache Vergrösserung um je M. 10.— teurer ist. Das entsprechende Militär-Modell ist das MILDOZ.

Allgemein herrscht in Laienkreisen über den Begriff des Bildkreises und der Zahlenangaben darüber einige Unklarheit. Die optischen Anstalten von Ruf bezeichnen den Bildkreis einmal nach Winkelmass und gleichzeitig nach dem Durchmesser des Bildes, das sich auf 1000 m Entfernung beim Hindurchblicken durch das betreffende Fernglas-Modell dem Auge des Beobachters darbietet. Dieser Durchmesser ist beim OIGEMAR z. B. 150 m auf 1000 m Entfernung und entspricht einem Winkelmass von 8,4 Grad. Letzteres ist eine konstante Grösse, während der Durchmesser des Bildkreises auf geringere Entfernungen naturgemäss kleiner, auf weitere grösser sein muss, ähnlich einem Strahlenkegel, der, je länger er ist, auch eine desto grössere Basis erhält. Genau so wird der Bildkreis des OIGEMAR, wie jedes anderen Fernglases gleicher Leistung, auf 100 m nur einen Durchmesser von 15 m, dagegen auf 5000 m Entfernung einen solchen von 5 × 150 = 750 m haben, oder mit anderen

Digitized by Google

Worten, der Beobachter ist imstande auf 5000 m Entfernung mit dem OIGEMAR (Abb. 4) einen Horizont zu überschauen, dessen Länge 750 m ist.

Welche angenehme Wirkung ein so weiter Bildkreis auf das Auge hat, weiss derjenige zu schätzen, der bisher einen gewöhnlichen Feldstecher führte, mit dem üblichen sehr beschränkten Bildkreise, und danach einen erstklassigen Prismen-Feldstecher, wie das OIGEMAR, vor sein Auge nimmt. Wie ein Panorama liegt die Landschaft vor ihm, zum Greifen nahe und in allen Einzelheiten so deutlich, die Tiefenunterschiede im Gelände so klar ersichtlich — letzteres infolge der gesteigerten Plastik des OIGEE-Binokles — als gäbe es gar keine Entfernungen mehr, in die nicht das Auge mit Hilfe eines solchen Fernglases unbedingt sicher eindringen könnte. Diesen besonderen Eigenschaften verdanken die Prismen-Feldstecher, im engeren Sinne die OIGEE-Binokles, ihren Siegeslauf. Wer sie erst einmal in Gebrauch genommen hat, mag nicht wieder darauf verzichten. Wenn auch im Augenblick der Anschaffung der Preis hoch erscheint, wird die Leistung und unverwüstliche Bauart gerade der OIGEE-Binokles, die bekanntlich in allen Industrie-Staaten geschützt sind, um Nachahmungen zu verhindern, den Käufer sein Leben lang für die einmalige Ausgabe entschädigen. Wem Beruf, Wissenschaft, Sport oder Liebhaberei Veranlassung gibt, einen Prismen-Feldstecher zu gebrauchen, sollte nicht unterlassen, sich dafür des OIGEE-Binokles zu bedienen.

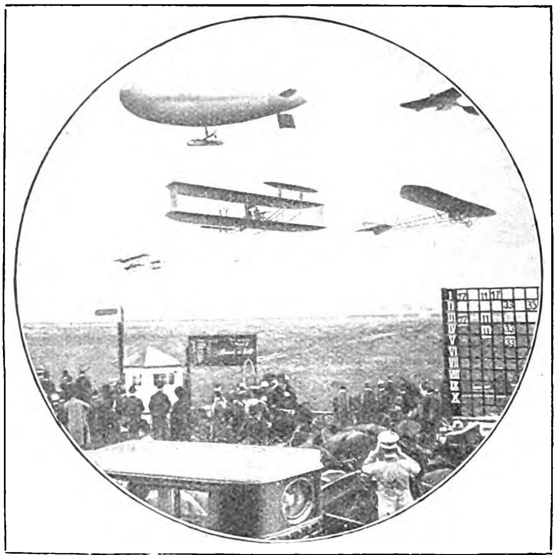


Abb. 4. Flugplatz Johannisthal bei Berlin.
Aus etwa 500 m Entfernung mit OIGEMAR gesehen.

Deutschlands Roheisen-Erzeugung im Dezember 1914. Nach den Ermittlungen des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller betrug die Roheisen-Erzeugung im deutschen Zollgebiet während des Monats Dezember insgesamt 853881 t gegen 788956 t im November. Die tägliche Erzeugung belief sich auf 27545 t (gegen 18925 t im August; 19336 t im September; 23543 t im Oktober und 26299 t im November). Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für November angegeben ist): Giessereiroheisen 148881 t (131941 t), Bessemer Roheisen 8778 t (7984 t), Thomasroheisen 542808 t (498384 t), Stahl- und Spiegeleisen 128317 t (123000 t), Puddelroheisen 25097 t (27647 t). Von den Bezirken sind im Dezember (gegenüber November) beteiligt: Rheinland-Westfalen mit 395600 t (390785 t), Siegerland, Kreis Wetzlar und Hessen-Nassau mit 52172 t (44912 t), Schlesien mit 61166 t (55537 t), Norddeutschland (Küstenwerke) mit 14830 t (14201 t), Mitteldeutschland mit 25299 t (25292 t), Süddeutschland und Thüringen mit 15473 t (13881 t), Saargebiet mit 53554 t (49853 t), Lothringen mit 124464 t (98567 t), Luxemburg mit 111323 t (95928 t). Die Gesamt-Erzeugung an Roheisen betrug im Jahre 1914 insgesamt 14389547 t gegen 19309172 t im Jahre 1913.

Die deutsche Industrie im Kriege. In einem Bericht über das Jahr 1914 widmet die Dresdner Bank der Lage der deutschen Industrie eine besondere Betrachtung. Die Ungewissheit der Zukunft — so heisst es in dem Bericht —, die plötzliche Entziehung zahlreicher Arbeitskräfte und die durch die Truppentransporte hervorgerufene Stockung im Güterverkehr hatten zunächst bei Kriegs-

Digitized by Google

ausbruch einen Stillstand der Industrie zur Folge. Nachdem der Güterverkehr nach Beendigung der Mobilmachung allmählich wieder aufgenommen werden konnte, die Unternehmungen einen Überblick über die ihnen verbleibenden Arbeiterbestände und über die Möglichkeiten, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, gewonnen hatten, kamen auch die Produktion und der Verkehr allmählich wieder in Gang. Die Lage am Arbeitsmarkt gestaltete sich andauernd und zusehends günstiger. Die Unternehmungen der Montan-Industrie sind im grossen ganzen durchschnittlich mit etwa zwei Drittel ihrer früheren Produktion beschäftigt, ein Ergebnis, das in Anbetracht der ohnedies auf absteigender Linie sich bewegenden Konjunktur und der Tatsache, dass ihnen zum Teil auch die leistungsfähigen Spezialarbeiter entzogen wurden, als ausserordentlich befriedigend bezeichnet werden muss. Die Montanunternehmungen liefern nicht nur die für die Herstellung von Kriegsmaterial unentbehrlichen Rohstoffe, sondern sie sind, dank ihrer hervorragend leistungsfähigen Einrichtungen für die Weiterverarbeitung, selbst in der Lage, Kriegsmaterial herzustellen und zum grossen Teil sehr lebhaft damit beschäftigt. Dass auch für die Munitions- und Waffenfabriken ausnahmslos durch den Krieg eine Zeit der Hochkonjunktur angebrochen ist, liegt auf der Hand, aber auch zahlreiche andere Unternehmungen haben ihre auf die Herstellung von Friedensartikeln eingerichtete Produktion auf die einen ausserordentlichen Bedarf an Kriegsmaterial hervorbringenden Zeitumstände eingestellt und sich auf die Anfertigung von Gütern geworfen, die in mehr oder weniger engem Zusammenhang mit der Kriegführung stehen. Von dieser Konjunktur profitierte namentlich auch die deutsche Textil-Industrie, deren Lage bis Kriegsausbruch eine nicht gerade sehr erfreuliche war. Auch die Leinen- und Leder-Industrie fand, wie so manche andere, auf diese Weise äusserst lebhafte Beschäftigung. Daneben waren manche Industriezweige und Unternehmungen, namentlich solche, die auf die Fabrikation von Luxusgütern eingestellt sind, nicht in der Lage, ihre Betriebe für die Produktion von Kriegsmaterial umzuorganisieren. Namentlich leiden auch zahlreiche Export-Industrien unter den Schwierigkeiten der Ausfuhr, wie sie die gegenwärtige Lage ergibt. Alles in allem muss man aber sagen, dass die Einschränkung, die die industrielle Produktion in Deutschland seit Kriegsausbruch erfahren hat, im ganzen keinen bedenklichen Umfang angenommen hat. Daraus, dass die Einnahmen der Eisenbahnen aus dem Güterverkehr um nicht ganz 20 Prozent hinter der Vorjahrsziffer zurückbleiben, dass die Produktion bei mehr als vierhundert industriellen Unternehmungen der verschiedensten Gewerbezweige, die darüber an das Reichsarbeitsblatt berichteten, eine Einschränkung um nur etwa ein Viertel erfahren hat, und aus den Mitteilungen verschiedener leitender Persönlichkeiten der Montan-Industrie über eine Einschränkung der Produktion ihrer Unternehmungen um etwa ein Drittel, lässt sich folgern, dass insgesamt im Durchschnitt die deutsche industrielle Produktion eine Einschränkung von vielleicht ein Viertel bis höchstens ein Drittel erfahren hat. Das ist eine Ziffer, die in keiner Weise bedenklich und in Anbetracht der Verhältnisse als überraschend günstig bezeichnet werden muss. Wie der seitherige Gang der kriegerischen Ereignisse uns voll Vertrauen dem schliesslich siegreichen, wenn auch noch mit schweren Opfern zu erkämpfenden Ende des Krieges entgegensehen lässt, so können wir auch hinsichtlich der wirtschaftlichen Entwicklung, im Vertrauen auf die seither bewiesene Kraft, der Zukunft zuversichtlich entgegensehen.

Scheitern der englischen Anilingründung. Aus London wird gemeldet, dass für den Plan der englischen Regierung eine englische Fabrik für Anilinfarben ins Leben zu rufen, nicht genügend Zeichnungen des Aktienkapitals eingegangen sind.

Das erforderliche Kapital war etwa auf 40 Millionen Mark bemessen worden, und die Regierung hat sich alle Mühe gegeben, die Beteiligung an der Fabrik schmackhaft zu machen. Wenn es trotzdem nicht gelungen ist, in der grossen englischen Textil-Industrie 40 Millionen Mark aufzubringen, so muss das als ein sehr deutlicher Beweis angesehen werden, dass der Plan der Regierung an sich nicht gut gewesen ist. Das hat man zwar in Deutschland schon von vornherein behauptet. Wichtig aber ist, dass es nun auch von der englischen Industrie direkt festgestellt worden ist. Es geht nicht an, über Nacht eine Industrie zu schaffen, zu deren Entwicklung Jahrzehnte gehören, zu deren Gedeihen nicht zum mindesten die deutschen Hochschulen mit beigetragen haben. Diese Hochschulen, das Heer der wissenschaftlichen Hilfsarbeiter, der gelernte Arbeiterstand und die Beamten für eine Welt-Industrie wie die deutsche chemische Industrie lassen sich nicht über Nacht hervorzaubern. Vor allem scheint es in England an den nötigen Rohstoffen für eine Anilin-Industrie zu fehlen. Das Scheitern des Planes und das Misstrauen der englischen Industrie und der Finanzwelt werden ferner darauf zurückgeführt, dass die Frage des Patentrechtes noch ganz unsicher sei. Die Herstellung der deutschen Anilinfarben in England ist naturgemäss durch zahlreiche Patente geschützt, die auch durch die Willkür der britischen Regierung nicht ohne weiteres verschwunden sind. Die Gefahr, dass nach einem Friedensschluss die Patente wieder aufleben und die Konkurrenzfabrik deshalb ihren Betrieb einstellen muss, ist in der Tat sehr gross. Denn eine der hauptsächlichsten Friedensbedingungen wird die Wiederherstellung der geschäftlichen Moral bilden. Ebensowenig scheint aber die britische Regierung eine Garantie dafür übernehmen zu wollen, dass sie ihre

Digitized by Google

Farbenfabrik durch einen Zollschutz für immer konkurrenzfähig macht. Der Dilettantismus im britischen Wirtschaftsleben scheint ebenso gross zu sein wie bei manchen militärischen Massnahmen.

Der Versand des Stahlwerksverbandes im Dezember. Der Absatz des Stahlwerksverbandes betrug im Dezember

insgesamt 268189 t

(Rohstahlgewicht) gegen 146088 t im November 1914 und 457472 t im Dezember 1913.

Mit den Monatsziffern des letzten Jahres und der vier vorangegangenen Jahre stellen sich die nun bekanntgewordenen Gesamtziffern (in 1000 t) folgendermassen in Vergleich:

	1914	1913	1912	1910	1911
Januar . . .	455	536	479	404	378
Februar . .	483	506	507	414	397
März . . .	561	562	679	653	604
April . . .	512	566	468	440	415
Mai	553	567	536	532	388
Juni	563	606	613	499	448
Juli	470	506	542	461	394
August. . .	?	525	553	475	447
September .	245	520	510	503	449
Oktober . .	281	525	541	472	459
November .	246	462	593	489	420
Dezember. .	268	457	532	468	443

Von dem Versande entfallen auf Halbzeug 49893 (38717 bzw. 130538) t, auf Eisenbahnmaterial 167877 (149911 und 232504) t und auf Formeisen 50419 (57460 und 94430) t.

Die kritische Lage der rumänischen Petroleum-Industrie. Die Lage der rumänischen Petroleum-Industrie gestaltet sich, einer Notiz des „Moniteur de Pétrole Roumain" zufolge, jeden Tag unbefriedigender und eine Besserung ist in nächster Zeit nicht zu erwarten. Die Beunruhigung in den Kreisen der Produzenten ist täglich in der Zunahme begriffen, da der Lagerungsraum, über den die Industrie für ihre Produkte verfügt, von Tag zu Tag geringer wird. Die Vorräte haben in den letzten Monaten durchschnittlich um 60000 t pro Monat zugenommen, so dass dieselben einschliesslich der am 31. Juli 1914 vorhanden gewesenen Bestände von 300000 t gegenwärtig die enorme Höhe von 600000 t erreicht haben dürften. Abgesehen von den in Constanza eingelagerten Mengen liegt ein grosser Teil bei den Raffinerien, deren Tätigkeit dadurch mehr und mehr beschränkt wird. Hieraus erklärt sich auch die Tatsache, dass die in den Fabriken behandelten Mengen in den letzten Monaten, gegenüber der Produktion von Rohöl im allgemeinen, eine fühlbare Abnahme erfahren haben. So wurden im Oktober 141782 t gegen eine Produktion von 161000 t Rohöl, im November 117972 t gegen 148000 t verarbeitet. Sollte diese Situation andauern, so würde bald der Augenblick gekommen sein, wo die Raffinerie-Industrie zu funktionieren aufhören und als Folge davon die Förderung eingestellt werden müsste. Der gegenwärtige Export für Leuchtzwecke ist viel zu gering, um der Industrie von irgendwelchem Nutzen sein zu können, während der einheimische Konsum zu schwach ist, um einer so ausgedehnten Industrie, wie der Petroleum-Industrie, eine Stütze zu bieten. So stellt der Weltkrieg auch die rumänische Petroleum-Industrie auf eine harte Probe.

Leipziger Frühjahrsmesse. Die Abhaltung der Leipziger Frühjahrsmesse für die Tage vom 1. bis 5. März ist vom Rate der Stadt Leipzig im Einvernehmen mit den Aussteller- und Einkäuferkreisen auch für dieses Jahr beschlossen worden. Verschiedenen Äusserungen der Fachverbände nach, werden die am Messverkehr beteiligten Geschäftszweige, wie in Friedenszeiten, durch zahlreiche Aussteller vertreten sein. Seitens des Rates der Stadt Leipzig und der Messhausbesitzer wurde den Ausstellern durch Ermässigung des Mietzinses für die Ausstellungsräume um 50 Prozent ein weitgehendes Entgegenkommen bewiesen. — Auf das Erscheinen zahlreicher Einkäufer nicht nur aus Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern auch aus den neutralen Ländern Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Italien, Vereinigte Staaten von Amerika u. a. m. ist mit grosser Bestimmtheit zu rechnen. In den Hotels und Gasthöfen werden die Einkäufer diesmal zu normalen Preisen, wie ausserhalb der Messzeit, Aufnahme finden. Ausländischen Messbesuchern ist in Anbetracht des Kriegszustandes dringend zu empfehlen, sich mit ordnungsgemässen Reisepässen und sonstigen Ausweispapieren zu versehen.

Der Handel in Ägypten bei Jahresschluss.

Von unserem Mitarbeiter aus Kairo, der Ägypten jüngst verlassen musste, eingesandt.

Die Behandlung der deutschen und der österreichischen Firmen in Ägypten seitens der englischen Behörden war sehr verschieden. Erstere wurden so ziemlich alle ausgewiesen und konnten ihre Geschäfte nur zum Schein an Vertreter einer neutralen Macht oder Levantiner cedieren, natürlich nur bis zum Schluss des Krieges, oder auch, sie stellten als Prokuristen und Geschäftsführer Levantiner oder Ägypter an, worauf sie natürlich ihr Geschäft weiterführen konnten. Fraglich bleibt es, ob bei der ausserordentlichen Kürze der Zeit — es wurden den Besitzern meistens nur ein paar Tage zur Regelung aller ihrer Angelegenheiten vergönnt — auch der richtige Mann gefunden wurde. Die Besitzer österreichischer Firmen wurden meistens ziemlich liebenswürdiger behandelt. Auch wurde ihnen mehr Zeit zur Ordnung der nötigen Angelegenheiten gegeben. Nach Malta wurden nicht viel Österreicher gesandt, mehr ausgewiesen. In der ersten Zeit gelang es den meisten grossen Firmen einen derartigen Abschluss zu machen, wie vorher an-

Digitized by Google

gegeben, und so sind meines Wissens die grossen Firmen: Kortenhaus & Hammerstein, Albert Seeger, Hess & Cie., Stern Frères, Brüder Stross & A. Stross, Rudolf Kirchmayer & Cie., Fix & David, sämtlich in Kairo und Alexandrien, noch weitergeführt worden. Dazu kommt noch, dass eine grössere Anzahl levantinischer oder Firmen neutraler Staaten schon seit Jahren Vertretungen deutscher Häuser hatten und diese auch weiterführen. Mir sind davon folgende bekannt: Die griechische Firma A. D. Zachariou & Cie. in Alexandrien. Die Besitzer dieser Firma sind deutschsprechende und deutschfreundliche Griechen, die lauter erstklassige Häuser, unter anderem seit langer Zeit Krupp in Essen vertreten. Die ebenfalls griechische Firma P. Gerakis in Alexandrien besitzt auch gute deutsche Häuser, wie Ad. Korff in Bremen u. a. Die ägyptische Firma Selim Rabbath & Cie. in Alexandrien hat ebenfalls die Vertretung guter deutscher Häuser, wie Lanz, Mannheim. Auch die levantinische Firma D. & B. Mazloum in Kairo, Mousky, hat die Vertretung von Soennecken in Bonn und anderer erster Firmen. Ausser diesen gibt es noch eine ganze Anzahl guter nichtdeutscher Firmen in Ägypten, die Vertretungen deutscher Firmen übernahmen und es noch tun. Es sind dies die folgenden: Enrico Narda & Cie. in Alexandrien und Kairo; J. W. Naudi in Port Said; M. Padova & Cie. in Kairo und Alexandrien; Fr. Ott & Cie. in Kairo und Alexandrien — schweiz. Firma — Grdzeloff Frères in Kairo, Mousky, Van Vloten & Cie. in Kairo und Alexandrien; Van Caulaert & Cie. in Kairo; beides holländische Firmen; Florio Sullam & Cie. in Kairo, Ferrero & Cie. in Kairo (spanische Firma); Albert de Toledo in Kairo und andere mehr.

Hieraus können wir ersehen, dass nicht nur ein Teil der deutschen Importfirmen unter Deckadressen weiterlebt, sondern auch teilweise durch levantinische Prokuristen unter der bisherigen Firma ruhig weitergeführt wird. Dagegen wird das Schicksal der Firmen, die schliessen mussten, ohne einen Stellvertreter oder Geschäftsführer zu finden, wohl traurig sein. Meistens haben diese Firmen ihre Geschäftsbücher und Schlüssel auf der amerikanischen Agentur, als Beschützerin der Deutschen in Ägypten, deponiert. Aber dies schützt natürlicherweise nur schwach. Es braucht nur ein Akzept vorgezeigt zu werden; da niemand da ist, wird protestiert und das Lokal zwangsweise geöffnet und der Inhalt versteigert.

Davon braucht die Firma selbst gar keine Kenntnis zu haben. So ist beispielsweise der Besitzer der grossen Exportfirma Wiesendanger in Kairo und Khartum sofort bei Beginn des Krieges nach Deutschland abgereist. (Auf dem Felde der Ehre inzwischen verstorben.) Sein Bureau war geschlossen und kurze Zeit darauf erging ein Versäumnisurteil, das allerdings um sechs Monate hinausgeschoben wurde. Diese Frist ist verstrichen und nun kann versteigert werden. Bei einem Arzt, der ebenfalls gleich bei Beginn des Krieges nach Deutschland gereist war, wurde sofort das ganze Mobiliar versteigert, als die Miete nicht auf den Tag bezahlt wurde.

Die Buchhandlung F. Diemer in Kairo ist leider ebenfalls geschlossen worden, da der Besitzer schon Mitte Oktober das Land verlassen musste und die beiden Prokuristen, der eine nach Malta, der andere nach Italien, gesandt wurden. — Die Ägyptischen Nachrichten, das Organ der Deutschen und Österreicher in Ägypten, wurde auf Anordnung der englischen Behörde schon in den ersten Tagen des August unterdrückt. — Die deutschen Versicherungen, wie die Viktoria und die Friedrich Wilhelm, machen natürlich keine Geschäfte mehr und können auch die abgeschlossenen nicht zu Ende führen. Die deutsche Orientbank, deren deutsche und österreichische Direktoren und Angestellte sämtlich ausgewiesen oder nach Malta gesandt sind, besteht unter den levantinischen Direktoren und unter Aufsicht eines englischen Generaldirektors, der von der ägyptischen Regierung gestellt wurde, weiter.

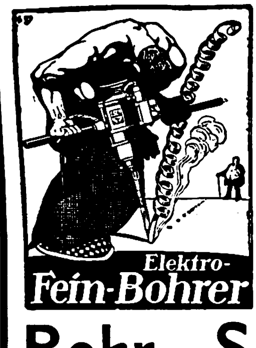
Natürlicherweise sind auch alle deutschen Restaurants geschlossen und deren Besitzer nach Malta gesandt, da sie in erster Linie verdächtig waren. Die Hotels haben ihre sämtlichen deutschen und österreichischen Angestellten und Direktoren entlassen müssen.

Wenn Deutschland siegt, so wird wohl das alte Verhältnis wieder hergstellt sein. Die Firmen, welche durch eine Scheincedierung in andere Hände übergegangen sind, fallen wieder ihren rechtmässigen Besitzern anheim. Auch die Geschäfte, die levantinische Geschäftsführer erhalten haben, gehen wieder in den Besitz der rechtmässigen Chefs über. Nur diejenigen, die schliessen mussten, ohne einen derartigen Ersatz zu finden, werden grossen Schaden erleiden, wie ich oben ausgeführt habe. — Was die zahlreichen Maschinenvertretungen betrifft, die so glänzende Resultate erzielt haben, so werden diese sicher ihr altes Arbeitsfeld wiederfinden. Heute schon wird geklagt, dass die Ersatzteile und Maschinen, die von englischen oder anderen Firmen zu deutschen Maschinen geliefert worden seien, teils miserabel, teils viel zu teuer seien.

Die Gasmotorenfabrik Deutz, die Mannesmann Tubes, die Siemens Schuckert Co., Orenstein & Koppel, Varta Akkumulatorenfabrik, Borsig usw. werden sicher mit frischem Mut wieder vorrücken. Am meisten freute es mich, zu hören, dass manches, was Deutschland auf diesem Gebiet geliefert, gar nicht von den neidischen Rivalen geliefert werden konnte!

So wurde vor aller Welt und ganz besonders vor den erstaunten Augen der Araber festgestellt, welche Überlegenheit die deutschen Produkte besitzen!

H. F. W. Sch.



C. & E. Fein Stuttgart 46
Gegründet 1867.
Telegramm-Adresse: CEFEIN STUTTGART.
Erste Spezialfabrik
elektrisch betriebener

Bohr-, Schleif- und Schlagwerkzeuge.

Bücherbesprechungen:

Zwei neue Bücher von Dr. O. Heider, herausgegeben von Oberlehrer A. Ziegler, sind im Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig erschienen.

„Der Kaufmann im Verkehr mit der Eisenbahn“ (Band IV aus Gloeckners Handelsbücherei. 200 Seiten. Preis in Glanzleinen M. 1.50).

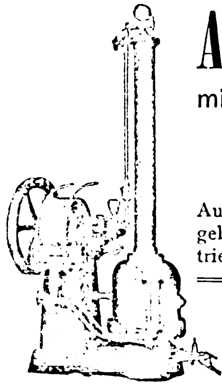
Das vorliegende Buch behandelt u. a. die Entwicklung und wirtschaftliche Bedeutung der Eisenbahn, die Eisenbahnpolitik, Wesentliches aus dem Eisenbahnrecht und dem Eisenbahnfrachtrecht, die Behördenorganisation, das Submissionswesen, Bahnhofswirtschaften und andere Einrichtungen. Im besonderen interessieren die Kapitel, die sich in allgemein verständlicher Form an der Hand von Beispielen mit der Abfertigung und Beförderung von Personen, dem Gepäckwesen, dem Transport von Expressgütern und lebenden Tieren, von Eil- und Frachtgütern unter Berücksichtigung der Rechte und Pflichten des Publikums befassen. Das Buch schildert nur das, was für den Kaufmann und für den, der es werden will, praktischen Wert hat, es gibt Aufklärung über manche Angelegenheiten und Bestimmungen, wo die vorhandene Eisenbahnliteratur versagt.

Als wertvolle Ergänzung erschien hierzu von demselben Verfasser **„Das Tarifwesen der Eisenbahn“** (Band V aus Gloeckners Handelsbücherei. 143 Seiten. Preis in Glanzleinen M. 1.50).

Von der Erkenntnis ausgehend, dass der Kaufmann mit keinem staatlichen Wirtschaftszweige so viele Wechselbeziehungen hat, wie mit der Eisenbahn, hat der Verfasser sich in dem vorliegenden Bande der Aufgabe unterzogen, eine von Sachkenntnis getragene Darstellung zu geben, die in das Verständnis des Tarifwesens einführen und einem tatsächlichen Bedürfnisse abhelfen soll. Ohne spezielle Vorkenntnisse vorauszusetzen, kann das Buch von jedem Kaufmann benutzt werden und bietet eine Kontrolle für den Verkehr mit den zuständigen Stellen. Die zahlreichen Beispiele erhöhen den Wert des Buches. Beide Bücher seien als wertvolle Hilfsmittel des Kaufmanns empfohlen.

Krieg, Auslanddeutschtum und Presse, so lautet der Titel des von L. Nissen-Deiters verfassten 27. Heftes der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der deutsche Krieg“. Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Preis 50 Pfennig.

Wir sind heute das meistgehasste unter allen Völkern; nicht wir allein im Deutschen Reich haben aber dieses Übelwollen zu ertragen, sondern stärker und schädigender noch die grosse Zahl unserer Volksgenossen im Auslande. Die Verfasserin, die mit dem Deutschtum im Ausland enge Beziehungen unterhält, schildert eingehend die Wirkung des Pressetreibens, durch das unsere Feinde von jeher überall mit wenig wählerischen Mitteln uns entgegengearbeitet haben und dessen Folgen jetzt mit uns auch unsere Brüder im Auslande zu spüren bekommen. Die Presse fast der ganzen Welt bezieht ihre Nachrichten über Deutschland seit langen Jahren von unseren Gegnern. Die Verfasserin beklagt die Unzulänglichkeit unseres deutschen Nachrichtendienstes und das Fehlen einer ausreichenden Organisation, welche die vielen Millionen Deutschsprechender in der ganzen Welt in Fühlung bringen und unseren draussen arbeitenden Volksgenossen positive gemeinsame Stützpunkte geben könnte. Es handelt sich für uns Reichsdeutsche um eine brennende Frage, und jedermann wird der Verfasserin mit Interesse folgen, wenn sie Mittel und Wege angibt, wie diesem Missstand abgeholfen werden könnte.



Automatische Mineralwasser-Apparate

mit Motor oder Riemenantrieb und selbsttätiger Ein- und Ausschaltung

dreifaches, kombiniertes Sprühdüsen-, Riesel- und Mischsystem

Leistungsfähigkeit: ca. 1000 Liter pro Stunde.

Aus bestem Materiale verfertigt. — Sämtliche Teile, die mit dem Wasser in Berührung gelangen, schwer verzinnt und versilbert. — Elegante, moderne Bauart. Sparsamer Betrieb. — Schaffen automatisch und ununterbrochen ohne Aufsicht so viel Mineralwasser, als zur Abfüllung gelangt.

Man verlange Preise und Auskunft durch

August Meyer, Basel 21, Generalvertreter der **Bishop-Babcock-Becker Co., Cleveland O.**

Soeben erschien!

Praktische Winke für Motorradfahrer

Doppelband IV u. V von Klasings Auto-Büchern

von Ingenieur Robert Göllnisch

106 Seiten stark mit 97 Abbildungen, Taschenbuchformat mit starkem Pappeinband.

Preis M. 1.80, Porto 10 Pf.

Das neue Taschenbuch sollte in keiner Motorradsatteltasche fehlen!

Verlag von Klasing & Co., G. m. b. H., Berlin W. 9.

Digitized by Google

Digitized by Google

Willem van Heythuysen. Gemälde von Frans Hals
In der Fürstlich Liechtensteinschen Gemäldesammlung zu Wien
Nach einer Farbenaufnahme von J. Löwy in Wien

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 — Heft 7. März 1915

Frans Hals

Von Dr. Wilhelm von Bode, Generaldirektor der Kgl. Museen in Berlin

Heute als Lobredner von Frans Hals aufzutreten oder gar eine Ehrenrettung des Künstlers zu versuchen, hieße Eulen nach Athen tragen. Seit mehr als einem Menschenalter wird der Künstler mit den ersten Bildnismalern aller Zeiten in einer Linie genannt; kaum ein zweiter Maler Hollands ist so populär, ist von den Künstlern so verehrt und erreicht in seinen Bildern so hohe Preise als gerade Frans Hals. Trotzdem war bisher der Versuch noch nicht gemacht worden, das gesamte Werk des Meisters, wie es für so viele andere, zum Teil unbedeutendere Künstler geschehen ist, in Nachbildungen zusammenzustellen. Es hatte dies seinen Grund vor allem in der Schwierigkeit, Photographien seiner Gemälde zu erhalten, da diese über mehr als 150 Sammlungen in Europa und Amerika zerstreut sind; daneben mag auch die Besorgnis, daß ein solches Werk eines fast ausschließlich als Bildnismaler tätigen Künstlers zu einförmig wirken würde, mit dazu beigetragen haben, daß niemand an diese Aufgabe ernstlich herangetreten war. Um so dankenswerter ist es, daß die Photographische Gesellschaft in Berlin aus eigenster Initiative sich jetzt dieser Aufgabe unterzogen und sie in glücklichster Weise gelöst hat. Die beiden Prachtbände, die kurz vor dem Kriege zur Ausgabe gelangten, bringen in gerade noch handlicher Form und in der musterhaften Ausführung, wie wir sie von dieser Kunstanstalt gewohnt sind, alle bisher bekannten Gemälde des Meisters (bis auf eins) mit Einschluß einer Anzahl gleichzeitiger Wiederholungen, die wohl meist von der Hand der Söhne des Künstlers ausgeführt worden sind. Wer diese Bände durchblättert, wird bis zum Schluß jedes Bild mit dem gleichen Interesse betrachten und gewiß nicht den Eindruck der Einför-

Selbstbildnis von Frans Hals
Aus einem Schützenstück von 1639. Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Digitized by Google

migkeit erhalten. Gerade in dieser Fülle von Bildnissen und bildnisartigen Genrefiguren kommt uns die geniale Art, mit der der Meister jede Individualität voll zur Geltung bringt und mit seinem Geiste durchdringt, überraschend und immer neu zum Bewußtsein. Wie einförmig und nüchtern wirkt daneben die Zusammenstellung von nur ein paar Dutzend Porträts eines Mierevelt oder selbst eines Bartholomeus van der Helst, die lange Zeit weit höher geschätzt wurden als Frans Hals.

Kinderkopf
Sammlung Frhr. v. Oppenheim in Köln

Worin liegt dieser ganz eigenartige Zauber seiner Gemälde, der Laien wie Künstler in gleichem Maße entzückt? Gewiß vor allem in jener überwältigenden Frische und Naturwahrheit, mit der er jede Persönlichkeit dem Beschauer vor Augen bringt. Aber das ist nur eine der hohen künstlerischen Eigenschaften des Meisters, freilich die augenfälligste. Da Hals sich ganz gibt, wie er ist, da er nicht in die Tiefen der menschlichen Seele hinabsteigt, sondern den äußeren Menschen mit äußerlichen Mitteln uns schildert, so liegen auch diese Mittel klar zutage; ja, sie scheinen ganz besonders klar und einfach, und doch ist der Künstler keineswegs eine sehr einfältige oder gar naive Natur. Er ist natürlich und naturwahr, unmittelbar in der Auffassung und so einseitig, daß er vom Modell abhängig zu sein scheint: und doch sind seine Bilder weit entfernt von schlichten oder gar nüchternen Naturstudien; sie verraten eine sehr bewußte, ja gelegentlich fast raffinierte Kunst. Eine Künstlernatur von einer Sorglosigkeit und selbst von einem Leichtsinn, daß nicht nur seine Biographen, sondern selbst die Gerichte mit ihm sich beschäftigen mußten, zeigt er doch in seiner Kunst einen sehr klaren, kühlen Verstand. Mögen seine Bilder noch so flüchtig hingesetzt sein, sie sind durchaus berechnet, sind der Ausfluß einer völlig bewußten, mit allen künstlerischen Mitteln wirtschaftenden Natur. Seine Bravour in der Malerei ist ebenso-

Fischerknabe. Sammlung des Marqueß of Linlithgow auf Hopetoun-House

Festmahl von Offizieren der St. Joris Doelen in Haarlem. Gemälde von Frans Hals aus dem Jahre 1616

Im Städtischen Museum zu Haarlem. Nach einer Aufnahme von Braun & Cie. in Dornach i. E.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lustige Gesellschaft

Alte Kopie eines jetzt in Nordamerika befindlichen Gemäldes von Frans Hals aus dem Jahre 1616
Im Kaiser Friedrich=Museum zu Berlin. — Nach einer Farbenaufnahme von Hermann Boll in Berlin

Digitized by Google

wenig eine äußerliche, wie der lebenssprühende Ausdruck seiner Modelle ein zufälliger ist; alles ist gewollt und berechnet, aber es erscheint wie zufällig und natürlich, und gerade das gibt seinen Bildern die überzeugende Frische und Lebendigkeit.

Die Bilder des Frans Hals sind so malerisch hingestrichen, erscheinen — namentlich in seiner letzten Zeit — so breit und selbst flüchtig, daß man von ihm als Zeichner leicht gering denkt. Der Künstler ist freilich kein Zeichner in dem Sinne eines Raffael, Dürer oder Holbein. Charakteristisch ist daher, daß von ihm keine einzige Zeichnung bekannt ist; er zeichnet gleich mit dem Pinsel, bringt sein Bild ohne Zeichnung oder Studie sofort auf die Leinwand; aber in der Sicherheit und Meisterschaft, mit der in breiten Pinselstrichen die Form charakteristisch und treu gegeben ist, verrät sich ein Zeichner ersten Ranges, wenn auch Untergeordnetes meist nur angedeutet ist. Man verfolge nur, um ein charakteristisches Beispiel zu nennen, die Zeichnung der Spitzen des Kindes in der „Amme mit dem Kinde“ (Seite 293); so sehr sie malerisch untergeordnet sind, so klar und meisterlich ist die Zeichnung, nach der die Spitze sofort wieder geklöppelt werden könnte. Freilich, was uns an Hals' Gemälden am meisten auffällt, was alles zurückdrängt, ist der Eindruck seiner malerischen Handschrift, seines außerordentlichen Könnens. Schon ein Künstlerbiograph, der noch der Zeit des Meisters nahestand und vor Schnurren und allgemeinen Redensarten nur selten ein treffendes Wort über die Kunst seiner Helden sagt, war von der malerischen Technik des Frans Hals so frappiert, daß er sie mit wenigen Worten, die er dem Anton van Dyck in den Mund legt, vorzüglich charakterisiert hat: „Niemals habe er jemand gekannt, der den Pinsel so sehr in seiner Gewalt gehabt habe, daß er nach Anlage eines Porträts die wesentlichen Züge in den Lichtern und Schatten mit einem Pinselstrich, ohne zu verschmelzen oder zu ändern, am richtigen Platze wiederzugeben verstand; er legte seine Porträts fett und verschmolzen an und brachte erst dann die breiten Pinselstriche darin an, indem er sagte, jetzt müsse noch die Handschrift des Malers hinein.“

Junker Ramp und seine Liebste. Im Metropolitanmuseum zu New York
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin

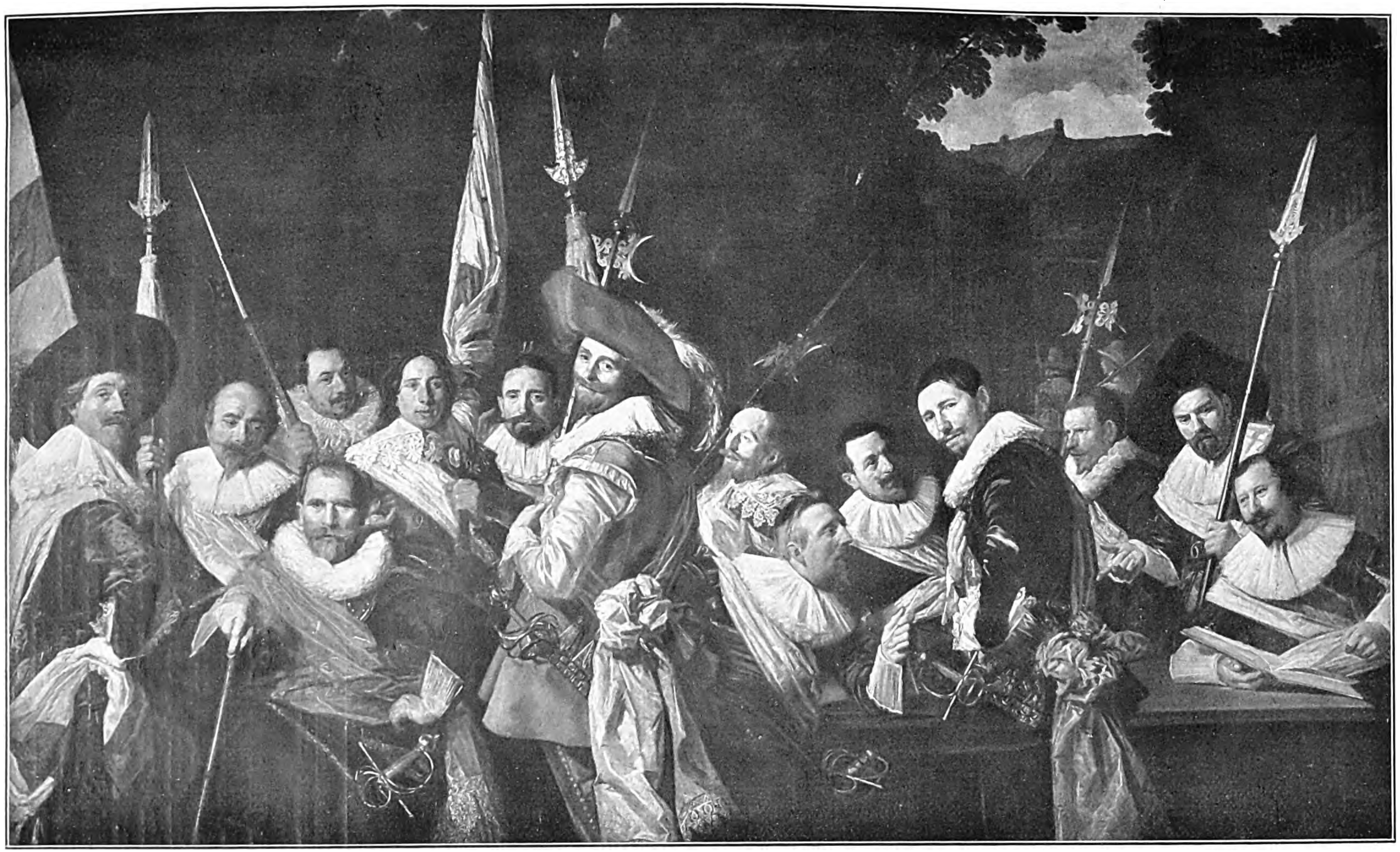
Hals hat in seinen Bildern regelmäßig einfaches, mattes Tageslicht; er liebt kein Helldunkel, keine dunkeln Schatten, kein starkes Relief. Im nüchternen Tageslicht kann er seine kühlen, oft gebrochenen Farben zueinander stimmen, sein Schwarz klar und mannigfach abtönen, seine Malerei am

Amme und Kind

Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. — Nach einer Farbenaufnahme von Hermann Boll in Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google



Versammlung von Offizieren der Cluveniers Doelen (St. Adrians-Schützen) in Haarlem. Gemälde aus dem Jahre 1633. Im Städtischen Museum zu Haarlem
Nach einer Aufnahme von Braun & Cie in Dornach i. E.

Digitized by Google

besten zur Geltung bringen. Seine Pinselführung, deren Breite und Sicherheit vor allem bewundert werden, ist keineswegs in allen Bildern die gleiche. In den lebendigen kleinen Porträts der Haarlemer Geistlichen, die er als Vorlage für die Stiche eines Suijderhoef, Jan van de Velde u. a. malte, sind die Farben im Licht mit dem Spitzpinsel trocken aufgetragen, um den Stechern ihre Arbeit anzugeben. Aber

Bildnis einer älteren Dame. Sammlung James Simon in Berlin
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin

auch in seinen großen Bildnissen zeigt er eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Behandlung, je nach der Persönlichkeit oder nach dem Interesse, das er daran hatte, vor allem je nach der Zeit, in der sie entstanden. In dem langen Leben von einigen achtzig Jahren, das ihm vergönnt war, hat sich sein Stil allmählich entwickelt und nicht unwesentlich verändert.

Man pflegt die Phasen dieser seiner künstlerischen Entwicklung an den berühmten großen Gruppenbildern darzulegen, die das Museum seiner Vaterstadt von ihm besitzt. Mit vollem Recht; sind sie doch nicht nur seine Meisterwerke: dadurch daß sie in einem Zeitraum von fast fünfzig Jahren entstanden sind, sind sie in der Tat die Marksteine für seine Kunst in den verschiedenen Zeiten seines Lebens. Die „Mahlzeit der Offiziere der St. Joris Doelen" vom Jahre 1616 ist noch beinahe sorgfältig in der Ausführung, etwas schwer und bräunlich in der Karnation, in Zeichnung und in Ausdruck noch nicht von der spätern Sicherheit, aber doch schon weit hinausgehend über die ähnlichen Schützenstücke seiner unmittelbaren Vorgänger in Haarlem, des Cornelis Cornelisz, des P. de Grebber u. a. m. Elf Jahre später, 1627, wurden ihm wieder zwei solche Schützenmahlzeiten in Auftrag gegeben, die der Offiziere der Cluveniers Doelen und der Offiziere der St. Joris Doelen; beide charakteristisch und namentlich letzteres ein treffliches Werk, das den Künstler in voller Selbständigkeit und Meisterschaft, in reicher, heller Färbung zeigt. Alles ist sprühendes Leben, das von den ausdrucksvollen Köpfen bis in die Fingerspitzen sich ergießt und selbst in den flimmernden Lichtern der bunten Seidenstoffe weiterklingt. Fast ist es ein Übermaß von Bewegtheit in dem Auf und Ab der Gruppierung, in der Aufregung jedes Einzelnen, in der Fülle der kühlen Farben und der keck aufgesetzten Lichter. Das hat der Künstler selbst empfunden: schon das nächste Bild, die Offiziere der Cluveniers Doelen vom Jahre 1633, ist gerade durch die Ruhe in der Anordnung

Digitized by Google

Die Vorsteher des St. Elisabeth-Krankenhauses in Haarlem. Gemälde von Frans Hals aus dem Jahre 1641

Im Städtischen Museum zu Haarlem. Nach einer Aufnahme von Braun & Cie. in Dornach i. E.

Digitized by Google

Digitized by Google

und vornehme Haltung, die geschlossenere Wirkung der tieferen Farben vor dem dunkeln Baumhintergrund, den größeren Ernst in der Auffassung der trefflich charakterisierten Köpfe ausgezeichnet. Diese Vorzüge läßt das sechs Jahre spätere Schützenstück der St. Joris Doelen, auf dem der Künstler selbst als Unteroffizier der Vereinigung bescheiden im Hintergrund sein Bildnis angebracht hat (Seite 289), schon teilweise wieder vermissen. Am einheitlichsten und geschlossensten in der Komposition und Beleuchtung, am ruhigsten in der Färbung ist das 1641 gemalte Bild der Vorsteher des Elisabethhospitals, das in der Anordnung und selbst in der Einheit der Handlung wie eine Vorahnung von Rembrandts zwanzig Jahre später entstandenen Staalmeesters erscheint. In keinem anderen dieser großen Meisterwerke ist Hals so zurückhaltend im Vortrag, ist er so sorgfältig in Zeichnung und Durchführung, so durchdacht in der Komposition, so kräftig in der Karnation, so schlicht und ernst im Ausdruck. Ganz anders in den beiden Regentenstücken, die die Vorsteher und Vorsteherinnen des Altmännerhauses 1664 dem mehr als achtzigjährigen Greise in Auftrag gaben, um dem darbenden Künstler noch einen Verdienst zu verschaffen. Diese Bilder, die heute das Entzücken aller jüngeren Künstler sind, werden schwerlich den Beifall der Zeitgenossen, insbesondere der Auftraggeber, gefunden haben. Geschmeichelt hat Hals den alten Damen und den jungen Stutzern wahrlich nicht; die Ausführung ist von einer Breite, die vielfach schon als Flüchtigkeit erscheint und zugleich die Unsicherheit von Auge und Hand des Greises verrät; in Haltung und Ausdruck haben die Figuren etwas Starres und Trübseliges, als Widerschein der eigenen Stimmung des Künstlers, aber in der Feinheit der Valeurs, in dem Reichtum der Töne innerhalb der fast auf Grau und Schwarz beschränkten Farben, in dem außerordentlichen Wissen, das sich auch in der flüchtigsten Andeutung und knappesten Ausführung verrät, sind diese Bilder mit den besten Werken aus Tizians letzten Jahren auf gleicher Höhe.

Mandolinenspieler. Sammlung Otto Beit in London
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Die verschiedenen Richtungen, die sich in diesen Gruppenbildern aussprechen, lassen sich auch in den etwa zweihundert Einzelbildnissen, die wir von Frans Hals noch besitzen, erkennen. Doch ist der Künstler dabei außerordentlich mannigfaltig, je nach der Persönlichkeit, die er dargestellt hatte, nach seinem Interesse an ihr, gelegentlich auch wohl nach seiner Laune. Denn er ist der subjektivste aller holländischen Porträtmäler dieser Zeit; wenn es ihm auch

Digitized by Google

Digitized by Google

Männliches Bildnis
Im Städtischen Museum zu Stettin
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Digitized by Google

Malle Babbe, die Hexe von Haarlem

Im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin

Nach einer Farbenaufnahme von Hermann Boll in Berlin

Die traditionelle Benennung dieses Bildes „Hille Bobbe" scheint auf einem Lesefehler der auf der Rückseite des Bildes angebrachten Bezeichnung zu beruhen. Dort stehen auf einem Stücke des alten Blendrahmens, das in den neuen eingefügt ist, anscheinend von des Malers Hand, die zum Teil undeutlichen Worte: „Malle Babbe von Haerlem P. Frans Hals". Zu Deutsch: Verrückte Babette.

Bemerkung in W. von Bodes Frans Hals-Werk

Digitized by Google

Männliches Bildnis
In der Sammlung Wilhelm Gumprecht zu Berlin
Nach einer Farbenaufnahme von Hermann Boll in Berlin

Digitized by Google

12. Februar 1617 heiratet er wieder, Lysbeth Reyniers, die ihn wenig Tage nach der Hochzeit mit einem Kinde beschenkt. Dokumente aus der Zeit seines Alters zeigen ihn verschuldet und mit Not kämpfend, so daß ihm 1662 von der Stadt eine Unterstützung von 200 Gulden zuteil wird, die ihm von 1664 ab als Rente gezahlt werden.

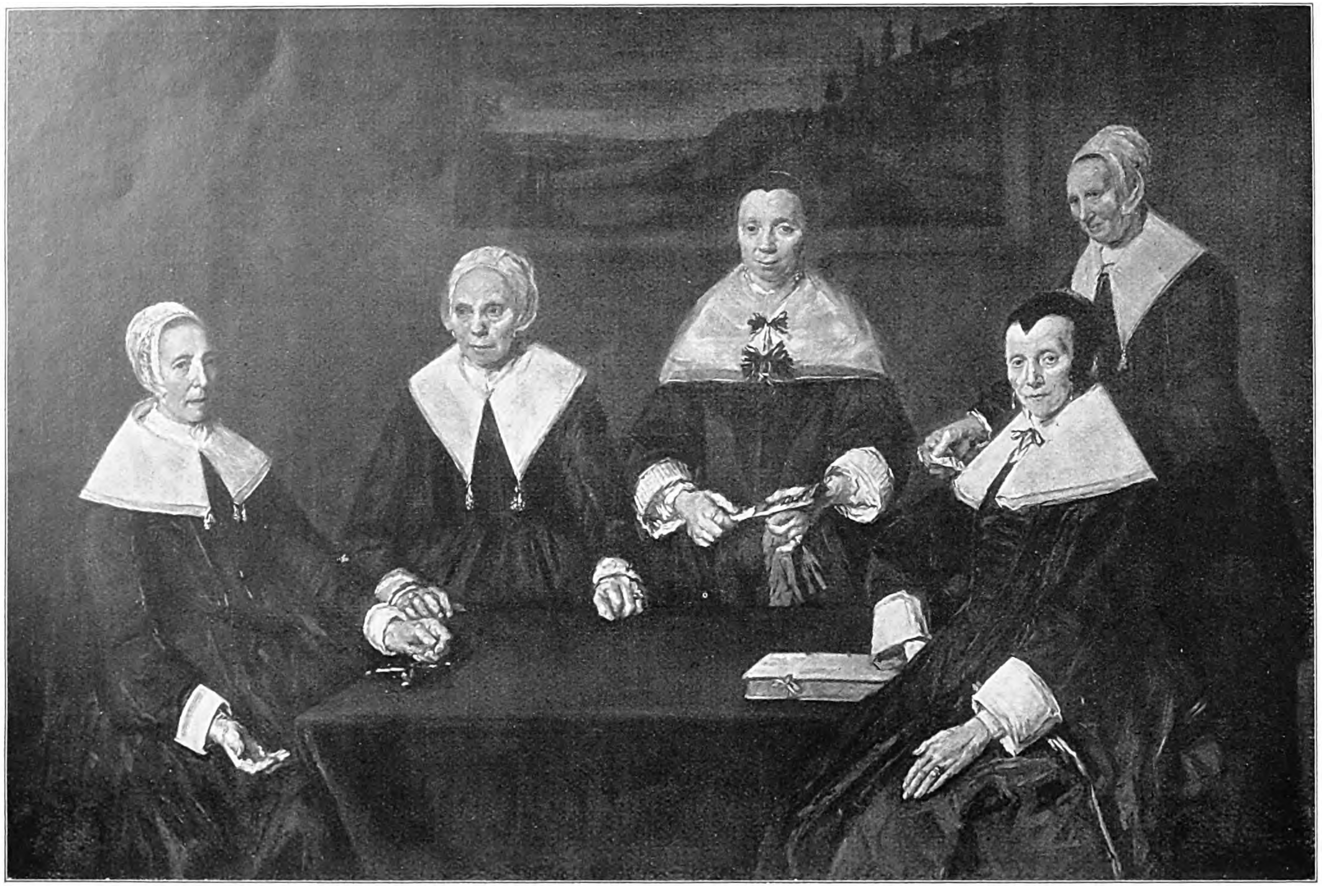
Am 1. September 1666 wird er in der St. Bavokirche auf Kosten der Stadt beigesetzt; doch wendet diese kaum mehr als für ein Armenbegräbnis daran. Dennoch ist dieser Beweis öffentlicher Anerkennung in Holland damals ein ganz ungewöhnlicher, ja fast einziger. Da er durch lange Jahre der bevorzugte Maler des alten Adels und der hohen Geistlichkeit in Haarlem war, da er hier als Mitglied der Georgs-Schützengilde aufgenommen wurde, eine Zeitlang Mitglied des Literarischen Klubs (der Rhetorijker-Kamer) und selbst einmal Präsident der Lukasgilde war, so dürfen wir annehmen, daß er sein Benehmen und seine Sitten mit der Zeit den Anforderungen an den biederen Bürgersmann von Haarlem angepaßt hat. Einen allzu strengen Maßstab hat man ja an Künstler in der Beziehung nie angelegt, auch im damaligen Holland nicht.

Besser als aus den Urkunden lernen wir auch den Menschen aus seinen Bildern kennen, in denen sich Hals so voll und offen gibt wie selten ein anderer Künstler. Darin tritt uns eine gesunde, aber derbe Natur entgegen, lebhaft, leichtlebig und leichtsinnig, offen und ohne Hinterlist, sprudelnd von Witz und von unverwüstlichem, gutmütigem Humor, Freund eines guten Trunkes, zumal wenn er von weiblicher Hand gereicht wurde, für Spiel und Gesang schwärmend. Er war gut Freund mit jedermann, auch mit den Ausgestoßenen der Gesellschaft; ganz besonders war er aber kinderlieb. Hollands gesamte Kultur hat ihren letzten und tiefsten Ausdruck erst durch ihren größten Genius, durch Rembrandt, gefunden, aber für die große Zeit des Kampfes um Freiheit und Glauben, für die Zeit des Aufstiegs zur Weltmacht gebührt Frans Hals der Ruhm, recht eigentlich der Repräsentant und Bahnbrecher der holländischen Kunst gewesen zu sein.

In seinen Bildnissen und Genrefiguren hat er seinem Lande das lebensvollste, schönste Denkmal dieser Zeit seiner höchsten Blüte gesetzt. Er gibt uns ein Bild der Geschichte seines Volkes, weit lebendiger und wahrer als es die besten Schlachtengemälde und Allegorien zu geben imstande wären.

Zigeunerin. Im Louvre zu Paris
Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Digitized by Google



Die Vorsteherinnen des Altmännerhauses zu Haarlem. Gemälde aus dem Jahre 1664. Im Städtischen Museum zu Haarlem
Nach einer Aufnahme von Braun & Cie in Dornach i. E.

Digitized by Google

Die Jugend eines Idealisten

Roman von Gabriele Reuter

Zwei hohe Kiefern standen vor dem Landhaus im Grunewald. Ihre hart aufstrebenden Stämme mit den barock gewundenen Kronen zeichneten sich wie die Silhouetten der Bäume auf japanischen Holzschnitten gegen den grauen Novemberhimmel ab. Ein dünner, feuchter Morgennebel sickerte aus diesem trüben Himmel nieder, stieg zugleich aus dem Erdboden und schwebte als weißlicher Dunst zwischen den Gebüschen des Gartens. An den kahlen Zweigen faulten hie und da kleine Büschel schwarzer und roter Beeren und wenige mißfarbene Blätter.

Elena Schneider, die Schauspielerin, welche den Oberstock der im modernen Biedermeierstil erbauten Villa bewohnte, stand auf dem Balkon des Giebelzimmers, schüttelte über das Eisengeländer die Tropfen von einem Strauß rostbrauner Chrysanthemen und ordnete die Blumen in einem hohen Glase. Sie trug ein blaues Straßenkostüm und einen großen Federhut, der in der einsamen und ländlichen Morgenfrühe wunderlich unharmonisch wirkte. Das Gesicht der Frau war blaß, von grauen Schatten durchzogen, ihre Augen blickten müde, und ihre Glieder schauerten in der Herbstkühle. Sie hatte wenig geschlafen in dieser Nacht.

Ein Milchwagen kam rasselnd die leere Straße herabgefahren. Die Klingel des blaublusigen Jungen zerriß mit jähem Klang die Stille. Aus den Haustüren der benachbarten Villen traten die Mädchen. Im Zimmer hinter dem Balkon wurde eine Türe geöffnet. Elena hörte ihre Köchin fragen: „Wieviel soll ich denn mehr nehmen für den jungen Herrn? Ein halber Liter ist doch genug. Oder wünschen gnädige Frau Sahne zum Kaffee?“

„Sahne, Martha — auf jeden Fall Sahne. — Und vergessen Sie nicht, den Rotwein warm zu stellen, ehe Sie ihn zum Frühstück auf den Tisch geben.“

„Gnädige Frau, ich werde schon alles besorgen. Gnädige Frau können sich auf mich verlassen.“

Das alte Mädchen ging. Durch ihre Frage wurde mit einemmal alles Traumhaft-Unwahrscheinliche in die Wirklichkeit gezerrt.

Heut nachmittag würde Elena mit ihrem Sohn am Tisch vor dem Kamin sitzen, ihm Sahne in die Tasse geben und fragen, wieviel Stücke Zucker er zum Kaffee gewohnt sei. Auf dem Flur würden Männerhüte hängen und Spazierstöcke stehen — das Haus würde von Zigarettenduft durchzogen sein. Pfeifend würde er mit lauten Schritten aus- und eingehen, würde tausend rücksichtslose Wünsche an sie richten, die alle sofort erfüllt werden mußten. Spähende junge Blicke würden sie belauern — ihr bis in die Stunden ihrer Müdigkeiten, ihrer Abspannungen folgen, die sie sonst hochmütig den Menschen verbarg.

Sie zitterte vor Frost, vor innerer Angst und trat in das warme Zimmer zurück, verschloß die Tür, als könnte sie sich auf diese Weise schützen vor dem, was von außen störend und verwirrend zu ihr eindringen wollte.

Sie blickte umher — alles war hier mit Liebe für den Ankömmling gewählt und gerichtet. Der breite Diplomatenschreibtisch mit dem Onyxtintenfaß, der bequeme Stuhl und das flockige Fell darunter luden zu behaglichfroher Arbeit ein. Die noch leeren Bücherstände an den Wänden warteten der Weisheit, mit der der junge Studiosus sie füllen werde. Nur in eine Ecke hatte Elena die schönen Bände einer neuen Klassikerausgabe gestellt, sie blickten so heiter mit ihren roten, grünen und blauen Lederrücken, daß die Mutter gemeint hatte, Frank auf stille Weise zu ihrer Lektüre anzulocken. Aber die Wände schmückten englische Stiche mit rotröckigen Reitern, die sich zur Fuchsjagd sammelten, mit Sauhetzen, berühmten Rennpferden und Hunden, wie sie dem Geschmack des mecklenburgischen Landjunkers angepaßter sein mochten. Elena setzte die

Digitized by Google

Blumen neben ihr Bild, das in dunklem Holzrahmen auf dem Schreibtisch stand. Keines jener Marktbilder in irgendeiner Stellung ihrer bekanntesten Rollen, wie sie in den Buch- und Kunsthandlungen hängen, auch keine Wiedergabe eines jener Gemälde, in denen moderne Künstler den Reizen der schönen Frau nachzuspüren versucht hatten. Es war ein schlichtes Bild, zeigte nur ihren Kopf, aus dem die Augen etwas traurig blickten. Die müden Herbstblumen paßten ja gut zu dem Bilde. Dennoch war Elena jetzt nicht mehr zufrieden mit ihrer Wahl. Chrysanthemen für einen jungen frischen Gesellen ... — Für ihn hätten sich rote Nelken, irgend etwas Duftendes, Glühendes gehört, oder Äpfel und Trauben. Er würde vielleicht lächeln über die Blumen. Ja — was wußte sie denn von ihrem Sohn? Sollte sie ihn küssen, wenn er kommen würde — oder sollte sie das lieber unterlassen und ihm kameradschaftlich die Hand schütteln?

„Frank — Frank ...“ murmelte sie und empfand: die lange, lange Zeit stand zwischen ihr und ihm wie ein unerbittliches Gespenst. Mein Sohn — der junge Welzien: wie klingt das so wesenlos.... Mein Kind lag in einem weißen Gitterbettchen und hatte flaumenweiche Wänglein und ein feuchtes helles Haarschöpfchen über dem rosenroten Stirnchen ... Sie fühlte plötzlich wieder den fürchterlichen Schmerz — von den Schläfen bis unter die Nägel ihrer Zehen spürte sie ihn — den Schmerz, der sie damals erfaßte, als sie die warme, duftende Kinderwange unter ihrem Munde fühlte, beim letzten Abschiedskuß, vor achtzehn Jahren ... In der Nacht, als sie das Haus ihres Gatten verließ, weil er von ihr verlangte, daß sie sein Verhältnis zu Frau von Regenhoven als etwas Bestehendes, als eine heimliche zweite Ehe anerkennen und dulden solle ... Blindirrsinnig vor Verzweiflung war sie geflohen und hatte das Kind zurückgelassen ... Wie konnte sie nur? So hatte sie sich seither mit immer erneuten Jammer nutzlos gefragt. Jetzt, nach achtzehn Jahren, gab man ihr das Kind wieder. Warum? Weil der Junge dem Vater unbequem wurde — weil Frank den Wunsch vertrat, seine ferne Mutter kennen zu lernen — weil er sich in einer wunderlichen Schwärmerei gefiel für die große Künstlerin, die sie geworden — weil — was wußte sie von all den Gründen, die da mitsprachen, von all den tollen Zufällen! Man gab ihr den Sohn zurück — jetzt — nun sie nicht mehr nach ihm verlangte ...

Jäh aus den Schleiern der Vergangenheit gerissen, stand der Auftritt wieder vor ihr — in dem Zimmer eines Berliner Hotels — in dem Welziens Mutter, die alte strenge Aristokratin, neben ihr auf dem Sofa saß, ihre Hand hielt, den Sohn mit harten Worten verurteilte und dennoch von der jungen Frau verlangte, sie solle zu ihm zurückkehren und dulden, was ihr auferlegt sei, wie sie, die Mutter selbst, die unselige Leidenschaft dulde, die zu hindern sie vergebens versucht habe. Das Ärgernis mußte vom Hause Welzien ferngehalten werden. Und wie die kluge alte Frau, als Elena schaudernd sich weigerte, die Ehe, die eine Lüge geworden war, fortzusetzen — wie die alte Frau mit all ihren Reden über Familienehre und Rücksicht auf das Kind, dem die Achtung vor seinem Vater erhalten werden müsse, sie am Ende dazu bewog, in eine Scheidung auf Grund ihrer Flucht aus dem Hause ihres Gatten einzuwilligen. Freilich werde sie dadurch die Ansprüche auf das Kind verlieren, aber sie könne wohl dem feierlich verpfändeten Worte eines Edelmannes trauen, daß der Kleine ihr alsbald nach Beendigung dieser widerlichen Händel übergeben werden würde. Das von ihr in die Ehe gebrachte Vermögen müsse selbstverständlich auf Driebenow stehen bleiben. Das Gut müsse ja sonst verkauft werden. Habe Elena nicht genug Liebe, dem Gatten zu verzeihen, so werde sie doch dem eigenen Kinde nicht Heimat und Vaterhaus rauben wollen.

Auf diese Weise wurde der Welt- und Gesetzesunkundigen das Netz übergeworfen, in dessen vielverschlungenen Maschen sie sich hilflos verstrickte.

Es war ja auch selbstverständlich, daß man später, trotz des verpfändeten Wortes, den Erben von Driebenow nicht einer Mutter übergeben durfte, die, um sich und ihr Kind zu ernähren, die Bühnenlaufbahn erwählt hatte.

Die Schauspielerin starrte in finsterer Traurigkeit zum Fenster hinaus und auf

Digitized by Google

die Wipfel der Kiefern, der beiden Bäume, die herbe und hart aufragend in ihrer dürren Schönheit ihr immer wie die Wächter ihres jetzigen Lebens voll Arbeit und innerer Einsamkeit dünkten. Dieses verhetzte, verkämpfte, unnatürliche Leben der Nacht, das sie führen mußte, in dem sie nichts Menschliches, nichts Warmes, Blühendes mehr fühlte — nichts derartiges mehr fühlen wollte. Nur zwischen dem Ringen um die Wahrheit im Schein, zwischen Kampf und Kränkungen allerart ab und zu die großen Räusche des sich Hinwerfens, sich Ausströmens vor dem Publikum in einer neuen Rolle ... Dahineingestellt der Neunzehnjährige, der Junge aus dem mecklenburgischen Schlosse, in den engsten Schranken adliger Sitte aufgezogen ...

Toll — verrückt! Nein — sie konnte sich nicht freuen: nur fürchten konnte sie sich. Sie liebte ja ihren Beruf, dieses ganze Komödiantentum schon längst nicht mehr. Sie haßte es. Und nun wollte sich der unschuldige, ahnungslose Junge mit einer Vergoldung schmücken, die ihr selbst abgegriffen und in jedem Sinne verdächtig war. Was trieb ihn schließlich zu ihr als die Eitelkeit und die Hoffnung auf ungewöhnliche Eindrücke und Vergnügungen in ihrem Hause? Liebesgeschichten — Schulden — Ausschweifungen würde es geben, und ihr würde man die Verantwortung aufbürden. Tränen einer vorzeitigen Enttäuschung füllten ihre Augen, glitten zu dem gramverzogenen Munde nieder.

— Nur nichts erwarten, nur den Dingen nüchtern gegenüberstehen ... Ja, das sagte sie sich wohl täglich ... Sagte sich's, weil sie nur allzugut ihr leichtverletztes, liebedurstiges Herz kannte. Mußte sie denn die Tiefen seiner Gefühlsfähigkeit immer und immer wieder aufs neue durchproben? Noch war ihr von den letzten Erschütterungen die Brust wund, durchfressen von zehrendem, nach innen eiterndem Kummer. Noch nahm sie jeden neuen Morgen wie eine allzuschwere Bürde von Gram auf die Schultern. Noch sehnte sie sich nach dunklen Einsamkeiten wie nach Heimatgegenden.

Sie wand die Hände ineinander und zog die Schultern in die Höhe, gefoltert von Angst und Unruhe.

Ihre verschlossene Klause sollte sie öffnen für verlangende, laute, frohe Jugend! Konnte sie es plötzlich lernen, sich zu freuen — wie ein Kind eine schwere Schulaufgabe lernt?

Sie schüttelte den Kopf. Alles in ihr empörte sich, setzte sich zur Wehr ...

Jetzt, in zwei Stunden, wenn Frank eintreffen würde, mußte sie in der Probe sein. Wie wenig würde er das begreifen. Aber es war nicht möglich, Urlaub zu bekommen. Es galt eine neue Rolle, ein neues Stück. In dieser Wartestimmung geistfunkelnde Worte lässig und doch zugespitzt hingleiten lassen — mit wissenden Zärtlichkeiten einen jungen, allzu jungen Liebhaber umtändeln ...

Elena klingelte nach der Dienerin, ihr Jacke, Pelz und Handschuhe zu bringen. Während sie der Stadtbahnzug dem Goethetheater entgegentrug, überlegte sie noch: Frank darf das neue Stück keinesfalls sehen. Die Rolle einer alternden Kurtisane konnte zu keiner ungelegeneren Zeit kommen. Und er wird natürlich auf jede Vorstellung brennen. Wie peinlich — welche Verlegenheit.

⁂

Ein offener Kraftwagen bog aus der breiten, von Straßenbahngleisen durchzogenen Hauptallee in eine der Seitenstraßen der waldigen Villenkolonie. Auf Frank Welziens blondem Gesicht lag ein froher, knabenhafter Triumph, als er sich von dem knatternden Gefährt dahintragen ließ. Um keine Welt wäre er zu seinem Einzug in Berlin in eine alte Pferdedroschke gestiegen. Schade, daß die Mutter ihm nicht zur Seite saß. Er konnte sie sich gut in einem Auto vorstellen, so lässig zurückgelehnt, das bleiche, schmale Gesicht von grauen Schleiern umweht.

Ah — daß er sie kannte und wußte, wie sie sprach, wie sie sich setzte, aufstand, die Hände bewegte — blickte — lächelte ... und sie wußte nichts von ihm — nichts, als was die leeren Bilder und die dummen Briefe sagten. Und was war denn dies? Verriet sich auch nur ein Funke von seinem Selbst in Briefen und Bildern? Herrlich romantisch erschien ihm das alles — entzückend unwirklich — wie Dinge, die man in einem Buche liest ...

Seine Gedanken flogen zurück zu dem Abend, an dem er mit einemmal den Ent-

Digitized by Google

schluß gefaßt hatte, seine Mutter auf der Bühne zu sehen, diese ihm stets so ängstlich vorenthaltene Mutter, mit der seine Gedanken sich doch so viel beschäftigten. Es war auf seiner ersten selbständigen Reise. Vor einem Jahr, als er die Herbstferien bei einem Freunde in der Mark verbringen wollte. Sein Vater hatte ihm geschrieben, es sei nicht nötig, daß er in Berlin die Fahrt unterbreche, er könne die Stadt später noch gründlich genug kennen lernen. Also hatte Frank auch nicht die Absicht gehabt, zu bleiben. Aber es fand sich, daß der Zug der Kleinbahn, den er für die letzte Strecke benutzen mußte, seit dem 1. Oktober verlegt war und daß er keinen passenden Anschluß mehr bekam. Die Freunde tief in der Nacht zu stören, war ihm unangenehm. So blieb er denn in einem Hotel, dessen Namen er kannte, weil sein Vater dort abzusteigen pflegte. Er saß im Speisesaal und las die Zeitung, als er an die Theaternachrichten geriet und sein Blick auf seiner Mutter Mädchennamen haften blieb. Er hatte ihn ja oft gelesen, diesen ihren Mädchennamen — Elena Schneider —, von dem in den Zeitungen so viel die Rede war. Immer sah er ihn mit einem Gefühl der Scham, wie man von einer ungehörigen und peinlichen Sache liest. Es schien ihm unstatthaft, daß seiner Mutter Name in den Zeitungen stand. Nun freilich — seine Mutter hatte ja die Mutterschaft von sich abgetan, um den Ruhm zu erwerben, um eben ihren Namen in den Zeitungen zu finden ... So hatte man es ihm gesagt. Darum grollte er ihrem Künstlertum und allem, was mit dem Theater zusammenhing.

Aber nun, als unerwartet die Gelegenheit vor ihm lag, sie kennen zu lernen in dem, was sie leistete, und in dem, was sie von ihm fernhielt — da schien er sich auch Manns genug geworden, aus sich selbst heraus einmal über die Dinge zu urteilen.

Es war eine Erstaufführung. Nur durch einen glücklichen Zufall erhielt er von einem Billetthändler vor den Toren des Theaters noch einen Stehplatz, den er mit dem doppelten Preise bezahlen mußte.

Das überfüllte Haus wirkte stark auf ihn. Staunend hingen seine Knabenaugen an dem ihn völlig verblüffenden Putz der Frauen in den Rängen und Logen. Ihre phantastischen Haartrachten, ihre großen Federhüte, der Glanz der Seide und der Spitzen, aus denen Busen und Nacken hervorleuchteten, verwirrte ihn, ihre eingelernten, fremdartigen und doch anziehenden Gebärden ließen sie ihm seltsam erregend und doch unwirklich erscheinen.

Das Geflüster, das Hin- und Hergehen der Männer, ihre wichtigen, ernsten oder hohnvollen Mienen kündigten etwas Außerordentliches an. Eine Spannung lag in der Luft, als erwarte man ein Ereignis, das von einer ungeheuern Tragweite für alle Menschen werden mußte. Warum sonst hätten ihm diese Hunderte so bebend entgegengeharrt?

Frank kannte vom Theater nur die herumziehenden Truppen, die in den Gasthäusern der kleinen Landstädte oder auf den Dörfern ihre teils lächerlichen, teils kläglichen Vorstellungen gaben.

Als zu ihnen gehörig hatte er sich seine Mutter vorstellen müssen. Um dieses Loses willen, so erzählte ihm die Großmutter, war sie eines Nachts aus Schloß Driebenow hinausgegangen, durch die hallenden Säle und die breite Freitreppe hinab, durch den Park mit den Blumenwiesen und den alten Rüstern und Eichen, die er so liebte, vorüber an dem See mit seinen Schwänen und Enten, hatte alles hinter sich gelassen und den Mann und das kleine Kind dazu ... Es war ihm stets wie eine schreckliche Krankheit erschienen, eine Krankheit des Geistes, ein Irresein aller Sinne, von denen die Arme befallen gewesen sein mußte. Und eigentlich hatte er nie verstanden, warum man sie nicht mit Gewalt zurückgeholt und festgehalten hatte, um die Unglückliche wieder zur Vernunft zu bringen.

Nun sah er sie ... Ein Aufatmen, ein Flüstern der Bewunderung ging wie das Säuseln eines leisen Windes durch die Menge. In ihren kostbaren, harmonisch gefärbten Gewändern erschien sie ihm von einer unglaublichen, märchenhaften Jugend. Ihre Stimme wirkte wie die Berührung von weichem dunklem Samt — bald wieder war ein Klingen darin wie von hellen Silberglocken. Wenn sie scherzte, glich ihr Lachen einem Geschwirr durcheinanderflatternder weißer Schmetterlinge. Aber sie mußte leiden, sie wurde gefoltert vom

Digitized by Google

Schicksal ... Ihr schmerzvoller Blick irrte verzweifelt hinaus in das Menschengewühl — sah sie ihn nicht an — gerade nur ihn unter den Hunderten? Der Schrei ihres Jammers hallte hinaus zu ihm und preßte ihm die Tränen aus den Augen. Es riß ihn hin, daß er hätte hinausstürzen mögen und vor ihr niedersinken und sie anbeten als eine rätselvolle, gewaltige Siegerin...

Der Beifall, das Händeklatschen, das Rufen ihres Namens raste um ihn her ... Unzufriedene zischten und pfiffen, der Beifall tobte, dröhnte noch viel gewaltiger. Es wogte wie ein brausendes Meer von Lärm durch das Theater, in dem er mitgewirbelt wurde, in dem auch er schrie und klatschte und mit den Füßen trampelte und ihren Namen rief, bis er heiser war. In dem Tücherschwenken und Rufen erschien sie, bleich, matt, fröstelnd vor Erschöpfung, einen dunklen Mantel, den sie im letzten Auftritt getragen, verhüllend um die feinen, schönen Glieder ziehend...

Weit beugte Frank sich vor, den Mund geöffnet, die Stirne von Schweißtropfen bedeckt, die Augen fast aus dem Kopfe tretend ... Ihren letzten Anblick in sich zu saugen, mit sich zu tragen — nie — nie zu vergessen! — „Den hat's gepackt!" hörte er neben sich eine Stimme. „Donnerwetter, so jung sein! Noch so empfinden können!"

Er taumelte hinaus zwischen all den Menschen. Wie trunken von Glück und einen reißenden Schmerz in der Brust stand er unter dem Wehen der Nachtluft, sah viele junge Leute zu einer Seitentür laufen, vor der ein Wagen stand, und lief mit ihnen, fast ohne Besinnung — drängte, stieß, wühlte, bis er am Schlage wartete und dann eine Gestalt erblickte, in einen Pelzmantel gemummt. Unter einem weißen Schleier braunes Haar, ein blasses Gesicht, das freundlich lächelnd über ihn hinsah und im Dunkel verschwand. Und Rollen der Räder und Hurrarufen der jungen Männer und Mädchen.

Frank erkundigte sich nach ihrer Wohnung. Er fragte, suchte, tastete sich durch das bunte Menschengewimmel der innern Stadt, durch Straßen, die kein Ende zu nehmen schienen, über weite Plätze und durch Baumalleen, die von Palästen begrenzt wurden, an Villen und Gärten vorüber, bis er an der Gittertür des schmalen Gartens vor dem Hause stand, wo sie wohnte. Durch den weißen Oktobernebel, der ihn mehr und mehr einhüllte, sah er die hohen Stämme der beiden Kiefern und ihre phantastischen Kronen sich ins Ungewisse verlieren. Das Licht in ihrem Zimmer glomm mit rötlichem Schein durch die nicht völlig geschlossenen Vorhänge. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen, und er weinte sich satt in der nächtlichen Stille. Bis es dunkel wurde hinter den Vorhängen, lehnte er an dem Gitter, empfand, wie sein Herz schlug und wie Gefühle in ihm wogten, die er nie gekannt, von denen er niemals auch nur geträumt hatte.

„Jetzt wird sie schlafen," murmelte er zärtlich, als das Licht oben erlosch. Er legte seinen Kopf an das Gartengitter und streichelte liebevoll den betauten Griff der Tür, den ihre Hand berührt hatte.

Noch lange war er umhergeirrt in den weißen Nebeln jener glückseligen Nacht, bis er todmüde einen Wagen fand, der ihn in das Hotel zurückführte. Er hatte dann tief in den Tag hinein geschlafen und erst am Nachmittag seine Reise fortgesetzt. Aber ehe er Berlin verließ, schrieb er seiner Mutter.

Nun fuhr er bei hellem Tage durch die Villenkolonie der Berliner Millionäre, seiner Mutter Heim entgegen. Noch schien Frank sein Glück ganz unbegreiflich. War die Erlaubnis seines Vaters, die seinem Wunsche, bei seiner Mutter wohnen zu dürfen, so schnell entgegenkam, nicht wie ein unerwartetes Himmelsgeschenk auf ihn niedergefallen? Frank hatte sich auf einen harten Kampf gefaßt gemacht, der so erschwert gewesen wäre durch Papas Abwesenheit, durch die lange Zeit, die die Briefe brauchten, um Ostafrika zu erreichen, wo er Löwen und Leoparden schoß mit dem Grafen Baer und anderen Jagdfreunden.

Die Mutter selbst mußte seinen Wunsch unterstützt haben — und ihr traute er ungemessene, zaubervolle Kräfte zu!

Gott — war das Leben herrlich! Ganz erfüllt schien es ihm von geheimnisvollen Reizen, die sich noch hinter bunten Schleiern verbargen und sich doch bald — bald enthüllen mußten!

Hatte Frau Elena Schneider noch, als sie von der Probe heimkehrte, gebangt, wie sie den unbekannten Sohn empfangen solle,

Digitized by Google

so wurde sie nun überrascht von der Selbstverständlichkeit, mit der ein großer blonder Mensch ihr die Tür ihrer Wohnung öffnete, sie in seine Arme nahm und sie mit seinem weichen, noch bartlosen Munde auf beide Wangen küßte. Fest hielt er sie für einige Augenblicke an seiner Brust, als ergriffe er jetzt für alle Zeit Besitz von ihr. Es wurde dabei kein einziges Wort zwischen ihnen gewechselt. Er nahm ihr die Jacke ab und zog ihr die Nadeln aus dem Hut. Nein, schüchtern, wie sie es erwartet, war er keineswegs, gesprächig freilich auch nicht... Und was sollte sie zu ihm sagen...? Alles schien ihr abgedroschen und unmöglich. Als sie nebeneinander von dem kleinen halbdunklen Flur in das Zimmer traten, wo an diesem trüben Novembertage das Licht schon angedreht war, stahl sich seine warme kräftige Hand in die ihre, und Elena drückte sie und lächelte ihm zu, während ihre Augen von Tränen überquollen. Er führte sie zu einem niederen Lehnstuhl, und es flog ihr halb unbewußt durch den Kopf, es sei sonderbar, daß er zu wissen scheine, wo sie am liebsten saß und ruhte, wenn sie von der Arbeit heimkam.

„Wie müde du sein mußt," sagte er schüchtern, „dauert das immer so lange — dort ...? Ich dachte, du würdest niemals — niemals kommen ..."

„Mein armer Junge! Ja, es war schlimm heut, der Regisseur konnte kein Ende finden —. Und bei all den unnötigen Wiederholungen dich hier wartend zu wissen ...! Komm — stelle dich nicht gegen das Licht, auf diese Weise sehe ich nichts von dir..." Sie zog ihn zu sich, daß er an ihrem Stuhl niederkniete, sie legte ihm die Hände auf die Schultern und vertiefte ihren Blick in sein Gesicht, als müsse sie in diesen Minuten alles darin lesen, was ihr so lange Jahre verborgen geblieben war. Sein ganzes Werden, seine junge Seele in all ihren noch so unbewußten oder nur halbbewußten Regungen hätte sie mit einem tiefen Blicke umfassen und durchdringen mögen. Er wurde rot unter ihren forschenden Augen — es war fast ein Mädchenerröten, das in seine blonde Haut stieg. Seine Wimpern zitterten ein wenig über den Augäpfeln. Dann sah er auf zu ihr, voll Liebe und scheuem Zutrauen.

„Was du für lange Wimpern hast, — und so dunkelgraue Augen in deinem hellen Gesicht. Ich glaube gar — das sind meine Augen?" Sie faßte ihn mit ihren zarten, schönen Händen um den Kopf, zog ihn näher zu sich und küßte ihn leise auf die Lider.

„Mutting," murmelte er, trunken unter diesen sanften, bebenden Bewegungen ihrer Lippen, „meine Mutter — meine Mutter..." Und wieder legten sich seine Arme um ihre Gestalt und preßten sie mit einer Kraft, daß ihr der Atem verging, daß sie ganz matt und hingegeben ihren Kopf auf seine Schulter fallen ließ und mit geschlossenen Lidern dort ruhte.

Nach einer kleinen Weile blinzelte sie ein wenig nach ihm hin, hob den Finger und glitt mit der Spitze sacht um die Muschel seines Ohres, in der das Blut schimmerte.

„Das ist auch gewachsen," murmelte sie lächelnd. „So gern habe ich dich auf das süße Öhrchen geküßt... Oft habe ich später davon geträumt, wie rosig und zerdrückt das Wonnige war, wenn du beim Schlaf daraufgelegen hattest. Wie die zerknüllten Blätterchen im Innern einer Rosenknospe ..."

„Hast du an mich gedacht — manchmal?" fragte er, so leise, daß sie die Frage kaum hörte. Er blickte dabei von ihr weg.

„Dummchen — wenn man einer Mutter ihr Kind genommen hat, wird sie nicht seiner denken? Tag und Nacht... Immerfort ..."

Er schwieg. In seinem Herzen sprang die Frage auf: ‚Warum dann...? Warum gingst du von mir, als ich noch so klein und hilfsbedürftig war?‘ Aber er wußte auch, daß er die Frage jetzt nicht tun durfte. Und es war, als sinke das Schicksal, das sie getrennt hatte, wie ein scheidender Nebel zwischen ihnen nieder.

„Sieh — der ist auch gewachsen," rief Frank plötzlich und reckte seinen Arm, daß sich die Muskeln spannten und in Bündeln hervorquollen unter dem dünnen Tuch seiner Jacke. „Ein tüchtiger Biceps!" Mit einer kindlichen Knabeneitelkeit, die sie bezauberte, hieß er sie seine Muskeln befühlen. „Ich sage dir, den hat mancher gefürchtet auf der Schule."

Ein Gefühl, das er nicht hätte in Worte

Digitized by Google

bilden können, war in Frank. Als müsse er sich mit der Kraft seiner Arme die Mutter aus dem feindlichen Leben, das sie ihm geraubt, zurückerobern und gegen tausend schreckliche Mächte schützen — wie die Ritter Königstöchter aus der Höhle des Drachen befreien und zurückführen auf ihre sonnigen Schlösser!

Er war stolz darauf, daß er es gewagt hatte, sie spielen zu sehen, daß er eingedrungen war in die fremde, unheimliche Welt des Theaters, wo sie hauste! Und daß er ihr dann geschrieben hatte! Es erschien ihm wie ein mutiges Abenteuer, dessen er sich freute! Und nun wahrhaftig wollte er auch seinen Sieg genießen!

Er stand vor ihr, breitbeinig, ungeschickt, und blickte auf sie nieder, wie auf eine kostbare Beute. Unbegreiflich schön erschien sie ihm mit den feuchtschimmernden Augen, in denen seinen Blicken ein glitzernder Schelm sichtbar wurde, mit der vornehmen Blässe ihrer Haut und dem reichen Haar, das sie so kunstvoll geordnet trug, in den weichen, seidenraschelnden Kleidern, die ihm der Inbegriff eines verfeinerten und doch kühnen Geschmackes waren.

Sie ließ die Prüfung ihres neuen, jugendlichen Publikums geduldig über sich ergehen. Und sie dachte mit einer süßen, ein wenig ironischen Wehmut: ‚Ich muß mich pflegen, ich muß wieder jung und eitel werden für diese scharfen Bubenaugen.‘

„Ich bin so froh," brachte Frank hervor und hielt erschrocken inne.

„Worüber bist du froh?" fragte Elena mit einem listigen Lächeln, und als er zögerte, fuhr sie fort: „Daß deine Mutter keine alte runzelige Vogelscheuche ist?"

„Nein — das wußte ich doch schon nach deinen Bildern. Nein — daß du dich nicht schminkst ..." Er stieß es verlegen heraus und wurde dunkelrot. „Ich hatte so Furcht ..."

„Du kleiner Schafskopf! Dachtest du, wir von der Bühne liefen den ganzen Tag mit angemalten Backen und geschwärzten Brauen in der Welt umher? Womöglich zu Hauſ' in einen zerrissenen Purpurmantel als Morgenrock gewickelt? Du hast Begriffe!" Sie lachte so laut und herzlich, mit ihrem geschulten, herrlich getönten Lachen, dessen Wirkung sie kannte, daß er mit ihr lachen mußte.

„Ich wußte doch nicht..." stotterte er — „ach, sei mir nicht böse, ich weiß ja alles nicht ..."

„Du wirst noch manches sehen, was dich enttäuschen oder kränken wird," sagte sie, ernst werdend. „Das ist nicht anders in meiner Welt. Du mußt nur Vertrauen zu mir haben. Und frage nur immer. Manches läßt sich doch erklären und verliert dann den Stachel. Willst du?"

Sie streckte ihm die Hand hin, und er legte die seine hinein, in seinem offenen Blick lag ein ehrliches Versprechen. —

Am andern Morgen, frühzeitig, kam Klaus Gattern, um Frank abzuholen.

Klaus war einige Jahre älter als Frank. Er hatte bereits sein Freiwilligenjahr bei der Garde abgedient, studierte Jura und wollte sich der diplomatischen Laufbahn widmen. Die Welziens waren mit der freiherrlichen Familie von Gattern verwandt, durch Heirat. Deshalb hatte Frank den Vetter gebeten, ihn in den zur Immatrikulation nötigen Formen zu unterrichten. Frank wollte ihn auch über die Professoren befragen und bei der Auswahl der Vorlesunseinen Rat einholen.

Er wollte Philosophie und Nationalökonomie hören und etwas Jus — ja und dann natürlich das Praktische: Vorträge über Rübenbau, Viehzucht und so was. Elena berichtete und ergänzte seine Pläne, sie überlegte mit ihm und Klaus, wie er seine Zeit am besten zwischen der Universität unter den Linden und der Landwirtschaftlichen Hochschule in der Chausseestraße teilen könne. Seit Wochen hatte sie Erkundigungen eingezogen über die geistigen Eigenschaften der Professoren. Einige kannte sie selbst und zeichnete mit scharfen, sicheren Worten ihren Wert und ihre Unzulänglichkeiten. Klaus Gattern war anfangs etwas breitspurig und sehr sicher aufgetreten. Nun saß er und hörte aufmerksam manches Neue über ein Gebiet, auf dem er sich ganz als Kenner gefühlt hatte.

‚Die Frau ist klug, und sie scheint ja den Jungen ordentlich unter ihre Fittiche nehmen zu wollen. Na — da wird das Korps schon Gegenpart halten . . .‘

„Du Frank — natürlich trittst Du bei uns ein. Ich habe schon mit dem Chargierten gesprochen und einen neuen Fuchs angemeldet!"

Digitized by Google

Franks Augen leuchteten. „Prachtvoll! Ich danke dir! Du — es ist doch fein hier in Berlin! Warte einen Augenblick, ich hole meinen Hut. Mama hat schon die Uhr gezogen. Sie muß in die Probe, wir dürfen sie nicht aufhalten.“

Er sprang mit einem Satz hinaus wie ein junges, ungestümes Waldtier.

Elena hatte sich erhoben. Sie stand straff aufgerichtet vor Klaus. Sie wußte plötzlich: hier wartete nicht nur Genuß von weichen Zärtlichkeiten. Hier wartete Kampf ...

„Ich wünsche nicht, daß mein Sohn in ein Korps tritt!“ sagte sie zu Klaus.

„Ah — gnädigste Tante? Das ist überraschend. Warum sind Sie dagegen? Die Korpserziehung ist wahrhaftig nicht zu verachten! Sie schafft Männer! Und die Verbindungen, die Beziehungen für eine spätere Laufbahn ...“

„Ich weiß — ich weiß,“ unterbrach ihn Elena ungeduldig. „Unter Umständen kann das alles wertvoll und bestimmend sein. Aber Frank wohnt bei mir — und ich gehöre dem Theater an. Die Geister der Kunst und die Geister der preußischen Korps pflegen nicht besonders freundlich aufeinander zu wirken ...“

„Das ist ja freilich wahr,“ meinte Klaus zögernd. „Aber es ließe sich doch am Ende ein Weg finden, auf dem man Verwicklungen ausweichen könnte.“

„Gewiß — der einfachste: Verwicklungen nicht erst herbeiführen.“

Elenas Ton war kühl und hochmütig. Klaus Gattern fühlte einen starken Willen darin, der ihn innerlich zum Widerspruch reizte, obschon er äußerlich die verbindlichste Form wahrte.

‚Dieser Klaus hat einen wissenden Blick,‘ dachte Elena, nachdem die jungen Leute sich von ihr verabschiedet hatten. — ‚Wie er mich zuletzt ansah ... Daß Männer so schweigend und straflos beleidigen dürfen. Wohin wird er Frank führen — vielleicht noch heut — nur um mich zu kränken?‘

Elena kam erst gegen vier Uhr heim, müde, unglücklich. Niemals war ihr eine Probe so schwer zu überstehen gewesen, wie heut. Nie hatte sie das ganze Bühnenwesen so sehr als eine große Unwahrheit empfunden.

Ihr Sohn war noch nicht zurückgekehrt. ‚Der Berlinrausch beginnt schon,‘ dachte sie entschuldigend.

Neben ihrem Teller lag ein Stoß Bücher. Sie wählte in ihnen, strich mit dem Bleistift einige Sachen an, überhörte sich dann in Gedanken, während sie aß. — Am Abend sollte sie auf einem Wohltätigkeitsfest Gedichte sprechen. Die elektrische Glocke schrillte laut und fröhlich.

„Mama schon zu Haus?“ hörte sie draußen die junge Stimme eifrig fragen. Tränen schossen ihr in die Augen. Es hatte so kindlich erschrocken geklungen. Frank stürmte ins Zimmer. Der große Junge war dunkelrot vor Verlegenheit und ganz erhitzt.

„Mutting — verzeih! Ich ahnte ja nichts von diesen Entfernungen! — Gott im Himmel — Gott im Himmel, hat diese Stadt Straßen und Häuser und Menschen! — Du arbeitest wohl, und ich muß stille sein?“

„Nein, nein, erzähle nur! Ich sehe das nachher durch.“ Sie schob Bücher, Zeitungen und einen Haufen Briefe zur Seite.

„Du darfst jetzt nicht mehr beim Essen studieren,“ sagte er zärtlich. „In der kurzen Zeit will ich dich für mich haben, sonst sehe ich dich ja den ganzen Tag nicht!“

„Darum werde ich dir auch nicht so leicht langweilig ...“

„O — — Mama!“

„Ja, ja — ich habe es schon bemerkt, daß Mütter ihren Söhnen langweilig geworden sind! Es ist vorgekommen ...“ Sie plauderte nun mit liebenswürdigem Humor, fragte ihn nach seinem Tage, und er erzählte.

„Darf ich bei dir rauchen?“ fragte er, als sie ihm nach beendeter Mahlzeit die Zigarettenschachtel hinhielt.

„Du darfst! Und ich gehe jetzt und lege mich nieder. Du wirst mich heute abend auf ein Fest begleiten! Bist du im Besitz eines Smokings?“

„Ja — ich brauchte ihn zum Weihnachtsdiner bei Regenhovens letztes Jahr. Aber er ist mir inzwischen schon ein bißchen eng geworden.“

„Du hast das Weihnachtsfest oft bei Regenhovens verlebt?“

„Regelmäßig. Es waren doch Papas nächste Freunde.“

Digitized by Google

Blick auf die König Friedrich August=Brücke in Dresden
Gemälde von Prof. Joh. Gotthardt Kuehl

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ich weiß ... Du hast auch Else Regenhoven sehr gern?“

„O ...“ Frank wurde rot und lächelte verlegen.

„Du hast es mir ja geschrieben. — Nun also der Smoking? Geht er noch für heut abend?“

„Ich denke schon. Papa gab mir übrigens die Erlaubnis, mir hier alles anzuschaffen, was du für nötig hältst.“

„So ist's recht! Ich will doch Staat machen mit meinem Jungen.“

Er sah aufmerksam in ihr Gesicht. „Mutter — du siehst so erschöpft aus ... Bist du krank? Du kannst heut abend unmöglich noch ausgehen.“

„Doch, doch. Ich habe es versprochen. Nur jetzt muß ich ruhen.“

Frank war erschrocken über die Veränderung, die während der letzten halben Stunde mit seiner Mutter vorgegangen war. Er legte ihr auf dem Ruhebett die Kissen zurecht, wickelte sie in die Decke und zog den Vorhang zu. „Nun schlaf' schön. Bist du auch wirklich nicht krank?“

„Nein, nein — nur müde. Wie du gut sorgen kannst!“ Sie streckte sich behaglich. „So ist doch sonst nicht Jungenart! Deine Frau wird's einmal gut haben.“

„Das hoffe ich,“ sagte er mit einem kleinen Lachen und drehte das Licht aus.

‚Seine Frau‘ — dachte Elena, — ‚die Frau, die er einmal lieben wird ... Sollte ich schon eifersüchtig sein? Was ich eben fühlte, wie er mich umsorgte, war das nicht etwas wie — Glück?‘

⌘ ⌘ ⌘

Lichtgefunkel, Musik und die Düfte starker Parfüms vermischt mit dem Dunst, der Ausatmung vieler Menschen. Ein blonder Staubnebel über den Köpfen. Ein Durcheinanderwogen und Drängen, die weiten Säle gefüllt mit einer aus schwarzen und bunten Farbflecken gemischten Masse, einer Masse, die sich bewegte, strömte, sich hie und da staute, in der es schwirrte, girrte, lachte, summte, schnatterte und grollte von zahllosen Stimmen, die wiederum nur ein einziges Tongebilde zu sein schienen. Eines jener Feste, an denen das Berlin der Gegenwart so reich ist, die einen bestimmten Teil seines Winterbildes abgeben. Feste, bei denen der Einzelne zum winzigen Teil jener strahlenden Schau wird, die sie dem Beschauer bieten. Hunderte und aber Hunderte von weißen Hemdbrüsten und Battistkrawatten und schwarzen Fracks. Wie der helle Schaum über einer bewegten Wellenflut weiße Schultern und Busen, weiße und rosige Frauengesichter. Blonde, rote, schwarze und ergraute Haargebäude mit Blumen, Federn und Brillantdiademen geschmückt. Man sah Gewänder, die einen erlesenen Prunk und künstlerischen Geschmack bekundeten. Andere wirkten übertrieben durch die Begierde ihrer Trägerinnen, mit grellen Farben und absonderlichen Formen die Masse zu durchbrechen. Der Unterschied zwischen Dirnen und Hausmüttern schien für diesen Abend aufgehoben. Die aus allen Gesellschaftsschichten zusammengesetzte Menge bildete eine üppige Vereinigung von Barbarei und gepflegter Fäulnis, von Gefallsucht und berechnendem Geschäftsgeist.

Auf der Bühne an der Schmalseite des Hauptsaales traten nacheinander auf: ein Dichter mit einem unverständlichen Prolog, ein Geigenspieler von zwölf Jahren, eine Volksliedersängerin mit einer Laute und eine Barfußtänzerin. Dann sprach Elena Schneider Balladen des jungen Schriftstellers, dessen Name bei Gelegenheit der Erstaufführung seines Stückes jetzt viel in der Presse genannt wurde. Für eine kurze Zeit schwieg das Brausen und Lachen des Vergnügens im Saal. Man hörte die eine weiche und starke Frauenstimme durch den weiten Raum und seinen flimmernden Staubnebel dringen, über die emporgereckten Köpfe all der Menschenmassen hinweg, bis in die fernsten Winkel und Logen. Viele, welche kaum in der Stimmung waren, die Worte, geschweige den Sinn der Dichtungen in sich aufzunehmen, lauschten nur dem Klang dieser Stimme wie einer schönen, auf- und niederschwingenden Melodie.

Man klatschte lebhaft Beifall. Frau Schneider verneigte sich, wurde einigemale wieder hervorgerufen, gab ein kleines Gedichtchen als Zugabe, bei dem ihre Stimme entzückend mit den künstlich verschlungenen Reimen tändelte und entfesselte mit diesem letzten die Zuhörer zu heißer Begeisterung. Dann verschwand sie endgültig, um einem

Digitized by Google

Herrn vom Metropoltheater Platz zu machen. Nach jedem seiner derben Scherzlieder ertönten Lachsalven wie regelmäßig wiederkehrendes Gewehrfeuer.

In einer Seitenloge, von der man noch einen leidlich guten Blick auf die Bühne hatte, saßen vier Personen um einen kleinen Tisch. Neben dem Kunsthändler Nathan befand sich der eisgefüllte Sektkühler, aus dem der alte Herr die Flasche hob, um die Gläser seiner Gäste bedächtig zu füllen.

„Die Schneider ist doch immer noch sehr schön," bemerkte er dabei zu Doktor Lazarus, dem Redakteur der „Tragischen Masken." „Es ist sicher über zwölf Jahre her, daß sie nach Berlin kam. Weißt du," er wandte sich zu seiner Frau, „wir verheirateten uns gerade — sie war auf unsrer ersten Gesellschaft."

Die kleine zierliche Dame hielt ihm lachend ihr Glas entgegen. „Willst du damit andeuten, daß andere Frauen sich nicht so gut gehalten haben," rief sie kampflustig mit einem koketten Blick ihrer schwarzen Funkelaugen in sein kluges weißbärtiges Gesicht. „Andere Frauen haben Zeit und Muße, sich zu pflegen, da ist es kein Wunder, wenn sie immer schöner werden," antwortete der alte Herr mit munterer Galanterie. „Eine Bühnenkünstlerin wird doch ein ganz Teil mehr von dem Leben und seinen Leidenschaften mitgenommen."

„Das kannst du von Frau Schneider nicht behaupten. Ich liebe sie, gerade weil sie so über den Dingen steht."

An der Brüstung der Loge, neben William Nathan saß ein junges, in die Augen fallendes Geschöpf. Die Art, wie der Kopf mit einer stolzen, freien Haltung auf dem langen, vornehm geformten Halse getragen wurde, die reine rosig durchhauchte Farbe dieses Halses und der schlanken, unbedeckten Arme und Hände mußten die Aufmerksamkeit jedes Schönheitskenners erwecken, ebenso die Fülle des goldbraunen Haares, das sich in künstlichen Flechten und Locken wie auf einer Zeichnung des da Vinci um ein hochmütiges Kindergesicht wand und ringelte. Der rote trotzige Mund in diesem Antlitz machte ein Schippchen und sagte nachlässig ungezogen: „Die Schneider hat doch im Frühling ein Kind gehabt. Dabei hat sie wohl nicht über den Dingen gestanden."

„Weil sie in Italien war —? Unerhört, was die Leute schwatzen," rief Frau Nathan.

„Liebe Frau von Gröna," nahm der Kunsthändler das Wort, und in seinem Ton lag eine merkbare Herablassung, „Elena Schneider wäre die letzte, die solch ein Ereignis in ihrem Leben feige vor der Öffentlichkeit verbergen würde."

„Ach, diese ethischen Menschen — denen traue ich am wenigsten, und ich kann sie auch nicht leiden," trotzte die Gröna. „Hier, der Doktor Lazarus hat mir versichert, er wisse es aus bester Quelle."

„Sie ist zweifellos deshalb im Frühling vertragsbrüchig geworden und ins Ausland gegangen. Die Sache hat sich ja dann wieder zwischen ihr und Direktor Brandt eingerenkt. Aber sie war doch fast ein halbes Jahr fort von Berlin ..." So verteidigte Doktor Lazarus seine Nachrichten mit großer Sicherheit. „Übrigens — man kennt ja auch den Vater."

„Wer sollte denn das sein!" fragte Nathan hinterhältig ironisch.

„Dort drüben steht sie neben einem jungen Manne," jauchzte Frau von Gröna triumphierend.

Doktor Lazarus beugte sich eilig vor. „Nein — das ist Graf Rosen nicht!"

„Graf Rosen, der kleine Leutnant, der vergangenen Winter immer wie ein getreues Hündchen hinter der Schneider herlief?" sagte Frau Nathan vergnügt. „Lieber Doktor Lazarus, wo ist Ihr Spürsinn geblieben!"

„Gnädige Frau, ich weiß es vom Grafen Rosen selbst; er war toll in die Schneider verliebt und ist ihr nach Rom nachgereist!"

„Daß er die Schneider liebt, begreife ich durchaus! Es lieben sie viele junge Leute. Aber ob sie ihn liebt, erscheint mir mehr als zweifelhaft!"

Nathan hatte sich inzwischen an den Rand der Loge begeben und winkte und grüßte von hier aus zu Elena Schneider hinüber. „Ich werde sie holen," rief er lustig," sie soll uns selbst über diese geheimnisvolle Geschichte Bescheid geben!"

Der große schlanke Herr, dessen Gebaren in seiner ruhigen Überlegenheit auf die unbestrittene Stellung schließen ließ, mit der er den europäischen Kunstmarkt be-

Digitized by Google

herrschte, teilte langsam und sicher die hin- und herwogende Menge. Man sah ihm von der Loge aus nach, sah, wie er Elena begrüßte, wie sie ihn bekannt machte mit dem jungen Manne und wie herzlich Nathan diesem die Hand schüttelte. Nathan reichte der Schauspielerin den Arm, doch sie durch die Menge zu der Loge zu führen, war nicht so leicht. Von allen Seiten begrüßte man die beiden bekannten Persönlichkeiten. Herren mit Ordenssternen auf der Brust und würdigen Beamtenköpfen, charaktervolle Künstlergestalten, ältere und jugendliche Frauen drängten sich in Elenas Nähe, um sie wieder auf Berliner Boden willkommen zu heißen, sie in ein Gespräch zu verflechten oder ihr wenigstens von weitem zuzuwinken, sie zu begrüßen, um zu zeigen, daß man freundschaftlich mit ihr stehe. Der junge blonde Mann hielt sich dicht hinter ihr. Zuweilen stellte ihn Elena vor, dann gab es immer erstaunte Gesichter und ein freudiges Händeschütteln.

Die schöne Gröna beobachtete, weit über den Logenrand hinausgebeugt, durch ihr langgestieltes Augenglas mit Spannung und Neugier das langsame Vordrängen Nathans und seiner Dame.

Endlich gelang es ihnen, die Ausgangstür des Saales zu gewinnen. Gleich darauf erschienen sie alle drei bei den Wartenden. Nathans Gesicht leuchtete vor vergnügter Schelmerei. „Liebe Frau von Gröna — Herr Doktor Lazarus, ich habe das Vergnügen, Ihnen Herrn Frank von Welzien, den Sohn unserer lieben Freundin Elena Schneider vorzustellen!„

„Nein — nein! Das ist zu toll!“ rief die Gröna und lachte unbändig. „Nein, Herr Nathan — Sie sind unbezahlbar. Einen so aufsitzen zu lassen! Sie wußten das natürlich längst! Himmlisch! Himmlisch!“

Frank stand dunkelrot im Gesicht vor Verlegenheit und starrte bestürzt auf die schöne Frau.

Frau Nathan begrüßte Elena und bot ihr den Stuhl ihres Mannes neben sich.

„Frau von Gröna behauptete, Frau Schneider habe sich ein Kleines aus Rom mitgebracht,“ rief Nathan, „da wollte ich ihr doch gleich Gelegenheit geben, es zu bewundern! Ein kräftiger gutentwickelter Knabe, was?“

Nun lachte auch Frank harmlos und fröhlich. Seine Mutter aber zog unzufrieden die Brauen zusammen. „Sind die Albernheiten durch die Presse gegangen?“ fragte sie halblaut den Doktor Lazarus.

„Keineswegs — keineswegs, Gnädigste!“ antwortete der Redakteur eilig. „Man sprach allerdings von einer heimlichen Vermählung. Das Publikum beschäftigt sich eben gern mit seinen Lieblingen. Darf ich morgen eine Notiz über den kleinen Vorfall in dieser Loge in die ‚Tragischen Masken‘ bringen?“

„Wenn ich dabei auf ihren Takt rechnen darf?“ fragte Elena. Doktor Lazarus sah Unbehagen, ja Zorn auf der Schauspielerin blassen Antlitz und beeilte sich hinzuzufügen: „Ich lege Ihnen die Notiz nachher zur Durchsicht vor. Ja? Man weiß nie — irgendein Wort könnte mißliebig sein. Um die Welt möchte ich das nicht! Sie kennen doch meine alte Verehrung für Sie, gnädigste Frau! Wie herrlich war das zweite Gedicht, das Sie eben sprachen. Aber das Publikum schien nicht reif dafür!“ Er äußerte sich noch länger über die Verse, die am wenigsten Beifall empfangen hatten. „Ein starkes Talent, dieser junge Lohmann. Was erwarten Sie von seinem Drama?“

„Vor der Vorstellung — Sie wissen ja — sprechen wir Mitwirkenden kein Urteil aus! Mein Gott, wer hat denn heute nicht Talent!“

Frank stand vor Marlinde von Gröna, die ihn ohne Scheu ausfragte. „Also studieren wollen Sie hier? Korps natürlich — gleich das Gesicht voll Schmisse — finde ich ekelhaft. Wo haben Sie denn gesteckt bis jetzt? Mecklenburg! Aber nein — da kenne ich Sie doch? Waren Sie denn nicht? . . .“

„Mit Regenhovens in Heiligendamm — vor drei Jahren,“ ergänzte Frank und wurde noch röter und noch verlegener.

Er hatte sie schon längst wiedererkannt, die schöne Gröna, die damals den Mittelpunkt des Badelebens gebildet hatte. Sie hob den nackten Arm mit dem Goldreif, an dem ein Anhänger, ein kleines Herz aus Perlen hing, und hielt es dem jungen Manne vor die Augen. „Sehen Sie — ich habe es noch immer. Oder erinnern Sie sich nicht mehr?“

Digitized by Google

Marlinde kniff die kurzsichtigen Augen zusammen und lachte, was ihr einen sonderbar hinterhältigen und verführerischen Ausdruck gab.

Ob Frank sich erinnerte! Als er ihr das Perlenherz, das sie verloren und er gefunden hatte, wiederbrachte, stand sie in einem kurzen weißen Leinenrock auf dem Tennisplatz mitten unter ihren vielen Verehrern, und der Herzog Bogislaw neben ihr. Da hatte sie Frank in ihrer Freude beim Kopf genommen und mitten auf den Mund geküßt. Das soll ein Junge vergessen? Teufel noch mal! Der Herzog hatte dazu gelacht — es hatte Frank ein wenig die Freude an dem Kusse verdorben, dieses spöttische Lachen des jungen Fürsten.

„Was war mit dem Herzen in Heiligendamm?" fragte Doktor Lazarus und blickte eifersüchtig auf den heißerglühenden Frank.

Die Gröna warf den Kopf zurück mit einer ihr eigenen Bewegung, die ein wenig an ein edles Rennpferd erinnerte. „Das ist unser Geheimnis, was?" fragte sie Frank mit einem zutraulichen Blick. „Jetzt soll er Sekt haben — bitte Herr Nathan. Er kann mein Glas bekommen!"

„Soviel Vorrechte dem Knaben?" grollte Lazarus halb theatralisch, halb wirklich geärgert. Frank hob das Glas, verbeugte sich tief und feierlich vor Marlinde und trank es in einem Zuge leer.

„Er ist entzückend," flüsterte Frau Nathan Elena zu. „Wie glücklich müssen Sie sein, daß Sie ihn endlich haben! Sie sollten, sobald es geht, einmal allein zu uns kommen, und erzählen, wie Sie das erreichten!"

„Ja — es ist ein holdes Wunder," sagte Elena träumerisch und schob ihren Stuhl, soweit es ging, in den Schatten der Logenwand. Sie wollte nicht von außen bemerkt, nicht fortwährend angeredet werden. Eine halbe Stunde wollte sie genießen, im Beisammensein mit den alten Freunden und in der Beobachtung ihres Sohnes. Sie würde es schon erfahren, das kleine Abenteuer mit dieser Marlinde Gröna, die ihr zweifelhaft und wurzellos erschien.

Frank blickte, von unbekannten Empfindungen ergriffen, auf die vom Dufte einer tragischen Romantik umwitterte Schönheit, die seine Gedanken viel beschäftigt hatte, damals, als ihr Name in Verbindung mit dem jähen, schrecklichen Ende des jungen Herzogs Bogislaw in der Öffentlichkeit genannt wurde. Nun saß sie hier in Berlin, zwischen einigen höchst bürgerlichen, gediegen anmutenden jüdischen Leuten und begann mit dem alten weißbärtigen Herrn Nathan über eine Ausstellung von Fächern zu reden, von Fächern und Batikarbeiten, die sie zu verkaufen wünsche. Das erschien Frank ein ganz verrücktes, unglaubwürdiges Märchen.

Aber Nathan äußerte sachlich, es sei jetzt gerade die richtige Zeit für eine Ausstellung, das Publikum sei noch aufnahmefähig und kauflustig.

„Meinen Sie?" fragte Marlinde nachlässig. „Na, denn machen Sie es nur. Sie wissen ja Bescheid damit. Muß ich allen den Pressebengels Einladungen schicken?"

„Vor allen Dingen müssen Sie Ihre Ausdrücke besser wählen, wenn Sie die Herren der Presse für sich gewinnen wollen," mahnte Nathan väterlich.

„Ach, ich war wohl mal wieder grob?" fragte Marlinde und blickte erstaunt wie ein gescholtenes Kind von einem zum andern.

„Wenn Sie ein Mann wären," antwortete Doktor Lazarus ernsthaft, „müßte ich Sie jetzt fordern!"

„Schafskopp!" sagte Marlinde gemütlich. Sie reichte dem Beleidigten von den „Tragischen Masken" ihre rechte Hand, an der sie keine Ringe trug. Vom Schein des rotverschleierten Lichtes beglänzt, erschien sie allen wie eine wundervolle weiße Blume, ein vollendet herrliches Gebilde der Natur. Lazarus wurde ganz rot, beugte den Kopf auf die Hand nieder und berührte sie leise mit seinen von krausem Barte umgebenen Lippen.

Es wurde nun höchst geschäftlich zwischen den dreien hin- und hergeredet. Lazarus erklärte, er wolle in den „Tragischen Masken" über Batikarbeiten im allgemeinen und über die der Frau von Gröna im besonderen einen Aufsatz bringen. Frau von Gröna müsse ihm dazu ihr Bild versprechen.

„Ich habe keins," sagte Marlinde, „aber ich kann mich ja photographieren lassen. Wollen Sie dieses Kleid oder das blaue Flitterding, was ich neulich bei Nathan anhatte?"

Lazarus sah sie starr mit brennenden Augen an.

Digitized by Google

„Ich weiß nicht. Ich weiß wahrhaftig nicht," stammelte er, plötzlich aus der Kühle der geschäftlichen Unterredung herausgerissen. „Man müßte Sie einmal in beiden sehen . . ."

„Na — kommen Sie morgen zum Tee. Dann spaziere ich vor Ihnen auf und ab, und der Herr der Presse wird gnädigst wählen! Ach — ihr verruchte Bande! Nachher spielen Sie mir aber zur Belohnung Chopin."

„Was Sie wollen, spiel' ich!"

Frank saß wie im Traum. Er hörte Frau Nathan von einem wunderbaren Schal erzählen, den ihr Mann ihr zum Geburtstag geschenkt hatte, und einem Kleide, das Frau Geheimrat Simon bei Frau von Gröna bestellt habe.

Ein älteres Paar ging langsam dicht an der Loge vorüber. Der Herr blickte auf und sah das Gesicht von Marlinde Gröna dicht über sich. Er grüßte — feierlich gehalten —, wie man bei Begräbnissen die nächsten Leidtragenden grüßt. Seine Gattin, die eine etwas zu blaue Damastrobe trug, neigte ein wenig den Kopf, flüsterte dem Herrn ein Wort zu, und das Paar bewegte sich weiter. „Das war der Staatssekretär von Platow-Seggentin," sagte Marlinde und verzog höhnisch den Mund.

‚Sie ist ja von ihrer Familie aufgegeben, ausgestoßen —‘ dachte Frank, ‚sie muß nun Schals und Kleider malen, um zu leben . . .‘

„Die Frau hat bei mir Gevatter gestanden," schwatzte Marlinde. „Habe noch ein Rubinkreuz von ihr — nur Schalen, knickerig war die Platow immer. Dann versuchte der Alte mal mich abzuknutschen. Da war's vorbei mit der Freundschaft der Tante für mich. Die Ohrfeige, die der alte Kerl von mir besah, glaubte sie mir nämlich nicht."

Frank lachte laut und knabenhaft.

Elena blickte zu ihm hinüber. Eine unbestimmte Angst begann in ihr aufzusteigen. Warum hatte sie ihn hierhergebracht? Ja — konnte sie ihn denn hüten wie eine gute, verzagte Gluckhenne ihr Küken?

Ein paar Kollegen hatten Elena bemerkt, drangen stürmisch mit lauten Scherzen und Gelächter in die Loge. Marlinde hatte sich erhoben. Sie raffte ihre weiße Schleppe zusammen, ihr starkes, schwüles Parfüm füllte den kleinen Raum mit einer Wolke von Orchideenduft.

„Es ist zum Ersticken hier. Können Sie walzen?" Ihre Augen waren lockend auf Frank gerichtet.

„Ob ich verwöhnten Ansprüchen genüge, weiß ich nicht," gestand er, aber sie schlug ihm kameradschaftlich auf die Schulter und rief: „Wagen Sie's nur, kleiner Junge, es wird schon gehen!"

Doktor Lazarus kam mit ihnen. Er wollte unten im Bierstübchen seine Notizen über das Fest und Elena Schneider schreiben.

Marlinde ging neben Frank und zog ihre langen Handschuh über. An einem Tisch, den sie streiften, bemerkte Frank einen essenden Herrn, der Messer und Gabel fallen ließ und ihr mit offenem Munde nachstarrte. „Uff —!" sagte sie, „es ist doch nicht so leicht, sich seinen Unterhalt zu verdienen."

„Müssen Sie denn?" fragte Frank.

„Würde ich sonst bei dem Judenvolk sitzen?" fragte Marlinde zurück, und die ganze Verachtung ihrer Kaste für die Welt außerhalb, ‚für diese Leute‘ lag in ihrem Ton. „Den alten Nathan habe ich übrigens gern, er ist sehr gut zu mir und ein anständiger Mensch soweit. Aber der Doktor Lazarus ist einfach ein Schwein."

Sie war mit ihren Handschuhen fertig und schob ihren Arm unter den von Frank.

„Warum haben Sie sich dann von ihm die Hand küssen lassen?" Frank wußte nicht, woher er den Mut nahm, ihr das zu sagen, er mußte es tun und wartete bestürzt, was sie erwidern würde.

„Was verstehen Sie denn von allen diesen Dingen, Sie kleiner dummer Junge," sagte sie ärgerlich. „Schweigen Sie nur, und erziehen nicht auch an mir! Es nützt ja doch nichts." Ein Zug von hilflosem Schmerz kam in ihr Gesicht und machte es rührend lieblich. „Sie haben doch Bogislaw gekannt — begreifen Sie nicht, daß man mit ihm gehen mußte?"

„Ich weiß noch," sagte Frank leise, statt ihre Frage zu beantworten, „wie er einmal am Strande stand und Ihnen nachschaute, als Sie mit Ihrer Tante vorübergingen. Da fühlte ich: Das ist Liebe. Jetzt hast du die ganz große Liebe gesehen."

Marlinde hob den Kopf, ihre hellbraunen

Digitized by Google

durchsichtigen Augen blickten ihn dankbar an, sie hingen voll Tränen. „Am Morgen nach dem Unglück traf das Schreiben seines Vaters mit der Einwilligung zur Heirat ein. Ich habe es ihm auf die zerschossene Brust gelegt . . . Ja . . . Nun wollen wir tanzen . . .“

„Warum denn nur? Warum quälen Sie sich so?“

„Fasse mich fester,“ flüsterte sie bebend in seinem Arm, „sonst lasse ich dich los und tanze allein weiter — bis ich tot bin!“

Er sah sie erschrocken an. Ihre Augäpfel verdrehten sich, verschwanden in einem verglasten Blick fast unter den Lidern, das Antlitz erstarrte wie in einem Krampf von Wonne oder Angst.

Frank raste mit ihr durch den Saal. Es war nicht leicht, sich in dem Gedränge Bahn zu schaffen für so tolles Tanzen. Allmählich wich man ihnen aus, schaute verwundert zu, gefangen von der königlichen Anmut dieses Frauenkörpers und von Franks schlanker blonder Jugend.

Endlich blieben beide taumelnd stehen. Marlinde rang nach Atem. Herrisch rief sie einen Diener und stürzte ein Glas Sekt hinab. — ‚Sie wird sich töten, sie will es,‘ dachte Frank erschüttert, während er den Wein bezahlte. Da kam ein Offizier auf sie zu, ein großer, breitschultriger blauer Dragoner. Er machte eine vorstellende Bewegung gegen Frank, murmelte einen unverständlichen Namen, und Marlinde war von Franks Seite verschwunden, im Arm des blauen Offiziers davongewirbelt. Seine Augen verfolgten sie noch eine Weile zwischen den Tanzenden, dann entschwand sie ihm in dem Gewühl. Er wußte nicht recht, sollte er hier auf sie warten oder mußte er sie aufsuchen? Sie kam wohl gar nicht wieder zu ihm zurück. Er verstand es, daß er ihr nur ein gleichgültiges Mittel war, um sich zu betäuben.

Nackte Frauenschultern streiften ihn, auffordernde Blicke suchten die seinen zu fangen. Doch alles nahm ihm einen Schein von Unwirklichkeit an, die Gesichter der Menschen wurden ihm wie leblose Masken, ihre Bewegungen dünkten ihn wie die Bewegungen von großen Marionetten.

Er gähnte ein paarmal. „Sie scheinen sich ja herrlich zu unterhalten,“ sagte eine spöttische Mädchenstimme neben ihm. Er sah ein feines Gesichtchen unter einem schwarzen Madonnenscheitel, aber er wußte ihrer Aufforderung zur Plauderei nichts zu erwidern, und er lächelte nur zerstreut.

So fand ihn Doktor Lazarus und brachte ihm Botschaft von seiner Mutter, sie wünsche aufzubrechen.

In der Nachtluft, die durch das geöffnete Fenster des Wagens klar und frostig sein Gesicht traf, erwachte er wieder aus der Bezauberung. „Du kanntest die Gröna?“ fragte Elena ihren Sohn.

Er berichtete von Heiligendamm. „Ich war mit den Regenhovens dort. Papa kam jeden Sonntag. Alles sprach von der Liebe des Herzogs Bogislaw zu Fräulein von Gröna. Er hatte sie beim Rennen gesehen — und man sagte, er bliebe nur ihretwegen in Heiligendamm.“

„Und ihre Eltern ließen die Sache so gehen?“ fragte Elena. „Soviel ich weiß, war der Herzog doch ein Verwandter des großherzoglichen Hauses.“

„Ja, weitläufig verwandt. Übrigens, die Eltern waren tot. Fräulein von Gröna lebte bei einem Onkel und einer Tante auf einem märkischen Gut. Na — und mit der Tante war sie immer in offenem Kampf. Wegen ihres Reitens und ihrer Verschwendungssucht. Sie hatte fabelhafte Kleider. Es hieß, der Onkel bezahle heimlich ihre Schneiderrechnungen. Else Regenhoven und ich waren damals glühend neugierig auf die Entwicklung der Geschichte! Was haben wir für unglaubliche Dinge angegeben, um die Orte auszukundschaften, wo sie den Herzog traf! Ich glaube, sie waren wütend auf uns, wenn wir immer in ihrer Nähe auftauchten. Sie nannten uns nur die verdammten Rangen. Zuletzt entführte sie ja der Herzog, und dann kam das Unglück mit dem Gewehr auf der Entenjagd.“

„Nun kann ich begreifen, daß sie sich soviel mit dir beschäftigte,“ sagte Elena milde. „Du erinnertest sie ...“

„Ja,“ sagte Frank. „Sie wollte mit mir tanzen — nur um von dem Herzog zu sprechen.“

„Du kannst dir nicht vorstellen, Mama,“ begann er nach einer Weile, „wie sonderbar es für mich war, sie hier wieder zu treffen, im Ballkleid auf einem Fest — nachdem ich sie in meiner Phantasie immer nur in einem alten Schlosse am Meer sah,

Digitized by Google

in schwarze Kreppschleier gehüllt, ganz verweint und verzweifelt. Else und ich haben uns das oft ausgemalt."

„Es sind drei Jahre seit dem Tode des Herzogs vergangen ..." sagte Elena sinnend. „Da ändert sich viel. Sie tut mir leid. So aus ihrer Bahn gerissen. Nirgends mehr hingehörig, in Kreise hineingestoßen, die ihr unangenehm sein müssen."

„Und um ihr Brot arbeiten zu müssen!" fiel Frank mit scheuem Mitleid ein.

„Das ist nun wohl nicht so buchstäblich zu nehmen," sagte seine Mutter kühler. „Sie soll eine recht üppige Wohnung haben, man sieht sie überall und in den tollsten Kleidern. Sie muß wohl ganz ergiebige Hilfsquellen haben."

„Sie hat mich aufgefordert, sie zu besuchen," erzählte Frank.

Seine Mutter schwieg.

„Ist es dir nicht recht? Ich denke nur, es ist unhöflich, wenn ich nicht komme."

„Lieber Junge, du wirst für die nächste Zeit mit deinen Studien vollauf beschäftigt sein! Triffst du die Gröna einmal irgendwo, und sie wiederholt die Einladung, so ist es immer noch Zeit."

„Wenn du meinst, dann ist's mir auch lieber so," gestand er. „Es wäre mir verlegen gewesen, mich bei ihr zu zeigen, jetzt, wo ich doch eigentlich noch nichts bedeute als ein eben fertiggewordener Schuljunge."

Elena lachte und klopfte ihm auf die weiche Knabenwange. Er gefiel ihr so gut in seiner offenherzigen Bescheidenheit.

⁂

Frank pfiff zufrieden eine leichte Melodie, während er beschäftigt war, die wenigen Gegenstände, an denen sein Herz hing und die er von daheim mitgebracht hatte, in seinem Zimmer zu ordnen.

Er stand auf einem Küchenstuhl, schlug mit ein paar kräftigen Hammerschlägen einen Nagel in die Wand für die Photographie vom Gutshause von Driebenow. Er wollte sie vor Augen haben, immer wenn er arbeitete, denn das geliebte Haus war ja doch das Ziel all seines Lernens und Strebens. Schloßartig, vornehm, mit seiner breiten Freitreppe, seinen Terrassen und Türmen, den hohen Bogenfenstern des Gartensaales erhob es sich hinter der leicht gesenkten Rasenfläche, begrenzt von der Gruppe herrlicher Linden zu seiner Rechten. Das Turmzimmer, wo er von dem Kandidaten Fenrich den ersten Unterricht bekommen hatte, war den Sommer lang grün durchschattet von diesem dichten Laub der alten Bäume. Im Juni war der Duft der Lindenblüten oft so stark geworden, daß der Kandidat des Nachts aufstand, die Fenster zu schließen, weil er Kopfweh davon bekam. Ja — Frank hatte noch jedesmal Heimweh gehabt, wenn in Rostock, wo er später aufs Gymnasium ging, die Linden blühten.

In Driebenow, in dem weißen Schlosse, würde er einmal schalten und walten, wenn Papa ihm das Gut übergab und nach Berlin zog, wie er es für sein Alter vorhatte. Herr würde er sein über die Knechte und Taglöhner, über Pferde, Kühe und Hunde, über die Ackerbreiten, die Wiesen und den grünen Buchenwald, in dem er jeden Pfad, jeden Baum, jeden verborgensten Winkel kannte, soviel war er mit dem Förster darin herumgestreift. Und ein richtig guter und gerechter Herr wollte er den Leuten sein, das hatte er sich fest vorgenommen. Um manches wollte er sich kümmern, was Papa so hingehen ließ — manches wollte er bessern, was jetzt noch im argen lag. Er wollte seine Augen schon aufmachen und lernen, was sie hier in Berlin wußten, von sozialen Aufgaben und so was! Er wollte ein richtiger moderner Aristokrat sein — nicht verbohrt und hochnäsig wie Bassenitz, der über die Kätnerskinder, wenn sie Holz gemaust hatten, gleich mit der Hundepeitsche herfuhr. Natürlich konservativ bis in die Knochen und seinem Fürstenhaus ergeben: das gehörte sich so. Eigentlich konnte er sich gar nicht vorstellen, wie jemand nicht konservativ war. Ja freilich — Fritz Reuter — er packte eben seine Werke aus, und darum kam er mit seinen Gedanken auf ihn — der war nicht konservativ, und er hatte deshalb ja auch auf Festung gesessen. Nun, er war ein Dichter — und Dichter, Künstler überhaupt gehörten doch nicht so recht zu den wirklichen Menschen. Sie erschienen Frank immer wie etwas Unbestimmbares — Außenstehendes.

Dem alten Herr von Regenhoven hatte Frank immer so gern zugehört, wenn er aus dem Reuter vorlas und in seinem

Digitized by Google

Lehnstuhl saß, mit der Decke über den Knien, zufrieden bei den jungen Leuten. Schlug es zehn, so kam der Diener herein und meldete, daß der Gaul angeschirrt sei. In Vaters alten Fuchspelz gewickelt, die Mütze über die Ohren gezogen, jagte Frank dann im offenen Schlitten über das flache Schneefeld. War das schön! Oder die Sommerabende — wenn Papa mit Frau von Regenhoven langsam um die Fohlenkoppel schlenderte, immer wieder herum, denselben Weg, da saß er oft mit Else im Kahn, der angekettet lag am Ufer des großen Driebenower Sees, welcher die beiden Güter Driebenow und Hohenselchow verband und trennte. Das Wasser gluckste leise, es roch ein wenig modrig aus dem Schilf, Libellen mit bösen Augen und glashellen Flügeln schwebten in der lichten Dämmerung über dem grauen Gewässer, und Else weinte über die beiden Armen, Ausgestoßenen, die „kein Hüsung" hatten. Er selber mußte schneller und schneller lesen, um die Rührung zu überwinden. Ja — da hingen wohl Erinnerungen an den alten zerfledderten Büchern. Etwas stieg in ihm auf — wunderlich süß, schmerzlich . . . War's Heimweh nach dem lieben Plattdeutsch, das er nun jahrelang nicht mehr hören würde?

Der Mutter dürfte er wohl kaum mit dem alten guten Reuter kommen. Das war das wenigste — hier gab's andere Dinge zu hören, zu sehen, tausend neue Erkenntnisse, Erfahrungen. Unermeßliches wartete auf ihn . . . Donnerwetter! Welche Bilder, welche Buntheit! Die verwirrenden und entzückend abenteuerlichen Gefühle, die seit den wenigen Tagen in Berlin schon genossen waren. Es war dumm — kindisch, sich auch nur einen Augenblick zu sehnen und zu grämen.

Aber er war froh, aus der Gegend fort zu sein, wo nun alles für ihn so leer geworden war. Sonderbar — wie Jahre verrinnen können, in friedlicher Regelmäßigkeit. Man meint, es müsse immer so bleiben, alles ist liebe, traute Gewohnheit, und plötzlich gibt's einen Ruck. Das Leben verändert sich von Grund aus, es wird schwer, sich darin zurechtzufinden.

Mit dem Tode des alten Herrn von Regenhoven auf Hohenselchow hatte es wohl angefangen.

Dann kam die Weltreise seines Vaters mit dem Grafen Baer.

„Die Leute reden ja so allerlei," hatte die Frau Schuldirektor, bei der Frank in Pension war, gesagt, „dem will Ihr Herr Vater wohl die Spitze abbrechen." Ja — er wußte, die Leute meinten, Herr von Welzien würde Frau von Regenhoven heiraten. Nun — wenn sein Vater das nicht wollte: Frank war es recht — sehr recht sogar. Er fühlte sich, wie von einer unbestimmten Besorgnis befreit, als aus Italien, wohin Mutter und Tochter sich im Frühling begeben hatten, die Verlobungsanzeige von Frau von Regenhoven mit Heinrich von Tissow, Herrn auf Krojanke in Posen eintraf. — — —

Frank trat an die Tür, öffnete ein wenig und rief: „Mutting, komm einmal!"

Elena trat ein.

„Gefällt es dir so?" fragte Frank und führte sie zum Tisch. Elena beugte sich über die Photographie des jungen Fräuleins von Regenhoven, die neben ihrem eignen Bilde auf dem Schreibtisch stand.

„Findest du das Bild ähnlich?" fragte Frank. „Die Farben fehlen freilich, und das ist ja das Schönste an ihr!"

„Wann gab sie es dir?" fragte Elena.

„Im August, ehe sie mit ihrer Mutter nach Posen ging. Du weißt doch, daß Frau von Regenhoven den Herrn von Tissow geheiratet hat, den du ja auch in Rom sahst!"

„Ich hörte davon," murmelte Elena.

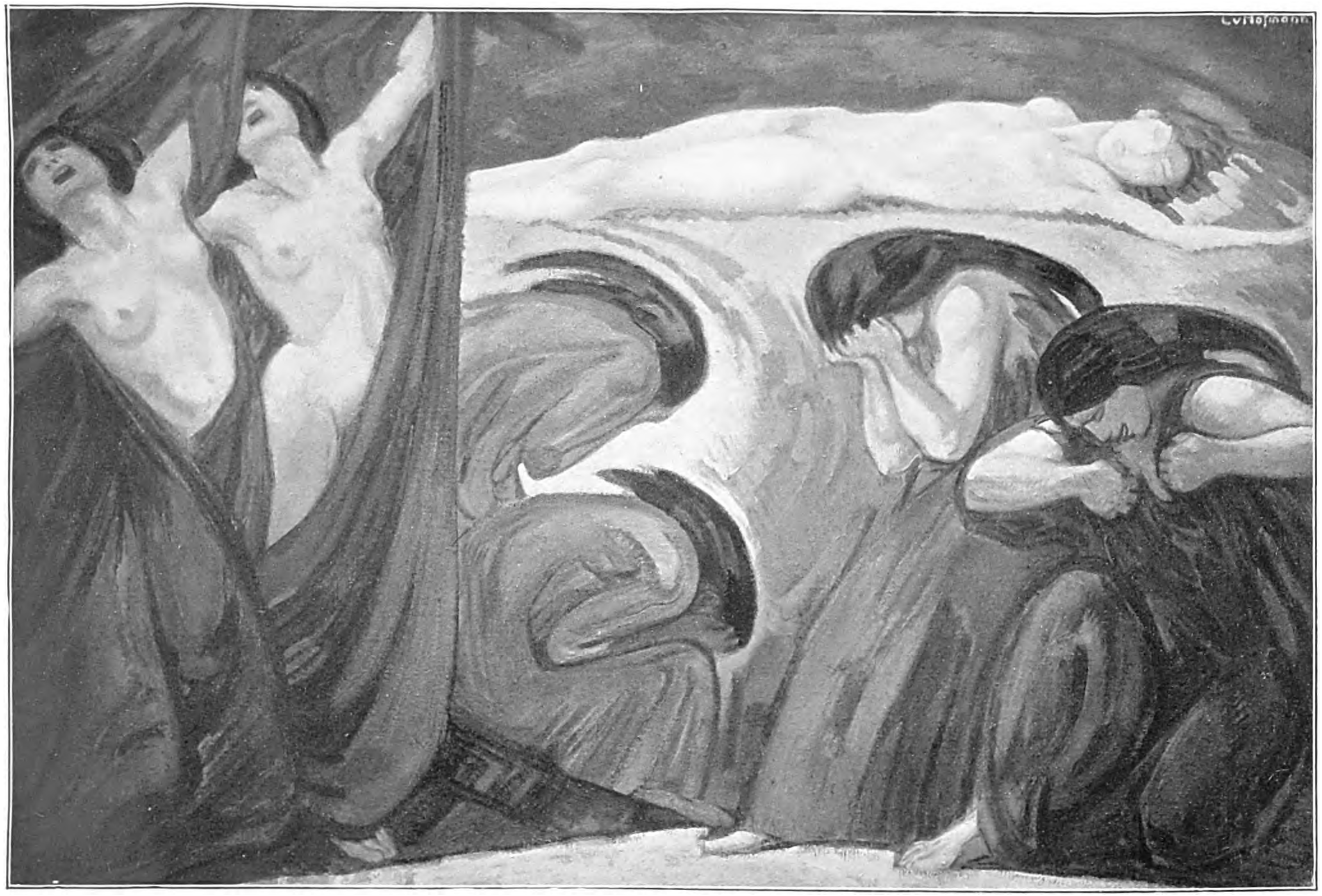
„Er ist ein trefflicher Mann," plauderte Frank unbefangen.

„Ich freue mich, daß Else einen so guten Stiefvater bekommt. Er hat mir gefallen und war auch recht lieb zu mir. Aber Mutting, wenn ich mir denke, daß Hohenselchow nun verkauft wird, daß ich Elsing mir nicht mehr auf der Terrasse und im Gartensaal vorstellen kann — und nicht mehr bei Mamselling in der Küche — mit ihrer netten blauen Wirtschaftsschürze . . . Daß das alles nun aus und vorbei und ganz vergangen sein soll — es ist oft gar nicht zu glauben!"

Er trat von seiner Mutter fort, an die Balkontür. Elena setzte das Bild auf seinen Platz zurück, es gab ein leises Klirren in der Stille des Zimmers.

„Du hast sie sehr lieb?" hörte Frank ihre Stimme.

Digitized by Google



Adonisklage. Gemälde von Prof. Ludwig von Hofmann

Digitized by Google

Digitized by Google

„Oh — ...“ er wandte sich nicht um. „Ich kann mir nicht denken, daß irgendein Mensch auf Erden besser zu mir paßt! Wenn ich mit ihr spreche, ist es, als ob ich zu mir selber rede!“

„Ihr seid ja auch aufgewachsen wie Bruder und Schwester,“ sagte Elena. Klanglos und traurig war ihr Ton.

„Sie ist die einzige, die mich immer lieb gehabt hat!“

„Frank —!“

„Mutting — verzeih — gewiß, ich wollte dich nicht kränken.“

Er trat zu ihr, drückte sie an sich.

„Du hast ja recht,“ flüsterte Elena müde. „Was konntest du von meiner Liebe wissen? Aber nun hast du mich doch gefunden! Und Else ... Ach Kind, wieviel wird dein Leben, das nun eben erst beginnt, an Eindrücken zwischen dich und deine Jugendgespielin drängen ...“

„Das weiß ich, Mutter,“ sagte Frank ernst. „Aber treulos soll es mich nicht machen! Ich will doch einmal sehen, ob man sich solch ein Gefühl nicht bewahren kann, bis man ein Mann geworden ist und eine Frau heimführen darf!“

Er sah nicht auf seine Mutter, sondern blickte in die Ferne, ganz erfüllt von den eigenen Hoffnungen, Wünschen und Vorsätzen. Sonst würde er das nervöse Zucken und die Unruhe auf ihrem Gesicht wohl gesehen und sie vielleicht gefragt haben, warum sie seinen so natürlichen, unschuldigen Wünschen entgegen sei.

„Frank —“ begann seine Mutter und stockte verwirrt. Nein, es war unmöglich ihm zu sagen, was doch einmal gesagt werden mußte. Er würde sie hassen um dieser Aufklärungen willen. Mochte seine reifende Weltkenntnis ihn allmählich auf die Spur der Dinge und Geschehnisse führen, die seinen unbefangenen Knabenaugen so unbegreiflich verborgen geblieben war.

„Was meinst du, Mama? Ich weiß, du denkst, Else wird dort in Posen viele andere Männer kennen lernen und mich bald vergessen!“

„Ja, mein Junge, das denke ich!“

Ein Lächeln ging über Franks schönes offenes Gesicht, ein Lächeln, das von einer Zuversicht zu dem geliebten Mädchen sprach, die durch Verstandeseinwürfe nicht zu erschüttern war. Er legte die Hand an die Brust. Dort trug er unter dem Hemd an einer Schnur eine kleine goldene Herzkapsel mit einer blonden Locke, die ihm Else beim Abschied geschenkt hatte — beim Abschied, als er sie zum ersten- und zum letztenmal auf den Mund küßte. Aber davon sprach er nicht — auch zu seiner Mutter nicht.

„Wenn Gott zwei Menschen für einander bestimmt hat, dann hebt er sie auch für einander auf,“ sagte er einfach.

Elena schwieg. Was war auf solchen Glauben zu erwidern? Hatte sie nicht auch einmal geglaubt, Gott habe sie mit ihrem Gatten zusammen geführt? Und dann hatte Frau von Regenhoven ihn ihr geraubt. Gott griff keineswegs hindernd ein. Und hatte sie nicht von der göttlichen Gerechtigkeit auf ein spätes Glück gehofft, als ihr im vergangenen Frühling in Rom Heinrich Tissow begegnete?

Der Sommer kam. Er heiratete Frau von Regenhoven und lebte nun mit ihr auf seinem Gut Krojanke im Posenschen.

⌘ ⌘ ⌘

In der nächsten Zeit wurde Elena mehr und mehr von den Vorbereitungen zu der in Aussicht stehenden Uraufführung hingenommen. Aus ihrem Zimmer klangen rätselhafte Schreie, angstvolles Schluchzen und hysterisches Gelächter, das dem Sohne peinlich war zu hören und ihm zugleich in einer unangenehmen Weise lächerlich vorkam.

Sie selbst sah er kaum, und wenn es geschah, konnte er sich ihrer lieben Persönlichkeit nicht erfreuen. Sie war zerstreut, schweigsam oder sprach erregt von ihrem Befinden. Bei den geringsten Meinungsverschiedenheiten wurde sie so heftig, daß Frank sie mit seinen grauen Augen, die den ihren so ähnlich waren, bestürzt und vorwurfsvoll anschaute.

Verschiedene Male meldete sich Anselm Lohmann, der Dichter des Stückes, welches all diese Aufregung hervorrief, bei Elena. Sie ließ sich stets verleugnen. Endlich beauftragte Elena ihren Sohn, Anselm Lohmann zu empfangen.

Lohmanns Hand, mit der er die von Frank ergriff und heftig schüttelte, war kalt und schweißgenäßt. Er sah erbarmungswürdig blaß aus. Als er zu sprechen versuchte, zitterten seine Lippen unter dem dunklen Bärtchen. „Ich fürchte sehr, es ist eine üble Vorbedeutung, daß Ihre Frau

Mutter mich nicht sehen will," sagte er unruhig. Seine Blicke hingen an Frank, während dieser, ganz erschüttert von der Aufregung, in der er den Dichter sah, glaubwürdig zu erklären versuchte, daß seine Mutter wirklich von den vielen Proben erschöpft sei. Er selbst dürfe kaum noch mit ihr reden.

„So — so —" murmelte Lohmann und wanderte, das Gesicht von Frank abgewendet, in dem großen Zimmer umher, dessen Bilder und Kunstgegenstände betrachtend. „Nun — es ist ja möglich . . . Ich halte mich ja auch kaum noch auf den Füßen. Ich hätte sie nur so gern selbst gesprochen. — Haben Sie bemerkt . . . Können Sie sich nicht erinnern, ob Frau Schneider etwas geäußert hat — ob sie an einen Erfolg glaubt oder nicht?"

Frank schwieg verlegen, und Anselm Lohmann rief lebhaft: „Ich bin ja meiner Sache sicher — es war eine starke Wirkung, — eine sehr starke Wirkung gestern! Braneck hatte die Augen voll Tränen, als er nach dem zweiten Akt zu mir kam und mir die Hand schüttelte . . ."

Frank fühlte sich ergriffen, daß der Dichter, mit dem zurzeit sich viele Menschen in Berlin beschäftigten und der doch kaum fünf Jahre älter sein mochte als er selbst, ihn seines Vertrauens für würdig hielt. Er beeilte sich, Herrn Lohmann zu versichern, seine Mutter lebe ganz in ihrer Rolle, was sie gewiß nicht tun würde, wenn ihr ein Erfolg des Stückes zweifelhaft sei.

„Das freut mich zu hören. Das ist wirklich beruhigend. Sie können sich vorstellen, — es ist für mich eine Lebensfrage! Nicht mehr und nicht weniger als eine Lebensfrage!"

„O — das muß furchtbar sein — wenn so ein einziger Abend die Entscheidung bringt. Es muß sein wie im Kriege. Ich habe mir oft ausgemalt, was für ein gewaltiger Mut doch dazu gehören muß, so geradeswegs in das Gewehrfeuer und den Kugelregen hineinzugehen!" Frank sagte es bescheiden. Anselm Lohmann antwortete nichts, aber seine tiefliegenden Augen blickten den jungen Mann dankbar an.

„Ich habe eine große Bitte an Ihre Mutter, um derentwillen ich sie gern selbst gesprochen hätte," begann er, wieder mit dem Zittern der Oberlippe und einem nervösen Zucken der Brauen. „Ich möchte sie veranlassen, die Stelle, die der Regisseur gestrichen hat, in der Sterbeszene dennoch zu sprechen. Sie ist gewagt — ich gebe es zu — aber ich bin überzeugt, der ganze Schluß ist ohne sie unverständlich. Dieser Strich wirkt geradezu verhängnisvoll — er kann das ganze Stück zu Fall bringen. Wäre es unmöglich, Ihre Frau Mutter nur für einige Minuten zu sprechen?"

Frank, der strenge Weisung erhalten hatte, sich nicht erweichen zu lassen, zuckte die Achseln. „Sie sehen doch meine Mutter morgen in der Probe . . ." antwortete er ausweichend.

„Da ist sie von dem ganzen Troß umgeben. Keine Hoffnung, an sie zu gelangen ohne den Regisseur. Es ist überhaupt so rätselhaft, alles weicht vor mir zurück. Ich bin ja ein Neuling am Theater — ich hatte mir das alles, das ganze Leben hinter den Kulissen völlig anders vorgestellt. Ich dachte an ein ideales Zusammengehen zwischen Dichter und Darsteller . . . Aber ich will Sie nicht länger stören, Herr Schneider — wenn doch nichts auszurichten ist," schloß Anselm Lohmann in etwas gereiztem Ton und nahm seinen Hut.

„Ihr Wunsch wird meiner Mutter gleich übermittelt werden," sagte Frank und versuchte, in diese ungenügende Antwort soviel Teilnahme zu legen, wie man in den wenigen Beileidsworten auszudrücken sucht, die man an Leute richtet, welche einen großen Schmerz durchleben.

Freilich hatte er sich eine andere Vorstellung von einem dramatischen Dichter gemacht, als dieses schmächtige Männchen mit seiner zuckenden Braue und seinem kindlich-bittenden Munde verwirklichte. Und daß Anselm Lohmann ihn Herr Schneider genannt, gefiel ihm auch nicht. Der Mädchenname seiner Mutter, der zugleich ihr Künstername geworden war, blieb ihm unbehaglich.

Elena hatte behaglich auf ihrem Ruhebett gelegen, Zigaretten geraucht und in der neuesten Nummer der „Tragischen Masken" geblättert. „Was wollte er denn?" fragte sie kühl, als Frank bei ihr eintrat. Nachdem ihr Sohn seinen Auftrag ausgerichtet hatte, rief sie lachend: „Der närrische Kerl will sich um den einzigen

Digitized by Google

Trost bringen, an den er sich am Abend nach der Aufführung noch klammern wird!"

„Wieso?" fragte Frank.

„Daß das Stück sicher Erfolg gehabt haben würde, — wenn der Regisseur am Schluß nicht diesen verhängnisvollen Strich gemacht hätte."

„O Mama — glaubst du denn — es wird keinen Erfolg haben . . ."

Elena blies die Rauchringel ihrer Zigarette aus ihrem ausdrucksvollen Munde, während sie leise den Kopf schüttelte.

„Alle diese Mühe, diese fieberhafte Arbeit für eine Sache, die Ihr für verloren haltet?" fragte Frank entsetzt. „Ja — wie ist denn das möglich?"

Elena Schneider legte ihre Zigarette in die Schale neben sich und blickte ihrem Sohn mit ihren klaren Augen ins Gesicht.

„Das nennt man Pflicht," sagte sie ruhig.

Frank war zumute, als blicke er in diesem Augenblick tief hinein bis an die Wurzeln alles Geschehens und könne das eben Erfahrene in seinem zukünftigen Leben niemals wieder vergessen. —

Während Frank an der peinlichen Empfindung litt, seiner Mutter lästig zu fallen, war er so wenig wie möglich zu Haus.

Er besuchte mit Eifer die Vorlesungen. Zwischendurch streifte er in stundenlangem Wandern durch die Straßen von Berlin, um die gewaltige Stadt in all ihren Teilen kennen zu lernen. Überwältigt von Staunen stand der junge erfahrungslose Mensch dem Riesen gegenüber. Je tiefer er einzudringen strebte in seine Gliederungen, desto weitläufiger entfaltete sich das Ungeheuer in seiner Ausdehnung. Desto unbegreiflicher wurde es ihm. Die endlosen saubern, gleichförmigen Straßen hielt er als einen bergenden Schild vor sein eigentliches Wesen, das immer neue Farben annahm und sich vom Westen zum Norden, vom Osten zum Süden völlig verwandelte. Das war nicht mehr eine Stadt, das waren Welten verschiedensten Ursprungs. Und diese gegensätzlichen Welten waren bis zur steten Explosionsgefahr zusammengepreßt, gegeneinander reibend in Haß und Feindschaft, und konnten doch sich nicht entbehren. Mit dem feinsten Räderwerk griffen sie eine in die andere über, unlöslich verbunden durch ein Arbeitsfieber, an dem alle gleichen Teil hatten und das allein die ungeheure Maschinerie dieser Weltstadt fortwährend in Gang zu halten vermochte.

Frank Welzien ging durch die Leipziger und Friedrichstraße. Er sah, wie unter dem grellen elektrischen Licht, das aus den Schaufenstern strömte, im feuchten rieselnden Novemberregen die Menge sich stieß und drängte, als stehe das Weihnachtsfest dicht vor der Tür und als gälte es, in aller Eile an sich zu raffen, was von den Schätzen, die dort zur Schau gestellt wurden, irgend noch zu erwerben sei.

Er streifte durch die großen Warenhäuser und sah verwirrt in ihr wimmelndes Getriebe. Er beobachtete mit einer Art von verehrungsvoller Verblüffung die Hunderte von jungen Mädchen, von denen ihm wohl viele gefielen, mit ihren sauberen Kleidchen und den feinen blassen Gesichtern. Wie sie aus- und einschlüpften zwischen den Ladentischen, wie sie mit der unbegreiflichsten Behendigkeit aus der Fülle der Gegenstände den gewünschten herausfanden, wie sie schnipp-schnapp den köstlichen Stoff, die feinsten Spitzen zerschnitten, plauderten, anpriesen, Hunderte von Paketen mit der größten Zierlichkeit und Genauigkeit, die der Arbeit von Maschinen gleichkam, zusammenfalteten, verschnürten, überreichten. Wie sie eine rätselvolle Menge von Zetteln beschrieben, zu den Kassen liefen und im Umsehen wieder an einer andern Stelle auftauchen oder hinter ihren Pulten saßen, die Rechenmaschinen klappern und knipsen ließen, Geld einkassierten, die Zettel sortierten, die Adressen der Käufer buchten. Und alles mit einer Eile, von der es Frank bei seinen langsamen und behaglichen Bewegungen unfaßlich schien, daß ihnen nicht im Laufe einer einzigen Woche das Gehirn zerrüttet und die Nerven zerrissen wurden.

Gern ging er auch in die großen Bier- und Speisehäuser, wo die Menschen mittags zu Tausenden an den ungedeckten, blankgescheuerten Tischen ihre Nahrung zu sich nahmen. Die Teller klapperten, die Messer und Gabeln rasselten, die Aufwärter in ihren weißen Schürzen jagten, rannten, stürzten von Tisch zu Tisch. Die

Digitized by Google

Menschen aßen sich satt, sprangen auf — fertig — hinaus. Schon saßen andere an ihrer Stelle, bekamen, was sie wünschten — um wieder von anderen abgelöst zu werden. Irgendwo in der Nähe eine Tasse Kaffee, eine Zigarre — ein Blick in die Zeitung und weiter in die Arbeit, in die Fabrik, ins Geschäft. Und um die Tausende zu nähren, mußten wieder Tausende arbeiten, ordnen, planen, denken ... — Bis in die Lüfte hinauf reckten die Anpreisungen ihre bunten Flammenlettern, glühten auf, verloschen, glühten wieder auf im magischen Wechselspiel des Lichtes. Während an den langen Spätherbstabenden ein Gewühl von Fußgängern, Autos, Lastfuhrwerken und lange Reihen von elektrischen Wagen, dicht gedrängt, einer hinter dem andern, sich durch die Straßen wanden, umspielte dieses Getümmel der Zauberglanz phantastischer Lichtwirkungen. Frank stürzte sich am liebsten in jene Gegenden, wo das Geschäftstreiben am wildesten wogte. Die farbige Vornehmheit, die sich in den Straßen des Westens prunkvoll ausbreitete, glänzte nicht mehr bis hierher, wo der grausame, beutegierige Kampf, den Leben mit Leben führte, zu einer unaufhörlichen furchtbaren Gefahr für jedes Einzelwesen wurde. Hunderte von Menschen waren vernichtet, wenn die Bahnzüge, die zu Häupten des Gewimmels zwischen den Häuserreihen dahin donnerten, sich auch nur um Minuten in ihrem Laufe verzögerten — wenn irgendein Weichensteller, irgendein Lokomotivführer auch nur für Augenblicke zerstreut, unaufmerksam, nachlässig war. In dem grellen Getöse der schreienden Lenker auf den mit Eisenbarren, mit Fässern, mit Warenballen hochbeladenen Rollwagen oder Lastautos, der bis zum Bersten mit blassen, gehetzten, vor Nässe dampfenden Menschen angefüllten Autobusse und Straßenbahnen standen die Schutzleute zu Pferde und zu Fuß, wie Türme von Festigkeit und Ruhe. Frank sah die Arbeiter und Arbeiterinnen aus den Fabriken eilen, bleich, berußt, erschöpft und doch noch mit zielbewußter Energie sich in die Vorortzüge verteilen. Er hörte sie Verabredungen machen, sich in Versammlungen zu treffen, Politik zu hören, mitzuschaffen an dem Vorwärtskommen ihrer Klasse. Er sah die zerfurchten Frauen, die greisenhaften welken Kinder, mit Flaschen und Körben bepackt, in die Läden laufen, feilschen und handeln, sich drängen und stoßen, um den nötigen Bedarf des Tages zu erhaschen und heimzuschleppen, ehe die Türen der Geschäfte sich schlossen, ehe die Angestellten entlassen wurden. Nicht zur Ruhe, zum häuslichen Frieden — nein: zu Fortbildungsschulen, zu Handelskursen, Stenographie-Unterricht — um weiter zu arbeiten, mit letzten versagenden Kräften sich vorwärtszuringen in diesem fürchterlichen Kampfgewühl.

Frank machte Besuche bei seinen Professoren. Es wurden die Damen des Hauses gerufen, und Frank wurde diesen sogleich als der Sohn von Elena Schneider vorgestellt.

Eine freundliche, hilfreiche Göttin, so schritt seine Mutter im Geiste vor ihm her, öffnete ihm die Türen und die Herzen. Immer wieder sah er, wie Verehrung, Bewunderung, Anerkennung und Liebe ihr entgegengebracht wurden, und wie man ihn an sich zu ziehen strebte, um dadurch auch mit dieser außerordentlichen Frau in eine Beziehung zu treten. Die Töchter des Hauses forderten den Studiosus mit großer Unbefangenheit auf, ihnen in mannigfacher Art hilfreich zu sein. Nachdem es ihm in der Folge in anderen Häusern ähnlich ging, wurde es seinem hellen Verstande schon ganz klar, daß in dem künstlichen Getriebe des großstädtischen Lebens wohl kaum eine Gefälligkeit oder Freundlichkeit ohne eine Gegenleistung gewährt werde.

Überall, wohin er auch die Augen richtete, sah er dieselbe bis zur Erschöpfung angespannte Kraft der Menschen in die Ausübung ihrer Arbeit, ihres Berufes geworfen. Und immer aufs neue tönte ihm aus allen den unendlich vielfältigen Klängen, die ihn umrauschten, jenes Wort seiner Mutter wider, als er ihre Hingabe an eine Aufgabe, deren Erfolg höchst zweifelhaft erschien, nicht verstehen konnte, jenes einfache Wort: Das nennt man Pflicht!

Das Wort besaß aus der Schulzeit her einen unangenehmen Beigeschmack: der Obliegenheiten, die man möglichst schnell erledigen mußte, um zum wahren menschlichen Dasein durchzudringen, zu dem sie gleichsam die tapfer zu erstürmende Schranke bildeten. Hier aber sah er die

Digitized by Google

Pflicht als das Leben selbst, als eine Notwendigkeit, der die Menschen mit einer schrankenlosen Hingabe des Leibes und der Seele zu dienen schienen, in der sie sich mit einer Art von Rausch aufopferten. Es kam Frank vor, als sei aus diesen Märtyrern der Pflichtarbeit der Grund gebildet, der die Pfeiler, Wände und Bogen des mächtigen Gemeinwesens trug. Ob er diesen Zustand anbeten oder sich vor ihm entsetzen sollte, war ihm durchaus nicht klar. Jedenfalls wuchs ihm der Begriff der Pflicht aus dem Kleinlich-Kindischen jäh ins Gewaltige, ja ins Unheimlich-Dämonische empor.

Gern hätte er mit seiner Mutter über diese neuen Eindrücke und die sich daran knüpfenden Gedanken gesprochen. Doch da sah er sie nun von sich entfernt, umgetrieben von eben dem Kampfeswirbel, der ihn innerlich beschäftigt. Er hatte sich zu bescheiden. Nur um so mehr grübelte er mit sich allein über alle sich ihm aufdrängenden Erkenntnisse.

❧ ❧ ❧

Frank war erst gegen vier Uhr von einer Kneiperei mit Klaus und einigen andern Korpsstudenten heimgekehrt. Das erste Kolleg verschlief er glatt, zum zweiten verspürte er mit dem wüst schmerzenden Kopf auch wenig Lust. Als er sich nach dem warmen Bade die kalte Dusche über Kopf und Rücken plätschern ließ, fiel ihm ein, daß jetzt schon wieder die Stunde des Frühschoppens herangekommen sei. Mit dem Umherschweifen, dem Sehen, Hören und Erfahren auf eigene Hand war es ein für allemal vorbei, sobald er bei den Pommern eintreten würde. Klaus verhöhnte ihn schon mit seiner Leidenschaft „sich unters Volk zu mischen", und nannte ihn den jungen Demokraten.

Er, Frank — Demokrat!

Es war ja lachhaft! Aber selbständig wollte er bleiben. Gegen Bevormundung jeglicher Art erhob sich sofort ein eigensinniger Widerstand in ihm!

Wenn er im Korps noch mehr unter die Herrschaft von Klaus käme, täglich seine Anmaßung zu spüren hätte: ob das nicht unerträglich werden mußte?

Die Wintersonne schien hell in alle Zimmer. Sie verlockte Frank, seinen schmerzenden Kopf hinaus ins Freie zu tragen, eine Stunde durch den Kiefernwald zu laufen. Es hatte in der Nacht gefroren. Wo die Sonne nicht hingelangt war, lag noch leichter Reif auf den Moospolstern. Smaragdgrün leuchteten sie durch den weißen glitzernden Eispuder.

Einige Reiter trabten auf dem höher gelegenen Sandweg vorüber. Der Atem der Pferde wallte als bläulicher Dampf in die klare Frostluft. Ob Papa ihm wohl erlauben würde, sich die Fuchsstute aus Driebenow kommen zu lassen? Er hätte gern seine Reitübungen wieder aufgenommen.

Frank wurde immer fröhlicher, während er rüstig ausschritt. Ein hochgebauter dunkelgrüner Dogcar fuhr an ihm vorüber. Gefährt und Gaul gefielen ihm ausnehmend. Von hohem Sitz aus kutschierte eine Dame. Ein rahmfarbener Schleier war um ihren Hut gewunden, er wehte und wallte im Luftzug, verdeckte ihr Gesicht und enthüllte es dann wieder. Neben ihr saß ein hagerer, etwas vornübergebeugter Herr mit einer großen Nase und grauem englisch gestutztem Bart auf der Oberlippe. Er verfolgte jede Bewegung seiner Begleiterin und gab ihr Anweisung über die Handhabung der Zügel. Er kam Frank plötzlich sehr bekannt vor. Ja — war es wirklich Exzellenz Ravignol? Warum nicht? Die Exzellenz war jetzt in Berlin, Frank hätte längst seinen Besuch machen sollen. Gut, daß der alte Herr ihn nicht bemerkte. Er blieb stehen, das Gefährt an sich vorüber zu lassen. Da wendete die Dame ihm das Gesicht zu. Nun erkannte er Marlinde Gröna und zog überrascht den Hut. Eine große Freude durchdrang ihn, als er das schöne Mädchen sah.

Sie begann zu lachen, winkte mit der Peitsche und hielt den Gaul an.

„Ulkig, Exzellenz, was? Da ist der Wolf, von dem wir eben sprachen!"

Frank trat näher, Exzellenz Ravignol beugte sich herab, um ihm die Hand zu reichen. „Nett, dich wohl und munter zu finden. Warum warst du noch nicht bei mir? Willst deinen alten Paten doch nicht etwa schneiden? Das gibt's nicht, mein Junge. Habe deinem Vater versprochen, ein Auge auf dich zu haben! Hatte gestern einen Brief von unserm Weltreisenden und

Digitized by Google

Elefantenjäger. Na ja — was alles aus dem Menschen werden kann!“

„Ich höre selten von Papa,“ gestand Frank. „Aber im Frühling kommt er ja wieder!“

„Frühstücken Sie mit uns im Forsthaus,“ rief Marlinde fröhlich. „Es ist ja nur ein paar Schritte von hier!“

Ihr Antlitz mit dem kindlich-weichen Rund der Wangen blühte in einer wunderbar zarten und frischen Rosenfarbe. Frank war ganz überwältigt von ihrem Reiz und der Vornehmheit ihrer Erscheinung. Ehe er sich als Dank verbeugen konnte, flog der Dogcart weiter, und der rahmfarbene Schleier wogte und glitzerte im Sonnenschein.

Eine Viertelstunde später saß Frank dem alten Herrn und Marlinde gegenüber in der Weinstube des alten Forsthauses, die mit vielen Geweihen geschmückt war und in der man von Kellnern in graugrünen Försternjoppen bedient wurde.

Er sagte Marlinde eine Artigkeit über ihr ausgezeichnetes Gefährt. Sie lachte hell auf. „Unschuldsknabe! Mit Batiken verdient man sich keine Dogcars und englische Fuchsstuten. Das gehört doch Exzellenzchen! Ich kann's aber haben, wann ich will. Nächstens nehme ich Sie auch mal mit. Ja — soll ich?“

„Da wäre ich nicht dagegen, wenn Onkel Exzellenz gestatten,“ rief Frank begeistert. Der alte Herr nickte ihm zu.

Marlinde dehnte die schlanken Glieder. „Kinder, hier ist's hübsch. Und der Wein schmeckt. Wir sind doch mal wieder unter uns. Uff — sage ich euch — es ist gar nicht so leicht, für Geld arbeiten und so mitten im Handel stehen!“

„Marlinde als Geschäftsinhaberin,“ rief Herr von Ravignol lachend. „Allerdings eine schnurrige Vorstellung.“

„Spotten Sie nur wieder!“ schmollte das schöne Mädchen. „Sie sollten sich erst mal mit dem Pack herumschlagen, um ein paar Pfennige, nicht genug zu einer einzigen lumpigen Boa.“

Die Exzellenz nahm ihre Hand und blickte mit ernstem Lächeln auf dieses zarte und edelgeformte Gebilde nieder. „Armes Kind,“ sagte er sehr sanft, „ich wollte, ich könnte Ihnen mit anderen Dingen zur Verfügung stehen als mit einer Fahrt in den Grunewald.“

Sie blickte ihm liebenswürdig in die Augen. „Exzellenzchen, das ist sehr viel! Freude muß man haben! Und ich kutschiere so gern! Ach, wenn die feinen Gäule so dahintanzen, und man hat sie doch fest im Zügel — himmlisch! — Reiten Sie nicht, kleiner Frank? Dann könnten Sie doch manchmal mit uns in den Tiergarten kommen? Was, Exzellenzchen? Er ist doch ein lieber Bub — finden Sie nicht?“ Und Frank erhielt einen Blick der braunen Augen mit den seltsamen Goldfunken, bei dem ihm sehr heiß und wohl wurde, als habe er ein Glas vom köstlichsten Sekt in einem Zuge geschlürft. Was war er denn, daß diese herrliche Frau ihn so süß anschauen mochte? Und plötzlich dachte er an Else Regenhoven. War er treulos in diesem Augenblick, weil er das Glück des Lebens so tief und hold empfand?

Herr von Ravignol sah über seine lange, hagere Nase hinweg auf den jungen Mann, beobachtete, wie das Blut ihm in die Wangen stieg, wie er dann die Augen niederschlug und ein nachdenklich ernster Ausdruck sich über das hübsche Gesicht verbreitete.

‚Wie reizvoll diese Jugend, der man jede Bewegung von der Stirn liest,‘ dachte der alte Beobachter. ‚Er wird sich zweifellos in Marlinde verlieben. — Nun, das ist gut für ihn — ich gönne es ihm von Herzen... Ich werde zusehen und mein Vergnügen dabei haben, wie sie ihn schmachten läßt, die süße Hexe ...‘ Er lächelte ein wenig spöttisch über sich selbst und sein Alter und sein eigenes platonisches Abendglühen. Versponnen in sein Träumen, sein Begehren und Entsagen hörte er wie aus einer Ferne Marlindens Stimme: „Jetzt denken Sie gewiß, Frank, er ist mein Liebhaber und sind entzückt über die pikante Situation. Nee — er hat nur meine Mutter geliebt und ist deshalb gut zu mir!“

„Marlinde ...“ bat die Exellenz. Sie war doch bisweilen schrecklich mit ihren Offenherzigkeiten.

„Was hat denn der ‚liebe Bub‘ seither in Berlin getrieben?“ fragte er Frank bedächtig.

Frank suchte verwirrt nach Worten für

Digitized by Google

die empfangenen Eindrücke. Vieles konnte er doch in Damengesellschaft nicht berühren.

„Ich muß noch mal länger mit dir über manches reden, Onkel Ravignol. Gerade heut morgen hatte ich mir vorgenommen, dich um Rat zu fragen! Seltsam, daß ich dich nun treffe."

„Du wußtest ja meine Wohnung," sagte Herr von Ravignol trocken.

„Ja, Onkel, verzeih. Es dringt soviel Neues auf einen ein, daß man nicht aus noch ein weiß!"

„Gewiß, Frank — das verstehe ich. Bin dir auch nicht böse. Nur gib acht! In den Künstlerkreisen, in die du jetzt geraten bist, gibt man ja nicht viel auf Formen. Aber sie sind doch eine Erleichterung für den Umgang mit verschiedenen Menschen."

Es wurde scherzhaft, liebenswürdig im Ton gesagt. Frank errötete dennoch.

„Ach, Künstlerkreise," sagte er, „die kenne ich noch gar nicht! Meine Mutter lebt ja sehr allein —"

„Nun dann —. Ich werde übrigens in diesen Tagen bei der Frau Mama anfragen, ob ich ihr meinen Besuch machen darf. Ich habe dich sehr gern, Frank, und es liegt mir daran, mit dir im Verkehr zu bleiben."

Die Exzellenz reichte dem jungen Mann über den Tisch hinüber die Hand mit herzlichem Druck. Frank schaute freudig in die klugen blaßgrauen Augen des alten Herrn. Er hatte immer eine Schwärmerei für Onkel Exzellenz gehegt. Die Herbstwochen, die der frühere Botschafter regelmäßig auf Driebenow zubrachte, waren ihm die Höhepunkte des Jahres geworden.

„Am meisten bin ich mit Klaus Gattern zusammen," berichtete Frank zutraulich. „Na — und der ist schrecklich auf Form. Neulich hat er mir erst auseinandergesetzt, die Macht der Regierenden bestehe darin, in allen Lebenslagen Haltung zu bewahren, Abstand halten zu können."

„Darin steckt etwas," sagte der alte Herr. „Ein dummer Kerl hat das nicht gesagt."

„Ja aber — soll ich meine persönliche Freiheit opfern, um ‚Haltung' zu lernen?" fragte Frank zweifelhaft.

„Lieber Junge," sagte Exzellenz Ravignol langsam. „Persönliche Freiheit dürfte sich eigentlich nur das Alter gestatten, wenn es seine Arbeit getan hat. Der junge Mensch ist einfach ein Stück vom Ganzen, muß Zucht und Ordnung lernen, um nur erst einmal gerade heraufzuwachsen, nicht nach allen Seiten Wasserschößlinge zu treiben. Wenn du in dreißig Jahren vielleicht eine Persönlichkeit geworden bist, so tragen die persönlichen Freiheiten, die du dir dann nimmst, auch wirklich deine Züge . . ."

„Seid ihr langweilig," rief Marlinde, nachdem sie mit ihrem roten Kindermäulchen gegähnt hatte. „Ich nehme mir die persönliche Freiheit nach Hause zu fahren, falls ihr hier noch länger philosophieren wollt!"

„Das wäre dann mehr weibliche Freiheit," sagte Herr von Ravignol mit dem ironisch-scherzhaften Ton, in dem er mit der Gröna verkehrte. „Die Ihnen übrigens im weitesten Umfang zugestanden werden soll!"

„Sehr gut, sehr gütig, mein hoher Herr! Selbst wenn Sie sie mir nicht zugestehen möchten, würde ich sie mir doch kräftig vorbehalten. Ach — ich kenne euch gut genug. Uns Weiber möchtet ihr am liebsten an die Kette legen und nur zum persönlichen Gebrauch ein paar Stunden frei lassen. — Die jungen Leute, na, die sollen rechtzeitig mit euren Scheuklappen versehen werden, damit sie ja im vorgeschriebenen Tritt die schmale Straße wandeln, die hinauf zur Exzellenz führt. Ich warne Sie, Frank, lassen Sie sich nicht umgarnen."

„Liebe Marlinde, Sie ahnen wieder einmal nicht, wie grob Sie werden," antwortete Herr von Ravignol milde.

„Doch — und ich will grob sein," rief Marlinde mit einem bösen, verfinsterten Gesicht. „Ich kenne euer Lied von dem alleinseligmachenden Ducken unter die verfluchte Konvention! Gott sei Dank, daß ich euren Gesetzen entflohen bin!"

‚Gutes Kind — du sehnst dich ja doch zurück aus deiner Hungerfreiheit,' dachte der alte Herr, hielt es aber für besser, seine Ansicht nicht auszusprechen.

So erhob er sich denn, um zu zahlen und das Gespräch zu enden. Als er zurückkehrte, fand er auch die beiden jungen Menschen schon wieder in vergnügtem Geplauder, und man verabschiedete sich in heiterster Stimmung.

⁂

Der Vorhang war über dem Drama von Anselm Lohmann gefallen. Basilia Monte-

Digitized by Google

gni, die große Buhlerin, der als letztes Opfer der eigene Sohn verfällt, hatte sich an seiner Leiche selbst den Tod gegeben. In das Getön des Händeklatschens mischten sich Pfiffe und durchdringende Zischlaute. Der Beifall, der anfangs nur mäßig gewesen, wurde durch die Lust am Widerspruch neu entfacht und dann mit einer wahren Begierde am Lärm niedergeschrien, gezischt und getrampelt. Während Stimmen nach Anselm Lohmann riefen, schrien andere ausdauernd nach der Schneider und Braneck, den beiden Hauptdarstellern.

Elena durfte nach dem neuen Hausgesetz des Goethetheaters nicht mehr erscheinen. Anselm Lohmann trat verschiedene Male vor den Vorhang und zeigte der tobenden, schreienden Menge sein blasses Gesicht.

Dann rasselte der eiserne Vorhang nieder. Das Publikum strömte zu den Ausgängen. Auf eine seltsam plötzliche Weise war die Aufregung vor den Türen des Schauspielhauses erloschen und vergessen.

Es regnete. Man rief nach Droschken, man stürmte die Elektrische. Gruppen, unter aufgespannten Schirmen, besprachen eifrig, wo man sich zum verspäteten Abendessen treffen wollte.

Frank und Klaus Gattern hatten sich mit dem Feuer ihrer Jahre an dem Ringen um den Erfolg beteiligt.

„Deine Mutter spielt einfach göttlich!" sagte Klaus wärmer, als es sonst in seiner Art lag. „Und jung sah sie aus, unwahrscheinlich jung . . . Dieses Lächeln, was sie da hat, wenn sie den Bengel bezaubern will . . . Und dann wieder zuletzt der Blick über ihn fort — ganz weit hinaus in die Ferne, wo sie etwas sieht, was wir alle wollen und nie erreichen . . . Du mußt doch eigentlich geradezu verliebt sein in deine Mutter . . ."

„Schwatz' kein Blech," murrte Frank unzufrieden. Trotzdem er heftig geklatscht hatte, sah er finster drein. Das Stück hatte ihm ganz und gar mißfallen. Die Geschichte der großen Liebeskünstlerin, der als letztes Opfer der fern von ihr aufgewachsene Sohn zur Beute fällt, war hier nicht, wie man dergleichen früher zu behandeln pflegte, mit gefühlvollem Drum und Dran aufgeputzt, sondern auf prickelnde und rohe Wirkungen gestellt worden.

Frank war mit einer jubelnden Freude ins Theater gegangen, um seine Mutter zum ersten Male, seit er in Berlin war und im täglichen, innigen Verkehr mit ihr stand, wieder spielen zu sehen. Vergebens wartete er auf den Eindruck, den er vor einem Jahr von ihr als Künstlerin empfangen hatte. Es kränkte — ja es erbitterte ihn, die Stimme, die ihm inzwischen so lieb-vertraut geworden war, verfängliche, verführerische Worte sprechen zu hören oder zu vernehmen, wie sie mit kaltem Hohn auf die stürmischen Erklärungen des jungen Bewerbers antwortete. Die überzeugende Wahrheit, mit der sie die alternde Liebeskünstlerin in der Erscheinung, wie in jeder Bewegung verkörperte, empfand Frank wie eine persönliche Beleidigung. Seine Mutter hatte ihn freilich beinahe flehend gebeten, auf den Besuch von Anselm Lohmanns Drama zu verzichten. Aber was hätte es denn an den Tatsachen geändert, wenn er sich feige vor ihnen versteckt hätte? Er wollte seine Mutter lieben und verehren, wie sie war und lebte — in ganzer Wahrheit oder überhaupt nicht! Und er meinte, sie hätte anders, zurückhaltender, edler — er wußte ja selbst nicht wie — aber eben anders spielen oder die Rolle überhaupt nicht annehmen dürfen. Er schämte sich für sie und für sich selbst.

Schroff lehnte er es ab, sich mit Klaus in eine Unterhaltung über das Stück und das Spiel der Darsteller einzulassen. Die Brust tat ihm weh, als sei sie verbrannt von verschluckten Tränen. Wie in einem bösen Traum handelnd, hatte er sich mit Klaus zur Loge des Direktors begeben. In dem kleinen Gang vor der Tür stand Anselm Lohmann mit schweißbetautem, aber strahlendem Gesicht. Um ihn hatte sich eine Gruppe von Menschen versammelt, die ihm die Hände schüttelten und teils glückwünschend, teils ratgebend eifrig auf ihn einredeten. Direktor Brandt zog sich seinen Überzieher an, auf seinem klugen farblosen Gesicht war ein ironisches Lächeln sichtbar.

Anselm Lohmann drückte Frank die Hand, als habe er nur ihm allein alles zu danken. ‚Es ist ja doch ein großer Erfolg,‘ dachte Frank überrascht — ‚sonst würden diese Menschen nicht so begeistert reden!‘

„Nicht wahr, Sie kommen auch zu Frederich," schrie ihm Lohmann zu, der von einer Gruppe junger Leute fortgezogen

Digitized by Google

Heimkehr von der Fehde. Gemälde von Georg Poppe

Digitized by Google

Digitized by Google

wurde. „Ich darf doch auch auf Ihre Frau Mutter rechnen? Reden Sie ihr zu — reden Sie ihr zu ...“

Frank wollte ihm erwidern, daß seine Mutter ihm bereits gesagt habe, sie gehe nach großen Rollen niemals ins Restaurant, aber er fand keine Gelegenheit.

„Frederich — ?“ sagte Nathan, der auch in der Nähe stand und sich sorgsam den Kragenschoner unter den Pelz legte. „Also knapper Achtungserfolg.“

„Wieso?“ fragte Frank verständnislos.

„Wirkliche Erfolge werden bei Borchardt gefeiert!“ gab Nathan sachlich zur Antwort. „Kommen Sie mit, in unserem Wagen? Ich muß doch sehen, wie dieser kleine Lohmann sich unter seinen ersten zweifelhaften Lorbeeren benimmt. Was meinen Sie, Brandt, werden Sie's den nächsten Monat durchhalten können?“

„Wir wollen's versuchen,“ sagte Direktor Brandt gleichmütig. „Er wird's schon lernen — ich fürchte, in zehn Jahren ist er ein gewandter Stückeschreiber.“

Die Tür zu dem äußeren Gang wurde weit geöffnet. Marlinde Gröna rauschte herein, ein Abendmantel von milchweißem Atlas mit breitem Hermelinkragen wallte um die königlichen Glieder.

„Wer ist denn das?“ fragte Direktor Brandt verblüfft, während sie, sich im Kreise umschauend, rief: „Wo ist der Dichter? Ich will mit ihm sprechen. Das Ding hat mir gefallen.“

„Er scheint schon von seinen Freunden entführt zu sein,“ antwortete Nathan. „Hätte er geahnt, was seiner wartete, wäre er sicher weniger eilig gewesen! Wenn es Sie so inbrünstig nach ihm verlangt, werde ich Sie zu ihm führen!“

„In so 'ne Künstlerkneipe? Schwarzes Ferkel oder wie die Lokale heißen? Ich danke. Die Luft kann ich nicht vertragen!“

„Wir sind ganz bürgerlich heut abend,“ bemerkte Direktor Brandt. „Sie können sich getrost Herrn Nathan anvertrauen und werden enttäuscht sein über die Gediegenheit unseres Aufenthaltsortes!“

Marlinde Gröna sah ihn mit zusammengekniffenen Augen lustig an. „Gediegenheit — Enttäuschung? So schätzen Sie mich also ein? Wie kommen Sie eigentlich auf derartige Vermutungen?“

„Durch Ihren Abendmantel,“ sagte Brandt trocken.

„Wenn wir Frau von Gröna mitnehmen, müßte Herr von Welzien auf dem Bock sitzen,“ meinte Frau Nathan bedenklich.

„Das tut doch einem jungen Manne nichts,“ sagte Brandt, und das freundliche Lächeln, das mitunter so überraschend sein kaltes, bis zur Leblosigkeit gleichgültiges Gesicht erhellen konnte, zeigte sich wieder. „Beneidenswert, wenn man sich noch den Sturm um die Nase sausen lassen darf! Was der Lohmann Ihrer Mutter zu danken hat, ahnt er übrigens in seinem Größenwahn schwerlich. Sie hatte heute einen besonders guten Abend! Es waren da Abtönungen, die ich ihr kaum zugetraut hätte — obwohl ich ihr vieles zutraue ...“

‚Der Teufel hole dein Zutrauen,‘ dachte Frank, der in diesem Augenblick den Direktor Brandt geradezu haßte, trotzdem er wußte, daß seine Mutter ihn für einen sehr redlichen Mann hielt.

Er teilte Herrn Nathan mit, daß er gehen wolle, weil er noch ein Wort mit seiner Mutter wechseln müsse und überdies einen Freund bei sich habe.

Klaus stand als stiller, sehr aufmerksamer Beobachter neben der Gruppe. Wie die meisten jungen Leute wurde auch er von der Welt der Bühne unendlich angezogen. Da er zu den Naturen gehörte, die jeden Weg, den sie betreten, kühl auf den Nutzen für seine allgemeinen Lebensziele untersuchen, so hatte er sofort, als er durch seinen Vetter Frank einen Zugang zu dieser Welt sah, beschlossen, ihn eifrig zu benutzen, um seine Menschenkenntnis zu verbreitern und den Kreis seiner Vergnügungen zu bereichern. Aber er wollte auch die Zurückhaltung nicht aus den Augen lassen, die ihm als einem Mitglied anderer Gesellschaftsschichten geboten schien.

Die Erscheinung von Marlinde Gröna machte auf Klaus einen starken Eindruck. Er hielt sie zuerst für eine Schauspielerin, um gleich, als sie sprach, seinen Irrtum einzusehen. Mit dieser hochmütigen Nachlässigkeit sprach keine Bühnenangehörige.

Als Frank ihn in dem Hin und Her des endlichen Aufbruchs flüchtig vorgestellt, grüßte Klaus die schöne Frau mit einer Bewegung von Ehrerbietung, die er allen

Digitized by Google

den anderen nicht gönnte. Er hatte auch die Genugtuung, daß die braunen Augen in dem trotzigen Kindergesicht neugierig mit einem fragenden Blick über seinen strengen Römerkopf glitten.

Frank und Klaus standen im Novembersturm, der ihnen die Hüte vom Kopf zu wehen drohte, im niederklatschenden Regen vor dem Seiteneingang des Theaters.

Von Zeit zu Zeit eilte ein Mime, den Rockkragen hochgeschlagen, oder eine Frauengestalt, bis zur Unkenntlichkeit vermummt, in das böse Wetter hinaus. Frank dachte des Abends vor einem Jahr, an dem er hier gestanden. Wie war seine Seele ganz in Glut und begeisterte Verehrung getaucht damals. Und nun mußte er dieser seligen Berauschtheit als eines Vergangenen, nicht wieder zu Findenden sich erinnern ...!

Der Pförtner trat zu Frank und sagte ihm, Frau Schneider sei schon abgefahren. Frank empfand es wie eine ungeheuere Erleichterung. „Also dann — auf zu Frederich!" rief Klaus. Frank stand unentschlossen. „Geh allein," sagte er undeutlich.

„Was, du willst nicht mit?"

„Ich bin müde!"

„Du Muttersohn! Diese Verstimmung, weil er der Frau Mama keine Pagendienste mehr leisten konnte! Sie hatte genug Anbeter hier, um ihr in den Wagen zu helfen."

„Ich verbitte mir, daß du in diesem Ton von meiner Mutter redest," sagte Frank gereizt.

„Mein Himmel, Frank, was packt dich! Als ob mein Herz nicht voll Hochachtung von deiner Mutter wäre! Mein Junge, du mußt fürchterlich hungrig sein, daß du einen harmlosen Scherz so übelnimmst. Komm, ein Glas Wein wird dir gut tun!"

„Ich will nicht. Ich mag nicht unter Menschen gehen."

„Nein, Frank, so haben wir nicht gewettet. Du hast Lohmann versprochen zu kommen. Ich — ich muß noch einen Blick auf das herrliche Weib tun, das da vorhin auftauchte, sonst kann ich heut nacht nicht schlafen. Du darfst nicht kneifen. Mach' los, es ist schon reichlich spät."

Frank schwieg und folgte verdrossen seinem Vetter zur nächsten Autohaltestelle.

(Fortsetzung folgt)

Gilt es meiner Liebe?

Von Josefa Heide

Stummer Trauer voll am Fenster mein
Dacht' ich meiner süßen Liebe nach,
Die vom Baum des Lebens, heißbegehrt,
Keine, einz'ge Blüte brach.

Dachte meiner süßer Liebe nach,
Meines Lebens heißem, dunkelm Weh,
Draußen sank die kalte Nacht herab,
Und es leuchtete der weiße Schnee.

Und es leuchtete der weiße Schnee,
Hoch und ferne ging ein Sternlein auf,
Langsam durch die schneeverlassene Allee
Kam ein dunkler Schatten still herauf.

Schwarz Gefährt, die Räder rollten sacht,
Schwarzverhängter Rappen stummer Trab,
Ihre hohen Federbüsche nickten schwer
Auf und ab — —

Digitized by Google

Das Heldentum der Germanen

Von Prof. Dr. Friedrich v. der Leyen in München

Wir versuchen, das Heldentum zu zeichnen, das uns aus den ältesten Heldenliedern der Germanen entgegentritt, jenen Dichtungen, denen die Zeit der Völkerwanderung Leben und Größe gab. Danach bemühen wir uns, den Zusammenhang jenes alten Heldentums zu erkennen mit dem deutschen Heldentum, dessen Zeugen wir nun sein dürfen und das uns der große Völkerkrieg von 1914 offenbarte.

Die erste geschichtliche Kunde von den Germanen ist der Ansturm germanischer Stämme gegen das Reich der Welt, das damals das mächtigste war, gegen Rom. In den folgenden Jahrhunderten setzt sich der Kampf der Germanen gegen die Römer fast ununterbrochen fort, und er ist der eine große Sinn der Völkerwanderung. Diese begann etwa im 4. Jahrhundert nach Christus, und als sie, etwa zu Ende des 6. Jahrhunderts, am Ende war, hatten die Germanen Roms Weltherrschaft gebrochen, freilich nur die Herrschaft Westroms. Germanische Stämme suchten nun neue Reiche auf dem Boden Roms zu gründen: die Goten, die Vandalen, die Langobarden, die Burgunden, und wie sie alle heißen, auf dem Balkan, in Spanien, in Italien, in Afrika. Diese Reiche gingen alle zugrunde, am längsten, bis ins 8. Jahrhundert, hielt sich die Herrschaft der Langobarden in Italien, die der Westgoten in Spanien. Wenige deutsche Stämme blieben von der Vernichtung germanischen Heldentums verschont, der wichtigste von ihnen war der Stamm der Franken. Diese übernahmen die Erbschaft der germanischen Völkerwanderung, ein fränkischer Herrscher begründete das römische Reich deutscher Nation. Um die Franken sammelten sich und mit ihnen gewannen neue Kraft die anderen deutschen Stämme: die Sachsen, die Schwaben, die Bayern. Sachsen zogen nach England und legten dort den Grund zum englischen Weltreich. Im Norden setzte sich die Völkerwanderung bis tief ins Mittelalter fort. Denn man darf die Züge und Heldenfahrten der Wikinger, die ganz Europa in Schrecken setzten, als den Nachklang der Völkerwanderung auffassen. Die Gründung des russischen Reiches war eine Tat der Wikinger.

Die Germanen haben zur Zeit der Völkerwanderung nicht nur das römische Reich zerstört, sie beschützten, im Bund mit den Römern, den Westen vor dem Einbruch der hunnischen Scharen aus dem Osten. Ihr Ansturm brach sich in jener berühmten Schlacht auf den katalaunischen Feldern, in der die Hunnen durch die Überzahl ihrer Heere siegen wollten. Es dauerte die Schlacht nach den Berichten der Geschichtschreiber acht volle Tage, und die Flüsse röteten sich vom Blut der Gefallenen. Aber wenn auch seit diesem Kampfe der Westen sich gegen den Osten behauptete, die kriegerischen Auseinandersetzungen mit den östlichen Völkern haben bis heute nicht aufgehört, immer von neuem sind von dort die Völkerwellen nach dem Westen hereingeflutet.

Aus diesen weltgeschichtlichen Kämpfen gegen Römer und Hunnen und aus den Kämpfen der germanischen Stämme gegeneinander ist also die älteste germanische Heldendichtung erwachsen. Es blieb uns wenig von ihr erhalten: Bruchstücke und Lieder aus der altdeutschen, altenglischen, altnordischen Dichtung, Berichte und Umschreibungen bei den Geschichtschreibern der Goten, der Franken, der Langobarden, der Sachsen. Aber dies wenige gestattet uns doch einen klaren Einblick in das Wesen und die Besonderheiten dieser alten Dichtung, die vom 5. bis zum 8. Jahrhundert nach Christus blühte.

Beispiele werden die Art der Lieder am besten anschaulich machen.

Im altdeutschen Hildebrandslied kehrt der alte Hildebrand an der Spitze des gotischen Heeres nach langer Abwesenheit in die Heimat zurück. An der Spitze der Heere, die seine Heimat bewachen, findet sich ein junger Held; der Alte fragt ihn nach Herkunft und Geschlecht und hört: es ist sein Sohn Hadubrand. Er will in aufleuchtender Vaterfreude den Jungen bewillkommnen und beschenken, doch dieser, dem man den Tod des Vaters seit langem gemeldet, glaubt nicht dem Alten: er reizt ihn durch Mißtrauen, schleudert ihm, hitzig und kampflustig, gierig nach der schönen Rüstung, die der Alte trägt, Beleidigung über Beleidigung entgegen und trifft den Vater schließlich durch die schlimmste Schmach, die den germanischen Helden treffen kann, durch den Vorwurf der Feigheit. Da bleibt dem Alten nichts anderes übrig: um seine Ehre zu rächen, muß er den Sohn bekämpfen, und er weiß, er wird den Sohn töten. Um seines geliebten und einsamen Königs willen hat er vor Jahrzehnten die junge Frau und das einzige Kind, hat er Heimat und Glück verlassen, um seines Königs willen hat er sein ganzes Leben gekämpft und nie den Tod gefunden: und nun, als er alt, die Sehnsucht nach Frieden im Herzen, endlich in die Heimat zurückkehrt, tritt ihm, erblüht in Heldentum, sein Sohn entgegen, und mit diesem Sohn muß er den härtesten Kampf seines Lebens bestehen! Eine Tragik, so unbarmherzig und erschütternd aufgefaßt und durchgeführt, wie das wohl nur die Dichtung der Germanen vollbringt. Und sie steht im großen, geschicht-

Digitized by Google

lichen Rahmen: der König Dietrich von Bern ist nach der Anschauung der alten Lieder jahrzehntelang von Glück und Reich vertrieben, ein ganz einsamer Mann: und als er sein Reich wieder gewinnt, müssen seine Helden und er die Rückkunft mit dem Teuersten bezahlen, was sie besitzen.

In den Kreis der gotischen Heldendichtung gehört auch das Lied vom König Ermanarich, das schon im 6. Jahrhundert erklang. Der hatte, weil er sie für eine Verräterin hielt, seine unschuldige Gattin durch Pferde zerreißen lassen, den Frevel rächten ihre Brüder: sie überfielen ihn, als er nichtsahnend beim Mahle saß, und wie er noch prahlerische Reden führte, stürzten seine Helden zu Boden und ihm selbst hieb man Hände und Füße herunter. Da schrie er auf, man möge die Helden steinigen, denen Eisen nichts anhaben könne, und so geschah es.

Die Erinnerung an die Schlacht auf den katalaunischen Feldern lebte lange Jahrhunderte fort im Liede. Der Dichter leitet den Kampf aus dem Zwist zweier Brüder ab: der eine, der sich in seinen Erbansprüchen gekränkt glaubte, überzog erst die Schwester und dann den Bruder mit überwältigender Heeresmacht und fand doch Niederlage und Tod. Der siegreiche Bruder klagte an der Leiche das finstere Schicksal an, das Geschlechter gegeneinander getrieben.

Von den Heldenliedern der Franken ist das Lied von Chlothar und Bertoald besonders eindrucksvoll. Der Held hatte Nachricht erhalten, daß seinem Sohn Gefahr von Bertoald drohe, da brach er mit geringem Gefolge auf, ritt Tag und Nacht und erschien zu rechter Zeit bei den Seinen, die ihn jubelnd begrüßten. Bertoald verlachte höhnend alle, die ihm die Ankunft des Feindes meldeten, da trat Chlothar vor ihn, nahm seinen Helm vom Haupte und stand da in dem königlichen Schmuck seiner wallenden blonden Haare. Bertoald empfing ihn mit Schmähreden, Chlothar spornte sein Roß und begann die Verfolgung: er blieb stumm, und jener hörte nicht auf mit feiger, heimtückischer und trügerischer Rede, bis ihn sein Schicksal erreichte und Chlothar stolz das abgeschlagene Haupt des Feindes den Seinen im Triumph zeigte.

Einen merkwürdigen Konflikt zeigt uns das Lied von Iring und Irminfried, von dem thüringischen König und seinem Ratgeber. Iring, sonst bedächtig und langsam, ließ sich von dem fränkischen König bereden, den eigenen Herrn zu ermorden, während der vor Dietrich kniete. Als ihn dieser ob diesen Verrates von sich stieß und der Verachtung preisgab, erschlug er, von jäher Erkenntnis überwältigt, den Anstifter des Mordes, legte den Leichnam des Fremden über den des eigenen Königs, damit der im Tode siege, der im Leben unterlegen, und bahnte sich den Weg durch die von Entsetzen gelähmten Mannen der Franken. Der Kampf zwischen Treue und Gier nach Macht, der Übergang von überlegtem zu blitzschnellem Handeln, die Einsicht in die eigene Verruchtheit und der trotzige Entschluß, alle Folgen seiner Tat zu tragen, das alles gab diesem Lied eine langwährende Berühmtheit.

Zu den fränkischen Liedern darf man auch das alte Lied von Siegfrieds Tod rechnen, dessen Hergänge wir uns etwa so denken dürfen: Siegfried hatte, indem er sich für Gunther ausgab, durch harte Kämpfe die Brünhild gewonnen, sie erfuhr von dem Betrug, beschuldigte den Siegfried, er habe mit ihr verbotenen Umgang gepflogen, und nun mußte Gunther, um die Ehre seines Weibes zu rächen, den Siegfried erschlagen. Der strahlendste Held erfuhr durch die Rachsucht einer Frau, durch die wankende Treue eines Freundes schmählichen Tod!

Ein ähnliches Los traf nach der Dichtung den Langobardenfürsten Alboin: er kränkte die Tochter seines Feindes, Rosimund, indem er in trunkener Laune des Weines ihr gebot, aus einem Becher zu trinken, der aus dem Schädel ihres Vaters gebildet war. Da schlich sie zu dem treuen Schildträger des Königs und schlief bei ihm, der sie für eine andere hielt: und als er sah, bei wem er gelegen, stellte sie ihn vor die Entscheidung, daß er nun durch den König, oder daß der König durch ihn fallen müßte. Sie verschworen sich nun gegen den König und töteten ihn, als er wehrlos in seinem Bette lag.

Der gleiche Alboin beging in seiner Jugend eine Tat von unbändiger Kühnheit. Um seines Vaters Tischgenosse zu werden, mußte er von einem fremden Herrscher die Waffen empfangen. Da ritt er mit geringem Gefolge zu dem König Turismod, dessen Sohn er eben vorher im Feld erschlagen. Der empfing ihn freundlich und hieß ihn, beim Mahle neben sich sitzen, auf dem Platz, den früher sein Sohn eingenommen: aber er brach, vom Widerstreit der Gefühle überwältigt, in die Worte aus: „Der Platz ist mir lieb, aber der Mann leid, der nun darauf sitzt.“ Die Seinen und Alboins Gefolge fielen nun in heftigen Scheltworten übereinander her und alle griffen zu den Waffen. Ein unverletzliches Gebot des alten Heldentums war in Gefahr: das Gebot der Gastfreundschaft, und der König hatte das selbst verletzt, als er seinen Empfindungen allzu weich nachgab. Er sühnte das rasch, indem er sich selbst zwischen die Streitenden warf und sie trennte. Alboin empfing seine Waffen, die Langobarden aber waren überwältigt von der Treue dieses Herrschers, der die stärkste Probe bestand und sich bezwang wie noch kaum ein anderer.

Einen jungen, milden König zeigt uns das langobardische Lied von Ingeld. Er freute sich des Glücks und der Schönheit seiner jungen Gattin, der Tochter des Herrschers, der seinen Vater besiegt. Aber ein alter Krieger mahnte ihn unablässig, die Seinen könnten es nicht ertragen, daß ihre

Digitized by Google

früheren Feinde die Rüstung trugen, die einst ihrem Herrn gebührte. Die Rache wurde mächtiger als die beschworenen Verträge des Friedens, die alte Feindschaft lohte wieder auf, die junge Fürstin wurde getötet, und die Besiegten wurden wieder Herr über die Sieger.

In dem Schicksalsliede der Heruler, die untergingen, obwohl sie unschuldig waren und obwohl ihnen nur der Meuchelmord ihres Gesandten durch eine rachsüchtige Frau die Waffen in die Hand zwang, taucht ein allzu sorgloser Herrscher vor uns auf. Während die Seinen kämpften, spielte er Schach und gebot seinem Diener bei Todesstrafe, ihm das Fliehen seiner Heruler zu melden. Doch die Langobarden wurden der Tapferen Herr, der Knecht rief voller Ratlosigkeit: „Weh dir, Herulerland, des Himmels Zorn trifft dich!“ und der König und die Seinen flohen in wildem Schrecken, sie stürzten sich in die blühenden blauen Flachsfelder, die sie in ihrer Verblendung für Seen hielten, und fanden einen unrühmlichen Tod. —

Kämpfe und Tragik dieser Art sind der Inhalt der germanischen Heldenlieder. Von Zauber und Wunder wissen sie selten zu berichten, und wenn sie je davon singen, so besingen sie nicht die Wunder um der Wunder selbst willen, sondern wegen der Kraft und des Heldentums, das ihre Heroen bei der Überwindung der Widerstände entfalteten. Fahrten in die Unterwelt, Sieg über Ungeheuer und Unholde, das war das Thema solcher Lieder, und Götter und Menschen, Siegfried und Beowulf, Donar und Dietrich schufen sich durch die Bezwingung solcher Gefahren und Mächte ihren unvergänglichen Ruhm.

Der Reichtum der Themen in den alten germanischen Liedern ist nicht groß, und ihre Kunst nicht einschmeichelnd und nicht glänzend. Literarisch betrachtet liegt ihre Stärke und ihre Einzigkeit in ihrem dramatischen Aufbau und ihrer Art der Charakteristik. Ihre Lieblingsvorwürfe: das plötzliche Erscheinen eines Fern- oder Totgeglaubten, Begegnung von Vater und Sohn, die sich nicht kennen, verräterischer jäher Überfall, tückische Einladung, ruhmreichster Kampf gegen erdrückende Übermacht sind die Vorwürfe der dramatischen Kunst; rücksichtslos dramatisch ist die Erfindung und Gestaltung der Konflikte, dramatisch auch die Schilderung durch einfache, wirksame Kontraste: strahlendes Leben, schmählicher Tod; alter und junger Held; König und Gefolgsmann; tapfer und feige; stumm und beredt; offen und verschlagen; Mann und Frau. Der Dichter schildert, knapp und sachlich, nur was unbedingt zur Handlung gehört, und die wenigen Bilder, die er uns zeichnet, sollen nur den Eindruck der Handlung verstärken. Niemals charakterisiert er die Helden: sie charakterisieren sich in bezwingender Lebendigkeit selbst durch Rede und Gegenrede, und der ganze Inhalt eines Lebens, der tiefste Widerstreit der Empfindungen, das Schicksal eines Volkes drängt sich in wenige Worte zusammen. Einflüsse von der Kunst fremder Völker sind wohl gelegentlich zu spüren, sie berühren aber nur Äußerlichkeiten und Nebendinge: in der Hauptsache ist diese alte germanische Kunst die unabhängigste, die die Welt kennt, und ganz und gar aus dem Wesen der Germanen erwachsen.

Zeiten einer weichen Humanität müssen diese wilden und unbarmherzigen Lieder ein Greuel sein. Beutelust und Schatzgier treibt die Helden, Rache und Vernichtung des Feindes ist ihr Ziel, Verwandte entzweien sich und töten einer den andern, und den Frauen ist nichts im Sinn, als die Schmach zu vergelten, die sie erfuhren, es ist ihnen gleich, ob darüber die besten Helden und Völker zugrunde gehen. Wie wenig gleichen diese Fürstinnen, wie wenig gleichen noch Brünhild und Kriemhild dem Bild der germanischen Frau, das uns Tacitus zeichnet! Und doch überwältigt jeden Empfänglichen immer von neuem das Heldentum, das in den Liedern wirkt und die Gesetze, unter die es sich gestellt hat; ihr Heldentum gilt den Helden alles, ihre Person nichts. Um der Ehre willen erschlägt der alte Vater seinen Sohn, um der Gastfreundschaft willen beschenkt der alte König den Mörder seines Sohnes. Der Gefolgsmann gehört über Leben und Tod hinaus seinem König, und der König gehört ganz und gar seinem Volke. Nur der junge Held ist herausfordernd und toll in seinem Durst nach Tat und Ruhm. Der Herrscher, der seine Verantwortung kennt, bleibt, wie mächtig er auch sei, friedfertig, und erträgt lieber schlimme Reden als unbesonnenen Kampf, und Dietrich von Bern, zugleich der stärkste und der sanfteste der Könige, lebte am längsten im Herz und Sinn des deutschen Volkes. Still und ohne jedes Rühmen tun die Helden, was sie tun müssen, trotzig und unbezwungen vom allmächtigen Schicksal gehen sie in den Tod, und ihr herrlichstes Heldentum entfaltet sich im Kampf gegen erdrückende Übermacht.

Wie hinreißend jung sind Alboin und Hadubrand, in ihrer Lust an Heldentat und ihrer hitzigen Unbesonnenheit, wie gütig und erfahren, wie treu und wie erprobt der alte Hildebrand, welch ein starrer, unerbittlicher Warner der alte Recke, der den jungen Ingeld an die eignen Gebote des Heldentums erinnert, und welch ein Frevler am Heldentum und zuletzt doch welch ein Erfüller der höchsten Treue Iring! Sie alle aber verblassen vor dem grimmen Hagen, dem mächtigsten Charakter, den uns die deutsche Heldendichtung schuf. Sein ganzes Leben steht im Dienst seines Reichs und seines Herrschers: weil Siegfried dessen Ruhm und Glanz verdunkelt, muß er fallen; weil Größe und Bestand des Burgundenreichs in Gefahr sind, darf Kriemhild ihren Schatz nicht behalten, soll Kriemhild nicht Etzels Gattin werden, und, als sie es doch geworden, sollen die

Burgunden nicht Etzels Land aufsuchen. Niemand hört auf die Mahnungen des Allzuerfahrenen, da geht er, gefaßt und trotziger als sie alle zur Todesfahrt, und an seinem Heldentum richten sich alle auf, und da ihnen im Leben nicht Ruhm und Macht gegönnt war, gibt ihnen der Tod unvergängliches und stärkeres Heldentum.

Die alten Heldenlieder galten nur dem König und seinen Helden, sie waren eine in sich abgeschlossene, ganz adlige Dichtung. Wohl haben die Germanen, der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn, der Stamm den Bruderstamm bekämpft, wohl sind sie gar zu gütig gegen Fremde und Feinde gewesen und nannten den Herrn der Hunnen Attila, d. h. Väterchen, aber ihre Dichtung enthüllte ihnen zuerst die Kräfte und das Wesen, das ihnen allen gemein war, das Heldentum, das nur sie bewährten. Hätte dies Heldentum allein geherrscht, alle Germanen hätten sich vernichtet; gerettet hat sie die Liebe und die Gnade und der Gehorsam, den das Christentum predigte. Aber es sind immer die großen Zeiten des germanischen Wesens, in denen das alte Heldentum rein und mächtig durchbricht.

In Dänemark wurde das alte Heldentum weicher und zarter, tiefer in der seelischen Auffassung, und zum Schluß häuslicher. In Norwegen hat es sich überstiegert, in seiner Härte, seiner Verachtung der Menschen, seinen wilden Taten und seiner Phantasie — endlich warf das Christentum seinen Glanz und seine Milde darüber und das Mittelalter seine Fabulierfreude und seine Gelehrsamkeit, dann fand es einen sanften Tod. Die merkwürdigste Nachblüte der alten Heldendichtung ist die isländische Saga — man lese etwa die vom Skalden Egil oder die von Gunnar und dem weisen Njál —; hier findet man in seltener Treue die alte germanische Kunst der Charakterisierung und die alten Helden, und wie Dietrich von Bern ist der Gunnar der Njálsaga eine merkwürdige, nur germanische Verbindung von Heldenkraft und Feindseligkeit.

Im deutschen Mittelalter tragen die Spielleute und die Geistlichen die Heldendichtung in das Volk, und dadurch verliert sie ihre alte Gedrängtheit und ihre starre Tragik, sie wird weicher, bunter, breiter, sentimentaler und liebt den guten Ausgang. Von vielen groben spielmännischen und von süßlichen höfischen und von wortreichen geistlichen Zutaten ist auch das Nibelungenlied nicht frei, aber alles in allem bewahrte dies Epos größer und reicher als irgendein andres den unverfälschten Geist des alten Helden- und Heidentums. Fränkische, burgundische, gotische, thüringische, sächsische Dichtungen sind darin verschmolzen, keine Dichtung zeigt diesen Reichtum und diese Ausprägung von Helden und Heldenfrauen: Siegfried, Gunther, Hagen, Dankwart, Iring, Hildebrand, Dietrich, Brunhild, Kriemhild, dazu, freilich jünger und nicht auf der gleichen Höhe, Rüdiger und Volker. Es war das letzte mächtige Aufflammen des alten Geistes, das späte Mittelalter erfreute sich nur noch an der derben und ungefügen Kraft Jung Siegfrieds und an den Kämpfen Dietrichs von Bern gegen Zwerge und Riesen. In aller höfischen Vermummung blieb Dietrich, was er war: der stärkste und der mildeste, aber wenn er zum Schwert griff, ging Feueratem aus seinem Mund und versengte die Welt.

Wie anders ist im Vergleich mit dem germanischen das Heldentum der Romanen, wie es uns in mächtigen Umrissen das alte französische Rolandlied zeigt! Ein langsamer, feierlicher und verweilender Schritt statt des raschen dramatischen Tempos, kein Kampf um des Heldentums willen, sondern ein Kampf der Christen gegen die Heiden, und in diesem Kampf fanatische Unduldsamkeit und eine fast mönchische Askese; nicht der Held gilt, sondern die Masse der Kämpfer, und der Dichter weiß mit vollendeter Kunst den Eindruck der Massen zu erzielen und zu steigern. Im Germanischen hebt und vollendet der Kampf die Person des Helden, im Romanischen geht der einzelne in der Menge unter, der Germane kennt und liebt andere Völker, der Romane bekämpft und vernichtet sie. Aber seine Heimatliebe ist stärker und stolzer als die des Germanen, durch alle Strophen des Rolandliedes klingt das Verlangen nach der Rückkehr in das süße Frankreich. Uns klingt das Lied unserer Krieger im Ohr: In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!

Mit dem alten deutschen Heldentum verfiel am Ende des Mittelalters auch das deutsche Reich. In den einzelnen Teilen begann eine wunderbare Entwicklung, doch das Ganze litt Schaden, die Leitung fehlte, und im Kampf aller gegen alle wurde der Bau des Reichs morsch und schwach. Der große Krieg von dreißig Jahren brachte die Katastrophe und in der Tat, wenn auch nicht in der Form den Untergang des alten Deutschlands. In dieser Zeit der tiefen und demütigenden Not erhob sich ein armer und verachteter Staat im Nordosten, und hundert Jahre später war sein König, Friedrich der Große, der deutsche König. Er gab auch der deutschen Dichtung den Stolz auf sich selbst und auf die deutsche Vergangenheit zurück; während seiner Regierung priesen Klopstock und seine Jünger und pries Herder das deutsche Altertum und die Helden des alten Nordens, in einer noch unklaren aber lebensfähigen und fortwirkenden Begeisterung.

Weil Preußen der deutscheste Staat war, so besiegelte sein Zusammenbruch auch den Zusammenbruch Deutschlands im Jahr 1806. In den unvergeßlichen Jahren der Erhebung, die den Jahren der Schmach folgten, schöpften gerade die besten Deutschen aus dem Glanz und der Heldenkraft der Vergangenheit den Mut für die Gegenwart, eine neue tiefe Erkenntnis unseres alten Heldentums

Digitized by Google

brach sich Bahn, wir fanden unser altes, durch die Not der Jahrhunderte verschüttertes Selbst, und fanden damit unsre Unüberwindlichkeit.

Nach 1813 begann ein unaufhörliches Ringen um die Rückeroberung der Heimat und ihrer alten Kräfte. Nur der Historiker, sagt Heinrich von Treitschke, kann ermessen, wieviel Schweiß des Hirnes und der Hände zu dieser Arbeit gehörte; die Zerstörungen, die lange Jahrhunderte über Deutschland brachten, Not, Zwietracht, Kleinmut, Trägheit, Mißtrauen schienen oft gar zu groß, wie viele der leidenschaftlichen Patrioten verloren damals das Zutrauen! In diesen schweren Jahrzehnten gedieh und vertiefte sich die Wissenschaft, die dem deutschen Vaterland und dem deutschen Heldentum gehörte, und sie gab vielen Trost und Zuversicht, die an deutscher Gegenwart verzagen wollten. Am Ende behielten die recht, die ihren Glauben festhielten: die Erfüllung, die das Jahr 1870 jahrtausendalter Sehnsucht brachte, war dann größer und mächtiger, als auch der Zuversichtlichste zu hoffen gewagt.

Nach dem großen Kriege für Deutschlands Einheit begannen für das junge Reich ein früher unerhörtes wirtschaftliches, technisches und industrielles Gedeihen. Die geistige und sittliche Entwicklung kehrte nicht immer ihre guten Seiten nach außen. Wir erlebten eine Überschätzung des Geldes, eine Entartung der Kultur, ein Buhlen um die Gunst des Auslandes, eine Zerrissenheit, die viele ernste Vaterlandsfreunde mit schweren Sorgen erfüllte. Doch im stillen, gern verkannt und gescholten, wirkte unser Heer für die vaterländische und sittliche Stählung der Volksmassen, unverdrossen suchte man die Schwachen und Armen zu schützen, und gerade in den letzten Jahren erwachte in Wissenschaft und Dichtung eine neue Liebe und ein neues tieferes Verständnis für die deutsche Heimat und die deutsche Sprache, die deutsche Vergangenheit und die deutsche Sitte.

In dem Krieg von 1914 steht das neue Deutschland wieder im Kampf gegen das mächtigste Reich der Welt und zugleich gegen die östlichen Millionenheere, deren Beherrscher sich gar zu gern an die Stelle der englischen Macht setzen möchten. Die Lage ist der Lage der Völkerwanderung nicht unähnlich. Auch die Heroen von 1870 und 1914 erinnern in ihrem Wesen unverkennbar an die Helden der Völkerwanderung. Bismarck selbst hat das Gefühl, das ihn an den alten Kaiser band, mit der Treue verglichen, die der alte Gefolgsmann für seinen König und Gefolgsherrn bewährte, und hat gesagt, daß die Person des Kaisers solche Treue über Leben und Tod begreiflich mache. Die Art unsrer Heerführer, daß sie auch die glänzendste Begabung nur zeigen, wenn ihr Herr sie ruft, daß sie nichts für sich selbst und den eignen Ruhm und alles für das Vaterland tun, ist die alte Art der germanischen Helden. Man hat Bismarck mit dem treuen Eckart verglichen, dem väterlichen Warner und Beschützer jugendlicher Helden in der deutschen Sage. Viel verwandter ist aber Bismarck dem grimmen Hagen, wenn man sich ins Gedächtnis bri igt, daß dieser kein höheres Ziel kannte, als das Gedeihen und die Unsterblichkeit seines Staates und seiner Fürsten: auch ihm galt nur die Sache und nie die Person. Gedenkt man des alten, unerbittlichen Warners, der den jungen König aus seinem Glück und seinen Träumen schreckt, und immer nur das eherne Gebot des Staates vor ihm aufrichtet, so darf man auf die ersten Regierungsjahre Wilhelm des Zweiten weisen und auf sein Verhältnis zum alten Kanzler. Das stille Heldentum, das tut, was seines Amtes ist, das stürmische Vorandrängen auch in den sichersten Tod, die wilde Freude an Gefahr und Kampf, die Entfaltung der unwiderstehlichsten Kräfte in der Not — das alles ist den Germanen in den Jahrtausenden rein und ganz geblieben, und wie ihre Vorfahren sind sie zugleich das stärkste und das friedfertigste Volk. In dem Augenblick war unser Kaiser der ganze deutsche Kaiser, als sein Heldentum und seine Friedfertigkeit zugleich der Welt sich offenbarten.

Noch mehr, unser gegenwärtiges Heldentum ist dem alten nicht nur gleich, es ist ihm überlegen. Die alten Germanen bekämpften sich selbst, das junge Deutsche Reich ist einig, wie Deutschland noch niemals war. Das alte Heldentum war die Einsicht der Könige und ihres Gefolges, das neue Heldentum ergriff das ganze Volk. Aus dem alten, finsteren Todestrotz wurde helle und gläubige Zuversicht, und die Kämpfenden umringt wie der beste schützende Wall die Liebe und Hilfsbereitschaft des ganzen Volkes. Die Arbeit an Deutschland, die Jahrhunderte leisteten, war nicht vergebens: im großen Jahre 1914 hat sie ihre Feuerprobe bestanden.

Kein Volk wurde von sich selbst und seiner Vergangenheit so weit fortgerissen wie wir Deutschen. Wir haben uns darum nicht verloren. Unsere besten Kräfte konnten wohl jahrhundertelang schlafen wie der alte Kaiser der Sage im Berge, aber sie konnten nicht sterben. Nun hat ein langes unverdrossenes Ringen sie wiederum geweckt, und sie durchdringen leuchtend das ganze Volk, von dem sie 1813 doch nur einen Teil erfaßten.

Nun wissen wir für alle Zeiten, wo unsere Schätze sind, und wir sollen sie mit allen unsern Kräften wahren, so daß „kein Teufel sie uns wieder entreißen kann". Zu dieser Arbeit ist auch die Wissenschaft, die dem deutschen Heldentum sich widmet, an ihrem Teil berufen: ihr hat der Krieg gezeigt, daß sie in dem Heldentum der Germanen den reinen und ewigen Goldgehalt unsres Volkes fand, und ihr hat der Krieg ihre Sehnsucht erfüllt. Nun soll sie sorgen, daß Deutschland den unvergänglichen Kräften der Heimat treu bleibt.

Digitized by Google

Hauptmann Seyfried

Von Hans Benzmann

Im Kugelregen ging spazieren
Gern Hauptmann Seyfried lobesam,
Gern mocht' er vor dem Feind stolzieren,
Wenn der mit hundert Schlünden kam.
Es war nicht Tollheit, nicht verrückt, —
Das Leben schien ihm wunderbar, —
Es war der Mut, der ihn beglückt
Und der ein Hort den andern war.

Stürmt' er mit seinen blonden Recken
Und warf das Feuer sie ins Gras,
Dann trieb sein Scherz sie aus Verstecken,
Dann dröhnt' sein Lachen tief im Baß, —
Dann dachte keiner mehr ans Sterben,
Der Hauptmann Seyfried ging voran,
Er schlug den Tod zu Schand' und Scherben,
Er war das Leben, Held und Mann!

Sein war die rechte Christenliebe,
Die rechte ritterliche Art,
Er war ein Schild gen Stoß und Hiebe,
Er fing die Kugeln mit dem Bart.
So war sein Leben ein Stolzieren,
So hochgemut, so kühn und frei . . .
Doch einmal sollt' es ihm passieren,
Da fing sein Herz der Kugeln drei — —

Da fuhren in den Feind die Seinen,
Als ging' sein Geist im Sturm voraus,
Da war's beim Würgen weh ein Weinen,
Ein Schluchzen war's bei Grimm und Graus . . .
Da haben ihm vier Füsiliere
Inmitten dieser wilden Schlacht,
Ach ihrem liebsten Offiziere,
Wie still das Grab gemacht . . .

Digitized by Google

Das erste Kriegsereignis in Düsseldorf: Militärische Besetzung der Rheinbrücke

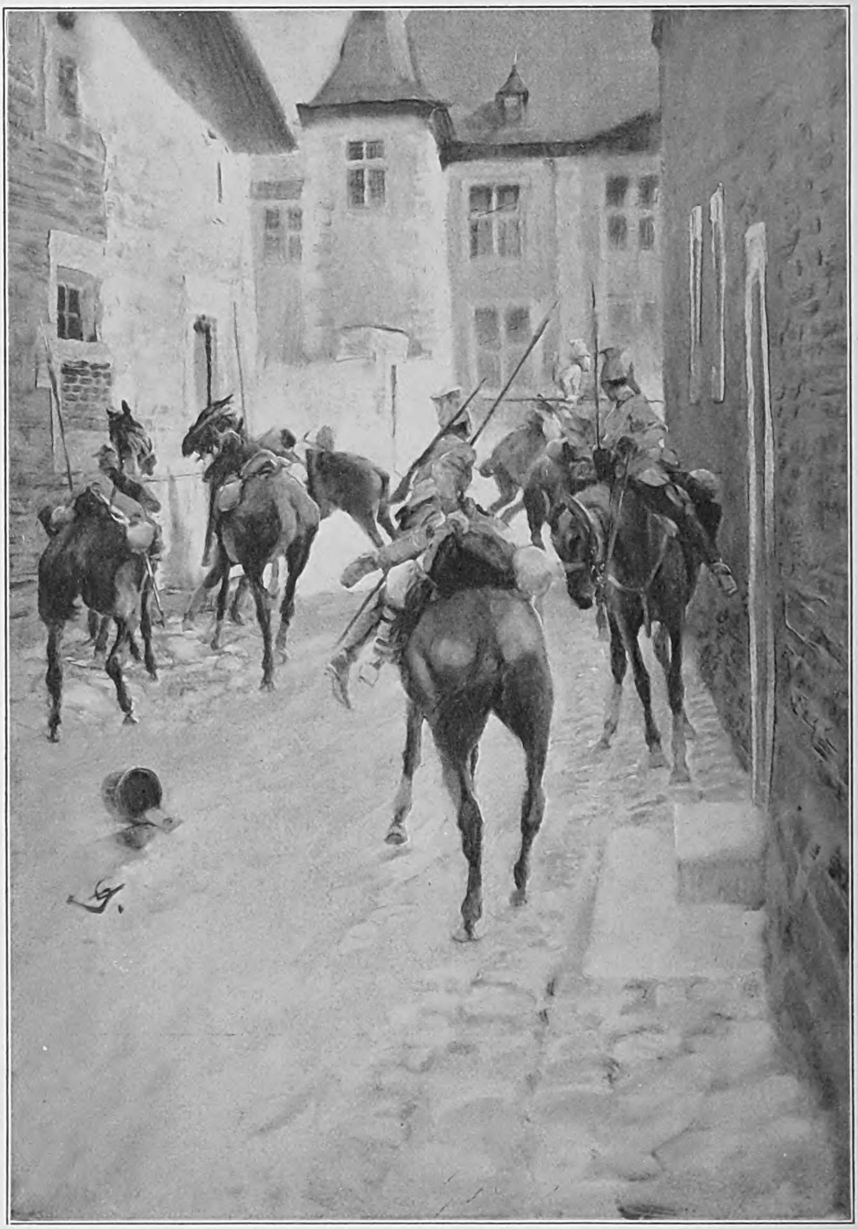
Aus der Bildermappe des Kriegsmalers Wilhelm Schreuer

Vielfach wurde in dieser Zeit die Frage erörtert, welche Stellung der Künstler zu den Eindrücken des Krieges einnehmen werde, und man konnte sehr häufig, zuletzt noch vor wenigen Wochen beim Tode Anton von Werners, hören, die Zeit des großen Schlachtengemäldes sei vorbei. Die Ausdehnung der Schlachtfelder und zugleich ihre Leere gönne dem Künstler nichts Bedeutendes zu malen. So einfach liegen jedoch die Dinge nicht. Die Unterschiede zwischen Einst und Jetzt sind tiefer begründet als in der neuen Kampfesweise unserer riesenhaft angewachsenen Heere. Sie wurzeln in den Seelen unsrer Künstler.

Wenn wir rückblickend Umschau halten, so finden wir, daß bereits der antike Meister der Alexanderschlacht nur einen kleinen Ausschnitt aus der Wirklichkeit geben konnte. Die Zehntausende von damals entzogen sich dem engen Rahmen des Bildes so gut wie die Millionen von heute. Heldentaten einzelner Truppen, wie sie die Schlachtenmaler im engeren Sinne — Camphausen, Bleibtreu — darzustellen pflegten, ereignen sich zur Genüge auch in dem jetzt wütenden Krieg. Sie werden ohne Zweifel zur ehrenden Erinnerung an ausgezeichnete Regimenter und Führer abermals gemalt werden, aber neben dieser Kunst, die die Geschichte gleichsam illustriert, die ihrer Kenntnis zu vollem Verständnis bedarf, geht eine andere einher, die die großen Weltgeschehnisse in Augenblicksbildern zu erfassen strebt, die nicht, sei es auch nur im Ausschnitt, das Gewaltige des Vorgangs schildern will, sondern vor allem die Stimmungen nachfühlt und gestaltet, die um die Ereignisse gelagert sind.

Eindrücke wiederzugeben, das verstanden auch die viel gescholtenen Akademiker. Wenn die Neuern an so einem abgeklärten

Digitized by Google



Alarm in einer alten Abtei an der Maas

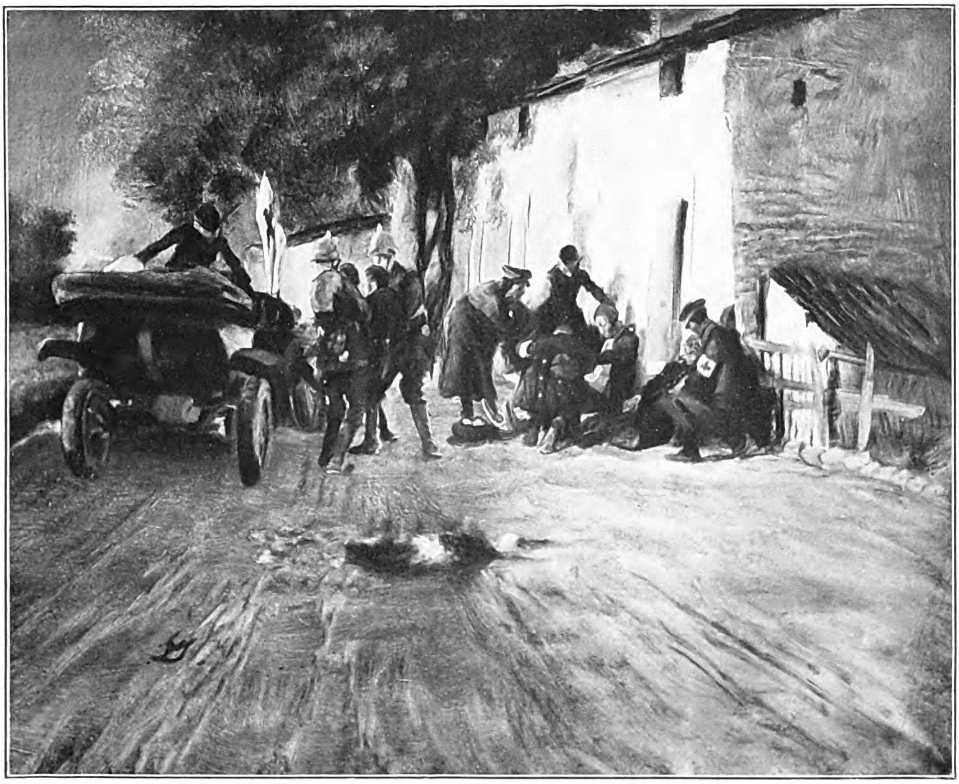
Herrn sonst kein gutes Haar ließen, lobten sie wenigstens seine Skizzenbücher, wo sie in der Tat gewöhnlich all das finden konnten, was sie selber als neue Wahrheit lebten und lehrten. Nur waren jene flüchtig hingeworfenen lebensvollen Studien für den altmodischen Meister nicht das letzte Wort. Sie waren für ihn der Rohstoff, aus dem er mit großer Klugheit und bedächtiger Sorgfalt das eigentliche

Digitized by Google

Bild erst zusammensetzte, komponierte. Im Gegensatz hierzu wird für den Künstler neuen Stils das Erlebnis, der erste Entwurf das Samenkorn bilden, aus dem sich das Werk zu selbständigem Dasein entwickelt. Daß es sich dabei nicht, wie den Impressionisten oft vorgeworfen wird, um ein bloßes Abschreiben der Wirklichkeit handelt, dafür legt der hier unseren Lesern vorgestellte Maler Wilhelm Schreuer Zeugnis ab.

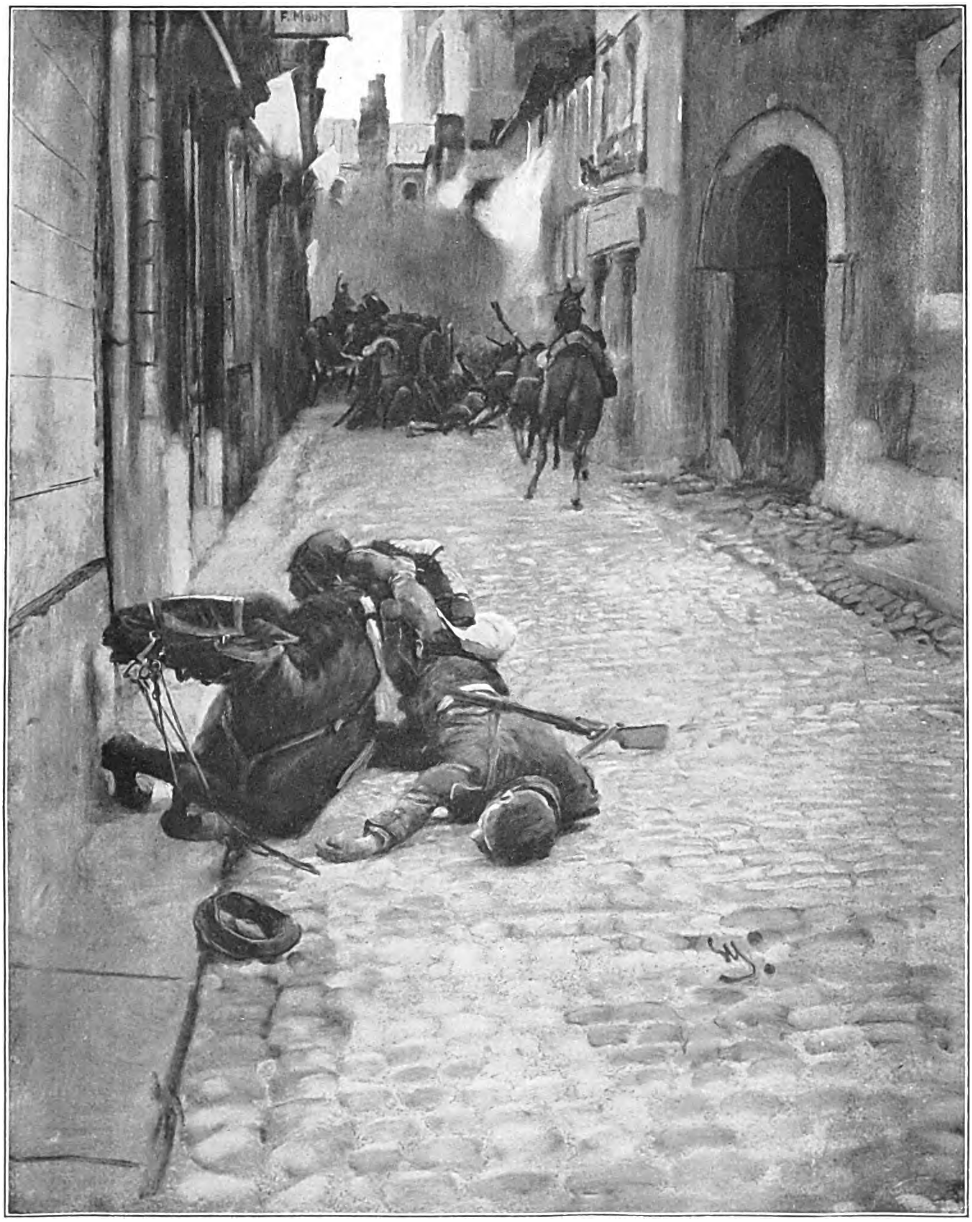
Was dem Betrachter seiner Bilder auf den ersten Blick auffällt, ist ihre außerordentliche Lebendigkeit. Schon mancher hat sich vor ihnen im stillen gesagt: das muß der Künstler so, genau so gesehen haben; es ist nicht anders möglich, daß er mit solcher Treue die blitzschnell sich wandelnden Dinge zur Dauer bannte. Nun ist Schreuer freilich wenige Tage nach Kriegsausbruch von Düsseldorf nach Belgien gefahren und ist auch in der Folge noch mehrfach dort und in Frankreich gewesen, immer in Begleitung seines Schwagers Pauli, der für den nicht eben sonderlich praktischen Künstler sozusagen die weltlichen Geschäfte besorgt, aber dem ist selbstverständlich nicht so, daß er etwa bei den Straßenkämpfen in Löwen dabei gewesen wäre. In der Darstellung solcher Ereignisse ist er auf Berichte der Teilnehmer, auf stumme Zeugen und vor allem auf die eigene künstlerische Phantasie angewiesen. Wie diese Phantasie arbeitet, ist das Wunderbare.

Auch Schreuer ist es wie so vielen anderen Meistern nicht erspart geblieben, daß er als Schüler mit der Akademie — es war die Düsseldorfer — in Zwist geriet. Mit unverzagtem Fleiß ging er statt bei ihr bei der Natur in die Schule und ist ihr heute noch treu geblieben. Mit zäher Entschlossenheit folgte er dem Weg, der für ihn der rechte war und der ihn zunächst trieb, sich Linie und Form vollkommen



Nächtliche Bergung von Verwundeten vor Lüttich

Digitized by Google



Straßenkampf in Löwen

die unendlich vielen einzelnen Bildchen auf. Das ist nicht nur das Ergebnis einer eigentümlichen und glücklichen Veranlagung, sondern einer steten Zucht des Auges und des Willens. Man versuche selbst einmal, auf der Straße sich die Erscheinung eines laufenden Pferdes, eines rollenden Rades klarzumachen. Das ist für den Laien eine unerhörte Anstrengung, die sein Auge in den meisten Fällen nicht bewältigen wird; aber er vermag zu ahnen, was künstlerisches, impressionistisches Sehen bedeutet.

Digitized by Google

Im Kampf mit Franktireurs

Digitized by Google

Verfolgung durch Ulanen

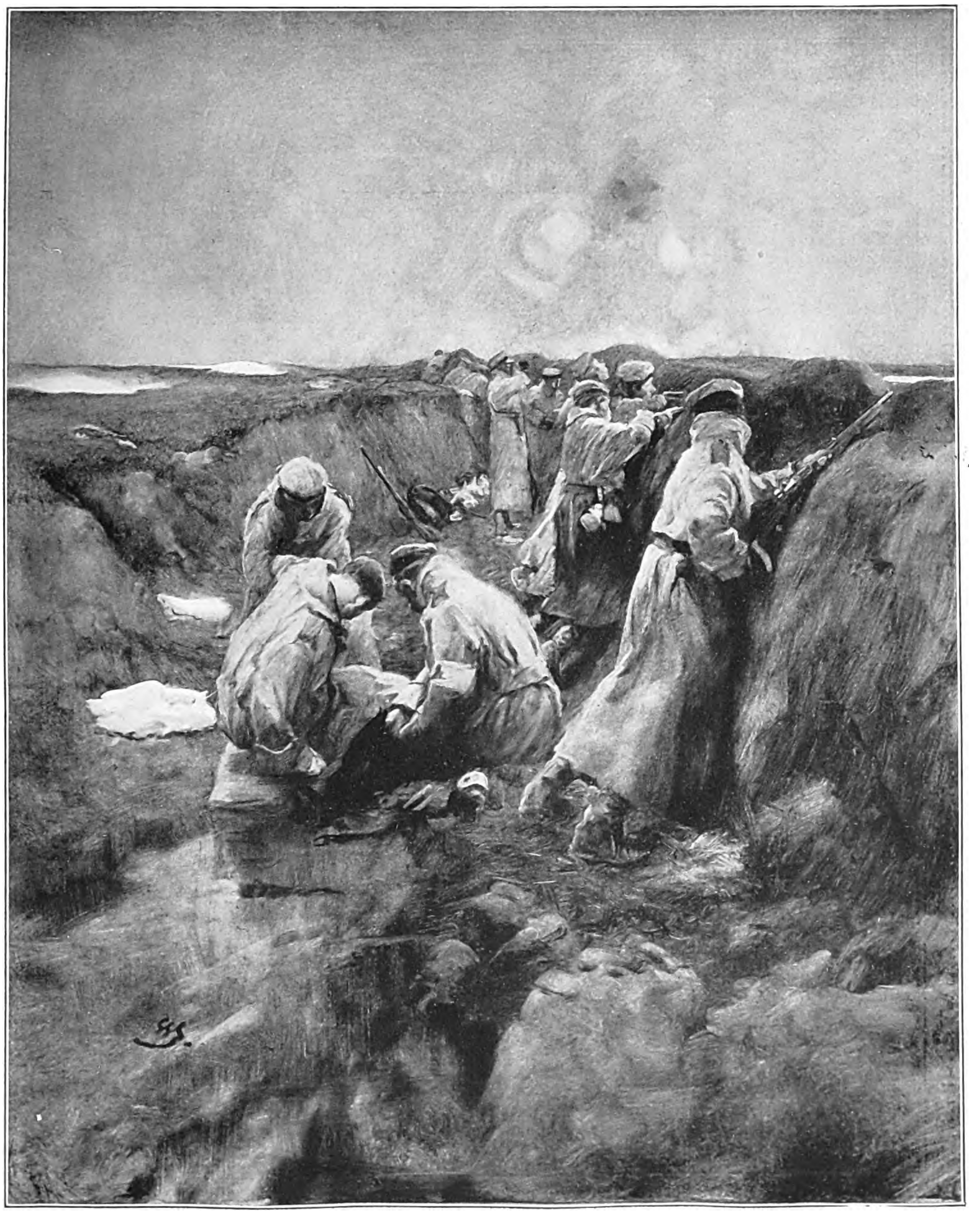
Diese Sicherheit des Blicks und der Hand, diese untrügliche Kraft der Erinnerung erlauben es Schreuer, die zahllosen Anregungen, die der Krieg ihm bietet, ohne äußerliche Gedächtnishilfen aufzunehmen und zu verarbeiten. Er braucht sich auch zu Hause mit der Ausführung nicht zu beeilen. Oft lösen sich erst nach Monaten die künstlerischen Erlebnisse von seiner Seele, ohne von ihrer Frische auch nur das Geringste eingebüßt zu haben. Wie dem Poeten verschwistern sich ihm Erlebnis und Dichtung. Kraft der unerschöpflichen Schatzkammern seiner Phantasie und der ungehemmten Freiheit seiner Hand vermag er wirklich Gesehenes und innerlich Geschautes zu Gebilden einer höheren Wahrheit zu vereinigen, die selbst jenen strengen

Digitized by Google

Vorgehende Infanterie

Digitized by Google

Digitized by Google



Im Schützengraben an der Yser

seinem Pinsel beginnen sie zu leben und formen sich zu diesem oder jenem Erinnerungsbilde des Künstlers. Es ist also ein Komponieren, aber in ganz anderer Art, als es die alten Schlachten- und Geschichtsmaler übten; es ist ein Komponieren in musikalischem Sinne, und die enge Verwandtschaft dieser Kunst mit der Musik offenbart sich auch in dem Zuge, daß Schreuer neben seiner Staffelei ein Harmonium stehen hat, das er selber meistert und dessen reine Klänge ihm die Disharmonien lösen helfen, deren er auf seinem Bilde noch nicht Herr werden kann.

Lassen wir Schreuers Gemälde ganz unabhängig von ihrer merkwürdigen Ent-

Digitized by Google

Der Gast

Von Tim Klein

Im Kruge sitzen ihrer Drei,
Die spielen Mitternacht herbei;
Der Regen stürmt mit Saus und Stoß —
Da schätzt man erst der Stube Schoß!
Sie sitzen um den runden Tisch,
Die Pfeife dampft, der Wein ist frisch.
Die Karten klatschen laut und prall,
Dazwischen schellt der Münzen Schall, —
Wenn einer was im Spiel versah,
Fällt wohl ein Wörtlein hie und da —
Sonst regt sich in der Stille nur
Der Gang und Schlag der Pendeluhr.
Da schlägt die Dogge an und rast,
Es klopft am Tor .... So spät ein Gast?
Ein leichter Schreck — das Spielchen stockt,
Die Brille schiebt herab der Vogt,
Der Förster klopft die Pfeife aus,
Und fluchend schlurft der Wirt vors Haus.
Und Riegel auf und Riegel zu —
Der Gast ist da, fort ist die Ruh.
Verdammt —! Ein Spiel ist gleich gestört,
Wann es ein Fremder sieht und hört.
Der grüßt, begehrt ein Schöppchen Wein
Und setzt sich an ein Eck allein.
Grau ist sein Hut, grau sein Habit,
Sein Mantel grau, von altem Schnitt. —
Rusch! — — Und es spielen fort die Drei,
Sie spielen Mitternacht herbei,
Die Karten klatschen laut und prall,
Dazwischen schellt der Münzen Schall.
Der Vogt verliert .... „Hat kein Gepäck!
Der läuft euch mit der Zeche weg .....!"

Digitized by Google

Der Förster aber sticht und sticht, —
Der Vogt bekommt ein rot Gesicht.
„Was gilt's? Der Kerl hat keinen Paß . . . . ."
Und Trumpf und Stich und Trumpf und Aß!
— — Des Grauen scharfer Augenstrahl
Bohrt in den Vogt sich wie ein Stahl.
„Herr Wirt, — hier ist es höllisch heiß — "
Dem Vogte rinnt herab der Schweiß.
„Ihr Herrn, gebt acht, ich wett', es gilt —
Nichts Gutes führt der Mensch im Schild!"
— — Der fremde Gast blickt scharf und wild,
Im Vogte Zorn und Bangnis schwillt.
„Wer weiß? Ein Mörder — ein Spion —
'S ist meines Amts, — den krieg ich schon!"
Je heißer brennt der Augen Glut,
Je dumpfer wühlt des Vogtes Wut.
Da springt er auf, da kreischt er schon:
„Herr! Eure Legitimation!" — — —
Der Graue sprach und zuckte nicht,
Er sprach mit ehernem Gesicht:
„In Eurem Keller — rechter Hand —
In einem Kasten an der Wand —
Dort unten liegt sie lange schon,
Besagte Legitimation!"

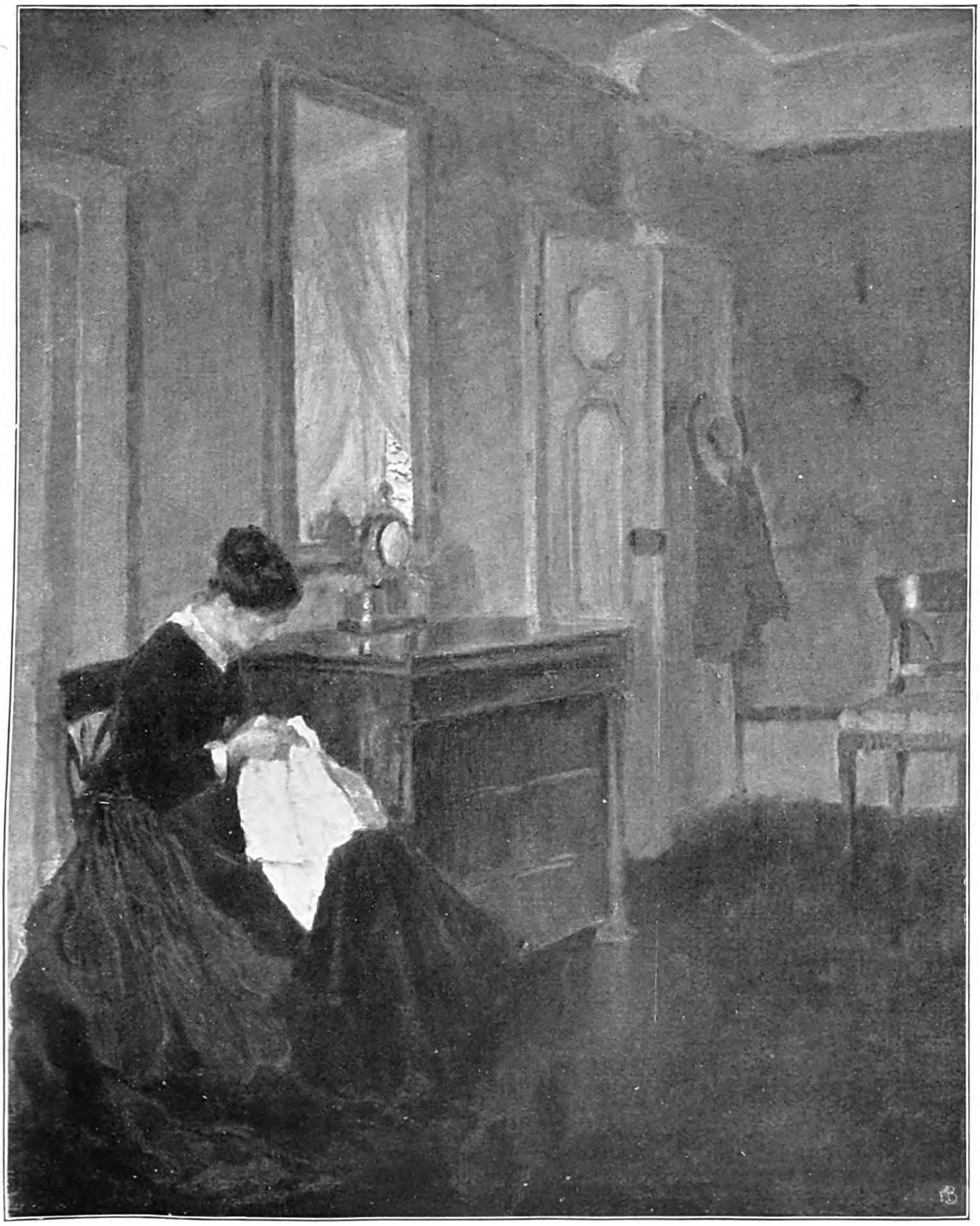
— — — — — — — — — — — — — — —

Die Worte trafen wie ein Streich.
Des Vogtes Farbe wurde bleich,
Es blieb in seinem Antlitz stehn
Ein Lachen, grausig anzusehn.
Er rannte fort in blinder Hast,
Mit ihm verschwand der graue Gast.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was weiter aus dem Vogte ward?
Der Morgen hat es offenbart.
Er hing im Keller linker Hand —
Vor einem Kasten — an der Wand.

Digitized by Google



Das graue Zimmer
Gemälde von Josef Kühn jun.

Digitized by Google

Digitized by Google

Koran und Frauenbewegung in der Türkei

Von Dr. Freiherrn von Mackay

Die osmanische Regierung faßte kurz vor Ausbruch des Weltkrieges den Beschluß, eine türkische Übersetzung des Koran auf Staatskosten in die Wege zu leiten und so eine billige, jedermann zugängliche und verständliche Ausgabe des heiligen Worts des Propheten zu beschaffen. Man hat diese Kundgebung der Hohen Pforte als eine Großtat, ähnlich der Bibelübersetzung Luthers, gefeiert und gewiß nicht ganz mit Unrecht. Sie zeigt vorbedeutungsvoll, daß an leitender Stelle gänzlich jener leichtfertige, seichte Geist der Revolutions-Frühlingstage verschwunden, da man sich in modischem, alles verneinendem und bespöttelndem Freigeistertum gefiel, um alsbald erkennen zu müssen, daß der Islam in allen hereinbrechenden Stürmen und Nöten der politischen Wirren der unerschütterlich aufragende Fels war und blieb, auf dessen Festigkeit man auch wenige Monate später vertraute, als man zum Kriege rief. Sie bewies aber vor allem auch, daß ein tieferes Bewußtsein der ethischen und kultursittlichen Bedingungen der Wiedergeburt der Türkei sich mehr und mehr durchsetzt, daß man erkennt, wie der Staat nicht durch bloße äußerliche Nachbildung abendländischer Gesittungsformen, sondern allein durch Erweckung eines neuen Pfingstgeistes im Volk, der seine Nahrung aus den geschichtlichen Lebensgründen des Reichs selbst empfängt, in glücklicher Weise reformiert und zu höheren Daseinsstufen emporgehoben werden kann. Unter diesen Stahlquellen steht aber zweifellos trotz den mancherlei abfälligen Urteilen, die europäische Kritiker über ihn gefällt haben, der Koran an erster Stelle. Es gilt — und diese Arbeit wird auch nach dem Kriege nicht unterbrochen werden dürfen — sein reines Wort und seine unverfälschten Wahrheiten wieder aufleuchten zu lassen und so die Gemeinde der Gläubigen auf festem Glaubensgrund in den Lichtkreis einer freieren, fortschrittlichen Weltanschauung einzuführen.

An Koranübersetzungen freilich fehlt es nicht. Er ist ins Indische, Persische, Afghanische, sogar ins Chinesische übertragen worden, und eine alte türkische Verdolmetschung stammt schon vom bekehrten Babu Mehmed Haireddin. Aber alles das sind kritiklose Werke, die nur für den Gebrauch der Geistlichkeit bestimmt sind und mit gutem Grunde. Wenn man die Veröffentlichung des Koran in einer anderen als der „heiligen" arabischen Sprache wie ein Sakrileg verfemdete, so war der wahre Grund dessen die nur zu berechtigte Furcht, daß die Entschleierung des sorgfältig verhüllten Koranbildes eine scharfe Erregung in der Gemeinde der Gläubigen mit unabsehbaren Folgen zeitigen, daß sehr bald die Einsicht durchdringen werde, wie das, was als unumstößliches Wort des Propheten gepredigt wird, nicht selten genau das Gegenteil von dessen wirklichem Willen, sicherlich aber in Hunderten von Fällen nur eine Verdrehung und Mißdeutung durch erdichtende „Überlieferung" und willkürliches „Kidjas" (Folgerung) ist. Diese Wahrheit läßt sich am Prüfstein aller Glaubens- und Lebensprobleme des Islam erhärten, an keiner Frage aber so scharf und einleuchtend wie an einer Bewegung, die heute mit besonderer und von Tag zu Tag wachsender Stärke an die Ufer von Staat und Gesellschaft der Türkei anbrandet und eine der merkwürdigsten Erscheinungen ihres modernen Daseins ist: der Kampf für Frauenfreiheit und Frauenrechte.

Wenn ein alter Weisheitsspruch meint, daß die Hand, welche die Wiege schaukelt, die Welt regiert, und daß die Zukunft eines Volkes in den Händen der Mütter liegt, so hat das Wort gegenüber dem Schicksalsproblem der Erneuerung der Türkei gewiß sein ganz besonderes Gewicht. Solange die türkische Frau in der Kerkerenge des „Parbar" dahin zu vegetieren verurteilt ist, solange sie als fast rechtloser Besitz des Mannes, als dessen Dienerin, bestenfalls als dessen Spielzeug gilt, das unbedingt den Vorschriften des Eheherrn zu gehorsamen hat, solange die Mädchen auf der Brautschau durch die Gjörüdschüs willenlos nach Viehmarktssitten verhandelt werden, so lange diese und nur zu viele andere des Weibes Würde entehrende Sitten und Überlieferungsgesetze bestehen, ist an eine sittliche Veredelung des gesellschaftlichen Fruchtbodens des osmanischen Reichs kaum zu denken, weil eben dem öffentlichen Leben das verklärende Licht, die erziehlichen, adelnden und die rohen Leidenschaften bändigenden Einflüsse einer frei sich bewegenden Frauenwelt fehlen. Beruhen nun solche Zustände wirklich auf Vorschriften des großen Propheten, wie es die Siegelbewahrer seines Wortes glauben machen wollen? Nichts weniger als das! Es genügt im Grunde, um das einzusehen, die Kenntnis der einen Sure 33, 1 des Koran:

„O ihr Gläubigen, fürchtet Gott, der euch von einer Seele schuf und machte daraus die Gefährten und zerstreute davon über die Erde beide, viele Männer und Frauen. Und

Digitized by Google

fürchtet Gott, in dessen Namen ihr miteinander betet, und ehret die Mütter: denn, wahrlich, Gott wacht über euch alle!"

So erkennt Muhammed die volle natürliche und moralische Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann in eindringlicher Rede an: er leitet beider Entstehen in der Schöpfung aus derselben Gottseele ab und verweist beide Geschlechter auf dieselbe Stufe der Beziehungen zu Gott. Ja er fordert die besondere Ehrung und Heiligung der Mütter als der Erhalterinnen und Fortpflanzerinnen des Menschengeschlechtes. Noch deutlicher wird derselbe Gedanke in Sure 33, 35 behandelt, wo die Ebenbürtigkeit von Mann und Weib in allen religiösen Lebens- und Betätigungsformen ausdrücklich betont wird; ja es heißt: „Das Forschen nach Erkenntnis ist eine Pflicht für jeden Muslim, Mann wie Frau." Die türkischen Frauenrechtlerinnen können sich also mit unzweifelhaftem Recht auf den Propheten als Verfechter geistiger Erhebung ihres Geschlechtes berufen. Diesen Weisungen des Koran entsprechen denn auch die tatsächlichen Verhältnisse in der Blütezeit des islamisch-arabischen und osmanischen Reiches durchaus. Ihr Spiegel zeigt eine Auslese und Fülle hoher Frauengestalten in vornehmsten Stellungen, wie es die Geschichte keines anderen Reiches der Vergangenheit oder Gegenwart kennt. Als Fürstinnen regierten klugen und gefeierten Regiments eine Sejida Khadschar Hamatsu, Gariseh Laleh und Turkaneh Hatumeh. Als Truppenbefehlshaberinnen zeichneten sich aus die berühmte Bilomeh, die Tochter des Sultans Orkaneh, die die Festung Ismik mit Heldenhaftigkeit verteidigte, Taffi Hatumeh, die Gattin des Emirs Ala ed Din, und Ajeschah, die Tochter Abu Bekrs, die hervorragenden Anteil an der siegreichen Schlacht am Berge Karmel hatte. Als Sterne des öffentlichen politischen Lebens und der Rechtsgelehrsamkeit glänzten Fatimeh, gleichfalls eine Tochter Abu Bekrs, gefeiert als „Frau des Lichts", Dûmon Issa, die Tochter des Imams Ibrahim el Harbi, Sittel Fenkaleh, Sendaleh Halba, Fatmeh bin Abbas, alles hochangesehene Lehrerinnen an den Hochschulen der damaligen Zeit, ja eine Selma Waginha saß jahrelang auf dem Richterstuhl in Andalusien und hatte weithin Ruf ob ihrer scharfsinnigen und gerechten Urteile. Kurz, man kann ohne Übertreibung sagen, daß es kaum ein von den heutigen Vorkämpferinnen für Frauenfreiheit umstrittenes Recht gibt, das die muslimischen Frauen jener klassischen Zeit nicht besessen hätten. Der Rückstoß trat erst mit der Eroberung Konstantinopels ein. Die vergiftete Atmosphäre des alten Byzanz, die den Männern des Osmanentums ihre frühere Sittenreinheit, Lebensstrenge, Härte und Tüchtigkeit raubte, hatte auch auf die Welt der Frauen einen höchst verderblichen Einfluß: in den weichen Diwans der neuen Hauptstadt sanken sie auf die Stufe von verweichlichten Geschöpfen zurück, die nur der Wollust und dem Kleiderstand lebten, und vom Goldenen Horn aus breitete sich der Geist verderblicher Schwelgerei, entsittlichender Ausschweifungen bald über das ganze Reich. Das freie Leben der Frauen ging im Sumpf der Harems und „Muschrabeijehs" unter, und der in der allgemeinen Verwilderung gleichfalls entartende Klerus tat ein übriges, um durch willkürliche, rabulistische und wortklauberische Auslegung des Koran über das Leben der Frau ein immer dichteres Netz atemberaubender, herzlähmender Vorschriften zu spinnen. Wenn es beispielsweise in einer Sure heißt, das Weib solle mit dem Mann nur hinter dem Vorhang der Keuschheit sprechen, so wurde aus dem Satz, dessen symbolische Sprache unverkennbar ist, das Gebot abgeleitet, die Frau dürfe nur hinter der Hülle des Jaschmak vor dem Mann erscheinen. Und wenn der Prophet in Sure 24,31 mahnt: „Und sprich zu den gläubigen Frauen, daß sie ihre Blicke niederschlagen und ihre Scham hüten und nicht ihre Reize zur Schau tragen, es sei denn, was außen ist, und daß sie ihren Schleier über dem Busen tragen... und sollen nicht ihre Füße zusammenschlagen, damit nicht ihre verborgenen Zierate (nämlich die Fußspangen) bekannt werden", so brachte die Sophistik der Korandeuter es zustande, aus diesen rein äußerlichen Anstandsregeln Fangeisen zu schmieden, die die von Mohammed tatsächlich in weitgehendem Maß gewährleistete innere Freiheit und rechtliche Ebenbürtigkeit der Frau allenthalben in Fesseln schlugen.

Als 1908 der hamidische Absolutismus zerbrach und eine strahlende Sonne goldener Freiheit und Volksbeglückung über dem Reich des Halbmonds aufgehen zu sollen schien, atmeten auch die türkischen Frauen auf und glaubten, nur den Schleier abwerfen und sich keck über alle veralteten Sitten und Gebräuche hinwegsetzen zu brauchen, um wieder in den Genuß all der Rechte zu treten, die ihrem Geschlecht in der Zeit großer Vorfahren zustanden. Das erwies sich als ein verhängnisvoller Irrtum. Denn diese Art von Reform und Kampf für die Frauensache erzeugte nur anspruchsvolle weibliche Naturen, die mit dem Firnis abendländischer Kultur prunkten, ohne deren geistige und ethische Karatgehalte zu verstehen, geschweige denn in sich aufzunehmen, und dabei vollständig den Boden des Zusammenhangs mit der Welt, in der sie aufgewachsen, unter den Füßen verloren. „Es gibt," hat mit Recht eine vornehme muslimische Frau gemahnt, „noch immer ein edles, ursprüngliches, seelenreiches Frauenleben in muhammedanischen Landen, man darf es nur nicht in Pera oder Kairo, in Tunis oder Algier suchen, wo östlicher und westlicher Einfluß sich vermischen und die alten Überlieferungen gebrochen sind. Man muß dahin gehen, wohin noch wenig Europäer vorgedrungen sind: dort hat sich die muhammedanische Weiblichkeit nach ihren

Digitized by Google

eigenen Gesetzen bilden können, haben Vererbung und seelische Urkraft manch herrliche Blüte gezeitigt; dort hat sich Musik und Dichtung von der Mutter auf die Tochter fortgepflanzt, dort hat sich feines Verständnis für alles Edle und Zarte erhalten, dort ist die Frau glücklich, weil sie nach den religiösen und sittlichen Gesetzen ihres Volkes lebt und stets die Offenbarungen des göttlichen Willens vor Augen hat, die für sie gleichbedeutend mit Vollkommenheit sind." Und eine nicht minder einsichtige Deutsche, die edle und kluge Johanna v. Düring, gab ihren türkischen Schwestern die gleichlautende Weisung: „Die Jugenderziehung liegt ganz in euren Händen; bis ins höchste Alter bleibt die Mutter dem Mann das Verehrungswürdigste. Eure Armenpflege ist die idealste der Welt: vor eurer praktischen Nächstenliebe schrumpft die der meisten Christen in nichts zusammen. Eure Dienstboten nehmen nach dem patriarchalisch-demokratischen Zug, der eurem häuslichen Leben eigen ist, an dem Leben, Verkehr und den Erlebnissen der Herrinnen teil. Eure eigene Kultur bietet so vieles, wonach die Frauen bei uns in leidenschaftlichen Kämpfen und heißer Arbeit streben. Die sollt ihr vertiefen, ausbauen, mit geistigem Inhalt erfüllen!" In der Tat: wie die Wiedergeburt der Welt des Islam und des osmanischen Reichs sich nicht durch sklavische und schablonenhafte Nachahmung abendländischer Lebensformen, sondern allein durch Neuaufschließung und Fruchtbarmachung der Nährquellen, die in Recht, Moral und Weltanschauung der unverfälschten prophetischen Lehre und deren fortschrittlichen Grundgesetzen fließen, vollziehen kann, so ist eine glückliche Entwicklung und Förderung der Frauensache nur möglich in der Weise, daß die edelmetallhaltigen Erzgänge früherer Zeiten, deren Schachte wohl in Jahrhunderten der Reaktion verschüttet sind, deren Goldblick aber noch immer im verworfenen Gestein hell durchleuchtet, wieder aufgeschlossen und aus ihren Schätzen neue Werkzeuge und Geräte eines freien, zu abgeklärten Idealen aufwärts gerichteten Lebens geschmiedet werden. Daß man zu solcher Erkenntnis sich durchgerungen hat und auf ihren Pfaden wandelt, darin liegt das Glückspfand der türkischen Frauenbewegung auf ihrer heutigen neuesten Entwicklungsstufe.

Die Frauen, die 1908 den Schleier abstreiften, warfen zugleich dem Klerus den Fehdehandschuh hin und glaubten, mit dem äußerlichen Triumph abendländisch-freiheitlicher Verfassungsideen seien Sunna und Scheria, Hadith und Hukum überwundene Dinge. Sehr bald mußten sie, so gut wie die jungtürkischen Politiker, die Irrtümlichkeit solcher Vorstellungen einsehen und wohl oder übel der geistlichen Gewalt sich beugen, um, klüger geworden, ihren Kampf auf die einzig erfolgversprechende Taktik einzustellen: Reform der Stellung der Frau nicht gegen, sondern mit dem islamischen Gesetz! Die Erreichung des Ziels auf dieser Linie setzte aber vorab gründliche und systematische erziehliche Arbeit zur geistigen Aufklärung, sittlichen Erhebung des weiblichen Geschlechts voraus, ein Problem, dessen Lösung unterdessen mit erstaunlicher Tatkraft vorangebracht worden ist. Die Regierung selbst setzte den Grundstein durch einen Erlaß, der für die weibliche Jugend einen pflichtmäßigen Unterricht in sechs ganzjährigen Lehrkursen — drei Jahre Ipdidajeh oder Vorschule und drei Jahre Ruschdieh oder Volksschule — festsetzte, und wenn auch natürlich für absehbare Zeit schon der finanziellen und organisatorischen Hemmungen zumal im Kriege an eine allgemeine Durchführung der Maßregel nicht zu denken ist, so hat diese doch die gute Wirkung gehabt, daß bereits Tausende von Mädchen eine ordentliche Elementar-Vorbildung genießen, die früher gar nichts oder bestenfalls in den Koranschulen etwas gedankenloses Nachplappern von Suren lernten. Weiterhin ist den Frauen grundsätzlich das Universitätsstudium freigegeben, und auf dem Fuß dieses Zugeständnisses sind zahlreiche Hochschulen neu geschaffen oder derart umgebildet worden, daß sie akademischer Bildung der Frauen und zugleich seminaristischer Vorbereitung für den Lehrerinnenberuf dienen. In Konstantinopel allein gibt es bereits drei derartige Anstalten, das Dar ül Mualimat, die Sultanieh und die Senajeh, die auf streng kirchlich-muslimischem Boden stehen und doch in freiheitlichem Geist moderne wissenschaftliche Erziehung fördern. Daneben laufen erfolgreiche Bemühungen der Frauenwelt praktische Berufe zu erschließen und ihr so die wirtschaftliche Selbständigkeit zu geben, die die Voraussetzung politischer Mündigwerdung ist. Der Post- und Telegraphendienst ist den Türkinnen bereits seit längerer Zeit geöffnet, und der Balkankrieg hat eine weitere Neuerung gebracht, deren Schwergewicht die Erinnerung deutlich macht, mit welch törichter Verblendung und Engherzigkeit bislang die muslimische Frau selbst von männlicher ärztlicher Behandlung ferngehalten wurde. Die traurigen Erfahrungen über das Versagen der Krankenpflege in den Feldzügen, das dem Vaterland fast noch mehr Tote und Sieche kostete als die Geschosse der Feinde, hat dazu geführt, daß man die Frauen zum Samariterdienst heranzieht und auf Grund dessen wiederum ihnen das Wettbewerbsfeld der medizinischen Wissenschaft und des ärztlichen Berufes freigab. Und wenn man alle diese Fortschritte zusammenhält, so kann es schließlich kaum mehr besonders wundernehmen, wenn unlängst ein Ereignis sich begab, so eigenartig und ungewöhnlich, daß jeder, der es noch vor wenigen Jahren für möglich gehalten hätte, sicherlich als ein fanatischer Narr belächelt worden wäre: der oberste Vorsteher der Ülemas und höchste beamtete Verweser des Imamats selbst, der Scheich ül Islam, zog alles Ernstes

die allgemeine Entschleierung der Hanum in Erwägung!

Daß der hohe Herr schließlich vor einem so radikalen Schritt einstweilen zurückscheute, ist leicht begreiflich. Aber: „Und er bewegt sich doch!" mag man mit Recht von dem als starr und unreformierbar verschrienen Islam angesichts solcher Erscheinungen sagen, die weithin sichtbar ins Licht stellen, wie tief und heftig vom politischen Wellenschlag die Meeresgründe geistlich-kirchlichen Lebens, die des osmanischen Staats Träger sind und dessen sittliche und soziale Daseinsgesetze bestimmen, aufgewühlt werden. Unter den Säuren dieses Gärungsprozesses aber spielt eben die Frauenbewegung eine erste Rolle. Sie verfügt heute über eine starke, weitverzweigte und trefflich geleitete Organisation in der Mudafai Hukuki Nißwan (Gesellschaft für die Verteidigung der Frauenrechte), deren Sprachrohr, die Zeitschrift Kadinlar Dunjassi (Frauenwelt), in der ganzen Levante verbreitet ist. Das Programm des Bundes erscheint als ein durchaus gemäßigtes. Es fordert vor allem eine würdigere Stellung der Frau daheim und in der Gesellschaft, Abschaffung der bestehenden Heiratssitten, bessere Erziehung der Mädchen und deren Vorbereitung für selbständige praktische und wissenschaftliche Berufe: alles das nicht im Gegensatz zum religiösen Gesetz, sondern unter Berufung auf dessen Stimme und die Sitten einer auf der unverbogenen Grundlage des Koran fußenden großen Vergangenheit hoher Ahnen. Und eben diese geschichtliche Entwicklungsstrebigkeit macht den türkischen Frauenkampf unbesiegbar.

„Die Frau ist eine Offenbarung höherer Dinge": das idealistische Wort Macaulays hat auch insofern eine vornehme Bedeutung, als es darauf hinweist, daß die Frauenseele ein tiefster Quellgrund religiöser Erhöhung der Menschheit und gleichsam der Samenwurf der kultur-ethischen Erneuerung und Wiedergeburt jedes von früherer Höhe herabgesunkenen Volkes ist. An solchem Heilquell soll und kann auch das schwergeprüfte osmanische Volk nach jahrhundertlangem Leidensgang gesunden und die Innenkräfte sammeln, der hohen ihm aufgegebenen weltpolitischen Mission in Krieg und Frieden gerecht zu werden!

Erloschnes Licht

Im Saal verklang ein tiefes Dichterwort...

Und Einer hob die Hand zur Stirn und sprach:
„Es wird manch Herz auf dieser Welt zertreten,
Das Flammen birgt! Als ich ein Jüngling war,
Hat mich ein Licht durchloht, das leuchten wollte.
Doch meines Vaters Hand lag schwer auf mir;
Taub meinem Flehn, zwang er den Kärrnerweg
Nach Amt und Brot mir auf... Sonst hätt' sein Zorn
Von seiner Schwelle fühllos mich verstoßen
In Not und Elend. Dumpfen Grolles ging
In Alltagsfron ich zum verhaßten Ziel.
Und früh erlosch ein Licht, das leuchten wollte.
Es hätt' mit Schimmer diese Welt umstrahlt..."

Bis zu des Höchsten ew'ger Herrlichkeit
Erklang sein Wort. Und Gottes Lieblingsengel
Hob scheu sein Auge, klagend: „Herr — warum?"

Gott aber sprach, und Klarheit war um ihn:
„Das Licht, das einstens diesen Tor erfüllt,
War klein und dürftig. Hätt' die sel'ge Flamme
Der großen Schöpfer je sein Herz durchstrahlt,
Er hätte Vaterfluch und Sippenspott,
Armut und Schande durch die Welt getragen,
Gefäß und Hüter jenes ew'gen Lichts!
Nun quirlt als Blase seiner Eitelkeit
Ein Gram empor, der mit geheimem Stolze
Sein Herz erfüllt, ihn hebt und glücklich macht.
Er hat sein Recht..."
Des Ew'gen Stimme schwieg
Und, eine Sonne, leuchtete sein Lächeln.

Fritz Döring

Digitized by Google

Kriegszeit. Erzählung von Ernst Zahn

Draußen war der furchtbare, Völker und Länder verwüstende Krieg. Drinnen in der Hütte des Michael Brand im Schattdorfer Berg war der bange Friede. Es herrschte Dämmerung, die Wohnstube war schon fast dunkel, aber man sparte das Licht, man sparte überhaupt; denn wer wußte, was noch kam.

Eine dumpfe Schwüle lastete in der Stube, obwohl alle die kleinen Fenster sperrangelweit offen standen und den schweren Duft des Heus hereinließen, das die Brandschen Frauen draußen auf der Hausmatte in der Sonnenglut des gesegneten heißen Tages gewendet hatten. Die Fliegen waren lästig wie die Pest, die drei Frauen und der halberwachsene Bub, der Augustin, die da beieinander saßen, erwehrten sich ihrer mit oftmaligen ungeduldigen Gebärden.

In dem westlichsten der Fenster brannte noch ein geheimnisvolles Licht, das von einer roten Wolke herstammte. Die flammte ganz am Horizont über den Vierländerseebergen, als wollte sie zeigen, daß draußen in der Nacht Feuer und Blut sei.

Die Urgroßmutter seufzte. Sie saß auf der Ofenbank, alt, uralt. Sie hatte das Tuch vom schneeweißen Haar genommen, das lag rot neben ihr auf dem dunklen Holzsitz.

„Jetzt sind sie schon drei Wochen fort," sagte die Brandin, die Franziska. „Und wir haben noch nichts von ihnen gehört."

Der Augustin fiel mit der hellen Stimme zwischen die gedämpften der Weiber. „Sie dürfen nicht schreiben. Es ist streng verboten. Ich habe es in Altdorf wohl gehört. Es soll niemand wissen, wo die Truppen sich aufhalten."

Die Männer standen alle an der Grenze, der Michael Brand, der Vater, und seine beiden Söhne, Johann und Jost, die Brüder des Augustin. Die ganze Armee auch des kleinen Schweizerlandes war einberufen; denn, wo alle Nachbarn in wildem Unfrieden aufeinander stießen, da war es wohl möglich, daß Grenzen nicht mehr geachtet wurden. Es hieß auf der Hut sein und wachen. Stolz waren alle Schweizer Männer ausgezogen, als die Behörden riefen. Auch Vater Brand und seine Söhne hatten nicht gemurrt, obwohl die Landarbeit drängte und sie die Sensen, noch ehe sie sie zum Heuet recht gefaßt, wieder aus der Hand legen mußten. Freilich waren manche mehr zu bedauern als sie, ließen sie doch tüchtiges Weibsvolk zurück.

Da war die Franziska, die Mutter, die rüstige Vierzigerin, eine, die Mannskraft hatte und einen Mannswillen dazu und doch ein Gemüt so glatt und hell wie das blonde Haar, das sie von der Stirn so knapp in die aufgesteckten Zöpfe zurückzog. Da war die Agatha, das blonde siebzehnjährige Mädchen mit den wohlgestalteten Zügen und dem stillen, verschlossenen Wesen. Und da war die Urgroßmutter selbst, von der man nicht mehr wußte, wann sie geboren war, so alt schien sie schon, und die sich doch nicht wie andere hatte zum Rosteisen werfen lassen, sondern immer noch, ob die Männer da waren oder nicht, eine Hauptperson im Hause blieb, die gefragt wurde, wenn man beriet, und deren Wort in die Wagschale fiel.

Die Ahne erhob sich jetzt und ging auf das Fenster zu, in welchem das rote Licht lag. Sie war wie eine Pappel so hoch und hager, wenn sie so stand, und etwas von dem Grau der Rinde war in ihrem Gesicht, das Haar aber blitzte weiß.

„Da draußen brennt das Höllenfeuer der Menschennarrheit," sagte die alte Frau.

„Ist dort drüben schon der Krieg?" fragte der blonde Augustin.

„Dummer Bub," schalt ihn die Schwester, „der ist viel weiter weg."

„Will's Gott, kommt er nicht näher," fügte die Urgroßmutter mit ihrer dumpfen, heisern Altleutestimme hinzu. Dann wurde es wieder still. Jeder hing seinen Gedanken nach. Die Urgroßmutter dachte an die Toten.

„Ja, ja," seufzte sie. Es klang aber nicht mühselig oder weinerlich, sondern es bebte eher der Zorn über den Unverstand der Welt in ihrem Seufzer.

„Vielleicht kommt der Krieg auch wieder zu uns," begann sie abermals. „Es wäre nichts Allzuneues."

Digitized by Google

„Am Gotthard würde sich zuerst mancher den Schädel einrennen," meinte der Augustin mit dem Prahlmut des Knaben und blitzendem Blick.

Die Mutter Franziska beschied ihn: „Da kannst du nichts machen. Viele Hunde sind des Hasen Tod."

Die Urgroßmutter sah in die Stube hinaus. Ihre Augen waren wie große dunkle Räder.

„Es kommt mir etwas in den Sinn," murmelte sie. „Es ist spaßig, daß ich ein Leben lang nicht daran gedacht habe. Es geht so, daß einem ganze Zeiten entfallen. Jetzt aber ist es mir auf einmal wieder, als ob sie mir es gestern erzählt hätten."

Die anderen achteten nicht recht auf die Worte. Frau Franziska ging hinaus und kam mit einem Hartkäse und Brot wieder. Daran begann sie mit einem Messer mühsam zu säbeln und zu teilen.

Die Agatha fragte jetzt: „Was ist es, Ähni?"

Die Alte begegnete mit den Augen wie geistesabwesend ihrem Blick und fuhr fort, fast zu sich selber zu sprechen: „So alt wie du mag sie gewesen sein, gerade so alt, denke ich mir, und so muß sie ausgesehen haben der Beschreibung nach, ganz und gerade so wie du."

Der Augustin trat an die Urahne heran. „Erzähle," drängte er.

Die Agatha wollte auch davon wissen.

Da begann die alte Frau zu erzählen. Sie sprach, wie die Bauern reden, langsam, in zerhackten Sätzen, wie die Erinnerungen ihr kamen. Die Stube wurde dunkel, so daß, so nahe sie sich zueinander gesetzt hatten, kaum mehr eines das andere sah. Aber wenn sie durchs Fenster schauten, gewahrten sie, wie draußen die goldenen Funken der Sterne am Himmel aufsprühten. Sie lauschten, lauschten immer aufmerksamer. Manchmal stockte einem der Atem. Dann wieder fröstelte die Agatha, obwohl es noch immer warm in der Stube war. Selbst die sonst rasche und ruhelose Frau Franziska saß still und vergaß, daß sie im Hause noch Geschäfte hatte.

Viele Stunden lauschten sie.

⌘ ⌘ ⌘

In diesem Hause war es, erzählte die Urgroßmutter, in diesem gleichen alten und doch behäbigen Hause, um das uns mancher Kleinbauer schon beneidet hat. Es wohnten auch Brands darin, wie jetzt und wie sie seit drei Jahrhunderten gewohnt haben. Es war damals wie jetzt. Die Matten trugen Gras, und die Brands schnitten es. Da unten lag Altdorf, wo es jetzt noch liegt. Eines Tages stand auch der Himmel an einem Weltzipfel noch so in Feuer wie heute. Nicht nur der Himmel brannte aber, sondern die Welt. Es war einer da drüben in Frankreich ans Ruder gekommen, der einen Hunger hatte, der ganzen Erde Herr zu werden und die Kraft besaß, den nimmersatten Hunger zu stillen, wo es ihn gelüstete. Damals hingen sie hier im Land dem Taufnamen der Kinder ein Bonaparti an, manche zum Spott auf den fernen Machthaber, manche aus unbestimmter Furcht vor ihm. Alle die lernten mit der Zeit, daß sie keinen bedeutungslosen Namen in den Mund genommen hatten. Ich kann euch nicht die Weltgeschichte erzählen, selbst wenn ich sie wüßte, wie ich sie nicht weiß, aber kann euch sagen, daß der Bonaparte, der Kaiser der Franzosen, seine Heere über alle Länder schickte. Keines war ihnen zu fern und keines zu still, zu groß oder zu klein. Selbst hier in unsern Bergschlupfwinkel kamen sie. Da erinnerten sich die Unsrigen, daß die Vorväter die Vögte und Tyrannen verjagt hatten, und standen auf mit den Schwyzern und Unterwaldnern zusammen. Aber die Franzosen waren so viel Tausende, als sie Hunderte waren, und schlugen sie da und da und dort. Die Unseren mußten bei Flüelen und Seedorf weichen und droben im Reußtal beim Kirchlein von Wassen, wisset, das da hoch auf dem Hügel steht. Der Urgroßvater Brand, ein Johannes mit Namen, und seine beiden Söhne, Hans und Kari, waren auch dabei. Sie gingen mit den übrigen zurück bis nach Wassen hinauf, und als sie da verraten und zersprengt wurden, fanden die drei Männer, die von der Jagd jeden Fußsteig im Gebirge kannten, auf Schleichwegen sich heim zu den Weibern und zu Haus und Hof. Sie waren schlau und wußten es abzuleugnen, daß sie wider die Franzosen gestanden, die inzwischen Herren im Lande geworden. Es verriet sie niemand, und sie blieben auf ihrem Heimwesen unbehelligt. Das waren Staatsmannen, der

Johannes Brand und seine zwei Buben. Schwarz waren sie. Wie der Teufel, hieß es im Volksmund. Darum trug der Alte auch den Beinamen der schwarze Brand. Er hatte einen rußfarbenen langen Bart und ein bleiches Gesicht. Seine Augen waren braun und gütig, wenn man sie in der Nähe sah, aber dem, der von weitem den Mann betrachtete, erschien der Blick wild und düster. Die Buben versprachen, genau wie er zu werden. Es waren zwei hagere, handfeste Kerle, der eine ein wenig länger als der andere gewachsen, bleich von Haut wie der Vater und das Haar ebenso kohlschwarz, aber der Bart stach ihnen erst in Stoppeln durch die Backen. Von Weibsleuten waren nur eine Tochter und ihre Mutter im Hause. Diese war eine Frau wie ich, auch so eine zweistöcke, bohnenstickellange. Die Tochter aber — mit der war es sonderbar. Die war wie ein heller Fleck zwischen allen den nachthaften andern. Sie hatte eine Haut, die nicht braun und nicht weiß war, sondern eine merkwürdige Wachsfarbe hatte und sich wie Sammet anfühlte. Sie zählte siebzehn Jahre, und ihr Haar war von einem aschigen Blond und so lang, daß sie schwer daran trug. Sie hatte deine Augen, Agatha, deine, die so pflaumenblau im Gesicht stehen. Und sie hieß Agnes.

Die zurückgekehrten Männer bewirtschafteten das Gut, als ob sie nicht eben noch die Gewehre statt der Sensen und Holzbeile getragen hätten. Scheinbar sorglos lebten die Leute beieinander. Nur, daß die Balken allabends fest vor die Fenster gelegt und die Haustür verriegelt wurde, die man sonst selbst im Winter nur lässig ins Schloß zog. Die Männer erzählten nicht viel von ihren kurzen und schweren Kriegstagen. Nur manchmal fiel ihnen irgendein Erlebnis ein, und dann konnte es geschehen, daß sie die Zähne hart zusammensetzten, damit ihnen kein böser Fluch entfahre, den ihnen der Haß gegen die Franzosen eingab. Das Fluchen nämlich wollte die Mutter nicht hören; sie sagte, es wäre jetzt große Betenszeit. Aber davon, wie die Franzosen im Lande hausten, verlautete wenig Gutes.

„Wenn sie in unsere Nähe kommen," sagte Johannes Brand zu seiner Tochter, „so wirst du versteckt, wo kein Mensch dich findet."

Der alte Brand liebte die Agnes mit einer wilden, wortkargen Liebe. Er verbot, daß sie sich vom Hause entfernte, und gab nur zu, daß sie manchmal einen Bruder ins unwegsame Gebirg begleitete. Die fremden Eindringlinge sollten das junge Ding nicht sehen.

Selten kamen Leute auf das Gut Sonnigegg. Dann und wann aber zeigte sich ein Alpknecht, der im Flecken Altdorf unten gewesen. Der setzte sich wohl auf die Hausbank und erzählte ein Gesätzlein von den dortigen Geschehnissen. Wahrlich wenig Gutes. Die fremden Soldaten führten ein wildes Leben im Lande. Die Schenken waren stets gefüllt, aber die Wirte schrien oft umsonst nach Bezahlung der Zeche. Schon einige Male war da und dort Feuer aufgegangen. Die Leute flüsterten sich zu, daß die Welschen aus lauter Übermut oder im Rausch den Brand in die Gebälke würfen. Von einem Offizier besonders, einem Obersten, Achard mit Namen, der zu Altdorf Kommandant war, verlauteten die übelsten Dinge. Er sei dem ganzen Ort ein Schrecken, erzählte einer. Er sei wie ein schöner Teufel und übe eine seltsame Gewalt über die Frauen aus.

Wenn sie solches hörten, dann packten Vater Brand und seine Söhne Sensen oder Beil oder welches Werkzeug sie eben in Händen hielten, fester, und in ihren Augen funkelte etwas, was ungefähr zu sagen schien, daß sie dem Kommandanten und seinem Gelichter nicht raten möchten, ihnen ins Gehege zu kommen.

Indessen reihten sich die Tage aneinander und brachten ihre Mühe und ihre kleine Not, manchmal auch den leisen Strahl einer Freude, ohne durch irgendein Ereignis den äußerlich gleichmäßigen Gang ihrer Stunden zu unterbrechen.

Eines Morgens hatten sich die drei Männer nach einer hoch im Berg gelegenen Matte begeben, um daselbst zu „schönen". Es war heiß, und eine Wolke kroch, sobald der Tag recht wach war, hinter dem Urirotstock hervor, kam langsam ostwärts gesegelt, hielt eine Weile über Altdorf, als ob es sie freue, ihr silberweißes Flaumkleid in der Sonne blitzen zu lassen, und stand eine Stunde später über dem Sonnigegggut. Als ob sie sich hier an einem Nagel verfangen, kam sie nicht mehr von der Stelle

Digitized by Google

und ballte sich mehr und mehr. Die Sonne fuhr fort, sie zu bestrahlen, und allerlei wunderbare Lichter in ihr Glanzfadengebilde hineinzugießen. Es war, als bräune sich das merkwürdige Gewölk unter ihrer Glut. Es wurde dunkler und dunkler, und um neun Uhr vormittags lag der Schatten der Wolke so schwer über dem Hause, daß ihm und denen, die darunter hausten, der Tag erstarb.

Zu dieser Stunde trat Agnes Brand aus der Tür und schritt mit einem Wasserkessel zum Brunnen, an dem vorüber ein Sträßlein nach Bürglen hinunterleitet. Die Dunkelheit, die über das väterliche Eigen sich ergoß, fiel ihr auf. In der ganzen Talweite sonst war ja eitel blauer Himmel und Sonnenglanz. Doch empfand das junge Ding es eher wohlig, daß ihm der Weg so gekühlt blieb, und hatte ein noch zu leichtes Herz, als daß es sich mehr als über die Naturerscheinung ein weniges gewundert hätte. Sie stellte den grauen Blechkessel auf die eisernen, den altersschwarzen Holztrog überspannenden Stäbe und ließ sich selbst auf dem Rand des Brunnens nieder. Kalt fiel das Wasser aus der Röhre in den Trog und war so lauter, daß man am Grunde des Holzbeckens die winzigen grauen Kieselchen schimmern sah, die der Bach dem Brunnen zugetragen.

Agnes tauchte die Hand ins Wasser und ließ schöpfend die hellen Tropfen von ihren Fingern zurückfallen. Der Kessel lief voll und überlief. Sie achtete nicht darauf. Der Gedanke kam ihr, wie schön der Tag sei und wie voll häßlicher Not doch die Welt. Zum zweitenmal fiel dabei ihr Blick auf die dunkle Wolke.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch in ihrem Rücken, und als sie sich dem steinigen Wege zudrehte, stand dort in einer Art Jagdanzug, eine Flinte angehängt, ein Fremder und betrachtete sie. Vielleicht tat er das schon geraume Zeit. Er lächelte wenigstens, als sie halb erschreckt, halb befangen errötete. Er hatte einen braunen Spitzbart und schönes, braunes Haar, das schon ein wenig mit Silber gesprenkelt war. Seine Glieder waren schlank und sehnig, und wenn er auch keine Uniform trug, sah Agnes doch, daß sie einen welschen Soldaten vor sich hatte. Das Herz stand ihr still, als sie diese Erkenntnis gewann; man hatte ihr nicht umsonst von den Franzosen so viele Schauergeschichten erzählt. Rasch wollte sie den Kessel ergreifen und sich entfernen, als der Fremde sie in deutscher Sprache anredete. Seltsam fein und geschliffen schien ihr seine Sprechweise, die einen Beiklang hatte, wie sie ihn nie vorher gehört.

„Wohnst du da oben, schönes Kind?“ fragte er.

Sie nickte und hob den Kessel vom Brunnen.

Er aber trat näher, und sie konnte nun doch nicht einfach davonlaufen.

„Wie heißt dieses Gut?“ setzte er sein Verhör fort.

„Sonnigegg, Herr,“ antwortete sie.

„So ist das der Weg nach den Schattdorfer Bergen?“ fragte er wieder und setzte hinzu: „Ich will da oben jagen gehen.“

„Die Jagd ist nicht offen,“ erwiderte Agnes.

Da lächelte der andere. „Ich frage niemanden, ob ich darf.“

Agnes sah ihn an. Wer war das, daß er so tyrannisch tat?

Er stand jetzt dicht bei ihr und schaute mit hellen Augen so fest in die ihren, daß sie den Blick senken mußte. „Ich bin der Kommandant Achard,“ sagte er. „Ist Mannsvolk daheim bei euch? Ich möchte einen mitnehmen, der mir den Weg weist und mir heimträgt, was mir zu Schuß kommt.“

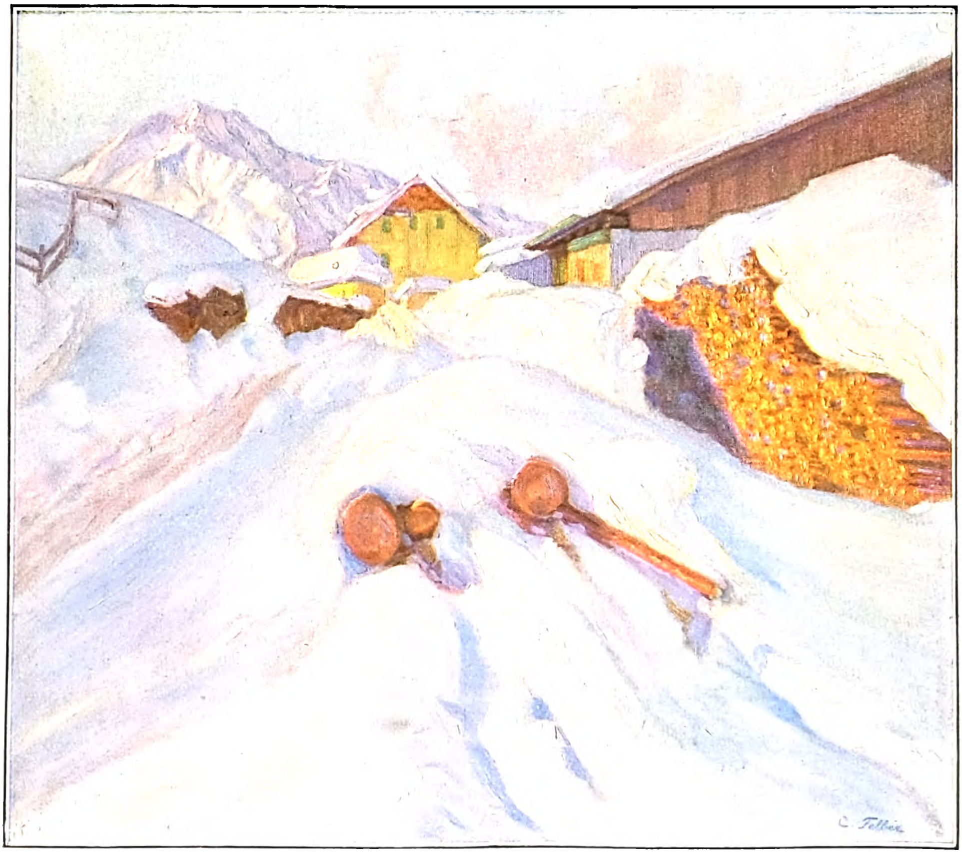
Agnes fand nicht gleich Worte. Das war der Kommandant? Das war der Mensch, von dem sie soviel Übles sagten? Sie hatte ihn sich viel wilder, rauher, schrecklicher gedacht. Wieder begegnete sie seinem merkwürdigen Blick. Sie kam nicht wieder los davon, es wurde ihr ganz beklommen dabei.

„Was du für merkwürdige Augen hast, Mädchen,“ begann der Oberst von neuem. Er sprach ganz ernsthaft und nachdenklich. „So etwas von violettem Blau habe ich noch nie gesehen.“

Agnes fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg. Sie wußte nicht, ob sie fliehen oder bleiben sollte.

„Ihr wohnt hier einsam,“ fuhr er fort. Er sah ihre Verlegenheit und wiederholte, um ihr herauszuhelfen, die Frage nach einem Führer. Seine Freundlichkeit machte Agnes zutraulich. Sie erzählte, es sei

Digitized by Google



Auf Paßhöhe

Gemälde von Karl Felber

Digitized by Google

Digitized by Google

gerade eben niemand zu Hause als sie selbst.

„Das ist unvorsichtig", sagte er, „die Soldaten brechen gern ins Nest, wenn die Tür nicht zu ist."

Plötzlich fühlte Agnes seine Hand auf ihrem nackten Arm. Langsam und mit feinen glatten Fingern glitt er ihr darüber. Es durchrieselte sie seltsam.

Er aber ging jetzt dicht an ihr vorbei, so dicht, daß sein Körper den ihren langsam streifte, und ohne zu erklären, was er im Sinne habe, setzte er seinen Weg fort.

Agnes war wie in einem Traum. Das Herz klopfte ihr laut. Sie sah dem Offizier nach. Er drehte sich nicht um, betrat auch nicht das Haus, sondern stieg weiter. Das Mädchen konnte ihn mit den Augen verfolgen. Er stieg höher und höher am Berg, aber nicht in der Richtung, in welcher er auf die Brandschen Männer hätte treffen müssen. Seine Gestalt wurde kleiner und kleiner.

Agnes vergaß, wie lange sie schon verweilte. Dann gewahrte sie, daß die Wolke über dem Hause sich gelöst hatte. Sie war ins Ziehen gekommen. Langsam, genau ihren Schatten über die Lehne werfend, an welcher der Welsche emporklomm, glitt sie weiter. Es war als folgte sie diesem. Wie ein großer brauner Hund schlich sie ihm nach.

❧ ❧ ❧

„Jetzt kannst dich in acht nehmen," sagte Johannes Brand zu seiner Tochter, als sie ihm von ihrer Begegnung mit dem Franzosen erzählte. Der sonst so ruhige Mann schaute dabei mit scheuen Blicken um sich, als fürchte er von allen Seiten Gefahr.

Am Abend desselben Tages saß die Familie in der Wohnstube beisammen, der Vater, die Mutter und die drei Kinder.

„Du weißt das abgeschrägte Stück Hohlwand am Schweinestall," begann Vater Brand, die Ellbogen auf den Tisch gelegt, zu dem älteren Sohne Hans, „da schüttest du Stroh auf."

„Ja, Vater," gab der schwarze Bub kurz zum Bescheid.

„Das schmale Fenster hinten hinaus muß vernagelt, dafür unter einem Ziegel Luft gemacht werden, daß eines in dem Loch nicht ersticken muß."

„Das mache ich," sagte der zweite, der Kari.

Hier fiel die Agnes ins Gespräch. Sie hatte ein fröhliches Gesicht. „Ihr seid viel zu ängstlich. Was sollte der Welsche von mir wollen? Er hat mich vergessen gehabt, sobald er an mir vorbei gewesen ist. Nicht ein einziges Mal hat er sich nach mir umgesehen."

„Hättest ihm nicht Rede und Antwort gestanden," fuhr der Bruder Hans sie barsch an.

Das brachte sie auf. „Tut doch nicht, als ob ein Unglück geschehen sei," zankte sie.

Die Sorge der andern schien ihr mehr als überflüssig. Sie dachte jetzt ohne Schrecken an die Begegnung mit Achard zurück. Im Gegenteil, sie empfand eine Art Neugier ihn wieder zu sehen. Er sah doch nicht böse, nicht gefährlich aus. Der Vater wollte sie vor dem Welschen verstecken. Weshalb? Er hatte ihr nichts zuleide getan. Und — in das dunkle, scheusälige Gelaß neben dem Schweinestall sollte sie kriechen! Unmöglich!

Aber die andern vier, auch die Mutter, machten bitterernste Gesichter.

Das fiel ihr aufs Herz.

„Der Oberst wird nicht wiederkommen," widersprach sie noch.

Der Hans lachte rauh auf. Der alte Brand aber erhob sich, befahl den Buben: „Macht vorwärts!" und ging selbst nach dem Stall hinüber.

Lange besah Brand den Schlupfwinkel. Der Atem wurde ihm eng, während er sich vorstellte, daß da drinnen die Agnes werde liegen müssen, lange vielleicht. Eine seltsame Angst um die Tochter erfaßte ihn. Daneben regte sich der Haß gegen die Landesfeinde, die jetzt auch in sein Gehege brachen.

Aus dem Stall begab er sich nach einer Weile in die Schlafkammer zurück, wo über seinem Bett zwei Gewehre hingen. Er nahm sie nacheinander von der Wand. Lange prüfte er sie, und nur das eine hängte er an die frühere Stelle zurück. Das andere stellte er so zwischen Bett und Wand bereit, daß es ihm zur Hand war, sobald er ins Zimmer trat. Dann betrat er die Stube der Söhne. Wieder hingen da zwei Gewehre an der Wand. Wieder sah der Alte sie nach und hängte sie nicht zurück, sondern stellte an jedes Bett eines. Als er in den Flur zurück kam, begegnete ihm der Kari.

Digitized by Google

Es ist besser, wenn ihr neu ladet," sagte Brand zu ihm.

„Ja," murrte der Junge, und es war, als ob er die Zähne zusammenbisse. —

Von da an bestand ein stummes, finsteres Einverständnis zwischen den Männern.

Agnes war es, als ob ihr die andern etwas verheimlichten. Selbst die Mutter schien ihr damit vertraut zu sein und es ihr zu verbergen. Auch sie hatte das ihr sonst nicht fremde Lachen verlernt. Das Mädchen mochte nicht fragen, was ihnen sei. Sie fühlte, daß sie ihr um des Welschen willen leise mißtrauten. Das legte sich ihr wie ein Druck auf die Brust. Gott! Gott! Es war, wie wenn der Berg, der hinter dem Hause anstieg, sich vorgeschoben hätte und überhinge, so daß man keinen Augenblick wußte, wann er stürzen und Haus und Leute unter sich begraben würde.

Draußen aber war es hell. Die Sonne vergoldete alle Schneegipfel. Der Himmel leuchtete, und die Lehnen waren grün. Zuweilen trug der Wind Musikklänge herauf. Die Franzosen im Tal lebten lustig. Sie liebten den Tanz. Die Mädchen von Altdorf hatten es streng mit Wiegen und Drehen.

Ein paar Tage vergingen, und kein Fremder ließ sich auf Sonnigegg blicken. Es mußte ein Sonntag kommen, bis eine Anzahl junger Offiziere den Berg herauf klommen. Sie schlenderten waffenlos daher, geputzt, geschniegelt und in übermütiger Laune. Die Mutter Brand sah sie von weitem. Sie rief den Mann. Ein paar Minuten später lag die Agnes zum erstenmal in ihrem Versteck. Auf der Hausbank saßen Brand und seine Frau, ruhig, als ob sie von nichts wüßten. Die beiden Buben hatten sich an den Zaun des Gemüsegärtleins gestellt und schauten scheinbar gelassen zu, wie das junge Soldatenvolk sich näherte.

Die Offiziere hatten wohl nicht beabsichtigt, sich aufzuhalten, sondern waren einfach auf dem Wege an irgendeine Lehne hinauf. Erst als sie des Hauses recht ansichtig wurden, stieß ein Leutnant einen Kameraden an, und aus ihrem lachenden Gespräch drang der Name des Kommandanten Achard zu den Bauern herauf.

„Sie ist nicht da," äußerte der Leutnant, als sie das Haus erreichten, und während die übrigen sich schon anschickten weiter zu gehen, wendete er sich zu den beiden Alten auf der Bank und radebrechte eine Frage, wo sie ihre Tochter hätten.

„Was geht das dich an, du Hudel!" schrie der hitzige Hans vom Gartenhag herüber.

Der welsche Offizier verstand zu wenig Deutsch, als daß ihn das Schimpfwort beleidigt hätte.

Der alte Brand aber antwortete ruhig: „Die Tochter ist für ein Jahr zu Verwandten ins Zürichgebiet."

Der Leutnant begnügte sich mit der Auskunft und stapfte hinter seinen Kameraden her.

Die Bauern hörten ihr Parlieren und Lachen noch lange vom Berge niederschallen. —

Wie es dann kam, wußten die Brands nicht. Der Kommandant mochte einigen seiner Kumpane von der schönen Brand-Tochter erzählt und diese ihm verraten haben, daß sie nicht mehr im Lande sei. Achard erschien am nächsten Tage plötzlich auf dem Sonnigegg und jagte der Bäuerin, die allein in der Stube war, einen nicht geringen Schrecken ein, als er auf einmal in der Tür stand. Agnes, die vor der Strenge des Vaters und der Brüder Angst hatte, hatte ihr Versteck schon selber aufgesucht, als sie von ferne eine Uniform hatte auftauchen sehen.

Der Kommandant zeigte sich indessen nicht als den Tyrannen, als der er verschrien war, sondern fragte mit höflicher Gleichgültigkeit und als ob Zufall ihn herführe, die Frau nach ihrem Mädchen. Als sie ihm dieselbe Antwort gab, wie sie gestern die Offiziere empfangen hatten, setzte er sich mit einem einzigen Schwung auf den Stubentisch, schlenkerte mit den Beinen und fuhr in verbindlichem Ton, aber mit einem sonderbaren Zucken um den Mund weiter: „Den Bären müßt Ihr andern aufbinden, nicht mir, Mutter Brand."

Die starke und furchtlose Frau konnte es nicht hindern, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg, aber sie blieb fest auf ihrer Behauptung und riß ein paar Türen auf mit der Einladung, der Herr wolle sich selber überzeugen, daß sie die Wahrheit rede.

Oberst Achard hängte die Daumen in die Taschen seiner knappen Hose, sprang von seinem Sitz und wendete sich, so plötzlich, wie er gekommen, wieder zur Tür.

Digitized by Google

Die Bäuerin sah, daß sein Blick unter langen Wimpern in alle Ecken zuckte, als sollte ihm kein Mäuslein entgehen, und es schien ihr kein gutes Zeichen, daß er sie nicht grüßte, sondern wie einer, der ganz von seinen Gedanken eingenommen ist, die Tür öffnete und im Hinausgehen eigentümlich scharf vor sich hin pfiff. —

Agnes wurde nun noch mehr behütet und hatte ein recht elendes Leben, indem die Ihrigen sie nur des Nachts aus ihrem engen und ungattigen Versteck auf eine Weile entließen, damit sie frische Luft schöpfe.

Der Kommandant aber mochte einer von jenen Menschen sein, welche das, was ihnen versagt wird, erst recht begehren. Während er sich sonst wohl kaum um die Agnes gekümmert haben würde, reizten ihn die Andeutungen seiner Offiziere, daß man sie ihm aus den Augen geschafft habe. Die Brands bemerkten bald, daß sie unter einer Art Bewachung standen. Soldaten strichen zu jeder Stunde des Tages vorüber. Sie schienen feststellen zu sollen, ob das Mädchen sich wirklich nicht mehr auf dem Gute befinde. Der Kommandant selbst tauchte häufig unvermuteterweise in der Nähe des Hauses auf, trat aber nicht ein, noch ließ er es, was ihm ein leichtes gewesen wäre, von seinen Soldaten durchsuchen. Das geschah indessen nicht aus Furcht vor den Gewehren der drei Männer, aus deren Blicken er, wo er ihnen begegnete, wenig Gutes lesen konnte; denn Achard war ein tapferer Soldat, der sein Leben zu oft in die Schanze geschlagen hatte, als daß er um böser Mienen willen von einem Vorhaben abgestanden wäre.

Agnes schmachtete Tag und Nacht in ihrem Versteck. Vater und Brüder reichten ihr Nahrung, und die Mutter sprach ihr Trost und Geduld zu, so gut sie es vermochte. Bald aber begann das Mädchen, sich krank zu fühlen, und erklärte, daß es lieber alle Not erdulden, als in ihrem elenden Loche gleich einem Tiere zugrunde gehen wolle. Die Mutter unterstützte ihre Bitten um Freilassung für eine Stunde. Eines Nachts traten der Vater und die Söhne hinaus und durchstreiften die ganze Umgebung. Sie fanden von den Spürhunden, den Franzosen, keinen in der Nähe. Wohl war es dem ältern Buben, Hans, gewesen, als hätte er den Schritt eines vor ihm Fliehenden gehört, als er einem nahen Walde zuschritt, allein, da sich nichts mehr rührte, so kehrte auch er beruhigt zum Hause zurück, wo die beiden andern schon angelangt waren, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben. Sie waren ja nur Bauern, die um die Schliche schlauer Krieger nicht wußten. Nach einiger Beratung gaben sie zu, daß die Tochter und Schwester aus ihrem Versteck hervorkroch.

Sie erschraken vor ihrem Anblick. Ihre Züge waren entstellt und ohne Farbe, dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Als sie sie in die Stube führten, schien sie halb betäubt, halb blind auch, denn kein Lichtstrahl war in ihren Schlupfwinkel gefallen. Dann entdeckten sie, daß sie seit Tagen die Speisen, die sie ihr gereicht, kaum berührt hatte.

„Luft," bat Agnes.

Da führten sie sie vor das Haus.

Die Nacht war schwarz, kein einziger Stern am Himmel. Nicht die Hand vor den Augen konnte man sehen.

Der alte Brand und Kari, die Agnes unter den Armen gefaßt hatten, schleppten sie bis zur Hausbank. Hier aber erholte sie sich bald. Ihre Brust ging in weiten, saugenden Stößen, die Lungen tranken den kühlen, nächtigen Wind, der von den Lehnen herabstrich.

Die Männer entfernten sich. Die Mutter kam und war besorgt um die Tochter. Sie setzte sich neben sie. Aber Agnes war unwirsch und meinte, sie wolle lieber allein sein. Sie lehnte sich an die Hauswand und schloß die Augen.

Die Mutter ließ sie gewähren.

Von Zeit zu Zeit sahen sie nach ihr. Aber regungslos saß sie da.

Die Nacht rückte vor, und nichts Verdächtiges zeigte sich.

Am Ende kam Agnes von selbst wieder in die Stube, in welcher kein Licht gemacht worden war, damit auch von ferne niemand sehe, was vorgehe. Vater Brand verriegelte das Haus, und zum erstenmal seit vielen Tagen schlief das Mädchen wieder in ihrer Kammer. Sie wußte aber nicht, daß ihr Bruder Hans im Flur unten Wache hielt.

Da der eine Versuch so wohl gelungen war, so erlaubten die Männer dem Mäd-

Digitized by Google

chen, solange die Finsternis anhielte, auch weiterhin nach Anbruch derselben eine Weile sich auf die Hausbank zu begeben. Sie sagten aber, daß Achards Spione noch immer das Haus umschlichen, und Agnes erzitterte, als sie die Blicke auffing, die Vater und Brüder dabei wechselten. Die freien Männer verwanden es nicht, daß fremde Machthaber ihnen auf ihrem eigenen Grund und Boden jeden Schritt belauerten.

Es war die dritte Nacht, daß Agnes so eine karge Freiheit erlangt hatte. Wieder saß sie auf der Bank. Sie fühlte sich wohler und dachte mit Angst an den nahen Mond, dessen Wachsen ihr neue Gefangenschaft bedeutete. Nichts regte sich als ein leiser, feiner Regen, der geheimnisvoll in ein paar nahen Büschen rauschte und ihr, die unter dem Schutz des breiten Daches saß, nichts anhaben konnte. Manchmal war das leise Rieseln nicht von Menschentritten zu unterscheiden. Aber die blonde Agnes hatte keine Furcht. Ihr war überhaupt seltsam zumute. Sie sah noch immer nicht ein, warum Vater und Brüder gar so grimmig taten. Immer noch empfand sie mehr Ärger als Dank für die strenge Hut, in welcher man sie hielt. Manchmal fiel ihr der französische Offizier ein, und die Erinnerung war ihr eher lieb als leid. Er war ein schöner Mann, der freundlich mit ihr gewesen und ihr nichts Übles getan hatte. Sie hätte ganz gern noch mehr mit ihm gesprochen. Sie war doch kein Kind mehr und wohl imstande, es ihm frei zu sagen, wenn er irgendwie ihr gegenüber sich hätte etwas herausnehmen wollen.

Sie saß und sann. Nach einer Weile empfand sie Durst. Er hatte sie schon im Versteck gequält. Zum Wassertrinken pflegte die ganze Familie zum Brunnen hinunter zu gehen. Warum sollte auch sie nicht — — —? Die übrigen waren im Hause. Sicherer geworden, schauten sie nicht mehr so häufig nach ihr. Und da draußen in der stockdunkeln Nacht war doch niemand! Ei, zum Lachen! Wer sollte sich im Regen umhertreiben?

Agnes erhob sich und setzte sich wieder. Sie zögerte und lauschte. Kein Laut drang an ihr Ohr, nichts als das leise, liebe Tropfenrieseln.

Sie nahm das Tuch fester um, das sie um die Schulter geschlungen trug.

Plötzlich glitt sie von der Bank hinweg und in das Dunkel hinunter.

Sie hätte den Weg mit verbundenen Augen finden können. In ein paar Augenblicken stand sie am Brunnen und legte die Lippen an die eiserne Röhre.

Das Wasser war herrlich kühl. Sie wischte sich den Mund mit der Hand und ließ sich erquickt einen Augenblick auf dem Rand des Troges nieder.

Alles blieb still. Sie lachte für sich. O diese Männer! Was machten sie für ein Wesen — um nichts!

Halt! Was war das?

Das Herz stand ihr still. Sie schoß auf und wollte fliehen. Da lag schon eine Hand auf ihrer Schulter.

„So bist du wieder zurück, schönes Kind," sagte der Oberst.

Sie konnte nicht reden. Es war zu finster, als daß sie die Gestalt des Welschen unterschied. Aber es war nichts Furchtmachendes an seinen Worten, mehr nur eine überlegene Heiterkeit.

„Ich lasse mich nicht übertölpeln," fuhr Achard fort. „Ich wußte von Anfang an, daß du im Hause steckst, aber es machte mir Spaß, dich herauszufinden. Wir haben Zeit jetzt, während wir in dem langweiligen Nest da unten stilliegen müssen. Man vergnügt sich ein wenig bei derlei Spielen."

Er plauderte ganz freundlich. Es wurde einem warm ums Herz bei seiner Art. Agnes konnte ihm nicht zürnen. Aber auf einmal zuckte ihr der Schrecken durch die Seele. Wenn jetzt jemand aus dem Hause trat, jemand nach ihr rief! Sie fühlte, wie das Blut ihr ins Antlitz schoß. Angst schüttelte sie. Und die Angst bekam ein seltsames Wesen. Sie galt mehr dem Manne da neben ihr, als ihr selber. Sie kannte doch den Vater und die Brüder. Ihr Haß gegen die Fremden war wie fressendes Gift. Und den Mann da besonders, von dem man soviel Schlechtes redete, den würden sie — Gott, Gott — es konnte das ganze Haus, sie alle miteinander verderben!

Jetzt fühlte sie wie der Kommandant den Arm um sie legte. Es durchschauerte sie.

Er streichelte ihre Wange. „Kleiner, scheuer Bergvogel," schmeichelte er. „Meinst du, daß wir Geier sind?"

Sie stemmte beide Hände gegen seine Brust und wollte ihn von sich schieben.

Digitized by Google

„Es kann jemand kommen," stieß sie heraus. Sie wußte nicht, was sie sagte, und nicht, daß es wie eine Vertraulichkeit klang.

„Willst du manchmal nachts mich hier treffen?" fragte er und preßte sie an sich.

Da war ihr, als höre sie die Haustür knarren.

„Ja, ja," flüsterte sie.

Sie redete wild, verworren, was sie nicht meinte. Die Angst ließ ihr keinen klaren Gedanken. Dann stieß sie Achard von sich und rannte den kleinen Hang hinauf.

Erst als sie schon wieder oben an der Bank war, ging die Haustür wirklich. Die Mutter kam. Agnes saß mit verhaltenem Atem da. Aber die Mutter merkte in der Dunkelheit nicht, wie erregt sie war. Sie fragte nur, ob sie noch nicht herein kommen wolle. Sie komme schon, antwortete das Mädchen, es sei noch so schön in der kühlfeuchten Luft. Sie wunderte sich, daß die Mutter das Zittern ihrer Stimme und das Klopfen ihres Herzens nicht hörte.

Die Brandin aber verließ sie wieder.

Dann beugte sich Agnes vor, preßte beide Hände vor die Brust und lauschte. Ob er noch immer da unten stand? Der — der Offizier! Was war geschehen? Was hatte er getan? Was hatte sie gesagt? — Morgen, — morgen wollte er wieder da unten sein! Und — wie? Hatte sie nicht versprochen, zu kommen? Ohne zu wissen, was sie eigentlich sagte? Sie würde nicht gehen! O nein, nicht! Aber —

Der Kopf tat ihr weh, die Gedanken versagten. In einem Zustand unsäglicher Verwirrung und Erregtheit schlich sie ins Haus und in ihre Kammer hinauf, ohne den andern, die in der Stube saßen, ein Wort zu sagen.

⁂

Es gibt Gedanken, die sich nicht wegschlafen lassen. Sie bohren und bohren im Kopfe und verscheuchen die Müdigkeit, und wenn die Natur zuletzt ihr Recht will und den Geist auf eine kurze Weile im Schlummer betäubt, so peinigen sie die Seele im Traum.

Agnes lag lange wach. Was tun? Was tun?

Dann fielen ihr die Augen zu, und sie sah im Traum den Kommandanten Achard und den Vater einander gegenüberstehen, jenen mit gezücktem Degen, diesen mit angelegtem Gewehr.

Aus diesem Traum fuhr sie so plötzlich auf, daß sie sich aufrecht im Bett sitzen sah, als sie zum Bewußtsein kam. Und da waren die Gedanken wieder und bohrten: Was tun? Was tun? Sie ging nicht am nächsten Abend, nein, sie ging nicht! — Dann aber würde der Welsche schon nach ihr suchen! Der fürchtete sich nicht! Und der fand sie schon diesmal, da er wußte, daß sie im Hause war. — Sie ging also doch! — Aber — aber — o diese Angst! Wenn der Vater und die Brüder davon erfuhren!

Ganz tief, ohne daß sie es merkte, versteckt unter wildem Herzklopfen, war eine leise, warme Freude. Welch ein freundlicher Mann der Offizier war! Der — nein, der war kein Schlechter, der! Sie fühlte Achards Arme, ihren leisen, zärtlichen Druck. Ob — ob er morgen wieder so — so sein würde?

Gegen Morgen schlief sie abermals ein. Gleich darauf weckte die Mutter sie. Sie mußte in ihren Schlupfwinkel zurück.

Sie taumelte, und so bleischwer war ihr Kopf, daß sie in dem Loch weiter schlief, in das sie hineingesteckt wurde.

Der Tag war lang, sie konnte ihn nicht verschlafen. Die Angst kroch zu ihr hinein und machte ihr den Winkel zur Hölle.

Dann kam der Abend.

Es sollte schon wieder ein wenig Mondlicht sein. Allein es war so wolkig, schwül und regnerisch, daß es nicht hell wurde.

„Du wirst wohl nicht hinaus wollen," sagte der Vater zu Agnes, als er sie zur Nacht aus ihrem Kerker erlöste.

„Nein," gab sie zurück. Sie wußte aber nicht, was sie sagte, noch, was sie im nächsten Augenblick tun würde.

Eine Weile saß sie müßig bei den anderen. Arbeiten mochte sie nicht. Wer konnte arbeiten in solcher Zeit! Dann stand sie doch auf und ging aus der Stube. Die anderen hörten sie in die Küche gehen und gaben sich zufrieden; sie dachten, sie nähme sich ein Stück Brot im Schrank. Es achtete niemand darauf, daß sie auf den Zehen durch den Flur und vor die Haustür schlich.

Dann saß sie wieder auf der Hausbank. Der Wind warf die dunklen Kronen der Bäume vor der helleren Wand der Nacht

Digitized by Google

hin und her. Manchmal netzten Tropfen, die der wachsende Sturm ihr zuwarf, Hände und Gesicht.

Horch! War das nicht ein Pfiff?

Sie stand schon aufrecht. Galt das ihr? Sie konnten im Hause es hören, so gut wie sie es hier hörte. Es riß sie hinaus. Sie konnte nicht überlegen. Die Angst peitschte sie hinunter.

Noch im Laufen fiel ihr ein, der Offizier werde gar nicht da sein in diesem Wetter. Aber er war da. Er hielt ihr die Arme entgegen wie einer, der auf die Liebste wartet und sicher ist, daß sie kommt. Sie wußte nicht, wie es geschah, daß er sie schon ganz fest an sich hielt, sie schon küßte. Sie wußte nichts, nichts! Sie vergaß sogar die Angst. Träumte sie? Dann — träumte sie schön.

Sie küßte ihn wieder.

„Du kommst lange nicht," sagte er.

Nun erst, als er sprach, kam sie zur Besinnung.

„Der Vater —" begann sie. Dann fiel ihr ein, daß er der Herr im Lande war, daß sie ihm doch nicht sagen konnte, wie der Vater und die Brüder ihn haßten. Sie hatte bisher ein einfaches Leben ohne viel Denkens und Grübelns gelebt. Nun reichte ihr ungeübter Sinn nicht hin, die Nebel der Verwirrung zu durchstoßen. Halb hingegeben, halb schon wieder zur Flucht gewendet, lag sie dem Kommandanten im Arm. —

Es rief einer dumpf und laut ihren Namen. Das war der Vater, der hatte solch eine Sturmglockenstimme!

„Ja," schrie sie hinauf. Und schon war sie auf dem Wege dem Rufe nach.

Die Haustür stand offen und der Vater auf der Schwelle, als sie herankam. Der rote Lichtschein, der gleichzeitig aus Küche und Stube in den Flur quoll, umfloß den schwarzbärtigen, starken Mann.

„Wo steckst du eigentlich?" fragte er. Dabei sah er sie sonderbar an.

„Durst habe ich gehabt," gab sie zur Antwort. „Da bin ich an den Brunnen —"

Ihr Haar war wirr und naß.

„Man läuft nicht in solchem Wetter herum," sagte Brand.

Aber dann stockte Agnes der Herzschlag. Es sprach einer hinter ihr: „Guten Abend, Brand, Ihr habt, scheint's, die Tochter wieder heimkommen lassen."

Der Kommandant trat an den alten Mann heran. Er streifte seinen Arm und ging an ihm vorüber in den Flur und durch diesen in die Stube. Knapp saß ihm die dunkelblaue Uniform mit den glänzenden Knöpfen am Leibe. Nicht einmal einen Degen hatte er umgeschnallt, nur eine Pistole hing ihm am Gurt.

Brand folgte ihm. Er wußte noch nicht zusammenzubringen, was zusammen gehörte. Aber er blickte wieder die Tochter an, als sie nun auch in die Stube trat, und der Verdacht von vorher leuchtete merklicher in seinen Augen.

Achard nahm sich einen Stuhl. Er fragte nicht lang; er war ja der Herr. Und er schlug ein Bein über das andere und sah ganz vergnügt aus.

Die Mutter Brand saß mit dem Strickzeug hinter dem Tisch. Sie hatte aufstehen wollen, als der späte Gast eintrat, aber vor Erstaunen blieb sie sitzen. Die beiden jungen Männer aber, der Hans und der Kari, kamen jeder aus einer andern Stubenecke hervor und stellten sich zu seiten des Offiziers auf, während der Vater in seinen Rücken getreten war.

Agnes rieb in hilfloser Angst, die sie doch zu verbergen bemüht war, die Hände ineinander, und die Furcht vertiefte die Farbe ihrer Augen.

„Was will der Schuft immer bei uns?" murrte der Hans in sich hinein. Er sah aus, wie wenn er den erstbesten Stuhl packen und dem Welschen über den Kopf schmettern wollte. Auch die Mienen der anderen waren finster. Der Oberst drehte sich langsam nach ihnen um. Er hätte blind sein müssen, um den Haß in ihren Augen nicht zu sehen, aber es schien ihn nicht zu berühren. Es war ein merkwürdiger Gegensatz zwischen dem mit leichter, schwingender, geschmeidiger Bewegung sich wiegenden Offizier und den drei dunkeln Bauern, die wie schwarze Holzklötze neben ihm aufstanden.

„Setzt euch doch," lud er sie ein.

Sie rückten an den Stühlen und blieben stehen.

„Ihr habt das Mädchen vor mir versteckt," fuhr der Franzose fort, immer ganz freundlich, so, wie wenn er sie auslachte. „Man hat euch allerlei erzählt, haha, ihr — ihr meint, es könnte ihr etwas geschehen."

Digitized by Google

Er winkte Agnes heran. „Komm, setze dich," und als sie sich ihm näherte, ergriff er ihre Hand. „Es ist nicht so schlimm, wie man es haben will," beschwichtigte er. „Man macht den Oberst verantwortlich, wenn seine jungen Springinsfelde nicht immer Maß halten. Euer sogenannter Hauptort da unten ist auch ein verdammt langweiliges Nest."

„Tu die Hand fort," murrte der Vater Brand die Tochter an und winkte mit dem Kopf, daß sie sich neben die Mutter setze.

Agnes gehorchte.

Kommandant Achard kreuzte die Arme und richtete die Augen fest auf das Gesicht des Bauern.

„Ihr müßt Euch etwas mehr Freundlichkeit angewöhnen, Mann," sagte er. „Ich werde jetzt hie und da zu Euch auf Besuch kommen."

„Wir haben Euch nicht eingeladen," fiel ihn der vorlaute Hans an.

Aber die Bäuerin sah, daß im nächsten Augenblick das Unglück kommen mußte, wenn nicht eines sich ins Mittel legte. Sie stand auf und warf ein: „Ich will dem Herrn ein Glas Wein holen. Man kann ja reden miteinander, das kann man."

An das Wort hakte der geschmeidige Franzose an. „Seht die Frauen," sagte er. „Sie sind immer ruhiger und vernünftiger als wir Männer." Und sich selbst unterbrechend, fuhr er fort: „Habe ich Euch etwas zuleide getan, Brand?"

„Uns nicht, aber andern," gab der Bauer knapp zur Antwort.

Es brachte jenen nicht aus der Fassung. „Soviel als jeder Eroberer dem Unterworfenen zuleide tut," erwiderte er achselzuckend. „Man muß sich an seine Feinde gewöhnen, dann kommen sie einem nach und nach ganz freundschaftlich vor."

Er beherrschte die deutsche Sprache vollkommen. Er hatte sich sogar in die Art der Bergbauern schon etwas eingelebt und wußte, wie er sie nehmen mußte. Die drei schwerfälligen Männer waren ihm nicht gewachsen.

Die Mutter brachte den Wein und schenkte ein.

Er hob das Glas gegen den Vater Brand. „Zum Wohl," sagte er.

Der andere mochte ihm das nicht zurückgeben, aber er wußte auch nicht, wie er es ablehnen sollte. Es hätte eine schwüle Stille werden können, aber der Franzose ließ sie nicht dauern. Er redete, als ob er es vom Stück hätte. Was das ein gesegneter Frühling sei! Sie hätten wohl schon Heu eingebracht? Und bald gäbe es reife Kirschen. Von der Schönheit des Landes sprach er. Dann von der Bevölkerung. Sie habe sich tapfer gewehrt, trotzdem es auf der Hand gelegen, daß ungeübte Landleute gegen geschulte Truppen unterliegen müßten. Er überrumpelte die schlichten Menschen. Sie konnten ihm nicht antworten, nicht Gegenbeweise in seine Rede schieben.

Als er endlich aufstand, bot er den Frauen die Hand. Sie wagten nicht, ihm die ihre zu verweigern. Selbst Brand wagte es nicht, obgleich er nur zögernd einschlug. Zuleide hatte ihm der Welsche freilich nichts getan, sagte er sich. Aber er polterte ehrlich los: „Spione hättet Ihr nicht ums Haus herum zu stellen brauchen."

„Spione?" lachte der Kommandant. „Ihr macht euch zu wichtig, Leute. Wie sollte es mir einfallen, euch überwachen zu lassen?"

Er klopfte Brand auf die Schulter. Um die zwei trotzigen Buben kümmerte er sich nicht. Ein Blick flog noch in die Augen der Agnes. Nur sie fing ihn auf. Dann ging er aus der Stube.

Es war ein seltsam Ding, wie die Zurückgebliebenen über das Ereignis seines Besuches sich ausließen. Sie waren anfangs wie betäubt. Keines wollte mit der Sprache heraus.

Die Mutter nahm zuerst das Wort: „Man muß es nicht verderben mit ihm. Er hat doch die Macht."

Der Hans fluchte.

„Der ist ein Fuchs," sagte der Kari. „Vor dem heißt es sich doppelt und dreifach hüten."

Der Vater saß am Tisch und schaute vor sich nieder. Der Kopf sank ihm so tief, daß der kohlschwarze Bart auf der Brust sich bauschte. Er grübelte. Es tat ihm etwas weh. Das Mädchen! Sein Mädchen da! Endlich sagte er zu Agnes: „Die Frage ist, was wir mit dir anfangen."

„Hast nicht in deinem Loch bleiben können?" begehrte der hitzige Hans auf.

Agnes hörte nur halb, was die andern

Digitized by Google

sprachen. Ihre Gedanken waren anderswo. Am Brunnen war es gewesen! Immer das! Sie hatte keine Angst. Der wollte doch nichts Böses, der!

Die Mutter nahm wieder das Wort: „Man muß die Dinge gehen lassen, wie sie gehen. Wir wollen fleißig beten, daß der Herrgott uns allen hilft.“

Keiner gab Antwort. Sie hörte später Mann und Söhne im Flur leise miteinander sprechen. Und als sie zu Bett gingen, sagte Brand zu ihr: „Das Mädchen wird sich doch nicht in den fremden Schuft vergafft haben?“

Mutter Brand widersprach dem. Aber es warf einen Funken von Verdacht auch in sie hinein.

Dieser Verdacht stand dunkler in den Seelen der Männer. —

Der Kommandant Achard wiederholte seinen Besuch nicht sogleich. Unwillkürlich atmeten alle etwas auf. Nur Agnes, die frei umherging, sah manchmal ins Leere und hatte im Blick einen Ausdruck, als ob ihr etwas fehle oder ob sie etwas suche.

Die Mutter beobachtete sie und war verstimmt. Sie ließ sie oft ohne Grund hart an, der Verdacht war schuld daran.

An einem Vormittage brachte ein Offiziersbursche eine Kiste Wein. Der Kommandant schicke das seinen guten Freunden auf Sonnigegg.

Die Weiber nahmen die Kiste an. Sie dachten, daß man eine Freundlichkeit ohne Grund nicht zurückweisen dürfe. Die Männer schalten sie dafür.

Sie ließen die Kiste stehen und rührten keine Flasche an.

Zwei Tage nachher kam der Geber selbst. Wieder waffenlos, wieder frei und liebenswürdig und zu einer Zeit, wo er die ganze Familie daheim wußte.

Die Brandin dankte ihm für die Sendung.

Der Vater fügte trocken hinzu: „Ihr müßt sie wieder abholen lassen. Das ist nichts für uns.“

Achard hatte die Kiste im Flur stehen sehen. Er ging hinaus, trug sie selbst herein, holte selbst das Beil aus der Küche und brach damit der ersten Champagnerflasche den Hals. Den Inhalt ließ er in ein kleines Blechgeschirr laufen, in dem die Agnes sonst die Ziegenmilch aus dem Stall holte.

„Versucht einmal diese Milch,“ sagte er.

Damit reichte er das Gefäß der Mutter, wohl wissend, daß die ihm eine Brücke zu den andern war.

Die Frau sah ihren Mann an, aber dann trank sie und reichte das Kesselchen diesem.

Brand war unschlüssig.

„Es ist kein Gift,“ ermunterte der Welsche.

Der Bauer wußte keinen rechten Widerstand. Er setzte das Gefäß an die Lippen. Wie Feuer ging ihm der ungewohnte Wein durch die Adern.

Auch der Kari trank, und der Hans tat noch trotzig; aber als Achard eine zweite Flasche holte und die Mutter höflich um Gläser bat, nahm auch er eines an. Es war, wie wenn der Fremde ihnen den Zorn entwände. Sie drehten ihm den Rücken. Sie waren wie bissige Hunde, die sich nur knurrend streicheln lassen, aber sie hatten keine Waffe gegen seine lächelnde, überlegene Freundlichkeit.

Achard reichte auch der Agnes ein volles Glas und stieß mit ihr an. Und wieder begann er von Dutzenden Dingen zu reden. Aus lauter Wehrlosigkeit gegen den Übergewandten liefen die beiden Buben bald hinweg. Dann folgte ihnen auch der Bauer. Freilich besann er sich schon hinter der Tür, ob er wieder hinein solle.

Als Achard mit den Frauen allein war, sprach er ruhiger. Er begann sie über die Familie auszufragen. Ob es ihnen gut gehe? Ob sie viel Landbesitz hätten? Viel Vieh? Ein Ernst, der ihm wohl anstand, kam in seine Worte. Dann beklagte er den Krieg, der viel Unglück in alle Länder trage.

Der Mutter Brand wurde ordentlich warm, halb vom Wein, halb von des Mannes Güte. Wie konnten die andern nur so fortlaufen! Sie hörte den Bauern in der Nebenstube und ging zu ihm. Er solle doch kommen, redet sie auf ihn ein, es sei wirklich gegen den Welschen nichts zu haben.

Der Offizier und Agnes waren einen Augenblick allein in der dämmerigen Stube. Sie saßen am Tisch nicht weit voneinander. Draußen über den Fenstern leuchtete der Himmel leise, rosenfarben. Davon legte sich ein Schein auf ihre Gesichter.

Digitized by Google

Der Fährdampfer. Gemälde von Prof. Friedr. Kallmorgen

Digitized by Google

Digitized by Google

Achard streckte Agnes die Hand hin.

Sie sah, was er wollte. Das Herz klopfte ihr. Sie blickte ihn an; es kam heiß aus ihr herauf und überzog ihr ganzes Gesicht mit Glut. Dann gab sie ihm die Hand. Daß die Tür leise aufgegangen war, bemerkte sie nicht.

In der Tür stand der alte Brand.

„Mein Gott," sagte Agnes, als sie ihn gewahrte.

Achard sprang auf, schlug die Arme übereinander und sah dem bleichen Schwarzbart ins Gesicht.

„Schuft," sagte der.

Die Bäuerin stand hinter ihm.

„Da wird nicht gewildert," fuhr Brand fort. Dann wies er nach der Tür. „Da. Hinaus! Aber nicht mehr herein!"

Er setzte die Sätze hin wie plumpe Grenzsteine, mit denen er sein Eigentum abmarchte.

Der Welsche lehnte noch immer mit gekreuzten Armen am Tisch. „Tut nicht, wie wenn Euch eine Wespe gestochen hätte," sagte er spitz. „Eurer Tochter ist nichts Böses geschehen."

„Noch nicht," gab Brand zurück.

Der Agnes kamen die Tränen.

Achards Stolz erwachte. „Wenn ich in ein Haus hinein will, brauche ich keinen Erlaubnisschein," sagte er. Er verließ den Tisch, ging dicht an Brand vorüber, dem er die Augen scharf ins Gesicht bohrte und näherte sich der Tür. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und winkte Agnes mit der Hand. „Ich komme schon wieder," sagte er. Das klang ganz anders, als er zu den andern gesprochen hatte.

Im Flur begegnete er dem Hans. Der fühlte an der Art, wie er mit aufgeworfenem Kopfe an ihm vorüber schritt, daß etwas nicht in der Ordnung war. Er kam in die Stube und wollte wissen, was es gebe. „Frag' deine Schwester," sagte der Alte.

Da schoß dem Hitzigen das Blut wie Feuer in die Stirne.

„Hans," mahnte die Mutter.

Aber der Wildling sprang vors Haus hinaus, riß unterwegs die Weinkiste an sich und warf sie dem Offizier nach, der gemächlich bergabwärts schritt. „Nimm dein Gesöff!" schrie er hinter ihm her.

Und der Kari, vom Lärm gelockt, kam hinzu. Sie wären wohl hinter dem Kommandanten hergeeilt, wenn der Vater sie nicht zurückgerufen hätte.

Achard setzte seinen Weg fort. Langsam, ganz langsam. Langsam, ganz langsam löste er die Pistole aus dem Futteral. Er hob sie wie spielend; aber er drehte sich nicht um.

Die drei Bauern standen in der Höhe bei ihrem braunen Hause wie drei schwere, dunkle Bäume, gegen Blitzschlag hingepflanzt.

„Es wird ein böses Ende nehmen," sagte der Vater mit seiner tiefen, brummigen Stimme.

Dann gingen sie mit plumpen, schwerfälligen Schritten wie trottende Stiere in die Stube zurück.

Drinnen fanden sie die Agnes so erregt, daß es sie am ganzen Körper schüttelte. Die Mutter aber, die sie gescholten hatte, hantierte unwirsch umher.

Diese sagte nach einer kleinen Pause: „Das kann unser aller Verderbnis sein."

Da wendete die Agnes sich vom Fenster, wo sie eben stand, in die Stube hinaus. Ihr sonst weißes Gesicht hatte vom Weinen rote Flecken. „So wie ihr es anfangt, schon," sagte sie zornig.

Der Vater sah sie mehr erstaunt und ängstlich als böse an. Er fühlte, daß sie einander immer fremder wurden.

Die aufgebrachte Mutter schalt: „Nimm den Windhund von Welschen nicht immer noch in Schutz, sage ich dir. Hättest ihn nicht an dich herankommen lassen."

Der Kari höhnte: „Hast halt auch einen Hofmacher gebraucht, gelt?"

Und der heiße andere, der Hans, hatte wieder das härteste Wort. „Metzlein," sagte er und spuckte aus.

Aber der Vater fuhr auf und hieß ihn schweigen. „Halt dein unsaubres Maul." Seine Faust zuckte. Es fehlte nicht viel, daß er sie dem Sohn ins Gesicht schlug.

Schweigen fiel zwischen sie.

Die Buben suchten sich Beschäftigung.

Der Vater ließ sich am Tisch nieder. Immer noch betrachtete er die vor sich hinweinende Tochter. Waren der Welsche und sie nicht zum erstenmal so vertraut miteinander gewesen? Das Mädchen — sein Mädchen kam ihm vor wie — wie vergiftet. Furchtbar wühlte es in ihm von —

Digitized by Google

Zweifel und von — von Mitleid und von Zorn.

„Was meinst, daß der Mensch tun wird?" fragte die Brandin.

Er gab ihr keine Antwort; aber zur Agnes sagte er mit einer Stimme, die nicht aus ihm heraus wollte: „Daß du mir nicht einen Schritt mehr vor das Haus gehst, hörst du, nicht einen Schritt. Ich will dich unter den Augen haben."

⌘ ⌘ ⌘

Das Schicksal hing über dem Sonniggegg-gut. Schwer und schwarz.

Der Kommandant Emile Achard hatte seine Geduld und seine gute Laune verloren. Selbst jetzt noch aber war sein Entschluß, den Brands den Meister zu zeigen, nicht gleichbedeutend mit dem Willen ihnen übelzutun. Er vergriff sich nur von Anfang an im Werkzeug. Eines Morgens schickte er einen Sergeanten mit einem kleinen Trupp Soldaten mit der Meldung zu den Brands, es solle ein Tisch und Stühle ins Freie gebracht werden, Getränk und Speise dazu, der Kommandant liege mit einer Anzahl Offizieren in der Nähe taktischen Studien ob und wolle einen Imbiß einnehmen. Der Sergeant war ein kleiner Schwarzbart mit tückischen, flinken Äuglein. Eine Wespe nannte ihn der scharfzüngige Hans.

„Wir haben keine Wirtschaft," entgegnete der alte Brand dem Unteroffizier auf sein erstes Begehren.

Der Sergeant sah seine Mannschaft spöttisch an. „Er hat recht," sagte er ihnen auf welsch und verdeutschte es den Brands mit Mühe. „Ganz recht hat er," wiederholte er, „aber es hilft manchmal nichts, wenn man recht hat."

Er setzte sich auf die Hausbank. Er summte ein Liedchen. Dann zog er seine Uhr. Nun wendete er sich wieder zu den Brands, die alle im Hausflur standen. „In einer halben Stunde muß alles bereit sein," sagte er. — „Es eilt nicht zu sehr," fuhr er fort, immer gemütlich, immer sich offenbar vergnügend. „Wir wollen euch keine Mühe machen."

Nach einer abermaligen kleinen Pause winkte er den Soldaten kaum merkbar mit den Augen.

Die schlugen eine Lache auf und traten zu zweien in die Haustür.

Der alte Brand, der vorn stand, wich zurück.

Aber der Hans und der Kari stellten sich. Der Hans schimpfte: „Ich will doch sehen, ob einer wie ein Räuber einem ins Haus fallen darf."

Die Mutter, der die Angst schnelle Gedanken gab, fand ein treffendes Wort. „Sie sind in ein größeres Haus, ohne zu fragen, hereingekommen."

Das Wort traf ihren Mann.

„Laßt sie machen," gebot er den Söhnen.

„Machen laßt sie," wiederholte er mit erhobener Stimme, als sie nicht gleich gehorchten.

Die Burschen gaben murrend den Weg frei. Die Soldaten holten den Tisch, holten die Stühle.

Sie unterhandelten mit der Bäuerin und bekamen an Essen und Trinken was im Hause war. Selbst ein rauhes Tischtuch riß einer aus dem Kasten. Der kleine Sergeant hatte sich eine Zigarette angezündet und predigte den Bauern, während er zwischen hinein den Rauch hoch in die Luft blies, in seinem gebrochenen Deutsch, sie hätten ihren Vorteil verkannt, sie hätten es besser haben können, als die meisten im Lande, wenn sie nicht so stiernackig gewesen wären. „Der Kommandant ist großmütig gegen höfliche Leute, nicht wahr, Kamerad?" sagte er zu einem der Soldaten, und sie lachten wieder und warfen anzügliche Blicke auf Agnes.

„Ich zertrete dich noch, Wespe," knurrte der Hans in sich hinein.

Brand aber schickte jetzt die Söhne an die Arbeit in den nahen Wald und die Tochter ins Haus. Er selber holte ein Beil aus der Küche und fing an, unterhalb des Hauses, jedoch so, daß er die Tür übersah, an der Ausbesserung eines Zauns zu arbeiten. Als der kleine Welsche Miene machte, sich abermals ins Haus zu begeben, rief er ihm zu: „Ich denke, ihr habt jetzt, was ihr braucht. Die Frauen können ohne eure Gesellschaft auskommen."

Das hätte den Giftler vielleicht gereizt zu tun, was der andere ihm verbieten wollte. Allein in diesem Augenblick traten ein Stück weiter oben die Offiziere aus dem Walde und näherten sich. Der Sergeant kommandierte. Er und seine kleine Truppe standen stramm.

Digitized by Google

An der Spitze der Offiziere schritt Achard. Die Knöpfe und Tressen ihrer Uniformen blitzten in der leisen blassen Sonne. Hinter ihnen wurden die beiden Brandbuben wieder sichtbar. Auch der Alte ließ seine Arbeit und harrte, was werden sollte.

Der Kommandant kümmerte sich nicht um sie. Er grüßte die Soldaten knapp und kurz und entließ sie mit zwei Worten. In strammem Marschtritt verließen sie das Gut. Der Oberst setzte sich zu Tische. Die übrigen folgten seinem Beispiel. Während des Essens sprach Achard mit seinen Untergebenen von den taktischen Aufgaben, die sie eben gelöst hatten. Ein Ausdruck ernster Strenge war in seinem Gesicht.

Die karge Mahlzeit war schon beinahe vorüber, als er den Kopf hob und ein Glas frisches Wasser verlangte. „Eine der Frauen im Hause kann es holen," sagte er zu einem Leutnant, der am unteren Tischende saß.

Der ging.

Gleich darauf kam die Mutter Brand mit einem Steinkrug und wollte zum Brunnen gehen.

Achard zog die Brauen hoch, „Wo habt Ihr die Tochter, daß Ihr selber gehen müßt, alte Frau?" fragte er.

Er tat fremd, als ob er überhaupt nie sich den Leuten freundlich genähert hätte.

Die Bäuerin war verwirrt.

Aber schon fuhr er in befehlendem Ton weiter: „Die Tochter soll kommen, Frau! Ich will nicht, daß Ihr selber geht."

Der Leutnant rief Agnes.

Die Brandin stand unschlüssig. Der Vater kam näher. Das war auch für die zwei Buben das Zeichen heranzutreten.

Der Kommandant streifte sie mit einem flüchtigen Blick.

Indessen trat Agnes heraus, nahm der Mutter den Krug ab und ging stumm zum Brunnen hinab.

Achard wendete sich wieder zu den Offizieren; er schien das Mädchen vergessen zu haben.

Als es mit dem gefüllten Krug zurückkam, wollte Hans ihr den Krug abnehmen, aber der Leutnant kam ihm zuvor und schob das Mädchen zum Tisch.

Achard stand auf. Als ob sie eine große Dame sei, salutierte er, bot ihr sein Glas, daß sie ihm einschenke, und als er getrunken hatte, reichte er ihr die Hand. Nur sie wußte, wie fest er die ihre preßte.

„Kannst ihm nicht den Krug ins Gesicht werfen?" schrie ihr der wilde Bruder zu. Wer weiß, was der Raufbold angerichtet hätte, wenn der Vater ihn nicht festgehalten hätte.

Der Kommandant beachtete scheinbar das alles nicht. Schlank, geschmeidig schwenkte er sich ein wenig in den Hüften, gab dem Leutnant noch einen kurzen Befehl und schickte sich zum Gehen an. Die Offiziere folgten ihm.

Nur der Leutnant blieb zurück und fragte nach der Schuldigkeit.

Der alte Brand nahm kein Geld an.

Als der Welsche es ihm aufdrängte, drehte sich der trotzige Mann um und ließ ihn stehen.

Der Leutnant warf zwei große Silbermünzen auf den Tisch und ging den übrigen nach.

Von nun an verging kein Tag, an welchem die Brands nicht von Achard hörten. Zumeist war der kleine scharfe Sergeant der Bote. Jetzt kam er um Schaufeln und Spaten: im Auftrag des Kommandanten. Jetzt brachte er einen Blumenstrauß: vom Kommandanten für das Fräulein. Jetzt fragte er nach dem Preis eines jungen Stiers, der im Stall stand. Und am nächsten Tage trieben er und seine Soldaten das Tier schon davon, obwohl der Vater Brand es nicht hatte verkaufen wollen. Der Kommandant habe befohlen!

Achard hatte eine neue Taktik eingeschlagen, um die Leute kirre zu machen. Er spielte gleichsam mit ihnen wie die Katze mit der Maus.

Die Bauern fraßen ihre Wut in sich hinein. Es kam nah und näher an Genug bei ihnen.

Als der Hans von dem Wegführen des Stieres hörte, wurde er wie toll. Er rannte davon; sie konnten ihn nicht halten. Wohl machte sich der Vater in Begleitung des Kari gleich nach Altdorf auf. Eine Vorahnung, daß der Hitzkopf Unheil anrichten werde, trieb ihn. Aber er kam zu spät. Hans Brand war geradeswegs in das Hauptquartier gerannt. Vier Männer hatten den unberufenen und aufbegehren-

Digitized by Google

den Eindringling nach langer Mühe überwältigt. Jetzt saß er gefangen.

Vater Brand fand nach einigem Fragen allein das Zimmer des Obersten. Ihm trat die Wespe in den Weg. Es war, wie wenn ein Stier und ein Insekt aneinander geraten. Der schwarze Bauer stand im Flur. Er hatte den Hut vom Kopf genommen und hielt ihn bescheiden in den Händen, machte auch ruhig Platz, als Leute an ihm vorüber gingen. Als der Sergeant giftig fragte, was er wolle, antwortete er gelassen, daß er den Obersten sprechen müsse.

Die Wespe erwiderte, der Oberst empfange jetzt nicht, drehte ihm den Rücken und pfiff vor sich hin.

In diesem Augenblick tat Achard selbst die Tür der Kommandaturstube auf und rief den Sergeanten herein. Nach einer Weile wurde Brand vorgerufen. Der Sergeant stieß ihm die Faust in die Rippen, als er schwerfällig über die Schwelle trat.

Achard saß vor einem Schreibtisch. Es waren noch zwei andere Offiziere im Zimmer. Keiner der drei tat, als ginge sie der Besuch etwas an.

Brand wartete.

„Aha," sagte der Oberst endlich in gleichgültigem Ton. „Ihr kommt Eures Sohnes wegen. Der sollte keine solchen Streiche machen."

Brand zitterte ein wenig mit den Händen. Der war ein Frecher, der Welsche da! Er bezwang sich aber und sagte: „Der Bub ist ein arger Hitzkopf." Dann bat er um Hansens Freilassung. „Es ist kein Schade entstanden," sagte er. „Und ich will gerne bezahlen, was Ihr für recht haltet. Ich bürge auch, daß so etwas nicht mehr vorkommt." Er zog einen Beutel und suchte zögernd und mit gerunzelter Stirne Münzen hervor, wie er auf dem Viehmarkt tat; der Bauer gibt sein Geld nicht leicht heraus.

Achard wehrte kurz ab. „Das ist nicht mit Geld abzumachen. Das muß seine Strafe haben, als Muster und Beispiel."

Der Schwarzbart drehte den Hut. „Einsperren ist das Härteste, was Ihr uns Bergleuten antun könnt," sagte er.

Der Kommandant schrieb. Er schien nichts zu hören. Einer der Offiziere am nächsten Tische winkte Brand, zu gehen. Da setzte dieser noch im Zimmer den Hut auf. Mit gesenktem Kopf, als ob er sich noch immer auf einen Ausweg besänne, stapfte er aus der Tür. Er beachtete den Sergeanten nicht, der noch im Flur stand und ihn höhnisch fragte, ob er gute Geschäfte gemacht habe. Er trat in die Straße hinaus und lief mechanisch in der Richtung, die ihn auf den Heimweg brachte. Aber auf einmal blieb er wieder stehen. Er hatte an die Möglichkeit, daß sein Gang umsonst sein könnte, nicht gedacht und meinte nun immer noch nicht am Ende seines Geschäftes zu sein.

Da tauchte der Kari aus einer Seitengasse auf. „Kommt er nicht los?" fragte er.

Das weckte den Vater. Er schüttelte den Kopf. Dann nahm er den Weg nach Sonnigegg unter die Füße.

Der Kari an seiner Seite schimpfte. Gerade habe er wieder gehört, wie die Welschen es trieben. Der Kommandant allen voran. Noch heute morgen hätten sie ein Mädchen aus dem Schächen gezogen, das seine Schande ins Wasser getragen habe. Dem Obersten, dem Schuft, gebe man die Schuld.

Brand antwortete nicht viel. Sein Kopf hing vornüber, daß ihm der Hut in die Stirn rutschte. Schwere, dunkle Gedanken waren darin. —

Als die zwei Männer das Gut erreichten, empfing sie die Neugier der Frauen. Aber nur die Brandin fragte, was sie für Bericht brächten. Die Agnes suchte sich ihre Kunde nur aus ihren Mienen. Es lag in den Gesichtern etwas, was sie ängstigte. Sie wußte nicht was; es benahm ihr den Atem.

Sie fand im Hause keine Ruhe. Es trieb sie von Stube zu Stube. Am längsten weilte sie noch in ihrer eigenen Kammer. Da saß sie ein paarmal mit gefalteten Händen auf einem Stuhl und starrte vor sich hin. Ihre Hände zuckten und redeten eine Sprache, die fast deutlicher als Worte war. Die Furcht schüttelte sie. Es war nicht der gefangene Bruder, um den sie sich ängstigte. An den dachte sie kaum. Aber der Vater — sah so merkwürdig aus. Unheil lag in der Luft.

Gott — Gott — wenn sie ihm, dem — dem vom Brunnen —

Digitized by Google

Oberst Achard kam auf das Gut.

Es war noch so früh am Tag, daß die Brands gerade eben vom Frühstück aufstanden. Der Kari sah ihn vom Fenster aus wegsherauf kommen.

„Besuch," meldete er finster und höhnisch.

Die Mutter überzeugte sich, wer das sei. Auch der Bauer schaute hinaus.

Agnes räumte das Kaffeegeschirr hinweg. Sie brauchte nicht auszuschauen, sie wußte schon, wer da kam.

Der Vater ging zur Tür. Er stand dort einen Augenblick und besann sich. „Kari," rief er dann, und beide verließen die Stube.

Agnes hörte sie in die Kammer der Brüder treten.

Die Mutter seufzte halblaut: „Jesus, Maria."

Dann öffnete Achard die Tür. Schlank und vornehm wie immer sah er aus, strich sich den feinen Spitzbart und fragte: „Sind euere Männer schon fort?"

Da stand Brand hinter ihm. Achard drehte sich nach ihm um. „Ihr seid bei mir gewesen wegen Eures Buben," sagte er. „So etwas kann man nicht vor den Ohren anderer abmachen. Ich bin nicht so schlimm, wie Ihr denkt. Euer Sohn kann schon wieder freikommen, aber ich will, daß Ihr Euch nicht so widerhaarig zeigt. Feindschaft erzeugt Feindschaft."

Dem alten, stillen Brand lauerte eine sonderbare Schlauheit aus den Augen. Was wollte der glatte Welsche, der ihn gestern wie Luft behandelt hatte und heute wieder ganz zutraulich tat?

„Wir würden Euch danken, wenn wir den Hans wieder hätten," sagte er zögernd.

„Ihr seid zu störrisch," fuhr der Franzose fort. „Ihr müßt nicht tun, wie wenn wir Wilde wären. Ihr sollt Euren Sohn wieder haben — morgen — oder übermorgen — Ihr müßt es mir nur mit etwas Vertrauen vergelten." Er unterbrach sich. „Ich bin aber nicht deswegen gekommen. Ich will nach der toten Alp. Ihr könnt mir wohl den Weg weisen, wie?"

„Das können wir," antwortete Brand.

Agnes erschrak. Was war mit dem Vater? Er heuchelte doch nie. Die jähe Freude aber, mit der er jetzt dem Offizier zu Willen war, konnte doch nicht echt sein. Oder war — Was hatten sie Heimliches, der Kari und er?

Sie hatte es auf der Zunge, zu Achard zu sagen: ‚Nimm dich in acht!'

Da wendete sich dieser an sie: „Komm mit, Jungfräulein! Ihr Frauen habt mehr Zeit als die Männer. Und wisset den Weg wohl ebensogut."

Es war ihm nicht recht Ernst mit der Bemerkung. Aber da nahm schon Brand das Wort. „Nun, so geh nur mit, ein Stück weit," sagte er zur Tochter.

„Geh nur," wiederholte er, als er sah, wie diese verwundert zauderte. „Zeig' dem Herrn nur den Weg. Er ist nicht so leicht zu finden."

Der Kommandant nickte Agnes zu.

Sie rührte sich nicht.

Da ging er hinaus.

„Geh, wenn ich dir sage," befahl Brand der Tochter. „Er findet den Weg nicht allein."

Die Stube drehte sich mit Agnes. Was war das? Sie lief in den Flur hinaus, weil sie fürchtete, daß der Vater sie sonst hinausstoßen werde. Durch die offene Tür sah sie, daß der Kari in seiner Kammer stand und ein Gewehr in Händen hatte. Sie starrte ihn an. Da packte der Vater, der ihr gefolgt war, sie am Handgelenk.

Hatte er den Verstand verloren? Seine Augen hatten einen furchtbaren Ausdruck.

„Führ' ihn in die tote Alp!" raunte er ihr zu. Es kam mehr wie ein Keuchen als ein Sprechen aus ihm heraus. „Führ' ihn hinein, bis ganz hinein!"

Die flackernden Augen hatten eine merkwürdige Gewalt über sie, wie wenn sie ihr einen fremden Willen aufzwängen.

„Hörst?" fragte Brand.

„Ja," antwortete sie, aber sie wußte nicht, was sie sagte.

Er schob sie der Tür zu.

Jetzt stand sie im Freien.

Es war ein warmer Morgen, halb wolkig, halb blau, ohne Wind und ohne allzuviel Sonne.

Achard stand noch unweit des Hauses und wartete. Nicht auf sie wartete er, aber er mochte wohl denken, daß noch irgend jemand kommen werde, ihm Bescheid zu sagen.

Sie schritt wie im Schlafwandel auf ihn zu.

Er reichte ihr freundlich und ohne Überraschung zu zeigen die Hand.

Digitized by Google

„Ich soll mit Euch gehen," sagte Agnes, auch das wie im Traum.

„Das ist verständig," erwiderte er.

Dann setzten sie sich in Bewegung.

Der Weg war steinig, aber anfangs gerade breit genug für zwei. Sie sprachen nicht. Achard tat wirklich, als ob er eine fremde Wegweiserin neben sich hätte. Vielleicht war er auch in Gedanken. Agnes ging noch immer mit dem Empfinden dahin, als ob die Augen des Vaters ihr im Rücken nachschauten.

Nach einer langen Weile erst sprach Achard sie an: „Wir werden kaum mehr lange hier sein."

Agnes schaute auf, aber als sie Achards Blick begegnete, schlug sie den ihren wieder nieder und errötete heftig.

„Der Krieg zieht sich wieder hier herüber," fuhr Achard fort.

Der Fußpfad bog in einen Wald ein und stieg steil an. Sie waren außerhalb des Sehkreises des Sonnigegghauses angelangt. Es wurde still und einsam um sie. Vielleicht erinnerte sich der Franzose erst jetzt, daß er das Mädchen bei sich habe, dem er am Brunnen schön getan. Er faßte ihren Arm, ihre Hand und schritt so mit ihr weiter. Aber seine Gedanken irrten wieder von ihr ab. Er hatte Befehle erhalten, die darauf hindeuteten, daß sein Regiment bald aus Uri zurückgezogen werden würde. Der Feind drang überall vor. Sein Gang heute morgen hatte den Zweck einer Erkundung.

Agnes war wie betäubt. Jetzt meinte sie reden zu müssen: ‚Du — du — es ist Gefahr — ich weiß nicht welche, aber es ist Gefahr.' Dann wurde ihr plötzlich warm im Herzen wie von der Sonne, die eben wieder eine Weile am Himmel freien Weg hatte und auf den Waldpfad herunterschien. Er war ja so freundlich, der Offizier.

Jetzt streichelte Achard ihr die Hand. Jetzt zwang er sie, seinen Blick zu erwidern. Jetzt bot er ihr die Lippen. Die Stille lenkte seinen Sinn auf das Mädchen. Das Spiel ergötzte ihn.

Sie küßte ihn. Er war doch so freundlich, der Herr.

Ihre Zutraulichkeit stimmte ihn weich. Er sagte ein paar ernste Worte: „Ich gehe ungern fort aus diesem harten, dunklen Lande. Ihr seid glücklich hier. Ihr habt etwas Großes an dieser Einsamkeit."

Immer noch fiel die Sonne auf ihre Häupter. Baumäste schwenkten im Winde auf und nieder. Wolken segelten über ihnen südwärts.

Ein kleiner Vogel saß auf einem mächtigen grauen Stein und sang.

Achard hielt Agnes zurück und zeigte ihn ihr. „Schau, wie hübsch," sagte er.

Sein Arm hielt sie fest. Sie stand an ihn gelehnt und schloß die Augen ein wenig. Das war gut so.

In diesem Augenblick erschrak der Vogel und flatterte geräuschvoll auf.

Agnes fuhr zusammen. Ihre Seele war auch so wie ein Vogel, den ein plötzlicher Schrecken aufjagte. Halt — hörte sie nicht Schritte? Nein! Nein! Es war nichts. Aber — aber — „führe ihn in die tote Alp", hatte der Vater gesagt. Und — da oben hinter dem Felsblock, auf dem der Vogel gesessen hatte, bog der Fußpfad nach Westen und hinein in die verlorene Alpe.

Das Mädchen machte sich los. Es lief voran. Wilde Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Jetzt dachte es davonzulaufen, damit es nichts höre und nichts sehe. Jetzt meinte es sich umwenden und dem Offizier zurufen zu müssen: ‚Geh nicht weiter, keinen Schritt. Du läufst in die Falle.' Jetzt endlich faßte es ein verzweifelter Trotz. Mit ihm gehen wollte es, jetzt gerade und keiner sollte ihm etwas anhaben.

Achard war erstaunt. Er konnte sich ihr Benehmen nicht erklären. Trieb eine plötzliche Sprödigkeit sie zur Flucht?

Da stand sie schon wieder still und wartete auf ihn. Ihr aschiges Haar war ein wenig wirr, ihr Blick ein wenig verstört. Sie stand am Eingang eines schmalen Felsenweges, an dessen einer steil abfallenden Seite ein kleiner Wildbach lärmte. Ein wildes Tal schnitt hier nach Westen.

„Ihr solltet doch nicht da hinein," sagte sie, als er sie erreichte.

„Warum?" fragte der Kommandant.

„Es ist wüst da drin," antwortete sie.

Er wurde aufmerksam. Hinter ihrem merkwürdigen Benehmen mußte etwas stecken. Die Bevölkerung war feindlich! Vielleicht war irgendwo eine Falle gelegt.

„Da geht es doch nach der toten Alp?" fragte er.

Digitized by Google

Agnes nickte. Scheu sah sie sich um.

Achard war ein Soldat von rascher und scharfer Auffassungsgabe. Er begann zu verstehen. „Es ist noch ein anderer Zuweg als dieser?“ fragte er.

Sie antwortete nicht gleich.

Da trat er dicht an sie heran und packte ihren Arm.

„Ja,“ gestand sie jetzt.

„Kürzer?“ fragte er, und sie bejahte auch das.

Nun schritt er an ihr vorbei auf dem Felsenweg dahin. Er öffnete die Ledertasche seiner Pistole. Die Ergründung dessen, was das Mädchen ihm verbarg, galt ihm mehr als die Gefahr.

Agnes folgte ihm. Zwei Gewalten rissen an ihr. Die hatten harte Fäuste. Furcht und verzweifelter Mut. Sie fühlte, wußte dunkel, was kam. Da drinnen in der Alp — warteten zwei. Der Vater — und der Bruder. —

Sie wußte es — wußte es.

Der Oberst stieg vorsichtig weiter. Der Pfad wurde sehr steil und wand sich zwischen Tannen in scharfen Kehren aufwärts. Der Bach, der an seiner Seite blieb, wurde zum Wasserfall.

Plötzlich fast erreichten sie die Höhe. Eine kleine kahle Bergwiese, die wie eine Zinne war, lag vor ihnen. Das Gras war gelb, noch kaum vom Schnee befreit. Kein Baum wuchs mehr in dieser Höhe. Auf dem jenseitigen Ende der Alp schien es ins Leere, in die Ewigkeit hinauszugehen. Wolken wirbelten dort vorbei. Es schwindelte einem, so rasch schoß eine der andern nach. Wind war auf der Hochebene. Er warf sich den Ankömmlingen entgegen, als ob er ihnen den Eintritt verwehren wollte.

Jetzt tauchten drüben, wo die weißen Wolken sich jagten, zwei Gestalten auf. Sie sahen aus wie Riesen, wie sie sich so in harten, scharfen Umrissen wider den Himmel zeichneten. Sie teilten sich und schritten die eine hierhin, die andere dorthin.

„Jesus Maria,“ stöhnte Agnes. Dann wollte sie in angstvoller Verwirrung gutmachen und stotterte: „Es sind nur der Vater und der Bruder.“

Achard sah sich nicht nach ihr um, aber sie spürte seinen Zorn.

„Die gehen wohl auf die Jagd, die zwei, he?“ fragte er höhnisch.

Er hielt seine Waffe in der Hand.

Die zwei Gestalten kamen näher. Der alte Brand schritt gerade auf den Offizier zu, der Kari umging ihn in einem Bogen.

Der Kommandant beobachtete den Burschen; er wußte, der verstellte ihm den Rückweg.

Agnes fröstelte. Die Beine versagten ihr den Dienst. Sie blieb stehen und hielt sich kaum aufrecht.

Hundert Schritt vor Achard hielt der alte Brand inne. Ein Windstoß hatte ihm den Hut vom Kopf gerissen. Jetzt spielte der scharfe Luftzug mit seinem spärlich werdenden Haar und wehte ihm den schwarzen Bart auf. Er war so breitschulterig, daß der Offizier ein gutes Ziel an ihm hatte, wenn er feuern wollte.

Der Kari stellte sich indessen am Alpausgang auf. Beide hielten das Gewehr schußbereit im Arm.

„Bist jetzt zufrieden, Mädchendieb?“ begann Brand. „Hast ihr jetzt genug schön getan?“

Der Kommandant hob die Pistole.

Da schrie Agnes auf und warf sich ihm an. Mit der freien Hand winkte sie den Vater zurück.

„Weg da!“ rief Brand ihr zu. Er hätte einen Hund kaum verächtlicher anfahren können.

Achard schüttelte sich mit einer heftigen Bewegung frei.

„Wehr' dich, du Landpest!“ schrie Brand. Er trat einen Schritt zurück, damit er den Gegner nicht zu dicht vor dem Laufe habe. Langsam hob er das Gewehr.

„Du oder wir,“ fuhr er fort. „Es ist Kriegszeit. Aber du mußt nicht meinen, daß wir dich unehrlich erschlagen.“

Achard schoß. Aber Agnes war ihm im letzten Augenblick in die Hand gefallen, so ging der Schuß fehl.

Der Welsche wich zur Seite.

Drüben stand der Bauer steil, stämmig, furchtbar. „Es ist nicht für mich allein, es ist für das ganze Land,“ sagte er.

„Ich — ich habe ihn gern,“ schrie das Mädchen. Sie streckte beide Arme gegen den Vater aus, der jetzt das Gewehr an der Wange hatte.

Der Knall zweier Schüsse vermischte sich.

Digitized by Google

Pistole und Gewehr hatten sich gleichzeitig entladen.

Der Oberst schlug mit der Hand in die Luft. Dann fiel er.

Dem alten Brand rann Blut von der gelben Wange in den Bart. Er achtete nicht darauf. Langsam, wie der Jäger, der die Wirkung seines Schusses prüft, ließ er das Gewehr sinken.

Die Agnes lag in den Knien und hielt die Hände vors Gesicht geschlagen. Der junge bleiche Kari kam langsam heran.

Die beiden Männer traten zu dem Toten.

„Ja," sagte Brand. Nur dieses kurze Wort, das wie der Schluß und Entscheid zu einem Satze war. Dann winkte er mit dem Kopfe.

Der Kari lief ein Stück des Weges zurück, auf welchem sie gekommen waren. Er kehrte mit einer Hacke und zwei Schaufeln wieder.

Der Wind zog über die Alp, und die weißen Wolken wirbelten vom Horizont herauf und hinweg.

Der Agnes sanken die Hände vom Gesicht. Mit aufgerissenen Augen sah sie den Männern zu.

Die waren stumm. Vater Brand schritt mit dem Pickel über die Grasfläche. Irgendwo lagen Steine, die vor langen Jahren Hirtenbuben zusammengetragen hatten. Er betrachtete die Stelle. Ein Blick nur, dann kam der Kari mit dem übrigen Werkzeug.

Sie schafften die Steine beiseite und begannen zu graben. Niemand sonst war in der Nähe. Wer verirrte sich in die tote Alp!

Die beiden taten ihre Arbeit rasch. Der Wind fuhr ihnen über die Köpfe. Der wilde Wind faßte auch Agnes, die sich erhoben hatte. Er riß an ihren Röcken und löste Strähnen ihres Haares. Von den wirbelnden Wolken und dem wilden Winde schwindelte ihr. Vielleicht auch von den wilden Gedanken. —

Es mochte eine halbe, auch eine Stunde vergangen sein, seit sie so stand.

Da sah sie die Männer mit der Arbeit aufhören. Wortlos wie sie gegraben hatten, kamen sie heran, faßten die Leiche an und trugen sie zu der Grube. Sie legten sie hinein. Und wieder begann das Schaufeln. Mit peinlicher Sorgfalt suchten sie zuletzt die Erdreste zusammen, die außerhalb des Grabes da und dort das Gras bedeckten. Genau wie vorher, als hätten sie sich die Lage jedes einzelnen Brockens gemerkt, schichteten sie den Steinhaufen wieder auf. Da blieb keine Spur dessen, was geschehen war.

Und wieder sprach keiner. Der Alte nickte, dann nahmen sie das Werkzeug zusammen.

Endlich kam Leben in die Agnes. Sie näherte sich. Ihr Schritte waren unsicher, und sie fuchtelte mit den Armen, als ob Gebärden ihr helfen sollten, wo sie nicht gleich Worte fand.

„Beten sollte doch einer," stieß sie heraus.

Der Vater trat auf sie zu und packte sie am Arm. In seinen Zügen war etwas, das so hart war wie die Steine, die sie da aufgeschichtet hatten. Die Tochter mit sich führend, schritt er dem Alpausgang zu. Der Kari folgte.

Noch ehe sie das Ende der Matte erreichten, taumelte Agnes und wäre gefallen, wenn Brand sie nicht gehalten hätte. Die Männer schöpften Wasser von einem Bache. Mit dem netzten sie ihr die Stirn. Dann schleppten sie sie weiter. —

Die Bäuerin stand unter der Tür, als sie in Sicht der Hütte kamen. Seit einer Stunde war sie da, von Unrast getrieben, ab und zu gegangen. Sie war totenbleich, aber auch sie fragte nicht, als die drei auf die Schwelle traten.

„Nimm sie, sie fällt sonst zusammen," sagte Brand und schob ihr die Tochter zu.

Die Frau legte den Arm um die Hüfte des Mädchens, aber es entwand sich ihr und hielt sich an den Wänden des Hausflurs. So tastete es sich in die Wohnstube. Die Mutter folgte.

Die Männer trugen das Werkzeug in den Stall. Dann kamen auch sie nach. Sie fanden die Agnes wild wie eine toll gewordene Katze. Sie schrie auf, als sie die beiden sah.

Die Mutter sagte mit dumpfem Ton: „Sie hat den Verstand verloren."

Kari starrte die Schwester an. Es schien auch ihm, der sich bisher nichts hatte merken lassen, übel zumute zu werden.

Nur der Bauer verlor seine starre Ruhe nicht.

Digitized by Google

Münchner Mädel

Gemälde von Prof. Hermann Groeber

Digitized by Google

Digitized by Google

„Mörder!“ schrie die Agnes. Sie lief in der Stube auf und ab, warf sich auf diesen Stuhl, auf jenen und sprang rasend wieder auf. „Schelme seid ihr!“ gellte ihre Stimme. „Was hat er euch getan? Ihr hättet gut mit ihm fahren können, wenn ihr nicht so stierig gewesen wäret. Jedem Schandmaul habt ihr geglaubt, was es von ihm Schlechtes wußte. Schelme, Mörder ihr!“

So in zerrissenen Sätzen schrie sie ihre Qual aus. Alles, was sich ihr in der vergangenen Stunde wie Eisen und Blei auf die Seele gelegt hatte, fauchte sie den Männern entgegen, und als der Vater auf sie zukam, um sie zu fassen, entriß sie sich ihm und hob die Finger wie Krallen gegen ihn.

„Schweig,“ keuchte Brand. „Schweig oder ich binde dich, daß du kein Glied mehr rühren kannst.“

Da glitt die Agnes an ihm vorbei der Tür zu. „Ich will es schon sagen, ich,“ kreischte sie. „Ich trage das nicht mit mir herum, daß ich daran ersticken muß. Und wenn wir alle zugrunde gehen, ich will es schon sagen!“

Schon riß sie die Tür auf. Schon war sie im Flur.

Da sprang der flinke Kari ihr nach und hielt sie fest. Mit dumpfem schwerem Schritt kam der Alte nach. Er packte die Tochter an beiden Schultern.

„Ich fürchte dich,“ murmelte Agnes.

Er antwortete nicht. Er riß sie nach dem Versteck hinüber, wo sie solange vor den Augen Achards verborgen gewesen. Er schob sie hinein und schloß hinter ihr ab.

Sie schrie und tobte wie eine Verzweifelte.

Er achtete nicht darauf. Der Kari stand im Flur und die Bäuerin in der Stube. An beiden ging er vorbei, zog seinen Rock aus und hängte ihn an den Nagel, wo er immer hing, wenn er zur Arbeit ging. Und zur Bäuerin wendete er sich: „Die schwarze Kuh ist nah am Kalben. Rufe mir, wenn es nötig ist,“ und zu Kari sagte er: „Komm mit, wir wollen grasen in der ‚Breite‘.“

❀ ❀ ❀

Der Tag verging.

In dem Kerker der Agnes wurde es still, ganz still. Die Mutter wollte nach ihr sehen, doch fand sie die Tür hoch mit Stroh zugeschüttet. Da lief sie zu ihrem Mann. „Du wirst das Kind doch nicht umkommen lassen?“ beschwor sie ihn.

„Sie hat Milch und Brot,“ antwortete er, kein Wort weiter.

Am Abend saßen sie beisammen in der Stube, die Mutter strickend, der Vater mit der Pfeife im Mund, der Kari in einem Kalender blätternd. Wohl eine Stunde saßen sie ohne zu reden da. Was sollten sie sagen?

Da wurde es vor dem Hause lebendig. Ein Leutnant und der kleine Sergeant traten in die Stube. Draußen sahen sie mehr Soldaten stehen.

Dem Kari zitterte der Kalender in der Hand. Die Bäuerin ließ das Strickzeug sinken, und ihre Augen wurden weit und bang. Nur der Vater paffte dicken Rauch aus seiner Pfeife und saß breit auf der Bank.

„Ist der Kommandant hier gewesen?“ fragte der Leutnant kurz.

„Vorbeigegangen wohl,“ antwortete Brand dumpf, kaum die Pfeife aus dem Munde nehmend.

„Wann?“ fragte der Offizier weiter.

„Heute morgen,“ gab der Bauer Bescheid.

„Wohin habt Ihr ihn gehen sehen?“ verhörte der Leutnant und schimpfte: „Zum Teufel, seid nicht so stockig und maulfaul.“

Dann ließ sich zum erstenmal die Wespe giftig vernehmen: „Die wissen wohl, warum sie nicht reden.“

Der Bauer rückte nicht von der Wand, an die er seinen breiten Rücken lehnte, aber er stemmte die Faust auf den Tisch und sagte: „Wir Bauern haben uns nicht um euch Soldaten zu kümmern. Was sollen wir wissen, wo euer Kommandant hingegangen ist? Der Bub da hat ihn gegen den Ruchen steigen sehen. Nicht wahr, Kari?“

Der Kari bekam Leben. „Ja,“ bestätigte er. „Gegen den Ruchen hinauf ist er gestiegen.“

Der Leutnant wendete sich zum Gehen.

„Ihr habt nicht alles gehört, was die wissen,“ zischte ihm der Sergeant auf Welsch zu.

„Gut, laßt sie mitkommen. Sie sollen uns den Weg zeigen,“ entschied der Leutnant.

Digitized by Google

So stiegen sie an den Ruchen hinauf. Die Welschen hatten Laternen bei sich, und als der Tag kam, waren sie noch auf dem Berge und hatten von dem Kommandanten keine Spur. Der alte Brand ging in steinernem Gleichmut seines Weges. Um Auskunft wendeten sich die Soldaten zumeist an den Kari.

Die Wespe machte sich an den Leutnant. „Traut ihnen nicht," raunte er. „Sie wissen mehr, als Ihr meint. Der Oberst hat ein Auge auf die Haustochter gehabt. Wer weiß, was sie mit ihm angefangen haben."

„Wir werden sehen," antwortete der junge Offizier.

Er ordnete den Abstieg an. Dabei ließ der Sergeant wie aus Zufall je zu beiden Seiten der Bauern einen Mann mit aufgepflanztem Bajonett gehen.

„Mit nach Altdorf," befahl der Leutnant, als sie wieder auf Sonnigegg ankamen.

Brand muckste nicht. Er stopfte die Pfeife zum viertenmal und ging an seinem Hause und der Frau, die eben heraustrat, vorbei, wie wenn sie ihm fremd wären.

Der Kari nahm es weniger gelassen. Er blieb stehen und rief dem Vater zu. „Wenn wir mitgehen, kommen wir nicht mehr lebend herauf. Man kann uns freie Leute doch nicht wie Schelme führen, wohin man will."

Der Alte stand still. Er neigte den dunkelbärtigen Kopf, wie wenn er auf eine ferne Stimme lauschte.

Schon wollten die Soldaten Hand anlegen und die beiden mit Gewalt weiter führen.

Da scholl von Altdorf herauf ein helles Trompetensignal.

„Er ist zurück," sagte der Leutnant. „Das gilt uns."

Wieder klang die Trompete dringender und mahnender in den Morgen.

„Eile!" sagte der Leutnant und befahl: „Laufschritt."

Der Sergeant stellte sich an die Spitze. Die kleine Schar eilte talzu.

Die beiden Bauern blieben allein.

„Sie kommen schon wieder," sagte der Kari.

Bevor sie ins Haus traten, hielt Brand ihn am Arm zurück. „Wenn es auskommt," raunte er mit gepreßter Stimme, „habe ich es allein getan. Hörst? Ich allein. Ich bin alt. Du nützest den Frauen mehr als ich. Du und der Hans, ihr werdet das Heimwesen wohl halten können."

In den paar Worten war ein Tod und eine Zukunft enthalten. Es war das erstemal, daß er über das furchtbare Ereignis sprach.

Die Bäuerin trat zu ihnen. „Die Agnes hat wieder geschrien," sagte sie.

Da begaben sie sich gemeinsam nach dem Versteck. Der Bauer räumte das Stroh hinweg.

„Komm heraus," sagte Brand, als er die Tür aufgeschlossen hatte.

Agnes kroch hervor. Sie sah zum Erbarmen aus. Das Haar hing in zwei gelösten Flechten schwer über die Schultern nach vorn. Sie begann mit schluchzender Stimme zu sprechen. „Ich — ich will schon schweigen. Nur — nur sperrt mich nicht mehr da hinein, wenn ich nicht verrückt werden soll."

Sie war zermürbt. Der furchterfüllte Blick suchte immer wieder das Gesicht des Vaters. Sie suchte darin nach der Lösung eines Rätsels. An diesem riet sie, seit sie da drinnen in dem Verschlag zu toben aufgehört und, nachdem die Erschöpfung sich gelegt, zu grübeln begonnen hatte. Der Vater war ein rechtschaffener Mann; sie hatte ihn nie anders gekannt. Auch ein gütiger Mann; sie hatte es oft erfahren. Und sie hatte ihn gern, mußte ihn gerne haben. Mein Gott, wie hätte es anders sein können? Warum nur hatte er das Furchtbare tun müssen? — Der Offizier! Noch spürte sie die Berührung seiner Lippen. Noch — das würde nun nie — nie mehr sein! Kriegszeit, sagte der Vater — Kriegszeit — der Vater —

Immer wieder kehrten ihre Augen zu den Zügen des Alten zurück.

Brand hatte ihr nichts entgegnet. —

Sie arbeiteten dann tagsüber. Jeder tat das Seine. Selbst Agnes tat es, mechanisch freilich. Und abends saßen sie wie immer in der Stube beisammen. Nur Worte hatten sie keine.

Aber verstohlen sah wohl auch Brand manchmal die Tochter an. Jetzt und noch an vielen Tagen nachher. Er sorgte sich

Digitized by Google

wohl um sie. Er sagte es nicht, aber er — sie war ihm doch immer das liebste Kind gewesen.

Einmal nachts in der Kammer sprach er zu seiner Frau: „Es ist ja hundertmal erwiesen, was er für ein Schlechter gewesen ist, der Franzos."

Das deutete vielleicht darauf hin, daß er den steten Vorwurf, die ewige Frage in Agnes' Augen las und sich vor sich selber rechtfertigte. —

Die Soldaten kamen nicht wieder. An jenem Tage nicht, an dem die Brands noch atemlos auf ihre Wiederkehr warteten und — den Vater ausgenommen — über jedes Geräusch erschraken. Und später nicht!

Über die kleine Welle, die über das Sonnigegg hingegangen, schlug eine größere See und begrub jene.

Am Abend jenes ersten Tages kam der Hans plötzlich auf den Hof. Die Franzosen waren abgezogen. Ihn hatten sie vergessen. Der General Lecourbe, der Oberstkommandierende in Uri, hatte einen eiligen Rückzug befohlen, da die Erfolge der feindlichen Österreicher bei Zürich ihn zur Unterstützung der dortigen Truppen zwangen. In dem allgemeinen Lärm und der Erregung dieses Rückzugs ging die Geschichte des vermißten Kommandanten Achard unter. Es war merkwürdig, wie niemand mehr nach ihm fragte.

Hans erfuhr, wo der Tote lag. Er war eines Tages auf der toten Alp und besah sich den Steinhaufen. Sonst betrat keiner mehr von den Brands die Stelle da oben. Nach wie vor sprach auch keiner von dem, was geschehen war.

Agnes klagte nicht. Sie zeigte auch den Männern keine böse Mienen, aber sie betete viel in der Kirche und daheim. Sie wurde sehr still. Ihr Herz ging, ihr unbewußt, zu dem zurück, der da oben auf der Alp lag. Wie es so geht, wenn die Zeit mit ihrer mildernden Hand Gewalt bekommt, erschien ihr besser, was an jenem Fremden gut gewesen und was sie Schlechtes von ihm gehört hatte, verlor seinen Eindruck. Nach und nach erst vertiefte sich das Gefühl, über das sie sich nicht klar gewesen war, und wuchs sich die Erinnerung an den Toten zu einem seltsamen, nagenden Heimweh aus. Je mehr sie sich aber in diese hungernde, heimliche Sehnsucht verbohrte, um so zurückhaltender wurde sie gegen die Ihrigen, und um so deutlicher leuchtete die stumme Frage aus ihren Augen, wenn sie den Vater ansah.

Brand fühlte das und daß ihm die Liebe der Tochter darob abbröckelte, wie Ufersand, an dem das Meer frißt. Es kam ihn hart an. Aber er verbiß das. Er bekam nur im Gesicht einen Ausdruck, als ob ihm eine Krankheit die Wangen abzehrte.

Die Agnes heiratete nicht, obwohl einige Burschen kamen, denen das schöne Mädchen in die Augen stach. Sie nannten sie bald nur spöttisch die Klosterfrau, weil sie so scheu und fromm war. Aber ins Kloster ging die Agnes nicht.

Sie starb früh.

Die Mutter, als sie mit gefalteten Händen an ihrer Leiche stand, sagte: „Es hat sie in den Boden hineingedrückt."

Brand war bei der Toten eine ganze Nacht allein.

Die beiden Alten waren aber zäh. Sie bogen wohl die Rücken, aber sie gingen nicht zugrunde.

Neue Ereignisse und neue Schrecken brachen über Land und Haus herein. Schlachten wurden geschlagen, Altdorf ging in Flammen auf. Aus der Blut- und Feuerzeit bauten der Kari und der Hans sich den eigenen Herd.

⌘ ⌘ ⌘

Die alte Frau schwieg.

Es war tiefspäte Nacht geworden und so dunkel, daß keines mehr das andere sah. Selbst die Fliegen hatten sich zur Ruhe gesetzt. Die Nachluft wehte kühler durch die Fenster.

„Ist das Grab noch auf der Alp?" fragte der Augustin.

„Es ist," antwortete die Ahne.

Dann erhob sich die Mutter Franziska zuerst. Auch die andern gingen schlafen. Die Ahne war die letzte. Sie machte die Fenster zu und sah nach dem Himmel. Da glänzte ein Mondstreif, wo das blutige Rot erloschen war.

Die alte, hagere Frau stand lange und schaute hinüber. Was sah der Mond? Wieviel Totengesichter! Wieviel Brände und Ruinen! Wieviel Elend und Angst und schlaflose Augen! — Kriegszeit! — Kriegszeit! — Furchtbare Zeit!

Digitized by Google

Schmerzensreich unter den Menschen

Von Ina Seidel

DER Rauch der braunen Kerzen stand
Dick in der Halle, weindunstschwer.
Die Kränze welkten an der Wand,
Die Silberschüsseln waren leer.
Der Schenke gab gut Acht und lief
Und füllte die Pokale frisch, —
Doch Mancher hing im Sessel schief
Und glotzte glasig übern Tisch.

Und einer sang zurückgelehnt
Ein gröhlend Lied für sich allein,
Ein andrer, der grad' laut gegähnt,
Fiel stammelnd in die Weise ein.
Und der stand trutzend aufgestemmt
Und prahlte toll in trunk'nem Mut,
Und einer saß, von Wein beschwemmt,
Und jammerte, er tränke Blut. —

Graf Jürgen ließ die Blicke stier
Auf einem leeren Sessel stehn.
„Ich sehe Manchen doppelt hier,
Doch Einen kann ich nicht mehr sehn!
Den mit dem Namen, — ei verdammt!
Den blonden Kerl, wie heißt er gleich?
Hol euch der Teufel allesamt!
Wo ist der Junker Schmerzensreich?"

Der Diener grinsend Antwort gab
Und goß dem Herrn von Neuem ein:
„Der Junker ging zum Stall hinab,
Weiß Gott, er muß noch drunten sein." —
„Beim Fechten schlapp, beim Saufen faul,
Hat keiner Zucht und Sitte Acht,
Schleicht fort und schläft bei seinem Gaul!
Kommt, laßt uns sehen, was er macht!"

Digitized by Google

Der nicht umsonst „der Dicke“ hieß,
Auf stand er polternd mit Geschnauf,
Zurück den schweren Stuhl er stieß,
Die breite Tür flog wehend auf.
Schwerbeinig kam es hintendrein
Und torkelte und spie und schrie,
Trat fehl im blassen Mondenschein,
Und auf den Schloßhof kamen sie.

O, Mond, der von den Zinnen träuft,
O, Silberhimmel ohne Grund!
Nachtwind, der so verstohlen läuft,
Den Duft schwenkt aus der Blüten Rund! —
Sie spürten kaum den reinen Hauch,
Da fiel auch einer und in Ruh
Sprach er: „Ich spür's, ich und mein Bauch,
Wir wollen schlafen! deckt mich zu!“

Die Stalltür knarrte. „Ha, da ist
Der Junker ja!“ Graf Jürgen schrie
Und stampfte näher durch den Mist
Und schlug sich brüllend auf die Knie'.
Im Mondlicht, das so bläulich bleich
In niederem Gewölbe hing,
Sah man den Knaben Schmerzensreich,
Der eng des Hengstes Hals umfing

Und ihn auch jetzt nicht fahren ließ.
Es mischte sich sein schimmernd Haar
Licht mit dem storren Mähnenfließ,
Das feucht von seinen Tränen war.
Er blickte auf den trunknen Chor
Und bot sich ihrem Spotten stumm.
Die Augen quollen ihnen vor,
Sie sanken fast vor Lachen um.

„Was tust du hier?“ Der fette Graf
Schnappte nach Luft. „Suchst Zeitvertreib?
Vielleicht gemeinschaftlichen Schlaf?
Was gilt's, du suchtest hier ein Weib . . .“
Jäh scheut der Knabe vor der Kluft,
Die zwischen ihm und ihnen starrt.
„Ich ging hinunter, weil die Luft
Im Saale mir zu drückend ward.

Digitized by Google

Ich wurde trunken, wie Ihr seid,
Dann wird das Herz mir immer schwer.
Dann weiß ich nur von einem Leid
Und keiner andern Sehnsucht mehr.
Dann ist es um der Stunde Glück
Und ist um meine Ruh geschehn,
Dann will ich in den Wald zurück
Und will die Menschen nicht mehr sehn! ..."

„Ha, Schmerzensreich!" Graf Jürgens Hand
Winkte den andern Schweigen zu. —
„Hör, man erzählt sich allerhand, —
An einer Hirschkuh trankest du??"
„An meiner süßen Mutter Brust
Trank ich den warmen Lebenssaft,
Doch später sog ich voller Lust
Mir aus der Hinde Zitzen Kraft.

Drum renn' ich, wie der Hirsch nur kann,
Und habe Flechsen wie von Stahl ..."
Die Runde grinste. „Höre dann,"
Graf Jürgen fragte noch einmal,
„Ihr sollt auch nackt gegangen sein ...
Frort ihr da nicht? Ich meine so,
Das ist ganz gut im Sonnenschein
Doch immer macht's gewiß nicht froh."

„Ich weiß es nicht, ich fror auch nie,
Nachts lag ich in der Mutter Arm,
Wie einen Mantel hüllte sie
Ihr Blondhaar um uns beide warm.
Da war ich ihrem Herzen nah
Wie einst, als ich darunter schlief,
Von ihr umgeben lag ich da
Und spürte ihren Atem tief.

Mein Fuß war hürnen wie ein Huf
Und raschelte so schnell und fest.
Ich kannte jeden Vogelruf
Und rief ihm Antwort ins Geäst.
Ich lernte, wie das Eichhorn klimmt,
Das blitzschnell um die Stämme faucht,
Und schwamm so, wie der Otter schwimmt,
Der pfeilgrad in die Tiefe taucht.

Digitized by Google

Ich konnt' in gläsern grüner Flut
So hell wie in der Sonne sehn
Und immer fühlte ich mein Blut
Quellheiß durch meine Glieder gehn . . ."
Er lächelte. „Mir wuchs ein Flaum
Auf Arm und Rücken, schimmernd hell,
Im Schatten merkte man ihn kaum,
Das Licht versilberte mein Fell . . ."

Da war es aus. Da heulte toll
Der Bande viehisch Lachen los.
Der Rosse Klirr'n und Stampfen scholl,
Des Knaben Blick ward fremd und groß.
Und einer gurgelte, — er sah
Rot aus und wies voll Hohn auf ihn, — :
„Da wart Ihr gleich den Tieren ja!
Ja, gleich den Tieren!" Wie sie schrien!

Und Schmerzensreich verbarg sein Haupt
An seinem Roß, das bebend stand,
Und weinte, aller Kraft beraubt,
Wie einer, der sein Leid erkannt.
„Ja," schluchzte er, „o, holde Zeit, —
Ich und die Mutter, — nicht wie Ihr, —
In unsrem Wald, weit von Euch, weit, —
Ja, wie die Tiere waren wir!"

Digitized by Google

Die Franzosenseele

Blätter aus meinem Notizbuche von Otto Röse

Die französische Mentalität

Es wundert mich immer, wie die Menschen sich untereinander verständlich machen. Die Sprache, die der Schöpfer anscheinend zu diesem Zwecke bestimmt hat, täuscht. Man spricht, glaubt sich zu verstehen und hat sich doch nur mißverstanden. Das Wort hat für jeden eine andere Bedeutung. So bedauerlich das ist, müssen wir's doch als eine gottgewollte Unvollkommenheit hinnehmen, für die auch keine schulgerechte Begriffsbestimmung der Vokabeln Abhilfe schafft. Unter Zahnweh verstehe ich doch etwas anderes als mein Nachbar. Reden wir von Liebe, Edelmut oder Ruppigkeit, so meinen wir erst recht verschiedenerlei, je nachdem, was wir unter der Firma dieses oder jenes Wortes erlebt haben. Ein und derselbe Mensch versteht auch im Laufe seines Lebens die Worte verschieden. Heute lese ich aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" etwas anderes heraus als vor zehn oder zwanzig Jahren. Wer hin und wieder die Bibel vornimmt, weiß am besten, daß man nicht in der Schule, sondern erst im Leben lesen lernt. Sinn bekommt das Wort erst durch den Inhalt, der hineinwächst, und nur soweit, als der Inhalt unseres Lebens mit demjenigen anderer Menschen übereinstimmt, können wir uns mit ihnen verständigen. Schon unter Kindern ein und desselben Volkes ist das selten; aber gar unter Menschen verschiedener Zunge!

Als ich vier Wochen lang bei den Franzosen war, dünkte mich, wir verstünden uns prächtig; nach zehn Jahren fand ich das gar nicht mehr; nach zwanzig sah ich ein, daß die Kluft, die uns trennte, unüberbrückbar ist. Das alles im besten äußeren Einvernehmen, ohne Spur von Abneigung. Die Gottesgeschöpfe, die unter dem Namen Franzosen auf Erden wandeln und ein schönes Land bevölkern, sind mir trotz aller abscheulichen Streiche, die von einzelnen verübt und von vielen gutgeheißen werden, im allgemeinen noch heute ein liebes Objekt der Studien, gerade weil sie anders denken und fühlen als wir. Ich finde es richtig, daß sie von einer mentalité française im Gegensatz zur mentalité allemande sprechen. Nur glaube ich, daß es sich dabei weniger um einen physiologischen Unterschied der Rassen als um eine Entwicklung handelt, die in der Umwelt hüben und drüben verschiedenartig vor sich geht. Ein Urfranzose, Chamisso, der als Kind herüberkam und als königlicher Page in Berlin erst deutsch lernte, hat unsere Gefühls- und Gedankenwelt derart aufgesogen, daß manche seiner Gedichte sich überhaupt in keine romanische Sprache übersetzen lassen. Ich entsinne mich noch, wie ich mit Augusto Ferrero, dem feinsinnigen Dichter aus der Carducci-Schule und glühenden Freunde unserer Literatur, Chamissos Werke ins Italienische übertrug. Bei „Frauen-Liebe und Leben" blieben wir stecken. Da versagte die Sprache, kein romanischer Ausdruck wollte sich mehr mit dem deutschen decken. Mit Worten der Liebe haben Italiener sowohl als Franzosen Gewohnheiten des Fühlens und Denkens verbunden, die von den unsrigen soweit verschieden sind, daß ihnen der Ausdruck für unsere Herzensangelegenheiten fehlt.

Ein anderes Beispiel für französische Mentalität und Sprache: Als vor drei Jahrzehnten die Faustübersetzung von Sabatier erschien, staunten wir Deutschen über den Franzosen, der unsern Goethe wirklich verstanden hatte. Seine Landsleute aber schüttelten den Kopf: „Ce n'est pas français!" Natürlich war's nicht französisch gedacht, wenn auch sprachlich tadellos. Französisch hingegen denkt Gabriel Hanoteaux, Mitglied der Akademie, früherer Minister des Auswärtigen und nach Art seines Landes hochgebildet, wenn er jetzt im Figaro schreibt, daß Goethes „angebliches Genie" aus Gedächtnistechnik, Spürsinn und pimpliger Kleinmalerei bestehe. Das ist ihm nicht weiter übelzunehmen: er folgt der mentalité française.

Virtuosen der Sprache

Was uns Deutschen abgeht und worin wir die Franzosen zum Vorbild nehmen sollten, ist die liebevolle Pflege, die sie ihrer Muttersprache angedeihen lassen. Von der Klippschule an lernt das Kind, sich korrekt, klar und in gefälliger Form auszudrücken. Wenn der Schluß des Schuljahres gefeiert wird, ist es ein Vergnügen zuzuhören, wie die Französchen vom Primus omnium des Lyzeums herab bis zu den Kittelmännchen der Dorfschule und vollends die Mädchen mit ihren fixen Mündchen, je nach der Klasse, der sie angehören, Reden halten, Fabeln aufsagen oder Dialoge vortragen, alles mit sauberer Diktion und angenehmer Gewandtheit. Um die Seele der Franzosen zu verstehen, muß man beobachten, mit welcher leichten Anmut sie sich infolge natürlicher Begabung und zweckmäßiger Übung austut, recht im Gegensatz zur unsrigen, die uns ohnehin schon tiefer im Leibe drin steckt und aus ihrem härteren Gehäuse selten schulgerecht herausgeholt wird.

„Wir sind in unsre Sprache verliebt," erklärte mir ein Franzose. Ich sagte ihm darauf eine Artigkeit, worauf er hinzufügte: „Leider nur ist das unser Verhängnis. Wir reden, um zu reden, und reden uns ins Unglück. Die Worte brauchen keinen Sinn zu haben, aber je hohler sie sind, um so höher tönen sie, um so mehr begeistert der Redner sich selbst und seine Zuhörer. Nun sehen Sie,

Digitized by Google

wohin wir mit unserer Revanchereederei gekommen sind, die kein vernünftiger Franzose ernst genommen und an der sich doch alle berauscht haben. Die Redekunst ist unsere große Orgel. Wir haben alle Register gezogen, aber ich fürchte, sie spielt uns keinen erfreulichen Marsch."

Freilich ist das eine Kehrseite des Muttersprachenkultus, die sich nicht zur Nachahmung empfiehlt. Sie spielt aber eine so große Rolle im Leben der Franzosen, daß man sie ins Auge fassen muß, wenn man die Psyche und das aus ihr selbst erwachsende Schicksal dieses Volkes begreifen will. Beachtenswert ist schon die Zeit, in der sich die Redekunst zur Virtuosität gesteigert hat: kaum seit einem Jahrhundert! Das scheint auf den ersten Blick verwunderlich, da man meint, in der großen Revolution sei auf diesem Gebiete schon Genügendes geleistet worden. Aber Mirabeau, Danton, Robespierre und Genossen, die von der Tribüne der Konstituante und des Konvents herab donnerten, machten es noch wie ihre großen Vorgänger von der Kanzel, Bossuet, Fénelon, Massillon und Fléchier, die ihre Predigten im stillen Kämmerlein ausfeilten und aus dem Manuskript dann vorlasen, stückweise wohl auch auswendig wußten. Die Fertigkeit, den Stoff auf der Tribüne frei zu gestalten, entfaltete sich erst in der Kammer des restaurierten Bourbonenkönigtums und weiterhin unter Ludwig Philipp, wo Guizot, Thiers und Berryer als Hauptkünstler auftraten. Gleich zu bemerken ist, daß zwei dieser Männer Provenzalen waren, der dritte ein Germane, denn Berryers Vorfahren hießen Berger und waren aus Deutschland in Frankreich eingewandert.

Ein Provenzale war es wiederum, der den vollendeten Typus des französischen Rhetors darstellte: Gambetta konnte überhaupt nur reden. Er sagte mit köstlicher Offenheit von sich selbst, daß er still nicht denken könne; er müsse sich hören, um zu denken. Dabei ein grundgescheiter, staatsmännisch wirklich begabter, in seiner Weise großer Mann. Pläne, mit denen er nicht gleich vor vielen Ohren herausplatzen durfte, entwickelte er im Freundeskreise, der sozusagen Geburtshilfe leistete. Während das Massenaufgebot der Nationalverteidigung 1870/71 in Eis und Schnee darbte, saß der Diktator erst in Tours, dann in Bordeaux an reichgedeckter Tafel und feierte mit muntern Zechgenossen gleich die Taufe seiner Geisteskinder, sowie er sie zur Welt brachte. Man hat ihm das zum Vorwurf gemacht und gegnerischerseits später boshaft die Depesche veröffentlicht, die er anderwärtigen Kumpanen gerade in jenen Zeiten des Massenelends schickte: „Fumez de bons cigares et soyez de bonne composition." Aber sein Seelchen brauchte das. Er konnte sich auch nicht vorstellen, daß seine Gehilfen etwas Tüchtiges schaffen könnten, wenn sie's nicht in Gesellschaft ausheckten. Später wurde er freilich vorsichtiger. Wenn er denken wollte, ließ er sich da seinen Schildknappen Spuller kommen, legte sich aufs Sofa und sprach. Von dem, was er so laut gedacht hatte, war manches gut. Hätte die Republik z. B. rechtzeitig die Einkommensteuer eingeführt und die Eisenbahnen verstaatlicht, so würde sie jetzt nicht in so arger Not stecken. Aber gerade um dieser gemeinnützigen Pläne willen hat die Hochfinanz, die nicht zu reden, vielmehr still auf eigene Rechnung zu handeln pflegt, dem mitteilsamen Staatsmanne das Genick gebrochen.

Der Berliner Volksmund rät: „Kinder, macht die Klappe zu, es zieht!" und im Pariser Rotwelsch selbst entstand mit Anspielung auf den Gasbrenner Auerschen Patentes (bec Auer, sprich Dähr) die populäre Mahnung, den Schnabel zu halten: „Ferme ton bec Auer, il y a du courant d'air." Die Franzosen hätten sich indes im Zugwinde der eigenen Reden keinen so argen Schnupfen geholt, wenn nicht gleichzeitig mit der virtuosen Entwicklung ihrer Redekunst eine Verwandlung ihres politischen Wesens und ihres ganzen öffentlichen Lebens eingetreten wäre.

Es war einmal

Es war einmal ein französisches Bürgertum, das Gemeinsinn mit Tatkraft verband, seine Rechte dem König abtrotzte und den Bischof totschlug, wenn er die Gasse der Gemeindefreiheit sperren wollte. Aber das war vor drei Vierteljahrtausenden, und danach kräht kein Hahn mehr. Aus dem Aufschwung, der dem Handel und Verkehr der Kreuzzüge folgte, erwuchs ein Gemeindeleben, dessen Typus sich bei uns mit den freien Reichsstädten bis heute fortgesetzt hat und in anderer Form durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung Gemeingut der Nation geworden ist. Gedeihen konnte es in der Vergangenheit wie in der Gegenwart nur durch Bürgersinn, der seine Pflicht erfüllt und bei aller Selbstherrlichkeit der Gemeinde auch dem Vaterlande gegenüber seine Schuldigkeit tut. Mitten in die Blütezeit der französischen Stadtrepubliken fiel der Einbruch der verbündeten Engländer, Flandern und Deutschen. Aller Hader schwieg, jede Gemeinde schickte ihr Fähnlein zum Heere des Königs, der Feind wurde geschlagen (Bouvines 1214).

Das war die erste der Schlachten, in deren Feuer Frankreichs Einheit geschweißt worden ist, viele Jahrhunderte früher als die unsrige. Wir haben dabei geholfen und dann den Gegendienst der Franzosen empfangen. Nur hat der Gemeinsinn des Bürgertums bei uns die nationale Einigung überdauert und aus ihr selbst heraus die neuzeitige Blüte der Selbstverwaltung getrieben, wogegen er bei den Franzosen schon am Ende des 13. Jahrhunderts dem vereinten Druck des Königs und der Geistlichkeit zu weichen begann. Den Garaus machte ihm das 17. Jahrhundert. Da gab es unter Ludwig XIV. soviel Geld und Ehren zu verdienen, daß die Jagd nach Gewinn im Hof-

Digitized by Google

und Staatsdienste den Rest bürgerlichen Pflichtbewußtseins brach. So entstand der Bourgeois der Neuzeit, der nur für sich und seine Familie Sinn hat, in seiner Weise ehrenwert und zuverlässig, aber politisch ausgelaugt und für Zwecke des Gemeinwohls nicht mehr zu gebrauchen ist, weil er Pflichten dieser Art als für seine Privatangelegenheiten hinderlich ablehnt. Ein Werk der Zerstörung hat er noch vollbracht, indem er mit Hilfe der Armen und Ärmsten die große Revolution vollzog. Durch drei weitere Umstürze hat er auch sein Ziel erreicht, Männer der eigenen Kaste zur Regierung zu bringen; aber seine staatsbildende Kraft war längst erschöpft. Nie wieder hat sich in ihm der Trieb geregt, mit eigner Kraft in Staat und Gemeinde tätig einzugreifen. Als die Regierung Ludwigs XVI. die von der Revolution vernichtete Selbstverwaltung wiederbeleben und eine Gemeinde- und Kreisordnung in freiheitlichem Sinne selbst auf dem Präsentierteller brachte, hat das französische Bürgertum bestens gedankt. Es wollte die Rechte einer herrschenden Klasse genießen, aber nicht deren Pflichten erfüllen. Und wie das Bürgertum ist der Arbeiterstand, der damals in den Kammern noch nicht mitsprach, auch in der Folge, als er parlamentarisch zu Worte kam, nie für Selbstverwaltung eingetreten. Der französische Arbeiter wünscht, selbst Bourgeois zu werden, oder verlangt, daß der Staat ihn ernährt. Schon aus diesem Grunde ist jeder Versuch einer sozialen Gesetzgebung nach deutschem Vorbild in Frankreich gescheitert, weil er die gemeinnützige Mitwirkung der Versicherten voraussetzt. Die Landbevölkerung aber läßt sich erst recht nicht zur Arbeit für das große Ganze bringen.

Während Deutschland durch den tätigen Gemeinsinn seines Volkes erblüht, bleibt Frankreich wirtschaftlich zurück, verwaltungsrechtlich erstarrt in einem Bureaukratentum, das von der Hauptstadt aus alles regelt, politisch der Spielball von Strebern, die sich auf allgemeine Kosten bereichern.

Rassenfrage

„Trotz der französischen Revolution gibt es noch immer zwei Völker in Frankreich: einerseits die Gallier und anderseits die Körperschaft der lateinischen Verwaltungsbeamten nebst Trümmern der germanischen Aristokratie.“ So bemerkte Taine in seinem „Carnet de voyage“ (1864). — Die germanischen Eroberer, die von vornherein eine kleine Minderzahl bildeten, sind bis auf spärliche Reste in der Masse der romanisierten Gallier untergegangen. Das ist — auf die Rassenfrage zurückgeführt — der Sinn der französischen Geschichte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Dann trat das gallische Ideal der demokratischen Gleichheit in Kraft, wie jedes Ideal unerreichbar und hier insofern verfehlt, als geschickte Macher, energische Streber und schlagfertige Redner, das heißt gerade nicht die zu gemeinnütziger Arbeit berufenen Persönlichkeiten, obenauf kamen und die Gleichheit zum eigenen Vorteil durchbrachen. Da nun die Fähigkeit, das Volk an der Nase herumzuführen, besonders im Wesen der Südfranzosen liegt, sind Provenzalen und Gascogner die Herrscherrasse des modernen Frankreichs geworden. Alphonse Daudet, selbst ein Provenzale, gab seinem Numa Roumestan, dem Roman mit dem köstlichen Gambettatypus als Hauptfigur, das Motto: „Zum zweiten Male haben die Lateiner Gallien erobert,“ was in schalkhafter Form dasselbe besagt, wie die Bemerkung des nordfranzösischen Geschichtsphilosophen Taine.

Beide schweigen noch von einem dritten Herrenvolke, das allerdings erst nach ihrer Zeit öffentlich die Hand auf das Land gelegt hat. Diese neuen Eroberer sind an Zahl die geringsten, die jemals Gallien zum Gehorsam zwangen. Ganz Frankreich zählt nicht viel mehr Juden als unsere Reichshauptstadt Berlin. Um so bewundernswerter ist die Intelligenz, Rührigkeit und Energie, mit der sie ihre Herrschaft in der Republik aufgerichtet haben. Sie leiten die Hochfinanz, von der die Regierung, das Parlament und die Presse nur Ausflüsse sind. Mehr als die Hälfte der Präfekturen ist mit ihren Stammesgenossen besetzt, die mit Geschick die Weisungen der verschiedensten Ministerien ausführen und nach Bedarf die Wahlen machen. Die lächelnde Skepsis, mit der sie den Parteiprogrammen gegenüberstehen, zeugt von sachlichem Urteil und richtiger Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen. Ob konservative oder fortschrittliche Republikaner, Liberale, Demokraten oder auch rotradikale Sozialisten an die Regierung kommen — betreiben läßt sich doch nur diejenige Politik, die der Hochfinanz genehm ist. Gerade weil die Hüter des Großkapitals keinen Umschwung wünschen, lassen sie immer neue Gesichter in den Ministerien auftauchen. Das sieht so aus, als ginge die Sache vorwärts, als bliebe die Staatsentwicklung in frischem Fluß. Und niemand betreut die Geschäfte der Bankbarone so wirksam, wie ein radikaler Volksbeglücker, der sein angehendes Kapitalistenherz entdeckt.

Spießbürgeridyll

Zur guten bürgerlichen Kinderstube gehören zwei Lehren, die dem Französchen eingeprägt werden: 1. Misch' dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen; 2. Bring' dich nicht ins Gerede der Leute. Als Dinge, die einen nichts angehen, gelten die Staatsgeschäfte, und ins Gerede der Leute kommt man, wenn man als „Politiker“ in die Öffentlichkeit tritt. Kein Sohn einer achtbaren Familie möchte daher die Finger ins politische Gewerbe stecken. Der Staat aber, dem die klugen und redlichen Kräfte des Landes entgehen, gerät in Abenteuer, die den Bürgern selbst ein Greuel sind. Gewiß hat der

Digitized by Google

Bürgerstand zu dem Ärgsten, was jetzt aus dem Treiben der politisch-finanziellen Freibeuter entstanden ist, nicht tätig beigetragen, aber er hat es geschehen lassen, weil er sich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen wollte. Das ist sein Verhängnis und das Schicksal einer Nation, die ihre frühvollzogene Einigung mit der Erschöpfung derjenigen Kräfte bezahlt hat, welche durch Besitz, Bildung und geschichtliche Tatsachen zur Führung des Volkes berufen waren und allein imstande gewesen wären, Freiheit mit Ordnung im Staate zu vereinigen.

Was in der Schicksalsstunde des französischen Volkes die Gebärden einer Tragödie annimmt, ist in Friedenszeiten aber ein Idyll, weil eben nichts geschieht. Gar behaglich lebt sich's, wenn man für nichts weiter sorgt als für sich und die lieben Seinen. Was französisches Familienleben ist, wie fröhlichen Sinnes da knapp gewirtschaftet und fleißig gearbeitet wird, wie anständig und nett es da zugeht, davon macht sich der Fremde keinen Begriff, weil er es nicht zu sehen bekommt. Die Familienglieder verkehren nur unter sich und lassen sich nicht in den Topf gucken. Oft habe ich mich gefragt, weshalb die französische Romanliteratur kaum Spuren von der ehrbaren Wirklichkeit dieses bürgerlichen Daseins aufweist, vielmehr die Sitten des Landes phantasievoll verleumdet. Vielleicht kommt das daher, daß kein romanhafter Zug in solchem Leben liegt. Die Pariser Kosmopolis, d. h. der kleine Bruchteil der Hauptstadt, der von Fremden durchsetzt ist, dient dem Schriftsteller als Modell, und danach bildet der Ausländer sein Urteil.

Im französischen Bürgerleben finde ich etwas von dem rührenden Kleinglück unsres Leberecht Hühnchen wieder. Weniger Gemüt allerdings, aber eine große Gabe, all und jedem eine freundliche Seite abzugewinnen. Ziel des Daseins ist, schon als munterer Vierziger sich vom Geschäft zurückzuziehen, eine petite maison mit einem petit jardin zu bewohnen, petits lapins zu züchten und sein Petit Journal zu lesen. Alles klein wie der Gedankenkreis, in dem sich die lebhafte Intelligenz dieses Völkchens tummelt; klein auch zumeist das Einkommen, von dem aber immer noch etwas übrigbleibt. Der Durchschnittsbedarf eines französischen Haushalts ist geringer als derjenige eines deutschen; das Gehalt eines französischen Beamten übersteigt kaum die Hälfte desjenigen, was ein deutscher in entsprechender Stellung bezieht; mit mäßigem Gewinn begnügen sich auch Gewerbe und Handel. Um so ergiebiger sind allerdings die Raubzüge, die von den Freibeutern der Börse, der Presse und der Politik auf Kosten der Allgemeinheit verübt werden. Doch diese kommen, da die Presse beteiligt ist, selten zur Kenntnis der Beraubten. Von den Milliarden, die bei den Russenanleihen in unbefugte Taschen geflossen sind, hört man in Frankreich bis jetzt noch nichts. Es muß schon knüppeldick kommen, wenn der Spießbürger wild werden soll. Er ist das geduldigste Lamm, das je sich scheren ließ, und meint auch meistens, daß nichts zu gewinnen sei, wenn der Schermeister wechselt. In Deutschland hat es beim glänzendsten Aufschwung der Wirtschaft soviel Mißvergnügen gegeben wie in keinem anderen Lande der Welt; in Frankreich hingegen, wo nichts vorwärtsging und nur die Lebensmittel-Preise stiegen, schnallte sich der Bürger zwar nicht entzückt, doch mit gewohnter Genügsamkeit den Leibgurt enger.

Den Spießbürger, der noch an politische Ideale glaubte, auf Menschenrechte, Freiheit und Fortschritt schwor, sehen wir in Henri Monniers Monsieur Prudhomme, der sich noch politisch betätigte und bei all seinem gründlichen Philistertum in den hochtönenden Phrasen der großen Revolutionäre schwelgte. Als Hauptmann der Bürgergarde empfing er von seiner Kompagnie einen Ehrensäbel und sprach: „Dieser Säbel ist der schönste Tag meines Lebens. Er soll mir dazu dienen, die Verfassung zu verteidigen und nötigenfalls sie zu bekämpfen.“ Darüber lachte man. Aber in dieser Beredsamkeit lag noch Überzeugung. Was Monsieur Prudhomme zum Ausdruck brachte, war der Inhalt seines politischen Lebens; den baren Unsinn, den er redete, meinte er ehrlich.

Der französische Bürger der Gegenwart glaubt in der Politik überhaupt nichts mehr, ergreift auch nicht mehr das Wort. Er genießt die Reden seiner Minister und Deputierten als Kunstleistungen und denkt sich weiter nichts dabei, als daß die Herren etwas von ihm wollen. Hinter jedem Worte wittert er etwas anderes, als was es ehemals bedeutete. Was? Dasselbe, was Karl Hillebrand von der Zeit des Julikönigtums im Gegensatz zu dem vorangegangenen Abschnitt meinte, als er schrieb: „Alles, wofür sich jene Zeit begeistert hatte, höhlte sich immer mehr zu leeren Worten aus; an Stelle der Gedanken und Gefühle, welche jenes Geschlecht erfüllt hatten, traten immer wesenlosere Formeln, hinter denen sich am Ende nur noch nackte Begehrlichkeit und rohe Selbstsucht notdürftig versteckten.“

Schon damals? Aber wie erst jetzt!

Das goldene Zeitalter

Renan wurde einst gefragt, in welchem Zeitalter der Weltgeschichte er am liebsten hätte leben mögen. Der greise Philosoph, der bei seinen geschichtlichen Betrachtungen immer die Gegenwart ins Auge faßte, gab den Bescheid: „Zur kaiserlichen Verfallzeit in Rom.“ Als Lebenskünstler, der er war, meinte er damit die Neuzeit in Paris. Natürlich dachte er nicht in erster Linie an Maxim, Montmartrekneipen und andere Stätten der Sinnenlust, obgleich er auch nach dieser Seite nicht unempfänglich war. Folgt man seinen Gedankengängen mit dem freundlichen Verständnis, das sie verdienen, so findet man in ihnen den Leberecht Hühnchen der Philo-

Digitized by Google

sophie. Was ihn im Paris der Neuzeit wie im Rom der späten Kaiserzeit bezauberte, war der Höhepunkt einer Kultur, die über die Leidenschaften der Politik hinweg ist, nicht mehr in Entwicklungsschmerzen ringt, vielmehr in friedlichem Behagen sich des Errungenem freut. Die Geisteskräfte steigen aus dem Erdenstaube, den der Streit um die Nützlichkeiten des Gemeinwohls aufwirbelt, empor zu heitern Regionen, wo der Genuß des Schönen in Kunst, Literatur und Wissenschaften winkt. Niemand hat das so innig genossen wie Renan, niemand auch eine so andächtige Gemeinde feinsinniger Genießer gebildet wie dieser selige Kaplan der Weltlichkeit.

Als Wahrzeichen von Paris gilt den Provinzlern und Ausländern der Boulevardier spirituel (auch ein unübersetzbares Wort), der alleweil in den Zeitungen spukt. Doch dieser gehört der Vorwelt an und ist in seiner Urform nur noch fossil in der Diluvialschicht des zweiten Kaiserreiches zu finden. Die jetzige Blüte Pariser Geistes sprießt nicht aus dem Kreise witziger Lebemänner und liebenswürdiger Schwerenöter; sie tritt nicht mehr prahlerisch hervor, hat nichts mehr von der Bravour Dumasscher Musketiere und Sardouscher Komödienhelden. Sie ist stillfein. Man findet sie besonders in ehemaligen Patrizierhäusern, deren Paris, trotz aller Abbrüche, noch eine Menge aus Bauzeiten mehrerer Jahrhunderte hat, in Räumen, deren Mietswert so gering war, daß sie wer weiß wie lang als Lagerstätten für Drogen, Borsten und andere Waren en gros gedient haben, bis sie vom neueren Geschlecht der Intellektuellen entdeckt und in ihrer Schönheit gewürdigt wurden. Da leben Menschen umgeben von guten Büchern in schönen Ausgaben und edlen Einbänden, geistige Epikuräer, die sich nicht zuviel mit Materiellem belasten, keine ausgedehnte Geselligkeit treiben, gewählten Umgang pflegen, zierliche Speise von gediegener Köchin prutzeln lassen und den erlesenen Tropfen im Keller selbst überwachen. Das Weltgetriebe betrachten sie „au point de vue du Sirius“, wie Renan zu sagen liebte: aus der Sirius-Perspektive, sub specie aeterni, oder auf deutsch ein bißchen derber ausgedrückt: vom Standpunkt heiterer Wurstigkeit. Glückliche Menschen!

Ihr Glück hat mit dem Kleinglück des mindergebildeten Bürgertums den gemeinsamen Grundzug, daß es über Dinge lächelt, um die man sich ehemals die Schädel einschlug. Es ist das Spießeridyll, nur hochvergeistigt, in ätherischen Regionen gipfelnd und bestrahlt vom Abglanz tausendjähriger Kultur. Doch bei alledem geht der französische Staat zugrunde. Renans goldenes Zeitalter hat in Rom sein Ende gefunden und kann auch in Paris nicht ewig währen.

Der Einbruch der Barbaren

In einem jener alten Patrizierhäuser genoß ich goldene Zeiten, als der Krieg in Sicht kam. Niemand wollte sich in seiner Ruhe stören lassen. Man glaubte es nicht, man wollte es nicht glauben. Dann, als sich nicht mehr zweifeln ließ, brach unter den Intellektuellen eine Wut aus, die ihresgleichen nur noch in derjenigen der aufgescheuchten Bürgerschaft hatte. Was französische Schöngeister damals in der Pariser Presse schrieben, ist bekannt; auch die Antworten unserer Kulturträger bleiben uns in frischem Gedächtnis. Seit Babylon gab es nicht wieder solche Sprachverwirrung wie diesmal, wo dieselben Worte hüben und drüben stets das Entgegengesetzte bedeuteten. Wie soll sich der Franzose in den Gedanken eines Volkes zurechtfinden, das im Frieden wie im Kriege Zucht hält, Bürgerpflichten kennt und seinen Kaiser ehrt? Das nennt er Militarismus und Barbarei. Unser guter Lasson, dessen Briefe draußen den größten Spektakel machten, hatte durchaus recht für uns, unrecht aber für die anderen, denen seine Worte wie das Schlachtgeheul eines Wilden in die Ohren gellten. Gerade aus den wohlgemeinten Versuchen unserer Professoren, unser Wesen, unsere Ethik, unser Recht verständlich zu machen, sind die ärgsten Mißverständnisse erwachsen. Als Schlagwort unserer Feinde blieb der „Einbruch der Barbaren“.

Das Vaterland in Gefahr! Auf diesen Schrei sind französische Bürger und Intellektuelle zu Helden geworden. Wie tapfer sie sich schlagen, wissen wir. Sie selbst fühlen sich verwandelt und sehen aus dem Blutbade schon ein neues Frankreich erstehn, das mit gestähltem Charakter an die Lösung seiner großen Aufgaben herantreten und einer großen Zukunft entgegengehen soll. Das ist der Gedanke, der jetzt Millionen französischer Herzen beseelt und über den Schauder der Gegenwart hinweghebt. Die Losung lautet: Gleichviel ob wir siegen oder unterliegen, wir sind anders geworden, wir werden anders handeln, werden die Freibeuter der Politik und Finanz zum Teufel jagen, wieder vor dem Altar niederknien, den die Regierung uns nebst vielem anderen stehlen wollte, uns ein vertrauenswertes Oberhaupt des Staates wählen und als freie Bürger für das Wohl des Vaterlandes arbeiten.

Das ist das Programm des neuen Frankreichs. Mancherlei davon wird wohl geschehen. Was aber in Stunden der höchsten Seelenspannung möglich scheint, dazu reichen die Kräfte schwerlich, wenn der Friede wiederkehrt. Eine Entwicklung von Jahrhunderten läßt sich nicht rückgängig machen, selbst nicht durch den herrlichsten Enthusiasmus. Vieles können die Franzosen ändern, sich selbst aber nicht. So oft sie Regierung und Regime gewechselt haben, geschah es in der Hoffnung, nunmehr Vertrauen hegen zu können und es nicht mehr nötig zu haben, sich um öffentliche Dinge zu kümmern. Hoffen wir für sie wie für uns, daß auch nach dem Umschwung, der sich vorbereitet, ihre liebe Seele wieder für ein Weilchen Ruhe findet.

Digitized by Google

In einem holländischen Kaufmannsgeschäft um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts
Gemälde von Derk van Deelen. (Phot. Bruckmann)

England und Holland im Kampf um die Seeherrschaft

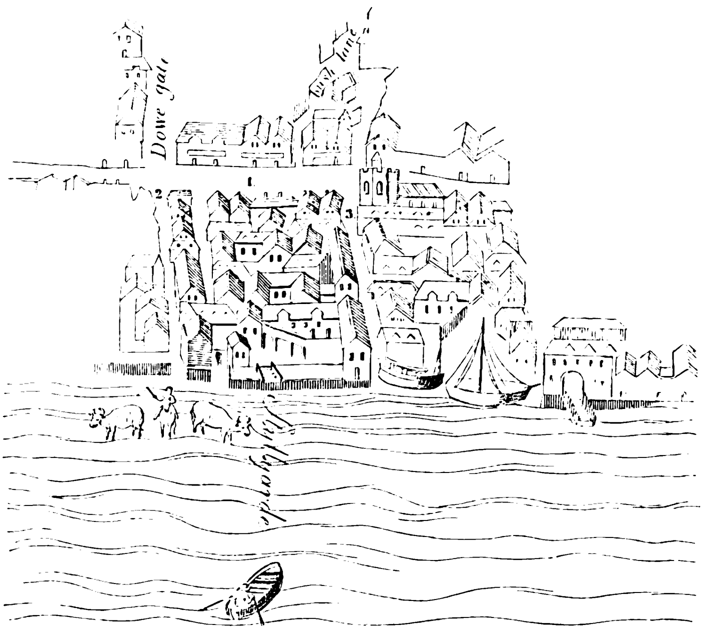
Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Es bedarf schon eines äußerst diplomatischen Denkens, um die neuen weltgeschichtlichen Entscheidungen zu verkennen, die der ungeheure Völkerkrieg dieser Gegenwart zum Austrag bringen will. Englands zu keiner Zeit von des Gedankens Blässe angekränkeltes, bündiges Begreifen der gegebenen und sonst noch möglichen günstigen Bedingungen hat den rechtzeitigen Vorbeugungs- und Vernichtungskampf gegen den ihm gefährlich erscheinenden Wettbewerber aufgenommen, da es dessen Zukunftsideen nach englischen, nicht nach deutschen Machtinstinkten, am allerwenigsten aber nach germanischen Verwandtschaftsgefühlen mißt. Von jeher Meister in Koalitionen, hat es auch diesmal eigentliche natürliche Gegner seiner Alleinherrschaft in die Dienstbarkeit für diese umgezwungen und sich außerdem darauf verlassen, gerade die widersetzlichen Elemente seines zu Teilen doch nur gewalttätig aufgerichteten Weltreiches mit doppeltem Nutzen in die militärische Verwendung vorzuschicken, von Irland bis nach Hindostan. Die Logik der Wirklichkeiten, unendlich verschlungener und feinteiliger als die verwöhnte Logik der englischen brutal-naiven Selbstsucht, hat aber jetzt schon deren zuversichtliche Berechnungen peinlich und drohend verwirrt. In ihrer zwar nur losen Schicksalsverbundenheit mit dem angegriffenen Deutschland erheben sich zu beträchtlichen Teilen die seit dem achtzehnten Jahrhundert von England Gedrückten, voran die aus diesen Krisen neubelebte ideelle Macht des Islam, und so wird England das Sein oder Nichtsein Deutschlands, das es glaubte, auf die ganz ähnliche Weise vernichten zu müssen wie früher den Cäsarismus Napoleons von diesmal weit umfassenderen Ausgängen abhängig finden. Was aber mit dem heutigen England niederbräche, das wäre das System der ausschließenden Weltmacht, der Übermacht eines einzelnen Volkstums, und es ist Anlaß vorhanden zu denken, nachdem einst England das Schlagwort von dem politischen Gleichgewicht aufgebracht hat, um — sich selber von ihm auszunehmen, daß durch Englands Sturz dann wirklich eine Ära des Gleichgewichts der rechtlich schaffenden Völkerkräfte auf dem Erdball ihren Anfang nähme.

Mit dem siebzehnten Jahrhundert pflegt man den Aufstieg der Germanenvölker im See-

Digitized by Google

handel und in der Kolonialgeschichte anzusetzen. Es darf aber nicht die Meinung hiermit verbunden werden, als seien sie erst damals in die große Schiffahrt eingetreten. Zu allen Zeiten ihrer Geschichte sind die Germanen, soweit sie irgend den Meeren anwohnten, unüberboten tüchtige, weitausgreifende Seefahrer gewesen, und wenn wir uns aufmerksam in die umdämmerte früheste Zeit dieser Völker vertiefen, erkennen wir, daß sie zu solchen erzogen worden sind, indem ihre volklichen Kraftüberschüsse, wie nicht minder die allen Germanen innewohnenden Erkundungsfreudigkeiten von Anfang sich an die Wege des Windes auf gleitender Woge leicht gewöhnten, verglichen mit dem mühseligen

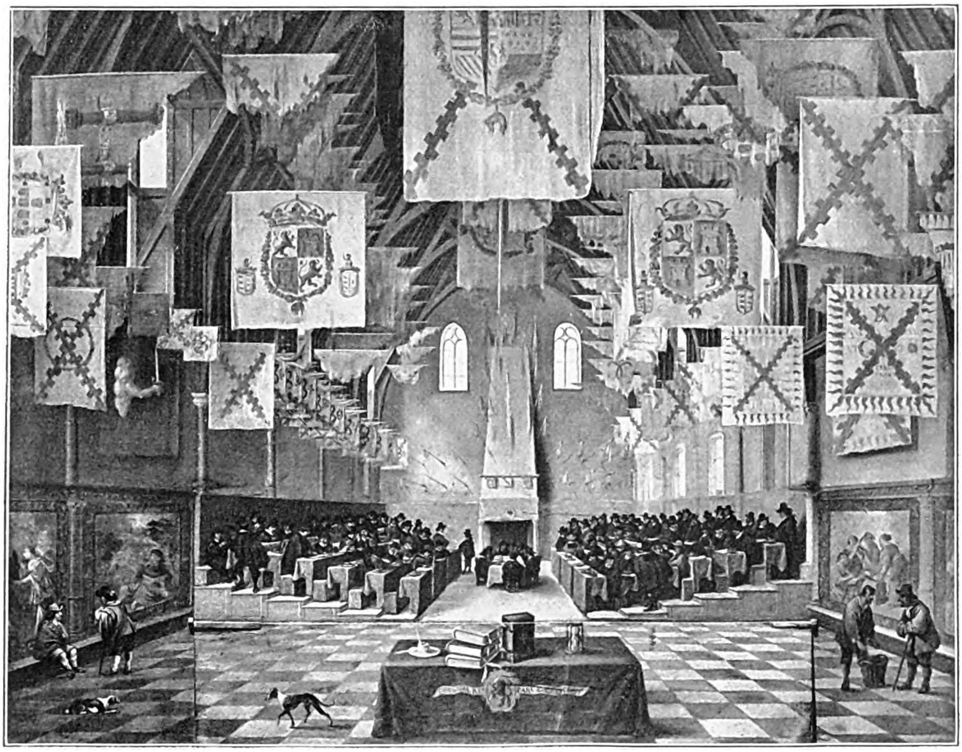


Der Stahlhof zu London,
die Niederlassung der deutschen Kaufleute zur Hansezeit

Vordringen und Wandern durch die urzeitlichen Wäldergestrüppe und bestenfalls über die sandigen Heiden. Sie kannten jenes Fremdgefühl auf den Wassern nicht, das die noch so schlachtentapferen Römer eigentlichst niemals mit der Meerfahrt echt befreundet und ihren Horaz das vielgenannte Wort von dem dreifachen Erze des Mutes hat aussprechen lassen, dessen der Mann bedürfe, um sich dem schwankend umhergeschleuderten Schiffe zu vertrauen. Ich denke deswegen nicht an einen von Natur schon eingeborenen größeren germanischen Mut. Es ist an sich die vermehrte Schwierigkeit, die grimmere Gefahr, die immer dann auch den härteren Überwinder erzieht und ihn in die verstärkte Freudigkeit des Kühnen und Kraftvollen seelisch eingewöhnt. So sind die Völker an den unwirtlichen, nebel- und gefahrenreichen Nordmeeren jene überlegenen Seefahrer geworden, nach deren Schiffstypen der Römerfeldherr Germanicus die Flotten verbessernd umgestaltet hat, die Rom am Kanal und an der Nordsee verwandte. So sind die Fjordanwohner Norwegens bis Island, Grönland, zu den Faröer und schon nach Labrador vorgedrungen, fernab von allen Küstensichtbarkeiten, an die sich der antike Schiffer hielt. Und so hatte vorher im dritten Jahrhundert die Verwegenheit deutscher Meerfranken — der Ahnen der belgischen Vlaamen und der südlichen heutigen Niederländer — bis in das ringsum von Rom beherrschte Mittelmeer Taten von fröhlicher Unbekümmertheit getragen.

Das ist diese deutsche Männlichkeitslust wagender Seefahrt, woran auch 2000 Jahre seither noch nichts verschlechtert und verweichlicht haben. Was durch deren zunehmende Kultur hinzugekommen ist, das sind die Rechtlichkeit und Rechenschaft der Unternehmung, die stetige Durchbildung des Zwecks und aus ihm weiterwirkenden Nutzens. Die Germanen der Römerzeit, die bei den Bedrängern und Ausbeutern ihres Volkstums durch ihre gefürchteten Küstenbesuche Vergeltung aus freier Faust üben, waren ungefähr dasselbe, wie es noch in späteren Jahrhunderten die nordischen Wikinger blieben: wagende, draufgängerische Freibeuter, denen aber immerhin nicht regelnde Begriffe fehlten, man möchte auch sagen, ein gewisser ehrliebender Komment, wie er immer aus der Genossenordnung und aus der Tapferkeit sich dann von selber bildet, und die keineswegs so unpraktisch waren, mit der Beutefahrt nicht eine Art von händlerischem Verkehr, auch mit Heimatserzeugnissen, und von improvisiertem Markttausch zu verbinden. Auf diese rohe Stufe folgen dann die soliden Marktfahrten der ihre heimischen Wollen- und Tucherzeugnisse umsetzenden Friesen, welche die deutschen Ströme aufwärts und weitum durch die Naturkanäle

Digitized by Google



Die Versammlung der holländischen Generalstaaten 1651 im großen Saal des Binnenhofes im Haag
Gemälde von Derk van Deelen und Ant. Palamedez in der Kgl. Galerie im Haag

der Nordseeküsten schiffen. Und allmählich ist aus ähnlichen, aber geographisch umfassenderen Keimen deutscher Handelsfahrt der große Zusammenschluß der Hanse entstanden. Was ihr noch fehlte, ja worin sie sogar einen Rückschritt gegen die schon von Wikingern, Dänen, Nordmannen oder Normannen erobernd begonnenen Landnahmen darstellt, das ist ihr rein händlerischer Verzicht auf eine ansiedlerische Festsetzung und volkliche Hoheit in der Fremde, und darum ist sie eine inhaltreiche Erinnerung, was sie auch als gotische Kunstperiode bleibt, doch nichts weiteres für unser Volkstum geworden.

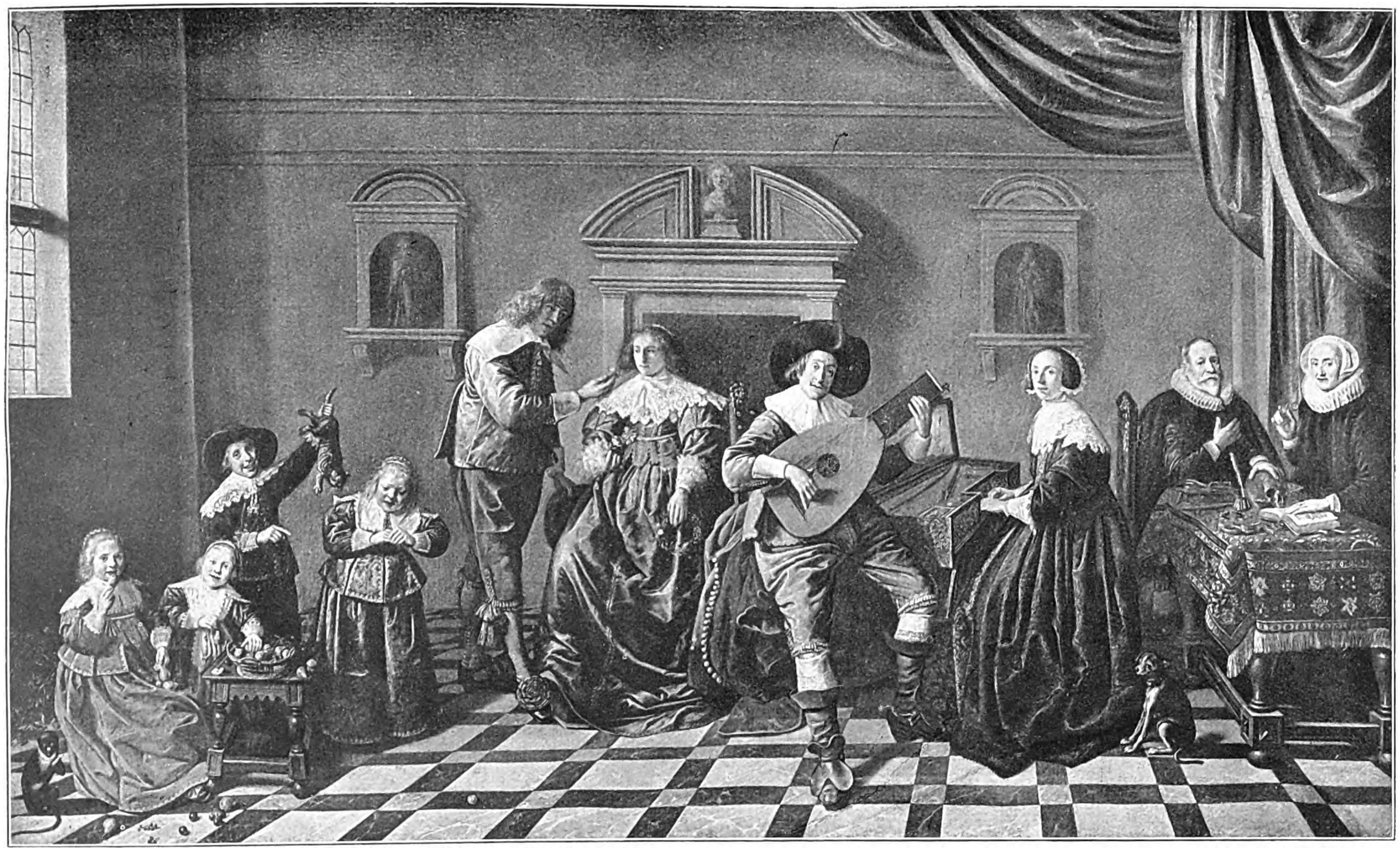
Die neuere Geschichte nationaler Ausdehnung durch Seefahrt knüpft sich zunächst am großartigsten an die Spanier und Portugiesen. Aber als Weltmächte sind diese zwei, obwohl sie einmal in der Lage gewesen sind, den Erdball in allen Fernen ausschließlich unter sich zu verteilen, doch gleichfalls nur und sogar sehr rasch verlebte Episode geblieben. Sie gingen wesentlich darauf aus, aus den beherrschten Ländern die dort zu findenden Edelmetalle oder die unmittelbaren derartigen Schätze alter ferner Kulturvölker in ihre Heimat zu leiten. Und da nun der kahle Reichtum immer schnell sich selbst entwertet, so ist die eigentümliche Folge eingetreten, daß durch diese unermeßlichen Zufuhren die nicht näher Beteiligten, bisher Wohlhabenden und Auskömmlichen in diesen Ländern tief herabgedrückt und die Allermeisten des Volkes bettelarm wurden, während es zu einer gleichzeitigen Entwicklung neuer wirtschaftlicher Ausgleiche für sie nicht kam. Hierin sind die Niederländer, die nun rasch wieder an die erste Stelle rückenden Germanen, glücklicher verfahren, nachdem ihnen ihr begonnener Freiheitskampf gegen Spanien jene alles durchdringende Kräftebelebung gebracht, die im Wesen jeder heldenhaften und opfermutigen volklichen Anstrengung, also vor allem im schweren, die Menschen anfordernden Kampfe um die Selbsterhaltung liegt. Indem sie gegen Spanien und das von diesem damals (1580—1668) mitbeherrschte kolonienreiche Portugal sich emporkämpften und es festzuhalten vermochten, was sie in diesen zu Lande und auf den Weltmeeren geführten vieljahrzehntigen Kämpfen erobert hatten — die großen Stellungen in Brasilien, Afrika, Vorder- und Hinterindien, von wo sie dann weiter Neuholland, Neu-Zeeland, Vandiemensland, Tasmanien entdeckten —, verbanden sie zuerst den Kolonialbesitz mit einem so beschaffenen Handel, daß er allseitig die heimischen Kräfte einbezog und alle Hilfsgewerbe und Handwerke gedeihlich mit erblühen ließ. Dies geschah um so mehr, als der emsig und machtvoll unternehmende holländische Handelsgeist sich

Digitized by Google

nicht bloß auf die nach Europa geführten Kolonialwaren beschränkte, sondern auch sonst, im allgemeinen Zwischenhandel, sich eine bisher beispiellose monopolistische Vorherrschaft errang, nicht zu reden von der holländischen Herrschaft im Fischfang und europäischen Heringsvertrieb, der durch ihre neuen Behandlungsverfahren der Ware begleitet ward. So durchdrang der Wohlstand das ganze Land und ward zur steigernden Kraft des Sinnes für hübsche Behaglichkeit und Häuslichkeit, für verfeinernde Sauberkeit und Ordnung, ausgedehnt bis auf das Bild des gesamten bepflanzten, beweideten, in Straßen und Kanälen verkehrsbelebten fruchtbarflachen Landes. In den lichthellen Stuben finden wir die schönen Geräte und Handwerksarbeiten, die wundervollen Gold- und Silberkannen, die Teppiche des Morgenlandes, die von der Mittelmeerschiffahrt heimgebracht wurden, wo man die Italiener bald überflügelt hatte; die Menschen in ihren feinen und stattlichen Tuchgewändern nebst kostbaren Spitzen, die lichten Seiden und den feinen Pelzbesatz der blonden Frauen, die Vergnügungen einer Geselligkeit, die das Gutlebige mit dem reicheren Geschmack und gerne mit der Unterhaltung durch gute Hausmusik vereinte, die Freude am Genre und Bildnis im sauberen Gemälde, am Fensterschmuck der duftenden Nelken und bald an der Züchtung der leuchtenden, landesberühmten, kostbar einträglichen Zwiebelblumen. Gewiß, es konnte auch hier nicht anders sein, als daß der ins Land einströmende Reichtum die Stände voneinander rückte, daß im Verein hiermit der sich freiheitlich empfindende Republikanismus seine gewöhnliche Wirkung ausübte, tatsächlich die Gleichheit und Unabhängigkeit der Individuen fortschreitend zu vernichten. Aber wiederum fand diese natürliche Entwicklung ihr Gegengewicht darin, daß durch den kaufmännischen und wohllebigen Zug des Ganzen noch nicht die eingeborene alte germanische Neigung zur unmateriellen Geistigkeit, zum Denken und Philosophieren, das höhere Bildungssehnen unterging. Bei der überreichlichen primären Beschäftigung des Handelsgeistes blieb er davor behütet, sich des Triebes zur Bildung und zum Schönen als eines Beutefeldes für die Unterbietung zu bemächtigen und ihn profitlich zu verpöbeln. In den Künsten und Handwerken erhielt sich die Urteilsfähigkeit des Genossenschaftlichen, der zunftgestrenge Anspruch; die gildenhaften Literaturvereine der Rederijkers erzielten zwar auch keine höhere Dichtkunst, als sie den Meistersingern und den fruchtbringenden Gesellschaften beschieden gewesen ist, aber sie bildeten immerhin die Schutzwehren der besseren Bestrebung. Vier blühende Universitäten überkrönten das Schulwesen, waren die Sitze einer in den theologischen, philosophischen, historischen, philologischen Geistesfächern wie in den modernen Nutzwissenschaften — Staatstheorie, Rechtskunde, Heilkunde, Naturerforschung, Physik — gleich ausgezeichneten und bahnbrechenden Gelehrtentätigkeit. Sie zogen weitum auch aus dem protestantischen Auslande junge Studierende, die sich darüber klar waren, um was sie kamen und lernten, herbei. So ward von der Nation die Verderblichkeit des alleinigen platten Gewinnmachens abgewendet und blieb in der stetigen Aufsaugung des Religiös-Ethischen und des Ideenhaften gehemmt. Die Ungleichheit in der Verteilung des Wohlstandes ward immerhin nicht zu jener alles entartenden Zerklüftung in einen sich selber allzu lastenden Reichtum und in die trostlos entkräftete, demoralisierte Armut, wie sie, um Neueres aus dem Spiel zu lassen, das soziale Bild des späten Rom bestimmt. Wenn das holländische Geld in seiner einheimischen Kaufkraft tiefer als das der Nachbarländer steht, wenn mit anderen Worten der geschichtliche große Wohlstand ein nach unseren Begriffen teures Land hinterlassen hat, so ist er dabei doch nicht zugrunde gegangen, und es ist nicht die portugiesische Armseligkeit eingetreten, wo tausend entwertete einstige Realen nun soviel wie ein holländischer Silbergulden zahlen.

Bei alledem fehlt es in dem glänzenden Gemälde dieses Staatswesens aber auch nicht an den leicht sichtbaren Schwächen, an Mängeln der gesunden Proportion, die schließlich die Gründe des Niedergangs geworden sind. Das republikanische Ganze der Vereinigten Provinzen wurde von einer einseitigen Übermacht der Handelsprovinzen regiert, und diese Regierung bestand in der Alleinherrschaft der einen Partei, der am sprödesten nur sich selbst zugrunde legenden, sich mit der nationalen Wohlfahrt gleichsetzenden, die jeweils die Geschichte kennt, nämlich der des emporgekommenen Bürgertums, das zur Aristokratie der reichen Geschäftsleute wird. Was sie von „Freiheit" redeten, war eine Vorspiegelung, ein dem Republikgedanken entnommenes Surrogat, war der Haß gegen das Haus Oranien, dem das Land seine Befreiung, seine Entwicklung zur staatlichen Macht, seinen gesamten Aufschwung und dem somit auch sie selber es verdankten, daß sie sein konnten und so gebietend großherrlich geworden waren. Zum Banner Oraniens hielten dagegen das eigentliche Volk und der ländliche Adel, die mit den großen Statthaltern die langen Kriege durchgekämpft und es eindrucksvoll schon erfahren hatten, daß der wahre Ausgleich der Rechte, die gerechte Allfürsorge und Gemeinbürgschaft im Staat am natürlichsten durch die monarchische oder der Monarchie verwandte Führung verwaltet werden. So suchte die Oligarchie der kaufmännischen und mit ihnen im juristisch-advokatischen Berufsstand verbündeten Kreise in jenem betriebsam gepflegten Oranierhaß das in erster Linie gebotene Mittel ihrer Selbsterhaltung. Ärmlich und kleinlich ist von ihnen dieser Kampf geführt worden,

Digitized by Google



Unterhaltung in einem holländischen Patrizierhause. Gemälde von Jan Miense Molenaer in der Sammlung W. H. van Loon in Amsterdam

Digitized by Google

in der Vorenthaltung gesunder politischer Mitwirkung gegenüber dem Grundadel, im Mißtrauen gegen die Landmacht, die den Soldatengeist vertrat, in der Vorenthaltung ihres Soldanspruchs gegenüber den oranisch verdächtigen Offizieren, in krämerhaften Rechnungsaufmachungen, womit diese Regierung agitierte: wieviel Geld die Jahrzehnte der oranischen Statthalterschaften „gekostet" hätten, wobei zum Hinaufdrücken der gewünschten Summe denn selbst die Patengeschenke, die die dankbaren Städte und Provinzen den Täuflingen des großen Hauses verehrt, nicht fehlen durften. Vor allem aber wird die englische Politik der von Jan de Witt, dem holländischen Ratspensionär, geführten Staatenregierung erst dadurch mit ihren Schwächlichkeiten und Seltsamkeiten verständlich, wenn man in ihren Verhandlungen und Friedensschlüssen auf das Bestreben, das Haus Oranien auch auf dem Umweg über England zu verfolgen, das Augenmerk richtet.

Bildnisse der Brüder Cornelis und Johann de Witt
Vorderseite einer zeitgenössischen Denkmünze

England und die Niederlande waren geistige Schwesternationen, solange noch die Politik des Protestantismus, der Kampf gegen Spaniens ausgreifenden Absolutismus im Vordergrunde standen. Sie hörten auf es zu sein, als die ideellen von den materiellen Zielen überflügelt wurden, die dann auch nichts mehr von volklicher Ähnlichkeit und Verwandtschaft zu wissen gestatteten und gerade aus dem Instinkt des Wesensverwandten zum Verdrängungs- und Vernichtungswunsche führten. Ihn hat sich am klarsten England zum Ziel genommen: die durch die romanisierten Normannen gehärtete, aber auch durch die inneren Kämpfe und die puritanischen Verstrengerungen eigentümlich zum harten Willen, zur Erkenntnis des ihm, wenn auch nicht immer ohne Heuchelei, zweckmäßig Dienstbaren erzogene Nation. Dabei nun war es wichtig, daß in der englischen Nation die innere Zerspaltenheit und politische Künstlichkeit der Niederlande wegfiel. In Cromwell war ihr der sieghafte Führer gegeben, der dem Gedanken

Oliver Cromwell im 58. Jahre. Nach dem Gemälde von Rob. Walker
In der Ermitage zu Petersburg

Digitized by Google

der Aufringung Englands, seiner Selbständigkeit zur See, seinem Anteilserlangen im großen Außenhandel noch das Gepräge des gewissermaßen Ideellen und namentlich des lebendig Nationalen gab oder ließ, jene jugendlicheren Züge des Aufstrebens, die in den Generalstaaten, unbeschadet ihres Hochmuts und ihrer parteiischen Selbstsucht, schon in der Ermattung waren. Nicht das niederländische Volk hatte den Heldengeist der großen Jahrzehnte eingebüßt, wohl aber war in dem sich die Herrschaft vorbehaltenden Kapitalistentum seine Spur wenig mehr zu finden. Bei der nicht absichtslosen Vernachlässigung des Landheeres hat er geschichtlich sichtbar nur noch eine Stätte behalten, wo er noch wieder den niederländischen Namen um unvergeßlichen Ruhm gemehrt hat: das war mit ihren Admiralen und Kapitänen und mit dem derbkecken Schiffsvolk die Seewehr, von deren Masten das rot-weiß-blaue Banner der Vereinigten Provinzen wehte.

In Englands Außenpolitik gab es statt der Parteien nur einen einheitlichen Willen, den des nationalen Vorankommens. Nach dem Tode Cromwells, des großen Leiters, trat in diese Rolle das sich seiner Souveränität entgegenarbeitende Parlament, welches in der landsässigen Aristokratie seinen festen Kern besaß, aber in der Weise, daß das bedeutendere Bürgertum ihr längst angegliedert war. Die politische Vereinigung dieser beiden Kräfte fand damals ihre weitere Ergänzung darin, daß die erbadligen Grundbesitzer begannen, sich mit den Kaufleuten in den gildenartigen Handelsgesellschaften, den regulated companies, zum Zweck der auswärtigen Gewinnunternehmung zusammenzuschließen.

Englands kaufmännische Verselbständigung hatte zur ersten Vorbedingung die Abschüttelung der Hanse gehabt. Bei der englischen Neigung zu lässigen und durch ihre Unklarheit nützlichen Kompromissen erfolgte sie ohne heftige Entscheidungskämpfe, und vollends vermied sie der Sinn der Hansen. Sie steckten die ihnen empfindlichen Maßregeln und Schädigungen, auch die willkürlichsten Gewaltakte mit lahmen Beschwerden ein — als z. B. Franz Drake 1589 vor der portugiesischen Tejomündung eine Hansenflotte von 60 befrachteten Schiffen wegnahm — und suchten sich so zu halten, daß man ihnen nicht radikal ans Leben ging. Als im sechzehnten Jahrhundert die Merchant adventurers den Gegenstoß der englischen Handelsunternehmung nach dem Festland führten, fand Hamburg es vorteilhaft, sich zu ihrer Aufnahme zu erbieten, damit sie nicht von Stade oder auch von Emden aus zum gleichen Ziele kämen. So zuerst, indem diese englischen Tuchhändler nun durch Deutschland ihre Tätigkeit ausbreiteten, ist Hamburg zu seinem nutzbar-abhängigen Verhältnis als Vermittlerin des englischen Handels gekommen. Die Angegriffenen fanden sich ab mit dem geschlosseneren Willen des einst vom deutschen

Der holländische Admiral Michiel Adrianszoon de Ruiter
Nach dem Stich von A. Blooteling

Digitized by Google

Abreise des englischen Königs Karl II. von Scheveningen am 2. Juni 1660. Gemälde von Johannes Lingelbach in der Kgl. Galerie im Haag

Digitized by Google

tum und in denen gegen Spanien, die Cromwell weiter führte, war eine ansehnliche, geübte Marine entstanden. England war sich seiner Überlegenheiten bewußt, die es in den beiden wichtigen Punkten einer ausdehnbaren gewerblichen Eigenerzeugung und einer Auswanderer ansetzenden Kolonisation gegenüber den menschenärmeren Niederlanden besaß, daß sie ihm die größere Zukunft verheißen mußten, sobald es nur erst gelungen sei, die verriegelnden Pforten kraftvoll und gewaltsam einzustoßen. So ist es denn in der Folge tatsächlich geschehen, daß die Engländer die ursprünglich holländischen Entdeckungen (Neuholland, Neuseeland usw.) durch ihre Ansiedler zu englischen Neuländern gemacht haben, daß sich Neu-Amsterdam in ein New York verwandelte und das wichtige Kapland am Wege nach Ostindien, wo Holland aus seinen Landsleuten und aus weiteren Niederdeutschen die Korn- und Viehburen seßhaft gemacht hatte, 1795 in Englands Hände genommen und im Frieden von 1814 von ihm behalten worden ist. Die in Ulster mit Erfolg begonnene Anglisierung Irlands hat freilich zugunsten der überseeischen englischen Neuländer ins Stocken kommen müssen, die englische Herrschaft über die keltisch-katholische Insel hat sich weiterhin mit ihrem System eines ausbeutenden und proletarisierenden Niederhaltens selbstvertrauensvoll begnügt.

Der englische Admiral Robert Blake, der Gegner der beiden Tromp und de Ruiters. Nach dem Stiche von Thomas Preston

1651 unter Cromwell ward die Navigationsakte erlassen, die wirtschaftliche Kriegserklärung an die Niederlande, indem England für seinen heimischen Bereich den holländischen Kolonial- und Zwischenhandel durch eine Reihe von Bestimmungen ausschloß und sich selber Schiffahrtsrechte vorbehielt, bei denen noch in der erst wenig vorbereiteten, zunächst zweifelhaften Durchführbarkeit die kühne Entschlossenheit dieser Unabhängigkeitsmachung sich allsichtlich zeigte. Die Generalstaaten versuchten die sofortige Wiederaufhebung zu — verhandeln und holten sich eine schimpfliche Heimsendung. Es war nicht so unverdient, daß die nun gegen Dover, zunächst zur Flottendemonstration, heransegelnde niederländische Seemacht bei der Begegnung mit der englischen unter Blake von diesem mit der Forderung begrüßt ward, die Flagge vor der englischen zu streichen. Worauf zwar Martin van Tromp der Mann war, einen der ersten Treffer seiner Kanonen durch die Admiralsflagge des Gegners zu senden.

So beginnen an jenem Tage vor Dover diese Kriege, die die niederländischen Namen van Tromp und de Ruiter unvergeßlich volkstümlich gemacht haben, neben welchen noch ähnlich ehrenvoll die beiden Evertsen zu nennen sind, alles Männer der oranischen Partei dem Herzen nach, wenn auch der aristokratischen Regierung als der

Digitized by Google

des Landes in makelloser soldatischer Gewissenhaftigkeit dienend.

Der erste Krieg, 1652—1654, ward mit wechselndem Glück geführt, England verfügte über die größeren, stärkeren Schiffe. Die entscheidendsten Verluste erlebten jedoch die Niederländer an ihrer reichen Kauffahrteiflotte, die nun in allen nahen und fernen Meeren den englischen Kaperern — sie sollen über tausend Schiffe aufgebracht haben — zur Beute fiel. So schlossen de Witt und sein Bruder Cornelis, der Regierungskommissar der Kriegsflotte, einen recht schwachmütigen Frieden ab, der die Navigationsakte im ganzen hinnahm und, um noch einige materielle Gegenzugeständnisse herauszuschlagen, das Streichen der generalstaatlichen Flagge vor der englischen in den großbritannischen Gewässern vielsagend sinnbildlich zugestand.

Den unschwer zu prophezeienden Wiederausbruch des Krieges — nach vorhergegangener besserer Rüstung der Niederlande — haben im einzelnen die Verschärfungen der Navigationsakte veranlaßt, die das Siegesgefühl Englands seither noch hinzufügte, die Verschließung seiner überseeischen Ansiedlungskolonien, wesentlich also damals der amerikanischen, für den nichtbritischen Handel. In diesem zweiten Kriege von 1665—1667 hat de Ruiter mit Cornelis Tromp, dem Sohne Martins, die siegreiche viertägige Schlacht vom 11.—14. Juni 1666 geschlagen, die dreiundzwanzig englische Zwei- und Dreidecker vernichtete und noch lange vom 40. bis 43. Grad n. Br. die Schiffer die treibenden Wracks und Trümmer sichten ließ. Ungefähr an denselben Junidaten des nächsten Jahres 1667 drangen de Ruiters Schiffe in die Themse ein. Sie nahmen Sheerneß, durchsuchten die Medway; die über das Fahrwasser gezogenen schweren Sperrketten zersprengte der kühne Kapitän van Brakel unter dem Kiel seiner voransegelnden Fregatte, die Flotte und ihre Brander folgten nach, bei Chatham, bei Rochester wurden die dort liegenden Dreidecker, darunter der stolze große Royal Charles, der den Stuart Karl II. nach England zurückgebracht, vernichtet, andere weggeführt, die Engländer verbrannten selber neun weitere, damit sie nicht genommen würden, die in der Themse bei Woolwich, zunächst bei London, lagen. Glänzend hatte der Sturmlauf der niederländischen Patrioten gegen die Knauserei der Staatsregenten, um sie zur starken und sachlich befehligten Seewehr zu zwingen, seine Früchte getragen; das in London blockierte England beeilte sich, den Frieden eines entwaffneten Besiegten zu schließen. Die Mijnheers, die ihn zu Breda verhandelten, haben ihn freilich wieder zu gewissem Teil aus ihren Finessen vertiftelt, die Navigationsakte wurde aber erheblich gemildert und insbesondere die deutsche Ausfuhr nach England der holländischen Kauffahrteifahrt verstattet; Neu-Niederland und Neu-Amsterdam in Nordamerika blieben den Engländern, die es neuerlich weggenommen hatten, ziemlich leicht überlassen.

Dann gab der siebenjährige Raubkrieg Frankreichs gegen die Niederlande den Briten die Gelegenheit, sich für ihre Interessen diesmal an Frankreichs Seite zu beteiligen. Unzählige Male sind die Schreckenstage geschildert, die die Niederlande in diesem Jahre 1672 durch den französischen Einbruch

Der holländische Admiral Cornelis Tromp, der Held der viertägigen Schlacht im Juni 1666. Nach dem Stiche von Isaac de Groot

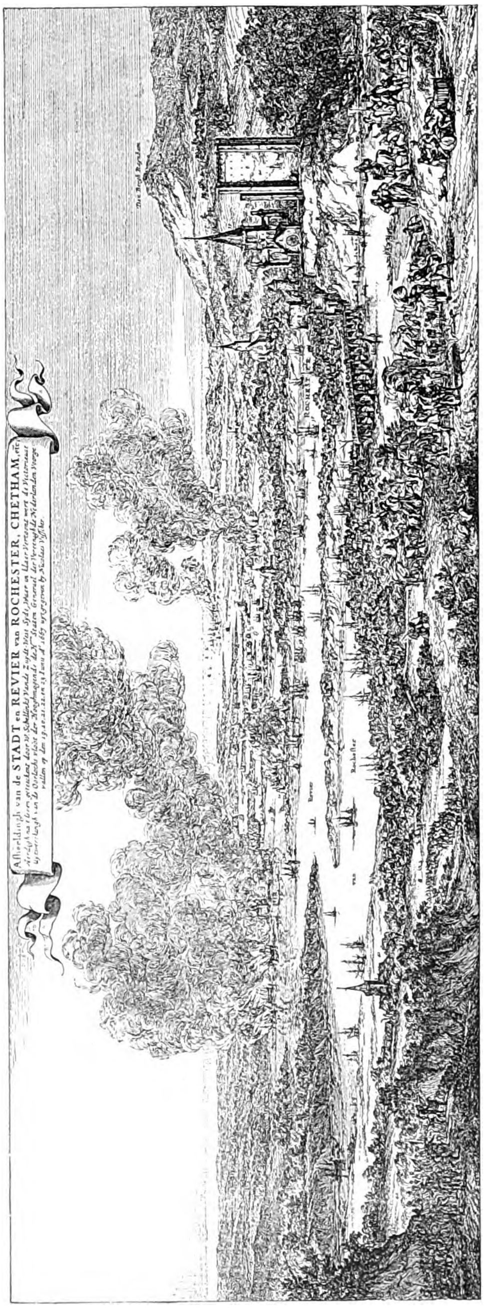
Digitized by Google

erlebten, die Erhebung des empörten Volkes gegen die Staatenregierung, die Ermordung der de Witts nach der Einsetzung des jungen Wilhelm III. von Oranien, und der durch diesen sich kräftigende Widerstand. Am 21. August 1673 ward draußen vor der hohen Düne Kijkduin unweit des Helders die letzte der Seeschlachten geschlagen, die England und die Generalstaaten ausgefochten haben; de Ruiter mit dem Prinzen von Oranien an Bord war wiederum der Sieger. Im Sonderfrieden von Westminster trennte sich dann England, woraus es sich niemals Bedenken gemacht, von seinem Verbündeten. Im ganzen ward der status quo, der Friede von 1667, hergestellt.

Aber weltgeschichtlich entscheidend ist es geworden, daß der junge Oranier aus eben diesem Kriege und diesen Verhandlungen die eindrucksvolle Überzeugung nachbehielt, niemals im sicheren Verlaß auf die niederländischen Amts- und Kaufmannspatrizier eine wirklich großzügige und weitblickende Politik führen zu können, wie sie durch die Aufgabe erfordert ward, die alles bedrohende Obermacht Ludwigs XIV., des Romanismus und Antiprotestantismus, niederzukämpfen. Er hat um so entschlossener die persönliche Lage ausgenutzt, der Gemahl einer Stuartschen Erbin zu sein, und indem er die gebotene Führung der zweiten englischen Revolution, gegen den an Frankreich verkauften König, annahm, ist er der neue umjubelte König Großbritanniens geworden.

Wohl hat in dieser neuen Revolution das Parlament den Abschluß seiner Souveränität erlangt, aber um so bemerkenswerter erwies es sich gleichzeitig, daß ein willensbewußter und gedankenkluger Mann auf dem Throne immer trotz allen Verfassungsbindungen der wirklich leitende und herrschende Führer verbleibt. Persönlichst hat Wilhelm III. die englische Nation ihrer geschichtlichen Größe entgegengeführt, die Ära der englischen Weltmacht eröffnet. Und die Niederlande wurden nun in der Tat „die Schaluppe“, wie Friedrich der Große gesagt hat, „die das englische Kampfschiff mit sich bugsierte“.

Noch immer erschienen sie in Europa die Gedeihlichsten, Reichsten; bei den drei wirtschaftlich meistentwickelten Nationen kamen als jährliche statistische Vermögenszunahme auf den Kopf der Bevölkerung in Frankreich 86 Mark nach unserem Gelde, in England 125, in den Niederlanden 160. Aber zu klein als Volk, zu herabgekommen in ihrem politischen Geiste hatten nicht sie, sondern England den ganzen Vorteil der Gemeinsamkeit im dritten Raubkriege und im spanischen Erbfolgekriege, und seitdem blieben sie auch als Handelsmacht stetig zurück, die einstige Bedeutung der Amsterdamer Weltbörse übertrug sich an die von London. Napoleon, der die Niederlande im Jahre 1804 eine engherzige und



Das Eindringen der holländischen Flotte in die Themse im Jahre 1667. (Links das brennende Schloß Upnor)
Zeitgenössische Radierung von N. Visscher nach einer Zeichnung von W. Schellinks

Digitized by Google

Das Lied. Skizze von Wilhelm Hegeler

Mit zwei Bildern, mit der Schere geschnitten von Otto Wiedemann

Das Refektorium, wo ehemals braunkuttige Mönche an hufeisenförmiger Tafel unter dem hohen Kruzifix der weißen Nordwand ihr schweigsames Mahl einnahmen, ist zum Feldlazarett geworden.

Durch hohe gotische Fenster blickt man auf ein sanft geschwungenes Waldtal, das mit dem Braun seiner Bäume, die der Goldton der Sonne überschimmert, unter dem lichten Himmelsblau den Frieden eines heiteren, wunscherfüllten Herbstnachmittags vorspiegelt. Aber wenn das Auge sich täuschen läßt: in den Ohren dröhnt das furchtbare Gewitter der Artillerieschlacht. Es tobt und brüllt in den Lüften, es kracht und knallt und kreischt, als würden riesenhafte Seidenbahnen in Stücke gerissen.

Hohes Spiel wird da draußen gespielt. Der Völker ruhmreicher Aufstieg, der Völker leidvoller Niedergang steht auf den Feldern der Würfel.

Aber die hier drinnen liegen, weidwund und matt, die wissen nur von ihrer eigenen Not. Krankenträger brachten sie, oder sie humpelten selbst herein, indem sie sich auf einem aufgelesenen Ast oder ihrem umgedrehten Gewehr wie auf einer Krücke stützten. Wie ist das brennende Lebensrot ihrer Gesichter erbleicht! Ihrer Augen Wildheit, ihrer rauhen Kehlen unwiderstehliches Hurra, die blinkenden Stahlklingen in ihren Händen jagten eben noch Grauen und Schrecken vor sich her — nun klingt kaum hörbar das Flüstern ihrer blassen Lippen, wenn sie um Wasser bitten, und mit erschütternder Gebärde strecken sie ihre Hände nach den barmherzigen Händen der Frauen aus, die sich troststreich über sie neigen.

Schwestern verrichten hier ihr Werk. Geschulte, tüchtige, pflichttreue Schwestern sind sie alle. Aber eine von ihnen ist mehr. Die anderen sehen verwundete Krieger, sie sieht leidende Brüder. Sie ist die Schwester jedes einzelnen. Während die anderen hasten und sich stoßen und in die Irre rennen, scheint sie gelassen zu schreiten, und in dem allgemeinen Krampf, der den Gesichtern etwas Verstörtes und Unfreundliches gibt, trägt sie auf ihren frauenhaften Zügen einen weichen, verklärten Ausdruck, etwas von dem unendlichen Licht und der unversieglichen Milde, die aus dem Herbsthimmel herabblaut. Dabei ist sie überall zur Stelle. Dem hilft sie die schmerzhafte Lage verändern, diesem kühlt sie das fiebernde Gesicht, jenem gibt sie zu trinken. Für den Gequältesten hat sie einen Blick der Barmherzigkeit und ein Lächeln des Trostes. Und nur in seltenen Augenblicken

Digitized by Google

überschattet es sie selbst wie graue Ermattung. Dann erhebt sie ihr Auge zu dem hohen Bild an der Wand und scheint zu trinken in lechzender Inbrunst, mit einem tief einsaugenden Atemzug.

Die Sonne geht unter. Eine Weile glüht alles in rosenrotem Abendlicht. Es flammt das gelbe Stroh, das den Boden bedeckt, und die blassen Gesichter blühen wieder in den scharlachnen Farben des Lebens, die kahlen Kalkwände gleichen dem leuchtenden Damast eines Prunkgemachs, wie Rubine funkeln die Nägel im Kruzifix. Dann dunkelt es rasch. Plötzlich verstummt auch das Getöse, unter dem eben noch die Decke zu bersten schien. Und aus der düsteren Leere erheben sich neue Stimmen: Das Stöhnen des Schmerzes und das Gemurmel der Fiebernden, vor deren geistigem Auge Schrecken und Sehnsucht regellose Bilder der Schlacht und des häuslichen Friedens vorüberjagen.

Ruhig geht die eine Schwester ihren Weg durch die schmalen Gänge zwischen dem raschelnden Stroh. Wieder winkt jemand ihr, ein gewöhnlicher Soldat, ein Hüne, der in seiner viel zu weiten Uniform zum schattenhaften Zwergen zusammengeschrumpft scheint. Sie gibt ihm zu trinken.

„Schwester," flüstert er, „ich sterbe. Meine Mutter —"

„Sie sterben nicht. Gewiß nicht! Wenn Sie nur ganz still liegen, so werden Sie sogar bald wieder ganz gesund. Soll ich Ihrer Mutter schreiben, daß sie Sie holt?"

„Nicht mich holen. Sie ist zu alt für die weite Reise. Aber schreiben, ja. Gleich!"

„Ich hole sofort Papier."

„Nicht weggehn, liebe Schwester."

So angstvoll und schwach fleht dieser bärtige Mund.

Die Schwester streicht ihm durchs Haar und macht sich sanft los.

„Kind, nur einen Augenblick Geduld. Dort hat einer Durst."

Nun kniet sie vor einem, der, eben erwacht, mit trocknen, heißen Augen nach ihr verlangte. Er ist noch ein Jüngling, kaum zwanzig, und trägt schon die Unteroffizierstressen. Seine lose umhängende Uniform zeigt große Risse, ein Ärmel ist ganz abgetrennt. Man hat ihn angebracht, nachdem er zwei Tage und Nächte mit zerschossenem Bein im Sumpfwald gelegen. Die Beinwunde wäre leicht zu kurieren gewesen. Aber schlimm sah es mit seiner von einem Granatsplitter zerfetzten rechten Hand aus. Wohl hätte man auch die zusammenflicken können, wenn nur die Wunde nicht brandig geworden wäre. So hat der ganze Arm heruntermüssen.

Die Schwester erkundigt sich nach seinem Befinden, ob er Schmerzen hätte.

„Schmerzen nicht. Nur — daß ich nicht wieder herauskann. Daß ich so ganz und gar abgetan bin —"

„Sie haben wahrhaftig genug geleistet," erwidert die Schwester, erschüttert von dem Eisensinn in diesem jungen Reis. „Sie müssen ruhn und sich nicht solche Gedanken machen. Legen Sie sich nur wieder hin."

Sie schiebt ihm das Kissen zurecht und er schließt mit einem schwachen Lächeln die Augen.

Neben diesem Jüngling liegt ein bärtiger Mann, dessen Gesicht durch ein Tuch unter der hohen Stirn in zwei Hälften geteilt ist. Da, wo die Augen waren, schwimmen zwei dunkle Blutflecken auf dem Tuch. Er ist ein Gelehrter, der einen bedeutenden Ruf haben muß, denn als der Arzt seinen Namen erfahren, hat er geäußert: „Solche Männer, die besten unsres Volkes, müssen gegen Turkos und Gurkhas kämpfen. Ist das nicht empörend?"

Die Schwester gibt ihm zu trinken. Als sie jetzt das Glas wegnehmen will, umspannt er mit der Kraft eines Schraubstocks ihr Handgelenk.

„Noch mehr Wasser, Herr Professor?"

„Nein. Aber die Wahrheit! Wie steht's?"

Das ist in den drei Tagen, die er hier liegt, seine ewig wiederholte Frage.

„Wir müssen hoffen."

„Ich will nicht mehr hoffen. Ich will Gewißheit haben. Bleibe ich blind oder nicht?"

Was hat sie nicht alles für Ausflüchte gemacht, sich auf den Arzt, auf die Zeit berufen. Nun weiß sie nichts mehr, fühlt nur den furchtbaren Spannungsdruck, der auf diesem Unglücklichen lastet, an der eisernen Umpressung seiner Hand.

„Hören Sie, Schwester, ich bin keine Memme. Ich werde mein Schicksal ertragen. Nur Gewißheit will ich haben! Sind meine Augen verloren? Sagen Sie die Wahrheit, Schwester!"

Digitized by Google

„Sie sind — nach menschlicher Berechnung — verloren."

„Ich danke, Schwester —"

Im dunklen Stöhnen ertrinken die Worte. Seine Hand hat sich entspannt. Es ist jetzt die Schwester, die sie noch hält. Sie, die alle zu trösten weiß, sucht auch hier nach Worten der Linderung. Aber der Unglückliche macht eine jähe Bewegung. Sie soll sich entfernen. Doch als sie sich aufrichtet, fliegt auch er in die Höhe.

„Meinen Revolver, Schwester! Ich mag nicht mehr. Ich will nicht mehr."

Ihr sind die Augen blind von hervorstürzenden Tränen, als sie zu dem kleinen Verschlag eilt, in dem sie noch einige Briefbogen aufbewahrt hat.

Da und dort flackern einige spärliche Lichter durch die Dunkelheit. Und manchmal wirft eine elektrische Taschenlampe ihren Schein auf ein schmales Gesicht.

„Was soll ich schreiben?" fragt die Schwester, die jetzt neben dem abgezehrten Hünen kniet. Er antwortet gar nicht, umfängt sie nur mit inbrünstigem Blick, bis sie ihre Frage wiederholt.

„Nicht weggehn, Schwester. Immer bei mir bleiben."

Stumm hält sie die matten, schweren Hände, die keine Kraft haben, sie zu halten, und sie doch nicht loslassen möchten. Endlich redet sie ihm gut zu. Er muß doch auch an die Kameraden denken. Das hilft.

Während sein suchender Blick die Dunkelheit zu durchdringen scheint, flüstern die Lippen: „Liebe, gute Mutter, vergib mir. Ich habe dir soviel Kummer gemacht. Ich weiß nicht, ob du mich je wieder lieb haben kannst."

„Ich weiß es. Ihre Mutter hat nie aufgehört, Sie lieb zu haben. Und wenn Sie ihr versprechen, ein guter Sohn zu werden und ein anderes Leben zu führen, so wird sie Ihnen auch verzeihen."

„Ja, das will ich. Schreiben Sie's ihr."

„Und ich schreibe ihr, daß Sie bald wieder gesund sind. Noch sind Sie schwach von dem vielen verlorenen Blut. Aber jeden Tag geht es besser. Nicht wahr, Sie spüren es schon?"

„Ich glaube."

Er versuchte ihr Lächeln zu erwidern. Und ganz leise durchrinnt ihn dabei ein neuer Kraftstrom. Sie liest ihm die wenigen Zeilen vor. Dann muß sie weiter. Aus dem übervollen Gefäß ihrer Barmherzigkeit darf sie immer nur Tropfen spenden, damit die andern nicht verdursten.

‚Meine Augen — meine Seele,' denkt der Augenlose. Es ist, als wäre ihm mit dem Licht, das sich die Welt schuf, die Welt selbst erloschen. Vergeblich versucht er, sich seine Frau, seine Kinder vorzustellen. Sie sind entflohn ins Wesenlose. Ihre so vertrauten Züge sind hinter Schleiern verschwunden, ihre Stimmen tönen nicht mehr in seinem Ohr. Ja, selbst die alten Gefühle der Liebe für sie sind erkaltet und tot. Ihm graut vor der Wiederkehr, die kein Wiedersehen bedeutet . . . Und nicht minder erschreckend ist der Gedanke, daß er je wieder sein Arbeitszimmer betreten könnte. Er weiß, dort stehn die Gefährten seiner lebendigsten Stunden. Aber ihr Leben ist ihm verschlossen. Nie wieder wird er ein Buch aufschlagen, er, der in den Büchern der Geschichte lebte.

Nichts, was ihn der Welt verbindet, ist ihm geblieben. Von neuen Eindrücken nicht mehr genährt, wird sein Geist auch der Erinnerungen verlustig gehen und wird dahinsiechen in leerer Nacht. Beinah scheint es ihm jetzt schon so zu sein.

Er sucht und sucht in seinem Hirn. Endlich steht vor seinem geistigen Auge der Mann, der er noch vor wenigen Monaten gewesen. Zu seinen Füßen die Hörer. Er spricht vom Krieg. Von der heiligenden und verjüngenden Kraft des Krieges. Wie er gleich einem läuternden Feuer aus müder Alltagsstumpfheit, aus Erwerbsgier und Genußsucht den Heldensinn hervorglüht.

Ein Schmerz von anderer Art, ein geistiger Schmerz, Entsetzen, Hohn und wilde Wut schütteln ihn. Wenn er könnte, würde er diesen Mann jetzt erschlagen.

Denn jetzt weiß er, wie dieses Feuer in Wahrheit aussieht, aus dessen dampfendem Blut der Wahnsinn entspringt. Er hat die verwüsteten Dörfer gesehn, die niedergebrannten Wohnstätten. Und die Haufen von Leichen, deren verzerrte Gesichter Anklagen zum Himmel schreien. Und er selbst, der Mitanstifter dieses Tuns, hat seinen Lohn geerntet: eine ausgebrannte Ruine liegt er da, zum Nachtwandeln verurteilt, zum dunklen Schleichen durch ein gespensterhaftes Phantom von Welt.

O, wenn er noch einmal seine Stimme

Digitized by Google

erheben könnte, seinen Warnungsruf, seine beschwörenden Worte, seine Flüche gegen diesen Frevel am Menschengeschlecht.

In das Gemurmel der Fiebernden, in das Stöhnen der Leidenden mischen sich zusammenhangslose Worte aus seiner Kehle. Da wird sein Arm, an dem die Faust wie ein Hammer auf- und niederschlägt, von einer Hand erfaßt.

„Professor! Professor! Sind Sie's? Herr Professor, hören Sie doch!"

Immer von neuem zerrt die nachbarliche Hand, und der Anruf wiederholt sich, ein tapferer, angestrengter Ruf, der dies verzweifelte Toben endlich durchdringt.

„Wer da? Was ist denn?" fragt der Zurückgesunkene endlich mit veränderter Stimme.

„Ich bin's. Ihr Schüler, Hans Schultz. — O, Professor, welches Glück! Sie leben! Es hieß, Sie wären gefallen. Ich wußte von Kameraden, daß Sie beim Sturm auf Craonne dabei waren. — Nun finden wir uns hier wieder."

Jäh rücken sich dem Professor die Erinnerungen zurecht. Hans Schultz, der schlanke Braunkopf, einer der Jüngsten aus dem Kolleg, der Hingegebenste unbedingt, dessen helle Augen den Brennpunkt bildeten für den Redner in der ganzen Schar, ein häufiger Gast im Haus, wo er an manchem Sommerabend zur Freude seiner Frau die Laute zupfte und frohgemute Lieder sang. — Auf dem Transport nach dem Westen sind sie sich in Metz begegnet, haben sich gelobt, nach Kräften zusammenzuhalten — und schon die nächste Stunde hat sie getrennt.

„Sind Sie verwundet?"

„Einen Schuß ins Bein und . . . einen im Arm."

„Ich hab' einen Streifschuß... über den Augen."

Sie wagen beide nicht, einander die Wahrheit zu gestehn. Aber sie fühlen ein wenig Glück, daß eine wohltätige Welle sie gerade Seite an Seite warf, an diesem Gestade des Jammers.

Nach einer Weile tastet die Hand des Jungen sich wieder hinüber, und er sagt: „Professor, ich muß Ihnen danken."

„Sie, mir?"

„Ja, ohne Sie weiß ich nicht, was ich getan hätte. — Ich lag nach dem Gefecht im Wald. Konnte mich nicht rühren und litt wahnsinnigen Durst. Ich wimmerte und schrie. Aber die Kameraden stürmten vorbei. Keine Zeit, keine Zeit! war ihre Antwort. Da fing ich an zu verzweifeln. Alle meine Ideale warf ich zum Teufel. Wollte schon ein Ende machen. Da fielen mir Ihre Worte ein. Von der gemeinen Tapferkeit und von der echten Seelengröße . . ."

Der andere sucht und sucht in den zerstörten Schatzkammern seines Geistes. Worte fallen ihm ein, doch sind sie entstellt und ihres Sinnes beraubt. Bis sein Schüler ihm die eigene Lehre wiederholt: „Sie erinnern sich doch, Herr Professor. Tapferkeit vor dem Feind zeigt jeder brave Soldat, sagten Sie. Aber wenn man nach der Schlacht verwundet daliegt und einsehen muß, daß keine Hilfe kommen kann, daß der Sieg wichtiger ist als die Sorge um den einzelnen, wenn man dann nicht verzweifelt, sondern das hochhält, wofür man leidet — das sei echte Seelengröße, sagten Sie. — Es hat uns alle damals so mächtig gepackt. Die Kameraden und ich, wir haben uns die Worte aufgeschrieben, damit sie uns parat wären, wenn's drauf ankommt. — Und sie waren mir dann ja auch parat."

‚Meine Worte... meine eigenen Worte' denkt der Professor. Und ihm waren es nicht nur Worte, ihm waren sie parat.

Wie er sinnt und grübelt, durchdringt die ausgebrannte Nacht seines Bewußtseins langsam ein neues Licht: das Wissen, wofür er leidet. Nie wieder wird er in den alten geliebten Büchern lesen können. Aber ist nicht die Weltgeschichte selbst um ein neues Buch bereichert, dessen Überschrift heißt: Deutschland . . . Und hat er nicht sein Teil daran! Hat er nicht daran mitgeholfen!

Was tut es nun, daß seinem eigenen Leben nie wieder die Sonne scheint, da seinem Volk ein neuer Tag beschieden ist, ein Tag der Einigkeit und Herrschaft!

Schauer um Schauer durchrinnen ihn von den Fußspitzen bis zu den Scheitelhaaren. Er kennt dies unnennbare Gefühl, das den Wellen eines Stromes gleicht, in dem das eigene Ich ertrinkt. Nächtens hat er es oft gespürt, wenn ihm über dem Lesen heiß geworden war und er die Blätter sinken lassen mußte, überwältigt von dem

Digitized by Google

Gefühl: dies Volk, dessen jahrhundertelangen Drang und Kampf und Sieg nicht kühle Klugheit, sondern der Genius der Größe lenkte, ist deins ... Und es sind dieselben Schauer, die ihn erschütterten, als er aus seiner stillen Gelehrtenstube hinausgeeilt war in die Scharen der Kämpfer. Wenn die Straße widerhallte von dem Marschtritt der Bataillone, wenn sein Arm hin- und herschwang mit tausend anderen Armen, wenn der Ton seiner Stimme hinrauschte in Sturmesbrausen des Gesanges —: Meine Brüder, meine Brüder ... hatte er dann gefühlt ... Ein Tropfen ich im großen Meer, das die Welt umspannt, ein Halm im großen Saatfeld des Geistes, das die Welt ernährt, ein Kampfgenosse im großen Heer, das gegen eine Welt sich verteidigt.

Er hat keine Schmerzen mehr. Alles Brennen und Toben ist verwandelt in wogendes Lebensgefühl. Er kann nicht sprechen. Seine Hand sucht die des andern, die er hält und drückt, die Retterhand, die Bruderhand.

Sie liegen beide still, und so mächtig ist die Bewegung ihres Innern, daß sie das Stöhnen ringsum nicht mehr hören.

Da schleppen zwei Träger einen neuen Verwundeten herein. Sein zerbeulter Helm, vom Sturmband gehalten, ist in den Nacken gerutscht. Sein Gesicht ist schwarz von Pulver und Schmutz. Grell fahl leuchten die Augen hervor. Blut fließt aus Wangen und Kinn. Kaum kann er sprechen. Aber er schwenkt die Rechte und schreit: „Kinder, wir sind oben — Die Höhe! — Sieg! —"

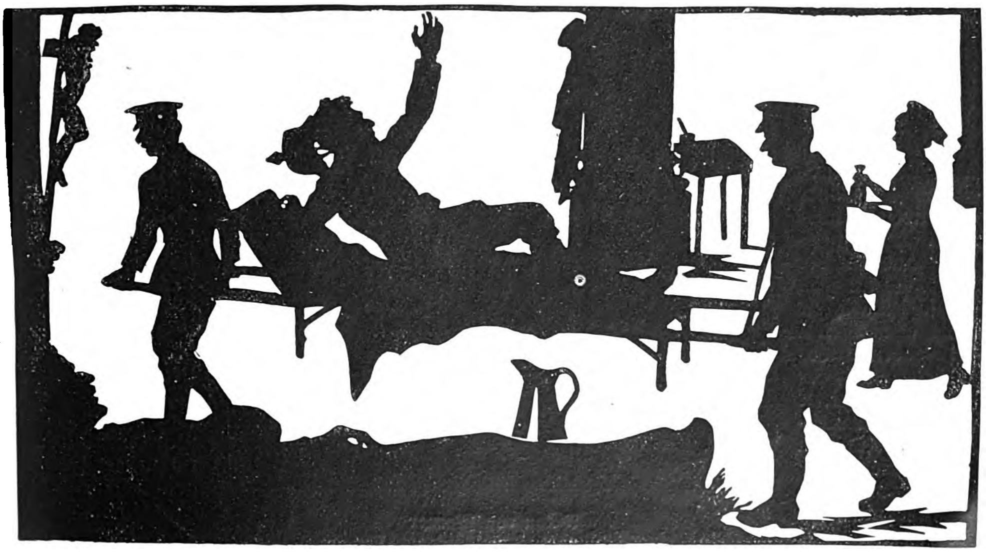
Und dann fällt er auf die Bahre zurück.

„Sieg! Hören Sie's, Professor. Wir haben's geschafft! Wir Deutsche!"

Als wollte er beten, spreizt er die Finger seiner Linken. Wie sie leer bleiben, zuckt es über sein Gesicht. Dann aber richtet er es freudig auf und seine ehemals so sonore, jetzt aber dünn tönende Stimme hebt das Lied an, das die Jungmannschaft gleich einer flatternden Fahne beim Sturm wider den Feind zu begleiten pflegt.

Der Professor fällt ein. Und da und dort erheben sich aus dem raschelnden Stroh blasse Gesichter, hören es mit Staunen und stimmen es gleichfalls an. Die eben um Wasser schrien, die vor Schmerzen wimmerten, deren dumpfes Stöhnen kaum noch aus Menschenbrust zu kommen schien, die in Fieberphantasien tobten — sie alle werden von der linden und so starken Kraft dieses Liedes ergriffen und aus ihrer Elendsnacht erhoben. Dort der Sterbende selbst, die starre Wachsmaske, kommt noch einmal zum Bewußtsein. Etwas wunderbar Schönes scheint sich vor seinem innern Gesicht zu gestalten, so daß seine Augen aufleuchten und seine Lippen sich bewegen.

Weiß schimmert durch die hohen Fenster das blasse Rund des Mondes. Und wie auf Geisterflügeln klingt aus den Reihen derer, die für ihr Vaterland bluten, leise, leise das Lied.



Digitized by Google

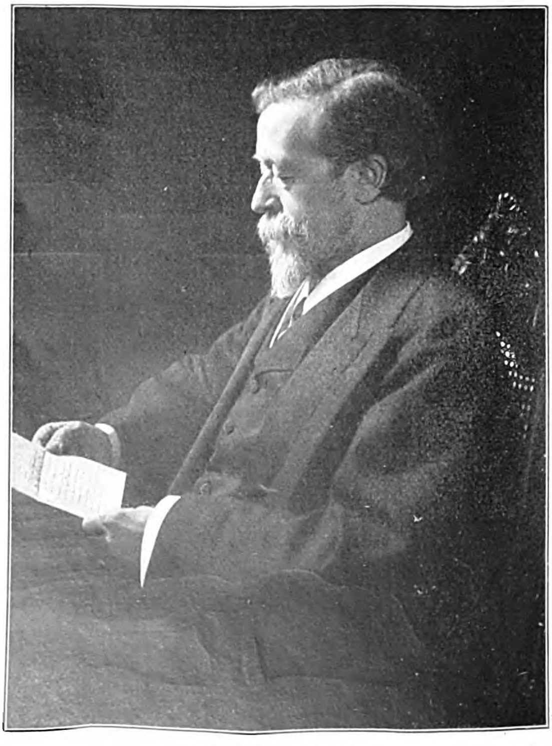
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Erinnerungen an Anton von Werner

Von seinem Freunde Paul Meyerheim

Anton von Werner war eine starke, große Persönlichkeit, ein ganzer, aufrechter Mann, durch und durch pflichttreu, von nie ermüdendem Fleiß und bewundernswürdiger Tatkraft. Mit ungeheurer Selbstzucht hatte er seinen schwächlich scheinenden Körper zu großer Zähigkeit und Arbeitsleistung ausgebildet. Sein Äußeres war nicht derart, daß man in ihm gleich einen großen Künstler vermutete: kaum mittelgroß und hager, elastisch und beweglich, stets mitteilsam, auch in ernsten und schwierigen Fragen und bis zuletzt mit schlichtem, vollem dunklem Haupthaar.

In Frankfurt a. d. O. 1843 geboren, begann er seine Malerei damit, daß er die Anfänge seiner Kunst durch Zimmermalerei betätigte. Diese erste Handfertigkeit kam ihm später wie manchem bedeutenden Maler sehr zustatten. Mein Vater Eduard als Lehrling meines Großvaters, Eduard Hildebrand, Karl Graeb, Franz von Lenbach haben es nie bereut, die Pinselgeschicklichkeit mit Leimfarbe auf Wänden oder Decken erworben zu haben. Manche von den Genannten gingen dann zur Dekorationsmalerei über und lernten dabei erstaunlich viel. Ich erinnere mich noch ganz genau, daß mein Vater, in Berlin als Maler bereits geschätzt, oftmals beim Umzug in eine neue Wohnung hoch auf der Leiter stehend, schöne, schattierte Stuckrosetten mit sicherer Hand an die Decke zauberte. Diese Tätigkeit übte auch Anton von Werner noch einmal, als er das Heim seiner Familie in mehreren Räumen geschmackvoll zierte. Der Eingangsraum wurde friesartig mit Szenen aus beliebten Märchen geschmückt. Der darauffolgende Gesellschaftsraum war rot gestimmt, und in der Mitte jeder Wand war je ein Bildnis eines Meisters früherer Zeiten angebracht. Werner war überhaupt ein gründlicher Kenner aller Ornamentik, die ihm bei seinen Illustrationen und ähnlichen Aufgaben sehr zustatten kam. Als er zum Einzug der Truppen in Berlin das berühmte Velarium malte, das quer über die Linden gespannt wurde, erregte dies farbenprächtige Bild schon während der Arbeit nicht allein durch die wachsende Gestaltung die Bewunderung der Zuschauer, sondern gewissermaßen auch ob der Fußfertigkeit des Schöpfers. Der Maler saß rittlings auf zwei sehr hohen Leitern, die hoch oben zusammengekoppelt waren, und marschierte gleichsam auf zwei Stelzen vor der Leinwand links und rechts hin und her, gänzlich schwindelfrei. Mit der Ausstellung dieses Velariums hatte Anton von Werner seinen ersten durchschlagenden Erfolg, und kurze Zeit darauf schon machte sich in der Kunstwelt die Meinung bemerkbar, daß dieser junge Künstler geeignet sei, der Direktor der Akademie der Künste in Berlin zu werden.



Anton von Werner
Nach einer Aufnahme von Wilh. Fechner in Berlin

Zu der Jubelfeier des Einzugs hatten viele große Künstler Pinsel und Modellierholz ergriffen, und es entstanden in ganz kurzer Zeit viele erstaunlich schöne Werke vom Brandenburger Tor bis zum Schloß. So hatte unter anderen zum Schmucke der Fassade der Akademie Meister Menzel zwei überlebensgroße Porträts, Bismarck und Moltke in ganzer Figur, geschaffen, die beide nebst den Bildnissen an-

derer Helden von anderer Hand verschwanden und nun bereits 42 Jahre im Staube auf einem Boden des Schlosses Schönhausen in Pankow einer hoffentlich baldigen Auferstehung harren.

Werner war stets ein glänzender Zeichner, und er beherrschte spielend die Geheimnisse der Komposition. Es war kein Wunder, daß viele Verleger auf die Geschicklichkeit seines Stiftes aufmerksam wurden. Damals entstand ja das Verlangen, viele Werke der Literatur mit Bildern schmücken zu lassen. Während man sich früher mit Kinderbüchern begnügte, zu denen Theodor Hosemann und ähnliche Meister geschickte Bildchen lieferten, wurden nun der „Faust" und die „Glocke", Goethe und Schiller für den Buchschmuck entdeckt. In Paris öffnete Gustave Doré die Schleusen zu den schier unversieglichen Strömen seiner Illustrationen. Dieses wahrhafte Genie wurde später sehr unterschätzt, obgleich Menzel die Gestaltungskraft des unerschöpflichen Künstlers stets sehr bewunderte und hochhielt, sogar in seinen vielen Ölbildern. Ich selbst habe den lustigen, liebenswürdigen Menschen oft in seinen drei Ateliers besucht und seinen Fleiß bewundert. So hat er z. B. in nur einer Woche zwölf große dekorative Landschaften für ein amerikanisches Hotel vollendet. In jener Zeit kam ich auch zum erstenmal mit Anton von Werner zusammen. Er begann damals seine Gedanken auf die Illustration zu lenken und schuf, angeregt durch die Poesien seines guten Freundes Viktor von Scheffel, eine Reihe von Zeichnungen, so zu „Frau Aventiure", zu „Juniperus", „Gaudeamus", zu den „Bergpsalmen" und zum „Trompeter von Säkkingen", Zeichnungen, die durch ihre feine Empfindung und durch flotten, geistreichen Humor dem Geiste der Dichtungen völlig gerecht wurden.

Die Freundschaft mit Scheffel stammt von seinem Aufenthalt in Karlsruhe, wo Werner seit dem Verlassen der Berliner Akademie weiter studierte und manche Ölbilder historischen Inhalts im Sinne Lessings malte, des berühmten poetischen Landschafters, der auch treffliche, große Historienbilder schuf. Sehr anregend für seine Illustrationen ward auch die Freundschaft mit dem geistsprudelnden Schrödter, dessen Tochter Malwine später die Gattin unsres Künstlers wurde.

Zunächst ging er dann 1867 nach Paris, wo er sich in einem eignen Atelier einrichtete und Studien und kleinere Bilder für den Lebensunterhalt malte und verkaufte und wo wir uns auf der Weltausstellung trafen und gemeinsam in Bewunderung der Werke von Meissonnier, Ingres, Daubigny, Bastien Lepage, Jerôme und andrer Größen der damaligen Zeit schwelgten, hauptsächlich von Künstlern, deren Fleiß und Gründlichkeit uns zur Andacht zwangen. Bei der heutigen Jugend herrscht die Meinung, daß Werner der ganzen französischen Kunst feindlich und verächtlich gegenüberstand. Dem ist nicht so. Er schätzte und studierte aber nur jene Meister, die das Banner von Ehrlichkeit, Geist und Schönheit in Zeichnung, Farbe und Ausführung hochhielten, Meister, die vor der Entdeckung des Impressionismus schufen, welcher der Anfang der Dekadenz der Kunst war. Schon Altmeister Menzel behauptete: Der Impressionismus ist die Kunst der Faulheit.

Vor den Eingangspforten der Pariser Weltausstellung hatten zwei epochemachende Künstler eigene Gebäude für die Aufnahme ihrer Werke erbaut: Courbet, der große Realist, und Manet, der damals noch belachte und verspottete, der Kolumbus der neuen Kunst. Über letzteren waren wir bis zuletzt gleicher Ansicht, auch bei Betrachtung der Werke, die fast alle deutschen Museumsdirektoren, Sammler und Kunsthändler überreichlich bei den gläubigen und verblendeten Deutschen eingeführt hatten. Werner war durchaus kein Gegner jener früheren französischen Kunst. Er wußte die malerischen Eigenschaften, den feinen Geschmack, den Reichtum der Farbe und Erfindung und die Anmut jener Meister voll zu würdigen. Aber bei seiner Kenntnis der Natur und Wirklichkeit konnte er unmöglich alle jene tollen Auswüchse gutheißen, welche heute unter verschiednen Fahnen und merkwürdigen Titeln die moderne Jugend hinreißen und vernünftig scheinende Menschen zum Blödsinn betören. Bei einer hoffentlich bald aufkeimenden Wiedergeburt der deutschen Kunst werden dann jene Männer wieder zur Geltung kommen, welche wirklich etwas konnten und können, denn Kunst kommt von Können, und unreifes Wollen gibt nur Wulst.

Von Paris ging Werner auf zwei Jahre nach Italien, wo er Eindrücke dieses gelobten Landes sammelte, auch in landschaftlichen Studien von Capri, Olevano, Amalfi, der Campagna usw. Er gehörte aber nicht zu denen, welche unbedingt nach Vorschrift der Reisebücher belobten, was mit einem oder zwei Sternen befohlen wurde. Auf seine Kunst hat dieser Aufenthalt keine entscheidende Wirkung gehabt. Er empfand, daß die Maler nur ihr Bestes leisten, wenn sie ihr eignes Land, ihre Zeit und ihre Leute darstellten. Hierzu fand er die beste Gelegenheit, als er die große Zeit seines Vaterlandes, den Krieg von 1870 aus unmittelbarer Nähe im Hauptquartier miterleben durfte.

Hier entschloß er sich auch zu dem Riesenwerk, zur Ausführung des großen Panoramas von der Schlacht bei Sedan mit den Einzelbildern (fälschlich Dioramen genannt), eine Aufgabe, die unendlich viel Berechnung und Arbeit verlangte, zu der viele ausgezeichnete Mitarbeiter gerufen werden mußten. Für das Studium wurde am Wannsee in seiner Besitzung ein wahres Feldlager errichtet mit vielen Soldaten und Pferden, Deutschen und Franzosen, die richtig gruppiert in der Sonne als Modelle dienten für die Künstler

Digitized by Google

und Schüler, welche Studien für das Panorama schaffen mußten. Für das Landschaftliche wurde Meister Eugen Bracht gewonnen, mit dem Werner Reisen nach Sedan machte, um den richtigen Standpunkt zu wählen. Zu diesem Zweck wurde ein turmartiges Holzgerüst erbaut, von dessen erhöhter Plattform Messungen und Studien gemacht wurden. Eine Hauptschwierigkeit besteht darin, das runde Panorama überall gut zu beleben. Dabei mußte viel eng zusammengerückt und manches frei erfunden werden. Die Entfernung von der senkrechten Leinwand bis zum vordersten Beschauer beträgt immer vierzehn Meter. Die senkrecht gespannte Leinwand, die durch Blendung manche Wirkung zerstören würde, muß so schräg aufgestellt sein, daß sie im unteren Teil gegen den Himmel etwas zurückliegt. Dabei bildet sich auf dem ganzen unteren Rande ein Schatten, den man durch geschickte Malerei des Vordergrundes so behandeln muß, daß man die Grenze von der senkrechten Leinwand und dem von Oberlicht hell beleuchteten realistischen Vordergrund nicht bemerkt, der dann mit allerlei wirklichen plastischen Gegenständen belebt wird. Die Beschauer, die alles genau, auch in der Ferne sehen möchten, nehmen ihre Operngläser zur Hand und deshalb müssen auch die fernsten Gegenstände bis ins kleinste ausgeführt werden. Die verbreitete Meinung, daß bei einem Panorama alles nur mit großem Pinsel dekorativ hingepinselt zu werden braucht, ist ganz irrig. Die Ansicht der Festung Sedan mußte einige Male verändert werden, bis sie schließlich immer höher und höher den richtigen Platz am Horizont fand. Ein großer Baum mußte gelogen werden, um die große, senkrechte Naht quer durch den Himmel unsichtbar zu machen. Alle Lichtblitze auf Bajonetten, Blasinstrumenten, Helmen usw. konnten durch einfache Malerei nicht wirksam gemacht werden. An den betreffenden Stellen wurden aus Stanniol diese Glanzlichter modelliert und richtig gefärbt. Die Wirkung war täuschend! Herrlich waren die drei Bilder: 1. Bismarcks Begegnung auf der Chaussee mit Napoleon, der im Hintergrunde aus seinem Wagen gestiegen ist, 2. die Übergabe des Degens von Napoleon an Kaiser Wilhelm durch General Reille und 3. die Übergabeverhandlung in einem historisch treuen Zimmer bei der Lampe. Man wußte nicht, welchem von diesen dreien man den Preis zuerteilen sollte! Leider ist dieses wundervolle Denkmal der Geschichte jetzt nicht mehr sichtbar und ruht aufgerollt irgendwo im Verborgenen.

Das räumlich zweitgrößte Werk ist die Kaiserproklamation im Schlosse zu Versailles, das ebenfalls viel Überlegung, Berechnung und Studium verlangte. Da Werner nicht nach Photographien arbeitete, so mußten unzählige Porträtstudien von all den bedeutenden und berühmten Anwesenden gemacht werden, die für alle Zeiten eine schöne Sammlung aller Fürstlichkeiten und Helden jener Zeit bilden. Bei Werners Genauigkeit wurden von jedem Beteiligten bei dieser großen Begebenheit richtige Maße der Größe genommen; auf dem Parkett des Saales mußte berechnet werden, wo jeder gestanden hatte, denn es genügte nicht, in dieser Versammlung Kopf neben Kopf zu malen; jeder mußte auch auf dem Grundriß seinen Platz finden, und da vorauszusehen war, daß nachträglich Wünsche „verlautbart" würden für Teilnehmer, die der Feierlichkeit aus Zufallsgründen nicht beigewohnt hattten, so mußte auch für diese Platz freigehalten werden. Eine große Schwierigkeit war, daß man den Kaiser und seine Umgebung auf einem erhöhten Platz gut sehen mußte und gleichzeitig die Gesichter der jubelnden Versammlung. Ferner: nur wenige Uniformen bieten dem Malerauge ein koloristisches Entzücken! Da kann der Darsteller nicht beliebig mit dem Pinsel herumspringen. Knallrot und blitzeblau und Ordensbänder und zahllose Sterne und die endlosen Stiefel, an die sich unfehlbar jeder Kunstkritiker fest anklammert — das alles hat nicht die allesuniformierende Tunke eines Schützengrabens! Es ist wirklich viel einfacher, ein Stück Malerei herzustellen wie das berühmte Bund Spargel von Manet für 40000 Mark, und Spargelköpfe brauchen nicht so ähnlich zu sein wie die Köpfe der zahllosen Fürstlichkeiten und Helden! Auch ist die Farbe der Spargelstangen einfacher als eine neue Uniform, und dennoch hat Werner dieses großartige Bild so wundervoll gestimmt und zusammengehalten, daß man sich in der Bildergalerie des Schlosses nicht satt daran sehen kann. Allein die großen Spiegel, die das gegenüberliegende Tageslicht als hellste Note aufnehmen, sind koloristisch meisterhaft. Es ist in keinem Lande und zu keiner Zeit ein Künstler gewesen, der eine derartige Aufgabe so bewunderungswürdig gelöst hat.

Übrigens Manet: Das erwähnte Spargelbild möchte ich schon besitzen, und ich halte diesen Künstler vor allem für prachtvoll, wenn er nur Stilleben malt! Auf all den Bildern, wo er irgendwie Fressalien anbringt, ist er meisterhaft! Auch das bestaunte „Bon boc" (d. h. nur das Bierglas!) ist vortrefflich skizziert, aber wenn er uns menschliche Köpfe bringt, zeigt er sich als einen ungeschickten Anfänger, und seine vielgepriesene, ganz neu entdeckte Freilichtmalerei erinnert zu oft an Gobelins. Sein gemalter Schinken und die meisten seiner Bilder sind mir zu roh!

Die etwas veränderte Mittelgruppe der Kaiserproklamation malte Werner für eine Wand im größten Raum des Zeughauses noch einmal. Dies Bild ist wie die andern Ölbilder nicht im Einklang mit den von Gesellschap in Fresko ausgeführten Allegorien. Ideal und Realistik stehen hier zu hart nebeneinander! Baukünstler begehen ja leider oft arge Mißgriffe in der Wahl des Platzes, wo Skulpturreliefs und Bilder angebracht werden. Selten beachtet ein Be-

Digitized by Google

schauer große Friese hoch oben an den Bauwerken. Schon die Baumeister des Parthenons wußten nur zu gut, solche unschätzbaren Meisterstücke den Blicken der Neugierigen geheimnisvoll zu entrücken. Auch das mächtige Mosaikbild von A. von Werner, welches den unteren Teil unserer Siegessäule zieren soll, ist übel angebracht, denn nur ein vertikal, auf einer Fläche gespanntes Bild kann gesehen und beurteilt werden, nicht aber eines, das auf einer runden Trommel angebracht ist. Die leichte Farbengebung dieses Mosaikbildes benimmt dem starken Sockel dieser Siegessäule alle Festigkeit, und es wird durch die Granitsäulen davor zerschnitten. Nicht jeder Neugierige übernimmt die Kletterpartie, um alles da oben zu genießen, bei der Gefahr, rückwärts abzustürzen. Auch die liebenswürdigen Kompositionen, welche Werner an dem Pringsheimschen Hause in der Wilhelmstraße ganz hoch oben in Mosaik ausgeführt hat, sind für Beschauer in Flugzeugen angebracht! Sehr schön komponiert und ausgeführt sind die Szenen aus römischer Geschichte in den Räumen des Kaffee Bauer. Der beständige Tabaksrauch gibt den Bildern immer nach einiger Zeit den historisch braunen Ton, den Kenner oft lieben, den der Künstler aber nicht beabsichtigt hat.

Eine Perle in dem großen Kranze unsrer Geschichtsbilder ist das Riesengemälde der ersten Reichstagseröffnung unsres geliebten jetzigen Herrschers. Das letzte in der Folge der Wernerschen Bilder, die den jetzt so beliebten „Militarismus" verherrlichen, ist die Geburtstagsfeier des achtzigjährigen Moltke in seiner Wohnung; er stellt den Augenblick dar, in dem unser Kaiser dem greisen Helden die Hand schüttelt. Über dieses Bild sprach ich mit dem alten Menzel. Dieser wunderbare Mann war so glücklich, nie Kunstkritiken zu lesen, und wollte es nicht fassen und glauben, daß in der Schar der Federhelden und vieler Kunstbeflissener und Weisen an unserm Werner kein gutes Haar gelassen würde. Während meiner Mitteilung ergriff er ein langes Lineal, meinte: „Ei, da soll doch!" und fuchtelte mit diesem Lineal so wütig herum, als wenn er alle Obengenannten sogleich köpfen wollte. „Dieses Bild," sagte er, „ist von oben bis unten so ausgezeichnet, das möchte ich schon selbst gemalt haben!" Ähnlich sprach sich Franz von Lenbach bewundernd über das große Kongreßbild aus. Er lobte rückhaltlos den ganzen Aufbau und die Porträtähnlichkeit, meinte nur: „A bissel möcht' ich das Bild noch schnell z'sammenstimmen! Alle jungen Kunstfexe sollen erst mal so ein Bild malen!" — Zwei solche Urteile, denke ich, wiegen alles auf, was von den Obengenannten über Werner je gesagt und geschrieben worden ist.

Sein letztes Werk schuf Werner als Wanddekoration der Aula des Gymnasiums in seiner Vaterstadt Frankfurt a. O. Es stellt eine veränderte Wiederholung der Kaiserproklamation dar.

Was alle modernen Jungen erstreben, ganz Original zu sein, das hat Werner im Gebiete seiner Kunst mit aller Rücksichtslosigkeit erreicht. Warum sollte er von all den neuen Versuchen für seinen Pinsel etwas aufnehmen? „Allen gefallen ist schlimm, mache es wenigen recht!"

In der nächsten Ausstellung in der Berliner Akademie wird jeder Gelegenheit haben, auch jene Bilder zu besehen, zu begutachten oder zu beschlechtachten, die ich jetzt nicht erwähnen konnte. Man wird dort die unzähligen Studien sehen, die er zu allen Bildern gemacht hat, die prachtvoll gemalten Ölstudien der Hintergründe in Schlössern und Häusern, die zahllosen Studien nach berühmten Zeitgenossen usw. Immer wieder muß man den nicht ermüdenden Fleiß bewundern und die Gründlichkeit, mit der das alles geschaffen wurde, und daß Werner gleichzeitig noch die großen Lasten der Tätigkeit der mühseligen Verwaltung der Königlichen Hochschule für die bildenden Künste, die Oberaufsicht über den Unterricht und die Führung seines Meisterateliers trug. Nebenbei fand er noch Zeit, als Präsident des Vereins Berliner Künstler sich für dessen Interessen und Arbeiten zu betätigen.

Die ganze Einrichtung der Hochschule ist unvergleichlich, und wenn auswärtige Künstler diese Anstalt besuchen, so sind diese stets erstaunt darüber, was alles den Kunstbeflissenen hier geboten wird. Vielleicht etwas zu viel! Aber auf den alljährlichen Schülerausstellungen werden stets ganz vortreffliche Studien jeder Art gezeigt. Der Direktor wünschte nicht, daß diese Ausstellungen für die Öffentlichkeit gemacht wurden. Teils wollte er vermeiden, daß in Kritiken die Studierenden durch Lob oder Tadel beeinflußt wurden, teils sollten nicht der nicht immer kunstsinnigen Menge so viel Studien nach nackten Modellen preisgegeben werden. Zu allen Zeiten gab es ein Präparat von Galläpfeln gegen den Begriff: Akademisch. Beinahe so wie heute bei unsern Feinden gegen das Wort: Militarismus, um das wir schließlich doch überall beneidet werden. So bildete sich seinerzeit bei den Anhängern der Sezessionen eine große Liga gegen das Zeichnen nach Gips. Eine Umfrage in den Zeitungen an viele Künstler, wie jeder über das Gipszeichnen denke, wurde erst von Menzel so beantwortet: „Alles Zeichnen ist gut, Alles zeichnen noch besser!" Böcklin antwortete: „Einem Esel kann auch das Zeichnen nach Gips schädlich sein."

Auf manche Fächer legte der Direktor großen Wert. Die Studien berühmter architektonischer Bauwerke aus nahegelegenen Städten und Ortschaften sind in den Gängen der Hochschule zur Bewunderung der Beschauer stets ausgestellt. Weniger Freude haben die Schüler an der Bereitung und chemischen Zusammensetzung der Malmittel. Die darauf verwendete Zeit dürfte vielleicht

Digitized by Google

für andere Fächer besser angewendet werden. Ich meine auch, die große Dauer des Gesamtunterrichts könnte etwas eingeschränkt werden. Das Motto, das ich meinen eignen Schülern sagte, war: Es gibt überhaupt keine guten Lehrer, es gibt nur gute Schüler.

Es ist bekannt, daß Werner ein ganz ausgezeichneter Redner war, der mit schärfstem Verstand und größter Klarheit des Ausdrucks, ohne Phrase und ohne Faselei seine Meinung vortrug. Ganz ausgezeichnete Reden hielt er vor seinen Schülern beim Abschluß des Unterrichtes im Herbst. Sie sind alle in einem Buche vereinigt und verdienen, von Künstlern oft gelesen zu werden. Auch bei seinen Reden mußte jeder sein erstaunliches Gedächtnis für jede kleinste Tatsache und Äußerung bewundern. Dies Gedächtnis wurde noch unterstützt durch ein sehr ausführliches Tagebuch, welches er durch sein ganzes Leben in Frieden und Krieg führte. So war es ihm ein leichtes, am Ende seines Lebens auch alle Ereignisse des Krieges von 1870, soweit er Augenzeuge war, in seinem Buch: Erlebnisse und Erinnerungen von 1870—1890, zu erzählen, einem fesselnden Werk, das auch durch zahlreiche Illustrationen geschmückt ist. Jeder, der mit ihm streiten wollte, mußte sehr genau auf seiner Hut sein, sonst war sein Rückzug sicher! Von seinen echt patriotischen und warmen Gefühlen für das Vaterland zeugten die Worte, die er bei feierlichen vaterländischen Gelegenheiten öffentlich sprach.

Das ganze Lehrerkollegium lebte in den dreißig Jahren, da ich die Ehre und Freude hatte, demselben anzugehören, stets mit unserm verehrten Direktor im guten, freundschaftlichen Einvernehmen. Oft im Leben und in der menschlichen Gesellschaft ist es nicht zu vermeiden, daß ein aufrechter, tüchtiger Mann eine schwierige Angelegenheit mit Selbstherrlichkeit verwaltet, sei es ein Bismarck, ein Richard Wagner, jeder Schauspielhaus-, Opern- oder Museumsdirektor. Auch der Direktor einer Lehranstalt. Und wir müssen unserm Anton von Werner schließlich doch für alles herzlich danken, was er für die Künstler ehrlich, treu und tatkräftig durchgesetzt hat trotz aller Gegner, Zweifler, Mißgünstiger und zahlloser Nörgler. Auf die Masse solcher Armee kommt es ja nie an. „Wer den Besten seiner Zeit genug getan . . .“ —

Goethe sagt einmal: „Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen, wir müssen zu ihnen gehn,“ und so wollen wir den Meister auch in seinem Hause, im Kreise seiner Familie besuchen, die ihm das Leben so angenehm wie möglich gestaltete. Da sich der Wirt für alles lebhaft interessierte, was zur höchsten Kultur gehörte, so war sein Haus der Sammelpunkt vieler bedeutender Menschen. Für jeden, hoch oder gering, hatte er stets die freundlichsten, herzlichsten Worte. Schon als Kunstjünger war er ein gerngesehener Gast in der Familie des Großherzogs von Baden, auf dessen Anregung unser Meister in das Hauptquartier von 1870 kam, und schon hier wurde er von dem greisen König und dem Kronprinzen mit allerhöchster Huld und Gnade ausgezeichnet. Bei dem liebenswürdig herzlichen Verkehr, der sich nach dem Kriege mit dem Kaiser Friedrich und seiner hohen Gemahlin weiterbildete, übernahm es die hohe Frau auch, bei einem von Werners Kindern die Patenstelle zu vertreten, und der Künstler malte von dieser überaus reizenden Szene ein kleines Ölbild zum Geschenk für die damalige Kronprinzessin, die selbst eine geschickte Künstlerin und große Kunstkennerin war.

In dem Wernerschen Hause wurde auch die Musik sehr geliebt. Der Meister selbst spielte trefflich das Violoncell, und Quartette und Trios wurden oft dort ausgeführt. Die Zahl der dann und wann mitwirkenden bildenden Künstler war nicht klein. Professor Carl Becker, drei Brüder Begas, Reinhold, Oskar und Adalbert, mein Vater, mein Bruder und meine Wenigkeit, der Maler Teschendorf, Albert Hertel und H. von Angely und manche andere spielten abwechselnd mit Pianisten und Meistern des Gesanges in Gesellschaften. Mochte auch eine böse Zunge behaupten, daß ein Dilettant ein Mensch sei, der die Kunst nur zu *seinem* Vergnügen treibe, mochte uns mancher auch den Verein der *Falschspieler* nennen, so haben uns diese Abende doch viel Freude und Anregung gebracht.

Wohl spricht man von den Schwesterkünsten: Malerei und Musik, aber ich habe stets bemerkt, daß das Interesse der bildenden Künstler für die Musik einseitig ist. Mir sind kaum Musiker bekannt, die ein höheres Verständnis für die Werke der andern Kunst bekunden.

Die warme Liebe für sein Vaterland und die heißen Wünsche für dessen Wohl begleiteten Werners Geist bis zu den letzten Leiden, bei welchen ihn Träume verfolgten, daß er in englische Gefangenschaft geraten sei. Aber bis in die letzten Stunden beseelte ihn noch der Gedanke an sein Amt, und im allmählichen Schwinden der Kräfte erinnerte er noch seine Umgebung daran, daß diese und jene Unterstützungen nicht vergessen werden möchten.

Sein Haus war gut bestellt und er konnte ohne Schmerz und Kampf ganz ruhig seine Augen schließen. Es war Montag den 4. Januar 1915 abends.

Ein Trost war es ihm, daß ein Siegeshoffnungsstrahl die scheidende Seele erleuchtete.

Die Trauerkunde verbreitete sich blitzartig in ganz Deutschland. Der Kaiser und die Kaiserin waren die ersten, die innige Trostesworte an die trauernden beiden Töchter und an den Sohn richteten, der den Dienst in der Front nicht verlassen konnte, wohin er eben erst, von einer Verwundung genesen, zu neuen Kämpfen zurückgekehrt war.

Digitized by Google

Die deutsche Kunstindustrie und der Weltmarkt

Von Professor Max Metzger, Lübeck

Für die Eingeweihten ist es eine bekannte Tatsache, daß der augenblicklich tobende europäische Weltkrieg nicht zum letzten aus dem Ingrimm unserer Vettern jenseits des Kanals über Deutschlands unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung entstanden ist. Wer die statistischen Ziffern über den deutschen Handel verfolgt, wird den Neid Albions verstehen. Namentlich die deutsche Industrie hat es trotz widerständiger Verhältnisse in den letzten Jahren zu einem Absatz auf dem Weltmarkte gebracht, der alle Welt mit Staunen erfüllte.

Nach den vorläufigen Feststellungen betrug die Gesamtsumme der Ein- und Ausfuhr im Jahre 1913 für Deutschland 21 Milliarden, für England 24 Milliarden. Die im Welthandel an erster Stelle stehende Nation ist uns also nur noch um 3 Milliarden überlegen. An dritter Stelle stehen die Vereinigten Staaten mit 17 Milliarden, an vierter Stelle marschiert Frankreich mit 11 Milliarden.

Der einstweilen noch größeren Handelsziffer Englands stehen für Deutschland andere Zahlen gegenüber, die uns mit einem Schlage an die erste Stelle rücken und beweisen, daß wir schon heute die reichste Nation sind. Unsere Ausfuhr steht nämlich nur noch um etwa rund 900 Millionen Mark hinter der Einfuhr zurück. Unsere Handelsbilanz beginnt also sich zu einer aktiven zu gestalten. Unser Volksvermögen gar wird auf über 300 Milliarden Mark geschätzt, gegen 240 Milliarden in England und 200 Milliarden in Frankreich. An dem deutschen Volkswohlstand nehmen aber nicht etwa nur die oberen Schichten der Bevölkerung teil, sondern die weitesten Kreise. Das beweisen die Sparkassenbestände, die doch fast ausschließlich von mittleren und kleinen Sparern zusammengetragen werden. In den deutschen Sparkassen lagerten 1912 rund 18 Milliarden; in England $4^1/_2$, in Frankreich etwas über $4^1/_4$ Milliarden. Die deutsche Volkswirtschaft und der deutsche Volkswohlstand haben also England und Frankreich überflügelt.

Während sich Deutschland anschickt, England seine erste Stelle unter den handeltreibenden Völkern streitig zu machen, hat es Frankreich aus der zweiten Stelle, die der französische Handel früher einmal eingenommen hatte, schon längst verdrängt. Das sind bittere Tatsachen für die Entente-Genossen, die natürlich ihre Gefühle uns gegenüber nicht freundlicher werden lassen konnten.

Die Industrie ist an dem großen Handelsaufschwung Deutschlands hauptsächlich durch rein technische Artikel beteiligt und durch billige Exportwaren. Auf dem Gebiete der Kunstindustrie sind wir gegen unsere feindlichen Konkurrenten noch zurückgeblieben, wenn sich auch die Ausfuhrzahlen für die Erzeugnisse der kunstgewerblichen Produktion von Jahr zu Jahr bedeutend gehoben haben und sogar in den letzten paar Jahren erstaunlich in die Höhe geschnellt sind Die Erfolge im Absatz und in der Anerkennung deutscher kunstgewerblicher Arbeiten verdanken wir der unermüdlichen Betätigung führender Künstler, ihrem energischen Eintreten für das Gute und Echte, ihren eifrigen Bestrebungen zur Verdrängung der Schundware. Als man den Ehrgeiz zeigte, nicht nur äußerlich gefällige, sondern vor allem brauchbare und dauerhafte Erzeugnisse zu schaffen, fanden diese Arbeiten auch im Auslande Verständnis und vor allem auch Käufer. Ganz besonders hat sich die Ausfuhr in Möbeln und Holzschnitzarbeiten gehoben, die z. B. im Jahre 1911 in den ersten 7 Monaten um beinahe 10000 dz gegen das Vorjahr gestiegen war und annähernd 40000 dz betrug. Besonders guter Aufnahme haben sich auch unsere keramischen Erzeugnisse zu erfreuen. In den ersten 7 Monaten des Jahres 1911 war die Ausfuhr von Töpferwaren und Öfen gegen dieselbe Zeit des Vorjahres um 10000 dz, der Wandbekleidungsplatten um fast 20000 dz, der Waren aus Steingut und Steinzeug um 37000 dz, der Porzellangeschirre und Luxusgegenstände aus Porzellan um 38300 dz gestiegen. Die Ausfuhr von Kunstschmiedearbeiten war in demselben Zeitraum gegen das Vorjahr um rund 300 dz gestiegen. Schmuck- und Luxusgegenstände aus verschiedenen Metallen, insbesondere feine Tafelgeräte waren etwa 16000 dz mehr als im Vorjahr ausgeführt worden.

Der frische Zug, der das kunstgewerbliche Schaffen des letzten Jahrzehnts belebt hatte, war also von fruchtbringender Wirkung gewesen. Wir müssen daraus ersehen, daß in der Tat nur die Qualitätsleistung in höchster Verfeinerung und Gediegenheit dauernde und wachsende Vorteile schafft. Und des weiteren, daß lediglich auf dem Boden einer ernsten nationalen Arbeit ein nationaler Stil entstehen kann, der auf dem Weltmarkte eine Stellung erobert. Frankreich zehrt heute noch von der nationalen Arbeit vergangener Jahrhunderte. Das große Vorrecht, das Frankreichs Kunstindustrie noch immer auf dem Weltmarkte beansprucht und auch noch teilweise genießt, stammt aus jener großen Zeit,

Digitized by Google

als Frankreich darin wirklich Großes leistete, während heute die schöpferische Kraft längst im Volke nicht mehr vorhanden ist. Der Einfluß, den England durch seine Möbelkunst am Ende des 18. Jahrhunderts gewonnen hatte, ist für die englische Kunstindustrie bis auf unsere Zeit von ergiebigem Nutzen geblieben. Durch ihre nationale Eigenart hatten die beiden feindlichen Länder ihre weltwirtschaftliche Bedeutung auf den Gebieten der Kunstindustrie erlangt. Durch eine selbständige Eigenart in unseren Erzeugnissen können auch wir nur auf dem Weltmarkte eine angesehene Stellung erringen. Durch eine Eigenartigkeit, die sich zusammensetzt aus geistigem Gehalt und bester Qualität.

Die Durchführung des Qualitätsgedankens, die geistige und stoffliche Veredelung der deutschen gewerblichen Arbeit, hat sich der seit sieben Jahren bestehende deutsche Werkbund zum Ziel gesetzt. Es ist eine eigentümliche Fügung des Geschickes, daß die bedeutsame Veranstaltung des Bundes zur Rüstung unserer deutschen Kunstindustrie für den Kampf mit der feindlichen Konkurrenz, die Werkbund-Ausstellung, mitten in ihrer Lebensdauer durch das Aufeinanderplatzen der Nationen mit bewaffneter Faust so jäh unterbrochen wurde. Nun wird sich erst die politische und militärische Überlegenheit zu entscheiden haben, bevor der friedliche Wettkampf auf wirtschaftlichem Gebiete wieder einsetzen kann. Die Werkbund-Ausstellung zu Köln hat aber trotz ihrer kurzen Dauer schon wirksame Eindrücke und Anregungen genug hinterlassen, die nach dem Kriege Früchte bringen dürften. Die Werkbund-Ausstellung wird sich dann als ein Wendepunkt erweisen für die weitere Festigung des guten Geschmacks für alle, selbst auch die scheinbar nichtigsten Dinge des Marktes.

Komme es, wie es komme: die Entwicklung Deutschlands zu dem mächtigsten Industriestaat wird sich nicht mehr aufhalten lassen. Was wir durch energische zielbewußte Arbeit und eine einzig dastehende ausgezeichnete Volksbildung erreicht haben, läßt sich nicht wegfegen wie Staub und Spreu. Die Stärke unserer Überlegenheit, die sich baldigst auch auf dem Gebiete der Kunstindustrie erweisen wird, liegt in der sorgfältigen praktischen und theoretischen Fachausbildung unserer gewaltigen Arbeitermassen. Zu spät haben unsere Gegner erkannt, daß sie sich in dieser Beziehung schwere Unterlassungssünden haben zuschulden kommen lassen. Der Vorsprung, den Deutschland in der fachlichen Erziehung der Arbeiter gewonnen hat, ist kaum wieder einzuholen.

England hatte vor über 50 Jahren bemerkenswerte Ansätze zur Hebung der gewerblichen Erziehung gemacht, aber es hat diesen Weg nicht mit der Zähigkeit verfolgt, die unbedingt notwendig ist zur Erzielung wirklicher Erfolge. England hat niemals die liebevolle Sorgfalt für die Erziehung der unteren Volksschichten aufgewendet, die in Deutschland als eine der allernotwendigsten Aufgaben des Staates angesehen wird. Die innere Kultur hat auf diese Weise nicht Schritt gehalten mit den äußeren Erfolgen Englands. Heute sieht man es in diesem Land ein, daß man kostbare Zeit unwiederbringlich verloren hat und daß es schwer hält, die beträchtlichen Volksmassen, die man in Unwissenheit und moralischem Elend hatte versinken lassen, wieder für höhere Ziele zu gewinnen. Und mit Frankreich steht es ähnlich. Auch in Frankreich fehlt es an einem Heer gelernter und intelligenter Arbeiter. Darunter leidet die französische Industrie. Abgesehen von einigen Spezialgebieten reichen die industriellen Erfolge Frankreichs nicht im entferntesten an die deutschen heran.

Deutschland hat sich seine jetzige industrielle Höhe und seinen Überfluß an gelernten und gut vorgebildeten Arbeitern durch langjährige unverdrossene Erziehungsarbeit errungen.

Deutschlands Erhebung aus seinem ehemaligen industriellen und kunstgewerblichen Tiefstand nahm ihren Anfang nach der ersten internationalen Ausstellung von London 1851. Der geniale Gottfried Semper zog damals aus der Ausstellung die Folgerungen in einer im gleichen Jahre erschienenen Schrift „Wissenschaft, Industrie und Kunst“. Die europäische Industrie hatte auf der Weltausstellung eine beschämende Niederlage erlitten. Die Verworrenheit und Verwilderung des europäischen Kunstgeschmackes war klar zutage getreten. Das Sempersche Ergebnis von damals ist leider — wie nebenbei bemerkt werden muß — auf manche deutsche Arbeitsgebiete noch heute anwendbar geblieben. „Bei so manchen Fortschritten in der Bearbeitung der Stoffe sind wir in der Form und Verzierung der Gegenstände weit hinter unseren Vorfahren zurückgeblieben. Unsere besseren Sachen sind Nachahmungen älterer Arbeiten. Hier und da zeigt sich ein löbliches Bestreben, die Formen unmittelbar der Natur zu entlehnen; aber wie selten sind wir glücklich darin gewesen! Das meiste ist verwildert und verworren in seinen Formen oder kindische Tändelei. Höchstens bei den Gegenständen, bei denen der Ernst des Gebrauchs nichts Unnützes gestattet, als bei Wagen, Waffen, musikalischen Instrumenten und dergleichen zeigt sich zuweilen mehr Gesundheit in der Ausstattung und Veredelung der Formen, welche durch den Zweck bestimmt vorgezeichnet sind ...“ An das von Semper in dieser Schrift gegebene Programm knüpfte sich eine einschneidende Reform an, die zum Ziel hatte, das kunstlos gewordene Gewerbe wieder zu heben durch Zuführung von Kunst. Die praktischen Engländer machten sich allerdings in erster Linie die Semperschen Vorschläge zunutze und gründeten im ganzen Lande gewerbliche Museen und Zeichenschulen. Sie gewannen dadurch einen gewissen Vorsprung, und als nach zehn Jahren wieder die Weltindustrie sich in London ein großes Stell-

Digitized by Google

dichein gab, waren die Franzosen, die immer einen Vorrang vor den anderen Völkern des Abendlandes behauptet hatten, geradezu verblüfft über die Erfolge der englischen Industrie. Aber auch in Deutschland hatte man angefangen, die Semperschen Lehren zu befolgen und allerorten Kunstgewerbeschulen und Kunstgewerbemuseen zu gründen mit dem Ziel der Veredelung der gewerblichen Arbeit. Man knüpfte an die überkommenen Beispiele alter gewerblicher Arbeit als nachahmenswerten Vorbildern an und erstrebte eine Wiederaufnahme der alten Arbeitstechniken und alten Kunstformen. Es muß anerkannt werden, daß dieser Weg zu einem erfreulichen Wiederaufschwung auf allen kunstgewerblichen Gebieten führte. Aber die Großindustrie blieb fast unberührt von den Veredelungsbestrebungen des Kunstgewerbes, weil man auf eine künstlerische Hebung derselben nicht nur **nicht** bedacht war, sondern im Gegenteil sie von jeglicher Produktion kunstreicher Formgebung **ausgeschlossen** wissen wollte. Erst in neuester Zeit hat man erkannt, wie falsch diese feindliche Stellungnahme zur Großindustrie war. Es ist eben einfach unmöglich, die Großindustrie zu bekämpfen. Die großindustrielle Herstellung ist heute sogar auf den allermeisten Produktionsgebieten die zeitgemäße und natürliche Herstellung geworden. Die Folge der Zurücksetzung der Großindustrie war, daß sie auf Abwege kam und durch Nachahmung der Handarbeit in ihrem Absatzgebiet schadete. Der Werkbund hat in richtiger Erkenntnis der großen Gefahr, die aus einem derartigen Kampfe dem Absatz der deutschen Arbeitsprodukte entsteht, den verständigen Grundsatz aufgestellt: die Massenproduktion kann nicht beseitigt werden, folglich **müssen wir sie heben!**

Deutschland ist geradezu auf die Steigerung der Qualität seiner Arbeiten angewiesen, wenn es im Wettkampfe der Völker bestehen will. Es muß einen großen Teil seiner Rohstoffe gegen teures Geld aus dem Auslande beziehen und hat überdies die anspruchsvollste Arbeiterschaft.

Friedrich Naumann hat auf der diesjährigen Versammlung des Werkbundes in Köln einige treffende Bemerkungen über die Ausfuhr von Qualitätswaren gemacht. Er führte aus, es werde nicht immer die Arbeit selbst, sondern oft der Glaube an das Können bezahlt. Der gebildete Ausländer verlange französische Ware, weil der Glaube daran sich in Jahrhunderten befestigt habe. Diese Legende von der französischen Kunst müsse beseitigt werden. Wir müßten das Ausland an uns glauben machen. Ein einzelner Künstler könne das nicht erreichen und auch kein einzelner Unternehmer. Mit vielen Mächten müsse dabei gerechnet werden. Mit dem Exporteur, Importeur, mit den Grossisten, mit den Konsuln, mit den Zeitungen.

Muthesius hatte in den Verhandlungen des Werkbundes schon gleich zu Anfang zum Ausdruck gebracht, daß wir Deutschen Eindruck im Auslande machen müßten, um tüchtig exportieren zu können. Im Auslande gelte leider und zu Unrecht noch immer das Wort, das vor 50 Jahren geprägt worden ist: „billig und schlecht". Der Ausfuhr kunstgewerblicher Erzeugnisse ständen noch immer große Schwierigkeiten entgegen. Nicht der Kunstgewerbler exportiere, sondern der Kaufmann. Dieser müsse also zuerst gewonnen werden. Was dem deutschen Kunstgewerbe schon heute eine beachtete Stellung zugewiesen habe, sei unsere neue Art, die nicht nachahmen will, sondern Originale schafft.

Obrist machte bei der Besprechung der von Muthesius aufgestellten Leitsätze die treffende Bemerkung, Frankreich habe sich durch einen Typ festgelegt, wir müßten es besser machen und dürften vor allen Dingen nicht typisieren.

Der Ruf, den die französischen Erzeugnisse des Kunsthandwerks genießen, gilt der **Qualitätsarbeit**. Damit wird uns der Weg gezeigt, den wir beschreiten müssen, wenn wir mit Erfolg Frankreich auf diesem Gebiete schlagen wollen. Es ist der Weg, den der Werkbund sich vorgezeichnet hat: die Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk. Wir müssen mit der modernsten Produktionsweise Qualitätsarbeit liefern. Und wir müssen das kaufende Publikum wieder zum Verständnis und zur Liebe für die Qualitätsarbeit erziehen.

Eine gewisse Liebe zu seinem Produkt muß auch beim Produzenten wieder einkehren. Die Liebe zu dem Material, das er verarbeitet, zu der Form, die er ihm verleiht. In dem Betrieb der alten Gewerbe war diese Liebe selbstverständlich. Im modernen Arbeitsprozeß ist diese Liebe vielfach verloren gegangen. Die Maschinentechnik zerspaltete die Herstellung der gewerblichen Arbeit in viele Phasen und verteilte sie noch obendrein auf viele Hände. Der Arbeiter, der ein Werk nicht von Anfang bis zu Ende unter seinen Händen entstehen sieht, kann kaum dafür Liebe empfinden. Der selbständige Geschäftsmann aber denkt heutzutage viel zu sehr an andere Dinge, die ihm den Kopf warm machen, als daß er viel von Liebe zu seinem Produkt verspüren könnte. Die Konkurrenz zwingt den Produzenten dazu, jeden Gegenstand nur unter dem Gesichtswinkel seiner billigsten Herstellungsweise zu betrachten und die Möglichkeit, die neuesten Muster so schnell als möglich auf den Markt zu werfen. Dabei kommt die Liebe kaum zum Erwachen. Es kommt weiter hinzu, daß in der großen Mehrheit der Produzent nicht mehr für einen bestimmten Abnehmer arbeitet, sondern für den oft unbekannten Markt. Die Liebe zum Arbeitsprodukt kann auch fernerhin niemals aufkommen, solange der ehrlich bestrebte Produzent, der nur wirklich das Beste zu liefern sucht, an seinen Umsatzziffern spüren muß,

Digitized by Google

wie hart er auf die Verständnislosigkeit des Publikums stößt.

Die Liebe zum Produkt kann aber vor allen Dingen weder beim Publikum noch beim Produzenten Einkehr halten, solange die ungesunde Sucht nach Abwechslung, nach Neuheit, nach Modernität bei beiden besteht. Die „Nouveauté"-Sucht hat der Wertschätzung der deutschen Arbeit auf dem Weltmarkte außerordentlich geschadet. Die Überstürzung in der Erfindung, Herstellung, Preisunterbietung der Waren führte zur Herabminderung der Qualität und der Sorgfalt in der Auswahl der Materialien. Alles Gute wurde durch ähnlich aussehendes Schlechtes ersetzt. Alles von ernstschaffenden Werkkünstlern kaum Geschaffene und kaum Erstandene wurde von billiger Kitschware verdrängt. Die fortwährende hetzende Sucht nach Neuheiten mit ihrem unehrlichen Bestreben, die fehlende innere Qualität durch trügerische Formen und unsoliden Aufputz zu ersetzen, war geschmacklich und wirtschaftlich für Deutschland verderblich.

Man hat das eingesehen und in den letzten Jahren sich eifrig bemüht, die deutsche Arbeit zu veredeln. Gute Ansätze zur Besserung sind vorhanden, doch fehlt noch sehr viel zur Erreichung des vorgesetzten Zieles. Vielleicht ist das Publikum eher zu erziehen und für die geschmackliche Hebung zu gewinnen als der Kaufmann, den der Augenblickserfolg zu sehr blendet. Das Schlimme ist, daß sich manche Produzenten vom Kaufmann verleiten lassen, den kaum beschrittenen Weg wieder kleinmütig zu verlassen und das Halberreichte zu opfern, um zur alten Künstelei zurückzukehren.

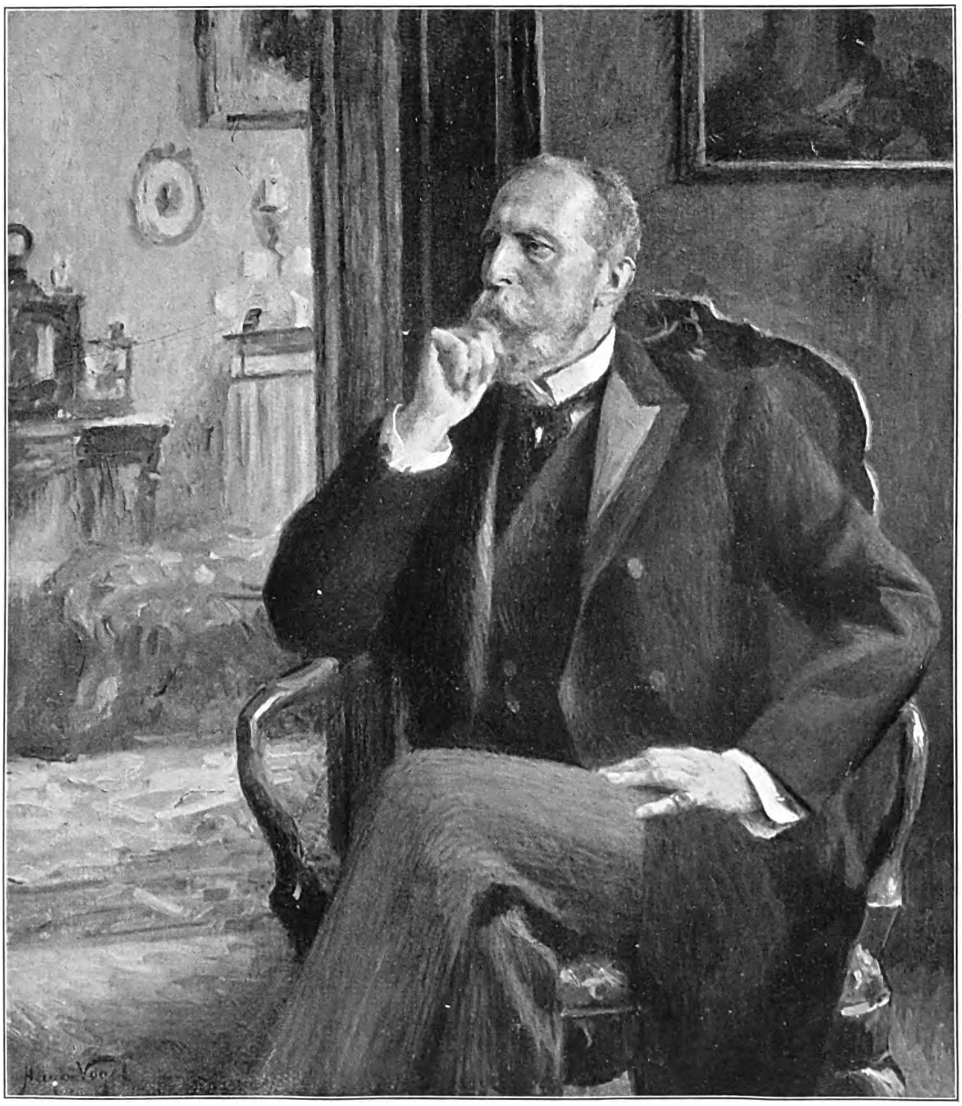
Es muß also in erster Linie der Kaufmann, der Exporteur, durchaus für die neue Qualitätsbewegung auf allen Gebieten gewonnen werden. Es kann dies geschehen durch das geschriebene und das gesprochene Wort, also durch Veröffentlichungen und durch Vorträge. Für die Deutschland besuchenden Ausländer würde ein ständiges Musterlager der besten Qualitätserzeugnisse in Berlin oder Hamburg, oder noch besser in beiden Städten zugleich, großen Nutzen bringen. Daneben bilden Ausstellungen immer noch das wirksamste Mittel, Käufer und Verkäufer zur Würdigung wirklich guter Erzeugnisse zu erziehen. Und zwar nicht nur die Ausstellungen, die nur Mustergültiges zeigen, sondern auch jene, die in der Art der Gegenüberstellung von Beispielen und Gegenbeispielen unwiderstehlich und überraschend zu überzeugen vermögen. Wirksamer konnte z. B. kaum der gute und der schlechte Geschmack im Kunstgewerbe demonstriert werden als durch die von Pazaurek eingerichtete Abteilung der Geschmacksverirrungen am Landesgewerbemuseum in Stuttgart.

Wenn auch in letzter Zeit in bezug auf Ausstellungen des Guten etwas zu viel geschehen ist, sollte man sich doch nicht von der Beschickung und dem Besuch der Ausstellungen abschrecken lassen. Zur Hebung des Verständnisses für gute Arbeit haben uns die Ausstellungen den meisten Erfolg gebracht. Natürlich müssen die Ausstellungen auch danach sein. Sie müssen eine geschmackliche Förderung ermöglichen. Sie müssen zum Bewußtsein bringen, wie unter geschulten und geschickten Händen das tote Material lebendig wird und dann wie von selbst seine eigenste Form sucht. Die Ausstellungen müssen so gestaltet sein, daß uns in ihnen keine Häßlichkeiten entgegentreten und daß die gesamte Vorführung in einem angenehmen, wohltuenden Rahmen erfolgt. Die Ausstellungen sollen aber auch vor allen Dingen den Aufstieg zu neuem Können zeigen und bewirken, daß das Volk in seinen Ansprüchen auf geschmackliche Gestaltung und stoffliche Qualität immer anspruchsvoller wird.

In diesem Sinne konnten die letztjährigen Ausstellungen in Darmstadt, Dresden, München als vorbildlich bezeichnet werden. In wirksamster Weise haben aber die letzten großen internationalen Ausstellungen, Paris, Turin, St. Louis, Brüssel, das Ausland von Deutschlands Vorsprung auf kunstgewerblichem Gebiete überzeugt.

Die deutsche Abteilung auf der Brüsseler Ausstellung 1910 hatte dem französischen Kritiker Ed. Pottier das folgende bemerkenswerte Urteil über das deutsche Kunstgewerbe abgerungen: „Deutschland hat sich das Ziel gestellt, mit gewaltigen Opfern die Führung in allen Zweigen des Industrielebens zu erobern, es will überall der Erste sein und verbirgt das nicht. Die militärische Hegemonie genügt ihm nicht; in der kaufmännischen Macht soll sie ihre notwendige Stütze finden. Dann wird Deutschland die Musternation sein ..." Die deutsche Abteilung hatte eine große Wirkung auf den Franzosen ausgeübt. Er bewunderte die Geschicklichkeit, mit der die Deutschen ihre Arbeiten dem modernen Geschmack und dem modernen Komfort angepaßt hatten, wie sie mit kühler Vernunft und praktischem Sinn aus Vergangenheit und modernen Formenbedürfnissen einen neuen Stil geschaffen hatten, wie sie ihr Ziel mit Überlegung und jener Zähigkeit verfolgt hatten, die einen Hauptvorzug des deutschen Nationalcharakters bilden. Daß eine derartige Neubelebung mit so großem Erfolg in so kurzer Zeit ermöglicht werden konnte, erregte seine lebhafte Verwunderung. Aber er fand den Schlüssel des Rätsels in der deutschen Unterrichtsabteilung ... „Hier sieht man nicht nur, wie Deutschland seine Kunsthandwerker erzieht, sondern vor allem, wie die heranwachsende Generation systematisch zu diesen neuen Lebensformen erzogen wird ..." Im Gegensatz zu Frankreich findet Pottier in Deutschland eine strenge Disziplinierung der wirkenden Kräfte und fest aufgestellte Ziele. Und der französische Kritiker stellt sich die Frage, ob Frankreich diesem methodischen, überlegten, planvollen Vorgehen gewachsen

Digitized by Google



Dr. Karl Peter Klügmann
der verstorbene frühere hanseatische Gesandte in Berlin
Gemälde von Prof. Hugo Vogel

Digitized by Google

Digitized by Google

sein wird, ob das französische Kunstgewerbe dieser Konkurrenz standhalten kann.

Schon zwei Jahre vorher hatte das deutsche Kunstgewerbe den Franzosen eine ihnen unangenehme Überraschung bereitet. Französische Besucher der Münchener Ausstellung 1908 hatten mit erstaunlicher Offenheit, zum Teil in offiziellen Berichten, zugegeben, daß das stagnierende, von Überlieferungen lebende Kunstgewerbe Frankreichs auf namhaften Gebieten „von dem durch keine Tradition gehemmten deutschen, das rastlos und keck nach neuen Ausdrucksformen ringt“, überflügelt worden sei. Es half nichts, daß man diese Niederlage nicht zugeben wollte. Es mehrten sich die Stimmen berufener französischer Fachleute, die die gleichen Eindrücke mit heimgenommen hatten. Am überzeugendsten wirkte der Bericht, den die vom Pariser Gemeinderat nach München entsandte Delegation der Kunsthandwerker erstattete. In diesem wird den Zimmereinrichtungen rückhaltlose Anerkennung gezollt und insbesondere die Einfachheit der Formen, das Freisein von allem überladenen Zierat gelobt. Bei den Möbeln fiel überall die Eigenart des Materials und der glückliche Ausdruck des praktischen Zweckes wohltuend auf. Namhafte Fortschritte wurden in der Schmuckkunst festgestellt, die ihren guten Geschmack wesentlich durch möglichste Einfachheit des Schmuckgegenstandes bekundet, Auch bei der Schmiedeeisen-, Messing-, Bronzebearbeitung, bei den Glas- und Porzellanerzeugnissen wurde die gleiche gezügelte Geschmacksrichtung beobachtet: überall Vereinfachung der Form, naturgemäße Verwendung des Materials, Freihaltung von zwängenden Stilrücksichten. Auch diese Pariser Delegierten fanden die Gründe der erstaunlichen deutschen Entwicklung hauptsächlich im kunstgewerblichen Unterrichtswesen, das in Deutschland die Schüler zu persönlichem Anschauen, Vergleichen und Suchen erzieht, während die französischen Unterrichtsanstalten ihre Aufgabe hauptsächlich im theoretischen Überliefern der alten Formen erblicken. Der Bericht spricht die Befürchtung aus, daß es für Frankreich nicht mehr möglich sei, den deutschen Vorsprung einzuholen. Was Frankreich versuchen könne, sei einzig und allein die Heranbildung der künftigen Generation in einer Weise, daß sie mit der deutschen ebenbürtig in Wettbewerb treten könne.

Das französische Kunstgewerbe ist bei den alten, ewig gleichen Formen stehen geblieben, von denen sich der Geschmack des Publikums unter dem Einfluß der neuen Kunstrichtung gelangweilt abgewendet hat. Wenn sich auch einzelne künstlerische Persönlichkeiten über den Durchschnitt des gesamten Kunsthandwerks erhoben haben, so ist damit noch nichts geschehen. Ein Lalique hat allerdings für die Schmuckkunst neue Bahnen gefunden, ein Bigot, ein Gallé, ein Prouvé haben die keramische Kunst durch eigenartige, geschmackvolle und neue Formen bereichert. Im ganzen fehlt es aber dem französischen Kunstgewerbe an einem eigenen Ausdruck für den Geist der Gegenwart und für die Persönlichkeit. Der französische Architekt und der französische Kunstgewerbler, sie können sich beide nicht von ihrem Louis XV- und Louis XVI-Stil, vom Directoire und Empire trennen. Diese Schablone wird mit der Zeit unleidlich, eintönig, langweilig. Und sie beschleunigte die Krise, in der sich Frankreichs Kunstgewerbe heute befindet. Schon seit langem sind die wegen ihres Geschmackes einst verlästerten Engländer bei der Einrichtung moderner französischer Villen herangezogen worden. In der letzten Zeit auch die Deutschen, denen die Franzosen früher jedes künstlerische Vermögen abgesprochen hatten. Das ist bitter für eine Nation, deren Kunst und Kunsthandwerk jahrhundertelang Europa den Ton angegeben hatte.

Der Notschrei der Pariser Kunsthandwerker vom Jahre 1908 fand ein verstärktes lebhaftes Echo nach dem Besuch der Münchener Ausstellung vom Jahre 1912. Ein französischer Berichterstatter machte seine Landsleute auf die große Gefahr aufmerksam, die Frankreich von dieser Seite droht. Er verhöhnte die französische Presse und das französische Volk wegen ihres blinden Wütens gegen das Made in Germany und warf ihnen vor, daß sie nicht sehen wollten, wie die französische Kunstindustrie bedroht sei. Er legte dar, daß die französische Einseitigkeit Frankreich auf dem Weltmarkt zurückdränge und widmete den „herrschsüchtigen“ Industriellen harte Worte, weil sie sich nicht schon lange hätten überzeugen lassen, daß ihr Verharren in ausgefahrenen Geleisen für Frankreich verhängnisvoll werden müsse.

Mit Staunen, Neid und Bewunderung haben die Franzosen und die Engländer erkennen müssen, welch mannigfaltige Unterrichtsformen in Deutschland zur Hebung der Handfertigkeit und der Kenntnisse der Arbeiter aufgeboten werden und welche erstaunlichen Erfolge dadurch gezeitigt wurden. Nun schwebt ihnen die deutsche Ausbildungsmethode als Muster vor. Sie wollen auf gleichem Wege vorgehen und überall fachliche Fortbildungsschulen, Spezialfachschulen und Kunstgewerbeschulen gründen. Wer aber weiß, welche Unsumme von Energie, Mühe und Arbeit in Deutschland zur Erreichung des jetzigen Standes unseres gewerblichen Schulwesens aufgewendet wurde, der wird in den Anstrengungen unserer Gegner nach dieser Richtung hin keine Gefahr für unseren Welthandel erblicken können. Die Früchte eines geregelten gewerblichen Unterrichts, zu dem die Erfahrungen übrigens erst mühsam gesammelt werden sollen, können sich besten Falles erst nach Jahrzehnten einstellen. Bis dahin hat aber unser deutsches gewerbliches Erziehungswesen eine weitere neue Wandlung durchgemacht, die in erster Linie der Kunstindustrie und deren Beherrschung des Weltmarktes zugute kommt.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Vivatbänder — Kriegsandenken und Schmuckarbeiten — Kriegsmedaillen — Der Lachsbrunnen in Hameln — Zu unseren Bildern

Diese vornehmlich dem Kunstgewerbe gewidmete Abteilung unsrer Hefte hat für einige Monate dem Zeitgeschichtlichen Rückblick von Professor Dr. Otto Hoetzsch den Platz räumen müssen. Wenn wir ihr jetzt wieder, noch mitten im Kriege, ein bescheidenes Plätzchen gönnen, geschieht es aus zwei Gründen. Einmal fühlen wir und mit uns unsere Leser, daß die hier verhandelten Gegenstände doch auch und nicht in letzter Reihe zu denen gehören, um die es in diesem Kriege geht, daß es die im Frieden gesponnenen Fäden selbst unter schwierigen Verhältnissen weiterzuführen gilt, um nach dem Kampfe künstlerisch und wirtschaftlich gerüstet dazustehen. Sodann aber hinterläßt der Krieg auf diesem friedlichen Gebiet allerlei Spuren, die es sich zu verfolgen lohnt, denn man findet auf ihnen viel Hübsches und Sinnreiches.

Vivatband, gezeichnet von Prof. Jul. P. Junghanns

Vivatband, gezeichnet von Georg Erler

Den seit den Schlachten Friedrichs des Großen und der Freiheitskriege geübten Brauch der Vivatbänder haben schon die Erinnerungsfeiern von 1913 und die um das Regierungsjubiläum des Kaisers sich gruppierenden Festlichkeiten neu zu beleben versucht. Sie flattern auch jetzt und mit besserem Recht als damals herbei. Der Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin vertreibt sie zum Besten des Roten Kreuzes. Sie geben in ihrer Folge von Lüttich bis Lodz eine sonderlich reizvolle Geschichte unserer Siege. Vortreffliche Künstler der verschiedensten Richtungen — Stassen und Spiro, Doepler und Kolb, Corinth und Knackfuß, Diez und Bohrdt, Georg Erler und Junghanns unter vielen anderen — haben sich in den Dienst der guten Sache gestellt. Nicht allen gelingt es, sich mit dem Sinn der Aufgabe, sowie ihrer Technik glücklich auseinanderzusetzen, aber unter den uns vorliegenden drei Dutzend seidenen Bändern finden wir doch eine ganze Menge, die mit ihrer volkstümlichen Schlagkraft der Siege wert sind, die sie verherrlichen.

Hart lastet die schwere Kriegszeit auf der Goldschmiedekunst, die in Pforzheim, wie unsere Leser wissen, eine weltberühmte Stätte gefunden hat. Dort gab sie vor einem halben Jahre noch mehr als 4000 Menschen Beschäftigung; jetzt liegt sie ganz darnieder, namentlich da ihr über alle Länder sich erstreckender Außenhandel unterbunden ist. Manche Pforzheimer Betriebe, wie der Juwelier und Hoflieferant F. Todt, bemühen sich, Kriegsschmuck und Kriegsandenken anzu-

Digitized by Google

In Muschel geschnittene Kamee, mit einem Eichenkranz in Gold als Brosche gearbeitet

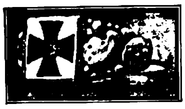
Brosche in Gold getrieben und ziseliert mit Opalen Grund fein durchbrochen

Brosche. Vereinszeichen für die Damen des Herzoglichen Automobilklubs in Gotha

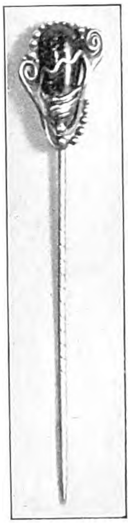
fertigen und sich damit, so gut es geht, über die mageren Monde hinwegzuhelfen. Ein lobwürdiges Unternehmen, denn schon ist eine eilfertige Afterkunst dabei geschmacklose Massen-Erzeugnisse dieser Art auf den Markt zu werfen. Ein eigenartiges Kriegsandenken, bildet der auf S. 420 gezeigte Halsschmuck. Er setzt sich aus den Kokarden zweier englischer Regimenter zusammen, die das badische Regiment Prinz Wilhelm (Nr.112) unter Führung seines tapferen Obersten bei Violaines am 22. Oktober fast ganz gefangennahm. Die Kokarden sind in ihrer ursprünglichen Gestalt belassen, aber mit weiß und blauer Email behandelt und auf einer Goldunterlage gearbeitet. Durch Kettchen verbunden, hängen sie an dem aus Platin und Gold gefertigten Monogramm des Regiments. Das Ganze ist mit Diamanten besetzt. — Kriegsschmuck hat auch die Schmidt-Kugel- und Bertholdsche Werkstätte für Goldschmiedekunst in Darmstadt geschaffen. Der Mitinhaber des Hauses, Karl Berthold, war selbst mit im Felde und hat seine unfreiwillige Muße als Verwundeter in einem heimischen Lazarett benutzt, um die schöne Kamee zu schneiden, die den deutschen Adler zeigt, wie er seine Fänge in das dreiköpfige Ungeheuer des Dreiverbands schlägt. Mit vortrefflicher Ausnutzung des Raumes ist der Adler in das von einem Eichenkranz umschlossene Oval komponiert. Den-

Ring in Gold mit Saphir und Emaille

Ring in Metall geschnitten nach der Idee der oben abgebildeten Kamee



Siegelring mit dem Eisernen Kreuz



Nadel mit Lapislazuli

Mantelschließe in Bronze getrieben, mit Silber eingelegt und emailliert, die Steine sind Chrysoprase

Brustschmuck in Gold und Email mit Perlen und Brillanten, der Kopf in Karneol geschnitten. Im Besitz des Nürnberger Kunstgewerbemuseums

Schmuckarbeiten, darunter auch Kriegsgedenkschmuck aus den Werkstätten Schmidt-Kugel und Karl Berthold in Darmstadt

Digitized by Google

selben Entwurf hat Berthold noch einmal, und zwar für einen Ring benutzt. Auf würdiger Hand wird der Siegelring mit dem Eisernen Kreuz gern gesehen sein. Das Eichenlaub, aus dem er gebildet, gibt in merkwürdiger Stilisierung das Knorrige des Baumes wieder. Sehr erfreulich, namentlich wenn man es mit anderen ähnlichen Arbeiten vergleicht, ist das Vereinsabzeichen für die Damen des Herzoglichen Automobilklubs in Gotha. Das blendende Weiß des Wappens steht prächtig auf dem zarten Rot des Grundes, und diese weiche Farbe bildet einen erlesenen Übergang zu dem warmen Ton des goldenen Rautenkranzes, in den die mit Perlen umsteckten Buchstaben A und C geschlungen sind. Auf der Kölner Werkbundausstellung, von deren friedlicher Schau uns der Krieg so plötzlich riß, erregte der orientalische Brustschmuck Aufsehen. Ein Geschmeide von zauberischem Glanz. Der Odaliskenkopf ist aus einem bläulich-grünen Karneol geschnitten und ruht auf einer mit Perlen umsteckten Schale, die fein durchsägt und mit durchscheinendem Email ausgefüllt ist. Das streng stilistisch behandelte Haar aus braunem Email ist von feinen Goldfäden umsponnen und fließt in kleinen, mit Scharnieren verbundenen Teilchen herab. Diese Beweglichkeit des Gehänges leiht dem Schmuck ein wunderbares Leben.

Mancherlei Denkmünzen sind bereits auf den Krieg geschlagen worden; viele von ihnen dienen der Verherrlichung Hindenburgs und seiner Siege.

Kriegsandenken, als Kollier gearbeitet von Hofjuwelier Heinrich Todt in Firma F. Todt in Pforzheim

Die hier abgebildeten entstammen einer Reihe, die von der Kunstprägeanstalt B. H. Mayer in Pforzheim hergestellt worden ist; die eine mit dem mächtig einhersprengenden Geharnischten ist streng gehalten; die andere mit den stürmenden Feldgrauen gibt ein Gefechtsbild, das nur durch die sensenschwingende Walküre über die Wirklichkeit gehoben wird.

Die Freude an schönen Brunnen weckt in allen Gauen die Opferwilligkeit kunstsinniger Bürger. So ist vor einiger Zeit in Hameln der Lachsbrunnen errichtet worden, eine Stiftung des Ziegeleibesitzers Hermann Rese. Geschaffen hat den drallen Buben mit dem Lachs der hannoversche Bildhauer Werminghausen.

Und nun nach altem Brauch ein paar Worte zu unseren Bildern. Mit aufrichtigem Schmerz gedenken wir des am 10. Januar seiner Kunst und seiner Wahlheimat Dresden entrissenen Gotthardt Kuehl. Er war Lübecker von Geburt, Holland war seine Lehrstätte; recht eigentlich zu Hause fühlte er sich jedoch in der Zwingerstadt, deren barocke Reize er durch zart empfundene Gemälde verherrlichte. Wie oft hat er die alte Augustusbrücke gemalt und ihr immer

Zwei Anhänger, links: in Silber getrieben und ziseliert mit Goldperlen, Diamanten und hochrot patinierten Kupfereinlagen; rechts: in Gold mit Opal
Arbeiten aus der Werkstatt Schmidt-Kugel und Berthold in Darmstadt

Digitized by Google

Medaillen auf den Weltkrieg. Von der Kunstprägeanstalt B. H. Mayer in Pforzheim

neue Reize abgewonnen. Auf unserm Einschaltbild (zw. S. 312 u. S. 313) hat er die an ihrer Stelle errichtete Friedrich August-Brücke dargestellt, von der katholischen Hofkirche aus gesehen, deren anmutig aufstrebende Zierlichkeit er gleichfalls nicht müde wurde zu malen. — In seiner Adonisklage (zw. S. 320 u. S. 321) läßt Ludwig von Hofmann seiner Freude an rhythmisch bewegten Menschen und Gewändern freien Lauf. Die dreimal zwei Figuren, die um den toten Adonis trauern, sind in strengster Regelmäßigkeit zusammengestellt, und aus dem leidenschaftlich, aber in schönem Maß bewegten Auf und Ab der Linien fühlt auch der etwas von der schmerzlichen Feierlichkeit des Vorgangs heraus, der den Mythus von Adonis nicht kennt. Blühend, schön, rosig, achtzehnjährig und flaumbärtig, daß sein Kuß nicht sticht, schildert ihn Theokrit — was Wunder, daß er Aphrodites Liebling war, mit dem sie durch die Fluren streifte. Aber er war auch ein tollkühner Jäger, und eines Tages hieb ihn ein wilder Eber zu Tode. Laut klagte Aphrodite mit ihren Gespielinnen um den Toten und wollte den Leichnam nicht lassen, bis ihm Zeus gestattete, in der guten Jahreszeit aus der Unterwelt zu ihr heraufzusteigen. — In die Romantik führt uns der Frankfurter Georg Poppe (zw. S. 328 u. S. 329) mit seiner „Heimkehr von der Fehde". — Die Stärke Josef Kühns sind silbrige Interieurs wie das „Graue Zimmer" (zw. S. 352 u. S. 353). Die Wintersonne lacht förmlich auf der Landschaft des Dachauers Karl Felber (zw. S. 360 u. S. 361). Kallmorgens Hafenbilder fesseln immer wieder durch ihr flimmerndes Leben (zw. S. 368 u S. 369). Groebers kräftige Kunst spricht aus dem auch malerisch derben Münchner Mädel (zw. S. 376 u. S 377). Den kürzlich verstorbenen hanseatischen Gesandten und Bundesratsbevollmächtigten Dr. Karl Klügmann hat Hugo Vogel gemalt (zw. S. 416 u. S. 417); der unseren Lesern wohl vertraute Künstler feiert am 15. Februar seinen 60. Geburtstag. An den Krieg endlich — wir begannen und wir enden damit — knüpft die Zeichnung Paeschkes an (zw. S. 424 u. S. 425), in der er aufs neue sich als ein Meister der Massen bewährt; freilich muß man bei der Betrachtung seiner Werke jenen Abstand halten, an den der Impressionismus auch die Widerwilligen gewöhnt hat. P. W.

Der Lachsbrunnen in Hameln an der Weser
Bildwerk von Clemens Werminghausen

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Hans von Hoffensthal, Moj (Berlin, Ullstein & Co.) — Karl Rosner, Die drei Fräulein von Wildenberg (Leipzig, Grethlein & Co.) — Josef Viktor Widmann, Ein Doppelleben und andere Erzählungen (Bern, A. Francke) — Richard A. Bermann, Das Seil (Berlin, S. Fischer) — Fritz Wittels, Der Juwelier von Bagdad (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Briefe Friedrichs des Großen. In deutscher Übersetzung. Zwei Bände (Berlin, Reimar Hobbing)

Erst siebenunddreißigjährig ist vor kurzem in Bozen, in seiner lieben Talferstadt, Hans von Hoffensthal gestorben — an dem nämlichen Tage, an dem in Berlin sein Roman „Moj" ausgegeben ward. Man wußte schon längst, daß der schwer Lungenkranke zu den Gezeichneten gehörte. So kam die Nachricht nicht überraschend, und sie konnte nicht jene Starrheit durchdringen, mit der wir uns halb unbewußt gegen die erbarmungslose Zeit gepanzert haben.

Der südtiroler Erzähler war ein Dichter. Kein großer, kein ganz reiner, keiner, der die höchste und letzte Probe bestanden hätte. Man mustert in Gedanken noch einmal seine Werke — da ist keines, das die Gewähr längerer Dauer in sich trüge. Aber man spricht das zögernd aus wie ein Urteil, das einem selbst leid tut. Vor hundert Schriftstellern würde man es sagen, ohne mit der Wimper zu zucken. Vor diesem Dichter muß man eine heimliche Scheu überwinden, die um Gnade bittet. Die Zigeuner erklären, es wäre zwecklos, sie zu hängen, weil sie doch immer wiederkehrten. Emerson hat das Wort auf die Poeten angewandt. Man kann keinen von ihnen totschlagen. Selbst ein bloßes Stück ihrer himmlischen Kraft, das allzu sterblich durchwirkt ist, wehrt sich als lebendiges Teil und zuckt wie der Aal unterm Messer. Solch ein lebendiges Stück Poetentum aber trug Hans von Hoffensthal in sich. Hinter seinen Worten stand immer die schöne Offenheit einer dankbaren, lichtfreudigen, gütevollen und mitleidigen Seele. Seine Seele war fromm — nicht im Sinne eines religiösen Bekenntnisses, sondern fromm, weil sie das Bedürfnis hatte, zu vertrauen, anzubeten und sich hinzugeben. Sie glaubte an das Reine, sie liebte das Schöne, sie läuterte sich stets von neuem in der großen Natur der heimatlichen Bergwelt. In dem neuen Roman spricht ein alter Geistlicher von der Ähnlichkeit der Religion und der Dichtkunst. „Das muß stimmen," antwortet der Herr von Malsoner sinnend. „Denn von der Heimat dichten ist ja auch nichts anderes wie beten."

Wenn das richtig ist, hat Hans von Hoffensthal in jedem seiner Werke „gebetet", weil er in jedem die Herrlichkeit seiner südtiroler Heimat und seiner Vaterstadt Bozen gepriesen hat. Er hat es mit so unendlicher, von Sehnsucht gesüßter Zärtlichkeit getan, wie sie gesunde Menschen wohl nur für Bedrohtes oder Verlorenes empfinden. Er mochte wissen, daß seine Tage gezählt waren, und daß er die Augen, die nicht genug vom goldenen Überfluß der Welt trinken konnten, bald würde schließen müssen. So ist das Gefühl wie bei allen Kranken seiner Art gleichsam emporgereizt worden: es hat sich zu einer wahren Inbrunst gesteigert, hat aber manchmal (wie in andrer Art bei Novalis und Jens Peter Jacobsen) den natürlichen Boden verloren. In phantastischen Erregungen und Schwärmereien vergoldet es Menschen und Taten, die uns den Goldgrund nicht recht zu vertragen scheinen. Es bestimmt sich noch weniger nach der Wirklichkeit, als daß es sich an sich selber berauscht. Davor hat aus eigenster Erfahrung Hölderlin die „jungen Dichter" gewarnt. In einer herrlichen Ode von 1798, die in wenigen Zeilen fast die ganze Ästhetik in der Nuß gibt, formte er jene Mahnungen, die sich jeder angehende Poet ins Herz brennen sollte:

„Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rausch wie den Frost! Lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat!"

Hiergegen hat Hans von Hoffensthal gefehlt. Er hat den Rausch gewollt, weil er nicht gesund und nicht hart genug war für die Wirklichkeit. Er wollte anbeten — so mußte er verklären. Das Bild, vor dem er kniet, vermag nicht immer zu überzeugen; schön und rührend aber ist das andächtige Herz, das „Weihrauch duftet".

Sein letzter Roman „Moj" (Berlin, Ullstein & Co.) belegt dieses Urteil auf jeder Seite. Ein Opferbrand, der lieben Heimat dargebracht und Gott wie den Menschen wohlgefällig durch die Glut und Innigkeit des Opferers! Welch eine süße (aber nicht zuckerige) Zärtlichkeit in der Hingabe an Weib und Welt! Welch eine tiefe Naturverworrenheit, welch eine streichelnde Güte, welch ein inbrünstiges Ausschlürfen aller

Digitized by Google

Kelche, die Natur und Kunst kredenzen! Wenn Hans von Hoffensthal vom Bergfrühling um Bozen spricht — „Bergfrühlingszeit mit Kuckuckruf über hellen, verjüngten Wäldern, Schwalbenklingen über seidenen Wiesen, Bergfrühling mit süßer Inbrunst jeder Kreatur“, — dann fühlt man seines Herzens ewige Sehnsucht, und unwillkürlich zieht sie uns in Bann. „Wunderbar zärtliche Farben“ bekommt im Frühling sein Himmel. Wie Schiffe auf türkisblauen Meeren segeln, wandern die weißen Wolken vom Morgenrot an bis zu den „sehnlichen“ Abenden über die zarte Bläue; Mandel- und Pfirsischbäume blühen im Auferstehungsschmucke über frohen Osterwanderern, durch die Nächte gleiten flinke Flüge von Zugvögeln, die hell und in langgedehnten Reiserufen schreien, und die laue und süße Luft ist eine einzige Liebkosung. Jeden Augenblick erwartet man, daß diese lyrische Inbrunst sich nun auch zu lyrischer Form erheben und sich im Vers zusammenfassen wird. Aber das geschieht nicht. Es scheint überhaupt, als hätte Hans von Hoffensthal keine Verse geschrieben und seine Gedichte nur als Romanprosa in seine Werke gestreut.

Nun erträgt man die schwärmerische Übersteigerung des Gefühls am leichtesten der Natur gegenüber. Deshalb sind diejenigen Buchteile, die rein aus der Naturstimmung geboren sind, bei dem Südtiroler stets die gelungensten. Bergfrühling, Waldeinsamkeit und Jägerleben hat er meisterhaft beschworen — immer als ein Sehnsüchtiger, der mit einem Fuß schon im Grabe stand. Fast sind die Farben schon ein wenig unirdisch leuchtend, fast duften die Rosen schon ein wenig parfümiert, fast brennen die Lippen der Mädchen um eine Tönung zu rot: die üppige Entartung der Phantasie drohte der Kunst des vom gesunden Leben Ausgeschlossenen das kennzeichnende Mal aufzudrücken! Auch der oben erwähnte Satz „Schwalbenklingen über seidenen Wiesen“ steht offenbar schon am Rande der Manier. Ein Schritt weiter, und es gab Beiträge zur neudeutschen Schwulstperiode. Stilistisch hat Hoffensthal diesen Schritt nicht getan, aber in anderer Beziehung zeigte sich oft genug seine Widerstandslosigkeit gegen die Ausschweifungen einer nicht mehr von gesunder Faust gezügelten Phantasie. Man braucht nur an seinen Roman „Das dritte Licht“ zu denken: welch heißes, süßes Sündennest für neuzeitliche Casanovas hat er da aus dem braven Bozen gemacht! Er sah nicht mehr aus der Welt heraus, sondern er sah alles, was seine Phantasie erfüllte, in die Welt hinein. Das ist beim Lyriker leichter erträglich als beim Epiker.

Ich glaube, man wird auch bei „Moj“, der Heldin seines letzten und gewiß sehr lesenswerten Romans, jene Übersteigerung finden, die der keuschen Linie der Natur Gewalt antut. Moj ist das liebliche, frische, reine Bergkind, das aus der Einsamkeit herabsteigt, um im Café Kriegel in Bozen Kellnerin zu werden. Drei Freunde, die sie in ihrer Bergstille entdeckten, haben sich die Hand darauf gegeben, über sie zu wachen, damit sie auch in der Stadt brav bleiben kann wie bisher. Und mit welcher Liebe und Zärtlichkeit Hans von Hoffensthal die kleine, blonde, unverdorbene Moj überströmt, wie er — immer in heimlichen Superlativen — ihre Reinheit anbetet, wie er sich zornig, aber unter der Miene gelassener Verachtung gegen jene „Schweinigel“ wendet, die „es nicht besser verstehn“ und an die Keuschheit und Harmlosigkeit solch eines Mädels nicht glauben wollen — das ist wahrhaft herzerfreuend, das offenbart eben die „Frömmigkeit“ der Dichterseele, von der ich oben sprach. Im Sinne ihres geistigen Vaters möchte man der lieben kleinen Moj Decken spreiten, daß ihr Fuß nicht strauchle. Doch der Fuß ist zum Straucheln bestimmt. Nacheinander möchte sich Moj den drei Freunden geben, deren jeder sie in seiner Art lieb hat. Aber da jeder sich durch sein Versprechen gebunden fühlt, nimmt sie keiner, und es ist das Tragikomische, daß sie gerade dadurch, durch die ängstliche Respektierung ihrer Reinheit, auf Wege gerät, die sie in Sümpfe führen. Auf welche Weise sie sich herausrappelt, wie tapfer sie ein neues Leben beginnt, welche neuen schönen Möglichkeiten sichtbar werden und weshalb sie zuletzt doch keinen andern Rat weiß als den, das Leben von sich zu werfen — das will das Buch selber erzählen. Es sei nur bemerkt, daß man in der Entwicklung und den Handlungen Mojs den Zwang der Notwendigkeit mehr und mehr vermißt. Ich finde — um das Wort noch einmal zu wiederholen — alles „übersteigert“. Übersteigert, daß sie aus unerwiderter Liebe gleich geisteskrank wird; übersteigert ihre Keuschheit hier und ihr Dirnentum da; übersteigert ihr ganzes Verhältnis zur Welt und der Entschluß des Todes. Eine gesunde Natur, wie Moj es doch offenbar ist und sein soll, reagiert gesünder. Man fühlt, daß ein Kranker sie geschaffen hat. So gibt es Risse in ihr, die keine Poetenkunst überbrückt, und mit so einigem Herzen wir sie begrüßt haben, mit ebenso zwiespältigem verlassen wir sie. Mit ihr selbst, auf der alles Licht versammelt ist, steht und fällt aber der ganze Roman. Denn die Männergestalten, etwas weichlich wie stets bei Hoffensthal, verschwimmen auch hier und können nicht festhalten. Es bleiben süß und weh ein paar schöne Sehnsuchtsklänge, ein paar Takte einer zärtlichen, inbrünstigen Musik. Sie werden verwehen, und man denkt mit Trauer an den Abgeschiedenen, der sie nicht zu voller Melodie führen konnte . . .

Ein andrer Österreicher, Karl Rosner, hat längst in Berlin eine neue Heimat gefunden und darf es sogar schon wagen, einen preußischen Generalleutnant z. D. in den Vordergrund seines jüngsten Romans zu rücken. Das heißt: eigentlich sollen die drei

Digitized by Google

Mädels der Exzellenz die Szene beherrschen. Nach ihnen heißt das Buch auch „Die drei Fräulein von Wildenberg“ (Leipzig, Grethlein & Co.). Aber wenn es drauf und dran kommt, ist uns der ritterliche alte Herr noch mehr als seine Kinder ans Herz gewachsen. Er ist der letzte seines Geschlechts, er hat wie alle seine Vorfahren als Soldat in Krieg und Frieden seinem König und seinem Lande gedient, er darf als einen Familienzug die unbedingte Treue und Verläßlichkeit rühmen. Nun ruht er nach einem Leben, das ihn ruhelos von Garnison zu Garnison warf, in Berlin aus, schreibt (wie alle „letzten“) an der Geschichte seines Geschlechts und sorgt sich um seine drei Töchter. Um diese drei Töchter, die ganz gewiß prächtige Mädel sind und die doch keiner holt, weil das Geld fehlt. Die älteste, das Hausmütterchen, verblüht schon leise; sie versucht tapfer alle Enttäuschungen und Bitternisse hinunterzuschlucken, aber der Vater, obwohl er viel zu schamhaft ist, um daran zu rühren, empfindet heimlich seines Kindes Weh. Die zweite, die schöne Sibylle, die sich künstlerisch betätigt, ist mit einem Offizier verlobt, doch auch diese Verlobung geht zurück und wird erst nach viel Not und Herzeleid wieder eingerenkt. Die Geschichte der jüngsten Tochter, der dritten, ist von Tränen am freiesten, aber sie beginnt wohl auch erst **nach** der Hochzeit.

Sehr hübsch sind die drei Mädchen gegeneinander abgesetzt; mit zarten Worten wird ihre elterliche Mitgift aus den Sternen, die über ihrer Geburt standen, gedeutet. Auch sonst sind allerlei kluge Züge über sie hin gestreut — wie fein, wenn z. B. Sibylle an Kinder erst dann künstlerisch herankommt, als ihre eigne Muttersehnsucht für immer unerfüllt zu bleiben droht! Nur hält das Ganze diesen einzelnen Feinheiten nicht recht Wort. Der Konflikt Sibylles mit ihrem Verlobten bleibt uns zu fern, und daß die kecke Jüngste sich gerade den jüdischen Arzt zum Gatten kürt, liest sich recht nett, doch ist nicht ohne weiteres aus ihrem Wesen heraus verständlich. Man muß Karl Rosner sagen, daß er sich in seinem sympathischen Roman überhaupt etwas stark auf die familienblättliche Seite gelegt hat. Es fehlt am Ende nur noch, daß er Fräulein Andrea an die steife Hemdbrust des Kommerzienrats bettet, um die vollständige Behaubung der Fräulein von Wildenberg-Dahlen herbeizuführen. Und wenn er selber damit auch zögert, so hat er gewiß nichts dagegen, wenn die heiratstiftende Phantasie freundlicher Leserinnen auf eigene Faust weiterarbeitet. Auch die Nebenfiguren — so nett sie zum Teil sind — stammen aus der Konventionskiste: die altjüngferliche Tante mit dem Adelsstolz, dem „Hofkatarrh“ und der sehr humorvoll beschriebenen Exekution des Riesens; die alte jüdische Dame aus Kottbus; der Herr von Häßlingen aus „Wirtteberg“ und der bemeldete Kommerzienrat. Aber sie wirken dabei doch ganz gut, da Rosner mit großem Geschick ihre verschiedenen Dialekte, Manieren und Stammeseigentümlichkeiten herausbringt. Die Männer jedoch — und hier verrät sich der Österreicher — sind durch die Bank zu weich. Hoffen wir, daß durch die harte Zeit auch der liebenswürdige Wiener mehr Eisen ins Blut bekommt. An Kriegsgedichten hat er es ja inzwischen nicht fehlen lassen.

Aus dem Nachlaß von **Josef Viktor Widmann** ist im Verlag von A. Francke, Bern, ein Novellenbuch erschienen: „**Ein Doppelleben und andere Erzählungen**“. Es sollte gleichzeitig noch ein zweites Bändchen herauskommen, aber „der Alb des Kriegsjahres“ lastet, wie der Verlag zur Entschuldigung mitteilt, auch auf der Schweiz. „Die literarische Produktion muß in dieser schweren Zeit eingeschränkt werden. Doch gerade ein heiterer, freier Geist wie Widmann tut uns not. Er wird vielen als Sorgenbanner willkommen sein.“

Widmann selbst hat zu dieser neuen Auswahl älterer, aber gründlich umgearbeiteter Novellen noch ein kluges Vorwort geschrieben, in dem er seine Art in aller Bescheidenheit der modernen Erzählungsweise gegenüberstellt. Er hätte, sagt er, von Jugend auf seine Lust an lebhafter äußerer Handlung gehabt und hätte auch das Abenteuer als Motiv nicht verschmäht. „Wir haben seither gelernt, daß auch der scheinbar ereignislose Alltag in seiner Gleichförmigkeit Seligkeiten und Höllenqualen in Menge birgt und daß, wer nur die Arme dazu hat, aus ihm rührende und erhebende Schönheit genug zu schöpfen vermag.“ Von ehrlicher Bewunderung erfüllt für solche sich an einfachen Stoffen bewährende vertiefte psychologische Erzählkunst der Zeitgenossen, hätte er lange gezögert, seine Novellen neu hinausgehen zu lassen. Aber sie wären für ihn einst eine so beglückende Erweiterung seiner Lebenssphäre gewesen, daß sie, die sich vornehmlich an die Phantasie wenden, auch heute noch Leser finden dürften, denen sie ebenfalls das Vergnügen verstärkter Lebensempfindung bereiten könnten.

Mit anderen Worten: Josef Viktor Widmann ist noch das Kind einer Zeit, die vom Erzähler in erster Linie eine frische Fabulierfähigkeit verlangte, während die literarische Mode heut darauf nur wenig Wert legt und zunächst psychologische Wahrheit und Feinheit fordert. Unleugbar ist das stoffliche Element heut einer allzu starken **Unter**schätzung anheimgefallen, und je mehr es sank, um so mehr traten Milieuschilderung und psychologische Tüftelei an seine Stelle. Sie können den naiven, ewig stoffhungrigen Geist des Volkes nicht befriedigen. Und eigentlich ist auch gegen die natürliche Forderung, daß ein Erzähler eben „erzählen“ solle, nichts einzuwenden. Voraussichtlich wird der Krieg, der über uns hinbraust, auch hier einen Ausgleich schaffen. Er bringt

Digitized by Google

so mächtige Erlebnisse, so große über das Alltagsgeschehn hinausragende Stoffwerte, daß die Literatur sie nicht einfach ablehnen kann. Die feine künstlerische Schulung und Durchbildung, die gerade durch die Stofflosigkeit bedingt wurden, brauchen wir nicht zu vergessen, aber sie mögen nun ruhig an stärkeren Vorwürfen erprobt werden. Stoff und Form sollen sich gegenseitig tragen; wenn eins das andere auffrißt, ersetzen und den Alleinherrscher spielen will, ist es immer vom Übel.

Vor dem Stoffe, den Josef Viktor Widmann in dem „Doppelleben" gestaltet, würden sich die Männer der modernen Literatur wahrscheinlich bekreuzen. Er ist ja auch zweifellos nur kombiniert. Ein junger Amerikaner betritt das vom gelben Fieber durchwütete New Orleans, gerät durch Zufall in den Palast einer „himmlisch schönen" Kreolin, deren Vater und Brüder soeben von der Seuche hinweggerafft sind, und sagt wörtlich zu der Unbekannten: „Es ist notwendig, daß die Lilie, deren Kelch von den Wassern der Trübsal übervoll und zur Erde gebeugt ist, den stützenden Stab sich gefallen lasse." Damit bemächtigt er sich der Zügel des Hauswesens, und weil er mit Shakespeares Petrucchio denkt: ‚Mein Geschäft hat Eil'. Ich kann nicht alle Tag' als Freier kommen,' so wirbt er vom Fleck weg um die verwaiste Jungfrau, heiratet sie und erreicht mit ihr noch das Schiff, das er als Junggeselle zur Besichtigung der Stadt verlassen hat. Aber dies alles ist erst der Anfang. Später, als schon ein paar Schatten in die Ehe fallen, sieht derselbe Mann auf einer Geschäftsreise im entgegengesetzten Teil von Amerika ein andres Mädchen, das er gleichfalls innig liebt und das er unter einem anderen Namen auch heiratet. Er pendelt nun zwischen seinen beiden Gattinnen und Familien hin und her, ist hier Mr. Staunton und dort Mr. Vernon und hat sozusagen ein Sommer- und Wintervergnügen, das dieses Ungeheuer achtzehn Jahre lang ohne Gewissensbisse genießt. Dann aber treffen sich durch einen Zufall der Sohn des Staunton und die Tochter des Vernon, verlieben sich und erbitten den Segen der Väter zur Heirat — kurz, es wird eine tolle Komödie mit tragischem Einschlag, Gewissensqualen und einer angehängten Moral am Schluß.

Dieses lose Phantasiespiel ist doch so flüssig erzählt, daß man gespannt immer weiter liest, schon um zu sehen, wie der Verfasser sich durch alle die Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten hindurchwinden wird. Und man freut sich seiner Geschicklichkeit. Er sagt in einer zweiten Novelle, er gehöre „zu jenem als leichtfertig verschrienen Schreibervolk früherer Zeiten, das alles getan zu haben glaubt, wenn es sich und die andern vergnügte". Man muß anerkennen, daß ihm dieser Vorsatz gelingt. Der unverbildete Leser wird durch die Folge der Abenteuer und Verknüpfungen in Atem gehalten, und der literarisch angekränkelte hat sein Ergötzen an der Arbeit des Autors. Der Dichter wird zwar unter solchen Umständen leicht zum Gaukler, aber er erfreut. Außerdem überschreitet Widmann nie gewisse Grenzen des Geschmacks. So werden die Novellen trotz ihrer „altmodischen" Art ein dankbares Publikum finden. „Denen, die die Phantasie anbaun," heißt es auf S. 158, „müssen alle Dinge zum Besten dienen."

Wie ein ausgesponnenes geistreich-kapriziöses Feuilleton liest sich eine „Ehegeschichte" von Richard A. Bermann: „Das Seil" (Berlin, S. Fischer). Es steht mehr ein kluger Kopf und ein gewandter Schriftsteller dahinter, als ein warmes Herz und ein Dichter. Es ist eine Art modernes Konversationslustspiel, das zur Abwechslung in Romanform geschrieben ward. Das Seil — das ist nicht nur das geflochtene Ding, welches Dr. Toni Hacker und Lilli Trebitsch auf eine Bergfahrt mitnehmen, an das sie sich binden und das sie bei notgedrungener Benutzung desselben Schlafzimmers durch die Mitte des Zimmers spannen — sondern es ist auch etwas Symbolisches, es ist die Lebensgemeinschaft, in der sie verbunden sind. Und deshalb, weil längst ein solches Seil sich von einem zum andern spannt, sind sie verheiratet, obschon sie noch reine Kameradschaft spielen; deshalb auch beliebt es dem Verfasser, sein Buch eine „Ehegeschichte" zu nennen, obwohl es dort schließt, wo sich die beiden Spieler — Männlein und Weiblein — endlich verloben.

Die Gesuchtheit, der Wille zur Originalität sind unverkennbar. Ein gewandter Dialog mit allerhand aphoristischen Gespitztheiten führt bequem und rasch voran. Verschiedentliche Kulturgewächse aus der Wiener Ecke, wo Schnitzler thront, sind amüsant gezeichnet, vor allem Mo. Man kann überhaupt kaum viel aussetzen an dem netten Buche. Nur eben, daß man niemals das Gefühl verliert, es seien hier mehr Rollen geschrieben, als Menschen lebendigen Odems geschaffen. Jeder spielt seine Rolle ausgezeichnet: der eine den Naturburschen, der andere den Kulturjüngling, eine dritte die Reformdame usw. Und der Herr Regisseur regelt geschickt Auftritt und Abgang der Rollenträger, daß das nette Spiel ausgezeichnet klappt. Will einer mehr? Ja, dann muß er sich doch wohl an die eigentlichen Dichter wenden, die mehr schweren Fruchtboden unter den Sohlen haben.

Zu dieser Gattung gehört leider der fünfte Mann, dem ich bei der Umschau nach neuen Talenten zuhörte, nicht. Er heißt Fritz Wittels; sein Roman „Der Juwelier von Bagdad" (Berlin, E. Fleischel & Co.). Das Orientalische ist nur Dekoration — aus Tausend und einer Nacht zusammengewirkt und bloß benutzt, um größere Ellbogenfreiheit zu erlangen. Die stehenden Figuren: der tyrannisch-launenhafte Kalif, der kluge Wesir, der reiche Juwelier, der Lastträger und Melonenverkäufer werden als Typen

Digitized by Google

übernommen. Gegen solche Verkleidungen habe ich eine Abneigung. Man denkt an romantische Kostümfeste und die Stauungszeiten der Literatur, in denen sie eine große Rolle spielten. Sie waren ja auch im letzten Jahrzehnt wieder sehr an der Tagesordnung, aber der Alamode-Kehraus des Weltkriegs wird auch diese bunten Treibhausblüten knicken und auf den großen Plunderhaufen werfen. Es tut nichts — immer weg damit!

Nun ist das Orientalische für Fritz Wittels allerdings nicht das Wichtige; er benutzt die morgenländische Dekoration nicht zu artistischen Effekten; er will unter ihrem Schutze nur der Notwendigkeit überhoben sein, Märchenhaftes wahrscheinlich zu machen. Sein Interesse liegt ganz auf psychologischem Gebiet; er erzählt von der Liebe des selbstquälerischen Juweliers Achmed und seiner wunderschönen Frau Enis Aldjelis. Das Kandaules- und Rhodope-Problem aus Hebbels „Gyges" wird hier mit neuen Variationen und Steigerungen abgewandelt. Und da Wittels früher gerade darüber eine Studie veröffentlicht hat, so besteht kaum ein Zweifel, daß ohne das Gygesdrama dieser Juwelierroman nicht vorhanden wäre. Also alles in allem doch nur eine rein literarische Nachzucht, bei der sich erfahrungsgemäß immer nur die Schwächen und nicht die Schönheiten des Originals vererben. Das künstlerisch feinste Drama Hebbels hat dem von ihm zehrenden Schößling auch wirklich von seiner Kunst wenig vermacht, dagegen breitet sich die Hebbelsche Spitzfindigkeit und Rabulistik hier in voller Breite aus. Man kommt mit solcher kühn ins Bodenlose bauenden Psychologie nicht mehr mit, aber bei Allah ist kein Ding unmöglich, und es soll nicht geleugnet werden, daß manch Glanzlicht auf den Gegensatz männlichen und weiblichen Liebesempfindens fällt. —

Für diejenigen, die in unseren Tagen der Weltgeschichte und des Weltgerichts die Beschäftigung mit Romanen oder gar mit der Dichtung überhaupt ablehnen, möchte ich noch den Hinweis auf eine prächtige Ausgabe der Briefe Friedrichs des Großen bringen (Berlin, Reimar Hobbing). Nicht nur deshalb, weil der heutige Existenzkampf des Deutschen Reiches ja immer wieder an den großen Kampf gemahnt, den Fridericus rex einst gegen Europa um die Existenz Preußens geführt hat, sondern noch aus einem zweiten Grunde. Manch einer nämlich, der inter arma den Musen am liebsten den Mund verbieten möchte, wird vielleicht stutzig, wenn er hier unmittelbar hört, wie der größte Feldherr und Staatsmann seiner Zeit mitten im Ringen um Tod und Leben immer wieder zu den Dichtern und Philosophen flüchtet, wie er sich aus ihnen Kraft, Mut, Erholung trinkt, wie er zwischen den Schlachten mit dem gleichen Eifer, mit dem er Feldzugspläne entwirft, ästhetische Studien und Erörterungen über Vergil, Homer und Voltairesche Dramen pflegt. Aus diesen von Max Hein in zwei wunderschönen Bänden herausgegebenen Briefen, die Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Eberhard König verdeutscht haben und die mit zahlreichen Illustrationen, vor allem mit Menzels Zeichnungen geschmückt sind, tritt die Doppelseele Friedrichs merkwürdig überwältigend hervor. Und grade diese Vielheit seines Wesens stempelt ihn zum Genie und setzt ihn gegen jene bedeutenden Männer ab, die nur eins waren. Es hat viele junge Könige gegeben, die so ruhmsüchtig waren und so machtberauscht bei der Thronbesteigung wie er, aber wie sehr hat er den Ruhm auch verachtet! Er sah — was reinen Tatmenschen unmöglich ist — immer nach zwei Seiten; er war ebensoviel Betrachtungsmensch, und eigentlich ist es seine stete Klage, daß das Schicksal gerade ihn, der viel lieber in der Einsamkeit hätte dichten und philosophieren wollen, auf die große Weltbühne gestellt hat. Er, der bewunderte Sieger, sagt nach Roßbach und Leuthen: „Welche Menschenopfer, welch entsetzliche Schlächterei! Ich denke nur mit Schaudern daran ... Das Vorurteil der Welt stempelt diese Bluttaten zwar zum Heldentum, wenn man sie aber aus der Nähe sieht, sind sie stets grauenvoll." Und ein anderes Mal: „Wenn Europa erst einmal von seinen wahnwitzigen Erregungen zu sich kommt, wird es vielleicht selber staunen, wohin es in seiner Tollheit geraten ist." Aber haben diese Einsichten auch nur ein einziges Mal seine Tatenergie gehemmt? Ist es nicht derselbe König, der seinem zagenden Bruder die stolzen Worte zuruft: „Wenn unsere Feinde uns den Krieg aufdrängen, so haben wir nur zu fragen: Wo stehen sie? Nicht aber: Wieviel sind es?"

Diese Worte und viele andere klingen wie Trommelwirbel in die Gegenwart hinein! Stärkt eure harrenden Herzen daran!

Auf Heilung

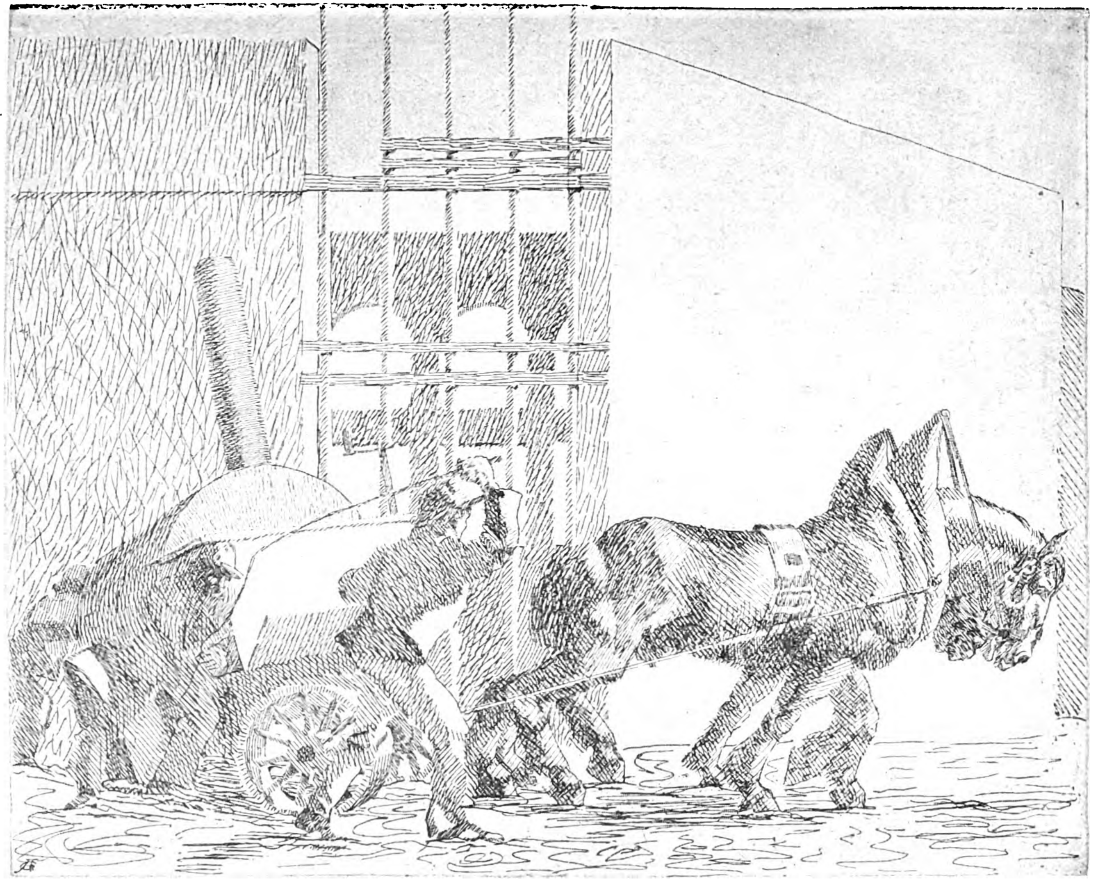
Nun bin ich heimgekehrt
Zu stiller Wende
Aus fern und leerer Erd'
In unsre vier Wände.
O liebe Rast!

Seid ihr nun unversehrt,
Gebt mir die Hände!
So lang war mir's verwehrt.
Bald ist zu Ende
Die kurze Rast.

Wie bald, daß ich vom Herd
Zurück mich wende;
Vielleicht aus ferner Erd
Nie heim mehr fände —
Von ew'ger Rast.

Hans Arthur Thies

Digitized by Google



Neue Wiener Griffelkunst: Schwere Fuhre. Radierung von Anton Kerschbaum

Digitized by Google

Rumänien und seine Nachbarn

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch

Von allen Balkanstaaten ist wohl Rumänien den Deutschen am meisten vertraut. Mancher deutsche Reisende hat von Siebenbürgen aus das Königsschloß Sinaja besucht, das am Südabhang der transsylvanischen Alpen von Wäldern umgeben die bevorzugte Wohnungs- und Erholungsstätte des rumänischen Königspaares war. Und dieses Königspaar war ja deutsch: Karl, der zweite Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, und Elisabeth von Wied, die uns nicht nur eine deutsche Prinzessin, sondern auch eine deutsche Dichterin ist. Man hat sich darum auch in Deutschland mit der Hoffnung getragen, daß dieser deutsche Fürst, dem Rumänien seinen Staatsaufbau und seine Volkswirtschaft dankt, dem deutschen Einflusse dort eine dauernde Stätte geschaffen habe, und daß dieses von rastloser Arbeit erfüllte Fürstenleben so auch für kommende politische Verwicklungen der Stellung Deutschlands von unmittelbarem Nutzen gewesen wäre. Das ist beides nicht eingetreten. Deutscher Kultur hat Karl von Rumänien sein Volk nicht gewonnen. Denn er hat die eingewurzelten Sympathien der gebildeten Schichten für Frankreich und für französisches Wesen ebensowenig überwinden können, wie den in vielen Rumänen um ihrer siebenbürgischen Stammesbrüder lebendigen Gegensatz gegen Ungarn, damit gegen den Habsburger Staat und damit schließlich auch gegen den Dreibund.

Nun ist gerade in der Zeit größter internationaler Spannung, in der jeden Tag die Schicksalsstunde auch für seine Schöpfung schlagen kann, der Tod an diesen Hohenzollernfürsten herangetreten, von dessen staatsmännischer Klugheit Freund und Feind das Höchste erwarteten. Tragisch war dieses Ende auch für König Karl selbst. Er hatte mit dem Frieden von Bukarest am 10. August 1913 ohne Blutsopfer für sein Volk seinen Hauptgedanken in höchster Geschicklichkeit und Mäßigung zum Ziele geführt, nämlich daß das politische Gleichgewicht zwischen den Staaten der Balkanhalbinsel immer unbedingt aufrechterhalten bleibe. Seitdem fühlte man seiner Politik an, daß sie zwar nach wie vor jede zu starke Engagierung nach der einen oder anderen Seite vermeiden wollte, aber daß sie eine neue Orientierung in der Stellung zu den Großmächten und den kleineren Mächtegruppen der Balkanhalbinsel suchte. Er war viel zu erfahren und viel zu klug, um sich durch manchmal recht dreiste Werbungen von russischer Seite, für die zuletzt der Zar selbst und der Gedanke der Verlobung einer Zarewna mit dem heutigen Thronfolger in Bewegung gesetzt wurden, vor den russischen Wagen spannen zu lassen. Er konnte sich auch zutrauen, daß es seiner Erfahrung und staatsmännischen Sicherheit gelingen werde, sich selbst durch die unvergleichlich schwierige Verwicklung des heutigen Weltkrieges mit Ruhm und Vorteil für sein Land durchzuwinden. Nun hat ihn der Tod eher abgerufen, als er sein Staatsschiff im Gewoge der großen Politik fest genug verankern konnte. Darum klang die Politik dieses Meisters der Staatskunst in einer schweren offenen Frage für sein Volk und seinen Staat aus.

Wie sie vom Nachfolger, dem König Ferdinand, beantwortet wird, der, 1865 als Sohn des damaligen Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen geboren, 1880 zum Thronfolger proklamiert wurde, weil der Oheim Karl kinderlos war, — davon hängt nicht nur sehr viel für das Schicksal seines Staates, sondern auch für den ganzen Verlauf des Weltkrieges ab. Es gilt nun die politischen Ziele und Gedanken zu verstehen und nicht kurzerhand über sie abzuurteilen, aus denen heraus die Haltung Rumäniens bestimmt wird. Ihre Schwierigkeit ist schon mit dem Hinweis beleuchtet, daß Rumänien, das wie bekannt heute der mächtigste Balkanstaat ist, gar nicht zu den Ländern der Balkanhalbinsel gehört. Das zeigt gleich ein flüchtiger Blick auf die Karte. Die Balkanhalbinsel ist deutlich und scharf gegen den Norden Europas abgegrenzt; Save und die Donau bilden eine unzweifelhafte, klare geographische Grenze zwischen der Halbinsel und dem Norden. Danach ist aber Rumänien geographisch nicht zu der Balkanhalbinsel zu rechnen, wie ja auch der weitaus größte Teil seiner nicht dem Königreich unterworfenen Söhne, die russischen Bessarabier und die siebenbürgischen Rumänen, im Norden wohnen. Aber zugleich gehört es nach seinen wirtschaftlichen und politischen Richtungen durchaus in das Wirrsal der Balkanpolitik herein und ist sowohl seine Sprache eine Balkansprache, wie seine Kirche eine Kirche der Balkanhalbinsel ist. Vollends seine ungünstige Lage zum Meer, die auch durch die Erweiterung des Bukarester Friedens bis gegen Warna nicht wesentlich gebessert worden ist, weist es gebieterisch in alle Schwankungen der orientalischen Frage herein. Mag es auch geographisch nicht zur Balkanhalbinsel gehören, so ist doch sein Gesicht durchaus nach Südosten gerichtet.

Die Geschichte Rumäniens, die uns für diese eigenartige Lage die Aufklärung gibt, ist im höchsten Grade interessant, wenn auch ziemlich verwickelt. Doch kann sich besonders aus dem großen Werke von Jorga (Geschichte des rumänischen Volkes) auch der Deutsche

Digitized by Google

mühelos über ihre verschlungenen Gänge und Wechselläufe unterrichten. Sie lehrt uns zunächst, daß diese Ufergebiete der unteren Donau, das alte Dacien, zu dem Bereich der großen römischen Militärkolonisation gehörten. So ist auch das Rumänische keine slawische Sprache, sondern ein Zweig der romanischen Sprachfamilie, hervorgegangen aus dem Volkslatein, aus der Sprache der römischen Legionare. Aber dabei und obwohl die enge Verwandtschaft des Rumänischen mit dem Italienischen rasch ins Auge fällt, haben an der Bildung dieser Sprache viele fremde Bestandteile mitgewirkt: bulgarische, griechische, auch türkische, magyarische und russische, besonders aber albanesische Elemente. Die Literatursprache des 19. Jahrhunderts hat dann auch in hohem Maße französische Worte hereingenommen. So ist im ganzen eine selbständige Sprache erwachsen. Das entspricht dem gleichfalls selbständigen Volkstum und bestimmten Volkstypus, der hier an der Donau, in der Ebene und in den Bergen, aus mancherlei Mischung entstanden ist. Diese Entstehung und die Wanderungen des rumänischen Volkes zu verfolgen, ist hier auch schon deshalb nicht möglich, weil sich daran sehr umstrittene, wenn auch sehr interessante wissenschaftliche Fragen knüpfen. Nur muß, wer die Gegenwart des rumänischen Volkes und seine Stellung darin beurteilen will, soviel aus dieser Geschichte wissen, daß infolge der slawischen und nordmongolischen Wanderungen über die Balkanhalbinsel hin starke slawische und uralaltaische Bestandteile in den Urbestand dieses Volkes eingedrungen sind, die es eben doch wieder auch volksmäßig mit den übrigen Stämmen der Balkanhalbinsel verbinden. Hält man sich aber all dies vor Augen, so ist schon klar, warum die Rumänen trotz der kirchlichen Gemeinsamkeit mit den Ostslawen — denn sie sind bekanntlich griechisch-katholisch, aber mit einer eigenen, sogenannten autokephalen Kirchenorganisation — dem Panslawismus innerlich durchaus ablehnend gegenüberstehen. Warum sie auch seine politischen Ziele ablehnen, lehrt ein weiterer Blick auf die Geschichte dieses Staatswesens.

Aus kleinen Herrschaften, die um die Wende des ersten und zweiten Jahrtausends östlich und südlich der Karpathen und über sie hinaus in der Ebene der Theiß entstanden, sind, während die jenseits der transsylvanischen Alpen sitzenden Rumänen unter magyarische Herrschaft kamen, im 14. Jahrhundert zwei größere Staatsbildungen hervorgegangen, die man als Moldau und Walachei, als die beiden Donaufürstentümer kennt.

Es waren zwei Teilfürstentümer, zwischen der Türkei und Osteuropa, als Bollwerk gegen die Türkei zu dienen bestimmt, aber gar bald von ihr abhängig. Daß sie zwar griechisch-katholisch, aber vornehmlich romanisch nach Volksstamm und Sprache waren, gab ihnen ihre besondere, viel umkämpfte Stellung. Wie die anderen Staaten der Balkanhalbinsel, versinken auch sie in dem Dunkel und der inneren Zerrüttung, die die Herrschaft der Türkei allen von ihr unterworfenen sogenannten Raja-Völkern gebracht hat. Und wie diese, aber eigentlich stärker als die anderen, werden auch sie von dem weltgeschichtlichen Gegensatze betroffen, der in der orientalischen Frage Österreich und Rußland trennte. 1777 erwarb Österreich die Bukowina, die zum Teil auch zum rumänischen Volks- und Sprachgebiet gehört, 1812 im Bukarester Frieden Rußland das sogenannte Bessarabien, das jenseits der Donaumündung und des Pruth gelegene Stück der rumänischen Moldau. Rußland war überhaupt die Macht, die über die Donaufürstentümer hinweggehen mußte, wenn es seinen mit den Namen Peters des Großen und Katharinas II. verbundenen weitschweifenden Orientplänen nachstrebte. So hat es in jedem seiner Verträge mit der Türkei seine Schutzrechte und Machtansprüche über Moldau und Walachei immer weiter ausgedehnt. Seit 1829 bestand sein Protektorat; die Hospodare der Fürstentümer waren nicht mehr als Statthalter des Zaren Nikolai I.

Gegen diese Fremdherrschaft, die im tiefsten korrumpierend wirkte, also vornehmlich gegen Rußland, erhob sich auch hier wie in den anderen Balkanstaaten eine innere Renaissance, eine geistig-nationale Bewegung, die auch hier sehr rasch zu politischen Forderungen kam. Der Krimkrieg, der erste der großen Fehlschläge in der russischen Orientpolitik, brachte ihr die erste Erfüllung, indem der ihn beendigende Pariser Friede das russische Protektorat beseitigte, ohne freilich die Abhängigkeit von der Türkei auch zu lösen. Aber die beiden Fürstentümer fanden sich doch zusammen, als sie beide Alexander Cusa zum Fürsten wählten (1859). Rasch ist aus dieser Personalunion eine wirkliche, nicht wieder aufzulösende Vereinigung, eine Verschmelzung zu einem Staate geworden (1861). Cusa konnte sich auf dem Throne nicht halten, zu seinem Nachfolger wurde im Frühjahr 1866 der 1839 geborene Hohenzoller Karl aus der Sigmaringer Linie gewählt. Wie er aus seiner Laufbahn als preußischer Gardeoffizier in diese ganz andere Bahn kam, an deren Ende die Königskrone eines durch ihn souverän und unabhängig gewordenen Staates lohnte, das liest man am anziehendsten nach in den vier Bänden: Aus dem Leben König Karls von Rumänien (1894—1900). Sie enthalten ja wie bekannt die Aufzeichnungen des Königs selbst, und so ist dies Memoirenwerk eine Quelle ersten Ranges für seine Geschichte.

Karl beschwor eine Verfassung, die so demokratisch wie möglich war und darum dem unreifen Lande alle, noch heute nicht völlig überwundenen, Kinderkrankheiten eines wilden politischen Parteitreibens brachte. Trotzdem verstand es der Fürst, seine neue Dy-

Digitized by Google

nastie fest zu begründen. Als dem 1880 ernannten Thronfolger Ferdinand von seiner Gemahlin, der Prinzessin Maria von Edinburg, 1893 der Sohn Karl, der heutige Thronfolger, geboren und griechisch-katholisch getauft wurde, war die Dynastie festgewurzelt; sie steht heute fester da als irgendeine der Balkanstaaten. Mit dieser Stellung aber hat Karl Ordnung und Kultur seinem Staate im Inneren geschaffen. Wer heute einmal durch Rumänien gefahren ist, hat gesehen, wie er dies erreicht hat. Rumänien ist durch ihn der am besten organisierte, am besten verwaltete, der blühendste Balkanstaat geworden. Seine Finanzen sind geordnet, wenn auch mit über $1^1/_2$ Milliarden Lei (je 80 Pfennig) Schulden belastet, sein Staatshaushalt balanciert mit rund 600 Millionen Lei. Ein trefflich geschultes Heer von rund 400 000 Mann Kriegsstärke vermag es heute in die Wagschale zu werfen, wenn es dem Kriege wirklich nicht fernbleibt. In seinem Handel (1911: 570 Mill. Lei Einfuhr, 691 Ausfuhr) steht Deutschland in der Einfuhr nach Rumänien weitaus an erster Stelle, in der Ausfuhr dorther erst an achter Stelle. Das Land ist noch überwiegend agrarisch; industriell spielt die Mineralölproduktion (1913: 3,7 Prozent der gesamten Weltproduktion) eine bekannte große Rolle. Noch sind die inneren Zustände nicht in allem gesund, weder die politischen noch die sozialen, in denen das Agrarproblem — der Latifundienbesitz ist zu groß — und die Judenfrage — das Land zählt 267 000 Juden, gleich $4^1/_2$ Prozent seiner Bevölkerung — nach Lösung verlangen. Aber es ist ein starkes, vorwärts drängendes, besonders auch reges kulturelles Leben im Königreich zu spüren. Hier in erster Linie muß man die kindliche geringschätzige Auffassung ablegen, die uns oft in den Balkanvölkern noch halbe Wilde sehen läßt. Sie erheben einen sehr entschiedenen Anspruch, immer mehr als mündig und voll angesehen zu werden, und rechtfertigen das, wenn auch einer mehr als der andere, durch eifrige innere Arbeit; Rumänien aber steht darin allen anderen voran.

Jedoch für alle diese Erinnerungen an die kulturelle Regententätigkeit König Karls haben wir in den heutigen Zeitläuften wenig Interesse übrig. Uns bewegt vielmehr die Frage nach seiner politischen Stellung, nach seinen politischen Zielen und Wünschen. Was ist darin das Testament König Karls und — gilt es heute noch, kann es heute noch gelten?

Wie wir sahen, beginnt die neuere Geschichte Rumäniens schon vor ihm mit dem Frieden von Paris. Als dann der Hohenzollernprinz zum Fürsten gewählt wurde, war ihm eins schon vollkommen klar, jene Idee, die später Bismarck (in den „Gedanken und Erinnerungen") einmal für alle Balkanstaaten bereits als Fazit ihrer Entwicklung so ausgedrückt hat: „Alle diese (Balkan-) Stämme haben Rußlands Hilfe zur Befreiung von den Türken bereitwillig angenommen, aber nachdem sie frei geworden, keine Neigung gezeigt, den Zaren zum Nachfolger des Sultans anzunehmen." Nach diesem Satz hat Karl gehandelt, bis er der russischen und der türkischen Abhängigkeit völlig ledig war. Benutzt hat er die russische Hilfe mit größter Meisterschaft für sich. Er stellte seine nach preußischem Muster gedrillte Armee im Kriege Rußlands gegen die Türken 1877/78 gerade dann Rußland an die Seite, als er das nicht als abhängiger Satrap, sondern als gleichberechtigter Verbündeter tun konnte. Es ist bekannt, wie wichtig der rechte Flügel der russischen Aufstellung, der aus den Rumänen bestand, in diesem Kriege war, und bei gar mancher Gelegenheit, wie im Kampf vor Plewna, hat sich das rumänische Korps mit Ruhm bedeckt. Der Lohn war die Erreichung der völligen Unabhängigkeit, die in der Krönung Karls zum König am 22. Mai 1881 ihren letzten Ausdruck fand. So war er halb als Verbündeter, halb aber als Gegner neben Rußland hochgekommen, und für die weitere Entwicklung Rumäniens war es ihm geradezu von Vorteil, daß Rußland seine Dankbarkeit nur sehr teilweise bewies; nahm es ihm doch einen Teil des fruchtbaren Bessarabiens gegen die ziemlich wertlose Dobrudscha ab. Das hat einen Stachel hinterlassen, der bis auf die Gegenwart drückt und Rumänien im dauernden Gegensatz gegen Rußland erhalten hat.

Seit 1881 hat danach König Karl bis 1912 in allen Schwankungen der orientalischen Frage jene seine Leit-Idee durchaus festgehalten. Bestritten wurde die von ihm einmal errungene Stellung nicht wieder. Rußland mußte sich bescheiden, mit seinem Kriege gegen die Türkei diese nicht ruiniert, sondern im Gegenteil neben ihr noch zwei selbständige, auch von ihm unabhängige Staaten, Bulgarien und Rumänien, überhaupt erst möglich gemacht zu haben. Anderseits aber hielt König Karl auch alle Begehrlichkeit in seinem Lande nach den Gebietsteilen Rußlands und Österreich-Ungarns, in denen Rumänen wohnen, entschieden im Zaum. Es genügte ihm, wenn das Gleichgewicht zwischen den Staaten der Balkanhalbinsel erhalten wurde, wie es war.

Die so gegebenen dreißig friedlichen Jahre hat er, wie gezeigt, herrlich genutzt. Aber die eigentümliche, geographische wie nationale Lage seines jungen Königreichs brachte es mit sich, daß es sowohl von den Schwankungen der orientalischen Frage wie auch von den großen Machtgegensätzen in Europa überhaupt immer sehr stark berührt wurde. Das Gleichgewicht unter den Balkanstaaten, in dessen Erhaltung die politische Tätigkeit König Karls aufging, wurde von 1912 an ernstlich bedroht. Er war viel zu klug, um nicht zu sehen, daß, mochten auch sonst die Grenzverhältnisse sich nicht ändern, dieses Gleichgewicht nur sehr schwer zu erhalten war, daß die Entwicklung entweder auf einen engeren Zusammenschluß oder auf einen

Digitized by Google

Kampf der verschiedenen Gruppen unter den Balkanstaaten gegeneinander mit elementarer Gewalt hindrängte. So hat er auch mit dem Gedanken des Balkanbundes, auf dessen Möglichkeit ja, wie bekannt, eine Stelle der „Gedanken und Erinnerungen" schon einmal hinweist, gespielt. Doch ist daraus nichts geworden, sondern der Bund kam unter der Besorgnis vor der österreichischen Orientpolitik und unter der agitatorischen Mitwirkung Rußlands ohne Rumänien und gegen die Türkei zustande. Damit wendete sich seine Idee, die auf eine vollständige Umwandlung der bestehenden Machtverhältnisse hinausging, direkt gegen König Karol und seinen Staat. Seine Stellung war sofort gegeben. Schon im Oktober 1912 ließ er erklären: „Rumänien kann eine Änderung des Gleichgewichts am Balkan unter keinen Umständen zulassen. Wenn die vier Staaten siegreich bleiben und Rumänien keine Bürgschaft für die Erhaltung des Gleichgewichts erhält, dann muß die Regierung Maßnahmen treffen, damit Rumänien in der Stunde der Entscheidung nach jeder Richtung vorbereitet sei." Diese Linie hielt er im Kriege fest ein. Indem er militärisch das Manöver von 1877 fast genau wiederholte, bekam er durch einen beinahe unblutigen Feldzug und durch seine geschickte, feste und maßvolle Politik die Entscheidung über alles in die Hand. Er diktierte den Frieden von Bukarest am 10. August 1913 und gewann für sich ein Gebiet von 6000 qkm mit 200000 Einwohnern, das seine Schwarzmeerküste nach Süden verlängert. Zugleich bewies er mit seinem Prinzip, daß Bulgarien nicht übermäßig verkleinert werden dürfe, Mäßigung und Weitblick für die neu sich anbahnende Orientierung zugleich.

Freilich war ihm natürlich nicht verborgen, daß dieser glänzende Erfolg noch keine endgültige Lage schuf, ja, daß die Verschärfung der Gegensätze auf der Balkanhalbinsel Rumänien selbst zu einer entschiedeneren Parteinahme, anstatt der bisherigen Neutralität, zwingen werde. Auch hat er sicherlich gefühlt, daß solche ohne Opfer gewonnenen Gebietserweiterungen nur das Verlangen nach weiterem zeitigen; auch ein Volk muß wie der einzelne Mensch sich seine Fortschritte wirklich erwerben und verdienen. So sind vielerlei Erörterungen und Zusammenkünfte hin- und hergegangen, aus denen aber etwas Positives nicht entstand. Sie zeigten auch weniger, daß Rumänien eine neue Orientierung suche, als daß die anderen diese von ihm wünschten. Denn König Karl stand dem Neuen um sich herum doch als der Mann der älteren Zeit gegenüber. Die Hauptsache blieb für ihn, die Festigung seines Staates und seiner Dynastie ganz zu Ende zu führen und dazu nach Möglichkeit den großen und kleinen Verwicklungen fernzubleiben. Er hat sich dabei vielleicht nicht ganz klar gemacht, daß die Rumänen, die mit Magyaren und Deutschen zusammen einen mächtigen Riegel gegen das Zusammenfließen der Slawen von Nord und Süd bilden, für diese Zusammengehörigkeit auch festere politische Formen finden müßten. Sondern er hat in seiner letzten Lebenszeit vor allem die großen Schwierigkeiten gesehen, die Rumänien und Ungarn, mit letzterem den Kaiserstaat überhaupt, in einen sehr oft von der Agitation übertriebenen, aber doch immer vorhandenen Gegensatz zueinanderstellten. Und so hat er es seinem Nachfolger überlassen müssen, sich selbst Klarheit für die weiteren politischen Ziele zu suchen, die er verfolgen will.

Hinterließ er ihm somit eine schwere offene Frage, so ist deren Druck für König Ferdinand von Monat zu Monat stärker geworden, weil der Ausbruch des Weltkrieges durch den Eintritt der Türkei in ihn unter allen Umständen auf die gesamte orientalische Frage zurückwirkt. Dann ist mit der reinen Idee vom politischen Gleichgewicht der Balkanstaaten, die der Oheim ihm hinterlassen hat, nicht mehr alles getan. Möglicherweise werden im Fortgang des Krieges die Grenzen überhaupt sehr stark verschoben. Das rumänische Volksbewußtsein fordert daher auch, aufgepeitscht durch eine vielfach skrupellose Agitation, von seinem Könige, solche, niemals wiederkehrende, Gelegenheiten nicht ungenutzt vorbeiziehen zu lassen. Aber das zwingt dann den König wieder, zwischen den beiden gewaltigen Mächtegruppen, die in Europa miteinander kämpfen, eine Stellung einzunehmen, zwingt zu einem Entschluß, den König Karl immer auf das entschiedenste abgelehnt hat und der, wenn die Karte auf die falsche Seite schlägt, Rumänien selbst bedrohen, und vor allem seine Dynastie in diesem so demokratischen Lande erschüttern kann.

Die politischen Ziele nun, die Rumänien verfolgen könnte, sind bestimmt durch die Tatsachen, daß nur 6½ Millionen Rumänen (unter den 7 Millionen rumänischer Einwohner überhaupt) zum Königreich gehören, daß unter fremder Herrschaft mindestens 4½ Millionen leben, davon drei im ungarischen Siebenbürgen, über eine im russischen Bessarabien und eine gar nicht genauer zu bestimmende Zahl in Mazedonien, die sogenannten Kutzowalachen, die in Epirus, Thessalien, Westmazedonien und Nordgriechenland wohnen und um derentwillen Rumänien in unbedingtem Gegensatz zu Griechenland steht. Wie überall sonst auf der Balkanhalbinsel hat auch in Rumänien der Gedanke tiefe Wurzeln geschlagen, daß alle Söhne der eigenen Nationalität unter *einem* Königsbanner vereinigt werden müßten. Diese allrumänische Bewegung, die sich in einer früher sogenannten rumänischen Kulturliga (jetzt Nationalliga) ein lebhaft arbeitendes Organ geschaffen hat, ist mithin aus der Lage der Tatsachen durchaus begreiflich, und noch begreiflicher ist, daß sich das Königtum ihren Forderungen und Wünschen gar nicht unbedingt widersetzen kann. Aber auf welche

Digitized by Google

Seite im großen Kampf der Gegenwart soll sie Rumänien ziehen?

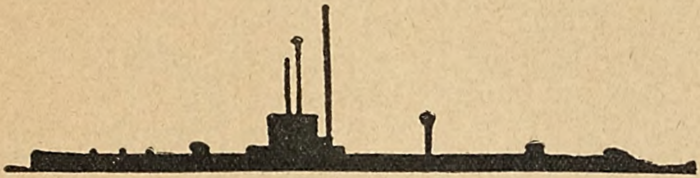
Der Wunsch, die Kutzowalachen sich zu erhalten, führt es an die Seite Bulgariens und der Türkei, weil Griechenland jene Kutzowalachen mit allen Mitteln der Kirche und Schule zu hellenisieren sich bestrebt. Und da Griechenland und Serbien gemeinsame Interessen haben und für diese auch ein Bündnis schon vorliegt, wäre mithin für die Balkanhalbinsel die Stellung Rumäniens in dieser Gruppierung gegeben: Anschluß an Bulgarien und die Türkei und Gegensatz zu Griechenland und Serbien. Aber um jene Kutzowalachen geht auch der Streit mit Bulgarien, das diese Balkanrumänen gleichfalls für sich zu gewinnen sucht. Ferner hat Bulgarien im Frieden von Bukarest, wenn auch seine weitergehenden Wünsche empfindlich beschnitten wurden, ein Stück Küste des Ägäischen, also des Mittelländischen Meeres, den Hafen von Dedeagatsch erhalten. Rumänien aber bleibt Schwarzmeermacht und von aller Entwicklung der Dardanellenfrage abhängig. Und das muß, wenn Griechenland und Bulgarien, wie selbstverständlich ist, aus ihrer neuen Stellung zum Mittelmeer alle Vorteile ziehen, Rumänien immer mehr zurückschieben.

Diese Schwierigkeiten sind aber noch gering im Hinblick auf die im Norden vorliegenden Probleme. Mehr als ein Drittel aller Rumänen lebt dort unter fremder Herrschaft. Mag diese Fremdherrschaft auch nicht in jeder Beziehung ein drückendes Joch sein, sie wird als solches empfunden und schafft eben das Streben nach Vereinigung mit dem freie nKönigreich. Nun haben dieStellung, die die siebenbürgischen Rumänen in Ungarn einnahmen, und die Politik Ungarns gegen sie es mit sich gebracht, daß dieser Druck der Fremdherrschaft am stärksten in bezug auf den österreichisch-ungarischen Anteil empfunden wird. Die Klagen über Bedrückung und Vernachlässigung der Bildungsinteressen usw. mögen in vielem sehr übertrieben sein. Es ist aber kein Zweifel, daß sie sich jahrelang festgesetzt haben und durch eine rücksichtslose Agitation hin und her sehr stark ausgenutzt worden sind. Da die französischen Sympathien noch hinzukamen, ist es nicht verwunderlich, wenn eine starke Strömung der öffentlichen Meinung deshalb für einen Anschluß an die Feinde Deutschlands und Österreich-Ungarns gestimmt ist, in der Hoffnung und Absicht, das Staatsgebiet um diese siebenbürgischen Rumänen zu vermehren. Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza hat diese Gefahr schon im August 1914 erkannt und sie durch Zusagen an die Forderungen der siebenbürgischen Rumänen zu beschwören sich bestrebt. Auch ist gar keine Frage, daß sich eine Einigung zwischen Magyaren und Rumänen in den verschiedenen Programmpunkten, die sämtlich keine welterschütternde Bedeutung haben, finden läßt. Aber man muß die Stärke von Volksmeinungen und Volkswünschen in diesen Ländern kennen, wenn man die starken Neigungen in der rumänischen Welt gegen Österreich-Ungarn richtig einschätzen will. Für sie erscheint der durch einen siegreichen Krieg der Zentralmächte immerhin mögliche Rückerwerb Bessarabiens als nicht ausreichend, zumal von ihm nicht feststünde, wie sich dann die Grenze gegen Rußland gestalten würde, die für Rumänien sehr prekär wäre.

Die lebhafte Erörterung um alle diese Fragen zeigt ebenso wie die Gegensätze der politischen Parteien darin, daß eine einheitliche, feste Richtung vom Königtum und vom Staat Rumäniens bisher noch nicht gefunden ist. Man hält noch fest an einer abwartenden, aber auf alle Fälle gerüsteten Neutralität, muß freilich dabei kämpfen gegen eine rücksichtslose Gegenagitation, die sich nicht scheut, in Frankreich selbst aufzutreten. Blickt man über diese oft kleinlichen Zänkereien und Kämpfe hinweg, so sind die Lebensinteressen Rumäniens jedoch durchaus klar. Nach seinem Volkstum und seiner politischen Entstehung ist es der gegebene, der geborene Gegner jedes Panslawismus. Man braucht sich nur einmal eine Karte anzusehen, auf der die Verbreitung der Slowen mit einer Farbe und die der Nichtslawen im östlichen Europa mit der anderen bezeichnet ist. Dann wird dem Auge handgreiflich klar gemacht, wie Deutsche, Deutsch-Österreicher, Magyaren und Rumänen ein großes, gemeinsames Interesse haben, nämlich das Zusammenfluten der nördlichen und östlichen Slawen mit den südlichen und westlichen zu einem Meere zu verhindern. Es sind schon im Slawentum, besonders dem der Balkanhalbinsel, aber auch in dem Österreich-Ungarns, aus sich heraus starke Momente vorhanden, die gegen ein solches Zusammenfließen wirken, wie es der Panslawismus fordert. Alle diese Momente zu fördern hat Rumänien das größte Interesse. Dagegen bietet ihm der Anschluß an Rußland oder gar an den Panslawismus für seine Zukunft nicht die mindesten Aussichten. Es würde wieder in die Abhängigkeit von Rußland gelangen, die in früherer Zeit erdrückend auf dem Lande gelastet hat, aus der heraus ja gerade der Freiheitskampf der Rumänen entstanden ist. Es würde einen Weg gehen, der gerade in entgegengesetzter Richtung liefe zu jenem Wege, auf dem König Karl seinen Staat geführt hat und auf dem Rumänien zu einer so ausschlaggebenden Stellung in der Balkanhalbinsel gekommen ist. Darum ist es sowohl unser Interesse wie das Rumäniens selbst, wenn wir wünschen, daß seine Staatskunst unter Wahrung des Erbteiles König Karls darüber hinaus die Anlehnung an den Bund zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei finden möge.

In der Auskunftsstelle des Kriegsministeriums zu Berlin
Zeichnung von Paul Paeschke

Digitized by Google



Unterseeboote

Von Karl Hans Strobl

Ungeheuer der Tiefe, aus Urzeiten der Erde, meerdurchfurchende Geschlechter von Drachen,
Räuberisches Volk in blauer See, zwischen Sumpfwäldern, in denen Farnkraut aufgeschossen ist zu riesigen Bäumen! –
Manchmal gelingt's, in die urweltliche Landschaft sich zurückzuträumen:
Knochenpanzer knirschen, zwischen Kiefern mit Sägezähnen hört man die Beute zerkrachen,
Schauspiel von Flucht und Verfolgung, furchtbare Kämpfe in gischtenden Wassern, schrill trompetender Zorn,
Verschlungene Schlangenhälse, Knäuel verbissener Leiber, Sprühstrahlenvon Geifer und Gift,
Glühende Räderaugen, Dampf zischt aus qualmenden Mäulern, Horn gegen Horn und Dorn gegen Dorn,
Jetzt ein Schlag, armdick springt Blut aus weißlichem Bauch, ein Stoß, der ins Leben trifft. –

In Schiefergestein bewahrtes Geschehen, Buch der Geschicke aus Urwelttagen,
Oder in Kohlenflötzen, in zu Kohle verwandeltem Wald, unter dem Druck von Jahrmillionen,
Spuren von Leibern, in Schlamm gewühlt von den Ungeheuern, den Kolossen, die am Rande der Sümpfe lagen,
Oder Spuren von Tatzen, wie sie dastanden, um mit hornigen Zungen zu rupfen gleich Grasbüscheln die Farnbaumkronen.
Unter hängendem Gestein, ein Wurm in den Eingeweiden der Erde, im äußersten Stollen
Der Häuer, schweißüberronnen, mit nackter Brust, sich weiter nagend im Lichtlosen, Unbekannten –
Was ist das? Sind das nicht Glieder? Riesenhaft im Flötz Ahnung von Gliedern, die sich ineinander verschnüren wollen?

Digitized by Google

Wunderbarer Fund: in diesen blinkt schmales Licht auf ein Nest kämpfend gesunkener Urweltgiganten.

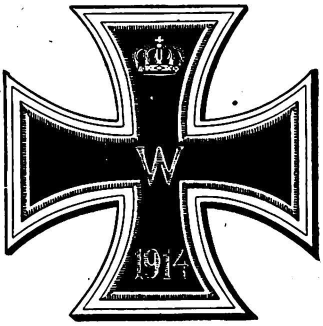
Bilder Jahrmillionen aufwühlender Phantasie! Viel größer die Bilder der wilden, keuchenden Gegenwart.
Ungeheuer der Tiefe, Panzertiere, vorwärtsschnellend im Meer, gehetzt vom Wirbel der Schrauben;
Raubfisch, eiserner Hai, schlank gestreckt, stahlhart der Schnabel, die Flanken stahlhart,
Gierig, gereizt: 'ran an den Feind! nur ein Wille im bebenden Stahl: den Feinden das Leben zu rauben.
Wütender Gischt um seine Fahrt, schäumend zerbirst das Meer, zerschnitten sinken die Wogen,
Dann plötzlich sinkt der stählerne Hai ein wenig, birgt seinen Leib, nur ein Auge späht scharf umher,
Nichts entgeht ihm, dem Einaug, lauernd im Meer, beherrscht es das Meer,
Nichts entgeht ihm, kein Mast, kein Faden von Rauch, den ein feindlicher Schornstein über den Himmel gezogen —
Dunkel wuchtet drüben im hellen Streifen des werdenden Tages der schwarze Körper des Panzers. — Ansturm und Sprung!
In Tiefen dahin, tauchend, vorwärtsgerissen von kaltem Haß, von sorgsam erwogenem Drang nach Vernichtung,
Im grünen Abgrund ein Panzerhai, kein Schnauben, kein Gekräusel der See verrät seines Angriffs Richtung,
Bis ihn jäh aus Verborgenem reißt vor den Zähnen des Feindes sein Schwung.
Schauspiel von Flucht und Verfolgung, furchtbare Schläge der Schrauben, Wenden, Gebrüll aus den ungeheuern Kanonenrohren!
Was schleudert der Panzerhai aus? Was gebiert sein Bauch? Schwarz und schlank gleitet ein Fisch herbei,
Dröhnendes Wasser spritzt auf am Bug, in Säulen, rosig im Morgenlicht, die Panzerwand platzt wie eine Blase entzwei,
Sturz von Ozeanen in dunkle Höhlen, schon sinkt der Fürchtenichts, geht im heulenden Abgrund der See verloren.
Oder aber — der Tod! Es traf der Feind, blind irrt das Boot, sein gestieltes, gläsernes Auge zerschossen,
Ziel geworden dem breiten Gebrüll der Geschütze, schwankend im Springbrunnentanz getroffener See von Gewühl zu Gewühl —

Digitized by Google

Die Mannschaft geht über Bord, schwimmend. Nur Einer bleibt, der hat die Sinkschoten gezogen; ruhig und kühl.
„Kein deutsches Schiff in englische Hand!" So geht er zu Grund, langsam, allein mit dem Tod in den stählernen Sarg geschlossen.

Wie nennt man euch? Keinen Namen tragt ihr, nur Buchstaben und Zahl,
Schlichtestes Wesen, kein prunkvoller Aufwand der Sprache, nur knappe Bezeichnung der Pflicht;
Aber Buchstabe und Zahl blüht, weitet sich, wölbt sich zum Dom, wird hinreißender Gesang, wird Gedicht,
Buchstabe und Zahl wird glühend an den Sternenhimmel über der See geschriebenes Ehrenmal.

Und es könnte sein: Jahrmillionen sinken auf die Erde herab, kreisend im Weltraum altert sie durch Jahrmillionen,
Gebirge nützen sich ab, Falten bäumen sich auf in Ebenen, Land wird verschlungen vom Meer, Meer wird verwandelt in Land,
Meeresgrund wird Gestein .. und es könnte sein: im engen Geschlief der Gänge stößt dann die hämmernde Hand
Eines derer, die dann da sind und, den Namen Menschen tragend, in Frieden die alte Erde bewohnen,
Stößt im Gange von Erz an eine schwarze, hohl erklingende Panzerwand:
Er sieht Buchstabe und Zahl halb zerfressen im Dunkeln ragen,
Sinnend läßt er den Hammer sinken, steht lange vor dem Ungeheuer aus Urwelttagen,
Und es ist ihm, als rauschten ferne Meere heran und brausten voll Wundern und Heldensagen.



Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. Februar 1915

Am 4. Februar veröffentlichte der deutsche Admiralstab folgende Bekanntmachung: „1. Die Gewässer rings Großbritannien und Irland einschließlich des gesamten englischen Kanals werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt. Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden. 2. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen." Die ganze Welt wohl hatte das Gefühl, daß mit dieser Erklärung der Kampf zwischen England und Deutschland in sein entscheidendes Stadium zu treten beginnt. Schon vorher war am 1. Februar eine Warnung an die neutrale Schiffahrt ergangen, nachdem bereits der Angriff des deutschen Marineluftschiffgeschwaders am 20. Januar auf die englische Ostküste bei Yarmuth alle durch diesen Seekrieg aufgeworfenen Fragen zur leidenschaftlichen Erörterung in England gebracht hatte. Am 31. Januar sind dann drei englische Dampfer durch „U 21" in der Irischen See und ein anderer unweit Le Havre versenkt worden. Das sind gewissermaßen die Vorspiele der Angriffe, die mit dem 18. Februar einsetzen werden. Besonders daß ein deutsches Unterseeboot an die Westküste Englands kam, südlich der Insel Man und unweit Liverpools, des bedeutendsten Seehafens Englands, seine Tätigkeit erfolgreich ausüben konnte, hat die Wellen der Entrüstung gegen die deutsche Barbarei auf das tiefste aufgewühlt. Wir lassen uns durch diesen Lärm ebensowenig irre machen wie durch die Stimmungsmache in den neutralen Ländern, besonders in Nordamerika, wo die mit den englischen Zeitungen so eng verknüpfte anglophile Presse sofort in dasselbe Horn gestoßen hat. Aber ebensowenig wollen wir die Bedenken und Zweifel kurzerhand beiseite schieben, die auch uns kamen, wenn wir von den Bombenwürfen auf englische Küstenstädte, denen Unschuldige zum Opfer fielen, lasen oder von der Gefahr, daß das Torpedo eines Unterseeboots die Besatzung eines Handelsschiffes mit Mann und Maus zum Ertrinken bringt.

Jedermann auf der Welt wußte, daß die deutsche Hochseeflotte der englischen an Zahl der Streitkräfte unterlegen ist, und daß es ein frevelhaftes Spiel sein würde, sie in einem Kampf auf hoher See gegen die englische sofort einzusetzen. Das wäre freilich auch an sich nicht so einfach gewesen, da England seine Hochseeflotte, mit der es angeblich die Meere der ganzen Welt beherrscht, seit Beginn des Krieges ängstlich eben in der Irischen See versammelt hielt und die Drohung seines Marineministers, man würde die deutschen Schiffe ausgraben wie die Ratten aus dem Loch, bisher wenigstens nicht zu verwirklichen gesucht hat. Darum ist der Kampf der Linienschiffe und Panzerkreuzer bisher auf einige, noch nicht entscheidende Zusammenstöße beschränkt geblieben. So hat im letzten Monat am 24. Januar ein Seegefecht in der Nordsee stattgefunden, ungefähr 70 Seemeilen westlich von Helgoland, an dem auf deutscher Seite die Panzerkreuzer „Seydlitz", „Derfflinger", „Moltke" und „Blücher" mit vier kleinen Kreuzern und zwei Torpedobootsflottillen teilgenommen haben. Das Gefecht, das in einem Abstand von etwa 20 Kilometern geführt wurde, wurde vom englischen Admiral Beatty abgebrochen, der wohl fürchtete, entweder von stärkeren deutschen Kräften angegriffen zu werden oder auf die Minensperre zu geraten. Auf deutscher Seite wurde der „Blücher" verloren, der über die geringste Geschwindigkeit verfügte und heldenhaft unterging. Von den deutschen Torpedobooten wurde keines versenkt oder beschädigt. Dagegen war am Ende des Kampfes die englische Schlachtlinie vollständig zerrissen. Die englischen Verluste sind in der Weise, die wir von der englischen Admiralität schon gewöhnt sind, verschleiert worden. Es steht aber so gut wie fest, daß zwei der großen englischen Panzerkreuzer aufs schwerste beschädigt sind, ein drittes großes Schiff verloren ist und ebenso sicher mindestens zwei englische Torpedobootszerstörer verloren sind. Mit diesem Ergebnisse des Seegefechts können wir durchaus zufrieden sein, wie wir überhaupt sicher sein können, daß die Verluste der englischen Kriegsmarine in diesem Kriege bereits erheblich höher sind, als bekanntgegeben wurde. Ist doch noch nicht einmal der unzweifelhaft feststehende Verlust des „Audacious" amtlich zugegeben worden.

Aber diese Gefechte in der Nordsee sind bisher vereinzelte Zusammenstöße ohne einen bestimmten strategischen Zusammenhang. Die wirklich großen Streitkräfte werden auf beiden Seiten noch zurückgehalten. War, wie

Digitized by Google

wir sagten, nun darin die Unterlegenheit Deutschlands, wenn man alles zusammenrechnet, bekannt, so wußte die Welt weniger genau, wie Deutschland in den neuen Methoden des Seekampfes gerüstet sein würde. Das sind die der Unterseebootsblockade und des Luftschiffangriffs. Über diese Möglichkeiten waren im Frieden in der Hauptsache doch nur mehr oder minder abenteuerliche Vorstellungen verbreitet. Wir erinnern uns auch noch, daß bei uns zeitweise unserer Marineverwaltung sehr entschieden vorgeworfen wurde, sie vernachlässige namentlich gegenüber Frankreich die genügende Ausrüstung mit Unterseebooten. Aber der Krieg hat bisher schon gezeigt, in welchem Maße Deutschland im Unterseeboot und im Luftschiff an erster Stelle marschiert. Es ist, als ob die gewaltige technische Schulung und Erfahrung sich bei uns mit vollster Wucht auf diese neuen Kampfesmittel geworfen hätte, und so hat sie Werkzeuge höchster technischer Vollendung geschaffen, zugleich aber auch Männer erzogen, die sich dieser Werkzeuge mit unvergleichlicher Kühnheit und Besonnenheit zu bedienen wissen. Für den, der sich lediglich auf den Standpunkt des Krieges stellt, sind dabei auch gar keine Zweifel. Er wird sagen, wie eine Schweizer Zeitung es ausgedrückt hat, daß Deutschland sich heute England gegenüber in der Lage dessen, der erwürgt werden soll, befindet, und in solcher Lage tritt man den Würger, gleichgültig, wohin man ihn trifft. England hat erklärt, daß es Deutschland aushungern wolle; dem antwortet Deutschland mit der Erklärung eines Kampfes bis aufs Messer, der England an seinen Lebensadern zu treffen in der Lage ist.

Aber es ist keine Pedanterei oder innere Unsicherheit, wenn wir uns doch über diesen Standpunkt des „Auge um Auge, Zahn um Zahn" hinaus über die rechtlichen und sittlichen Gründe Rechenschaft geben, die uns zur Anwendung dieser neuen Seekampfmethode berechtigen. Sie haben beide, der Kampf über und unter dem Wasser, etwas Unheimliches an sich, und da sie leider auch unschuldige Opfer treffen, erhebt sich der Lärm gegen die deutschen Barbaren mit neuer Kraft. Darum war es richtig, daß mit diesem Angriff zugleich amtliche Auseinandersetzungen erfolgten, die die völker- und kriegsrechtlichen Fragen für das neutrale Ausland einwandsfrei darlegen. England gegenüber brauchen wir solche Rechtfertigungen nicht. Der heuchlerische Widerspruch, der von dorther kommt, gehört, wie Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" sagt, „zu den in dem Cant der öffentlichen Meinung in England üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätsgefühle, deren Betätigung England von allen anderen Mächten erwartet, aber seinem eignen Gegner nicht immer zugute kommen läßt." Wir sehen nicht ein, warum es barbarischer sein soll, wenn unsere Zeppelinbomben eine unschuldige Person an der englischen Küste tötet, als wenn England Millionen deutscher Frauen und Kinder mit dem Hungertode bedroht. Völkerrechtlich aber hat England erst recht nicht irgendeinen Grund zur Entrüstung. Es sei daran erinnert, daß auf der zweiten Haager Konferenz im Jahre 1907 der Versuch begonnen wurde, das ziemlich wüst liegende und unklare Seekriegs- und Konterbandrecht zu klären. Auf der Londoner Konferenz von 1909 wurde diese Arbeit dann fortgeführt, und das Ergebnis war die in unseren Tagen oft angeführte sogenannte Londoner Deklaration vom 26. Februar 1909, die wenigstens den Anfang damit machte, die Fragen der Blockade, der Kontrebande, des Prisenrechts zu regeln, in denen bisher die reine, nur von der englischen Selbstsucht bestimmte Willkür geherrscht hatte. Es ist weniger bekannt, daß England gerade diese in seiner Hauptstadt beschlossene Deklaration nicht ratifiziert hat. Nach seinem Wunsche sollte es nach wie vor sein, wie schon vor hundert Jahren Schiller schwermütig gesungen hat, daß auf dem Meere alles Welle, daß auf dem Meere kein Eigentum sei. In jedem Punkte handelt England heute gegen diese Deklaration; es gibt heute ein Seekriegsrecht überhaupt nicht. Weil es aber die sogenannte effektive Blockade wegen der Unterseeboote in der Nordsee nicht mehr durchführen kann, hat es einfach am 3. November die ganze Nordsee zum Kampfgebiet erklärt und übt die Kontrolle darüber durch Minen und Kaperei aus. Ein volles Vierteljahr hat Deutschland gewartet, ehe es darauf mit Gegenmaßregeln antwortete. Es ist nur logisch, wenn es darauf ebenso, wie es in der Erklärung seines Admiralstabes tut, die gesamte Nordsee zum Kampfgebiet erklärt. Damit bedroht es die Zufuhr von Kriegsmaterial, Nahrungsmitteln usw., von der England abhängig ist. Da dabei eine Gefährdung der neutralen Handelsschiffahrt möglich ist, hat bereits im Dezember der Admiral von Tirpitz diesen Krieg angekündigt und hat unser Admiralstab eine Frist von vierzehn Tagen der ganzen Welt bekannt gemacht, innerhalb deren sich jedes neutrale Handelsschiff auf die neue Lage einrichten kann. Es ist ihm ausdrücklich eine sichere Fahrrinne angewiesen, und somit weiß heute jedes neutrale Kauffahrteischiff, das sich in diese Gewässer wagt, ganz genau, welcher Gefahr es sich aussetzt. Somit hat die deutsche Marine gewissermaßen die alte Vorschrift des Völkerrechts durchaus erfüllt, daß eine Blockade erst angekündigt werden müsse. Ob diese peinliche Befolgung der juristischen Seite bei den Neutralen noch verfängt, ob die frühzeitige Ankündigung nicht vielmehr uns direkt schädlich ist, ist freilich eine andere Frage. Aber in jedem Falle ist die rechtliche Seite ganz klar und darin unser Gewissen rein.

Ebenso steht es mit dem Angriff durch Luftschiffe, der beinahe noch größere Ent-

Digitized by Google

rüstung und Zweifel erregte. Der Luftangriff ist ein anerkanntes Mittel moderner Kriegführung, genau so wie ein schweres Geschütz. Das Ziel seiner Operationen sind die militärisch wichtigen Punkte, die in England ebenso auf jede unerwartete Beschießung gefaßt sein müssen wie eine Festung oder wie eine Truppe, die aus dem Luftballon mit Fliegerpfeilen und Bomben beworfen wird. Andere — offene — englische und französische Plätze werden nur überflogen und lediglich in der Verteidigung beschossen, wenn aus ihnen auf unsere Luftschiffe geschossen wird. Statt sich in heuchlerischer Entrüstung gegen diese Art Kriegführung zu ergehen, sollte in England vielmehr Vorsorge getroffen werden, daß die Bevölkerung durch ihre wahnsinnige Invasionsfurcht sich nicht zu Unbesonnenheiten verleiten läßt, auf die das deutsche Luftschiff antworten muß. So naiv sind wir freilich nicht, daß wir den Engländern die Unverletzlichkeit sogenannter offener Plätze zugestehen und dafür ruhig zusehen, wenn die Engländer ihrerseits offene Städte wie Freiburg, Daressalam, Swakopmund (21. November) mit Bomben bewerfen.

Freilich genügt diese rein juristische Begründung nicht völlig für solche Fragen, für die auch religiöse und sittliche Zweifel mitsprechen. Es ist keine Schwäche, sondern zeugt für den Ernst der deutschen Natur, wenn sich unser Gewissen aus Gründen der Religion und Humanität dagegen sträubt, daß wehrlose Menschen, sogar Frauen und Mädchen, von den Bomben des Luftschiffes zu Tode getroffen werden oder die Besatzung eines neutralen Handelsschiffes nicht gerettet werden kann. Trotzdem meinen wir, daß unsere Kriegsmarine auch dieses sittliche Recht durchaus für sich hat. An ihr liegt es nicht, wenn diese Angriffe etwas an sich haben, gegen das sich unser Humanitätsgefühl sträubt. Sie hält sich auf das genaueste innerhalb des Rahmens, in dem sie operieren darf. Daß aber in diesem Rahmen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln vorgegangen werden kann und muß, ist auch nach den Geboten der Religion und Menschenliebe berechtigt. Deutschland ist von England gezwungen, um seine Existenz zu kämpfen. Es ist darum sein Recht, ja seine Pflicht, jedes Mittel einer erlaubten Selbstverteidigung, die nach alter preußischer Überlieferung am besten im Hieb besteht, anzuwenden. Denn nur so, indem die Küste und die Zufuhr Englands selbst bedroht werden, wird den Bewohnern dieser bis dahin so glücklich geschützten Insel der Ernst des Krieges wirklich nahegebracht. Je erbarmungsloser dies geschieht, um so wirksamer ist es, denn um so schneller führt es zu dem Ziel, das jeder Kriegführung vor Augen steht, nämlich den Krieg so rasch wie möglich zu beendigen. Es ist heute dieselbe Frage, die 1870 mit der Beschießung von Paris die Gemüter aufregte und für die Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" schon alle Antwort geben. Was war humaner, die Beschießung, die nur eine kurze Zeit dauert, oder die Aushungerung, die viel länger dauern konnte und viel quälender war? So glauben wir, daß auch diese Art der Kriegführung mit den ernstesten Geboten unserer Religion und Menschenliebe letzten Endes zu versöhnen ist. Und wir freuen uns der großen technischen Überlegenheit und der glänzenden Ausbildung unserer Marine, die dafür nun in diesem Kampf zur Geltung kommt.

Zu welcher Leistung sie befähigt ist, hörten wir am selben 4. Februar mit der Meldung, daß das Landungskorps der „Emden" unter dem Kapitänleutnant von Mücke an der Südwestküste von Arabien eingetroffen sei, nachdem es unbemerkt durch die Straße von Perim durchgefahren war. In Sicht eines französischen Panzerkreuzers vollzog das Schiff seine Landung. Das klang wirklich wie ein Märchen, daß, nachdem die „Emden" am 9. November bei den Keelingsinseln der Übermacht erlegen war, die überlebenden 3 Offiziere und 47 Mann auf einem armseligen Dreimaster durch die indischen Gewässer ihre Kaperfahrten fortsetzten und so durch die feindlichen Schiffe hindurch sich retten konnten! Drei Monate lang hat diese Fahrt gedauert; wie sicher müssen unsere Seeleute ihrer nautischen Fähigkeiten sein, daß sie eine solche großartige Leistung vollbringen konnten in derselben Zeit, da England seine Handelsflagge ängstlich versteckt! Denn der Geheimbefehl der englischen Admiralität, auf den das deutsche Vorgehen erfolgte, daß nämlich die englischen Handelsschiffe im Falle der Gefahr eine neutrale Flagge hissen sollen, ist amtlich von England nicht abgeleugnet worden. Außerdem liegen eine Reihe von Beweisen dafür vor, daß Handelsschiffe und Personendampfer, z. B. die berühmte riesige „Lusitania" von der Cunard-Linie, tatsächlich unter fremder Flagge gefahren sind. Was für eine erbärmliche Kampfesweise und welch ein Mangel an Mut kommt darin zum Ausdruck! Ob sich das die Neutralen auf die Dauer gefallen lassen, deren Hoheitsrechte dieser Mißbrauch verletzt?

Unsere Heeresleitung hat jetzt zur Freude unseres Volkes begonnen, schon absehbare Stücke der Operationen in ausführlicher Darstellung und mit Kartenskizzen uns vorzulegen. Das hat sie für den westlichen Kriegsschauplatz getan mit einer Schilderung des Erfolges von Soissons, der schweren Kämpfe in den Argonnen und im Oberelsaß. Aber es sei erlaubt, daß dieser Überblick darauf nicht zurückgreift, damit nicht hier die zusammenhängende Schilderung verwirrt werde. Im ganzen ist über den Kampf in Flandern und Frankreich neues nicht zu sagen. Auch in dem neuen Monat sind die überall schwächer werdenden Angriffe der Gegner nirgends vorangekommen. Obwohl bekannt ist, daß

Digitized by Google

starke deutsche Streitkräfte im Osten fechten und wir im Westen noch auf die Verteidigung angewiesen sind, ist die deutsche Stellung nirgends durchbrochen worden. Eine planmäßige Defensive ist von unserer Seite im Westen glänzend weitergeführt worden, die unnötige Opfer durchaus vermied und trotzdem an keiner Stelle den Durchbruch gestattete. In den Kämpfen bei Soissons aber vom 12. bis 14. Januar hat man sogar einen erfolggekrönten Offensivstoß führen können, in dem der Ruhm besonders dem brandenburgischen Korps unter Führung der Generale von Lochow und Wichura zufiel. Der Erfolg dieser Kämpfe war, daß der Feind auf einer Frontbreite von 12 bis 15 Kilometern um 2 bis 4 Kilometer zurückgeworfen und das nördliche Aisneufer vom Feinde ganz gesäubert wurde. Eine Kompagnie der 8. Grenadiere ist dabei sogar bis in die Vorstädte von Soissons eingedrungen. Jedenfalls ist nunmehr hier die deutsche Stellung ganz unangreifbar, weil sie den ganzen Rand der Hochfläche nördlich der Aisne erobert hat und unsere Artillerie das ganze Tal beherrscht. Diese Kämpfe von Vregny, Crouy, Bucy le long und Missy reihen sich den großen Erfolgen von 1870 würdig an. Sie wurden nach Wochen des Stilliegens geführt in einem Winterfeldzuge, dessen Witterung Regenschauer und Sturmwinde waren. Auch an den Kampftagen selbst hielten Wind und Regen an. Dabei mußte auf grundlosen Wegen marschiert, über lehmige Felder, verschlammte Schützengräben und zerklüftete Steinbrüche angegriffen werden, so daß die Stiefel oft im Kote stecken blieben. Denkt man da nicht, wenn man sich diese Soldaten vergegenwärtigt, schmutzig und geschwärzt, aber prachtvoll an Kraft und kriegerischem Geiste, an ein grimmig-stolzes Wort Friedrichs des Großen über eine ähnlich ausschauende Truppe: „Sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen“? Es war ein Teil der Armee des Generals von Kluck, die diesen Sieg in glänzendem Zusammenarbeiten aller Waffen errang, und wir freuen uns von Herzen, daß in dem Berichte besonders auch der technischen Truppen, der Pioniere und der Fernsprechabteilungen, mit Dank gedacht wird, die in hohem Maße zum Siege beigetragen haben.

Dafür haben die Franzosen in den vier Wochen, seitdem jener Angriffsbefehl des General Joffre vom 17. Dezember bekannt wurde, 26000 Tote und rund 18000 unverwundete Gefangene verloren; im ganzen belaufen sich ihre Verluste, wenn man das übliche Verhältnis von 1 : 4 ansetzt, in dieser Zeit auf mindestens 150000 Mann, während unsere Gesamtverluste im selben Zeitraum noch nicht ein Viertel davon betrugen.

⁂

Auch über die Kämpfe im Osten ist von unserer Heeresleitung ein zusammenfassender Bericht veröffentlicht worden, den man Zeile für Zeile immer wieder lesen muß als ein kostbares Dokument deutscher Feldherrnkunst und deutscher Tapferkeit. Er führt bis Mitte Dezember, da die Masse der Russen zuerst in Westgalizien, dann in Süd- und Nordpolen auf der ganzen Front zurückgegangen waren. Damit war die seit Monaten mit stolzen Worten angekündigte russische Offensive großen Stils, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, völlig niedergeworfen; Ostpreußen, Westpreußen, Polen und Schlesien haben keinen russischen Einfall mehr zu befürchten. Eine Kraftprobe ersten Ranges war zu einem günstigen Ausgang gekommen, an der vom obersten Führer bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen die ganze in Ostpreußen, Polen und Galizien fechtende Heeresmacht ruhmreichen Anteil hatte, die durch die deutsche Führung zu einem gemeinsamen, des Zieles sich bewußten Willens zusammengeschweißt war. Vielleicht hat mancher über die Schlußworte dieses deutschen Generalstabsberichtes hinweggelesen, weil dergleichen Worte in der langen Friedenszeit durch allzu häufigen und gedankenlosen Gebrauch abgegriffen erscheinen. Dann denke man daran, daß der Feldherr des deutschen Ostens so spricht, der alle Mühe und Schwierigkeit dieses Feldzuges aus erster Hand empfindet und in dessen Kopfe sich alle Sorgen und Schwankungen dieses Riesenringens zusammendrängen.

Es kam nun zunächst wieder zum Stillstand, weil hinter der Linie der Bzura, Rawka, Nida und des Dunajez die Russen sich von neuem zu zähem Widerstand stellten. Wochenlang hörten wir auf dieser ganzen Linie von Einzelkämpfen, in denen namentlich der Druck auf Warschau immer größer wurde. Die Deutschen stießen durch bis zum Abschnitt der Sucha (22., 23. Januar gemeldet) und kämpften offensiv vorwärts Bolimow und südlich Sochatschew, während nach wie vor die Angriffe der Russen auf die ostpreußische Grenze und östlich der Weichsel abgewiesen wurden (10., 18., auch 25. Januar). Aber von russischer Seite wurde ein neuer gewaltiger Plan angekündigt, der, auf sechs Monate berechnet, nun endlich den Sieg bringen sollte. Dem Feldmarschall von Hindenburg dauerte das aber zu lange. Denn nun hat im Gegenteil von der verbündeten Seite die Offensive begonnen. Sie setzte zuerst ein im äußersten Süden der Kampffront, nämlich in der Bukowina und von da in den Pässen der Karpathen. Am 17. und 18. Januar begann vor allem in der Bukowina die österreichisch-ungarische Offensive, der rasch schönste Erfolge beschieden waren. Am 23. wurden die Russen bei Kirlibaba und Jakobeni geschlagen, am 27. Januar einer der wichtigsten Karpathenpässe, der Uszokpaß, den die Russen seit dem 1. Januar in der Hand und stark befestigt hatten, zurückerobert, am 28. war das Nagyag-Tal gesäubert, am 8. Februar die Linie der Suczawa und am 12. die des Sereth und die Stadt Radautz erreicht. Das bedeutete die Wieder-

Digitized by Google

eroberung der ganzen südlichen Bukowina, was nicht nur militärisch wegen der Bedrohung von Czernowitz und Ostgaliziens, sondern auch politisch wegen der Haltung Rumäniens von größter Bedeutung ist. In den Karpathen sind begreiflicherweise mitten im Winter in Schnee und Eis die Kämpfe noch schwerer. Hier kann nur schrittweise Boden gewonnen werden, aber auch hier dringt die österreichisch-ungarische Offensive langsam in das galizische Karpathenvorland vor, das demnach bald der Schauplatz großer Aktionen werden muß. Sie hat (14. Februar) fast schon Kolomea und damit die Bahnlinie Czernowitz-Lemberg erreicht. In diesen Kämpfen haben, ohne daß wir genau wissen wo, deutsche Truppen überall mitgekämpft. Am 4. Februar gab das unsere Heeresleitung kund mit der Mitteilung: „In den Karpathen kämpfen seit einigen Tagen deutsche Truppen Schulter an Schulter mit der österreichisch-ungarischen Armee. Die verbündeten Truppen haben in dem schwierigen, verschneiten Gebirgsgelände eine Reihe schöner Erfolge erzielt.“

Natürlich ist es kein Zufall, sondern läßt einen weitschauenden, strategischen Plan erkennen, wenn vom 10. Februar an die Meldungen unserer Heeresleitungen vom östlichen Kriegsschauplatz von Kämpfen in größerem Umfange in Ostpreußen meldeten. Daß die beiden Neben-Kriegsschauplätze, als die sie bisher galten, nämlich die Bukowina und Ostpreußen, jetzt hervortreten, läßt eine großangelegte strategische Absicht vermuten. Bereits am 12. Februar wurde uns schon der erste große Sieg gemeldet. Die Operationen an der ostpreußischen Grenze zwangen die Russen zum schleunigen Aufgeben ihrer Stellungen östlich der masurischen Seen. Die Größe des Erfolges ging aus der Kriegsbeute hervor: 26000 Gefangene, also zwei Drittel eines Armeekorps, über 20 Geschütze und 30 Maschinengewehre betrug diese. Noch übersehen wir heute nicht, wie diese Operationen weiterlaufen werden, aber wir spüren auch hier wieder die Klaue des Löwen, die Feldherrnkunst des deutschen Marschalls, der von Memel bis zu den Südkarpathen zusammen mit der österreichisch-ungarischen Heeresleitung zum nunmehr dritten großen Offensivstoß ausholt, als dessen reife Frucht das berühmte Festungsdreieck von Warschau mit dem dort gegebenen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt winkt.

❧ ❧ ❧

Auch der Kampf der uns verbündeten Türkei hat sehr bemerkenswerte Fortschritte gebracht. Zwar haben im Kaukasus die Operationen wegen des Unwetters eingestellt werden müssen. Dafür sind am 13. Januar türkische Truppen in Täbris eingerückt und haben am 3. und 6. Februar die ersten Gefechte am Suezkanal selbst stattgefunden. Beide Ereignisse sind von größter Bedeutung. Täbris ist nicht weit entfernt von Dschulfa, von wo das russische Kaukasusgebiet viel leichter zu bedrohen ist, als im Westen. Ferner hat mit der Besetzung dieser Stadt die russische Herrschaft in der nördlichsten persischen Provinz Aserbeidschan ihr Ende gefunden. Dort hatte sich Rußland bereits eingerichtet, als gehörte das Gebiet schon zu seinem eigenen Lande. Daher ist es kein Wunder, wenn die Bevölkerung die Türken als die Befreier begrüßt, und es ist wohl möglich, daß sich persische Truppen mit dem weiteren türkischen Vormarsch vereinigen. Dieser hat aber ein ganz besonders wichtiges Ziel. Er führt am westlichen Ufer des Schwarzen Meeres nach den Petroleumquellen von Baku. Gelingt dessen Einnahme, so wird Rußland ein schwerer Schlag versetzt. Denn hier werden immer zur Revolution bereite Elemente losbrechen, vor allem aber versorgt Baku die russischen Eisenbahnen mit dem unentbehrlichen Heizstoff, dem Masut, dem Rückstand des Naphtha, der für die Eisenbahnen im russischen Süden weder durch Kohle noch durch Holz ersetzt werden kann.

Schneller, als wir erwarteten, ist sodann der Erkundungsmarsch der gegen Ägypten operierenden türkischen Armee zum Ziele gekommen. Bei Ismailia fand ein Gefecht statt und zwischen Tussum und Serapeum gelang es sogar, mit einigen Kompagnien Infanterie den Kanal selbst zu überschreiten. (Meldung 6. Februar.) Zum ersten Male seit Jahrhunderten haben damit türkische Truppen wieder den Fuß auf ägyptischen Boden gesetzt. Es sind noch Vortruppengefechte, aber der Brückenschlag über den Kanal zeigt ebenso wie die rasche Durchführung des Marsches durch die Wüste, was die Türkei militärisch zu leisten vermag.

❧ ❧

So liegt ein militärisch sehr ereignisreicher Monat hinter uns, der politisch die Spannung noch weiter gesteigert hat. Es ist uns doch, als wenn die Entscheidungen langsam herandrängten. Darum war es auch im Innern bei uns nötig, alle Kräfte zu überschauen und zusammenzufassen, indem die verfügbaren Mehl- und Brotvorräte am 26. Januar beschlagnahmt wurden. Es ist jetzt in Deutschland wie in einer belagerten Festung: die Rationen werden zugeteilt, aber wir wissen, daß sie bei verständiger Sparsamkeit reichen werden, damit zunächst die beiden großen, im Januar eingeleiten Pläne der Heeresleitung zu Ende geführt werden können: der rücksichtslose Blockadekrieg gegen England und die Offensive in Polen!

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien
Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein sinniges und zeitgemäßes

Konfirmationsgeschenk

bietet sich in der

Illustrierten Kriegs-Chronik des Daheim

dar, deren erster Band soeben **vornehm in Künstlerleinen gebunden** erschienen ist.

Preis M. 8.50.

Der erste Band umfaßt die Ereignisse bis zum Schlusse des Jahres 1914. Namhafte Schriftsteller und Gelehrte, wie Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Prof. Dr. Ed. Heyck, Graf E. Reventlow, Hanns und Fedor v. Zobeltitz, Paul O. Höcker, Joh. Höffner, Prof. Dr. G. Roloff, Prof. Dr. G. Wegener schaffen im Bunde mit bedeutenden Malern und Zeichnern wie Prof. H. Bohrdt, Prof. A. Hofmann, Prof. W. Stoewer, Prof. Chr. Speyer, Ludwig Putz, Prof. F. Fehr mit dieser Chronik ein Buch von dauerndem Wert. Die Karten, die Bilder, die Feldpostbriefe, die Kriegsberichte, die geschichtlichen Rückblicke, die erhebenden Mahn- und Weckrufe, sie alle sind vereinigt, daß die Kriegs-Chronik alle wichtigen Ereignisse und Stimmungen der großen Zeit nicht nur buche, sondern auch darstelle.

Es dürfte in diesem Jahre kaum ein zweites Buch geben, das sich in gleicher Weise als

Erinnerungsgabe
für
das heranwachsende Geschlecht

eignet.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig. ✍ Durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Feldpostbriefe

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

eine hochwillkommene Gabe.

Weitere beliebte Marken: Asbach „Echt" und Asbach „Alt".

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Heft 8

XXIX. Jahrgang

April 1915

(Zweiter Band Heft 4)

UNIVERSITY CLUB
APR 29 1915

Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing

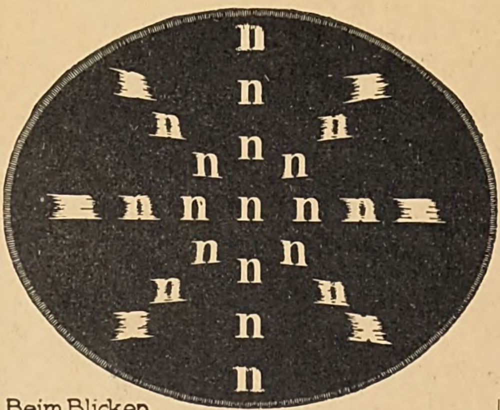
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

ZEISS

PUNKTAL-GLÄSER

Neue punktuell abbildende Brillengläser für Kurz- und Weitsichtigkeit



Beim Blicken durch das gewöhnliche Brillenglas werden die Bilder nach dem Rande zu immer schlechter

Beim Blicken durch das ZEISS-Punktalglas bleiben die Bilder von der Mitte bis zum Rande gleich gut

Die neuen Zeiss-Punktalgläser vermitteln eine

deutliche Abbildung

bei jeder Blickrichtung von der Mitte bis zum Rande des Glases, da auch durch die Seitenteile des Glases deutlich gesehen wird, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Brillengläsern, die nur in dem mittleren Teil gute Bilder geben. Sie gewähren damit ein

wesentlich grösseres Blickfeld

als die gewöhnlichen Brillengläser.

Der Träger von Zeiss-Punktalgläsern orientiert sich in der Umgebung ebenso wie der Normalsichtige durch das Blicken.

Die Beweglichkeit seiner Augen wird nicht eingeschränkt, wie es bei den alten Brillengläsern der Fall ist, die den Brillenträger beim Fixieren oben, unten oder seitlich gelegener Objekte zu Kopfwendungen nötigen.

Zeiss-Punktalgläser ermöglichen die

Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit des Auges.

Brillen mit Zeiss-Punktalgläsern sind daher ohne Mechanismus auch als Schiessbrillen verwendbar

Nur durch Optiker zu beziehen!

Berlin
Hamburg
Mailand

CARL ZEISS
JENA

Wien
Buenos Aires

Prospekt Opto 17 kostenfrei!

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger erscheint monatlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen der Welt, durch die Postanstalten und vom Verlage zum Preise von 4 Mk. jährlich ($^1/_4$jährlich 1 Mk.) zu beziehen. Er gelangt in ganz bedeutender Auflage **an die besten deutschen Kaufmanns- und Handelskreise im Auslande und Uebersee** (darunter die deutschen Konsulate, Vereine, Klubs usw.). — Inserate: Zeilenpreis 80 Pfg.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig. — Adresse für Anfragen u. Aufträge: Leipzig, Hospitalstr. 27.

Leipziger Pianofortefabrik

Gebr. Zimmermann A.-G.

Stammfabrik in Leipzig-Mölkau.

Zweigfabriken in Eilenburg und Seifhennersdorf.

Erstklassige Handspiel- u. Kunstspiel-

PIANOS

sowie

FLÜGEL

in **mustergültiger** Ausführung zu **billigen** Preisen.

Jahres-Produktion: ca. 12000 Pianos.

Grösste Pianofortefabrik in Europa.

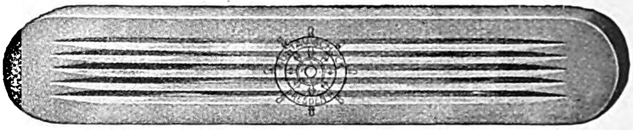
Export nach allen Ländern.

Illustr. Katalog in deutsch, französisch, englisch, italienisch, spanisch kostenfrei.

Digitized by Google

Reflexions-Wasserstands-Gläser

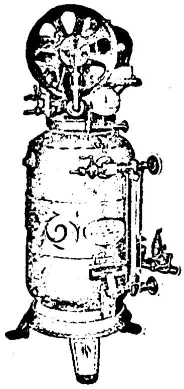
mit „Steuerrad"-Stempel, aus Orig.-Hartpress-Kristallglas, unoxydierbar, in unerreichter Qualität unter Garantie des Nichtzerspringens.



Modell-Nummer	0	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX
Länge in mm	95	115	140	165	190	220	250	280	320	340

Mod. a = 30 mm oder Mod. b = 34 mm breit.

Gustav Schlick, Dresden 16 N. 6.



Für Hotels, Krankenhäuser, Sanatorien und Spitäler

Mineralwasser-Carbonator

mit hydraulischer Pumpe oder Motorbetrieb

erzeugt selbsttätig Mineralwasser für den direkten Ausschank

Aus bestem Materiale verfertigt. Elegante, gediegene Bauart. — Sämtliche Teile, die mit dem Wasser in Berührung gelangen, schwer verzinnt und versilbert. — Schafft automatisch und ununterbrochen so viel Mineralwasser, als zum Ausschanke gelangt.

Man verlange Preise und Auskunft durch

August Meyer, Basel 21, Generalvertreter der Bishop-Babcock-Becker Co., Cleveland O.

Velhagen & Klasings

Almanach

auf das Jahr 1915

Handausgabe in künstlerischem, farbigem Original-Leinenband im Karton: Preis 4 Mk.

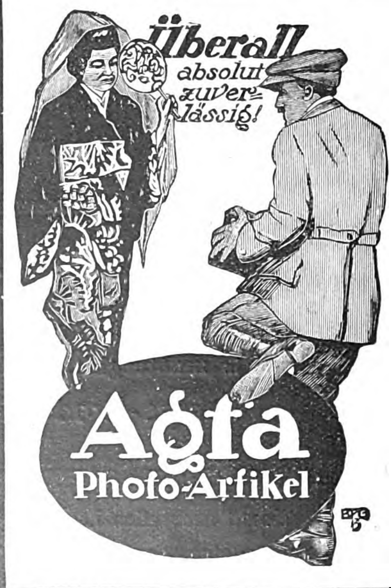
Luxusausgabe in biegs. Ganzlederband, mit reicher Goldprägung, im Karton: Preis 8 Mk.

Auch in diesem Jahre wird der neue Almanach — gleich entzückend in bezug auf Text wie auf Illustrierung — ein willkommenes Geschenk bilden. ::

Durch alle Buchhandlungen.

Papierpleureusen!

Spielwarenfabrik Rich. Ernst, Leipzig-Lindenau 20.



Platten
Filmpacks
Belichtungstabellen
Entwickler
Hilfsmittel
Blitzlicht-Artikel

„Agfa"-Literatur kostenfrei

durch Photohändler oder durch

Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation
BERLIN SO. 36.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Über Massnahmen der Engländer zur Bekämpfung unserer technischen und wirtschaftlichen Erfolge. Von R. Sonntag, Friedrichshagen	3—8
Die Heimat des Schweizer Holzschnitzgewerbes	9—10
„Made in U. S. A.“ gegen „Made in „Germany“	11—12
Einiges über die wirtschaftliche Lage in der Schweiz	12—14
Der Ausbau der Verkehrsverhältnisse im eroberten, nunmehr „deutschen“ Belgien	14—15
Wirtschaftsbrief aus Niederländisch-Indien	15
Handelsteil	16—18
Bücherbesprechungen	19—20
Empfohlene Spediteure	19
Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee	22
Bezugsquellenregister	23—24
Deutsche Werkzeugmaschinen	4. Umschlagseite

Über Massnahmen der Engländer zur Bekämpfung unserer technischen und wirtschaftlichen Erfolge.

Von R. Sonntag, Friedrichshagen.

Bekanntlich war Hermes bei den alten Griechen nicht nur der Gott der Kaufleute, sondern auch der der Diebe. Diese Zweieinigkeit widerspricht unserem heutigen im fortgeschrittenen friedlichen Wettbewerb geläutertem kaufmännischen Empfinden und ich erinnere mich, dass uns bereits als Sekundanern diese unedle Auffassungsweise der sonst so hoch verehrten, feingebildeten und schöngeistigen, aber eben Handelsrechten und Handelswissenschaften noch fremden Alten recht enttäuschte und dass sie uns gegenüber von unseren lieben Lehrern einigermassen entschuldigt werden musste. Neueste Erfahrungen mit unseren Wettbewerbern auf dem Weltmarkt, insbesonderen mit unseren lieben Vettern jenseits des Kanals, haben leider gezeigt, dass es mit dem „anständigen Kaufmann“ *) vielfach immer noch recht schlecht bestellt ist und dass der alte Hermes immer noch der unbestrittene Gott des Kaufmannsvolkes der Engländer ist, der auch in dieser Rolle seine alten Flügelchen noch recht gut zu benutzen weiss. Ursprünglich waren dieselben wohl dazu bestimmt, ihm nach vollbrachtem Diebstahl ein schleuniges Verschwinden zu erleichtern. Im edelsten Sinne wurden sie als Sinnbild der Schnelligkeit und Ausdehnungsfähigkeit des die Welt beherrschenden und beglückenden Handels betrachtet. Neuerdings kann man sie aber auch als Kennzeichen der Behendigkeit betrachten, mit der die Lüge auf englischen Kabeln und in englischen Zeitschriften die Welt durchfliegt. Dass die Engländer die Lüge als einen ihrer wichtigsten Bundesgenossen im Wettkampfe anrufen, ist ein Beweis dafür, dass manches faul sein muss im Staate England. Indessen so lange die Lüge mit der Macht im Bunde ist, können wir sie mit philosophischen Betrachtungen nicht abtun, wir müssen daher die ihr verbündete Macht brechen und ihr selbst energisch zu Leibe gehen. Der „Kulturbund“, Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Unter den Linden 38, hat sich dies zur besonderen Aufgabe gemacht.

*) Einen diesbezüglichen deutschen Lichtblick gestattet Ida Boy-Ed's in Lübeck spielender Roman „Ein königlicher Kaufmann“.

Nachstehende Streiflichter mögen einige Andeutungen von den Mitteln geben, deren sich die Engländer zur Bekämpfung unserer technischen und wirtschaftlichen Erfolge auf dem Erdball bedienen.

Wie planmässig uns die Engländer seit langer Zeit mit Hilfe von Handelsbüros, Kreditregelungen, Presse, Schule und Sprache, z. B. in China zu bekämpfen suchen, und wie dabei insbesondere die im April 1912 gegründete British Engineers Association mitwirkt, ist bekannt. Die Tätigkeit dieser Vereinigung soll sich aber keineswegs nur auf China beschränken, sie ist vielmehr in der Hauptsache durchweg gegen den deutschen Gewerbefleiss gerichtet und soll sich zunächst auch auf Südamerika erstrecken.*) Wes Geistes englische Waschzettel für die zu beeinflussende Presse sind und mit welcher Objektivität betreffend deutsche Verhältnisse in chinesischen englischen Schulen unterrichtet wird, braucht wohl nicht besonders erläutert zu werden. Bekannt ist z. B. auch, dass in England die Röntgen-Strahlen X-Rays genannt werden, damit ihr deutscher Entdecker verleugnet wird. Der deutschfeindliche Terrorismus, mit dem England ausländisches Schul- und Bildungswesen zu vergewaltigen sucht, kennt auch

*) Vergleiche das Novemberheft 1913 von „Technik und Wirtschaft“ (Verein Deutscher Ingenieure) und das zweite Januarheft 1914 von „Magazin für Technik und Industrie-Politik“ (Deutsche technische Gesellschaft).

Digitized by Google

in den Vereinigten Staaten von Nordamerika keine Grenzen. Am 16. Oktober 1914 meldete die Frankfurter Zeitung aus New York: „Professor Münsterberg von der Harvard-Universität tritt zurück, weil Major Clarence Wiener aus London erklärte, er werde seine Absicht, der Universität 10 Millionen Dollars zu schenken, nicht ausführen, wenn Münsterberg bleibe." Eine freiere geistige Entfaltung von England zu Dank verpflichteten Universitäten kann unter solchen Umständen erst erwartet werden, wenn die Misswirtschaft mit englischen Pfunden aufhört, d. h. wenn solche Anstalten von unduldsamer Seite keine Schenkungen mehr benötigen.

Leider ist aber in den Vereinigten Staaten auch sonst der Dollar meist von ausschlaggebender Bedeutung. Es ist dies wohl eine natürliche Folge der fast ausschliesslich wirtschaftlichen Entwicklung des Landes mit erst erwachendem geistigen und sozialen Leben. Wenn aber Rudolf Herzog in seinem kulturgeschichtlichen Roman „Das grosse Heimweh" sogar behaupten kann, dass alle in Amerika vorhandenen wirklichen Kulturwerte deutschen Ursprunges seien und die anderen Volksbestandteile, insbesondere die englischen, keine solchen Werte schaffen, sondern nur von Geldgier getrieben werden, so müssen wir von den Deutsch-Amerikanern mit Rücksicht auf den Kulturfortschritt der Welt erwarten, dass sie sich noch mehr wie bisher auf ihre Abstammung besinnen und sich auch in diesem Kriege der Notwendigkeit eines siegreichen Fortbestehens ihres ursächliches Leben spendenden Vaterlandes voll bewusst werden, so dass sie in Verzicht auf augenblickliche geschäftliche Vorteile gegenüber den Englisch-Amerikanern eine tatsächliche Neutralität der Vereinigten Staaten durchzusetzen vermögen. Gerade gelegentlich dieses Krieges zwischen England und Deutschland bietet sich dort eine vielleicht nie wiederkehrende günstige Gelegenheit zu einer kraftvollen und erfolgreichen Betonung des Deutschtums, die infolge fortschreitender innerer wirtschaftlicher Sättigung des Landes beim weiteren kulturellen Ausbau desselben zu einer führenden Stellung der Deutsch-Amerikaner führen kann. Dieselben stellen mit einer Gesamtzahl von 20 Millionen gegenüber den 106 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten einen sehr ins Gewicht fallenden Bestandteil derselben dar. Wir begrüssen es mit Freuden, dass gerade jetzt unser tatkräftiger Dernburg in Nordamerika weilt, und dass nach einer Mitteilung der Täglichen Rundschau vom 31. Januar 1915 der bereits erwähnte Professor Münsterberg am 29. Januar 1915 in New York in einer Massenversammlung von Deutsch-Amerikanern unter jubelndem Beifall zur Gründung einer Nationalen Liga für Neutralität aufforderte.

Gegen welche abgeschmackten Schwierigkeiten aber unsere Vorkämpfer dort zu ringen haben, erhellt schon aus folgender Verleumdung in einer englisch fühlenden amerikanischen Fachzeitschrift: Am 31. Dezember 1914 brachte die in Cleveland erscheinende „Iron Trade Review" *) unter der Überschrift „Leichenverbrennung" folgende aus Birmingham vom Daily-Telegraph stammende Neuigkeit: „Seit den schweren Kämpfen um Ypern und an der Yser hat sich für die Brüsseler eine neue Quelle des Interesses gebildet, nämlich die Totenzüge. Die Züge fahren durch die Vorstadt Laeken über Löwen und Lüttich nach Deutschland, wo die Leichen in den Hochöfen verbrannt werden, die Toten sind zusammengebunden, fest wie Spargelbündel, aufrecht auf den Füssen stehend, vielfach mit Kordel umschnürt, aber meistens mit Eisendraht. 2000 bis 3000 solcher Leichen kommen mit jedem Zuge, einmal in geschlossenen Wagen, ein anderes Mal in offenen Wagen, gerade wie es kommt." — So etwas können allerdings nur Barbaren erdenken, aber nicht Angehörige eines zivilisierten Volkes.

Natürlich ist es ja, wenn die englischredenden Völker den durch ihre Sprache gegebenen Zusammenhang auf jede Weise zu wahren suchen. So haben z. B. die Vereinigten Staaten und Kanada mit England betreffend China handelspolitische Vereinbarungen getroffen, und lässt sich Australien die Unterstützung des Mutterlandes angelegen sein. Mit der Zeit wird aber das stets einseitige Freibeutertum des letzteren zu einer inneren Trennung dieser Staaten führen, da unbillige Vertragsgrundlagen stets geeignet sind, das gegenseitige Vertrauen zu untergraben, und weil die handelspolitischen Bestrebungen der unter sehr verschiedenen Bedingungen lebenden Staaten oft keine gleichgerichteten sind. Das gleiche ist betreffend das spätere Verhältnis der jetzigen Kriegsverbündeten zueinander zu erwarten. Wenn England sich heute ernstlich überlegt, worin sein Einfluss auf die englischredenden Staaten, die Verbündeten und endlich die entsprechend den Richtlinien rein englischer Politik in ihrem Handel vergewaltigten Neutralen besteht, so wird es allenthalben keinerlei Liebe voraussetzen dürfen, sondern sich mit dem schwachen Herrschertrost begnügen müssen: „Oderint, dum metuant".

Auftretende deutschfeindliche englische Massnahmen sind nicht nur als Ausflüsse der Absichten einzelner zu betrachten. Sie entsprechen vielmehr den Anschauungen der Volksmehrheit und insbesondere der für diesen Krieg bestimmend gewesenen Regierungsmehrheit. Hierfür spricht z. B. folgende innerhalb einer Woche nach erfolgter Kriegserklärung getroffene handelspolitische Massnahme betreffend die Aufhebung

---

*) Siehe „Stahl und Eisen" (Verein deutscher Eisenhüttenleute) vom 4. Februar 1915.

Digitized by Google

von Patenten, Warenzeichen, Mustern und Lizenzen*):

Es wurde am 7. August 1914 ein augenscheinlich wohlvorbereitetes Gesetz erlassen, das für die Dauer des augenblicklichen Kriegszustandes in Europa und während eines Zeitraumes von sechs Monaten danach den Board of trade ermächtigte, nach Ermessen Patente oder Lizenzen, von denen die Nutzniessung einer Person zusteht, die Untertanin eines mit England im Kriege befindlichen Staates ist, Eintragungen von Mustern und Warenzeichen und entsprechend eingereichte Gesuche völlig oder teilweise aufzuheben oder ausser Kraft zu setzen und Lizenzen zur Herstellung, Benutzung, Ausübung oder zum Vertrieb von Patenten und Mustern, die der Aufhebung oder Ausserkraftsetzung unterliegen, unter beliebigen Bedingungen zugunsten anderer Personen zu gewähren, falls dazu ein allgemeines Interesse des Landes, eines beschränkten Gebietes oder eines Gewerbes vorliegt. Unter Untertanen sind auch alle Gesellschaften verstanden, deren Geschäfte von einem solchen Untertan geleitet oder beaufsichtigt oder völlig oder teilweise zum Nutzen oder zugunsten solcher Personen betrieben werden. Die betreffenden Ausführungsbestimmungen wurden vom Comptroller general of patents erlassen.

Zwar wurde beim Einbringen des Gesetzes vom Präsidenten des Board of trade versichert, man beabsichtige nicht, die Patente von Ausländern zu vernichten, sondern sie nur zeitweilig ausser Kraft zu setzen, aber für die Stimmung englischer industrieller Kreise ist bezeichnend, dass das Gesetz in „The Engineer“ vom 28. August 1914 so ausgelegt wurde, dass die Aufhebungen usw. zwar nur bis zu sechs Monaten nach Beendigung des Krieges ausgesprochen werden könnten, der Board die Dauer derselben aber so festsetzen könne, wie er es für wünschenswert hält, d. h. auch für die ganze Dauer des Patentes oder der Eintragung usw.

Die gewährte Nachfrist von sechs Monaten hat augenscheinlich den Zweck, nach Friedensschluss noch genügend Zeit zur Überlegung darüber zu lassen, auf welchen Gebieten der englischen Industrie durch deutschen gewerblichen Schutz bisher verschlossene Absatzmöglichkeiten eröffnet werden könnten, d. h. nach Beendigung des eigentlichen Krieges soll der wirtschaftliche Krieg auch noch mit Mitteln fortgesetzt werden, die selbst in regelrechten Kriegszeiten nicht als einwandfreie gelten. Hierbei dürften wir aber natürlich ein ernstes Wort mitzureden haben.

Gleichzeitig mit der genannten weitgehenden und sehr dehnbaren Ermächtigung des Board of trade zur Aufhebung von Patenten und Lizenzen, die in Friedenszeiten nur möglich war, wenn der Patentinhaber seine Erfindung ganz oder vorwiegend im Ausland ausführen liess, behielt man sich auch noch ausdrücklich das Recht vor, die an die ausländischen Patentinhaber zu zahlenden Gebühren während der ganzen Dauer des Krieges zurückzuhalten und dieselben nur dann wieder auszuzahlen, wenn Deutschland und Österreich keine Gegenmassregeln ergreifen würden.

In dieser echt englischen Weltherrschermoral, Scheinheiligkeit, gepaart mit einer bodenlosen Unverschämtheit und dem Vertrauen auf eine geradezu unmögliche Dummheit und Angst der Opfer, offenbart sich eine vollständige Missachtung von Rechten anderer und Aberkennung der Berechtigung zur Geltendmachung von solchen. Um sich gegen den deutschen Wettbewerb zu schützen, schrecken die Engländer selbst nicht vor geistigem und materiellem Diebstahl zurück, nachdem frühere Abwehrmittel, wie die Einführung der Warenbezeichnungen „Made in Germany“ und „Made in Austria“ ihren Zweck vollständig verfehlt, bzw. nur zur Empfehlung der Erzeugnisse fremden Gewerbefleisses beigetragen hatten. Das sind Zeichen beschämender Ohnmacht auf seiten der Engländer, worauf wir ihnen deshalb um so leichter zu antworten wissen werden.

Wir haben es an abwehrenden Massnahmen gegenüber zu weitgehenden Abschweifungen der Engländer vom eigentlichen Kriegsthema nicht fehlen lassen, ohne jedoch neue Schwierigkeiten ins Leben zu rufen oder die bestehenden zu verschlimmern. So wurden insbesondere der Erlass eines Zahlungsverbotes gegen England und auch Frankreich und die Stellung englischer Betriebe unter Staatsaufsicht freudig begrüsst. Gestohlene Patente werden wir in erster Linie durch neue zu ersetzen wissen. Ausserdem ist mit dem Diebstahl eines Patentes noch lange nicht immer sein vollständiges und richtiges Erfassen erworben. Und dass das Nachmachen oft nicht so leicht ist, wie sich das Vormachen ansieht, haben z. B. die würdigen Bundesgenossen der Engländer, die Japaner, oft genug am eigenen Leibe erfahren, wie sie dies auch noch fernerhin des öfteren tun dürften, nachdem sie die Gunst ihrer besten Lehrmeister, der Deutschen, verscherzt haben. Die Massnahmen Englands entsprechen dem veralteten politischen Glaubensbekenntnis: „Right or wrong, my country!“

Frankreich und Belgien hatten sich zu Beginn des Krieges in sachlicher Weise damit begnügt, fristverlängernde Massnahmen zu treffen, soweit solche durch die erschwerten Handels- und Verkehrsverhältnisse bedingt sind. England sucht aber seine Verbündeten auf jede nur mögliche Weise zum eigenen Standpunkt zu bekehren. Russland behält sich jetzt gleichfalls das Recht vor, Patente feindlicher Untertanen und Unternehmungen für ungültig zu erklären, wenn das Staatsinteresse es erfordert. Nach einer Meldung des Berliner Lokal-Anzeigers vom 24. Januar 1915 aus Petersburg wurde

*) Siehe „Glasers Annalen für Gewerbe und Bauwesen“ vom 1. und 15. September 1914, 1. Oktober 1914 und 1. November 1914.

Digitized by Google

vom Senat der ein deutsches Unternehmen darstellenden russischen Dieselmotoren-Gesellschaft ein Klagerecht auf Patentverletzung gegen den russischen Vertreter der englischen Firma Djon Summer & Co. abgesprochen.

Übrigens ist in England selbst bereits eine etwas verständigere Bewegung eingetreten, denn der dem Schutze geistigen Eigentums dienende Comptroller hat nur in sehr beschränktem Masse die von handelsindustriellen Seiten beantragten Ungültigkeitserklärungen oder Übertragungen an den Board zur Beschlussfassung empfehlend weiter gegeben, da er ein allgemeines Interesse nur dann als vorliegend betrachtet, wenn ein öffentliches Bedürfnis nach einem sonst nicht erhältlichen Gegenstand vorliegt, und nicht lediglich dann, wenn reine Handelsinteressen im Spiele sind. Nach einem von Professor A. Osterrieth am 4. November 1914 im Berliner Bezirksverein deutscher Ingenieure gehaltenen Vortrag: „Der gewerbliche Rechtsschutz und der Krieg"*) handelt es sich dabei hauptsächlich um Arzneimittel und Farbstoffe. Ein Beispiel möge die Art der Anwendung des erlassenen Gesetzes erläutern:

Die Firma Borrough, Wellcome & Co. erhielt Lizenzen auf das Patent und auf das Warenzeichen des Lues-Heilmittels „Salvarsan", obgleich der englische Vertreter der englischen Abteilung der deutschen Schutzinhaberin, der Höchster Farbwerke, ausführte, dass dieselbe auch zurzeit zur vollkommenen Deckung des englischen Bedarfes befähigt sei. Auf Anregung des Comptrollers wurde, da eine Patentberaubung der Deutschen nicht angängig sei, zwar der Lizenznehmerin die Zahlung einer Gebühr im Betrage von 5 Prozent des Brutto-Erlöses an die Patentinhaberin auferlegt; diese Gebühr wird aber bis sechs Monate nach dem Kriege bei einer amtlichen Kasse unter Vorbehalt einer Festlegung der wirklich zur Auszahlung gelangenden Höhe des dann angesammelten Betrages hinterlegt. Man bemüht sich somit, an verantwortlicher Stelle der Sache ein anständiges Mäntelchen umzuhängen, scheut aber nach deutschen Rechtsbegriffen auch nicht vor unlauterem Wettbewerb zurück, indem man sich ausser dem patentierten Verfahren auch noch die geschützte deutsche Bezeichnung des Fabrikates aneignet, und entwürdigt sich damit sogar so weit, dass man das englische, übrigens wahrscheinlich minderwertige Produkt unter deutscher Flagge in den Handel segeln lässt.

Die in blindem Übereifer gezeitigten englischen Bestimmungen muten tatsächlich wie die eines in eigener Unfähigkeit seinen Untergang befürchtenden Volkes an. Es sind bereits solche der Verzweiflung. Sie sind daher nicht so gefährlich, wie sie aussehen. Wir müssen unserer Überzeugung vielmehr dahin Ausdruck verleihen, dass infolge des gegenwärtigen Krieges der Niedergang Englands in wirtschaftlicher und politischer Beziehung schneller erfolgen wird, als er in friedlicher Zeit erfolgt sein würde. Trotzdem heisst es aber auf der Hut sein, denn auch ein kranker und selbst sterbender Löwe wird sich noch wehren.

England begnügt sich aber keineswegs damit, durch tatsächliche Massnahmen unseren Gewerbefleiss zu bekämpfen. Nein! Auch die Lüge, die bisher nur in englischen, politischen Drahtmeldungen und Blättern oder auf Schleichwegen anzutreffen war, hält selbst in der englischen technischen Fachpresse offen ihren Einzug. Eine Reihe von Aufsätzen in dem sonst angesehenen „The Engineer" vom 28. August bis 25. September 1914 verschafft uns hierüber die notwendige Klarheit*): Als Endziel des Krieges wird zunächst die planmässige Vernichtung aller grossen industriellen Betriebe in den durch die Verbündeten zu besetzenden deutschen Bezirken angegeben, um die englische Güter- und Warenerzeugung durch eigene neu zu gründende Betriebe entsprechend vermehren zu können. Dann werden aber den Deutschen die schlimmsten Dinge angehängt und die deutschen Zustände nach dem Kriege als vollkommen trostlos geschildert. Dabei wird die Voraussetzung gemacht, dass Deutschland dermassen geschlagen wird, dass es bei Festsetzung der Friedensbedingungen im Rate der Völker gar keine Stimme mehr hat, d. h. dass es aufhört, als politische Macht zu bestehen. Bayern, Hannover und die anderen kleinen Staaten sollen als unabhängige Gebilde unter internationaler Aufsicht neu geschaffen werden. An den von den Verbündeten uns aufzuerlegenden Kriegsentschädigungen sollen auch noch die nächsten Generationen zu zahlen haben. Der Bau einer neuen Handelsflotte würde nötig sein, da die Küstenstriche von einer der Mächte in Verwahr genommen werden.

Auch der in- und ausländische deutsche Ingenieurbau, der Bahn-, Hafen-, Strassen-, Wasser- und Brückenbau, welche gleichfalls Zeugen deutschen Gewerbefleisses sind, werden nicht darüber im Zweifel zu sein brauchen, welche Rolle die Engländer ihnen für die Zukunft zugedacht haben. Wie man in einer namhaften technischen Zeitschrift solche Ungereimtheiten schreiben kann, ohne dass auch nur erst der geringste Anhalt für die Wahrscheinlichkeit der lediglich vorausgesetzten Tatsachen vorhanden ist, muss jedem deutschen Ingenieur als unfassbar erscheinen. Es spricht jedoch daraus die unabweisbare Überzeugung der Engländer: „One of us must die". Uns bleibt aber die angenehme Hoffnung, dass die Enttäuschung der Leser des „The Engineer", dessen Bezug für Deutschland jetzt auch für den Umweg über das neutrale Ausland peinlichst verhindert

*) Erschienen im Januarheft und im Februarheft 1915 der Monatsblätter dieses Bezirksvereines.

*) Siehe „Stahl und Eisen" (Verein deutscher Eisenhüttenleute) vom 8. Oktober 1914 und das Januarheft 1915 von „Der Eisenbau", Leipzig.

Digitized by Google

wird, nach gefallener Entscheidung eine um so grössere sein wird, womit dieselben schliesslich selbst am meisten zur Verbreitung des deutschen Namens und Erfolges beitragen. Hierzu berechtigen uns unsere bisherigen Waffenerfolge, insbesondere einstweilen die unserer wackeren Auslandskreuzer, der „deutschen Wasserpest" der Unterseeboote, des „deutschen Luftschreckens" der Zeppeline und der „deutschen Brummer", die den Engländern bereits allenthalben fühlbar werdenden unerwarteten Handelseinbussen, Verluste in der Handels- und der Fischereiflotte und das beginnende Schwinden des englischen Ansehens, das sich bereits allenthalben in zunehmenden äusseren politischen Schwierigkeiten zeigt. Wenn die Japaner erst dazu übergehen, die auf französischen, russischen und englischen Schlachtfeldern von ihren dort anwesenden Artillerie-Ausbildungsoffizieren gesammelten Erfahrungen zu verwerten, werden die Schwierigkeiten nicht geringer werden. Bei ruhiger Betrachtung der Dinge muss man sagen: *Die Engländer sind auf dem Wege, sich vorzeitig ihr eigenes Grab zu graben.* Dem nichtswürdigen Plane einer Aushungerung Deutschlands steht die Tatsache ausserordentlicher Steigerung der Lebensmittelpreise in England gegenüber. Da der Hieb das beste Abwehrmittel des Gewappneten ist, gingen wir unserseits zur Blockade der englischen Küsten über. *Der wirtschaftliche Kampf bis aufs Messer ist jetzt im Gange.*

Den *Gipfelpunkt englischer Gewissenlosigkeit* lässt eine Mitteilung des Vorsitzenden der Bremer Handelskammer, A. Lohmann, im Berliner Lokal-Anzeiger vom 2. Februar 1915 erkennen. Am 7. Dezember 1914 wurde in den Straits Settlements und in Hinterindien kraft des Sondergesetzes „Alien Enemies Ordinance 1914" die zwangsweise Liquidation aller feindlichen Firmen verfügt. „Sobald dies geschehen ist, sind *alle Bücher*, Briefe und Belege, Abrechnungen und Dokumente, welche einem derartigen Feinde oder der feindlichen Gesellschaft gehört haben, *ebenso wie die Abrechnung des Liquidators selbst zu zerstören.*" Die *Beweise des Raubes* werden somit *kraft Gesetzes vernichtet*, so dass der Liquidator später nicht mehr wegen *Urkundendiebstahl* zur Verantwortung gezogen werden kann. Als Erklärung für das Vorgehen der Urheber dieses Gesetzes lässt sich vom psychopathischen Standpunkt aus jedenfalls nur *Kleptomanie* anführen. *Das Mass ist voll!*

Darüber, *wie in Wirklichkeit deutsche*

An unsere Leser im Auslande und Übersee!

Die vielen, uns in letzter Zeit zugegangenen Anfragen nach leistungsfähigen Fabrikanten deutscher Waren aller Art zeigen uns, daß unsere Bestrebung, durch kostenlose Auskunftserteilung und Namhaftmachung deutscher Hersteller zur Belebung und Verstärkung der Beziehungen zwischen den Importeuren in allen Ländern der Erde und den deutschen Exportfirmen beizutragen, die beste Förderung seitens unserer Leser findet.

Wir richten an die ausländischen und überseeischen Geschäftskreise die Bitte, bei eintretendem Bedarf sich stets unserer „Vermittlungsstelle" erinnern zu wollen. — Auch in Zukunft werden wir jeder eingehenden Anfrage nach deutschen Waren sorgfältigste Erledigung zuteil werden lassen. Wir bitten, sich möglichst unter Aufgabe deutscher Referenzen und Bankverbindungen an die

Vermittlungsstelle des Export-Anzeigers

zu wenden.

Verlag von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger

in Bielefeld und Leipzig, Hospitalstraße 27.

Digitized by Google

Industrie-Erzeugnisse auch heute noch selbst bei englischredenden Völkern eingeschätzt werden und wie die Wahrheit schon anfängt, sich selbst Bahn zu brechen, geben einige Auslassungen der amerikanischen „Engineering News" vom 17. September 1914*) Auskunft:

„Wir geben nur der Wahrheit die Ehre, wenn wir aussprechen, dass es wahrscheinlich kein anderes Volk auf der Welt gibt, dessen plötzliche Absperrung vom Verkehr wirtschaftlich überall so schwer empfunden würde, wie die Absperrung Deutschlands."

Deutschland verdanke mehr als irgendein anderes Volk seine bedeutsame industrielle Stellung nicht so sehr natürlichen Hilfsquellen, als „in erster Linie dem Wissen und Können und dem Scharfsinn, mit dem das Volk die neuzeitlichen technischen Aufgaben bearbeitet hat. Wir Ingenieure und Chemiker wissen seit langem, dass die Deutschen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik führend sind. Die Ereignisse der letzten Wochen aber haben dies auch dem grossen Publikum vor Augen geführt." ..... „Amerikanische und englische Industrielle, die sich zunächst zu der Gelegenheit beglückwünschten, für ihren auswärtigen Absatz die Märkte zu erobern, die für deutsche Erzeugnisse durch den Krieg verschlossen waren, mussten nur zu oft merken, dass ihre Massnahmen gerade dadurch gefährdet waren, dass sie selbst gewisse deutsche Erzeugnisse nicht mehr in ausreichender Weise erhalten konnten." ..... „Gewiss ist, von einem hohen Standpunkt betrachtet, der Sieg, den Deutschland durch die Eroberung schwierigster Gebiete der Industrie und Technik bereits errungen hat, als allgemein verdienstvolle Tat höher zu bewerten, als irgendein Sieg, den seine grosse Militärmacht lediglich durch rohe Gewalt noch zu gewinnen vermag."

„Man hat gesagt, dass die meisten der Waren, für die wir und andere Länder auf Deutschland angewiesen sind, wenn Not an Mann kommt, auch bei uns hergestellt werden können. Das trifft auch für die meisten dieser Waren tatsächlich zu, allerdings unter der Voraussetzung, dass genügend Zeit hierfür vorhanden ist. Genügend Zeit bedeutet aber in den meisten Fällen sehr lange Zeit." .....

„Besonders interessant ist festzustellen, dass überdies die Industriellen in England, Deutschlands grossem geschäftlichen Nebenbuhler und heutigem Feinde, in eine ebenso üble Lage wie wir in den Vereinigten Staaten durch die völlige Absperrung deutscher Erzeugnisse gekommen sind." ..... „Zum Glück hat der Krieg noch nicht alle die Strassen geschlossen, durch die Deutschland seine Erzeugnisse in die Welt schicken kann." .....

Man sieht, wie sehr wir in der Welttechnik und der Weltwirtschaft bereits unentbehrlich geworden sind. Und zu dessen voller Erkenntnis werden wohl auch die Engländer im Laufe dieses Krieges kommen. Der Nordamerikaner und Friedensfreund Carnegie, ein geborener Schotte, erkannte dies längst, als er einen Bund der Vereinigten Staaten von Europa anregte, — eine sehr schwer durchführbare, weitestgehende politische Möglichkeit. Die Einzelwirtschaft keines Staates, und selbst die des grössten nicht, ist heute noch in der Lage, sich vollständig selbst zu genügen. Alle Staaten sind zurzeit vielmehr berufen, sich an der gesamten Weltwirtschaft zu beteiligen, wenn ihre Einzelwirtschaften nicht erlahmen, bzw. von ihrer Höhe herabsinken sollen.

Es ist uns klar geworden: England hat die Maske des Anstandes fallen lassen. Es will seit langem unsere technischen und wirtschaftlichen Erfolge auf jeden Fall, mit erlaubten und unerlaubten Mitteln, unter Missachtung jeden Rechtes zunichte machen und uns soweit schwächen, dass wir nicht wieder hochkommen sollen. Wie haben wir uns dagegen zu wehren? Alles hängt zunächst nur von der Entscheidung der Waffen ab. Wir müssen in diesem Kriege Kläger und Richter zugleich sein, um unserem guten Rechte Geltung zu verschaffen. Nicht Worte, nur Taten können hier entscheiden. Nur unsere Überlegenheit im Kriege und eine englische Niederlage kann und wird der Mitwelt über die wahre Grösse Englands, seine unerträglich anmassende Politik und die unhaltbare Verwerflichkeit ihrer Mittel und nicht zuletzt auch über die mannigfache Verwundbarkeit Englands die Augen öffnen. Die Aufgabe, im einzelnen den englischen Schlichen nachzugehen, wird bei jedem für seinen Teil eine wenn auch notwendige, so doch kleine Arbeit gegenüber dem grossen Wahrheitsbeweis bedeuten, den unser gesamtes Volk jetzt England zu Wasser, auf dem Lande und in der Luft zu liefern hat.

Vertrauend können wir schon heute sagen, dass die Misserfolge unserer Feinde und unsere Erfolge gegenüber ihrer Übermacht grösser sind, als wir erwarten konnten, dass der deutsche Gewerbefleiss sich bereits während des seine Vernichtung bezweckenden Krieges den neuen Verhältnissen anzupassen vermocht hat, und dass der erste allgemeine Angriff seiner Feinde auf das in früherer Siegesstunde geschaffene und geeinte, innerlich und namentlich wirtschaftlich erstarkte Deutsche Reich nicht den Erfolg haben kann, dass es ihm erliegen würde. Vielmehr wird es aufs neue erstarkt aus demselben unbezwungen hervorgehen. Das deutsche Volk kann sich das Weltgericht der Weltgeschichte nicht ohne Gerechtigkeit, nicht ohne fortschreitende Entwicklung zum Heile der Menschen vorstellen und ist sich eins in dem Wunsche:

„Gott strafe England!"

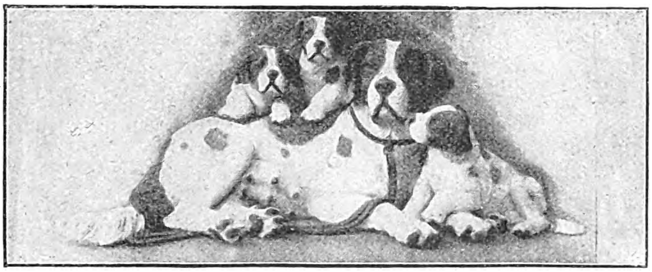
*) Mitgeteilt in der „Zeitschrift des Vereines Deutscher Ingenieure" vom 17. Oktober 1914.

Digitized by Google

Die Heimat des Schweizer Holzschnitzgewerbes.

Dort, wo im schönen Berner Oberlande die schneebedeckten Firnen des Rot- und Schwarzhorns herniederleuchten und sich widerspiegeln in den tiefblauen Fluten eines Sees — des Brienzersees —, liegt idyllisch am oberen Ende desselben das Dorf Brienz am Fusse des Brienzergrates, 570 m über dem Meeresspiegel.

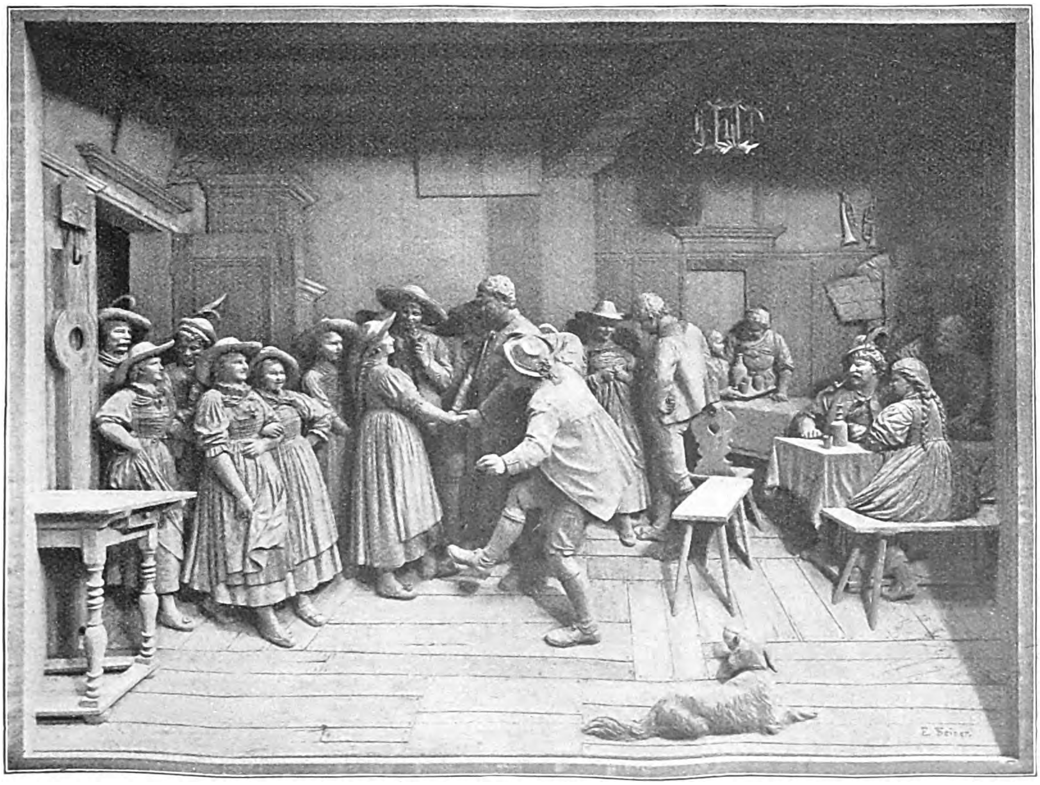
Dieser Ort ist weniger durch den die Schweiz durchziehenden Fremdenstrom bekannt geworden, sondern hat dies einer eigenartigen und seltenen Industrie — dem Holzschnitzgewerbe — zu verdanken.



„Gruppe von Bernhardinerhunden".
Holzschnitzbildwerk hergestellt in den Werkstätten von Ed. Binder & Co., Brienz, Schweiz.

Die Holzschnitzerei ist eine in Brienz alteingesessene Industrie und ihr Aufkommen reicht bis über hundert Jahre zurück. Seit dieser Zeit geht das Holzschnitzergewerbe vom Vater auf den Sohn über, und heute beschäftigen sich dort alt und jung — etwa 2500 Personen — mit der Herstellung künstlerisch vollendeter Bildnereien und Figuren aus dem Rohstoff, dem Holz. Es gibt fast kein Haus in dem schön gelegenen Dorfe, worin nicht einige Leute mit eifriger, kunstgeübter Hand beschäftigt wären, kleine Kunstwerke erstehen zu lassen.

Schon frühzeitig — im Jahre 1835 — gründete sich die Firma Ed. Binder & Co., welches Haus heute nach 80jährigem Bestehen gleichsam als Kern der ganzen dortigen Industrie angesprochen werden muss.



„Ball auf der Alm" nach Defregger.
Holzschnitzbildwerk hergestellt in den Werkstätten von Ed. Binder & Co., Brienz, Schweiz.

Digitized by Google

Die ersten künstlerischen Spezialisten sind im Hause tätig, unter ihnen der bekannte Bildhauer Karl Binder, der zum Teil die Entwürfe für figuralistische Stücke macht, und erklärt sich wohl daraus schon der Anklang, den die Fabrikate, von denen wir einige Sachen im Bilde wiedergeben, in aller Welt gefunden haben und die auf verschiedenen Weltausstellungen mit den höchsten Auszeichnungen bedacht wurden. Das ausgedehnte Musterlager der Firma weist an 20000 verschiedene Nummern auf, worunter sich eine grössere Anzahl patentamtlich geschützter Neuheiten befinden.

„Brienzertypen“ von Karl Binder.
Holzschnitzbildwerk hergestellt in den Werkstätten von Ed. Binder & Co., Brienz, Schweiz.

In den Werkstätten der Firma verbindet sich auf das Sinnigste die Herstellung von Luxus- und Gebrauchsgegenständen, wie Tintengefässe, Salatbestecke, Federhalter, Nadelbüchsen, Lesezeichen, Bücherbretter, Briefhalter, Photorahmen, Schatullen, Vasen und vieles andere mehr, alles Gegenstände, die sich in ausgezeichneter Weise als Andenken und Geschenkartikel eignen und daher besonders an Badeplätzen, Kur- und Fremdenorten gesucht werden.

Die Firma, als älteste und grösste Exportfirma, betreibt die Ausfuhr der Schnitzereien nach allen Herren Länder. Es dürfte wohl kaum ein Kulturland existieren, wohin die exakt gearbeiteten Produkte dieser Firma ihren Weg nicht gefunden hätten.

Man wird also stets, wenn man künstlerisch geschnitzte, formvollendete Waren im Süden oder Norden der ganzen Welt antrifft, zu überlegen haben, dass diese Waren zum Teil aus der Werkstatt der Firma Ed. Binder & Co. in der gewerbefleissigen Gegend des Berner Oberlandes stammen.

Den stets auf neue erstehenden Kunstwerken dieses Hauses ist auch weiterhin eine grosse Verbreitung nach allen Gegenden der Erde zu wünschen.

„Auktion in Brienz“. In Holz geschnitten nach einem Gemälde von Ad. Girardet.
Holzschnitzbildwerk hergestellt in den Werkstätten von Ed. Binder & Co., Brienz, Schweiz.

Digitized by Google

„Made in U. S. A.“ gegen „Made in Germany“.

Die Kabelmeldungen vom Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland einerseits und England, Frankreich, Russland und einer Anzahl kleinerer Staaten anderseits waren für die nordamerikanische Industrie das Signal zum Angriff auf den von der deutschen Geschäftswelt in Jahrzehnte langer tüchtiger Arbeit eroberten Handelsmarkt. Längst schon hatten die Exporteure der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit scheelen Augen den wachsenden Einfluss deutscher Geschäftskreise namentlich in Südamerika beobachtet.

Jetzt galt es für sie, sich zu regen und sogleich setzten sich ganze Kolonnen von Reisenden in Bewegung, um den Exporthandel nach den Südstaaten an sich zu reissen.

Doch diese Überflutung der grossen Plätze Südamerikas brachte den Yankees nicht den erhofften Erfolg und viele dieser Expeditionen waren mit herben Enttäuschungen verbunden.

Das neue Warenzeichen der nordamerikanischen Industrie.

Das deutsche Produkt hat sich eben infolge seiner weit und breit bekannten Güte eine vorherrschende Stellung zu verschaffen gewusst, die auch durch die Beteuerung der nordamerikanischen Geschäftsleute, gleichwertige Ware zu liefern, nicht untergraben werden konnte. In vielen Fällen hatte man übrigens die Amerikaner durch Lieferung minderwertiger Artikel noch in unangenehmer Erinnerung. Nun versuchten es die Amerikaner mit der Anpreisung ihrer Waren in der ihnen eigenen schreienden Art und Weise in der Tagespresse Südamerikas, und nur in ganz vereinzelten Fällen dürfte ihnen ein Näherkommen an ihr Ziel möglich gewesen sein.

Die Tages- und sonstigen Blätter Nordamerikas ergehen sich täglich in Erörterungen, wie es möglich ist, den Handel vollständig an sich zu reissen. Der Ruf: „Jetzt ist es Zeit, den Handel an uns zu reissen!“ erschallt fast täglich in allen Zeitungen, um auch diejenigen aufzurütteln, die bisher noch nicht daran gedacht haben, Deutschland Konkurrenz zu machen. Man glaubt in den Kreisen der nordamerikanischen Geschäftsleute, der deutschen Industrie augenblicklich recht schaden zu können, da sich ja „das arme, verhungerte Deutschland“ nicht wehren kann.

So wie der Amerikaner den deutschen Exporthandel unterbinden will, so schädigt er auch uns und alle nicht am Kriege beteiligten Staaten recht sehr dadurch, dass er den Alliierten Belgien, England, Frankreich und Russland Kriegsmaterial in riesigen Mengen liefert. Der Welt gegenüber heuchelt Amerika strenge Neutralität. Wie sieht nun aber diese „strenge“ Neutralität aus?

Den Verbündeten lieferte Amerika 1914 folgende zur Kriegsführung benötigten Sachen:

Autos achtmal, Patronen viermal, Gewehre doppelt soviel, Leder viermal mehr, Fleischkonserven zweihundertmal, Hafer dreiundreissigmal, Weizen zweieinhalbmal mehr wie 1913.

So hilft dasselbe Amerika, das stets mit Friedensvorschlägen zur Hand ist, auf der anderen Seite den unseligen Krieg verlängern. Konnte man doch sogar unlängst in einer angesehenen nordamerikanischen Zeitung lesen: „Seien wir offen, ohne Amerikas Hilfe wäre der Krieg seit Wochen entschieden.“ Das „Frieden“ predigende „neutrale“ Amerika will jedoch vorläufig gar kein Ende des Krieges, weil es sonst um die Milliardenaufträge der Alliierten kommt.

Möchte sich doch alle Welt darüber klar werden, dass dasselbe Amerika, das auf diese Weise den Krieg, der den Handel aller am Kriege nicht beteiligten Staaten erheblich schädigt und die Völker schwer bedrückt, verlängert, auf der anderen Seite die Handelskreise dieser Länder umbuhlt, um sie als Abnehmer der nordamerikanischen Industrie zu gewinnen.

Zum Überfluss haben die Amerikaner ein neues Warenzeichen entworfen, das gewissermassen dazu bestimmt sein soll, unsere rühmlichst bekannte Kennmarke

„Made in Germany“

vom Weltmarkt zu verdrängen. So benutzt der schlaue Onkel Sam die günstige Gelegenheit, um Waren anzupreisen, die augenblicklich nicht aus freien Entschliessungen heraus, sondern in einer gewissen Zwangslage von ihm gekauft werden müssen. Vorerst haben sich die nordamerikanischen Automobil- und Zubehörfabrikanten in besonderer Weise dieses neuen Warenzeichens angenommen und eine Kommission hat beschlussmässig festgelegt, dass in

Digitized by Google

Zukunft jeder Motorwagen, jeder Reifen, jeder Bootsmotor und alle Zubehörteile, die von Amerika hinausgehen, die abgebildete Schutzmarke (S. 11) tragen sollen. Der beabsichtigte Zweck dieses Vorgehens, der ganzen Welt auf diese Weise die Güte der amerikanischen Waren vor Augen zu führen, könnte wohl erreicht werden, wenn alle so gekennzeichneten Waren von wirklich guter Beschaffenheit wären, woran zu zweifeln wir jedoch berechtigten Grund haben.

Wir erinnern hier namentlich an die Automobil- und Zubehörteile-Industrie Deutschlands, die in vielen und den weitaus bedeutendsten internationalen Wettbewerben allerart, vielmals sogar im Lande des Dollars selbst, grossartige, die ganze Welt in Staunen setzende Triumphe über die nordamerikanische Industrie feiern konnte, lediglich infolge der von aller Welt bereits bestens anerkannten und gepriesenen Güte deutscher Arbeit.

Wir haben mit der uns seinerzeit von den Engländern aufgezwungenen Schutzmarke

„Made in Germany"

einen riesigen, ungeahnten Erfolg gehabt, den wir allein der Solidität aller unserer Waren zu verdanken haben. Niemals hätten wir uns dieses grossen Erfolges zu erfreuen gehabt, wenn nicht eben die Güte der von uns hergestellten Waren die Aufmerksamkeit der Verbraucher in aller Welt auf dieses Kennzeichen gelenkt hätte.

Eine solche Wirkung hatten die Engländer nie erhofft, im Gegenteil, sie beabsichtigten uns damals durch diese Bestimmung zu schädigen.

Wir haben auch jetzt wieder das Vertrauen zu der ausländischen und überseeischen Geschäftswelt, dass unseren wirklich guten, durch unermüdliches Studium und eine nie erlahmende Schaffenskraft auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebrachten Waren nach wie vor der Vorrang eingeräumt wird, den sie verdienen, zumal Deutschlands Industrie auch während des Krieges in hohem Masse leistungsfähig geblieben ist.

Einiges über die wirtschaftliche Lage in der Schweiz.

Bei Ausbruch des Weltbrandes hat sich auch in der Schweiz eine stark niederdrückende Wirkung geltend gemacht. Das wirtschaftliche Leben wurde sofort in ganz ausserordentlichem Masse unterbunden. Die Privatbanken haben, wie im allgemeinen auch in Deutschland, beim ersten Ansturm völlig versagt und es ist nur das Verdienst der erst vor wenigen Jahren gegründeten Schweizerischen Nationalbank, dass die momentane Stockung im Geldverkehr ziemlich rasch wieder gehoben werden konnte. Die Unsicherheit des Geldmarktes und die unerwartet eingetretene kritische Situation erschwerten einen, auch nur teilweise, geregelten Geschäftsgang vollständig. Die Auszahlungen von Bankguthaben wurden verweigert bzw. erfolgten nur teilweise, der Wechseldiskont wurde eingestellt, Geschäftsleute und Private fühlten sich daher teilweise auch nicht mehr verpflichtet, Zahlungen zu leisten; es kam zu Geschäftsschliessungen, Entlassung von Arbeitskräften, Lohnreduktionen usw., kurzum allerhand Unannehmlichkeiten, die zum Teil auch heute noch nicht behoben sind. Dazu kam, dass der im Lande befindliche Vorrat an Lebensmitteln und Rohstoffen für die Industrie den Bedarf für längere Zeit grösstenteils nicht deckte. Die Preise stiegen daher rasch und fortwährend, zumal die Zufuhr vom Ausland beinahe gänzlich versagte, hauptsächlich durch die besonders drückend empfundene Unterbindung des Transitverkehrs über Italien seitens England; liegen doch in Genua teilweise schon seit dem Monat September und trotzdem der Hafen stark überbordet ist, zahllose Wagenladungen für die Schweiz bestimmter Rohstoffe, Getreide, Mais, Futtermittel, Kolonialwaren usw., für welche erst kürzlich eine teilweise Abfuhr erwirkt werden konnte, was hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, dass der Bund ein Getreide- und Futtermittel-Monopol eingeführt hat. Viele Artikel, speziell Hülsenfrüchte, dürften durch die lange Lagerung in vielfach ungenügend geschützten Räumen zum grössten Teil verdorben sein. Dank den einschneidenden Massnahmen des Handelsdepartements sind jedoch bereits grosse Erleichterungen in der Einfuhr eingetreten, die die Schwierigkeiten teilweise heben und wieder einem mehr geregelten Geschäftsgang Platz machen. Neuerdings ist auch der Hafen von Marseille für den Transitverkehr nach der Schweiz wieder freigegeben worden, was sehr zu begrüssen ist, da die beiden bisher geöffneten Häfen Bordeaux und St. Nazaire für die Schweiz nur von untergeordneter Bedeutung sind. Ein speziell für den deutsch-schweizerischen

Digitized by Google

Verkehr starkes Hindernis bietet die beinahe vollständige Unterbrechung des Bahnverkehrs der badischen Staatseisenbahnen und der Reichseisenbahnen von Elsass und Lothringen an der Schweizer Grenze.

Was die Lage auf dem Industriemarkt betrifft, machen sich die gegenwärtigen Verhältnisse am meisten für das Baugewerbe und die Hotel-Industrie fühlbar. Die Schokolade-Industrie hat unter dem Mangel an Rohstoffen zu leiden, welch letztere in einer Quantität von etwa 100 Wagen in Genua zurückgehalten werden. Die Zuckerzufuhr ist gesichert, und zwar sollen aus Böhmen einige tausend Wagen eingeführt werden. Gerste und Malz fehlen fast gänzlich durch das Ausfuhrverbot Deutschlands und Österreichs und ist man dadurch in der Brauerei-Industrie gezwungen, die noch vorhandenen Malzvorräte durch Zusatz von Reis zu strecken. Griess ist wieder genügend vorhanden, so dass die Teigwarenfabriken wieder den vollen Betrieb aufnehmen konnten. Eier kommen wenig herein, wogegen die Produktion im Inland, die allerdings im Verhältnis zum Bedarf eine ganz geringe ist, wieder steigt. Stark betroffen ist auch die Textil-Industrie. In Genua befinden sich seit Mitte November etwa 15000 Ballen Baumwolle im Wert von annähernd 6 Millionen Franken, deren Abfuhr bisher nicht erwirkt werden konnte, wodurch die Spinnereien in eine wahre Kalamität versetzt werden, während anderseits die Nachfrage in der Woll-, Baumwoll- und Seiden-Industrie als dauernd gut bezeichnet werden konnte. Auch in der Stickerei-Industrie macht sich eine allmähliche Belebung fühlbar, speziell infolge der erhöhten Nachfrage aus Amerika. Die Uhren-Industrie hat noch einen andauernd flauen Absatz zu verzeichnen, obwohl der Geschäftsgang, entgegen den letzten Monaten, wieder etwas angezogen hat; hier macht sich auch das Ausfuhrverbot der kriegführenden Staaten auf Edelmetalle unliebsam bemerkbar. In der Maschinen-Industrie ist ebenfalls eine Besserung im Eingang von Bestellungen zu verzeichnen, so dass in diesen Kreisen wieder freier aufgeatmet wird. Die Automobil-Industrie ist zum Teil stark beschäftigt und mit Aufträgen für längere Zeit versehen. In der Aluminium-Industrie mag nicht unerwähnt bleiben, dass die Marseiller Filiale der Act.-Ges. f. Alum.-Ind. in Neuhausen unter Sequester gestellt wurde, angeblich, weil, infolge der Zusammensetzung des Verwaltungsrates, ein deutsches Unternehmen. Der Verwaltungsrat besteht nach einer Veröffentlichung der Firma aus 7 Schweizern und 6 Deutschen. Beschlagnahmt konnte ausser den Maschinen nicht viel werden, da das Lager, jedenfalls infolge einer Vorahnung, bereits geräumt war. Stark fühlbar macht sich noch die mangelhafte Zufuhr von Kohle aus Deutschland, wozu hauptsächlich die Unterbrechung der Schiffahrt auf dem Oberrhein bis Basel ein merkliches beiträgt. Ebenso fühlbar wird der Mangel an Eisen und anderen Metallen, sowie deren fertigen Bestandteilen, ferner an Leder, Rohstoffen der Woll-, Baumwoll-, Schappe- und Seiden-Industrie, Kolonialwaren, Petroleum, Soda, Zündhölzer usw. empfunden. Im grossen ganzen kann jedoch der Anbruch einer merklich besseren Geschäftskonjunktur verzeichnet werden, die sich, falls nicht neue, unerwartete Ereignisse eintreten, fortwährend steigern wird.

Das Hauptaugenmerk für deutsche Industrie- und Handelskreise ist jedoch auf das „ungestüme Werben" französischer und englischer Konkurrenz zu richten, die nichts scheut, um ihre Beziehungen auszudehnen und dem deutschen Handelsverkehr nach der Schweiz Schwierigkeiten zu bereiten, bzw. denselben ganz zu untergraben. Da liegt es denn sehr im Interesse deutschen Handels und deutscher Industrie, den Deutschland aufgedrungenen Handelskrieg mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln durchzuführen, nicht nur die alten Beziehungen zu erhalten zu suchen, sondern Massnahmen zu treffen, die von einer gesunden Auffassung der Sachlage zeugen, durch eine wohlorganisierte, fortwährende, rührige Propaganda diesen gehässigen Anstrengungen wirksam entgegenzutreten, alles aufzubieten, um neue Verbindungen anzuknüpfen, da die Aufnahmefähigkeit der Schweiz für deutsche Erzeugnisse noch bedeutend ist. Es genügt jedoch nicht, durch Drucksachen oder Preislisten eine bereits erworbene Kundschaft oder schätzungsweise angenommene Interessenten auf die Dauer fesseln zu wollen, sich bei derselben „in Erinnerung zu bringen". Diese unzeitgemässe Reklame ist wenig erfolgreich; Zeit und Geld für diese „Papierkorbfüller" sind meist nutzlos verschwendet. Die gegenwärtige Zeit erfordert mehr Umsicht, mehr Tatkraft und Energie. Bestehende Kundschaft sollte man besuchen lassen, neue Absatzquellen müssen sich finden und beiden muss regelmässig nachgegangen werden, dann wird auch ein dauernder Erfolg sich zeigen.

Dies gilt nicht nur für die Schweiz, sondern für alle neutralen Absatzgebiete; macht sich doch überall das, gelinde gesagt, „unloyale" Vorgehen nicht nur unserer Gegner, sondern auch der „neutralen" Amerikaner bemerkbar. Es ist widersinnig, zu glauben, dass Insertionen in der jetzigen Zeit völlig zwecklos seien, dass das Geld hierfür weggeworfen wäre, dass ein Erfolg unersichtlich sei; im Gegenteil, gerade jetzt sollte sich jeder bewusst sein, was die werbende Reklame einer in grosser Zahl in allen Ländern verbreiteten, vorzüglich redigierten Exportzeitschrift zu leisten vermag, soll nicht eine Zersplitterung der Kräfte, sondern ein anhaltend imposantes Zusammenhalten, ein geschlossenes Vorgehen erwirkt werden, das den Gegner aus dem Felde wirft und neue Positionen erringt. Es ist daher Pflicht der deutschen Export-Industrie, dem Auslandmarkt in weitestem Umfange Aufklärung zu geben über die wirtschaftliche Lage des deutschen Handels und der deutschen Industrie und der Leistungsfähigkeit derselben auch in der gegenwärtigen kritischen Zeit; den Kontakt zwischen

Digitized by Google

dem Exporteur im Inland und dem Käufer im Ausland enger zu gestalten, selbst auf das Risiko hin, Opfer bringen zu müssen, die sich momentan vielleicht weniger gut verzinsen, die aber dazu angetan sein werden, nicht nur die bisherigen Beziehungen zu halten, sondern der Zukunft neue Wege zu bahnen und die Gegner, allen Hindernissen zum Trotz, vor die vollendete Tatsache zu stellen, dass Deutschlands Handel und Industrie nicht nur nicht erschüttert ist, sondern auch weiterhin mit allen rechtlichen Mitteln gewillt sein wird, den ersten Rang auf dem Weltmarkt einzunehmen und zu halten.

Der Ausbau der Verkehrsverhältnisse im eroberten, nunmehr deutschen Belgien.

Zahlreiche Tageszeitungen bringen täglich eine Fülle spannender Einzelheiten aus dem von deutschen Truppen besetzten Belgien. Wir möchten daher unseren Lesern die nachstehenden interessanten Ausführungen über den Ausbau des öffentlichen Verkehrs nicht vorenthalten. Die Redaktion.

Belgien gehört, wie zu den volkreichsten, so auch zu den eisenbahnreichsten Ländern der Erde. Bei der grossen Bedeutung des Eisenbahnwesens für einen modernen Krieg, die Transporte von Truppen und Lebensmittel, war der Besitz des Eisenbahnnetzes für jede Partei vom höchsten Werte. Als nun die belgischen Truppen im Sommer und Herbst von unseren Soldaten in raschem Siegeslauf überrannt wurden, war es ihre erste Sorge, die zurückgelassenen Transportmittel und Transportwege ausgiebig zu zerstören.

Es wird einer späteren Geschichtsschreibung vorbehalten sein, die Mühen und das Organisationstalent zu schildern, mit denen unsere Eisenbahn- und Pioniertruppen das zerstörte Eisenbahnnetz in Belgien wiederherstellten. Heute kann man mit einem gewissen Vorbehalt sagen, dass der Eisenbahnverkehr zwischen den wichtigen Orten des Landes wieder funktioniert.

Gegenwärtig laufen auf den belgischen Linien Wagen aller möglichen deutschen und ausländischen Staats- und Privatbahnen. Mit der Beobachtung der Klasseneinteilung wird es nicht sehr genau genommen und die Berechnung der Fahrpreise geschieht sehr summarisch. Aber von Tag zu Tag kommt mehr Ordnung in das frühere Chaos.

Selbstverständlich liegt die Überwachung des ganzen Dienstes noch in militärischen Händen. Oberster Leiter ist der Chef des deutschen Feldeisenbahnwesens, der einen „Verwaltungsrat für die belgischen Eisenbahnen" mit dem Sitz in Brüssel eingesetzt hat. Es ist bekannt, dass, wie alle belgischen Beamten, so auch die Eisenbahnbeamten in der ersten Zeit der deutschen Verwaltung den Dienst verweigerten. Die vernünftigeren, auch mehr vorgebildeten Elemente unter ihnen haben diesen Standpunkt des reinen Trotzes bereits verlassen, der aber auch heute noch von einem Prozentsatz, namentlich aus der unsozialen Schicht der ungelernten wallonischen Arbeiter, in sich selbst schädigender Dummdreistigkeit eingenommen wird. Auch hier wird der deutsche Erfindungsgeist Mittel entdecken, um der Faulenzerei ein Ende zu machen. Natürlich ist der Personen- und Güterverkehr an bestimmte Vorbedingungen geknüpft. Man verlangt z. B. von den Reisenden genaue Ausweise, ohne die die Bahnhöfe der grösseren Orte überhaupt nicht betreten werden dürfen, eine sehr notwendige und nützliche Massregel. Auf den Hauptlinien verkehren jetzt schon Durchgangszüge, auf manchen sogar mehrere an einem Tage. Das Tempo ist mit Rücksicht auf die hier und da noch zerstörten Signalapparate, auf den Zustand des Unterbaues noch nicht das übliche Schnellzugstempo. Die Verwaltung rät daher auch den Passagieren, sich für längere Strecken mit Lebensmitteln zu versehen. In den letzten Tagen sind aber auch in dieser Beziehung die Verhältnisse insofern besser geworden, als in die Durchgangszüge auch schon Speisewagen eingestellt worden sind.

Weniger gut ist vorläufig der Warentransport eingerichtet. Kohlen und Lebensmittel haben den Vorzug vor allen anderen Waren. Ein grosser Mangel herrschte zunächst an Lokomotiven, die die Belgier bei ihrem Rückzuge fast ausnahmslos, und zwar ganz sinnlos, zerstört hatten. Diesem Mangel wird durch Heranziehung von rollendem Material aus Deutschland abgeholfen, ferner durch Wiederherstellung der zertrümmerten Lokomotiven, die in den Eisenbahnwerkstätten von deutschen Arbeitern vorgenommen wird. In der Eisenbahnhauptwerkstätte Gent-Brügge sind auch schon 200 belgische Arbeiter beschäftigt. Auch hier werden sich also die Verhältnisse bald befriedigend gestalten. —

Nach den Eisenbahnen hat die deutsche Verwaltung auch den Ausbau der Posten und Telegraphen in Belgien in Angriff genommen. Auch auf diesem Verwaltungszweige ist der Streik der belgischen Angestellten noch nicht beendigt, so dass deutsche Arbeitskräfte tätig sein müssen. Der Postverkehr für die deutschen Truppen und die

Digitized by Google

deutschen Behörden vollzieht sich lediglich durch Vermittelung der Feldpost. Für andere Zwecke sind eine Reihe von Kreispostämtern eingerichtet worden, die sich an die von der deutschen Verwaltung geschaffene Kreiseinteilung anlehnen. Solche Kreispostämter gibt es in Antwerpen, Brüssel, Charleroi, Hasselt, Löwen, Lüttich, Bergen, Namur und Verviers. Ihnen sind die kleineren Postanstalten unterstellt, die von den belgischen Beamten verwaltet werden. Der ganze Kassen- und Rechnungsdienst wird aber von den Kreispostämtern wahrgenommen. Sie haben auch der Zivilverwaltung Vorschläge auf Verbesserung des Dienstes zu unterbreiten. Wenn auf beiden Gebieten, Eisenbahn und Post, auch noch manches zu wünschen übrig bleibt, so berechtigt das bisher Erreichte doch zu schönen Hoffnungen, nicht zum mindesten auch in dem Sinne, dass im Geistes- und Gemütsleben der Belgier der deutschen Verwaltung gegenüber ein versöhnlicherer und ausgleichender Zug platzgreifen wird.

Wirtschaftsbrief aus Niederländisch-Indien

von **Heinrich Clemens, Soerabaia.**

Der Krieg wirft seine Schatten über die ganze Welt. Auch in unserem Archipel sind nicht zuletzt Handel und Industrie empfindlich davon getroffen. Gleich die ersten Telegramme über den Kriegsausbruch brachten eine Erschütterung im geschäftlichen Leben zustande. In den Haupthandelsplätzen war sogar das Strassenbild wesentlich verändert und es gab Leute, die schon an einen wahren Weltbrand glaubten. Denn nicht nur wurden Sparkassen und Banken bestürmt, auch versuchten viele und darunter sonst ganz besonnene Leute, sich mit möglichst viel Lebensmitteln zu versorgen, um nicht Hungers sterben zu müssen. Die Folge davon war, dass etliche Artikel über 100 Prozent im Preise stiegen. Aber diese Erscheinung war nur eine vorübergehende. Die Banken hielten stand, die Sparkassen zahlten gemächlich alle geforderten Beträge, und als es allmählich zum Bewusstsein des Publikums kam, dass Holland und damit seine Kolonien neutral bleiben würde, trat wieder Ruhe zutage. Man hat sich nun schon monatelang an den Krieg gewöhnt, verschlingt weit müssiger als im Anfang die Kriegskabel, die jetzt ausschliesslich kommenden Reuter-Telegramme, über deren Glaubwürdigkeit und Tendenz jetzt nichts mehr gesagt zu werden braucht, — doch das alles vermag für die Geschäftswelt nicht die dunklen Sorgenwolken zu verscheuchen.

Der ganze Güteraustausch liegt, wenn auch nicht still, so doch sehr danieder. Im Import geht fast nichts um und der Export stockt beinahe gänzlich. Allein die Zucker-Industrie hat flott verdient durch umfangreiche Aufkäufe der englischen Regierung und auch sollen bereits Kontrakte betätigt sein für Lieferung der Campagne 1915.

Die holländischen Linien halten zwar im beschränkten Masse ihren Dampferverkehr aufrecht, aber die Aus- und Einfuhrverbote der kriegführenden Nationen hemmen den Geschäftsgang ungemein. Überdies wären die holländischen Schiffahrtsgesellschaften gar nicht in der Lage, den normalen Verkehr zu bewältigen. Was die Situation am schlimmsten beeinflusst, ist die Raubsucht Englands, das beinahe jeden neutralen Dampfer anhält und was es gerade für brauchbar befindet, als Kriegskonterbande in Beschlag nimmt.

Deutschland scheidet zurzeit, trotz holländischer Umwege, fast vollständig als Käufer hiesiger Landesprodukte aus, während es sonst einer der Hauptabnehmer war. Ebenfalls kann gesagt werden, dass unser Vaterland den Hauptanteil am hiesigen Importmarkt hat. Was Wunder also, wenn sich die Augen aller stets mehr auf Deutschland und sein Beginnen richten. Man ist hier zwar im allgemeinen — äusserlich betrachtet — nicht gerade deutschfreundlich gesinnt, ja, die Presse zeigt zum grössten Teil eine geradezu deutschfeindliche Haltung, aber es fühlt doch ein jeder, welch eminente Rolle der deutsche Industriestaat im Getriebe der Nationen einnimmt. Allein die gesamte chinesische Bevölkerung (ich wies in einem früheren Artikel bereits darauf hin, welche Bedeutung diese für den Handel des Landes einnimmt), die Araber und fast die gesamte Eingeborenen-Bevölkerung ist pro-deutsch! Übrigens haben die sich jetzt hier und da Luft machenden politischen Gesinnungsäusserungen nicht viel zu bedeuten — in anständigen und einsichtigen hiesigen europäischen Handelskreisen denkt man über Deutschland ganz anders als die hiesige sogenannte „öffentliche Meinung" —, die Welt kann ohne die deutsche Industrie nicht mehr fertig werden. Das dürfen wir uns zum Trost in diesen Tagen der Prüfung sagen, nicht aus Überhebung, aber im vollen Vertrauen auf unsere echte Kraft.

Vortrefflich, dass vor kurzem einige grössere deutsche Industrieunternehmungen öffentlich bekannt machen liessen, die Geschäfte erlitten keinerlei Unterbrechungen, alle Aufträge würden angenommen und auch ausgeführt. Ebenso haben hiesige Vertreter deutscher Maschinenfabriken von Hause aus telegraphisch Nachricht erhalten, ruhig mit Verkäufen fortzuschreiten und die Geschäfte in keiner Weise zu vernachlässigen.

Darum, deutsche Fabrikanten und Exporteure, nur nicht verzagen! Bleibt zum mindestens durch Briefwechsel im Verkehr mit Euren niederländisch-indischen Verbindungen, sendet Offerten hinaus, lasst Euch den hiesigen Markt, der auf Umwegen bearbeitet werden kann, der Eurer Bearbeitung harret, nicht entreissen. Der Feind liegt auf der Lauer. Sorget, dass nicht jener östliche Konkurrent, der ruhmlose Eroberer von Kiautschou, Euch das erworbene und beherrschte Feld streitig macht.

Digitized by Google

Handelsteil

Deutschlands Weissblechmarkt. Den stärksten Bedarf an Weissblech haben gegenwärtig die Konservenfabriken aufzuweisen, denen an zweiter Stelle die Armeeausrüstungswerkstätten folgen. Die starke Nachfrage konnte in vollem Umfange durch inländische Produkte gedeckt werden. Infolge zahlreicher Einberufung von Arbeitskräften zur Fahne musste die Fabrikation eine Einschränkung um 25 Prozent erfahren und es mussten dieses Umstandes halber Massnahmen getroffen werden, die eine Sicherstellung des Bedarfs im Heeresinteresse erforderten. Es sind deshalb in letzter Zeit erhebliche Mengen Weissblech dem Privatverkehr entzogen worden, da die Befriedigung des Bedarfs für die Armee den Wünschen anderer Gewerbe selbstverständlich vorgehen muss. Das Ausfuhrverbot für Weissblech und Weissblechwaren folgte diesen Massnahmen auf dem Fusse. Die Befürchtung, dass die Händler und die Weissblech verarbeitende Industrie durch die Regierungsmassnahmen in eine unbequeme Lage geraten würden, hat sich zum Glück nicht erfüllt; im Gegenteil, man kann konstatieren, dass bisher ein Mangel an Weissblech überhaupt noch nicht in Erscheinung getreten ist. Hauptsächlich wurde die deutsche Herstellung in die Lage versetzt, den Bedarf des Inlandes zu befriedigen, seitdem man an Stelle des wesentlich verringerten Bedarfs an schwarzen Feinblechen die an sich schon umfangreiche Weissblechfabrikation mit der vorhandenen Belegschaft erweiterte. Für verschiedene Fabrikationszwecke sind nunmehr an Stelle von Weissblech (verzinnten Eisenblechen) Zinkbleche und verzinkte Eisenbleche getreten. Die Preissteigerung für Zinn hat natürlich eine wesentlich erhöhte Preisforderung für Weissblech mit sich gebracht.

Fortschreitende Besserung in der Lage der deutschen Eisen- und Stahl-Industrie. Uns liegen die Zahlen der deutschen Roheisen-Erzeugung im Monat Januar 1915, ermittelt vom Verein Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller, vor. Diese Zahlen lassen erkennen, dass im Monat Januar eine Mehrerzeugung von Roheisen um 19947 t zu verzeichnen ist. Im gleichen Monat des Vorjahres 1914 belief sich die Erzeugung auf 1566995 t. Die tägliche Erzeugung belief sich auf 28198 t (gegen 27554 t im Dezember und gegen 18925 t im August 1914). Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für Dezember 1914 angegeben ist): Giessereiroheisen 172038 t (149186 t), Bessemer Roheisen 11618 t (8778 t), Thomasroheisen 540325 t (542808 t), Stahl- und Spiegeleisen 124020 t (128317 t), Puddelroheisen 26132 t (25037 t). Von den Bezirken sind im Januar (gegenüber Dezember) beteiligt: Rheinland-Westfalen mit 387423 t (395600 t), Siegerland, Kreis Wetzlar und Hessen-Nassau mit 57219 t (52477 t), Schlesien mit 65172 t (61166 t), Norddeutschland (Küstenwerke) mit 18273 t (14830 t), Mitteldeutschland mit 25260 t (25299 t), Süddeutschland und Thüringen mit 16531 t (15473 t), Saargebiet mit 58437 t (53554 t), Lothringen mit 132279 t (124464 t), Luxemburg mit 113539 t (111323 t).

Es steht zu erwarten, dass sich die Produktion in den nächsten Monaten in gleicher Weise steigern wird wie bisher.

Antrag. Der Hauptvorstand des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller hat auf Anregung des Abgeordneten Dr. Beumer in seiner Sitzung vom 17. Februar 1915 im Hotel Adlon in Berlin folgenden

Beschlussantrag

bezüglich der Ziele des Krieges angenommen:

Für den Fall einer siegreichen Beendigung des Krieges, die von der deutschen Eisen-Industrie mit voller Zuversicht erwartet wird, darf nur ein Frieden geschlossen werden, der in ganzem Umfange den unermesslichen Opfern entspricht, die Deutschlands Volk während des Krieges gebracht hat und noch täglich bringt. Zu diesem Zwecke dürfen

1. die Friedensverhandlungen nicht den Diplomaten allein überlassen bleiben;
2. muss der Frieden eine Vermehrung deutscher Seegeltung und eine Erweiterung der Siedelungsgebiete für deutsche Kolonisten bringen;
3. müssen bezüglich der Gestaltung der Zollverhältnisse in einem grösseren Deutschland die Vertretungen der deutschen Erwerbsstände in ausgiebiger Weise gehört werden.

Schweiz. Der Bundesrat hat in seiner Sitzung vom 22. Januar die bisherigen Ausfuhrverbote auf folgende Artikel ausgedehnt: Kaffeesurrogate allerart (Nr. 56) und aus Nr. 103 Zichorienwurzel, frisch und getrocknet, geröstete Feigen, Schokolade (bedingt), Essig, Essigsäure rein und Essigessenz mit einem Säuregehalt von über 12 Prozent, Waren aus weichem Kautschuk, auch in Verbindung mit anderen Materialien, mit Ausnahme der elastischen Gewebe, Retortenkohle, Weissblech in Tafeln oder geschnitten, Kabel allerart und isolierte Leitungsdrähte aus Kupfer, rein oder legiert, Katechu mit Einschluss von Gambir und Kino, Steinkohlenteer-

Digitized by Google

pech, holzessigsaurer Kalk und Essigsäure, roh und gereinigt, mit brenzligem Geruch, eine weitere Anzahl Arzneien und Desinfektionsmittel, Artikel der Strohwaren-Industrie wie Flachs (Leinen), Hanf, Jute, Ramie.

Deutschlands Werkzeugmaschinen-Industrie im Kriege. In längeren Ausführungen verbreitet sich der Verein Deutscher Werkzeugmaschinenfabriken in dem soeben erschienenen Jahresbericht für 1914 über das Kriegsjahr. Auch für den deutschen Werkzeugmaschinenbau hat danach das Kriegsjahr einschneidende Änderungen gebracht.

Sofort nach dem Beginn des unheilvollen Krieges trat eine vollständige Unterbrechung des regelmässigen Geschäftsganges ein, hauptsächlich verursacht durch die Einberufung von etwa 30 Prozent der Arbeiterschaft zur Fahne.

In den ersten Kriegsmonaten lastete ein schwerer Druck auf dem Geschäftsgang und sah sich dieserhalb der Vorstand gezwungen, mit Eingaben um Erteilung von Aufträgen an die deutschen Staatseisenbahnverwaltungen heranzutreten. Diesem Ersuchen wurde besonders durch Massnahmen des preussischen Eisenbahnministers nach Möglichkeit entsprochen. Die letzten Monate des Jahres brachten einen starken, bis jetzt anhaltenden Bedarf an Geschoss-Drehbänken, auch gingen während dieser Zeit wieder Privataufträge ein. Die deutsche Werkzeugmaschinen-Industrie zeigte zu Ende des Berichtsjahres eine Beschäftigung bis zur Höhe ihrer Leistungsfähigkeit. Über die Aussichten für die Zukunft äussert sich der Bericht dahin, dass es an neuem Bedarf von Belang selbst während einer längeren Dauer des Krieges an Werkzeugmaschinen nicht fehlen werde, wie sich auch die Eisen-Industrie in den letzten Monaten wieder merklich gehoben und die Weiterverarbeitung von Stahl und Eisen offensichtlich Fortschritte gemacht habe. Ein bestimmtes Urteil über die Ausfuhr von Werkzeugmaschinen nach dem Kriege lässt sich nach dem Bericht im voraus nicht fällen. Es ist aber bestimmt zu erwarten, dass es der deutschen Industrie, ungeachtet des inzwischen erheblich verstärkten Wettbewerbs Amerikas, aller Voraussicht nach aber in diesem Zweige sowohl wie in den meisten übrigen von ihr erfolgreich betriebenen Geschäftszweigen gelingt, im Auslande wieder festen Fuss zu fassen. Der Bericht betont aber schon jetzt, dass eine unumgängliche Voraussetzung dafür freilich die Herstellung erträglicher Zollsätze für Werkzeugmaschinen in den ausländischen Absatzgebieten beim Friedensschluss sei.

Deutschlands Kleineisengewerbe. Interessante Einzelheiten über die Geschäftslage im deutschen Kleineisengewerbe sind uns in letzter Zeit zugegangen. Das Geschäft in Deutschland geht gut, nur der Export hat natürlich fast ganz aufgehört. Er beschränkt sich auf die neutralen Staaten, hat aber an Umfang bedeutend nachgelassen.

Das Inlandgeschäft erstreckt sich besonders auf leichte Stahlwaren und nützliche Gebrauchsgegenstände, wie: Taschenmesser und Essbestecke. Vornehmlich herrscht eine grosse Nachfrage auch nach sonstigen Artikeln, die vom Militär gebraucht werden.

Bevorzugt werden jedoch billige Sachen, eine Nachfrage nach besseren Artikeln liegt nur in sehr geringem Umfange vor.

Die Solinger Industrie ist für jetzt und auch für die nächste Zeit so ausreichend, meistens für Militäraufträge beschäftigt, dass vielfach mit Überstunden gearbeitet werden muss. Die Geschäftslage darf daher als ziemlich gut bezeichnet werden. Die Preise sind allerdings immer noch sehr gedrückt; obschon die Preise erhöht wurden, stehen solche teilweise in keinem Verhältnis zur Erhöhung der Rohmaterialpreise. Die Steigerung der Materialpreise ist bei einigen Rohstoffen sehr enorm, so dass die Erhöhung der Verkaufspreise die Selbstmehrauslagen nicht immer deckt.

Wiederaufleben der belgischen Schwer-Industrie. Den unermüdlichen Bemühungen des Generalgouverneurs Freiherrn von Bissing ist es gelungen, der belgischen Industrie unter der deutschen Verwaltung wieder auf die Beine zu helfen. So haben z. B. in letzter Zeit mehrere grosse industrielle Werke, unter ihnen das grosse Hütten- und Kohlenwerk Ougree-Marchaye im Lütticher Bezirk ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Die Eröffnung des genannten Werkes, das gegen 10000 Arbeiter beschäftigt, bringt selbstverständlich auch eine Hebung der Kohlenförderung mit sich.

Vom Stahlwerksverband. In einer der letzten Mitgliederversammlungen des Stahlwerksverbandes wurde beschlossen, die Formeisenpreise für das zweite Quartal um 10 M. pro Tonne zu erhöhen. Auch die Preise für Halbzeug erfuhren für das zweite Quartal eine Erhöhung von 7.50 M. pro Tonne. Die bisherige Ausfuhrvergütung, und zwar von 12.50 M. für Formeisen, 10 M. für Halbzeug und 7.50 M. für Lufschiffbaumaterial, wurde fallen gelassen.

Metallnot in England. Bei Kriegsausbruch versuchte die Regierung Grossbritanniens einen sehr schweren Schlag gegen Deutschland zu führen, dadurch, dass sie die Zufuhr von Kupfer und von anderen Metallen aus Amerika nach Deutschland verhinderte. Diese Rechnung unserer Feinde hat sich als trügerisch erwiesen, denn Deutschland ist an der Abschneidung der Metallzufuhr nicht zugrunde gegangen und wird es auch nicht brauchen, denn wir haben noch auf Jahre hinaus die erforderlichen Mengen des für Heereszwecke notwendigen Kupfers.

In England dagegen macht sich schon jetzt ein grosser Mangel an Metallen, namentlich Zink, bemerkbar, was am deutlichsten in der immer steigenden Preisbewegung zum Ausdruck kommt. Schon vor Kriegsbeginn war der Zinkpreis in London

Digitized by Google

sehr hoch, er betrug im Durchschnitt der letzten Jahre $23^1/_2$ Pfd. St. Die höchste Notiz der letzten Jahre, sie liegt aber schon zehn Jahre zurück, belief sich einmal auf $28^3/_4$ Pfd. St.

In den letzten Tagen wurde in London der Zinkpreis mit $39^3/_4$ Pfd. St. notiert, erreichte also eine Höhe wie niemals zuvor. Die Erklärung dafür, dass Grossbritannien Not an Zink leidet, ist nicht schwer zu finden. Deutschland und Belgien sind die Haupterzeugungsländer für Zink und diese beiden Länder decken in Friedenszeiten nahezu den ganzen Bedarf Grossbritanniens. Von Deutschland hat die Zufuhr vollkommen aufgehört und von Belgien auch, seit es im Besitz der deutschen Truppen ist.

Nun liefert zwar Amerika jetzt eine grosse Menge Rohzink nach England, scheint sich aber gar kein Gewissen daraus zu machen, die jetzige Situation so kräftig auszunutzen, dass es fast die doppelten Preise verlangt. Amerika ist aber gar nicht in der Lage, auf die Dauer den ganzen Bedarf Englands an Zink zu liefern, ganz abgesehen davon, dass dieses Vorhaben jetzt schon durch die Blockade Englands von unserer Seite aus verhindert werden wird.

Das Verhältnis der amerikanischen Gummiindustrie zu England. Einen interessanten Beitrag zu dem Verhältnis der amerikanischen Industrie England gegenüber geben Mitteilungen, die in der letzten Nummer der Zeitschrift „The India Rubber World", dem führenden amerikanischen Kautschuk-„Fachorgan", enthalten sind. Es sind dort Verhandlungen veröffentlicht, die die amerikanische Industrie mit der englischen Regierung geführt hat, um die eine Zeitlang abgeschnittene Zufuhr von Rohkautschuk von England nach Amerika wieder zu erreichen. Fabrikanten, Importeure und Käufer von Rohkautschuk haben Garantiescheine zu unterzeichnen, nach denen sie sich verpflichten, Rohgummi und Kautschukware lediglich nach den Ländern des Dreiverbandes zu exportieren. Sämtliche Kautschuksendungen gehen an den englischen Generalkonsul in New York und werden von dort aus an die amerikanischen Firmen verteilt. Charakteristisch ist es, dass nach den Ausführungen des Fachorganes die massgebenden Organisationen in der amerikanischen Gummiindustrie dieses Abhängigkeitsverhältnis scheinbar ganz in Ordnung finden und offen ihrem Bedauern darüber Ausdruck geben, dass es gelungen ist, von Amerika Kautschuk nach Deutschland zu schaffen.

Rheinisch-Westfälisches Kohlensyndikat. Der zunehmende Koksverbrauch hat im Monat Februar einen Absatz von ungefähr 50 Prozent der Koksbeteiligung gebracht. Im Vormonat betrug der Absatz 43,75 Prozent. Hierzu ist zu bemerken, dass seit Anfang des Jahres die Beteiligungsanteile für Koks auf 40 Prozent der gesamten Koksbeteiligung festgesetzt sind.

Vorschriften für den Getreideexport Rumäniens. Die Flut von Getreideeinkäufern, die Rumänien in letzter Zeit überschwemmten, hat viel dazu beigetragen, durch gegenseitige Überbietungen die Preise für Getreide in Rumänien sehr zu steigern. Neuerdings versucht nun die rumänische Regierung jetzt den Landwirten den entstandenen Vorteil des hohen Getreidewertes unter teilweiser Umgehung des Handels zuzuführen.

Nach einer neuerlichen Verfügung wird in Zukunft nach allen Grenzstationen sowie nach einer grösseren Anzahl in deren Nähe liegender Stationen rollendes Eisenbahnmaterial für die Getreidespedition nur an landwirtschaftliche Syndikate, Pächter und Müller geliefert. Die Zuteilung von Wagen erfolgt unter staatlicher Beaufsichtigung. Die Verkäufe von Getreide dürfen in Zukunft nur durch Vermittlung der Nationalbank erfolgen. Der Export von Getreide, hauptsächlich handelt es sich um Neumais, soll nur gegen ausländische Goldvoluta erfolgen.

Eine internationale Aktion der Leinenindustriellen? Der Vorsitzende der Internationalen Vereinigung der Flachs- und Werggarnspinner-Verbände, Feyerick in Gent, hat im Interesse der zahlreichen Arbeitskräfte, die durch das Fehlen des russischen Flachses in allen Ländern mit Leinenindustrie brotlos werden, und in Übereinstimmung mit den Spinnerverbänden den Regierungen der kriegführenden Staaten folgende Vorschläge unterbreitet: Die russische Regierung möge nicht nur die Ausfuhr von Flachs nach den Ländern ihrer Verbündeten und der Neutralen zulassen, sondern auch für die Länder gestatten, mit welchen sie sich im Kriege befindet. Dafür hätten Österreich und Deutschland, die jährlich 85 Millionen Kilogramm Flachs beziehen, den freien Schiffsverkehr von neutralen Schiffen, mit Flachs beladen, nach neutralen Häfen zuzulassen und die Durchfuhr von Ladungen zu dulden, die für feindliche Häfen bestimmt sind. England und Frankreich müssten den Verkehr von Schiffen, die mit Flachs beladen sind, in der Nordsee zulassen. Die Schiffe selbst sollten vereinbarte Abzeichen führen.

Man darf begierig sein, zu erfahren, welcher Erfolg dem Antragsteller beschieden sein wird, auf dessen Veranlassung sich nach einer Mailänder Meldung ein Ausschuss zur weiteren Verfolgung der Sache gebildet hat. Dem erwähnten Ausschuss gehören übrigens nicht nur Angehörige der Leinenindustrie und des Flachshandels aus den neutralen Ländern, sondern auch solche der kriegführenden Staaten an.

Die Leipziger Frühjahrsmesse hat unter zahlreicher Beteiligung der deutschen Industrie in den Tagen vom 1. bis 5. März stattgefunden. Wir werden unseren Lesern hierüber in der nächsten Nummer ausführlich berichten und gleichzeitig Besprechungen von ausgestellt gewesenen Neuheiten bringen, worauf wir schon heute aufmerksam machen.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Freie Meere! Von G. von Schulze-Gaevernitz, M. d. R. 32. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der deutsche Krieg". Preis 50 Pfennig. Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die Schrift des bekannten Politikers und angesehenen Gelehrten kommt sehr zur rechten Zeit, hält doch der durch die anmassende Haltung Englands hervorgerufene neue Charakter des Seekriegs alle Welt in Spannung. Ein kurzer geschichtlicher Überblick über die Ereignisse, die zu Englands Seeherrschaft und zu dem Wettkampf zwischen Deutschland und England führten, wird heute doppelt willkommen sein, wenn er von einem so guten Kenner der Geschichte und Volkswirtschaft Englands ausgeht. Welcher Deutsche wird dem Verfasser nicht zustimmen, wenn er sagt: Deutschland erklärt jenen Zustand für menschheitsfeindlich, wonach es in das Belieben einer Macht gestellt ist, die Weltwirtschaft zu unterbinden. Deutschland kämpft für die Freiheit der Meere, also für die Menschheit. Es erstrebt für sich keine Seeherrschaft, sondern einen Zustand maritimen Gleichgewichts mehrerer Seemächte, in dem Deutschland der stärksten Macht gleichberechtigt und gleichwertig zur Seite steht.

Drei neue Bücher aus dem Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig:

Abriss der Export- und Importkunde von Dr. Felix Strothbaum. Band 10 aus „Gloeckners Handelsbücherei", herausgegeben von Oberlehrer A. Ziegler. 124 Seiten. Preis in Ganzleinen M. 1.50.

Eine erschöpfende Darstellung der volkswirtschaftlichen Bedeutung und der handelstechnischen Abwicklung des deutschen Verkehrs mit dem Auslande in seinem Buche zu bieten, liegt dem Verfasser, wie im Titel

(Fortsetzung S. 20.)

EXPORT-Verbindungen von und nach der SCHWEIZ vermittelt reell und gewissenhaft

CHR. HIERHOLZER
BASEL (Schweiz)
15 Sulzerstrasse 15

Vertreter des „Export-Anzeiger" für die Schweiz

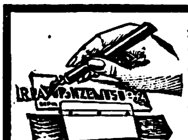
Trübes Wasser wird kristallklar

und bakterienfrei gemacht durch

Berkefeld-Filter.

Sie bieten Schutz gegen Typhus u. Cholera und sind unentbehrlich für Hausgebrauch und Industrie, wenn auf Hygiene geachtet wird. Überall anwendbar. Glänzende Gutachten von Autoritäten der Wissenschaft. Preisliste umsonst und postfrei.

Berkefeld-Filter Ges. m. b. H., Celle 22 (Hann.).



= Bahr's = Normograph
Schrift-Schablonen.
D.R.P. Auslandspat.
Von all. grossen Firmen des In- und Auslandes
anerkannt bester Beschriftungsapparat
für Zeichnungen, Pläne, Plakate usw. Über 160000 im Gebrauch. Glänzend begutachtet. — Prospekt kostenlos.
P. Filler, Berlin S. 42, Moritzstr. 18.

Empfohlene Spediteure.

Berlin.
A. Warmuth, Hofsped., C. 2.

Breslau.
Gustav Knauer, Hofspediteur.

Forst i. L.
Julius Noack.

Hamburg.
Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.

Karlsruhe.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

Leipzig.
Moritz Merfeld.

Mainz.
Rhein- u. See-Speditions-Ges. m. b. H.

Mannheim.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

München-Gladbach.
Internationale Speditions-Gesellschaft m. b. H.

Ostrowo (Pos.).
Max Teichmann.

Swakopmund
(D.-S.-W.-Afrika).
Swakopmunder Speditions- und Lagerhaus-Kommandit-Ges.

zum Ausdruck kommt, fern. Als allgemein verständliche Orientierung über die Förderungseinrichtungen und die Vielgestaltigkeit des Ein- und Ausfuhrhandels, über die Gliederung des Betriebes in den Kontoren, über die dem Exportverkehr eigentümlichen Klauseln, über Verfrachtung, Nachrichtenverkehr, Seeversicherung usw. dürfte das Buch sehr willkommen sein.

Die Organisation von Fabrikbetrieben von Werner Grull. Band 11/12 aus „Gloeckners Handelsbücherei", herausgegeben von Oberlehrer A. Ziegler. 233 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Preis in Ganzleinen M. 3.—.

Als eine knappe auf vielseitiger praktischer Erfahrung des Verfassers aufgebaute Darstellung der Organisation von Industrieunternehmungen ist der vorliegende Doppelband aus „Gloeckners Handelsbücherei" anzusehen. Von der Entwicklung der Fabrikorganisation ausgehend, stellt der Verfasser zu Eingang seines Buches kurze Betrachtungen über den Gegenstand der Organisationsarbeiten an: Menschliche Tätigkeit und mechanische Hilfsmittel, und die Verfahren der Organisationstechnik: Arbeitsteilung und Zusammenfassen der Teilarbeiten. Der dritte Teil bietet praktische Organisationsbeispiele und verfolgt den Zweck, dem Leser ein Bild von der Wirklichkeit der Organisationspraxis zu geben, wobei keine sogenannten Musterorganisationen, sondern durchschnittliche Organisationen mit ihren Vor- und Nachteilen berücksichtigt werden.

Fabrikbuchführung von Johannes Oberbach, Direktor der Höheren Handelsschule für Mädchen und Fortbildungsschulrevisor zu Cöln a. Rh. Band 16 aus „Gloeckners Handelsbücherei", herausgegeben von Oberlehrer A. Ziegler. 160 Seiten und eine Tabelle. Preis in Ganzleinen M. 1.50.

Das vorliegende Buch ist, wie der Verfasser im Vorwort selbst hervorhebt, für solche Leser bestimmt, die mit dem System der doppelten Buchhaltung bereits vertraut sind. Noch grösseren Wert dürfte es für Bilanz- und Buchführungsleser haben, die aus dem Geschriebenen die zugrunde liegenden Vorfälle herauslesen wollen. Das Buch verbindet Analyse und Synthese der Buchungen und verarbeitet ein reiches Bilanzmaterial, auch bringt es einen vollständigen Abschluss.

Die Bücher sind mit ihrem reichen, allgemeinverständlichen Inhalt eine Hilfsquelle des Wissens für die beteiligten Kreise und jedermann zu empfehlen.

Zu unserem Titelbild.

Die jetzige Kriegszeit lenkt die Aufmerksamkeit auch auf die Hilfsmittel zur Gesund-Erhaltung der Truppen im Felde.

Von grosser Wichtigkeit ist es, das für die Soldaten zum Trinken bestimmte Wasser von etwaigen vorkommenden Krankheitskeimen zu reinigen. Die Truppenteile bedienen sich da vorzugsweise leichter handlicher Filterapparate.

Die **Berkefeld-Filter** finden in ausgedehntem Masse Verwendung im Felde. Sie reinigen das Wasser in vollkommenster Weise und befreien es von gesundheitsschädlichen Bakterien.

KLISCHEE-FABRIKATION
Buch- und Kunstdruck
Lithographie Steindruck
C. SCHÖNERT
LEIPZIG 94
Graphische Kunstanstalt

Unsere
Vermittlungsstelle für Exportmöglichkeiten
gibt
kostenlos
jede gewünschte Adresse von Fabrikanten deutscher Waren auf.

Wir bitten unsere Leser bei eintretendem Bedarf recht lebhaft Gebrauch zu machen :: von dieser Einrichtung. ::

Adresse für Anfragen:
Velhagen & Klasings Export-Anzeiger, Leipzig, Hospitalstrasse 27.

Feuerzeuge
— Massenartikel —
gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt und gegossen
(poliert und galvanisiert)
Militäreffekten
Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings
EXPORT-ANZEIGER
zu beziehen.

Straussfedern
garantiert echt, fertig auf den Hut ½ m lang 15 cm breit 2 M., 18 cm breit 4 M., 20 cm breit 10 M., 25 cm br. 15 M., 30 cm br. 30 M., ¾ m lang 50 bis 75, 1 m l. b. 100 M. Versand auch kl. Post. n. d. Ausl. gz.

Voreins. d. Betrag. Ill. Preisl. auch f. Boas, Stolen, künstl. Blum. usw. gratis. Offert. üb. rohe Federn, Paradiesvög., Reiherfed. Gräser. Palmen usw. ... H. Hesse, Dresden, Scheffelstr. Gegr. 18..

Zu Bismarcks 100. Geburtstag!

Bismarck

Von Prof. Dr. Eduard Heyck.

(Monographieen zur Weltgeschichte Bd. 4.)

Mit 119 Abbildungen, darunter drei Faksimiles und vier Einschaltbilder.

Vierte, umgestaltete Ausgabe.

Preis eleg. gebunden M. 4.–.

In eine grosse und ernste Zeit fällt Bismarcks 100. Geburtstag, in eine Zeit, die doppelt lebendig und zwingend an das Wirken dieses grossen Sohnes Deutschlands gemahnt. Bereite sich jeder selbst eine würdige und erhebende Feier, indem er durch ein gutes Bismarckbuch das Leben dieses Gewaltigen, sein Werden und sein Werk in sich lebendig werden lässt.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Klasings Auto-Bücher

sind auch für den Auslandsdeutschen unentbehrliche Begleiter auf Automobiltouren.

Preis 90 Pfennig für den Band im Taschenformat.

Erschienen:

Band I. Einregulierung und Behandlung des Vergasers.
Von Automobil-Ingenieur G. v. Reichenbach.

Band II. Praktische Fahrkunde.
Von Fahringenieur Wilhelm Wiedig.

Band III. Wie man die Leistungsfähigkeit seines Wagens erhöht.
Von Oberingenieur August Kayser.

Band VI. Pannen und ihre Behebung auf der Tour.
Von Automobil-Ingenieur G. v. Reichenbach.

Band IV u. V. Praktische Winke für Motorradfahrer.
Von Ingenieur Robert Göllnisch.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder von

KLASING & Co., G. m. b. H., BERLIN W. 9

Digitized by Google

Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee.

Die **Abonnenten** des Export-Anzeigers erhalten die Adressen der neue Verbindungen suchenden Firmen **kostenlos** mitgeteilt. — An **Nicht-Abonnenten** geben wir die Adressen nur bekannt, wenn den Anfragen das erforderliche Briefporto von 20 Pfg. beiliegt.

V. 797. Zur Einführung von **Gasapparaten** (durch D.R.P. und Auslandspatente geschützt) werden von leistungsfähiger deutscher Fabrik überall gut eingeführte Firmen gesucht. Prospekte sind gratis zu haben.

V. 798. Erstklassige, bei Bahn-, Schul- und Kirchenverwaltungen und Staatsbehörden eingeführte Firmen werden von leistungsfähiger deutscher Fabrik gesucht zum Vertrieb anerkannt guter **Turmuhren.** Kataloge in fünf Sprachen stehen zu Diensten. Kostenanschläge auf Wunsch kostenlos.

V. 799. Für ihre **Musikinstrumente aller-art für Haus und Orchester sowie Saiten** sucht eine bedeutende Firma noch Vertreter in einigen Ländern. Reichhaltiges Reklamematerial steht zu Diensten.

V. 800. Zur Einführung von **Samen allerart** werden allerorts im Auslande und Uebersee rührige Firmen gesucht. Die Ware wird in überall glänzend bewährter tropensicherer Packung geliefert. Kataloge in deutscher, englischer und französischer Sprache vorhanden.

V. 801. Eine erstklassige Fabrik von **Beton-Mischmaschinen** sucht Vertreter in grossen Städten des Auslandes, die bei den städtischen und Staatsbauämtern gut eingeführt sind. Kataloge stehen auf Wunsch zur Verfügung.

V. 802. Für den Vertrieb von **Einrichtungen, Essenzen und Extrakten zur alkoholfreien Getränke-Fabrikation** sucht leistungsfähige deutsche Firma an allen Plätzen der Welt noch rührige Firmen.

V. 803. Bedeutende deutsche **Druck-Farben**-Fabrik sucht geeignete Vertreter in allen Ländern der Erde zur Einführung ihrer Druckfarben in feinsten Qualitäten für alle Zweige der graphischen Industrie.

V. 804. Erste deutsche **Nähmaschinenfabrik** sucht neue Geschäftsverbindungen in allen Teilen der Welt.

V. 805. Eine bedeutende **Pianofabrik** sucht noch Vertreter in einigen Ländern Afrikas u. Südamerikas. Firma besitzt Kataloge in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache.

V. 806. Gut eingeführte, finanzstarke Importhäuser in noch einigen Ländern können von sehr leistungsfähiger deutscher Fabrik die Vertretung in **Maschinen für Waggon- und Schiffsbau** erhalten. Bedingung sind gute Beziehungen zu städtischen und staatlichen Behörden.

V. 807. Spezialfabrik für **Bindfaden-Abschneider** sucht neue Geschäftsverbindungen in allen Ländern. Das Fabrikat ist ein idealer Verkaufsartikel und eine Vertretung daher sehr lohnend.

V. 808. Bedeutende Fabrik sucht noch Geschäftsverbindungen zum Absatz ihrer **Kuverts, Taschen** und **Beutel** in Asien und Amerika. Bemusterte Offerte erfolgt kostenlos.

V. 809. Bedeutende schweizerische Firma in **Holzschnitzwaren,** deren Besonderheiten Andenkenartikel für Kurorte, feine Möbel und Kunstschnitzwaren sind, sucht noch an mehreren Plätzen des Auslandes rührige Vertreter. Katalog mit Abbildungen steht auf Wunsch zur Verfügung.

V. 810. Bedeutendes deutsches Werk, überaus leistungsfähig in aller Art **Haushaltungs-Maschinen und -Geräte** sucht rührige Firmen, die sich mit dem Vertrieb ihrer Artikel befassen. Preisliste wird auf Anfrage gern gesandt.

V. 811. Erstklassige Maschinenfabrik und Eisengiesserei Deutschlands, die seit langen Jahren **Sägewerks-Maschinen** in bewährter Ausführung herstellt, sucht neue Verbindungen im Auslande und Uebersee.

V. 812. Grosse deutsche Fabrik sucht gut eingeführte Firmen zum Vertrieb eines durch D.R.G.M. geschützten **Kesselrohrreinigers.**

V. 813. Zum Vertrieb ihrer **Vervielfältigungs-Apparate** sucht bedeutende deutsche Firma im Ausland und Übersee neue Verbindungen.

V. 814. Eine grosse Spezialfabrik zum Bau von **Geldschränken** und **Tresoranlagen** sucht im Auslande und Uebersee finanzkräftige Firmen zur Vertretung.

V. 815. Zur Einführung ihrer **Nährpräparate** in Pulver- und Tablettenform werden von grosser deutscher Firma rührige Vertreter gesucht.

V. 816. Für ihre Benzolin- und Gasolin-**Glühlicht-Lampen** sucht leistungsfähige deutsche Firma noch einige Vertreter an grossen Plätzen des Auslandes und Uebersee.

V. 817. Bedeutende optische Fabrik deren Modelle bei der Armee des Auslandes eingeführt sind, sucht zum Absatz ihrer **Binocles** rührige Vertreter.

V. 818. Deutsche Firma, Fabrikantin von durch D. R.-P. gesetzlich geschütztem, bestens bewährtem **Beschriftungsapparat** sucht noch einige tüchtige Vertreter in grösseren Städten des Auslandes.

V. 819. **Messerputzmaschinen.** Eine leistungsfähige deutsche Firma sucht noch Vertreter an einigen Plätzen Südamerikas sowie in Asien.

V. 820. Es werden noch einige Abnehmer für **Möbelverzierungen** gesucht. Firma gibt Katalog gern kostenlos ab.

V. 821. Ein grosses industrielles rheinisches Werk, welches seit 1880 als Sondererzeugnisse anerkannt gute und praktische **Beton- und Mörtel-Mischmaschinen** baut, sucht noch einige Vertreter.

V. 822. Bedeutende Firma, die **Pumpen und Gebläse** in eigener, patentierter Konstruktion herstellt, sucht noch Abnehmer an grossen Plätzen Südamerikas.

V. 823. Ein bedeutendes **Schinken**-Exporthaus sucht neue Verbindungen in allen Teilen der Welt.

Soeben erschien!

Praktische Winke für Motorradfahrer

Doppelband IV u. V von Klasings Auto-Büchern

von Ingenieur Robert Göllnisch

106 Seiten stark mit 97 Abbildungen, Taschenbuchformat mit starkem Pappeinband.

Preis M. 1.80 und Porto.

Das neue Taschenbuch sollte in keiner Motorradsatteltasche fehlen!

Verlag von Klasing & Co., G. m. b. H., Berlin W. 9.

Digitized by Google

Eis und Kühl Maschinen

Einfachste Konstruktion, gediegene Ausführung, vollkommene Betriebssicherheit, leichte Bedienung

Eduard Ahlborn, Hildesheim

Sonder-erzeugnisse seit 1880

Beton- und Mörtel-Mischmaschinen

Hebe-Vorrichtungen

Gauhe, Gockel & Cie. G. m. b. H.

Oberlahnstein a. Rhein.

Motor-Bauwinden, Elevatoren, Aufzüge, Krane, Flaschenzüge, Baugeräte aller Art.

Ausländische und überseeische Geschäftsleute

zahlen den niedrigen jährlichen Abonnementspreis von Mk. 4.— für den Bezug von **Velhagen & Klasings Export-Anzeiger** am besten durch Scheck oder Anweisung auf eine deutsche Bank, falls der betreffende Ort mit Deutschland keinen Postanweisungsverkehr unterhält.

Deutsche im Auslande! Kaufet stets bei der hochentwickelten deutschen Export-Industrie!

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Fehlende Bezugsquellen weist Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, unentgeltlich nach. Jede Anfrage unserer Abonnenten und Freunde wird sachgemäss und sorgfältig erledigt.

BAUER'S Antidiabetikum geg. Zuckerkrankheit. **Lithosanol** geg. Gallen-, Nieren- u. Blasensteine, sow. geg. Gicht u. harnsaure Diathese. **Sanin-Gesellschaft m. b. H.,** Fabrik chem.-pharm. Präparate. **Koetzschenbroda-Dresden Sachs.**

Couverts Taschen :: Beutel

liefert als Spezialität billigst

Radegast & Co., Couvert-fabrik, **Leipzig 27,** Ludwig-strasse 1.

Bemusterte Offerte kostenlos.

Bindfadenabschneider

Schnipp Schnapp

Idealer Verkaufsartikel.

Schneller und besser als Scheere und Messer.

Walther Kunde, Dresden I.

Einrichtungen Essenzen Extrakte zur **alkoholfreien Getränke-Fabrikation** liefert **Willy Zander,** G. m. b. H., **Halle a. S.**

Druck-Farben

in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren

Dr. Lövinsohn & Co., Friedrichsfelde-Berlin.

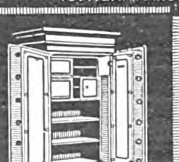
Clichés nach Naturmustern, Photographien, Zeichnungen, Abdrücken etc.

Autotypien, Kupfer- und Zinkätzungen

Holzschnitte **Louis Gerstner, Leipzig** Galvanos

S·J·ARNHEIM BERLIN·N20

Hofkunstschlosser S·M·d·Kaisers u·Königs



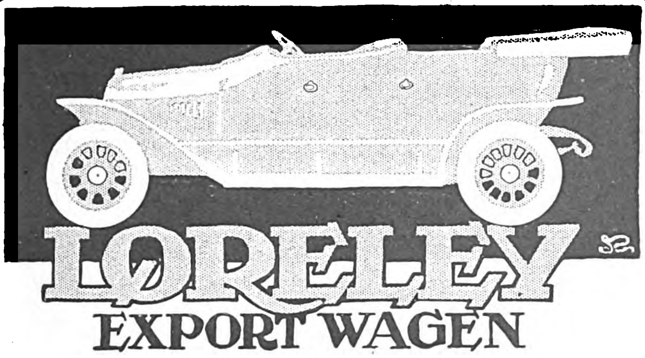
Älteste u·größte Specialfabrik

GELDSCHRÄNKE TRESORBAU SAFES

Gegr. 1833

Digitized by Google

Digitized by Google



RUD. LEY ACT.-GES.
Gegr. 1856.

ARNSTADT IN THÜR.

VERKAUFSCENTRALE:
BERLIN W. 15, KURFÜRSTENDAMM 69.
Telegr.-Adr.: Loreleyauto Berlin.

Ein moderner, für die schlechtesten Terrains geeigneter, vielfach prämierter Export-Wagen

In der Kriegszeit

haben

Velhagen & Klasings Volksbücher

überall einen ungeahnt grossen Beifall gefunden.

Besonders viel gekauft wurden:

No. 46.	**Luftschiffe.**	No. 119.	**Graf Zeppelin.**
No. 47.	**Unsere Flotte.**	No. 120.	**Belgien.**
No. 63.	**Flugzeuge.**	No. 122.	**Deutsche Heerführer.**
No. 90.	**Das deutsche Heer nach der Neuordnung von 1913.**	No. 123.	**Das Eiserne Kreuz.**
		No. 124.	**Das perfide Albion.**

Diese Bücher sind reich, meist farbig illustriert und zum Preise von nur 60 Pfennig pro Exemplar zu haben. **Kein Auslanddeutscher sollte versäumen, sich diese Gruppe von 9 Büchern anzuschaffen.**

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und der

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

entgegen. Die Zusendung des vollständigen Verzeichnisses von Velhagen & Klasings Volksbüchern (über 120 Nummern) erfolgt auf Wunsch.

C. & E. Fein Stuttgart 46

Gegründet 1867.
Telegramm-Adresse: CEFEIN STUTTGART.

Erste Spezialfabrik
elektrisch betriebener

Bohr-, Schleif- und Schlagwerkzeuge.

Digitized by Google

Deutsche Werkzeugmaschinen

Berlin O. 27.
G. Kärger, gegr. 1869. Spezialität: Präz.-Drehb. f. Mech. u. Optik, Leitsp. u. Revolverb., Bohr-, Fräs- u. Hobel-Masch.

Bielefeld.
Werkzeugmaschinen-Fabrik Gildemeister & Co., Akt.-Ges. Spezialität: Fräsmaschinen, Revolverdrehbänke.

Chemnitz i. Sa.
Oscar Ehrlich. Spezialität: Leitspindel-Support-Drehbänke, Räderfräsautomaten.

Chemnitz i. Sa.
Mossdorf & Mehnert. Spez.: Fräsmasch. f. Metallbearbeitung, insbesondere Einfache u. Universalfräsmasch.

Chemnitz i. Sa.
Herrmann Ulbricht. Spez.: Stoss-, Hobel-, Bohr-, Shaping-, Plan- u. Kopierfräsmaschinen. Drehbänke.

Chemnitz i. Sa. 91.
Zimmermann-Werke Akt.-Ges. Spez.: Schnelldrehbänke, Hobel-, Bohr-, Fräs.- und Räderbearbeitungsmaschinen bis zu den grössten Abmessungen.

Dortmund.
Maschinenfabrik Deutschland G.m.b.H. Besonderheit: Werkzeugmaschinen für Herstellg. u. Bearbeitg. von Radsätzen.

Düsseldorf.
Fischer & Co. Spezialität: Pressen, Scheren, Lochmaschinen, Maschinen zur Schrauben- und Nietenfabrikation.

Das einzelne Feld kostet jährlich nur M. 48.— netto, worin ein Abonnement auf die reichillustrierten Hefte von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger mit vielen technisch interessanten Artikeln und Abbildungen einbegriffen ist.

Düsseldorf.
Maschinenfabrik Hasenclever A.-G. Spezialität: Maschinen für Schrauben-, Muttern-, Nieten- u. Hufeisenfabrikation sowie für Gesenkschmiedestücke.

Halle a. S.
Lange & Geilen, Spezialfabrik für Shapingbau. Spezialität: Shapingmaschinen D.R.P.

Neisse O.-S.
Neisser Eisengiesserei u. Maschinenbau-Anstalt Hahn & Koplowitz Nachf. Fabrik moderner Werkzeugmaschinen, insbesondere Schnelldrehbänke mit Räderkasten und Stufenscheiben, sowie kompletter Einrichtungen moderner Geschossfabriken.

Werdau i. Sa.
C. F. Dittes G. m. b. H. Spezialität: Leitspindeldrehbänke und Shapingmaschinen.

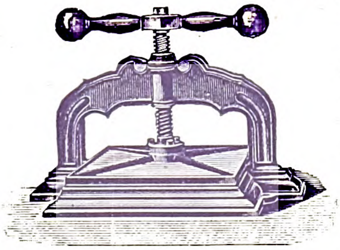
Wetzlar.
Maschinenfabrik und Eisengiesserei Wilh. Momma. Spezialität: Profileisen-Biegemaschinen allerart.

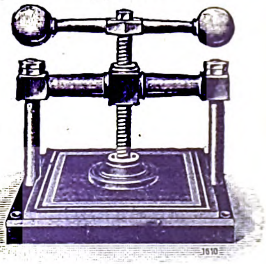
ALEXANDERWERK

Kopierpressen aus Guss- und Schmiedeeisen.

Grösste Auswahl. **Sorgfältigste Ausführung.** **Bestes Material.**

Reise-Kopierpressen, Anfeuchter für Kopierblätter, Schaufenster- und Ladengestelle, Kopiertische, Briefbeschwerer, Stempelhalter für Gummistempel, Papier-Abreiss-Apparate.





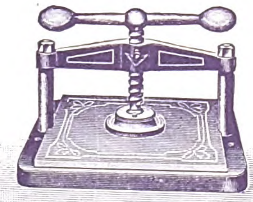
Kopiermaschinen

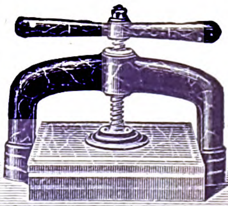
für Hand- u. elektr. Betrieb.

Preisliste La NE auf Anfrage.

Alexanderwerk
A. von der Nahmer,
Akt.-Ges.
Remscheid

Stahl-, Eisen- und Metall-Giessereien, Maschinen-, Werkzeug- und Armaturenfabrik, Blechbearbeitungs-Werkstätten, Emaillierwerk, Verzinnerei, Verzinkerei.





Zweiggeschäfte:
Berlin S. 14, London EC., Moskau, Charkow.

FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

Digitized by Google

Bequeme Zahlweise
während des Krieges

Anton Chr. Diessl A.G.
München 56
Bayerstrasse 28

Waren-Versand

Kataloge kostenfrei

Konfektion, Wäsche, Schuhe,
Uhren, Vorhänge, Teppiche, etc.

Lernt fremde Sprachen!

Wie wichtig die Kenntnis fremder Sprachen ist, beweist auch die gegenwärtige Zeit. In Hunderten von Feldpostbriefen wird von unseren Soldaten zum Ausdruck gebracht, wie vorteilhaft ihnen ihre Sprachkenntnisse auf französischem und belgischem Boden oder in Rußland werden.

Der Sprachkundige ist auch in Friedenszeiten überall im Vorteil gewesen; nach dem günstigen Friedensschlusse aber, den wir alle erhoffen, muß die Kenntnis fremder Sprachen noch an Wichtigkeit gewinnen und die Bevorzugung des Sprachkundigen wird größer als je zuvor werden. Fremde Sprachen zu erlernen kann daher jedem einzelnen nicht dringend genug geraten werden. Der beste Weg hierzu bietet sich in den weltberühmten Unterrichtsbriefen nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Nach dieser in vielen Jahrzehnten erprobten Methode kann jeder in leichter und bequemer Weise ohne Lehrer Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch usw. erlernen; der Unterricht setzt weder Vorkenntnisse noch bessere Schulbildung voraus. Es gibt für die freien Stunden keine angenehmere Beschäftigung als das Sprachstudium nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Verlangen Sie heute noch die Einführung Nr. 16 in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache von der

Langenscheidt

schen Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 29/30.

Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Rekonvaleszente, durch Verwundung oder Strapazen Heruntergekommene

finden in **Dr. Hommel's**

Haematogen

ein energisches, von Tausenden von Ärzten glänzend begutachtetes **Kräftigungsmittel.**

So sieht die richtige Packung aus

Warnung! Wir warnen vor Fälschungen, die mit dem Namen Hommel oder Dr. Hommel Missbrauch treiben. Man verlange daher ausdrücklich das echte **Dr. Hommel's** Haematogen!

Verkauf in Apotheken u. Drogerien. Preis per Flasche Mk. 3.—.

Aktien-Ges. Hommel's Haematogen, Zürich.

Generalvertreter für Deutschland: **Gerth van Wyk & Co.,** Hanau a. M.

beseitigt **Müdigkeit** und **Schmerzen** in Füssen und Beinen. Ärztl. empfohlen. Tausende Anerkenn. Prospekte Nr. 27 gratis von der Supinator-Co. m. b. H., Frankfurt a. M.

Chemnitzer Möbelstoffe

(für Möbelbezug und Dekorationen) versendet meterweise in nur soliden Qualitäten

Richard Zieger, Chemnitz

Grösste Auswahl. — Vielseitige Empfehlungen. — Muster umgehend.

DIE QUINTENREINE **Saite** ist und bleibt die Erste!
RICH. WEICHOLD, DRESDEN, PRAGERSTR. 5

Moderne

Umstands-Kleider · Röcke und Mäntel

Deutschlands erstes Spezialgeschäft.

Adler's verstellbare Umstands-Kleider Röcke und Mäntel

dezent u. vorteilhaft, als praktisch und gesund von Aerzten begutachtet und empfohlen.

Großes Lager in allen Preislagen.

Maßanfertigung ohne Preiserhöhung innerhalb 4 Tage.

Versand-Abteilung:

Nach außerhalb werden auf Wunsch zur Bestellung Abbildungen und Stoffproben gesandt. Für guten Sitz und Ausführung wird **garantiert.** —

Moderner Umstandsrock.

Modernes Erweiterungskleid

Nur eigenes System. Nur eigenes System.

Adler's Kostüm-Haus

Berlin 10, Potsdamer Str. 118 c, hochpart. Kein Laden.

Sachgemäße Bedienung.

Deutsche Kolonialschule

Witzenhausen-Wilhelmshof a. d. Werra.

Einzige, seit 16 Jahren bewährte, praktisch-theoretische Vorbereitung für junge Männer, welche über See einen Beruf als Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte suchen. Semesterbeginn Ende April und Ende Oktober. Mindestmass der Vorbildung: Berechtigung zum Einjährigendienst. Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Porto beifügen. Viertelsjahrsschrift „Der Deutsche Kulturpionier"; Jahresbezugspreis M. 5.—, Probeheft M. 1.25. **Prof. E. A. Fabarius, Direktor.**

Digitized by Google

Verband Deutscher Centralheizungs-Industrieller

Eingetragener Verein

Geschäftsstelle: **BERLIN W 9,** Linkstrasse 29

Der Verband bezweckt neben der Förderung der wirtschaftlichen und Standesinteressen seiner Mitglieder auch die Vermeidung **unsachgemässer** Ausführungen von

Centralheizungs- und Lüftungs-Anlagen

Die von den Mitgliedern unseres Verbandes angebotenen Centralheizungs-Anlagen

unterliegen bezüglich ihrer technischen Berechnung den Vorschriften des Verbandes und gewährleisten dadurch in erhöhtem Masse die Sicherstellung der geforderten Leistung

Mitgliederverzeichnis kostenfrei auf Anfordern durch die Geschäftsstelle

Zur Information über Eigenschaften und Preise fordern Sie **„Agfa"-Prospekte** und **Broschüren kostenfrei** durch Photohändler oder durch die:

„Agfa"-Photoartikel

sind vielgestaltig und vielseitig verwendbar, daher

ausserordentlich verbreitet!

„Agfa"-Platten: Extrarapid, Special, Isolar, Isorapid, Chromo, Diapositiv

„Agfa"-Filmpacks, -Belichtungstabellen,

„Agfa"-Entwickler, -Hilfsmittel, -Blitzlichtartikel

Rein deutsches Erzeugnis!

„Agfa" bürgt für: **Leistungsfähigkeit, Haltbarkeit, Zuverlässigkeit, daher Billigkeit im Gebrauch!**

Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation,
Berlin SO. 36.

Digitized by Google

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Kleine Gymnasial-Realklassen Sexta—Prima (8 Kl.). **Ausländerklassen. Modern** bewährte Einrichtungen. Sport. Spiel. Gr. eigenes Spielfeld. Wandern. Fluss- und **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohl. **Familienheim** in eigener Villa. **Keine** Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperlich Schwacher** und **Zurückgebliebener.** Aufgaben unter Anleitung in tägl. **Arbeitsstunden. Anstaltsarzt.** Prüfungsergebnisse-Prospekt d. d. Direktion.
— Seit 1900: **280 Einjährige; 178 Primaner** (7./8. Klasse). —

Schnepfenthal

Erziehungs- und Unterrichtsanstalt f. Knaben

(Herzogtum Gotha). im Alter von 8—15 Jahren, am Fusse des Thür. Waldes gelegen, gegr. i. J. 1784 von **Christian Gotthilf Salzmann.** Über die Erziehungsgrundsätze, die Unterrichtsziele u. die Aufnahmebedingungen enthält der Prospekt genaue Angaben. Der Direktor: **Geh. Schulrat Dr. W. Ausfeld.**

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an

Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Heilanstalten

Sanatorium St. Blasien für Lungenkranke

im südl. Schwarzwald, 800 m üb. d. Meere.
Modernste Einrichtungen. Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Bewährtes Heilverfahren. Viele Dauererfolge. Illustr. Prospekte frei. Dir. Arzt: Privatdozent **Dr. Bacmeister.**

DAVOS

1560 M. Ü. M. SCHWEIZ.

HOCHALPINER KURORT UND SPORTPLATZ.
NORMALE LAGE. PROSPEKTE: VERKEHRSVEREIN.

Essen-Ruhr-Süd

Johannastr. 12. Dr. phil. Bartsch. Prospekte frei.

Seelenkonflikte, Stottern, Angst- u. Zwangsgedanken sind keine körperlichen Krankheiten, sondern die Folge eines falschen Empfindens, naturwidrigen Denkens, sowie einer ungesunden Weltanschauung. **Individuelle seelische Behandlung** löst alles Nervöse aus und schafft **ganze Männer, ganze Frauen.**

Gries

b. Bozen (Südtirol).

Sanatorium für Kranke der Atmungsorgane.
Leit. Arzt: **Dr. V. Malfér.**

Hedemünden

Sanatorium für Nervenleidende.

a. d. Werra. Südhannover.
Unmittelbar am Kaufunger Wald gelegen, mit ca. 400 Morgen grossem Waldpark. Vornehm und behaglich eingerichtet. Alle modernen Heilfaktoren. Näheres durch Prospekte.
Prof. Dr. Eichelberg. **Dr. med. Grahl.**

Partenkirchen

Dr. WIGGER's Kurheim (Sanatorium).

Modernste, komfortabelste Kuranstalt für Leidende aller Art. 5 Ärzte. Prospekte.

Sülzhayn

im Südharz. Sanatorium Erholung.
Privatheilanstalt für
Leichtlungenkranke und Erholungsbedürftige.
Heizbare Liegehalle, Parkliegehallen.
Herrliche, sehr sonnige Lage. Mässige Preise.
2 Ärzte. — **Prospekt frei durch die Verwaltung.**

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an

Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Hotels

Wiesbaden

Nassauerhof. Hotel — Badhaus.

Vornehmstes Haus. — **In freier Südlage der Stadt,** gegenüber dem neuerbauten Kurhaus u. Königl. Theater. Badhaus mit direkter Thermalquelle. Man verlange Prospekte von der Direktion: **Fritz Bieger.**

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an

Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Digitized by Google

GOSSMANN'S SANATORIUM **WILHELMSHÖHE-CASSEL**
Erstkl. Kuranstalt für natürl. Heilweise. Während des Krieges ermässigte Preise von 6 ℳ an. Unvergleichl. Lage. **Arzt** u. **Aerztin.**
(Frau Dr. Fischer-Dückelmann, Verf. v. „Die Frau als Hausärztin".) Prosp. frei.

Jungborn im Harz
Rudolf Just's Kuranstalt unweit Bad Harzburg, Post Stapelburg.
Älteste und grösste Naturheilanstalt ihrer Art in Deutschland. Geschützte Lage, milde Kur. — **Aerztliche Leitung.** — Überraschende Heilerfolge bei allen Krankheitsarten. — Illustrierter Prospekt und Jungborn-Blätter unentgeltlich. — **Lehrbuch:** Adolf Just, Die naturgemässe Heilweise in kurzer Darstellung, 1,80 Mk. postfrei.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Der Schwarzwald

Von L. Neumann.

Aus der Sammlung „Land u. Leute". Mit 180 Textabbildungen, 4 Kunstbeilagen von Hans Busse u. einer farbigen Karte.

Gebunden Mk. 4.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Jüngere, schwächliche Kinder
würden in der franz. Schweiz bei christl. Familie aufgenommen. Körperliche u. geistige Pflege zugesichert. Adr. Genf, Les lilas, Avenue Servette 17.

Bewährt als vorzügl. linderndes Mittel bei catarrhal. Affectionen u. chron. Brustleiden

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

80 PFENNIGE.

August Stösslein, Werkstätten für Friedhofskunst, Dresden-A. 21,
früher Werkstätten für Friedhofskunst Plauen i. V.

No. 179. Grabmal auf dem Südfriedhof in Kiel.
Entwurf: Werkstätten August Stösslein. Plastik: Prof. Selmar Werner.
Einfache und reichere Grabdenkmäler, auch solche mit Emblemen für gefallene Krieger. Lieferung einschl. Aufstellung nach allen Plätzen, auch nach dem Ausland.
Ausführung in eigenen Werkstätten direkt am Bruchort.
Beste Empfehlungen. Gold. Med. der Stadt Leipzig auf der Baufachausstellung in Leipzig 1913.

Poetko's alkoholfreien Aepfelsaft naturrein, aus edlem frischen Obst, unbegrenzt haltbar, **ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende,** versendet pro Flasche 50 Pfg., Auslese 60 Pfg., exkl. Glas u. Kiste, von 30 Flasch. aufwärts geg. Kasse
Ferd. Poetko, Guben 22.
Grösste Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Garantol
Bestes Eier-Konservierungsmittel.
1000fach empfohlen.
Packung A für 120 Eier 25 Pfg.
" B " 300 " 40 "
" C " 400 " 50 "
" D " 600 " 75 " usw.
Zu haben in Apotheken, Drogen- und Kolonialwarenhandlungen.
Packung A notfalls gegen 35 Pfg. in Marken durch Garantol-G. m. b. H., Dresden 19.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Neue Bücher unserer Mitarbeiter.

Bahr, Hermann. Kriegssegen. Delphin-Verlag, München.

Deutsches Barock und Rokoko. Herausgegeben im Anschluß an die Jahrhundert-Ausstellung Deutscher Kunst 1650—1800 in Darmstadt 1914 von Georg Biermann. 2 Bände. Verlag der Weißen Bücher, Erik-Ernst Schwabach, Leipzig.

Finckh, Ludwig. Der Bodenseher. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Harder, Agnes. Franzinens Geschichte. Roman. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Presber, Rudolf. Der Tag des Deutschen. Kriegsgedichte. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Neue Bücher.

Andrees großer Handatlas. 6. Auflage in 15 Lieferungen zu je 2 Mark. 10. bis 15. Lieferung. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Ausbruch, Der, des Weltkrieges 1914/15 in amtlichen Aktenstücken. (Meyers Volksbücher.) Bibliographisches Institut, Leipzig.

Barth, R. Stimmungsbilder aus der Kriegszeit. 1. Bd. Gottlob Koezle, Chemnitz.

Beer, Ludwig. Völkerrecht und Krieg. K. F. Koehler, Leipzig.

Benndorf, F. A. Walter. Auf den Spuren Gottes in eiserner Zeit. Albert Limbach, Braunschweig.

Binde, Fritz. Was muß nun bei uns anders werden? Gottlob Koezle, Chemnitz.

Binz, Arthur. Die chemische Industrie und der Krieg. Ein Kapitel aus der Weltmachtstellung deutscher Wissenschaft. (Der Deutsche Krieg, 28. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

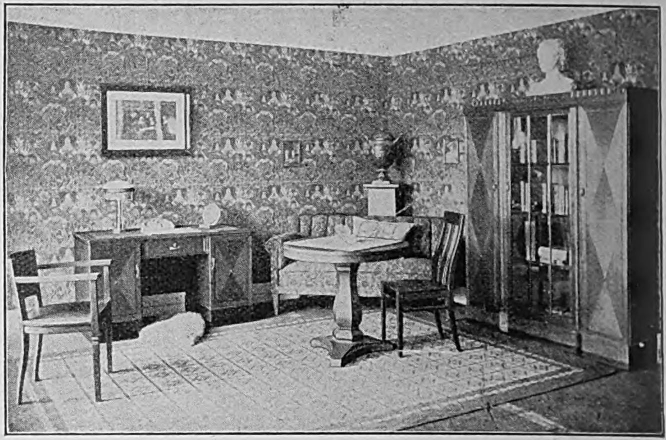
Bischoff, Diedrich. Deutsche Gesinnung. Eine Gabe und ein Gebot großer Zeit. (Tat-Flugschriften 2.) Eugen Diederichs, Jena.

von Blume, Wilhelm. Der deutsche Militarismus. (Durch Kampf zum Frieden. Tübinger Kriegsschriften Heft II.) Verlag der Buchhandlung Kloeres, Tübingen.

Bölsche, Wilhelm. Der Mensch der Zukunft. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Böttger, Hugo. Das Geld im Kriege. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Briefe von Josef Victor von Scheffel an Anton von Werner 1863—1886. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.



❖ Herrenzimmer „Hagen II" ❖

Ausführung: Eiche geräuchert mit Polisandersprossen und dezenter Schnitzerei

1 Bücherschrank, 1,56 m breit, 1,85 m hoch ❖ 1 Diplomat, 136×78 cm
1 Schreibsessel mit antik. Rindleder ❖ 1 runder Tisch, Durchm. 90 cm
2 Stühle mit antik. Rindledersitz

746 Mk. frachtfrei

Bielefelder Werkstätten für Möbel u. Innenbau

Ed. Essen, Bielefeld N.

Gütersloherstraße 1—3

DIALON

der seit Jahrzehnten bewährte, ärztlich glänzend begutachtete antiseptische Puder, an dessen Gebrauch zahlreiche Offiziere und Mannschaften von Friedenszeiten her gewöhnt sind, wird allen im Felde Stehenden

eine überaus willkommene Liebesgabe

sein. Es gibt nichts Besseres, um Wundlaufen, Wundsein jeder Art und die nachteiligen Folgen der Transpiration zu beseitigen.

Erhältlich in den Apotheken.

KALODONT

ZAHN-CRÊME UND MUNDWASSER

Digitized by Google

Steckenpferd-Seife
ist die beste Lilienmilch-Seife
für zarte, weiße Haut. Stück 50 Pfg. überall zu haben

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Brockhausen, Carl. Österreichs Kriegsziel. Vortrag. (Zur Zeit- und Weltlage 6.) Ed. Hölzel, Wien.

von Clausewitz, Karl. Vom Kriege. (Ausgewählte Kapitel.) K. F. Koehler, Leipzig.

Conrad, Geh. Konsistorialrat. Kampf und Sieg. Karfreitags- und Ostergedanken als Gruß aus der Heimat. Martin Warneck, Berlin.

— Kelch des Heils. Andachten für die Kriegszeit. Ebenda.

Conrad, Johannes. Auf zum Dienst! Ein Weckruf für das Volk des Herrn. Gottlob Koezle, Chemnitz.

Dehn, Paul. England und die Vereinigten Staaten. (England und die Völker, 1. Heft.) Deutschnationale Buchhandlung, G. m. b. H., Hamburg.

Der Kampf. Neue Gedichte aus dem „Heiligen Krieg". Eugen Diederichs, Jena.

Deutsche Jugend. Geleitet von K. Neumann, Bürgerschuldirektor. 31. Jahrg. November—Dezember 1914. 32. Jahrg. Januar—Februar 1915. Verlag Georg Nauck (Fritz Rühe), Berlin.

Die Heimat. Neue Kriegsgedichte. Eugen Diederichs, Jena.

Dill, Liesbet. Der Tag in Nancy. Erzählungen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Dörfler, Peter. La Perniziosa. Roman aus der römischen Campagna. Jos. Kösel'sche Buchhdlg., Kempten.

von Dornau, C. Burg Tresa. Eine Geschichte, in der es spukt! Humoristischer Roman. Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig.

Eulenburg, Franz. Das Geld im Kriege und Deutschlands finanzielle Rüstung. K. F. Koehler, Leipzig.

Fendrich. Emil Himmelheber. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

v. Festenberg, Hermann. Zwischen zwei deutschen Eichen. Des deutschen Volkes Werdegang seit Luther bis Bismarck. Dieterich'sche Verlagsbuchhdlg. Theodor Weicher, Leipzig.

Fischer, W. Die deutsche Sprache von heute. B. G. Teubner, Leipzig.

Fock, Gorch. Fahrensleute. Neue Seegeschichten. M. Glogau jr., Verlag, Hamburg.

Gottes Wort in Eiserner Zeit. Ein Gedenkbuch. In Verbindung mit anderen Geistlichen herausgegeben von Wilhelm Meyer. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Grobe-Wutischky, Arthur. Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie. Max Altmann, Leipzig.

Hammer, W. A. Aus der Kriegszeit. Gedichte. Carl Fromme, Verlagsbuchhandlung, Wien.

Hartmann, Ludo Moritz. Der Krieg in der Weltgeschichte. Vortrag. Ed. Hölzel, Wien.

Charakter-Beurteilung aus Handschrift 1—5 Mk. Prospekt über Graphologie frei. G. F. Busse, Hannover, Rautenstr. 25.

KARL FOERSTER
Bornim b. Potsdam-Sanssouci.

Grosskultur u. Versand moderner und altmodischer winterharter Blütenstauden u. Rankgewächse. Bilderreiches Auswahlheft 1915 bewährtester Neuheiten frei. Pflanzzeit März-Mai oder Sept.-Nov.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

v. Hartungsche Anstalt
Cassel-Wilhelmshöhe.
Vorbereitung für alle Schul- u. Notexamina, bes. Fähnrichexamen. Prosp.

Neuer Frauenberuf.
Ausbildung als Chemikerin für Zuckerindustrie etc. in der staatl. konz. Fachschule für Zuckerindustrie in Dessau 213. Nächster Kursus: 3. April. Prospekte frei.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle.
Solide Fabrikate.
Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau.

Wiesbadener Kochbrunnen Quellsalz heilt Katarrhe.

Durch Qualität zum Sieg!
Bittere Schwerter-Schokolade

Deutschland
Riedel & Engelmann
DRESDEN.
Schwerter-Schokolade R&E Schutz-Marke

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Hedin, Sven. Ein Volk in Waffen. Den deutschen Soldaten gewidmet. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Heilandleben, Das, in deutscher Bilderkunst. 1. Des Heilands Verkündigung und Geburt. — 2. Jesu Kindheit und Maria. — 3. Der lehrende und heilende Christus. — 4. Der Leidensweg Christi. — 5. Tod und Verklärung Christi. — Georg D. W. Callwey, München.

Helm, Willy. Warum wir siegen müssen! Vortrag. Mit einem offenen Brief an Großbritannien. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin.

Helmolt, Hans. Die geheime Vorgeschichte des Weltkrieges. Auf Grund urkundlichen Stoffes übersichtlich dargestellt. K. F. Koehler, Leipzig.

Henrichs, L. Der Krieg und unser Glaube. (Brennende Gegenwartsfragen Heft 6.) Gottlob Koezle, Chemnitz.

Herbatschek, Heinrich. Unser Seelenleben im Völkerkriege. Komiteeverlag, Wien.

v. Hindenburg, Bernhard. Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild. Mit 26 Bildern. Schuster & Loeffler, Berlin.

Hoffmann, Frau Adolf. Zur Psychologie junger Mädchen. Gottlob Koezle, Chemnitz.

Horn, Gustav. Das Eiserne Kreuz. Patriotische Aufführungen nach wahren Begebenheiten aus dem Kriege 1914—15. Gottlob Koezle, Chemnitz.

Jacob, Karl. Die großen Kriege in der Geschichte des deutschen Volkes. (Durch Kampf zum Frieden, Heft 3.) Verlag der Buchhdlg. Kloeres, Tübingen.

Janoske, Felix. Die Schnutenorgel und andere Feldzugsgeschichten von der Warthe und Weichsel. Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Janson, Kristofer. Hjördis. Roman. Übersetzung. (Meyers Volksbücher.) Bibliographisches Institut, Leipzig.

Kahn, Fritz. Die Milchstraße. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Kampf in deutscher Bilderkunst. Georg D. W. Callwey, München.

Keller, Gottfried. Heimat und Dichtung. Zeichnungen von Emil Bollmann. Begleitwort von Fritz Hunziker. Huber & Co., Frauenfeld.

Kitcheners Geheimnis. Heiteres über den Weltkrieg. Von Domingo Cirici Ventallö aus dem Spanischen übersetzt. Carl Seither, Verlag, Barcelona—Leipzig.

Köhrer, Erich. Zwischen Aisne und Argonnen. Eindrücke und Erlebnisse an der Schlachtfront. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin.

Kriegsgedichte 1914. Gesammelt und herausgegeben von Eugen Wolbe. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Kromer, Heinrich E. Gustav Hänfling. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Insel-Verlag, Leipzig.

Kühl, Thusnelda. Renate Westedt. Roman. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Lahusen, Friedrich. Es ist vollbracht. Predigt für unsere Brüder im Feld zum Karfreitag 1915. Martin Warneck, Berlin.

Landesberger, Julius. Der Krieg und die Volkswirtschaft. Vortrag. Ed. Hölzel, Wien.

Lang, Martin. Feldgrau. Erste Kriegserlebnisse in Frankreich. 3. Aufl. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Einmal erprobt, immer verlangt

Für Feinschmecker:

Firma gegr. 1838 — **Lobeck's** — Marke: Dreiring

CHOCOLADE CACAO DESSERT

Hofl. Sr. Maj. d. Königs v. Sachsen

Wiederverkäufer gesucht, wo noch frei.

Auch während des Krieges
liefere ich täglich frisch
Reformbutter Original-Marke **„Just“**
Pflanzenbutter-Margarine
Postpaket 9 Pfd. Mk. 8.78 portofrei.
Originalkisten von 20, 30 u. 60 Pfd. billiger.
Gustav Just, Zentrale für Lebensreform, **Ilsenburg a/H.**

Hauptliste u. d. kl. Schrift „**Ärztliche Ratschläge**“, Diätvorschriften f. Gesunde u. Kranke, kostenlos.

Zu Bismarcks 100. Geburtstag!

Bismarck

Von Prof. Dr. Eduard Heyck.

(Monographien zur Weltgeschichte Bd. 4.)

Mit 119 Abbildungen, darunter 3 Faksimiles und 4 Einschaltbilder. Vierte, umgestaltete Ausgabe.

Preis elegant gebunden Mk. 4.—.

In eine grosse und ernste Zeit fällt Bismarcks 100. Geburtstag, in eine Zeit, die doppelt lebendig und zwingend an das Wirken dieses grossen Sohnes Deutschlands gemahnt. Bereite sich jeder selbst eine würdige und erhebende Feier, indem er durch ein gutes Bismarckbuch das Leben dieses Gewaltigen, sein Werden und sein Werk in sich lebendig werden lässt.

Durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Renner's Mode-Katalog
Verlangen Sie unseren reich illustrierten Mode-Katalog, wir senden denselben postfrei. Wir tauschen Waren um oder zahlen Geld zurück

RENNER
Dresden · Modehaus · Altmarkt

1915 · Das deutsche Kleid
Verlangen Sie unsere Preisliste „Das deutsche Kleid“. Sie erhalten diese postfrei zugesandt; auch Waren senden wir post- und ...

Digitized by Google

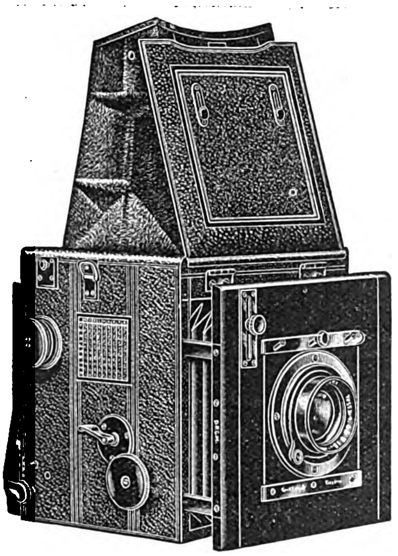
Salit das Einreibemittel
Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen.
In Apotheken:
Fl. M 1,40; Doppelfl. M 2,80.

Neu! Gesetzlich geschützt! Neu!
„Bombardement Lüttich!“
Schönstes u. interessantestes Mörser-Schiess-Spiel mit Anwendung meines ges. gesch. **42 cm-Mörsers** mit ganz neuer Schussvorridhtung, um die Forts in Flach-, Hoch- und Bogenschuss auf verschiedene Entfernung beschiessen zu können. Preis des hochinteressanten Spieles inkl. Porto Mk. 1.20, Nachn. Mk. 1.30. Zu beziehen von
M. E. Schuster, Spielwarenfabrik, **Nürnberg**, Leonhardstr. 9.
Gg. Lux, Breslau: „Da das »Bombardement Lüttich« meinem Jungen viel Freude macht, bitte ich um Uebersendung von noch einem Stück zu 1 Mk.

Rheuma, Stein, Gries, Zucker. Gicht
Hauskuren Wiesbadener Kochbrunnen
Weltbekannte, überraschende Dauererfolge. 30 Flasch. 15 Kochbrunnenbäder. Besuchteste Heilquelle Europas. Man frage d. Arzt. Vorbeugend u. heilend bei Nieren-, Blasenleiden, Erkrankungen der Atmungs- u. Verdauungs-Organe, Stuhlträgheit, Hämorrhoiden, Frauenleiden. Informierende Kurbroschüre frei. Brunnen-Contor, Wiesbaden C.

NEUE • BROSCHÜRE • ÜBER
FAMILIEN-WAPPEN
VERSENDET • KOSTENLOS
HEINRICH PFANNSTIEL
GROSSH. S. HOFLIEFERANT
WEIMAR
THEATERPLATZ

Lauten, Guitarren, Mandolinen
u. alle anderen Musikinstrumente
Edmund Paulus
Markneukirchen No. 153.
Katalog No. 153 gratis.


Curt Bentzin
Werkstätte für photographische Apparate,
Görlitz.
Spiegel-Reflex-Cameras
und
Klapp-Reflex-Cameras
in präziser Ausführung.
Liste Nr. 2.

Die fast nikotinfreien Zigarren
Fast Nicotinfrei
(Patent Schliebs & Co., Breslau)
sind deshalb die wohlschmeckendsten, weil die Tabake nicht mit Chemikalien präpariert werden.
Preisliste frei.
C. W. Schliebs & Co., Breslau Nord.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Langfeld, C. Gegen Lug und Trug. Deutschlands und Österreich-Ungarns Schicksalstunde in Wort und Bild ihrer Feinde. 2. Heft. H. A. Ludwig Degener, Leipzig.

Luzi-Sulzberger, Amalie. Gewalten. Erzählung aus den Bündener Bergen. Gottlob Koezle, Chemnitz.

Marbod, Johannes. Eine Frage! Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges? Julius Springer, Berlin.

Michael, G. Menschenschicksale. Erzählungen. Gottlob Koezle, Chemnitz.

Mühlpforth, Wilhelm. Neue Kriegschoräle zu alten Weisen. Mit Geleitwort von Dr. Peter Rosegger. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Nagel, Oskar. Die Romantik der Chemie. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Niessen-Deiters, L. Krieg, Auslanddeutschtum und Presse. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Ommerborn, J. C. J. Die Dorfgeister von Birkenloh. Eine rheinische Bauerngeschichte. Gottlob Koezle, Chemnitz.

Papke, K. Nur eine Erzieherin. Gottlob Koezle, Chemnitz.

Passions- und Ostergruß für deutsche Soldaten. Herausgegeben von Pfarrer Johannes Blankenburg. Friedrich Emil Perthes, Gotha.

Priebe, Hermann. Deutsche Ostern 1915. Ein Ostergruß für unsere kämpfenden Brüder. Martin Warneck, Berlin.

Procksch, A. Englische Politik und englischer Volksgeist. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin.

Rade, Martin. Dieser Krieg und das Christentum. (Der Deutsche Krieg, 29. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Roediger, Heinrich. Kriegstagebuch eines Kriegsfreiwilligen. 100 Gedichte aus dem Deutschen Krieg 1914. Lippertsche Buchhandlg. (Max Niemeyer), Halle a. S.

Rönsch, Reinhold. Belle Alliance. Eine Darstellung des Sommerfeldzuges von 1815. Mit 8 Kartenskizzen. K. F. Koehler, Leipzig.

Rosner, L. Das neue Toastbuch. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Salzer, Marcell. Kriegs-Programme 1914/15. Heft 2. Anton J. Benjamin, Hamburg.

Schaeffer, Otto. Der heilige Krieg. Dem deutschen Soldaten im Weltkrieg 1914. 26 Gedichte und Lieder mit 3 Kompositionen. Kommissionsverlag J. J. Reiff, Karlsruhe (Baden).

Scherenberg, Christian Friedrich. Ausgewählte Dichtungen. (Meyers Volksbücher.) Bibliographisches Institut, Leipzig.

Schmerler, M. Aus dem Musikwinkel. Sächsische Dorfgeschichten. (Meyers Volksbücher.) Bibliographisches Institut, Leipzig.

Schreiner, Ernst. Deutscher Kampf und Sieg. Patriotische Lieder. Gottlob Koezle, Chemnitz.

— Französischer Atheismus oder deutsches Christentum? (Brennende Gegenwartsfragen H. 3.) Ebenda.

— Gott hat uns geholfen! Wer gibt Ihm die Ehre? (Brennende Gegenwartsfragen Heft 4.) Ebenda.

— Heiliges Land. Textbüchlein für den deutschen Sonntagsschulunterricht. Ebenda.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Schreiner, Ernst. Seines Wortes stille Kraft. Ein tägliches Andachtsbuch. Gottlob Koezle, Chemnitz.
— Unser Trost in schwerer Kriegsnot. Ein offenes Wort an das deutsche Volk. Ebenda.
— Unseres Gottes Kriegshilfe. (Brennende Gegenwartsfragen H. 5.) Ebenda.
— Wohin führt der gegenwärtige Weltkrieg? (Brennende Gegenwartsfragen Heft 1.) Ebenda.
Schröer, Karl. Das Buch Hiob frei nach der alttestamentlichen Dichtung. Carl Hermann Müller, Berlin.
Sellmann, Prof. Dr. Bismarck und die Engländer. Buchschmuck von Marianne Behm. Westdeutscher Lutherverlag, G. m. b. H., Witten.
Stern, Norbert. Die Weltpolitik der Weltmode. (Der Deutsche Krieg, Heft 30/31.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Stieve, Friedrich. Deutschland vor den Toren der Welt. Delphin-Verlag, München.
Strecker, Karl. England im Spiegel der Kulturmenschheit. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.
Stutzer, Gustav. Geheimnisse des Seelenlebens. Ein Beitrag zur Beurteilung des Spiritismus. Hellmuth Wollermann, Braunschweig.
Tönnies, Ferdinand. Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Julius Springer, Berlin.
Unsere Helden. Kriegsdichtungen 1914, 2. Heft, ausgewählt von Gustav Falke. Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt, Hamburg.
Vaërting, Marie. Das Recht des Kindes? Xenien-Verlag, Leipzig.
— Duftige Heckenrosen am Meer. Gedichte. Verlag Reuß & Pollack, Berlin.
Valentin, Veit. Bismarck und seine Zeit. B. G. Teubner, Leipzig.
von Wieser, Friedrich Österreich und der Krieg. Vortrag. (Zur Zeit- und Weltlage, Nr. 5.) Ed. Hölzel, Wien.
Wilhelmi, Barnim. Das Geheimnis Gottes. Federzeichnungen von Maria Wilhelmi. Falken-Verlag, Berlin-Schöneberg.
Wolff, Ludwig. Der Krieg im Dunkel. Roman. Ullstein & Co., Berlin.
Worte Christi. (Feld-Ausgabe.) F. Bruckmann A.-G., München.
von Wurster, P. Das englische Christenvolk und wir. (Durch Kampf zum Frieden, Heft IV.) Verlag der Buchhandlung Kloeres, Tübingen.
Zichy. Das Buch des Einarmigen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Zimmer, Hans. Kaiser Wilhelm II. als Deutscher. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Sieg“

Kriegsroman von Hanns v. Zobeltitz.

Kriegspreise

im Hinblick auf die schwere Zeit
ganz außergewöhnlich billig
berechne ich für

Damen-Kleiderstoffe

Große Auswahl
deutscher Erzeugnisse

Billig – **Qualitätsware** – Billig

Proben postfrei bei genauer Angabe der speziellen Wünsche

Die Durchsicht meiner Proben veranlaßt Sie sicher zum Kauf

AUGUST POLICH
LEIPZIG 7

Wiesbadener Gesellschaft für
Grabmal-Kunst

(früher Wiesb. Ges. f. bild. Kunst)

Leiter **Dr. v. Grolman, Wiesb.**, Kapellenstr. 41,

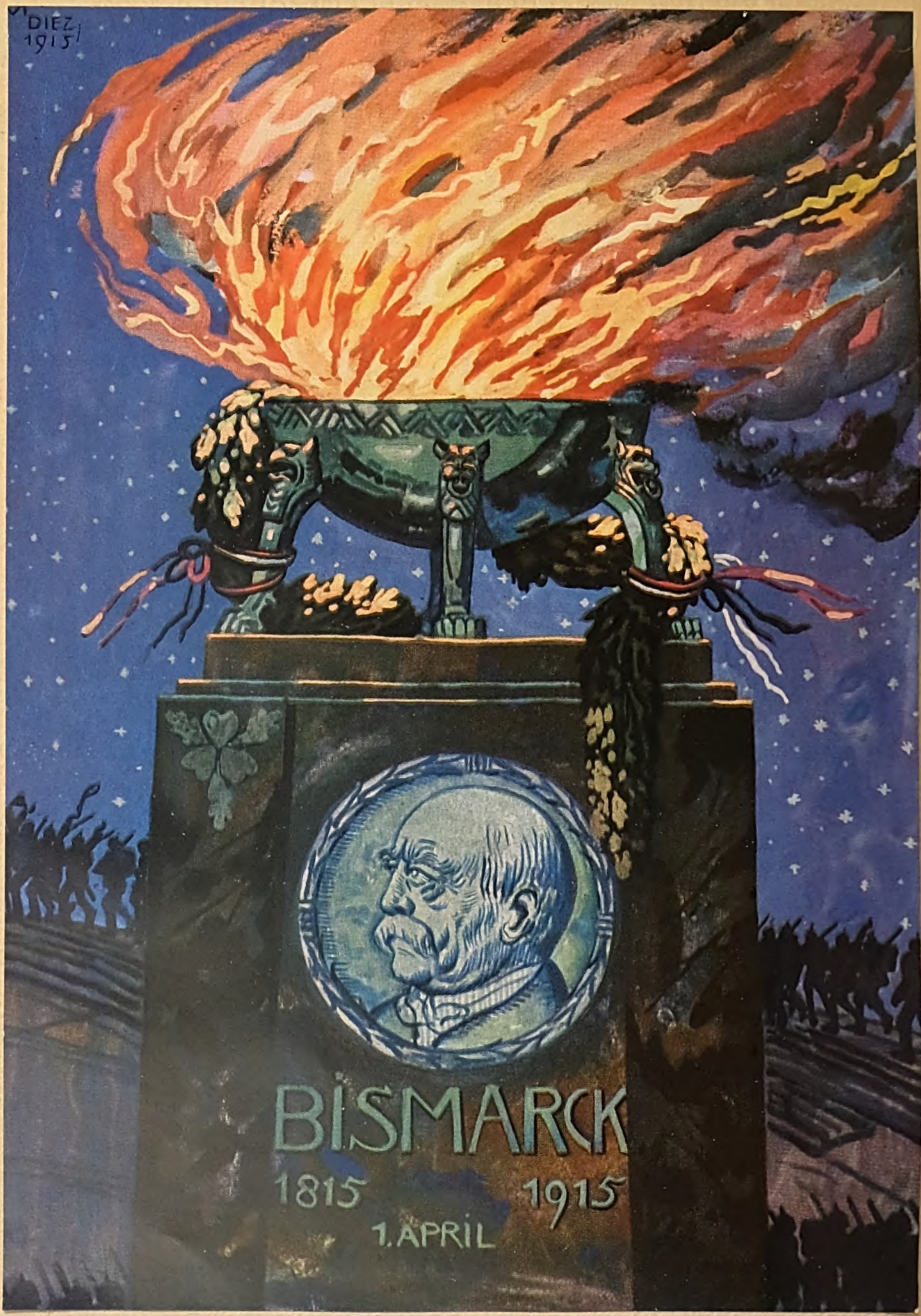
versend. geg. Portoersatz unverbindl. f. d. Empfänger **Auswahl-Kollektionen v. Grabmalentwürfen** unserer besten Künstler (1100 Nummern, desh. ungef. Preisl. angeb.), **besorgt neue Entwürfe** nach spez. Angaben gleichf. ohne Verbindlichkeit der Abnahme u. vermittelt tadellose Ausführung. Man bestelle zur Orientierung das reich illustr. Flugbl. „Winke f. d. Besch. ein. Grabmals“. (Frei geg. 20 Pfg. in Briefm.)

Lager fertiger Grabsteine, nach Entwürfen der Gesellschaft ausgeführt:

Bautzen: Joh. Petschke. **Berlin:** K. Schwarz, Berlin-Weissensee, Lothringerstr. 6. **Bremen:** Berger & Traupe. **Breslau:** P. Kamm, Matthiasstr. 3. **Brünn:** Alfred Dressler, Ugartesstr. **Cassel:** G. Holtzmann, Holl. Str. 55. **Coblenz:** Heinrich Pabst, Cusanusstr. 28. **Cöln:** Heinrich Pabst, Aachenerstr. 126. **Dresden-Tolkewitz:** Chr. Göbel & Co. **Duisburg:** H. Kleinholz, Am Friedhof. **Düsseldorf:** P. Haake. **Eltville a. Rh.:** F. Seidel. **Emmerich a. Rh.:** Gebr. Kratz. **Essen:** Joh. Goldkuhle, Nikolausstr. 8. **Flensburg:** A. Treede. **Frankfurt a. M.:** Gebr. Wagner, Eckenh. Landstr. 184. **Fürth:** Sigm. Löwensohn, Weinstr. 45. **Gotha:** Paul Herr. **Greiz:** E. Hörig. **Halle a. S.:** Em. Schober, Mansfelderstr. 52. **Hamburg-Ohlsdorf:** F. H. W. Witte. **Hildesheim:** E. Zöpfchen, Bahnhofsallee 4. **Karlsruhe:** Rupp & Möller. **Kiel:** Thomas Ingwersen, Eichhofstr. 38. **Königsberg i. P.-Rothenstein:** K. Schwarz. **Leipzig:** F. G. Damm, Ostplatz. **Leutkirch:** A. Joser. **Lüdenscheid i. W.:** Neufeld & Kattwinkel. **Mannheim:** Fr. Kurz, Käfertalerstr. 35. **Meiningen:** Adolf Gögel. **München:** Aschenbrenner & Körnlein, Werkst. für Grabmalkunst, Ungererstr. 129; Emil Grötsch (für die jüd. Friedhöfe). **Oldenburg:** B. Neumann. **Osnabrück:** H. Vogt, Süsterstr., an der Johanniskirche. **Pforzheim:** J. Wielandt. **Stuttgart:** Rich. Schönfeld. **Wiesbaden:** C. Roth, Platterstr. 81. **Zürich:** A. Schuppisser, Dufourstr. 45.

Digitized by Google

Digitized by Google



Zur hundertsten Wiederkehr von Bismarcks Geburtstag
Zeichnung von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 — Heft 8. April 1915

Bismarck

Von

Joseph von Lauff

Die Zeit stand am Tor, die Fäuste geballt . . .
Und durch die knospenden Hallen,
Da hörten die Eichen im Sachsenwald
Zwölf Schläge niederfallen.
Und als verzittert der letzte Schlag,
Verklungen das grausige Wecken,
Da hob sich aus steinernem Sarkophag
Der größte der irdischen Recken.

Unter buschigen Brauen der bohrende Blick
Umfaßte die dämmrige Ferne;
Den stählernen Helm über Stirn und Genick,
Berührte sein Scheitel die Sterne.
So stand er, gigantisch und ohnegleich,
Entstiegen den Grabesbanden,
So wie er vorzeiten für Kaiser und Reich
Im Leben auf Wache gestanden.

So stand er, die Faust um den Pallasch gepreßt,
Und hörte die Wölfe heulen
Und sah im tiefen Osten und West
Die lodernden Flammensäulen.
Ein zuckendes Feuer die weite Welt!
Alldeutschland umkrallt und umritten!
Und neben dem Erbfeind zum Kampfe gestellt
Die neidische Flagge der Briten!

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Und unter der Faust ihm ertönte das Erz
Mit wehem Singen und Klingen;
Ihm war's, als müsse das stille Herz
Im Panzer noch einmal zerspringen.
Da aber: im ringenden Völkergewirr —
Er hörte auf fernen Bahnen
Den alten Schritt und den alten Klirr
Und das alte Rauschen der Fahnen.

Er sah den Kaiser in schlichtem Kleid
Mit den Seinen kämpfen und siegen;
Er sah die alte Einigkeit
Mit Deutschlands Fahnen fliegen.
Da lachte der Alte mit frohem Mut:
»Nun jauchze, du bängliche Seele!
Nun weiß ich für ewig in sichrer Hut
Das schönste der Kronjuwele!

Und hat gegen ihn sich auf Leben und Tod
Die ganze Welt auch verschworen —
In würgenden Schlachten, wie Blut so rot,
Wird Deutschland noch einmal geboren!« —
Und der Recke griff in den knospenden Wald
Und hob die gebrochenen Reiser
Und rief, vom Rauschen der Eichen umhallt:
»Helm ab — es lebe der Kaiser!«

Digitized by Google

Neutralität

Von Geheimrat Professor Dr. Rudolf Eucken in Jena

Es können Völker einander nicht feindlich im Kriege entgegentreten, ohne daß auch die Nachbarn sich ein Urteil bilden und innerlich Stellung nehmen, das um so mehr, als sie selbst von den Folgen des Krieges betroffen werden; soweit daher die Völker miteinander in Beziehung stehen, wird jeden großen Krieg eine Spiegelung in den Gemütern der Draußenstehenden begleiten. Jenes Urteil aber wird durch mannigfache Gründe bestimmt. Erheblich fällt zunächst ins Gewicht, welchem der Streitenden ein Volk durch Abstammung und Sprache enger verwandt ist, auch wem es in der Kulturarbeit und politischen Verfassung näher steht; als weitere Ursache wirkt die Art, in welcher Beleuchtung der Kampf zu Beginn und im Verlauf einem Volke dargestellt wird; bei weitem die stärkste Triebkraft der Entscheidung ist aber das eigene Interesse, ist die Erwägung, wessen Sieg dem eigenen Wohlsein am meisten zum Vorteil gereicht. Man liebt dieses Interesse zu verstecken, um das Urteil als unbefangen erscheinen zu lassen, aber jede schärfere Betrachtung entdeckt leicht die Abhängigkeit des gefällten Urteils von dem, was man für sich selbst als nützlich oder schädlich erachtet, entdeckt damit, um mit Schopenhauer zu reden, daß auch hier der Wille den Intellekt beherrscht. Man kann diese Dinge nicht verfolgen, ohne sich der klassischen Darstellung der menschlichen Affekte zu erinnern, die Spinoza im dritten Buche seiner Ethik gibt; was er hier an Gesetzen ermittelt, das kommt nirgends so rein zur Anwendung als beim Verhältnis der Völker und Staaten, als in der äußeren Politik. So mag in einigen Worten jener Erörterung Spinozas gedacht sein. Er erklärt für das Grundgesetz wie der Natur so auch des Menschenlebens das Streben nach Selbsterhaltung; eine Förderung und Steigerung dieses Strebens ergibt mit voller Sicherheit Lust, eine Hemmung und Minderung aber Schmerz; verbindet sich mit der Lust und Lebenssteigerung der Gedanke einer fremden Ursache, so entsteht Liebe zu dieser, während Schmerz und Lebensminderung Haß gegen sie erzeugen.

So gewiß der Mensch ganz und gar unter dem Triebe der Selbsterhaltung steht, so notwendig muß er die Sache, die er liebt, sich nahezuhalten und zu fördern, die Sache aber, die er haßt, sich fernzuhalten und zu zerstören suchen; so gilt uns, je nachdem das Erlebnis uns erfreut oder schmerzt, sein Urheber als Freund oder Feind. In diesen Dingen ist nicht das mindeste zufällig und willkürlich; wie Lust und Schmerz, so können wir auch Liebe und Haß ebensowenig beliebig ändern wie einen Naturprozeß. Dabei beschränken Liebe und Haß sich nicht auf die Dinge, die uns unmittelbar berühren. Denn dieser Dinge Ergehen und Wirken hängt wieder an anderen; so wirken durch jene hindurch auch diese sonst fremden Dinge zu uns. Daher wird sich auch auf sie, wenn auch abgeschwächt, unser Affekt übertragen; wir lieben die Freunde unserer Freunde, weil sie fördern, was uns fördert, und wir lieben die Feinde unserer Feinde, weil sie schwächen, was uns schädigt; umgekehrt hassen wir die Feinde der Freunde sowie die Freunde der Feinde, weil sie das Gegenteil tun. Das alles verwickelt sich weiter dadurch, daß unsere Liebe und unser Haß nicht die ganze Sache zu treffen braucht, sondern auch durch einzelne Seiten von ihr erregt werden kann. Was irgend an ihr uns verwandt ist, das wird bei uns Zuneigung, was dagegen uns fremd ist, das wird Abneigung bewirken; was irgend, wenn auch nur äußerlich und zufällig, mit

Digitized by Google

angenehmen Erfahrungen zusammenhängt, an sie erinnert usw., das erzeugt Lust, sein Gegenteil aber Schmerz. Auf solchen Umwegen kann auch die allerentfernteste Sache Lust oder Schmerz, Liebe oder Haß bereiten; auch wird es begreiflich, daß wir zu lieben oder zu hassen vermögen, ohne der Gründe dessen irgendwie bewußt zu sein. Damit erklären sich Sympathien und Antipathien, die dem ersten Anblick völlig rätselhaft und willkürlich erscheinen; sie sind das in Wirklichkeit nicht, sie haben durchgängig Gründe, die mit strenger Notwendigkeit bestimmen, nur bleiben diese dem Menschen gewöhnlich verborgen. Eine eindringende Forschung aber wird sie stets entdecken und alle scheinbare Willkür zerstören.

Wenn Spinoza mit solcher Ausführung recht hat, so wird auch im Kriege die Sympathie oder Antipathie der draußenstehenden Völker stets feste Gründe haben; man wird, bevor man sich über jene aufregt, freut oder ärgert, ihren Gründen nachgehen müssen. Das vornehmlich in dem gegenwärtigen Kriege. Denn was er an Wirkungen und zugleich an Aufregungen bringt, das übersteigt bei weitem alles, was frühere Kriege davon brachten: nicht nur sind die aufgebotenen Kräfte größer als je zuvor, auch die Eigentümlichkeit der modernen Kultur, namentlich des Wirtschaftslebens, wirkt dahin, die Störungen weit eingreifender und weit empfindlicher zu machen. Denn mit Hilfe der modernen Verkehrs- und Verständigungsmittel sind die Völker einander weit näher getreten, Handel und Industrie haben zahlreiche Fäden zwischen allen Gebieten des Erdballs gewoben und binden das Wohlsein des einen Volks eng an das der andern, die Arbeit der Menschheit hat ein gewisses Gleichgewicht des wirtschaftlichen Lebens hergestellt, bei dem der eine mit Sicherheit auf den Austausch mit dem andern rechnet; nun kommt durch einen Krieg, wie es der jetzige ist, eine ungeheure Störung dieses Gleichgewichts, eine Störung, die sich von ihrem Zentrum über den ganzen Erdball ausdehnt und überallhin schwere Schädigung trägt. Kein Wunder, daß sich starke Affekte entzünden, und daß man bereit ist, Abneigung, ja Haß dem zuzuwenden, auf den man die Störung zurückführt. Noch stärker wird der Affekt erregt und noch entschiedener seine Richtung bestimmt durch das, was an Gutem oder Bösem für das eigene Befinden vom Ausgang des Krieges erwartet wird; namentlich ist es die Gemeinschaft von Feinden und die Hoffnung, vom Druck dieser Feinde befreit zu werden, welche Völker einander sympathisch macht. So dürfen wir Deutschen namentlich auf eine freundliche Stimmung bei den Völkern rechnen, die Rußlands unbegrenzte Eroberungsgier mit Gefahren bedroht. Andere aber sind uns unfreundlich, weil sie — nach unserer Überzeugung mit völligem Unrecht — Gefahren für sich von unserem Siege befürchten.

Bei diesen Fragen fällt weiter Sprach- und Stammesverwandtschaft schwer ins Gewicht. Das dürfen wir namentlich im Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Amerika nie vergessen, daß sie trotz aller Einwanderung anderer Völker noch immer in Sprache und Kultur ein überwiegend englisches Volk sind. So findet die englische Fassung des heutigen Kampfes dort unmittelbaren Eingang und gewinnt aufs leichteste die Gemüter, während wir, bei der geringen Bekanntschaft weiterer Kreise mit unserer Sprache, die unsrige erst mühsam begründen und gegen starre Voreingenommenheit durchsetzen müssen. Das ist überhaupt im gegenwärtigen Kampf ein großer Nachteil für uns, daß die Sprachen unserer englischen und französischen Gegner, namentlich zusammengenommen, viel weiter reichen als unser geliebtes Deutsch; eine Besserung war und ist hier im Gange, aber sie ist lange noch nicht weit genug vorgedrungen, um beider Partie gleichzumachen.

Was vor allem aber die Beurteilung des Kampfes unter wesentlich neue Bedingungen stellt, das ist die schier dämonische Macht der Presse, die dabei ersichtlich wird, ihre Macht, die Ereignisse ganz und gar in die Beleuchtung zu rücken, die den eignen Wünschen entspricht. Ein griechischer Sophist hat sich gerühmt, er könne die bessere Sache zur schlechteren und die schlechtere zur besseren machen; die Eindrücke, die wir von der Mehrzahl der englischen, französischen und der von ihnen beeinflußten übrigen Presse empfangen, zeigen, daß heute die Presse sich dieses Vermögen zutraut und daß sie damit Erfolg hat. Sie ist stark genug, sonnenklare Tatsachen, die

vor jedermanns Augen geschahen, in das gerade Gegenteil zu verkehren. Daß z. B. das Eingreifen Rußlands in die serbische Angelegenheit, wie es sofort ganz Europa in größte Unruhe und Aufregung versetzte, den Weltkrieg entzündet hat, das konnte kein Unbefangener verkennen; trotzdem hat es die ausländische Presse fertig gebracht, ihrem Leserkreis den Glauben einzuflößen, allein der deutsche „Militarismus" und die deutsche Eroberungssucht trage die Schuld an dem gewaltigen Weltkrieg. Daß England schon vor dem deutschen Einmarsch in Belgien entschlossen war, die Neutralität aufzugeben und Frankreich zu schützen, das zeigen die Akten des Parlaments unwiderleglich; trotzdem wird die Sache frommen Gemütern so dargestellt, als sei England wegen Belgien und zum Schutz der Verträge in den Krieg gegangen. Man könnte die Geschicklichkeit bewundern, mit der jene Presse es versteht, dem Publikum ein ihr genehmes Bild beizubringen, wenn nicht der Unwille über die grenzenlose Verlogenheit dieses Getriebes weit überwöge. Behauptungen von Tatsachen und beurteilende Reflexionen werden dabei eng miteinander verwoben; hinsichtlich der Tatsachen ist es eine alte Erfahrung der Wissenschaft, daß sie aufs leichteste Glauben finden, wenn sie nur recht zuversichtlich und mit genauer Angabe von Einzelheiten behauptet werden; der Vernehmende denkt dann leicht, etwas mit so bestimmten Angaben kann doch unmöglich glatt erfunden sein, gemäß jenem niederdeutschen Worte: „Disse Geschicht is lögenhaft to vertelln, aber wahr mutt se sin, anders kunn man se jo nich vertelln." Werden nun Tatsachen und Reflexionen so miteinander verbunden, daß jene diese vollauf zu bestätigen scheinen, so entsteht eine dichte Atmosphäre höchster Parteilichkeit und Unwahrheit, die jeden weiteren Vorgang sofort sich assimiliert, und deren Färbung der Sache dem Leser schließlich als ein unbestreitbarer Ausfluß lauterer Wahrheit gilt, namentlich wenn Monate hindurch gegenüber allem Wechsel der Ereignisse immer dieselbe Stimmung behauptet und den Lesern eingeprägt wird. Welche Gefahren damit drohen: Unwahrheit bei sich selbst, Ungerechtigkeit gegen den Feind, innere Zerklüftung und dauernde Verfeindung der Menschheit, das bedarf keiner Erörterung. Wir sagen nicht, daß alle ausländischen Blätter in jener Weise wirken, wir behaupten auch nicht, daß alle deutschen Blätter sich von leidenschaftlichen Übertreibungen und Entstellungen freigehalten haben, aber im großen und ganzen dürfen wir getrost behaupten, daß wir eine weit geringere Schuld daran tragen, wenn immer feindseligere Stimmungen zwischen den kämpfenden Völkern um sich greifen, wenn die innere Einheit und die gemeinsamen Ziele der Menschheit immer schwereren Schaden leiden.

So stürmischen Wogen der Leidenschaft und des Hasses gegenüber erscheint nun wie eine trostreiche Zuflucht die Idee der Neutralität; es scheint für den Gesamtstand der Menschheit von höchster Bedeutung, daß gewisse Kreise in ihr sich außer dem Streite halten und allem dem entgegenwirken, was er an Verfeindung erzeugt. Zu einer derartigen Neutralität genügt aber nicht die mehr formale Neutralität der Staaten und ein ihr entsprechendes äußerlich korrektes Benehmen, sondern es bedarf dazu einer Neutralität der Völker selbst, einer Neutralität des Geistes und der Herzen. Wie schwer aber eine solche ist, das zeigte uns die vorangehende Erörterung; von allen Seiten dringen auf den Menschen Eindrücke und Interessen ein, die ihn zur Parteinahme reizen; so geht echte Neutralität nicht aus dem Getriebe der Affekte hervor, sondern sie ist eine Gegenwirkung gegen dies Getriebe, sie ist eine moralische Forderung und eine moralische Leistung, ein Werk der Selbstzucht und Selbstüberwindung.

Gerechtigkeit und Humanität verbinden sich hier zu dem Verlangen, daß, wer außerhalb des Streites steht, nicht in ihn eingreifen wolle und daher alles vermeide, was den Haß zu schüren und den Streit zu verbittern droht, daß er hingegen alles tue, was den Kampf, wenn auch nicht aufzuheben, so doch edler und menschenwürdiger zu gestalten vermag, was ferner die durch ihn bewirkten Schäden mildern kann. Was das erstere anbelangt, so ist sicherlich nicht zu verlangen, ja nicht einmal zu wünschen, daß man draußen die großen Ereignisse mit kühler Gleichgültigkeit betrachte; der Mitlebende wird sich unvermeidiich ein inneres Urteil bilden und seine Sympathie

Digitized by Google

hierher oder dorthin wenden. Aber schon bei der Bildung des Urteils beginnt eine moralische Pflicht. Ein selbständig denkender Mensch darf sich nicht willen- und wehrlos von den auf ihn eindringenden Massenwirkungen fortreißen lassen, er sollte mit eigenen Augen sehen und aus eigenen Erwägungen entscheiden, er müßte sich dabei gegenwärtig halten, wie verschieden Liebe und Haß die Dinge zu sehen pflegen, wie oft selbst das, was sich als reine Tatsache gibt, schon eine Beurteilung und Stellungnahme in sich trägt, wie schwer es ist, aus dem Gewirr der Berichte und ihrem vielfachen Widerspruch die Wahrheit herauszufinden. So wird der wahrhaft Neutrale für sich selbst ein kritisches Verfahren üben und solchem Verfahren auch weiteren Einfluß zu gewinnen suchen zu Gunsten der Wahrheit und der Gerechtigkeit.

Noch mehr Vorsicht legt dem Gewissenhaften die Äußerung des von ihm gewonnenen Urteils auf. Gewiß hat er das gute Recht, die gebildete Überzeugung zu äußern, die Art dieser Äußerung aber muß bestimmte Grenzen wahren. Man kann sein abweichendes Urteil offen bekennen, darf aber dabei nicht beleidigen, man kann einzelne Handlungen mißbilligen, darf aber deshalb nicht ein ganzes Volk in Bausch und Bogen verwerfen und schmähen; denn immer sollte der Beurteilende sich gegenwärtig halten, daß, wie immer man über den Ursprung des Krieges und über die Politik der Staaten denken mag, jedes Volk, das um seine höchsten Güter kämpft und dabei Gut und Blut bereitwillig einsetzt, Ehre und Achtung verdient; ein solches Volk als Ganzes zu beschimpfen ist ein unverkennbares Zeichen unedler Gesinnung. Schon der einfache Anstand sollte verbieten, daß jemand, der sich fern vom Streit im sicheren Hafen der Neutralität befindet, von hier aus vergiftete Pfeile gegen die im Kampf Befindlichen sendet. Besonders verwerflich sind dabei Kollektiverklärungen gehässiger Art. Denn bei ihnen liegt offenbar die Absicht vor, auf die allgemeine Meinung zu wirken und den einen der Kämpfenden herabzusetzen. So war es vollauf begreiflich, daß die bekannte Genfer Erklärung in Deutschland allgemeine Entrüstung hervorrief und als ein arger Verstoß gegen den Geist der Neutralität empfunden wurde.

Zur Pflicht der Gerechtigkeit gesellt sich aber die des Wohlwollens und der Humanität. Der Neutrale soll nicht nur den Kampf nicht gehässiger machen, er soll, so gut er irgend kann, der Gehässigkeit entgegenarbeiten, er hat eine edle Aufgabe darin, das Große, das auf jeder Seite liegt, hervorzukehren und zur Geltung zu bringen, er kann einer Entstellung von Tatsachen widerstehen und mutig für Wahrheit kämpfen, auch wenn sie irgendwo nicht gefällt. So gewiß er sich hüten muß, die Kämpfenden unmittelbar versöhnen zu wollen, er darf sie an das erinnern, was außerhalb des Streites liegt. Und vor allem bleibt ihm die hohe Aufgabe, sich des Leides anzunehmen, das ein solcher Krieg hervorbringt; sicherlich gibt es kaum eine schwerere, aber auch schönere Samaritertätigkeit, als sie auf diesem Gebiete geübt wird, wo jeder Gedanke an eine äußere Belohnung fernliegt. So eröffnet sich dem Neutralen im Zurückhalten und im Wirken ein reiches Feld der Betätigung; auch heute fehlt es keineswegs an einer echten Neutralität des Geistes und der Gemüter.

⌘ ⌘ ⌘

Wie Neutralität der Staaten und Neutralität der Völker verschiedene Dinge sind, so haben auch im gegenwärtigen Krieg wir Deutschen in dieser Hinsicht Verschiedenes erlebt. Über die Neutralität der Staaten können wir uns im allgemeinen nicht beschweren, nur das Benehmen der Vereinigten Staaten von Amerika kann uns unmöglich gefallen. Denn es erscheint hier ein merkwürdiger Widerspruch: mit besonderem Nachdruck wird dort der Segen des Friedens verkündet und uns vorgehalten, auch in den Kirchen aller Bekenntnisse für die Herstellung des Friedens gebetet, zugleich aber wird der Industrie erlaubt, in ungeheurem Umfang unsere Gegner mit Waffen und Munition zu versorgen und damit nach bestem Vermögen den Krieg zu verlängern. So preist man den Frieden und profitiert vom Kriege. Mag das den formellen Vorschriften des Völkerrechts nicht widersprechen, dem Geist der Neutralität widerspricht es durchaus, da jene unbeschränkte Waffenausfuhr lediglich und allein

Digitized by Google

unseren Gegnern zugute kommt. Amerika setzt sich damit dem Vorwurf der Scheinheiligkeit aus, es sollte ihn möglichst bald entkräften.

Mehr aber als über die Staaten haben wir über manche Völker hinsichtlich der Neutralität zu klagen. In weitem Umfange ist es unseren Gegnern gelungen, auch neutrale Völker gegen uns einzunehmen, ihnen die ruhige Besinnung und gerechte Abwägung zu rauben, ihnen gehässige Schlagworte gegen uns aufzudrängen. Dahin gehört vor allem das Schlagwort Militarismus; mit ihm sucht man die deutsche Sache von vornherein ins Unrecht zu setzen und uns die Schuld am Weltkriege aufzubürden. Der Sinn jenes Wortes ist bei unseren Gegnern voller Unklarheit, aber unklare Vorstellungen haben von jeher besonders das Urteil getrübt und wilden Haß erzeugt. Daß unsere Gegner sich dieses Schlagworts bedienen, um ihren Kampf gegen uns vor den anderen und wohl auch vor sich selbst zu rechtfertigen, ist begreiflich genug, sie können nicht wohl zugestehen, daß unsere Kraft und unsere Blüte ihnen im Wege stand, sie müssen aber doch ihren Angriff irgendwie begründen, und dazu eben dient der Ausdruck Militarismus mit den Antipathien, die er erweckt. Was wird denn bei ihm gedacht? Besagt er, daß wir ein starkes Heer besitzen und dieses in hohen Ehren halten, auch daß wir von der militärischen Ausbildung des ganzen Volkes wertvolle Folgen für seine physische und moralische Gesundheit erwarten, so sei das bereitwillig zugestanden. Aber was liegt darin an Vorwurf, und haben nicht die Franzosen ein ebenso starkes und die Russen ein noch weit stärkeres Heer als wir?

In Wahrheit wird dem Begriff die Bedeutung beigelegt, als dränge bei uns die Sorge für das Heer alle anderen Zwecke zurück, und es liege das Ruder des Staates in den Händen einer „Militärpartei". Wie sehr solche Behauptungen der Wirklichkeit widersprechen, das bedarf für uns Deutsche keiner Erörterung, aber auch den unbefangenen Fremden sollte die Blüte unseres Handels und unserer Industrie, die Tatsache, daß die Volksbildung in keinem großen Staate so hoch steht wie bei uns, die Tatsache, daß Deutschland in der sozialen Fürsorge des Staates für das ganze Volk allen übrigen Ländern voranging, die Tatsache endlich, daß in Deutschland heute alle Klassen und Parteien, auch die Sozialdemokraten, einmütig zusammenhalten, ein wenig bedenklich dagegen machen, ein solches Volk mit dem Schlag- und Schmähwort des Militarismus charakterisieren zu wollen. Und doch sind es in den neutralen Staaten, namentlich in Amerika, selbst hervorragende Gelehrte, die sich nicht scheuen, uns so zu verketzern. Das ist eben eine Hauptgefahr des modernen Lebens, daß Massenwirkungen dem einzelnen das selbständige Urteil rauben und ihn zum willigen Sklaven des Durchschnitts machen.

Mit jenem Vorwurf des Militarismus hängt eng zusammen der einer politischen Rückständigkeit: wir werden als ein reaktionäres Volk verschrien, gegen das zu kämpfen im Interesse der Freiheit und des Fortschritts sei. Wir brauchen kein Wort an die Widerlegung so törichter Anklagen zu verlieren, es sei nur in Kürze gezeigt, woher solcher Unsinn stammt. Man hat sich draußen ein politisches Ideal gebildet, man erklärt namentlich einen möglichst schrankenlosen Parlamentarismus für das Ideal des menschlichen Zusammenseins. Dieser fremde Maßstab wird nun an unsere Verhältnisse angelegt, und weil sie ihm nicht entsprechen, werden wir als minderwertig, als rückständig, ja als Gegner der Freiheit erklärt.

Aber wir können und wollen nach unserer Natur und unserer Geschichte jenes Ideal nicht als leitend anerkennen, wir haben andere Begriffe von Freiheit, wie denn jedes große Kulturvolk seinen eigenen Begriff von Freiheit hat, im besonderen sehen viele von uns in dem reinen Parlamentarismus so viele Nachteile und Gefahren, daß er ihnen nicht als eine Gewähr, sondern als eine Gefahr für die Freiheit erscheint. Kurz, wir haben unser eigenes Ideal, wie für das gesamte Leben, so auch für den Staat, und wir glauben genug in der Kulturarbeit geleistet zu haben, um verlangen zu dürfen, nach unseren eigenen Maßen und Zielen beurteilt zu werden. Aber auch unter den Neutralen erkennen uns manche das nicht zu; indem sie uns aber an den Idealen Fremder, ja denen unserer Gegner messen, kön-

Digitized by Google

nen sie uns leicht ins Unrecht setzen und Verstimmung gegen uns erzeugen. Dem Geiste der Neutralität widerspricht das durchaus; in ihm liegt die Forderung, sich möglichst in jedes Gegners Art zu versetzen und danach das Urteil zu bilden.

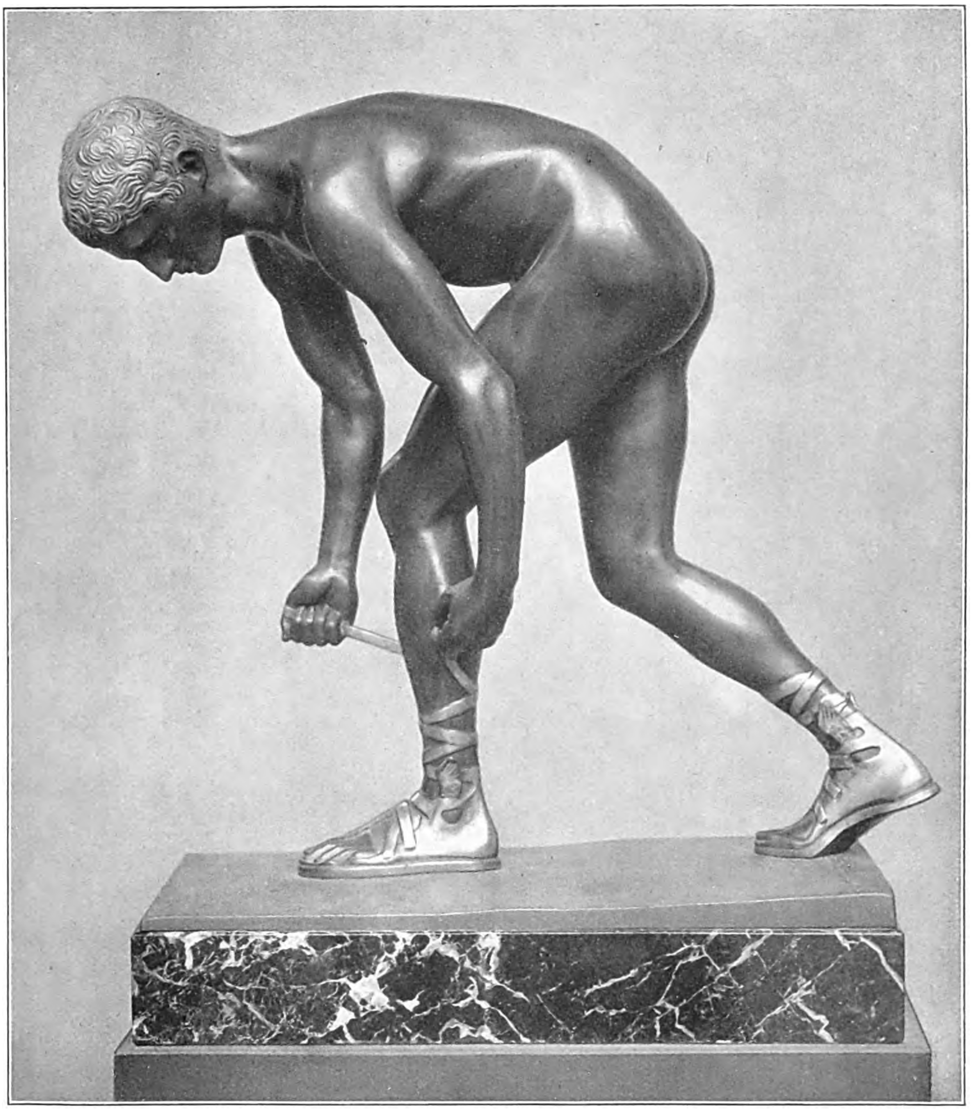
Neben solcher unter dem Gewande der Neutralität versteckten Feindschaft erscheint auf neutraler Seite auch noch ein anderes Benehmen, das nicht bösem Willen entspringt, das uns aber doch verdrießt. Wir vermissen oft auch bei uns Wohlgesinnten eine genügende Anerkennung der ungeheuren Spannung der Lage, in welcher wir uns befinden. Wir haben einmütig die Überzeugung, den Krieg nicht gewollt zu haben, sondern durch unsere Gegner dazu gezwungen zu sein, nun steht die halbe Welt gegen uns in Waffen, die wildesten Völker werden gegen uns losgelassen, einer ungeheuren Übermacht haben wir uns zu erwehren. Dabei wissen wir, daß die Absicht unserer Feinde auf unsere nationale Demütigung, ja Vernichtung geht, man will unsere Art nicht dulden, wir kämpfen um Sein oder Nichtsein.

Bei solcher Lage gilt es die Aufbietung aller Kraft, in ihr werden, ja müssen sich starke Affekte entzünden, und da unser heiligster Besitz aufs härteste angefochten wird, so kann auch ein edler Zorn nicht fehlen, ohne den sich nach Platon nichts Großes erreichen läßt. Nun aber sehen die Danebenstehenden, die außer dem Gefecht Befindlichen darin leicht einen Überschwang, sie halten sich an einzelne Auswüchse, die bei einer so gewaltigen Aufregung schwer zu vermeiden sind, und mäkeln deshalb am Ganzen, sie glauben uns zu größerer Ruhe, Besonnenheit und Milde mahnen zu sollen, sie berufen sich dabei wohl auch auf das Christentum und finden unser Benehmen nicht im Einklang mit seiner Moral. Nun ist das Christentum gewiß an erster Stelle die Religion der Liebe, aber einer Liebe auf dem Grunde einer sittlichen Ordnung; die Aufrechterhaltung dieser Ordnung in der dunklen und feindlichen Welt ist nicht möglich ohne Entschiedenheit und Kampf, neben der Liebe bedarf es hier auch der Tapferkeit und der Gerechtigkeit. Bloße Weichheit wird unvermeidlich zur Weichlichkeit. Wie nun zwischen Liebe und Gerechtigkeit ein Ausgleich zu finden sei, das hat die tiefsten Geister des Christentums, das hat einen Augustin und einen Dante gewaltig bewegt und aufgeregt, das ist eine Frage, die sich unmöglich nebenbei behandeln läßt. Jedenfalls fehlt dem Christentum nicht ein gewaltiger Ernst und eine Scheidung der Geister, auch hat es von Anfang an mit höchster Energie die Lauen verworfen.

So darf ein Volk, das einen ihm aufgedrungenen Krieg gegen eine ungeheure Übermacht mit voller Hingebung der Gesinnung, mit höchster Opferwilligkeit und heroischer Tapferkeit führt, auch vom Standpunkt des Christentums aus guten Gewissens sein, es darf sich gewiß nicht fehlerlos halten, wohl aber darf es sich ein schultantenhaftes und sentimentales Moralisieren verbitten. Es paßt nicht in eine heroische Zeit, wie wir sie heute erleben.

Wenn wir uns aber verschiedener Dinge erwehren müssen, die von neutraler Seite an uns kommen, so sei darüber keineswegs vergessen oder nur irgendwie abgeschwächt, was dort an Großem geleistet wird und was auch uns zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Wieviel redliches Streben nach besserer gegenseitiger Würdigung der Kämpfenden, wieviel humane Hilfe für Notleidende und Gefangene, wieviel Mühen, zu einem gerechten Urteil zu gelangen und über den gewaltigen Kämpfen der Zeit nicht die ewigen Ziele der Menschheit aus den Augen zu verlieren! Die Gegenwart zeigt sicherlich viel Kleines und Gemeines, aber sie zeigt auch viel Edles und Großes, und dies nicht nur bei den Kämpfenden, sondern auch bei denen, welche der Not und dem Elend steuern möchten, das unvermeidlich den Kampf begleitet. Jeder an seiner Stelle hat hier Aufgaben schwierigster Art; uns, uns allen, nicht nur den Handelnden, sondern auch den Urteilenden ist eine große Verantwortung auferlegt; geben wir uns alle Mühe, daß wir vor dem Urteil der Geschichte und — was unvergleichlich schwerer wiegt — vor unserem eigenen Gewissen und vor der ewigen Wahrheit bestehen können. Die große Zeit darf nicht kleine Menschen finden.

Digitized by Google



Hermes

Bronzebildwerk von Prof. Wilhelm Wandschneider

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Jugend eines Idealisten

Roman von Gabriele Reuter

(Fortsetzung)

In der altmodischen Weinstube von Frederich, an der Potsdamer Straße, die stets von der Literatur bevorzugt worden ist, fanden die beiden um einen langen Tisch eine bunte Gesellschaft versammelt. Den Ehrenplatz an der Tafel nahm eine Dame von mittleren Jahren ein, deren weitentblößter Busen ein weißes Licht über die ganze Umgebung auszuströmen schien. Ja es war, als ob die üppige Frauenbüste gleichsam den Mittelpunkt der Huldigungen für den Autor bildete. Auf dem stark gepuderten Gesicht der Dame lag ein Lächeln, das dort angefroren zu sein schien und von seiner Kühle auch dem Blick der Augen mitteilte. Sie redete mit einer scharfen, harten Stimme nach allen Seiten hin von dem Stück, wie von einem Handelsartikel, dessen Vertrieb sie einmal übernommen und den sie trotz unglücklicher Marktlage schon in die Höhe zu bringen hoffe.

Zuweilen warf sie einen beobachtenden Blick auf Lohmann, dessen Stuhl ihr gegenüber leer stand, während er sich am Ende des Tisches aufgeregt mit dem jungen Braneck, mit Doktor Lazarus von den „Tragischen Masken" und mit der Gröna unterhielt. Marlinde stand in einem weißen Gazekleide, das mit blassen Rosen bestickt war, hochaufgerichtet, und vereinigte alle Männerblicke von den übrigen Tischen auf sich.

Zur Rechten der Schutzherrin Anselm Lohmanns saß ein Frauchen mit runden roten Wänglein, auf denen noch die Tränenspuren hafteten, die sie während des wilden Ringens im Theater vergossen hatte. Man konnte nicht im Zweifel sein, daß sie des Dichters Mutter war. So unberlinerisch saß sie da mit den vielen unnötigen Besätzen auf ihrem braunen Seidenkleide und blickte erstaunt aus ihren munteren Vogelaugen auf das ungewohnte Leben ringsumher. Anselm Lohmanns Vater sprach sachgemäß mit dem Oberkellner über die Getränke; der rundliche, launige Herr war Besitzer einer Wein- und Frühstücksstube in einem schlesischen Städtchen. Die Offiziere und die Herren vom Gericht verkehrten gern bei ihm. Allerlei Verwandte, welche die Familie Lohmann in Berlin besaß, kleinere Kaufleute, ein Oberlehrer, zwei altjüngferliche Schwestern hatten sich die interessante Gelegenheit nicht entgehen lassen. Zwischen ihnen saßen in bunter Reihe junge Schriftsteller mit ihren Gattinnen, die Direktor Brandt sprechen wollten, auch eine Anzahl bildender Künstler, die gehört hatten, Nathan werde an diesem Abend bei Frederich sein. Lohmann kam auf Frank zu und flüsterte: „Haben Sie es auch gehört? Man sagt, es sei gepfiffen und gezischt worden? Ich habe nichts gehört — es kann ja sein — es ist ja ganz gleichgültig! Alles ging unter in diesem ungeheuren, tosenden Beifall — so etwas von Beifall ist noch gar nicht dagewesen! Die Leute rasten gerade vor Entzücken . . . Wie oft bin ich eigentlich herausgerufen worden? Ich weiß es nicht mehr — ich war ja selbst wie in einem Taumel! Ehrlich — ich bin erstaunt über diesen Erfolg. Ich glaubte, nachdem der Regisseur die Liebesklage Basilias um ihren Sohn zur Hälfte gestrichen hatte, müsse der letzte Akt abfallen . . ."

„Sehen Sie, lieber Lohmann, wir Theaterleute haben doch recht in solchen Sachen, wenn die Herren Autoren sich da nur immer auf uns verlassen wollten —" Braneck sagte es herablassend, schob den Arm unter den von Doktor Lazarus und entfernte sich, während der Redakteur ihm ins Ohr flüsterte: „Der wird sich wundern, wenn er morgen die Presse in die Hand kriegt — au weih . . ."

„Glauben Sie, daß es arg wird?" fragte Braneck und zog die Brauen hoch.

„Wenn ich das Gesicht von Doktor Kloer recht beurteile, so brütet er nichts Gutes.

Digitized by Google

Nein, dieser Heerbann von Verwandten — der reine Lohmannsche Familientag. Kommen Sie, drüben an der Ecke sind wir am sichersten."

Marlinde Gröna gestattete es, daß Lohmann ihr die Hand küssen durfte, nachdem sie ihm die Teerose überlassen hatte, die an ihrer Brust gewelkt war. Aber dann wurde er von Frau Aksakoff an seinen Platz ihr gegenüber zurückgerufen und empfing einen so strengen Blick der kühlen Augen wie ein Schuljunge, der Strafe verdient hat. Papa Lohmann hielt bei Kupferberg Gold eine Rede, in der er allen Anwesenden dankte, daß sie gekommen seien, um seinen Dichter-Sohn feiern zu helfen.

„Den armen Lohmann wird Ihre Rose teuer zu stehen kommen," sagte Gattern zu Marlinde.

„Ja — augenscheinlich ist er der besondere Freund der alten Dame! Bleiben Sie doch neben mir, Herr von Gattern, ich fühle mich hier wie auf einer wüsten Insel. Ich weiß nicht, warum ich eigentlich kam! Es war nur, weil ich mich fürchte, zu Bett zu gehen. Das ist so schrecklich, wenn man nicht schlafen kann . . ."

„Sie leiden an Schlaflosigkeit—nein—wenn man Sie sieht mit Ihren wunderbaren Farben, kann man das gar nicht glauben . . ."

„Ach — ich habe sehr gutes Pariser Rouge. Wissen Sie was, wir gehen bald — Gott — sehen Sie doch die zwei Tanten mit den gestrickten Schals um die Schultern und den Sammetschleifen im Haar! Ich kenne sie ja doch — ach — ach — das sind ja meine Schokoladenfräuleins! Ich kaufe ja meine Pralinees bei ihnen in der Kurfürstenstraße! Was wollen die nur hier?" Marlinde brach in ein mädchenhaftes Kichern aus und hielt das Spitzentuch vors Gesicht.

„Kommen Sie noch mit ins Café?" fragte Gattern, den die Erwähnung des Rouge kecker gemacht hatte.

„Nein — mehr Zigarrenrauch als man hier schon schlucken muß, kann ich an einem Abend nicht vertragen. Frank und Sie sollten mit zu mir kommen. Meine Jungfer macht uns einen famosen Mokka! Ich habe herrlichen Cherry-Brandy, Exzellenz Ravignol hat ihn mir geschenkt — kennen Sie Exzellenz Ravignol? Ich wollte mit ihm ins Theater gehen, aber ich habe mich mit ihm heute nachmittag gezankt. Darum will ich Sie mit mir nehmen, das ärgert ihn!"

„Dürfen wir wirklich — wahrhaftig?" fragte Klaus leise, und ein Rot stieg in sein schmales schönes Römergesicht. „Frank — was sagst du ... ist die gnädige Frau nicht bezaubernd gütig?"

Frank blickte auf. „Ich weiß nicht, ob es eigentlich schmeichelhaft für uns ist, wenn wir mitgenommen werden, um jemand anderen zu ärgern . . ."

Marlinde schüttelte sich vor Vergnügen. „Da haben Sie ganz recht, kleiner Frank! Ach Gott, dieser Freund von Ihnen ahnt noch nicht, wie gleichgültig oder widerwärtig ihr mir alle seid."

Während Gattern in das weiche Gesicht blickte, dessen Mundwinkel sich mit einem verdrossenen, müden Ausdruck senkte, wußte er keine Antwort zu finden, weder eine liebenswürdige noch eine aufreizende. Es kam nur ein unbestimmtes Mitleid in sein Herz.

„Gnädige Frau — Sie sollten doch vielleicht versuchen, keinen Mokka zu trinken, und zu schlafen," sagte er nach einer Weile ...

Aber Marlinde warf den Kopf herrisch zurück. „Ich bin's nicht gewöhnt, daß man mir widerspricht!" Sie sah Klaus eine Sekunde lang aus halbgeschlossenen Lidern hervor in die Augen, und er wußte, daß er ihr folgen mußte. Darauf ging sie mit ihren wiegenden Schritten an dem Tisch entlang zu Nathan, um sich von ihm mit Sekt versorgen zu lassen. Sie flirtete dabei ein wenig mit Doktor Lazarus und äugte zu Anselm Lohmann hinauf, der auf seinem Ehrenplatz gegenüber von Frau Aksakow und der Mutter unruhig hin und her rutschte. Endlich hielt er sich nicht mehr. Blaß wie ein Mondsüchtiger stand er auf und näherte sich Marlinden.

„Fliehen wir! Schnell meinen Mantel!" rief sie Gattern zu, der sich ebenfalls wieder in ihre Nähe begeben hatte. „Die Protektorin lauert mir sonst an einer Straßenecke auf und gießt mir Vitriol ins Gesicht!" Gattern sprang behende zur Garderobe; während er Frank zurief, für ihn mit zu zahlen, hatte er Marlinde schon in ihren milchweiß gleißenden Königsmantel gehüllt. Obschon Nathan, Lazarus und

Digitized by Google

andere Herren am Tische sie mit Bitten bestürmten, noch zu bleiben, lief sie ihnen ohne Gruß und Dank davon und stand am Ausgang des Saales, als Lohmann, durch den Wirrwarr, den ihr Aufbruch veranlaßte, zurückgehalten, sie endlich erreichte. Frank hörte, wie sie ihm zurief: „Besuchen Sie mich morgen nachmittag zum Tee — ich muß noch viel über die Basilia mit Ihnen plaudern."

Also kannten sich die beiden doch näher und länger, als es den Anschein hatte? Frank berichtigte zerstreut dem Kellner die Zeche für sie alle drei und fand dann Gattern und Marlinde auf dem Bürgersteige seiner wartend.

„Wir haben nur ein paar Schritte bis zu meiner Wohnung," sagte Marlinde, faßte den milchweißen Atlas ihres Mantels und die Chiffonwogen ihrer Schleppe zusammen und schritt mit bloßem Haupte wie etwas unerhört Feenhaftes, Unwirkliches zwischen den beiden jungen Männern über das Pflaster der Potsdamer Straße.

Einsame Nachtschwärmer, die mit hochgeschlagenem Kragen in dem scharfen Novemberwind heimwärtseilten, blickten der hellen, schimmernden Erscheinung bestürzt, verlangend oder mißbilligend nach.

‚Sie gehört in die Schönheitsgalerie eines Fürstenschlosses,' dachte Klaus. ‚So müssen die Frauen gewesen sein, um derentwillen Revolutionen entstanden.'

In der Nähe der Brücke liegt eine kleine Straße, an der das Leben der großen Verkehrsadern vorbeiflutet, ohne sie auch nur zu berühren. Abends ist es hier fast dunkel, so jäh endet die elektrische Beleuchtung, so trübe scheinen die Gasflammen unter den großen Bäumen. Es ist eine vornehme Straße mit unmodernen Häusern, von alten Gärten umgeben. Hierhin führte Marlinde ihre Begleiter. Unter leisem Kichern und Scherzen stiegen sie, nachdem eines dieser verschwiegenen Häuser geöffnet worden war, beim Schein von Wachszündhölzern, deren Klaus eine Menge anstrich und wieder verlöschen ließ, breite und ansehnliche Treppen empor. Auf ihren Absätzen standen weiße Gipsfiguren, wie man sie vor fünfzig Jahren als Schmuck der Treppenhäuser liebte. Endlich hatte man den obersten Absatz erreicht. Marlinde ließ Frank die Klingel ziehen. Es öffnete ein Mädchen in einem kammerzofenhaften Anzug.

„Schnell — Kaffee — Mokka — ins türkische Zimmer," sagte Marlinde laut. „Es ist doch hell drin?"

„Ja, gnädige Frau," sagte das Mädchen und öffnete die Tür zu einem Raum, dessen Wände wie auch der Fußboden mit orientalischen Teppichen der kostbarsten Arten verhängt waren. Diwans mit weichen Ruhepolstern und kleine türkische Rauchtische vervollständigten die Einrichtung.

„Aber Gnädigste, hier haben Sie ja ein Vermögen an den Wänden hängen," rief Klaus erstaunt.

„Ja — es sind seltene Stücke darunter," sagte Marlinde. „Der Herzog war Sammler. Seine Mutter hat mir das Zeug überlassen." Sie sprach die letzten Worte zu Frank gewendet. Ein Zucken ging durch ihr Gesicht und machte es für einige Augenblicke erschreckend häßlich.

Die Zofe nahm ihr den Mantel ab, während die jungen Männer verlegen in der roten Dämmerung des üppigen Gemaches standen. Ihre Weltkenntnis reichte nicht aus, um sich in diesen befremdenden nächtlichen Umständen zurechtzufinden. Keiner von beiden wußte, welch eine Art von Betragen hier von ihnen verlangt wurde.

Hinter dem Kelim, der statt der Tür einen Nebenraum abschloß, hörte man einen stoßenden, polternden Lärm, wie wenn ein großes Tier sich ungefüge erhebt.

„Jette — Jette — bist du noch da?" rief Marlinde Gröna und schob den Kelim zur Seite. Ihr Gäste blickten in ein zweites, atelierartig eingerichtetes Zimmer. Aus einem Lehnstuhl arbeitete sich dort ein ungefüges Wesen empor, griff nach ein paar Krücken, die neben dem Sitz gelegen hatten, stützte sich darauf und kam langsam näher. Der Boden dröhnte von stoßenden, schiebenden Bewegungen.

„Jette, willst du sitzen bleiben!" rief Marlinde herzlich. „Es sind nur zwei Studenten, die ich mitbringe. Sie können zu dir kommen, um dich zu begrüßen! — Hast du dich gut unterhalten, während ich fort war, du altes, gutes Tier?" Sie lief auf die in ein unförmiges braunes Gewand gehüllte abenteuerliche Erscheinung zu, faßte den tief in den Schultern

Digitized by Google

steckenden Kopf zwischen ihre beiden weißen Hände und küßte das unglückliche Geschöpf mehrere Male auf beide Wangen, auf die Augen, auf den Mund. „Hat Anna dich auch gut versorgt? Hat dir auch nichts gefehlt? — Das ist Frank Welzien, von dem ich dir erzählt habe! Hier ist mein Schutzgeist, Frank! Meine Freundin Henriette von Cluny. Der treueste Mensch unter der Sonne. Dagegen können mir die anderen Biester alle gestohlen werden. Komm, Jette, wir setzen uns ins Türkische und trinken Kaffee! Feinen, starken, heißen Mokka! Ich bin schauderhaft durchfroren. Gattern, machen Sie das Feuer im Kamin zurecht, daß ich mir die Füße wärmen kann." Ihr Gesicht strahlte in Heiterkeit und Güte. Sie faßte das verkrüppelte Wesen unter den Arm. Frank wollte zur Hilfe herbeieilen, aber Marlinde bedeutete ihn, nur den Kelim in die Höhe zu halten.

„Sie geht allein sicherer, als wenn ihr jemand hilft, der es nicht gewohnt ist. So — holen Sie ihren Stuhl von drin herein, bitte!" Frank ging in das Zimmer, das halb Salon, halb Eßzimmer und halb Studio war, mit einem großen Tisch am breiten Fenster, auf dem Wasserfarben, Gläser und Zeichenbretter lagen und standen. Eine Treppe führte zu einer Galerie, welche die eine Hälfte des Ateliers begrenzte.

Nachdem Henriette von Cluny mit ziemlich viel Mühe auf ihrem weiten Stuhl untergebracht war, warf sich Marlinde vor dem Kamin auf ein großes Kissen. Sie streckte abwechselnd die Füße in den spitzen Silberbrokatschuhen und die nackten Arme und Hände der roten Glut entgegen. Klaus kniete neben ihr und schürte bald mit dem Blasebalg, bald mit einer polierten Stahlzange die kunstgerecht vor ihm aufgetürmten brennenden Buchenscheite zu prasselnden Flammen. Marlinde war ganz dem Genusse hingegeben, sich die frierenden Glieder zu durchwärmen. Aufgelöst, wie sie neben Klaus auf den Kissen lag, enthüllte sie ihm soviel von der perlmutterweißen Schönheit ihrer Haut, ihrer Schultern und Arme, zeigte ihm so zwanglos die feinen, rassigen Formen ihrer schlanken Füße, von denen sie in kindischem Spiel die Brokatschuhe weit ins Zimmer hineingeschleudert hatte, daß ihm die kühle Selbstbeherrschung bedenklich ins Wanken geriet.

‚Hexe — verfluchte Hexe,' dachte er in heißem, süßem Haß, ‚du sollst mich nicht haben —'

Er biß die Zähne aufeinander und blickte sie feindlich von der Seite an. So nahe war er ihr, daß er das unruhige Zucken ihrer Nerven über den Brauen und in den Mundwinkeln sah. Mit jedem Atemzug spürte er den schweren Orchideenduft, der von ihr zu ihm hinflutete. Aus dem künstlichen Flechtengewirr ihres Kopfes hatte der Wind einzelne Locken gelöst, die nun bei jeder ihrer hastigen Bewegungen auf dem Nacken hin und her glitten. Sie waren wie lebendige Wesen, diese braunen Ringel. Klaus wurde von einer unwiderstehlichen Lust gefoltert, mit ihnen zu spielen — all dieses Weiche, Schimmernd-Lockige aufzulösen, zu zausen, seine Hände tief darin zu vergraben. Schließlich faßte er eine der Haarsträhnen mit zwei Fingerspitzen und zog leise daran. Marlinde befreite sich mit einem Ruck des Kopfes, wie man eine lästige Biene verscheucht.

„Lassen Sie das!"

Lässig richtete sie sich auf und rief ins Zimmer zurück, wo Frank neben Henriette von Cluny stand und mit ihr sprach: „Die ist die einzige, die zu mir gehalten hat. Der einzige Mensch, den ich noch lieb habe — daß ihr's nur wißt. Die gilt mir mehr als ihr Affen alle miteinander."

„Haben Sie uns mit heraufgenommen, um uns das zu sagen?" fragte Klaus. Er freute sich, seinen weltmännischen Ton wieder gefunden zu haben. Er liebte diese kühle Ironie an sich.

„Was dachten Sie etwa sonst?" murrte Marlinde. „Ich mag des Abends nicht allein sein." Ein Schatten kam über ihr kindlich-weiches Gesicht, der Schatten einer aufsteigenden Angst. Aber Klaus sah ihn nicht, er war befangen in dem Fieber seiner Wünsche. Es schien ihm eine gewollte krampfhafte Koketterie, als sie aufschrie: „Ach — da kommt der Kaffee!" Den nackten Arm mit der ringefunkelnden Hand weit hinausgestreckt, empfing sie aus der Hand der Dienerin das Tablett, auf dem die gefüllten Schälchen in silbernen Bechern standen. Sie setzte es zwischen sich und Klaus auf den Teppich.

„Nehmen Sie — er ist heiß," sagte sie

Digitized by Google

befriedigt, eine der Schalen an die Lippen setzend, „ah — das ist gut. Trinken Sie Cherry-Brandy? — Kommen Sie, Frank! Bedienen Sie Jette! Ja, wollen Sie? Dieser junge Mann hier denkt nur an sich!"

„Sie haben mich erkannt," flüsterte Klaus zärtlich und geheimnisvoll. Marlinde stieß ein verächtliches Gelächter aus.

„Wir denken alle nur an uns selbst. Ach, wir wollen ja alle nur uns selbst und unser eigenes Leben!"

„Ja, dann — dann verstehen wir uns doch —?"

„Wir verstehen uns gar nicht," antwortete sie laut mit harter Grobheit.

„Marlinde, nimm nicht mehr, sei doch nicht so unvernünftig." Henriette von Cluny rief es bittend. „Sie kann ohnehin nicht schlafen, und nun trinkt sie noch den schrecklichen Kaffee," klagte sie mit ihrer warmen, dunklen Stimme, die wie ein Wunder aus dem mißgestalteten Körper von den Negerlippen klang.

„Der Brandy macht's wieder gut," sagte Marlinde, legte den Kopf zurück und goß sich mit einer kecken Bewegung den Inhalt des schlanken Stengelglases in den Mund. Der war rot und lechzend wie eine böse, schöne Blume. Stumm hielt sie dem Studenten das geleerte Glas entgegen. Er füllte es aus der schweren, eckigen Flasche zum zweiten- und zum drittenmal.

Ein spöttisches Lachen kam in seine Augen. Sie war doch richtig von ihm eingeschätzt...

Henriette seufzte, aber sie schritt nicht weiter ein. Sie sprach mit Frank über seine Heimat, die sie kannte. Sie sprach teilnehmend wie eine Mutter und blickte ihn dabei mit Augen an, die den unergründlich rührenden Blick eines großen Bernhardinerhundes besaßen.

Es tat ihm wohl. Irgendwie empfand er es als eine Erleichterung, daß sie nicht auch schön war und beunruhigend, daß er so friedlich in dieses fette Negergesicht mit den guten Augen blicken konnte.

„Ihr müßt meine Terrasse sehen," rief Marlinde aufspringend. „Da oben wird der Sturm brausen — da denkt man gar nicht, daß man in Berlin ist."

„Ihr Mantel — Ihr Mantel, gnädige Frau!" rief ihr Klaus nach, während sie schon im großen Atelier oben auf der Treppe stand. Er hüllte sie in die weiße weiche Seide, und beide verschwanden hinter der Tür, die zum Dachgarten führte.

„Gehen Sie nur auch," meinte Henriette sanft. „Es ist schön dort oben! Ich sage Ihnen gleich Gutenacht! Ich bin müde und lasse mich vom Mädchen in mein Zimmer führen. Wollen Sie ihr klingeln? Dort . . ."

Frank erfüllte ihren Wunsch und küßte ehrfurchtsvoll die Hand der unglücklichen Verkrüppelten.

Als er die Treppe hinaufgesprungen war, riß ihm der Sturm fast die Tür aus der Hand. Zwischen jagenden Wolken brach der Mond hervor und umhüllte sich gleich wieder mit Dunkelheit. Blattlose Baumwipfel knarrten und bogen sich im sausenden Winde. An den Eichen rauschte das dürre Laub, finstere Fichten standen schauernd. Man war hier mitten in der gewaltigen Stadt, von einem Reste alter vornehmer Gärten umgeben, zwischen denen Schornsteine und Dachfirste fern und nahe emporragten. Das heulte, pfiff und rasselte, wenn der Sturm sich in ihnen verfing. Marlinde stand in ihrem milchweißen Mantel aufrecht und trotzig in der wilden Nacht. Das traurige Kindergesicht schaute emporgewandt dem Monde entgegen. Einem Lichtkahn gleich tauchte er unter den schwarzen Wolkenwellen nieder, um nach einigen Sekunden siegreich wieder emporzuschwimmen und aufs neue von dem Rachen eines dunklen Ungetüms verschlungen zu werden.

Von den drei jungen Menschen hatte keiner den Wunsch zum Reden. Am Ende machte Frank die Bemerkung, Frau von Gröna werde sich den Tod holen, wenn sie länger in ihrem dünnen Abendkleide hier oben bleibe.

„Ach," rief sie, „ich kann nicht sterben! Um mich macht der Tod einen weiten Bogen . . ."

Frank fühlte wieder das große Mitleid, das ihn in ihrer Nähe so oft überkam.

„Sie müssen zu Bett gehen!" sagte er herzlich verständig. „Es ist spät." Er ging zur Tür und begann, die Treppe hinabzusteigen in das große halbdunkle Atelier, das leer und unbehaglich erschien in der nächtlichen Kühle.

Klaus und Marlinde folgten ihm schweigend.

Digitized by Google

Als Klaus Marlinde die Tür zu ihrer Wohnung öffnen wollte, schmiegte sie sich einen Augenblick an ihn, schlang den nackten Arm um seinen Hals und küßte ihn mit heißen Lippen. Ehe er noch recht zur Besinnung kam, war sie an ihm vorüber und hinuntergeeilt. Sie stand weiß und still, hochmütig-verdrossen, als die Dienerin mit dem Licht kam und sie den beiden Herren die Hand zum Abschied reichte.

Vor der Haustür, zu der das Mädchen ihnen hinuntergeleuchtet hatte, erklärte Klaus seinem Vetter, er habe noch eine Verabredung in der Stadt — ein Vorgeben, das Frank zu dieser Stunde zwischen Nacht und Morgen etwas unwahrscheinlich erschien. Aber er sah ja, daß Klaus ihn von sich zu entfernen wünschte, und ihm war es auch lieb, allein zu bleiben.

Der Kopf war ihm wüst und wirr, er fühlte ein großes Bedürfnis, alle quälenden Gefühle zu vergessen, nur fest und tief zu schlafen.

„Gott — Gott — Gott! — Hilf doch! Hilf doch!"

So klang es flehentlich in seiner Seele, ohne daß er sich klar wurde, wofür denn Gott helfen sollte, und ohne daß dieser Ruf in eine wesenlose Ferne hinein zu einem wirklichen Gebet geworden wäre.

Er wanderte durch die langen, leeren Straßen, durch die der Nordostwind sauste. Gleich dem Kehrreim eines sehnsüchtigen Liedes wiederholten seine Gedanken sinn- und zwecklos den Hilferuf zu einer unbekannten Kraft. So hatte er dumpf geseufzt während der Prüfung, wenn er über einer allzu schweren Arbeit gebrütet hatte — denn es wurde ihm nicht leicht zu lernen, sein Gehirn war langsam im Erfassen. O — er würde auch den fürchterlichen Sinn des Lebens nie begreifen . . .

‚Ich glaube ja gar nicht mehr an Gott, auch nicht, daß er helfen kann —' fiel ihm plötzlich ein. ‚Wie dumm von mir, mich an etwas klammern zu wollen, das es möglicherweise gar nicht gibt. Ich muß selbst hinausfinden . . .'

Seine Träume retteten sich wie aus allzu tiefen dunklen Wassern zu einem blumigen Uferstreifen, auf dem seine junge Freundin Else Regenhoven stand. Hier waren keine Rätsel, einfache, klare Helle umgab sie. Er stellte sich ihre kühlen, weichen Lippen vor, den süßen Mund, den er einen flüchtigen Augenblick lang mit seinem Munde berühren durfte. Frank umgab sich mit dieser Vorstellung wie mit einem Zauberschleier, der die Macht hat, den Besitzer vor allem Bösen zu beschützen.

Er lief mit starken Schritten, es wurde ihm heiß trotz des kalten Windes. Er nahm den Hut ab und trank begierig die scharfsausende Luft in sich ein. Plötzlich überschüttete ihn der Sturm mit einem Hagel von winzigen Eiskristallen, sie trafen prickelnd sein Gesicht, als würde es mit Nadeln gepeitscht. Alles klapperte, fauchte, klirrte um ihn her, Ziegel krachten aus großer Höhe zu Boden — ein offenes Fenster in einem Hause schlug zu, und klirrend rasselten die Glasscherben auf die Straße. Beim Umschreiten der Ecken konnte er sich kaum aufrechthalten, der orkanartig anwachsende Sturm benahm ihm oft den Atem. In seinem Hirn wich allmählich das quälende Grübeln einer angenehmen Betäubtheit, in der er nur noch mechanisch weiterschritt, ankämpfend gegen die Gewalt des Sturmes, bis er ihn durch die Gärten und die kleinen Baumbestände der Grunewaldkolonie heulen hörte und endlich zwischen den zwei hohen strengen Kiefern angelangt war, den Wächtern vor seiner Mutter Hause.

⌘ ⌘ ⌘

Elena erschien am nächsten Morgen nicht beim Frühstückstisch, und Frank ging hinüber, sie in ihrem Schlafzimmer zu begrüßen. Er fand sie noch im Bett, ein Tablett mit dem Tee vor sich. Über die Decke verstreut lagen eine Menge von Zeitungen, mit den Besprechungen des gestrigen Abends. Elena hatte dunkle Schatten um die matten Augen, die Haut ihres Antlitzes erschien welk und voller Falten, der Mund war fahl. Sie reichte Frank die Hand und lächelte mühsam.

Frank zog sich einen Stuhl an ihr Bett, setzte sich und starrte unsicher über sie hin.

„Waret ihr noch lange beisammen gestern nacht? Erzähle mir doch," bat sie ungeduldig.

„Ich glaube, es war vier Uhr — ich bin nach Haus gegangen." Er verfiel wieder in sein Schweigen.

Elena beobachtete ihn.

Digitized by Google

„Frank ...?"

„Mama?"

„Du weißt, daß ich dich gebeten habe, gestern abend nicht ins Theater zu gehen!"

„Was hätte mein Fernbleiben an der Tatsache geändert, daß du das Stück gespielt hast? Und alle waren ja berauscht von deiner Kunst. Warum sollte ich sie nicht genießen?"

Er sagte das alles schroff, beinahe ungezogen.

„Frank, nicht so ... Aber es mußte ja kommen. Ich fühlte, daß es kommen würde ..."

„Warum hast du die Rolle nicht zurückgeschickt?"

„Mein lieber Junge, du verstehst ja davon gar nichts. Sieh — das mußt du dir doch sagen und in deinem Urteil ein wenig zurückhaltend sein!"

„Ich gebe ja kein Urteil ab. Ich weiß nur, daß es mir unerträglich war, dich, meine Mutter, dort oben solche Worte sagen — solche Dinge darstellen zu sehen."

Elena senkte die Lider.

„Ja, Frank — was ist dabei zu tun? Ich kann mir die Rollen nicht aussuchen. Und du bist zu jung, weißt zu wenig vom Theater, um gerecht zu urteilen. Es wäre besser gewesen, du wärest nicht zu mir ins Haus gekommen."

Frank schwieg.

„Meine Kunst war es doch, die dich mir gewann," sagte Elena nach einer Weile sehr sanft.

„Mama — damals liebte ich dich noch nicht! Damals warst du mir nur interessant."

„Mein armer Junge ..." Elena neigte sich vor und legte ihre Hand zärtlich auf die ihres Sohnes. Er ließ es geschehen, blickte aber nicht auf.

„Du mußt es lernen, mein Spiel von meiner Person zu trennen."

„Wie kann ich das? Du hast den jungen Menschen gestern da auf der Bühne mit demselben Lächeln angesehen, das du für mich hattest. Ich dachte — nur für mich ..." Er flüsterte es scheu, wandte den Kopf und zog die Hand unter der ihren fort.

Elena schwieg betroffen. Ja — das Lächeln, in dem sie gestern die aufwachende Mütterlichkeit vor dem Publikum offenbarte, in den letzten Wochen hatte sie es gelernt.

‚Entsetzlich — entsetzlich ...' dachte sie, und fühlte wie etwas wundersam Kostbares in ihr zerbröckelte, in Staub zerfiel. Eine Verdammte, zum Spiel mit den eigenen Wunden verflucht! Sie fühlte die Augen ihres Sohnes auf sich gerichtet, die großen dunkelgrauen Augen mit dem ernsthaften Blicke, die ihren eigenen glichen. Es war ein stummes Bitten in ihnen. Frank beugte sich vor, sank an dem Bette nieder, faßte seine Mutter um und schmiegte den Kopf an ihre Schulter. „Mutti — Mutti —"

„Ja! Frank — mein einziger ..."

„Mutting, kannst du es nicht aufgeben — dieses alles, dies schreckliche Leben bei der Bühne?"

„O — Frank — Lieber! Das geht doch nicht — es ist unmöglich ..."

Er hob den Kopf. Seine Augen waren naß und glänzten hell durch die Tränen. „Nichts ist unmöglich, was man will!"

Sie sprach zu ihm, ruhig, klug, verständig. Zeigte ihm, wie getrennt ihr eigenstes Gemüt von ihrem Berufe sei. Aber wie sie den brauche — für ihre menschliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit. Wie sie unabhängig bleiben müsse, auch ihm, dem Sohn gegenüber, damit sie ihm nicht zur Last werde, sondern ihm nur Freude und Feiertag bedeute.

Er glaubte ihr nur halb. Sie fühlte es. Sie wußte auch, daß da noch etwas war, das sie ihm nicht gesagt hatte, weil es nicht in Worte gefaßt werden konnte, und gerade durch dieses Unaussprechliche war ihre Seele mit ihrer Kunst schmerzhaft selig verbunden.

„Sobald ich selbständig bin und für dich arbeiten kann," sagte Frank lebhaft und trotzig, „leide ich's doch nicht mehr."

„O du, wenn du selbständig bist, ein Mann geworden — da arbeitest du für andere als für deine alte Mutter."

„Das wollen wir sehen!"

„Mein lieber Sohn, du hast mir neulich Andeutungen gemacht, die mich vermuten lassen, daß du bereits allzu früh Zukunftsträumen nachhängst und ein Bild im Herzen trägst, für das du arbeiten möchtest ..."

„Läßt sich das nicht vereinigen?" fragte

Digitized by Google

Frank. „Kann man nicht für eine Frau und eine Mutter arbeiten — wie man sie zugleich lieben kann?“

„Kaum,“ sagte Elena sinnend. „Kaum für beide arbeiten, kaum beide zugleich lieben . . . Ach, Frank, ich sehe dir an, du empörst dich gegen meine Worte. Und doch fühle ich, daß sie wahr sind. Ich fühle es an dem Bangen, mit dem ich der Zeit entgegensehe, wo deine Liebe zu einem Weibe nicht mehr ein junges, unbestimmtes Träumen und Sehnen sein wird, sondern ein heißes Wollen und Müssen. Jetzt bin ich dir Gegenwart . . . einmal wird eine andere dir Gegenwart sein . . . dann werde ich wieder arm.“

„Mama, ich hasse deinen großen Verstand —! Du sagst so oft Dinge, gegen die man nichts einwenden kann, weil man empfindet, sie sind richtig — von einem gewissen Standpunkt aus. Aber wenn man erst einmal selbst auf diesem Standpunkt angelangt ist — dann — dann ist doch das Leben kaum noch lebenswert!“

„Doch Frank, das Leben bleibt immer lebenswert — solange man es in der Wahrheit lebt. Nur wenn wir zu der Überzeugung kommen, daß wir die Wahrheit nicht mehr vertragen können — dann sind wir geneigt, es wegzuwerfen.“

„Mutter, wie wurdest du so hart?“

„Hart? Bin ich hart? Ach nein, Frank, ich wollte, ich wäre es mehr. Es wäre vieles leichter. Auch du, mein Junge, würdest mir leichter!“

Er stand an ihrem Bette und blickte auf sie nieder, auf dieses zarte, von tausend Schmerzen geformte und gezeichnete Antlitz, zu dem aufs neue eine heiße Liebe in ihm aufstieg. Und sie schaute aus ihren weißen Kissen zu ihm auf mit Augen, die von Tränen verschleiert waren. Da beugte er sich und küßte ihr sanft das salzige Naß von den Wimpern, fühlte seinen Geschmack mit einem tief inneren Erschauern auf seinen Lippen.

Sie hob die Arme, schlang sie um seinen Nacken und hielt ihn so, während sie ihm zuflüsterte: „Du bist doch meiner Seele Kind! Meiner eigenen Seele und keiner anderen!“

Er nickte still, setzte sich auf den Rand ihres Lagers, behielt ihre Hand in der seinen und spielte leise mit ihren Fingern wie mit kleinen, zarten, lebendigen Einzelwesen. Sie fühlte, daß ihm dieses kindliche Spiel eine Beruhigung gebe, daß in ihm eine Lösung der Spannung erfolgte, die der gestrige Abend in seinem Innern bewirkt hatte, und ließ ihn lächelnd, geduldig gewähren.

„Mutter,“ begann Frank nach einer Weile mit einer zögernden Stimme. „Ich möchte dir so oft gern von Else sprechen . . .“

„Nun, warum nicht?“

„Dein Ausdruck bekommt dann immer so etwas Abweisendes. Es ist gerade, wie wenn du eine Tür vor mir verschlössest . . .“

Elena schwieg. Sollte sie jetzt zu ihm reden? War diese stille Morgenstunde nicht die richtige Zeit? Nein — nein — es war unmöglich. Er war mißtrauisch gegen sie, er würde ihr nicht glauben — sie nur hassen und verachten. O, warum hatte sie das Schicksal vor diese schreckliche Aufgabe gestellt?

„Ihr schreibt euch häufig?“ fragte sie in einem Ton, dem sie eine herzliche Färbung zu geben bemüht war.

„O ja,“ rief Frank eifrig. „Wir wollen uns alles sagen und erzählen, was wir erfahren, was wir denken und tun!“

„Da müssen deine Briefe ja Bände werden . . .“

„Das würden sie auch,“ versicherte Frank treuherzig, „wenn es nicht so schwer wäre, auszudrücken, was man über alles denkt, und wenn man wüßte, was von den Dingen, die auf uns eindringen, uns wirklich Erfahrung wird.“

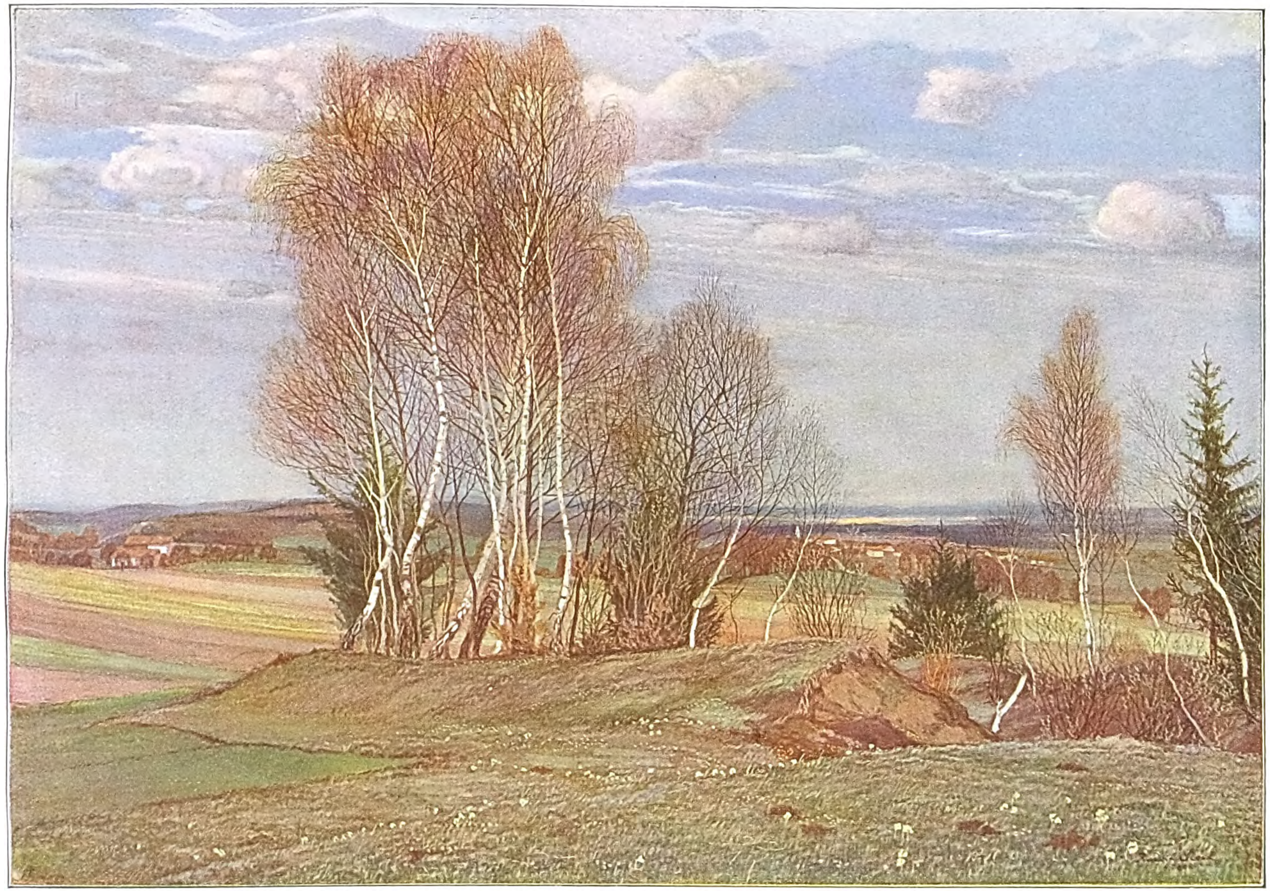
„Ich meinte sogar, du könntest das letztere erst in — sagen wir einmal: in zwanzig Jahren überschauen!“

„O — ganz so objektiv will ich gar nicht verfahren. Aber ich merke auch aus Elses Briefen: sie hat mit derselben Hinderung zu kämpfen.“

„Wie stellt sie sich zu der neuen Ehe ihrer Mutter?“

„Das eben ist es, was sie nicht ausspricht. Ich fühle es, hinter ihren niedergeschriebenen Worten steht noch manches. Ich glaube, sie leidet unter den veränderten Verhältnissen — das heißt, ich will nicht sagen: leiden. Das wäre zu grob ausgedrückt. Ihr Stiefvater ist ja ein vornehmer, ritterlicher Mann, der gewiß jede Aufmerksamkeit für sie hat. Sie betont es immer wieder mit einer gewissen Absicht-

Digitized by Google



Frühlingstag. Gemälde von Rudolf Sieck

Digitized by Google

lichkeit... Es ist etwas anderes! Ich kann es ihr so gut nachfühlen."

Er schwieg, und sein offenes, knabenhaftes Gesicht bekam einen grüblerischen Ausdruck.

„— Eine Mutter, die plötzlich wieder eine ganz junge Frau wird, das ist doch geradezu etwas Unnatürliches," sagte er leise, und eine Röte der Scham begann, vom Halse aufsteigend, seine Wangen, die ein wenig blaß gewesen waren, zu färben. Elena lag still in ihren Kissen, die Lider über die Augen gesenkt.

„So erscheint es wohl der Jugend," sagte sie mit einer ausdruckslosen, gleichsam erstorbenen Stimme.

„Mama, glaube mir — die Jugend fühlt in solchen Dingen das Rechte!" rief Frank lebhaft. „Hättest du wieder geheiratet — oder — sonst —. Nein, ich wäre nicht zu dir gekommen. Ich hätte dir ja ein neues Glück gegönnt, hätte versucht, es dir zu gönnen. Aber sag' selbst: gingest du mich dann noch etwas an? Du wärest mir eine fremde Dame, mit der ich vielleicht noch höfliche Beziehungen unterhielte — mehr doch nicht!"

„Ich gebe zu, es muß peinlich für das Mädchen sein —, zumal in Rom ihr Herz vielleicht auch ein wenig durch Herrn von Tissow beunruhigt wurde!"

„O Mama, nein — du irrst dich!" flammte Frank auf. „Du irrst dich ganz gewiß!"

„Mein Junge — ihr Kinder fühlt immer so unbedingt! Ich sage nicht, daß sie Tissow liebte... Aber als er mit den Regenhovens von Rom abreiste und den Ausflug durch Norditalien antrat, hat sie doch vielleicht geglaubt, Tissows Huldigung gälte ihr und nicht der Mutter. Das wäre doch auch wahrhaftig weit begreiflicher gewesen, sicher für alle Teile besser und erfreulicher — ausgenommen vielleicht für die Frau von Regenhoven!"

Elena sah ihren Sohn prüfend an. „Du hättest ein wenig gelitten, hättest im Schmerze geschwelgt, was in deinem Alter gar nicht so unangenehm ist — und das Andenken an die liebe blonde Else wäre zu einem schönen Jugendtraum geworden, während nun ..."

„Du siehst mein Gefühl für Else Regenhoven nicht gern," sagte Frank ernst und stand auf, als wäre damit das Gespräch mit seiner Mutter erledigt. Sie richtete sich gleichfalls auf, stützte die Hand auf den Rand des Bettes und blickte Frank eindringlich ins Gesicht.

„Frank! Hörst du? Es ist mir ein großer — hörst du? — ein großer Kummer, daß du dieses Mädchen liebst! Ich hoffe inbrünstig, die Wellen des Lebens werden dir dieses unselige Gefühl aus dem Herzen spülen. Je eher, je besser!"

„Das werden sie nicht!" antwortete Frank. Seine Brauen zogen sich zusammen, das Kinn schob sich vor, sein weiches, junges Gesicht bekam plötzlich einen Ausdruck von eigensinniger Entschlossenheit.

„Frank, laß dir sagen: weder dein Vater, noch Frau von Regenhoven werden zu einer Verbindung von dir und Else jemals ihre Zustimmung geben."

„Dann werden wir warten, bis sie anderen Sinnes werden, oder bis wir mündig sind und ihrer Zustimmung nicht mehr bedürfen! Übrigens glaube ich dir nicht. Warum sollten sie gegen uns sein? Haben sie uns doch unsere ganze Kindheit und Jugend hindurch wie Bruder und Schwester verkehren lassen. Darin hätte doch eine hämische Grausamkeit gelegen, wenn man es nur tat, um uns später zu trennen!"

„Trennen will man euch ja gar nicht," Elena lenkte ein, denn ihre Nervenkraft versagte plötzlich. „Du bist noch viel zu jung, um jetzt schon feste Beschlüsse über deine Zukunft fassen zu können," sagte sie ausweichend. „Fühlst du nicht, daß etwas Lächerliches darin liegt, wenn ein Student, der eben noch Primaner war, an Heiraten denkt!"

„Mama, rede doch nicht wie die erste beste Spießbürgerin. Ich liebe dich, weil ich glaube, daß du das Ungewöhnliche begreifst! Siehst du nicht, daß ich lerne und fleißig bin, nur um möglichst schnell auf irgendeine Weise selbständig zu werden und das liebe Kind aus den unerträglichen Verhältnissen dort oben zu befreien! Mutter, Mutter — wenn du mich nicht verstündest, in dem Heiligsten, was ich im Herzen trage ..."

Elena senkte den Kopf. Ein ungeheurer Schmerz überflutete ihr Herz, zerriß ihr wie mit den Krallen eines wilden Tieres die Brust.

Digitized by Google

‚Kein Ende — kein Ende!‘ fühlte sie. ‚Aus Sünde folgt Elend — Elend ohne Ende ... Und weil ich duldete, was ich nicht hindern konnte, bin ich nun mitschuldig ...?‘

‚Vornehmheit — Verzicht — Toleranz — alles, alles nur erbärmliche Schwäche? Hingehen hätte ich sollen, mir das Kind stehlen, fliehen mit ihm, mir und ihm in Amerika oder Australien das Brot als Magd verdienen. Lieber, als ihn dort lassen zwischen dem Mann und seiner Buhlerin! Und er ahnt nicht! Wie ist es denn möglich, daß ein Mensch von neunzehn Jahren so unschuldig sein kann? Ist er denn dumm, daß er nie gespürt hat, was es zwischen den beiden gab? Und ich soll es ihm sagen — ich — damit er mich haßt, verabscheut ...‘

Frank wartete, seine Gesichtszüge zusammengezogen von der leidenschaftlichsten Spannung. Er sah ihren Kampf, er sah das Zittern, von dem ihre Glieder ergriffen wurden, und wie ihr Haupt sich tiefer und tiefer vor ihm senkte, während ein leises Wimmern verzweifelten Schmerzes zu ihm empordrang.

Eine unbestimmte Angst ergriff ihn, als er sie so gefoltert sah, dazu ein deutlicher Vorwurf, daß er es war, der sie quälte.

„Mutting —“ begann er zögernd, „— wir wollen aufhören, es ist jetzt nicht die Zeit; ich hätte wissen sollen, daß du heut müde und abgespannt sein mußt ...“

Sie hob das schöne Antlitz zu ihm auf. Es war von Tränen überflutet, und ihre Augen blickten ihn an, fast brechend vor Jammer.

„Frank — lieber, lieber Sohn — glaube, daß ich jede Leidenschaft verstehe. So tief, tief verstehe,“ rief sie inbrünstig und streckte ihm beide Hände entgegen. Er nahm die Hände, die er eben noch kindisch geliebkost hatte und die nun kalt waren, als wäre alles Leben aus ihnen gewichen, drückte sie an seine Brust, drückte seine Lippen darauf, hielt sie lange zwischen seinen heißen, vom Blut der Jugend durchströmten Fingern und blickte seine Mutter liebevoll an.

„Wie es auch gehe, Frank —“ bat sie demütig in weinendem Flehen, „denke daran, was ich dir gesagt habe! Lasse niemals, niemals irgend etwas uns beide trennen! Versprich mir! Versprich mir! Du bist mein letztes! Ich kann dich nicht verlieren, dich nicht! Alles sonst! Dich nicht!“

Sie hatte sich aufgerichtet, die Arme um seinen Hals geworfen und ihn an sich gerissen. Sie schluchzte aufgelöst an seiner Brust. Er duldete es, ihren Kummer nicht begreifend und doch erzitternd unter der Leidenschaft ihres Gefühls. Die Angst vor etwas Drohendem wurde stärker in ihm, und stärker erwachte auch, während er die weinende Frau in seinen Armen hielt, ein männlicher Drang, sie zu schützen, zu kämpfen gegen diese wesenlosen Schrecken, die er fühlte, ohne sie fassen zu können. Er empfand den Feuerstrom einer mutigen Wahrheitsglut sein Inneres durchströmen.

‚Dies ist nur der Anfang,‘ dachte er. ‚Gott mag wissen, was es da noch alles durchzuringen gibt! Aber ich will es tragen! Ich will nicht feige sein! Ich will mit ihr leiden, wenn es sein muß!‘

Er strich dabei seiner Mutter sanft das Haar, küßte ihr zärtlich die vom Schweiß befeuchtete Stirne, flüsterte ihr sanft ins Ohr: „Niemals lasse ich dich allein! Mit dir — immer mit dir — niemals gegen dich! Mutter ich verspreche dir: niemals gegen dich!“

Er bettete sie wieder in die Kissen und lächelte der Erschöpften zu.

„Ich gehe jetzt. Du mußt ruhen. Denke an nichts als daran, daß ich dich lieb habe. Ich gehe ins Kolleg. Versuche noch ein wenig zu schlafen? Willst du?“

Auch Elena lächelte, als er ihr noch einmal mit der Hand winkte, mit einem guten Blick sie grüßte.

Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, verschwand das Lächeln gleich von seinem jungen blonden Gesicht und machte einem feierlichen Ernste Platz.

Er bemühte sich, dem Vortrage des Professors zu folgen, seine Vermerke aufzuzeichnen. Er hörte das Geplauder der Kommilitonen; auf dem Flur begegnete er Klaus Gattern und begrüßte ihn, dann ging er in die Invalidenstraße, um dort im Laboratorium der Landwirtschaftlichen Hochschule einigen lehrreichen chemischen Versuchen zuzuschauen. Bei allem, was er tat, sprach und an der Oberfläche seines Geistes dachte, verlor er nicht das starke Gefühl von Entschlossenheit dem

Digitized by Google

Leben und seinen unerwarteten Kämpfen gegenüber, das er gestern noch nicht gekannt und das an diesem Morgen wie ein neues Bewußtsein in ihm erwacht war. —

Elena lag, nachdem ihr Sohn sie verlassen hatte, mit geschlossenen Augen so still, als schlafe sie, während ihre Gedanken und Gefühle wie die Wellen eines Meeres, dessen Gründe erbeben, aufwogten, gegeneinanderprallten, sich überstürzten und in wilden Strudeln ihr Herz und Hirn durchbrausten.

Ihre Natur, die im Tiefsten regiert wurde von einem Bedürfnis nach Einklang und beherrschter Klarheit, litt Qualen unter diesem Hingegebensein an ein Wirrsal von Gewalten, die sie nicht meistern konnte. Aber schon rang sich aus all den Wirrnissen, in denen Geist und Empfindung schwankten, der Verstand empor und suchte einen Weg durch die Irrgänge ihrer Schmerzen.

In der Nacht, die sie zum großen Teil schlaflos zugebracht hatte, wie es ihr nach einer neuen Rolle zu gehen pflegte, war wieder der überwältigende Ekel an ihrem Beruf, ja an ihrer eigensten Kunst in ihr aufgestiegen. Sie kannte zwar diese Rückschlägeerscheinung, die sich gerade nach den Höhepunkten des Erfolges einstellte. Das Schaffen einer neuen Gestalt durchwühlte sie wie eine gefährliche Krankheit, versetzte ihre Nerven in eine unerträgliche Spannung; die Aufführung wirkte dann wie eine Krise. Sie brachte die notwendige Entlastung, auf die freilich gleich wieder Erschöpfung und Widerwille folgten. Es war in ihr ein Zustand, wie er bei sinnlichen Naturen eintritt, wenn eine übermächtige Begierde eine Zeitlang erjagt und endlich erfüllt und befriedigt ist. Sie konnte nach großen Rollen oft den ganzen nächsten Tag völlig gleichgültig gegen ihre Umgebung im Bett zubringen, sich nur durch das Lesen der eingelaufenen Kritiken zum Zorn oder zu der Wollust befriedigten Ehrgeizes aufpeitschen.

Sie empfand diesen Zustand verächtlich, ihres sonstigen Menschentums ganz und gar unwürdig, aber sie verfiel ihm immer wieder. Er gehörte, wie es schien, notwendig zu ihrer Art des Schaffens und Gestaltens.

Die Abgeschiedenheit ihres bürgerlichen Lebens hatte sie bisher nie gehindert, sich ihm hinzugeben. Jetzt zum erstenmal drängte sich etwas Fremdes, nicht dazu Gehöriges in ihre künstlerische Welt, erregte Unruhe, Kampf und Qual.

Dieser Knabe mit seinen unerhörten Ansprüchen, zu denen ihr Herz doch ein in Liebe bebendes Ja sprach . . .

Als er am Abend nicht beim Ausgang gestanden und auf sie gewartete hatte, wie er bisher stets getan, wenn sie in älteren Rollen aufgetreten war, hatte sie alles nachgefühlt, was sich in seinem Zögern ausdrückte.

Eine Sehnsucht erfüllte sie übermächtig: alles hinwerfen, um seinetwillen — dieser Kunst, die er anbetete und die er doch nicht verstand und bald hassen würde, ganz zu entsagen! Das Leben auf den Brettern, hinter den Kulissen, das ihm so schrecklich fremd sein mußte, aufzugeben, sich ins bürgerliche Leben zurückzuziehen, nur für ihn dazusein! Das Opfer ihres Eigendaseins zu bringen für dieses geliebte Kind, dem sie tausend Opfer schuldig geblieben war.

Zwischen Traum und Wachen, in dem nächtlichen Dunkel, in dem jedes Gefühl, jeder Plan unnatürliche Maße annimmt, in dem wir so oft zum Unwahrscheinlichsten entschlossen sind, war sie schon bereit gewesen zu jedem Verzicht. Sie war unter dem Eindruck nach kurzem schwerem Morgenschlummer erwacht, hatte unter diesem dumpfen Voraussehen die Zeitungen gelesen. Das Stück war fast einstimmig abgelehnt. Ebenso einstimmig erklang durch die Blätter der verschiedensten Richtungen das Lob über ihre Leistung. Sie habe diesem auf Blendung berechneten Verstandeswerk, dieser geschickten Nachahmung von wirklichem Können erst eine lebendige Seele eingehaucht. Sie habe sich in ihrer Darstellung der Basilia zwar weit entfernt von der Kurtisane, wie Anselm Lohmann sie sich vorgestellt hatte: diesem Mosaik aus grellen Farben, brünstigen Lustschreien und krankhafter Grausamkeit. Sondern sie habe aus diesen dunklen Untergründen eine Gestalt erstehen lassen voll tiefer menschlicher Wahrheit: das ewige Weib im wilden Suchen nach ihrem ureingeborenen Ideal, das mit versagenden Kräften, aus tödlicher Lebenswunde blutend, niederstürzt, als auch aus der Sohnes-

Digitized by Google

liebe ihr noch die wüste Mannesbegierde entgegenstöhnt.

— Und das — gerade das hatte sie auch nur geben wollen!

— Sie las: nunmehr sei sie hinausgedrungen aus dem Gebiet der vornehmen Verstandesleistungen, die sie bisher gegeben, in das Reich der Großen ihrer Kunst. Sie sah sich eine germanische Duse genannt, eine Künderin ewiger Weibesschmerzen und doch mit größerer Herbheit, hellerer, schärferer norddeutscher Klarheit ... Sie las dieses alles und fühlte in einem seltsamen Taumel von Glück und Weh, es sei wahr. Sie fühlte sich dem Gipfel nahe, erschaudernd vor stolzem Glück.

Und dann kam Frank.

Als er von ihr verlangte, was sie vor einer Stunde noch aus eigenem Willen zu tun begehrte, schien es ihr unmöglich.

Und jetzt fragte sie sich wieder und wieder: sollte sie nicht doch das Opfer bringen? Nur noch seine Dienerin, Gefährtin, Freundin, wenn der Schlag ihn treffen mußte, — von ihrer Hand ihn treffen mußte. Nach jedem Gespräch mit ihm empfand sie stärker, wie furchtbar er den armen Knaben erschüttern würde! Das war ja keine kindische Schwärmerei! So stark, ruhig und beherrscht, äußert sich nur die Liebe. Er liebte jene Else Regenhoven ...

Und die beiden Menschen, ihr früherer Gatte und seine Geliebte, hatten es in Leichtsinn und Bequemlichkeit, in einer Art von dumpfer Scheu vor peinlichen Erörterungen zugelassen, daß die beiden jungen Leute im vertraulichsten Verkehr die keimende Neigung nährten und pflegten!

Gott im Himmel, warum war sie selbst denn eben noch so feige gewesen, Frank nicht die ganze grausame Wahrheit ins Gesicht zu sagen — damit er sich auf irgendeine Weise damit abfinden mußte?

Sie sah seine Augen vor sich, diese dunkelgrauen Augen mit dem geraden tiefen Blick, die den ihren glichen, die sie so unendlich liebgewonnen hatte. Sie wußte es ja doch, in der Tiefe ihres bangen Herzens: es mochte gehen mit ihm, wie es wolle, — leiden mußte er, wie sie gelitten hatte, als alle Tempel, in denen sie angebetet, mit einem Schlage zusammengestürzt waren.

Sie straffte sich zusammen, um stark zu sein und mit ihm zu tragen, was getragen werden mußte.

Das Mädchen klopfte und fragte, ob die gnädige Frau jetzt ihr Bad zu nehmen wünsche.

„Ja — ja — schnell!“ rief Elena mit starker Stimme, denn es war ihr, als müsse sie schleunigst irgend etwas beginnen, um dem nutzlosen Kämpfen und Ringen in ihrem Innern zu entfliehen.

Sie griff nach ihrem Kimono und wickelte sich in seine duftende, kirschblütengestickte Seide. Dann ging sie zum Fenster und öffnete die Flügel. Ein herber, kühler Kiefernduft schlug aus dem waldigen Garten zu ihr herein. Der Himmel war von einem sehr hellen Blau, reingefegt vom nächtlichen Sturm. Elena blickte zu ihm auf — zu diesem kühlen, farblosen deutschen Spätherbsthimmel. Und plötzlich zuckte der Gedanke durch ihren Kopf: ‚Wie gut ist es doch, daß ich für Frank da bin, daß ich allein blieb ... Ohne neue Liebe — ohne neues Glück — und neue Leidenschaften ...‘

Als sie dort stand, das Antlitz und seine Tränenspuren gebadet von den klaren Herbstlüften, sank, wie ein goldenes Meteor lautlos aus den Ewigkeiten der Himmel niedersinkt, die Erkenntnis in ihre Seele: alles Geschehene, das ihr so grausam zwecklos gedünkt, möge doch am Ende gut sein und von einem weisen, tiefen Sinne geleitet. —

✠ ✠ ✠

Frank hatte einen Rohrpostbrief von Henriette von Cluny empfangen: ihre Freundin Marlinde sei durch ein abscheuliches Erlebnis so erschüttert, daß er ihr seinen Rat nicht versagen dürfe. Sie erwarte ihn denselben Abend.

Seine Mutter machte zwar die Bemerkung, das abscheuliche Erlebnis möge am Ende in einer großen Schneiderrechnung bestehen, aber er folgte trotz ihres Spottes der Aufforderung nicht ohne Spannung.

„O wie gut, daß Sie gekommen sind!“ flüsterte ihm Henriette zu und bedeutete Frank, ebenfalls leise zu sein. „Marlinde hat sich nach Ihnen gesehnt! ‚Ich muß einem anständigen Menschen ins Gesicht sehen, sonst ersticke ich vor Ekel!‘ hat sie während ihrer Krämpfe geschrien.“

„Mein Gott, Krämpfe —?“ wiederholte Frank leise mit dem Schrecken des

Digitized by Google

gesunden Jungen vor unheimlichen Krankheiten.

„Das ist vorüber,“ sagte Henriette. „Es überfiel sie heut morgen, nachdem Herr von Ravignol hier gewesen war. Ich hatte ihm telephoniert. Aber er fand diesmal nicht den rechten Ton mit ihr. Es ist ja auch oft schwer.“

Die gute Verkrüppelte seufzte. „Besonders wenn man so hilflos ist wie ich,“ fügte sie ergeben hinzu. „Jetzt ist sie ruhiger geworden. Sie hatte sich ein wenig niedergelegt. Vielleicht ist sie eingeschlafen, und Sie warten einen Augenblick bei mir!“

Frank versicherte, er wolle keinesfalls stören und er könne ein anderes Mal — morgen — wiederkommen.

Es wurde ihm bange, und er bereute, Henriettens Ruf gefolgt zu sein. Wenn Herrn von Ravignol, dieser gewandte Weltmann, den Ton nicht richtig getroffen hatte, wie würde es ihm dann ergehen . . .

„Kann ich Frau von Gröna irgendeinen Dienst leisten?“ fragte er unbehaglich.

„Ach nein — tun können Sie wohl nichts. Das heißt, ich weiß nicht, ob Sie nicht einmal mit Ihrem Vetter, Herrn von Gattern, reden sollten.“

„Mit Klaus? Ja — wieso?

„Ich muß Ihnen sagen: Ihr Vetter hat sich unverantwortlich benommen. Er hat, wie es scheint, Marlinde eine Liebeserklärung gemacht!“

„Klaus —? Nein, der Mut!“ platzte Frank heraus, ganz erstaunt und erfreut über die unerwartet spannende Wendung, welche die Geschichte nahm.

„Mut?“ sagte Fräulein von Cluny tadelnd. „Ich nenne das Frechheit. Unter uns gesagt, Marlinde fordert ja solche Sachen heraus — sie ist so unvorsichtig mit ihren Temperamentsausbrüchen! Sie wird so oft mißverstanden. Aber es ist doch nicht recht von Herrn von Gattern, sich die Schutzlosigkeit einer alleinstehenden Frau zunutze machen zu wollen!“

„O —!“ Frank war dunkelrot geworden, so verblüffte ihn der Sinn, den er unter Henriettens Worten plötzlich verstand, „Nein — das — das hätte ich Klaus nie zugetraut —!“ stotterte er empört. „Wie durfte er ... Der Kerl muß betrunken gewesen sein.“

Er hatte in seiner ehrlichen Entrüstung die Stimme erhoben. Einige Sekunden später wurde der Vorhang zum Nebenzimmer zurückgeschoben. Marlinde erschien, sehr blaß, mit roten Flecken auf der durchsichtigen Haut, das schöne lockige Haar halbgelöst und verwirrt. Sie war in etwas Loses, Wallendes mit vielen Spitzen gekleidet.

„Tag, Frank,“ sagte sie mit ihrem gleichgültig-burschikosen Ton, reichte dem jungen Studenten die Hand, die dieser ehrfurchtsvoll mit den Lippen berührte, und fuhr gleich darauf fort: „Wissen Sie schon von Ihrem nettem Vetter? Was sagen Sie? Ist er nicht ein Schwein? Ein Vieh — ein ganz gemeines Vieh!“

„Marlinde, bitte, werde nicht wieder zornig! Suche die widerwärtige Sache zu vergessen.“

„Vergessen?“ schrie Marlinde. Sie schüttelte die geballten Hände dicht vor Franks Gesicht und schaute ihn mit so bösen Augen an, als sei er es, der sie beleidigt habe.

„Ich werde eine solche Beschimpfung vergessen? Eine Gröna? Mein Vater war Offizier — bitte, vergiß das nicht, Jette! Mir Anträge zu machen, als wäre ich eine Dirne!

„Frank — Sie müssen mir Genugtuung verschaffen! Versprechen Sie mir!“

„Alles — alles!“ rief Frank bereitwillig, und ein Bild, wie er und Klaus sich mit Revolvern gegenseitig auf die weißen Hemdbrüste zielten, schoß durch seine Phantasie. Mit Freuden wollte er der Ritter dieser wunderschönen Frau sein! Selbstverständlich! Wie herrlich das Leben, in dem solche Abenteuer vorfielen!

„Er muß mir Genugtuung geben,“ rief Marlinde, faßte Franks Arm und schüttelte ihn „Er soll mich schriftlich um Verzeihung bitten! Sagen Sie ihm das.“

„Marlinde,“ bat Fräulein von Cluny mit ihrer dunklen schönen Stimme, „sei doch vernünftig! Wie kannst du Herrn von Welzien mit einem solchen Auftrag zu seinem Vetter schicken! Du weißt, was dir die Exzellenz schon darüber gesagt hat...“

„Mit der blödsinnigen Exzellenz bin ich fertig! Entweder man nimmt mich, wie ich bin, oder man braucht überhaupt nicht in meine Nähe zu kommen. Erziehen lasse

Digitized by Google

ich mich nicht! Wenn Herr von Ravignol findet, daß ich die Gemeinheiten der Männer herausfordere — nun gut — vielleicht tue ich's — ich weiß nicht — er kann ja dann zu Frauen gehen, die das Gemeine in ihm nicht reizen — es gibt ja deren genug in seinen Kreisen — fade Gänse genug! Ich kann ihm gleich Dutzende nennen, mit denen er's nicht eine Stunde aushält."

Sie fing plötzlich an laut, und herzlich zu lachen.

„Nein, Frank — was für ein nachdenkliches, drolliges Gesicht Sie machen! Sie sind doch noch ein rechter Junge!"

„Ich werde jetzt sofort zu dem Kerl gehen," erklärte Frank kriegerisch.

„Ach, das hat ja noch Zeit," sagte Marlinde mit einem Male besänftigt. „Essen Sie erst mit uns. Ich habe seit gestern nichts schlucken können vor Ärger! Nein — Sie müssen bleiben und mich zerstreuen. Wir haben gefüllte Tomaten, nicht wahr, Jette? Sie können sich morgen immer noch mit dem Biest schießen! Wenn Sie verwundet werden, pflege ich Sie! Einverstanden?"

Frank nickte mit einem kurzen Lachen, das ihm nicht ganz von Herzen kam. In die Feierlichkeit seines Auftrages paßte ihm das gemütliche Abendbrot mit den beiden Damen und den gefüllten Tomaten nicht hinein. Es war ihm wirr und beklommen zu Sinn, aber zugleich sehr entschlossen und tatenfreudig.

„Lassen Sie mich gehen," sagte er ernsthaft. „Ich bringe Ihnen die Abbitte oder Sie — Sie sehen mich vielleicht gar nicht wieder! Leben Sie wohl!" Er griff nach seinem Hut und verbeugte sich.

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Fein! Ich habe Sie lieb! Nein, Frank, wirklich! Es ist mir, als hätte ich heute einen Bruder bekommen." Sie standen sich einen Augenblick gegenüber, blickten sich einander in die strahlenden Augen.

Dann sprang Frank eilig die Treppen hinab, warf sich auf der Straße in das nächste leere Auto und nannte dem Fahrer die Wohnung seines Vetters.

Plötzlich, im Gefährt dachte er: ‚Else ...'

Wenn aus dieser Sache ein Streit mit einem bösen Ausgang entstehen sollte, so war zehn gegen eins zu wetten, daß er das Opfer sein würde.

— Es war kaum vier Wochen her, seit er regelmäßig auf den Fechtboden ging; seine Kunst steckte noch in den Anfangsgründen — im Schießen war er geübter, immerhin noch kein Meister ... Und Klaus hatte schon ein paar regelrechte Mensuren hinter sich, war, wie er neulich gesehen hatte, ein vortrefflicher Fechter ... Etwas wie ein leichter Schwindel befiel Frank. Herr von Ravignol hatte sich geweigert, für Marlinde einzutreten: das waren nun die Freunde, auf die so eine arme Frau sich glaubte verlassen zu können ... Frank verachtete Herrn von Ravignol und hatte ein angenehmes Gefühl von der eigenen ritterlichen Überlegenheit, das das flüchtig in ihm aufgestiegene Bedenken sofort vernichtete. Er stürmte die vier Treppen zu Gatterns Wohnung hinauf und zog die Klingel, ohne sich auch nur Zeit zu nehmen, um Atem zu schöpfen. Gatterns Wirtin, eine süßliche Dame von unbestimmter Herkunft, öffnete und flötete ihr Bedauern, daß Herr von Gattern nicht zu Haus sei. Er habe sich angezogen und sei vor fünf Minuten — vor kaum fünf Minuten — weggegangen. Soviel sie wisse, sei er zu einem Tanzfest eingeladen. Er habe den Frack angehabt und eine weiße Nelke im Knopfloch.

„So —" antwortete Frank zerstreut und sehr bestürzt über die Vertagung seiner Pflicht, die er gar nicht in Erwägung gezogen hatte. „Sie wissen nicht, ob er morgen früh Kolleg hat?"

Nein — das könne sie wohl versichern, wenn Herr von Gattern des Abends in Gesellschaft gewesen sei, so pflege er den Morgen darauf bis zwölf zu schlafen.

Frank zog seine Karte und kritzelte mit dem Bleistift:

‚Komme morgen um zwölf. Muß Dich in dringender Angelegenheit sprechen. Frank.'

„Legen Sie ihm dies, bitte, auf den Tisch, so daß er's beim Heimkommen sehen muß!" sagte er schroff, hob den Hut und ging. Er wußte, daß die Dame sehr neugierig war und gern, sobald er sich auf dem Flur seines Vetters sehen ließ, eine kleine Plauderei anzuknüpfen versuchte.

‚Unangenehme Person,' dachte er. Irgend etwas Hochgespanntes in ihm hatte sich plötzlich gelöst, war zusammengesunken,

Digitized by Google

ganz klein und alltäglich geworden. Er verspürte Hunger und beschloß, nach Hause zu fahren. Es fiel ihm ein, daß seine Mutter gesagt hatte, sie sei heute nicht beschäftigt. So schlenderte er denn zum Kurfürstendamm, in dessen Nähe Gattern wohnte, und stieg in die Bahn, die ihn bis in die Nähe seines Heims führte.

‚Bin ich etwa verliebt in die Gröna?‘ fragte er sich unterwegs. ‚Ich bin immer froh und erregt, wenn ich mit ihr zusammen sein kann.‘ Er dachte an das tiefe Gefühl von innigstem Wohlgefallen, von Vertrauen und dem Bedürfnis, sich ganz und gar, mit allen Sinnen und Sehnen, mit seinem ganzen Leben hinzuschenken, das ihn erfüllte, wenn er neben Else Regenhoven saß, er erinnerte sich des Entzückens, in das der leichte, frische Duft, der ihrem Körper entströmte, ihn wiegte. Er entsann sich kleinerer Züge in ihrem lieben Gesicht, die für ihn einen besonderen Zauber besessen — ein Etwas um ihre feingeformten Nasenflügel — und wie die Winkel ihres im Gegensatz zur Nase sehr weichen Mundes sich in den Wangen vertieften, mit dem Schimmer eines kaum merkbaren Lächelns ... O — wie er das liebte ... Eine schwere Sehnsucht überkam ihn. Wann würde er sie wiedersehen? Würde sie ihm auch treu geblieben sein? Er hatte doch kein Versprechen von ihr — sie schrieben sich nicht wie Verlobte — es war nur so etwas Zärtliches zwischen den Zeilen ... Er mußte sich doch wohl vor Marlinde Gröna in acht nehmen — freilich — sie behandelte ihn ja vollständig als Jungen, als ihren Knappen, den sie benutzte, wozu es ihr gerade gefiel. Er hätte sie doch sollen um nähere Erklärung bitten, was denn nur eigentlich zwischen ihr und Klaus Gattern vorgefallen sei? Aber wie hätte er nur weiter fragen können — er hätte sich doch zu Tode geschämt, eine Dame nach solchen Dingen zu fragen.

Frank beabsichtigte, seiner Mutter kein Wort von seinem Auftrag zu sagen. Aber es war kaum eine halbe Stunde vergangen, so hatte sie alles aus ihm herausgelockt, was er selbst wußte.

Sie sagte nicht viel, gab kein Urteil ab, mischte sich kaum mit einem Wort des Rats oder der Warnung in die Sache.

„Sei höflich und zurückhaltend, wenn du mit Klaus sprichst,“ bemerkte sie nur. „Du weißt ja doch kaum, wie die Dinge sich entwickelt haben. Und — in Liebesangelegenheiten erlebt man von Frauen wie von Männern die sonderbarsten Überraschungen.“

Sie küßte ihn später, nachdem sie noch über allerlei andere Dinge geplaudert hatten, herzlich zur Gutnacht und schien keinerlei Befürchtungen wegen des Ausganges der Unterredung zu hegen. —

Frank traf Klaus Gattern am nächsten Morgen beim Frühstück. Er hatte sich auf einem netten Spiritusmaschinchen Kakao gekocht, ein Teller mit Schinkenscheiben, Butter und ein Glas Orangenmarmelade warteten auf seinen Appetit. Er war schon fertig angekleidet, sehr frisch gewaschen und gekämmt, roch nach Kölnischem Wasser und trug nur noch über der hellgrauen Weste eine Hausjacke von flauschigem blauem Stoff mit großen weißen Vierecken, die ihm das Aussehen eines englischen Jockeis gab. Klaus besaß immer solche außergewöhnlichen Kleidungsstücke, die Frank als der Gipfelpunkt männlichen Geschmacks erschienen.

Gattern begrüßte seinen jungen Vetter fröhlich.

„— Na nun rück' mal heraus! Was verschafft mir die Ehre eines so feierlichen Besuches! Ich sterbe ja vor Neugier über deine ‚dringenden Angelegenheiten‘! Willst du etwa die Gröna heiraten, und ich soll dir als Trauzeuge dienen? Bin zu allen Schandtaten bereit.“

„Laß die Späße,“ begann Frank. Er hatte sich nicht gesetzt und rückte sich feierlich zurecht. „Ich sehe — du ahnst bereits, daß es sich um Frau von Gröna handelt. Du hast die Dame unverantwortlich beleidigt, und ich fordere dafür Genugtuung von dir!“

„Lieber Junge,“ sagte Gattern gemütlich, hob die Tasse und trank einen Schluck Kakao, „ich dachte mir schon, daß sie dich schicken würde. Ein Älterer hätte kaum ... Na, ich will dich nicht kränken. Ich bin natürlich zu jeder Entschuldigung meines Gefühlsausbruches bereit — würde ihr schon aus eigenem Antriebe geschrieben haben. Mich dünkt, sie hätte darauf warten können. Also ...“ Klaus lächelte ein wenig hinterhältig. „Komm, nimm eine

Zigarette. Ich habe eine neue Quelle entdeckt. Unscheinbares Lädchen, aber vorzüglich."

„Du willst ihr also schreiben?" fragte Frank, enttäuscht, daß sein Ansinnen so ohne jede Schwierigkeit angenommen und die Angelegenheit dadurch jeder Feierlichkeit beraubt wurde. „Wie konntest du übrigens ..."

„Mein Junge, darüber wollen wir lieber nicht reden, bis du selbst öfter in ähnlichen Umständen gesteckt hast. Soviel aber wirst du doch auch schon von den Weibern begreifen, daß die Art und Weise, in der die schöne Marlinde uns neulich abend mit in ihre Wohnung verschleppte, nichts geradezu Entmutigendes hatte. Nun — ich habe mich in ihr geirrt, oder sie ist bereits in festen Händen!"

„Klaus," rief Frank empört, „ich halte Marlinde Gröna für ein unvorsichtiges und unglückliches Mädchen! Aber alltäglich oder gewöhnlich so für jeden zu haben — das ist sie ganz gewiß nicht ..."

„Ich halte mich auch nicht für jeden," erwiderte Klaus hochmütig.

„Liebst du sie etwa?" fragte Frank, plötzlich von dem Ausdruck in seines Vetters schmalem brünettem Römerkopf überrascht.

Klaus gab ein leichtes Auflachen der Verachtung von sich. „Liebe — Liebe! Frank, Liebe macht man doch mit der Prima ab!"

„Dann war dein Benehmen unverantwortlich!" fuhr der Jüngere auf.

„Ach, schweig nun über die Geschichte," sagte Klaus verdrießlich. „Wenn einer schon 'ne Lächerlichkeit herunterzuschlucken hat, braucht der andere ihm nicht noch moralisch zu kommen."

„Du hast recht — verzeih! Aber du schreibst ihr gleich!"

Klaus hatte inzwischen sein Frühstück beendet. „Hier sieh in die Sportzeitung. Auf der letzten Seite sind gute Bilder vom letzten Rennen. Ich will inzwischen den feierlichen Brief verfassen. Muß ich dazu einen schwarzen Gehrock anlegen? Oder gestattest du, daß ich in dieser dollen Jacke den Kotau mache?"

„Du bist schandbar oberflächlich," rief Frank lachend. „Nun eil' dich nur, daß dir's nicht wieder leid wird."

„Ja — meinst du denn, ich will den Verkehr mit dieser liebenswürdigen Frau aufgeben?" fragte Gattern auf dem Stuhl vor seinem Schreibtisch sich zurückwendend.

„Sie wird dich schwerlich wieder auffordern!"

„Das wollen wir abwarten," meinte Klaus mit kaltblütiger Sicherheit.

Frank empfing das Schreiben. Auf dickem grauem Papier, die kleinen silbernen Anfangsbuchstaben des Namens von der Freiherrnkrone überragt, war es in Klausens großer, etwas gezierter Handschrift sehr sorgfältig abgefaßt.

Frank verabschiedete sich schnell, um es Marlinde zu überbringen. Klaus hielt ihn nicht. Nachdem er ihn bis an die Wohnungstür geleitet hatte und wieder in sein Zimmer zurückgekehrt war, zog er unter dem Teller, vor dem er die ganze Zeit gesessen hatte, einen Rohrpostbrief hervor, den er eine halbe Stunde vor Franks Eintreffen erhalten hatte.

Er war von Elena Schneider, und Klaus lächelte vergnügt, während er ihn noch einmal durchflog. Wie liebenswürdig und anmutig diese Frau bitten konnte. Wie spielend leicht sie diese Geschichte zu wenden verstand ... Klaus dachte seufzend an die endlosen Predigten und Auseinandersetzungen, die seine Mutter beliebte, wenn sie einmal irgend etwas aus ihres Sohnes Leben erfuhr, das ihr nicht paßte ...

Es war ein angenehmes Gefühl, sich die feine Frau verpflichtet zu haben. Sie sich zur Freundin zu gewinnen, mochte nicht ohne Bedeutung sein ... Vielleicht versuchte man es. Mit Frauen der verschiedensten Gesellschaftsklassen in die verschiedensten Beziehungen zu treten, schien Claus Gattern eine so wünschenswerte wie notwendige Ergänzung der wissenschaftlichen Ausbildung für die Laufbahn eines jungen Diplomaten.

Frank fand Marlinde in einer weichen, aufgelösten Stimmung, und auch als sie den Brief von Gatterns gelesen hatte, brach sie keineswegs in den von Frank erwarteten Siegesjubel aus.

Sie starrte lange nachdenklich vor sich hin. „Warum sagen die Männer immer, daß ich schuld bin, wenn sie sich vergessen? Frank, können Sie mir das erklären?" fragte sie und blickte den jungen Welzien bekümmert an.

Digitized by Google

Die Königstöchter. Gemälde von Albert Welti

Digitized by Google

Digitized by Google

„Weil es bequem ist, andere zur Verantwortung zu ziehen," antwortete er, schnell bei der Hand mit junger, einfacher Schulmoral.

„Würden Sie geglaubt haben, zu allem berechtigt zu sein, wenn ich Ihnen an dem Abend nach der Basilia einen Kuß gegeben hätte?"

Frank wurde rot bei der Vorstellung, die Marlinde in ihm erweckte. „Ich hoffe nicht . . . Ich hätte doch wohl verstanden, daß Sie sich nur vor sich selbst retten wollten . . . Vor Ihrem Kummer," fügte er sanft hinzu.

„O, Frank — lieber, lieber Frank," rief Marlinde mit heller, klingender Stimme, „wie habe ich Sie doch so gern für dieses Wort! Und weil Sie der erste sind, der so anders ist — so erquickend anders als die widerlichen Kerle! Glauben Sie, daß Gattern gewagt hätte, mich anzufassen, mit mir zu ringen, bis ich nach meiner Jungfer schreien mußte, — wenn ich im Hause meines Onkels, des königlich preußischen Landrats von Gröna gelebt hätte? Nie, nie. Weil ich allein bin und einmal die Geliebte eines Prinzen war, glauben sie mich eine passende Beute für jedermann . . . Ja — ich sage es laut und offen und mit Stolz: ich war die Freundin eines Prinzen, weil er ein herrlicher Mensch war und ich ihn liebte. Nun soll ich in Sack und Asche Buße tun, mein Haar glatt kämmen und schwarze Merinokleider tragen, dann wollen sie mir verzeihen . . . dann soll ich bei Tante und Onkel wieder in Gnaden aufgenommen werden! Das haben sie mir durch die Exzellenz sagen lassen!"

„O wirklich!" sagte Frank, lebhaft bewegt. „Aber Frau von Gröna, das wäre doch herrlich — —! Sie können doch nicht immer so leben — so — ich weiß ja nicht — es scheint mir nur . . . Und auf den Merinokleidern würde Ihre Tante am Ende nicht bestehen!"

„Frank, ich würde verrückt! Ich brauche Freude und Farben und Schönheit um mich her! Ich müßte doch wieder davonlaufen — Ach, wie würden sie alle vor mir auf der Erde kriechen und mir die Schuhe lecken, wenn Bogislaw noch lebte, wenn ich seine Frau geworden wäre!"

Ihre großen Augen sahen mit einem Blick des Entsetzens ins Weite. Sie schien unter dem Banne eines innern Gesichts zu zu stehen. Ihre lieblichen Züge verwandelten sich zu einer Maske von Schrecken und Angst.

„Liebe Frau von Gröna, denken Sie nicht mehr an das Vergangene," bat Frank erschüttert.

„Ich möchte es ja so gerne vergessen!" Sie wimmerte wie ein geschlagenes Kind und begann zu weinen. „Ach, Frank, alles Dumme, was ich tue, geschieht doch nur, um mich zu betäuben . . . Es ist da noch etwas," fügte sie scheu hinzu, — „weil ich darüber niemals mehr Klarheit bekomme — darum werde ich noch wahnsinnig!"

„Was ist es, Liebe, sprechen Sie sich aus!" bat Frank und nahm ihre Hände. Er drückte sie brüderlich in den seinen, die warm, kräftig und voller Leben waren.

Sie blickte ihn hilflos mit irren Augen an.

„Ob es ein Unglück war, damals auf der Jagd, als ihm das Gewehr losging... oder ob er es wollte?" flüsterte sie, und ihr Körper flog in krampfigem Zucken.

„O — das denken Sie?" fragte Frank leise. „Aber wie sollte das sein? Er liebte sie ja doch, er war doch glücklich . . ."

Sie setzte sich auf ein Sofa, das in der Nähe stand. Ihre Hand mit dem nassen Taschentuch hing müde über die goldene Lehne. Sie saß ganz still und starrte vor sich hin.

„Weiß ich es?" fragte sie mit einer Stimme, die aus einem einsamen und öden Raum zu kommen schien und Frank in eigentümlicher Weise ergriff, als gehöre sie gar nicht zu dem üppigen, schönen und verstörten Frauenbilde, das da vor ihm saß.

„— Ich will Ihnen sagen: er war feige! Nicht vor Schußwaffen oder im Sport — das natürlich nicht. Aber doch feige. Als die Einwilligung seines Vaters zu unserer Heirat nicht so schnell eintraf, wie wir erwartet hatten, verlor er jede Haltung. Und ich bin so heftig, so schrecklich heftig . . . Wir hatten eine Szene — — gräßlich. Er schlug nach mir. Ich wich ihm aus — fiel hin — verletzte mich. O — nicht schlimm. Es blutete, und er war ganz verzweifelt. Er lag auf der Erde vor mir, küßte mir die Hände und die Füße. Am Tag darauf geschah es . . ."

Digitized by Google

Nach einer langen Weile, während welcher Frank nur immer hatte denken müssen: ‚Du Arme, du Arme' — murmelte er endlich: „Es kann trotzdem ein Zufall gewesen sein."

„Es kann — es kann auch nicht," klagte Marlinde. „Niemals werde ich wissen. Nie! Frank, manchmal hasse ich ihn, weil er mir das angetan hat! Können Sie sich das vorstellen?"

„O gut — gut."

„Deshalb kann ich des Abends nicht allein sein und nehme so blödsinnig viel Veronal."

Frank setzte sich neben sie, faßte nach ihrer Hand und streichelte sie leise, weil er ihr nichts zu sagen wußte, was sein Mitleid und die Ehrfurcht vor ihrem Schmerz genügend ausdrücken konnte. Marlinde legte den Kopf auf seine Schulter wie ein krankes Tier, dem es wohltut, daß man zärtlich und gut mit ihm ist.

„Du bist der beste, der beste von allen Menschen," sagte sie, kindlich zu ihm aufschauend. Er sah ihren weichen Mund, der feucht schimmerte, die zarten Wangen mit der feinen schneeweißen Haut, die hie und da von einer leichten Röte überhaucht war, er sah dies alles so nahe und deutlich, daß ihm plötzlich schwindelte.

‚Nur nicht gemein werden! Jetzt nur nicht gemein werden!' fuhr es ihm durch den Kopf. Und innerlich seufzte er, wie in einem inbrünstigen Gebet: ‚Else, liebe Else — bleibe bei mir, sei mir ganz nahe . . .'

Wie oft rief er so innerlich diesen einfachen kurzen Mädchennamen, hielt ihn vor sich wie einen silbernen Schild.

Er machte eine kleine Bewegung mit dem Kopfe nach rückwärts und lächelte ein wenig scheu, ein wenig verlegen.

Das weckte Marlinde aus ihrer hilflos hingeschmiegten Bezauberung.

Sie sprang auf mit den elastischen Bewegungen, die Frank immer an eine junge Tigerin erinnerten, sie stand vor ihm hochaufgerichtet, in einer freien, stolzen Haltung.

„Du sollst mein Bruder sein," sagte sie laut und kräftig. „Willst du? Willst du —?"

„Ja ich will," rief er, sprang gleichfalls auf und schüttelte ihre ihm hingestreckte Hand. „Aber ich will Sie nicht Du nennen."

„Warum nicht?" fragte sie, und ihre Brauen zogen sich zusammen, ihr Gesicht bekam einen bösen, finsteren Ausdruck.

„Weil ich nur ein einziges Mädchen auf der Welt Du nennen will!"

„Ach — sieh da — er ist verliebt, der kleine Junge! Schon ganz feierlich verliebt!" Marlinde brach in ein lautes Gelächter aus.

„Dabei ist doch nichts zu lachen!" sagte Frank beleidigt.

„Ach es ist nur immer so komisch, wenn ein Mensch verliebt ist! Also das Du ist nur für eine! Die kann sich aber freuen! Das strenge Gesicht! Ich spotte wirklich nicht! Wenn ich nicht Achtung vor jeder echten Liebe hätte . . . Ich bin sogar froh! Jetzt haben Sie immer etwas Interessantes zu erzählen! Ich muß alles von Ihrer Liebe wissen! Alles! Das fordere ich als mein Schwester-Recht! — Famos, einfach famos! Ich bin so froh, daß Sie nicht auf den unglückseligen Gedanken verfallen sind, sich in meine dumme Person zu verlieben und nun so recht von Herzen mein Bruder sein können! Nicht wahr?"

Sie sprach die letzten Worte mit einer entzückenden, einschmeichelnden Schelmerei.

Frank beteuerte eifrig, er wolle ihr Bruder sein, ihr Ritter, zu jedem Dienst erbötig, sie gegen die ganze Welt verteidigen, wenn es einmal not tue. Er wolle die Zeit, die er bei den Pommern auf dem Fechtboden zubringe, in Zukunft verdoppeln, auch wieder nach der Scheibe schießen, um für alle Fälle gewappnet zu sein wie das deutsche Volk: ein Hort des Friedens und die Hand am Schwerte.

So gerieten sie aus dem Ernst in ein lachendes Plaudern. Frank kam strahlend, mit frischen Wangen und lustigen Augen, zu seiner besorgten Mutter heim.

Von nun ab bewies Marlinde bei jeder Gelegenheit die herzlichste Freundschaft für Frank. Sie zeigte sich gern mit ihm in der Öffentlichkeit, er ging in ihrer Häuslichkeit aus und ein wie ein Bruder. Bald weihte sie ihn auch rückhaltlos ein in ihre Geldverhältnisse, die freilich die allerverwirrtesten waren. Sie war von Jugend auf an ein Leben in großem Stil gewöhnt, und Frank konnte sie mit allen Vernunftgründen nicht dazu bringen, auch nur der flüchtigsten verschwenderischen Laune zu

Digitized by Google

wehren. Exzellenz Ravignol, Nathan halfen in der großherzigsten Weise; dennoch war sie stets von Schulden und Gläubigern bedrängt. Diese Tatsache gab ihrem Dasein etwas Abenteuerlich-Stürmisches. Gegen Ende des Winters machte Frank sich klar, daß sie ihn und seine Zeit fast vollständig mit Beschlag belegt hatte und er auf dem besten Wege sei, ihr Sklave zu werden wie diese arme Exzellenz, die sich oft abscheulich von ihr behandeln lassen mußte und doch die Gesellschaft der süßen Hexe nicht entbehren konnte. Nein — er war wahrhaftig ein abschreckendes Beispiel. Frank beschloß, sich wieder mehr von ihr freizumachen, und sagte ihr bei der ersten besten Gelegenheit sehr deutlich seine Meinung über ihre tyrannische Art, die harmlos das Leben von drei bis vier Menschen zu ihrem Dienste verbrauchte. Sie zankten sich wild, und Frank kam trotz verschiedener telephonischer Anrufe mehrere Wochen lang nicht wieder in ihr Haus. — Er wollte doch nicht nur die duftenden Zimmer schöner Frauen, er wollte das Leben in seiner Ganzheit, seiner Unerbittlichkeit kennen lernen. Er schämte sich der vertändelten Wochen, nahm entschlossen seine Kollegien und auch seine Streifzüge durch Berlin wieder auf.

Dabei geriet er in eine Arbeitslosenversammlung. Es war ein Winter mit langanhaltender Kälte gewesen. Ungünstige geschäftliche Verhältnisse nötigten große Industrien und Fabriken, über ein Viertel ihrer Arbeiterschaft zu entlassen. Die Zeitungen waren angefüllt mit Schilderungen von der Not, die dadurch in den Familien des Volkes hervorgerufen wurde.

Der große Saal war gedrängt voll Menschen. Frank sah die Reihen der harten, zerfurchten, stumpfen oder verbitterten Gesichter. Er fühlte den heißen Atem der Angst, des Hasses, der aus der Menge emporstieg. Er hörte die sozialistischen Redner gegen den Kapitalismus und die verruchte, verrottete Gesellschaft des Klassenstaates wettern. Eine Abordnung, die vom Minister empfangen worden war, die bei der Regierung die schleunige Aufnahme öffentlicher Arbeiten befürworten wollte, berichtete von den ausweichenden und leeren Versprechungen, mit denen die Herren sie vertrösteten. Der Redner hielt eine Zigarre in die Höhe, die ihm während der Unterredung von dem Minister angeboten worden war, und legte sie auf das Pult nieder. „Das ist die Gabe, mit der der Herr Minister die Arbeitsnot zu lindern hofft!“ rief er in den Saal hinunter, und aus dem Gewühl der Tausenden antwortete ihm ein Schrei des Zornes, verhallend in einem dumpfen feindlichen Murmeln. — So gewaltig hatte die Menge sich in Zaum und Zucht, um die Polizei, die rechts und links vom Redner in blanken Helmen und blauen Uniformröcken saß, nicht zur Schließung der Versammlung zu veranlassen.

Stunde um Stunde verrann bei den Verhandlungen und Beratungen, die zu keinem Ende führten, und bei Reden, die in ihrer Gegenüberstellung statistischer Beweise über die Millionen, die die Leiter der Werke einnahmen, und der dürftigen Zahlen, die den Lohn der Arbeiter darstellten, die Wut immer stärker schürten. Ohne Erquickung harrte die Menge festgekeilt; es war die Losung ausgegeben, daß weder Bier getrunken noch geraucht werden dürfe — die meisten dieser arbeitslos seit Wochen Darbenden hätten ja auch kein Geld für diese Dinge gehabt. Und plötzlich kam die Entladung ... wie ein brausender, tobender Gewittersturm. Der Polizeileutnant dort oben auf der Plattform hatte bisher den Redner ruhig gewähren lassen. Plötzlich erhob er sich; irgend eine Bemerkung, die nicht schlimmer sein mochte als vieles früher Gewagte, hatte seine Geduld erschöpft — vielleicht wollte er auch dem nutzlosen und aufregenden Hin- und Herreden ein Ende machen. Er rief den Redner zur Ordnung und löste die Versammlung auf. Ein Tumult erhob sich im Saal ... Frank mußte schließlich Namen und Wohnung angeben, dann wurde er entlassen. Er hatte nicht mitgewirkt, nicht für, nicht wider. Aber er fühlte, etwas Ungeheures, Unvergeßliches erlebt zu haben.

Er faßte den Entschluß, das Problem zu studieren, sich mit ganzer Kraft hineinzubohren — ohne Voreingenommenheit, ohne Haß nach irgendeiner Seite, ohne Scheu vor irgendeiner Folgerung ... Viele mühten sich an seiner Durchdringung, gewiß — aber war es nicht überall

Digitized by Google

einer, der am Ende das befreiende Wort sprach oder die befreiende Tat vollbrachte?

Er türmte Bücher und Schriften bei sich auf, las und las halbe, ganze Nächte hindurch, ohne auch nur einen Richtweg durch den ungeheueren, wahllos zusammengerafften Stoff zu finden. Und er erkannte, daß es eine Lebensarbeit galt, hier auch nur zu einem Kennenlernen, zu einem allgemeinen Überblick der wirklichen sozialen Lage zu kommen. Es erschien ihm jetzt erbärmlich klein und egoistisch, daß er bei Beginn seines Studiums doch nur immer an das eigene Dasein gedacht hatte — alles, was er an Lernen und Erfahrung einsammeln wollte, immer doch nur zur Bereicherung dieses einen menschlichen Lebens verwenden wollte. Gab es nicht einen höheren und gewaltigeren Sinn des Lebens, den er wie das matte Licht, das der aufsteigenden Sonne voranzugehen pflegt, am inneren Horizonte seiner Gedanken- und Gefühlswelt in einem noch unbestimmten Glänzen wahrnahm? Ein brennender Eifer verzehrte ihn, noch tiefer einzudringen in diese ferne Lichtwelt. Er dachte nicht mehr an Marlinde und den schwülen Umkreis ihres kleinen, krankhaften Daseins, er dachte auch nicht mehr an Else Regenhoven und an seine holden Zukunftshoffnungen — er hatte der Meduse ins Angesicht geschaut und war gebannt von ihrem großen, schrecklichen Blick.

Ein Monat war verflossen in diesem einsamen, starken Ringen um Kraft und Klarheit, als Frank, eines Nachmittags heimkehrend, in dem kleinen Flur von seiner Mutter Wohnung einen schweren süßen Orchideenduft spürte. Er atmete ihn mit einer plötzlich in ihm aufsteigenden Lust, die mit einem niederziehenden, schlaffmachenden Schrecken in einer seltsamen Weise verknüpft war. Marlindes Pelzjacke hing im Flur, Frank streifte mit der Hand über das weiche Fell, von dem der durchdringende Duft ausging, stand eine Sekunde unentschlossen und flüsterte dann dem alten Mädchen zu: „Sagen Sie nicht, daß ich gekommen bin, ich gehe in mein Zimmer."

Doch drinnen hatte man sein Klingeln gehört, die Tür wurde geöffnet, seine Mutter rief: „Frank, hier ist Besuch für dich."

Er trat langsam, widerwillig, doch mit stark klopfendem Herzen ein.

Marlinde stand in der Mitte des Zimmers, in dem das elektrische Licht schon brannte und ihr Kleid aus einem grellen Smaragdgrün glänzend beleuchtete.

„Seit zwei Stunden warte ich hier auf Sie," sagte sie mit ihrem verdrossenen Ton, durch den doch eine wunderliche Bewegtheit der Seele klingen konnte — durch den sie jetzt klang, stärker, als Frank sie je zuvor vernommen. „Habe ich das wohl um Sie verdient?"

Frank stand wortlos. ‚Wäre sie doch nicht gekommen,' dachte er, ‚wie soll ich mich gegen sie verteidigen?'

„Ich habe gearbeitet," sagte er ausweichend. „Wollen Sie sich nicht setzen?"

„Das hat mir Ihre Mutter schon gesagt. Aber wenn man auch arbeitet — wohin man gehen will — dahin geht man doch."

„Nun also: ich wollte nicht!"

„Frank, du bist sehr grob," sagte seine Mutter lächelnd. „Ich habe dich entschuldigt — und Frau von Gröna hat es auch eingesehen, daß du ein wenig zu sehr gebummelt hast. Nun machst du meine Bemühungen mit einem Satz zu schanden."

„Verzeih', Mama! Frau von Gröna kennt schon meine Geradheit — und wir nehmen alle beide kein Blatt vor den Mund. Nun sagen Sie nur, was Sie von mir wünschen."

„Sie sollen mir geradeheraus erklären, ob Sie mich nicht mehr leiden können und nicht mehr zu mir kommen wollen? — — — Frank, ich war wohl abscheulich gegen Sie? Ich weiß nicht, was ich rede, wenn ich heftig bin! Das sollten Sie doch schon längst wissen! Hier stehe ich nun und bitte Sie um Verzeihung — in Gegenwart Ihrer Mutter noch dazu — mehr können Sie doch nicht verlangen!"

Sie wurde rosenrot, während sie diese Worte sprach, die schöne Frau, sie lächelte ein wenig mit dem vollen, verführerischen Kindermund und hielt ihm mit einer halb burschikosen, halb schüchternen Bewegung die Hand entgegen, von der sie den Handschuh abgestreift hatte, den sie in der Linken unruhig hin und her schlenkerte. Frank nahm die Hand und küßte sie.

„Es ist sehr lieb, daß Sie gekommen

sind, Marlinde," sagte er leise. „Das werde ich Ihnen nicht vergessen."

„Man verzieht euch viel zu sehr," rief sie fröhlich, denn sie sah an seinem Gesicht, sie spürte es am Klang seiner Stimme, daß sie ihn wieder gewonnen hatte.

„Ich habe inzwischen Freundschaft mit Ihrer Mutter geschlossen," plauderte sie weiter. „Ja, was sagen Sie — Jette und ich sind zum Sonntag abend bei ihr eingeladen!"

„O — wie schön! ... Nur, Mama — wir müssen dann Klaus absagen. Du weißt, er wollte ..."

„Ach, lassen Sie ihn ruhig kommen," sagte Marlinde nachlässig, „mich stört er nicht, wenn er sich anständig beträgt. Und ich darf doch Exzellenz Ravignol mitbringen, nicht wahr? Er ist ja Franks Patenonkel!"

„Er soll mir willkommen sein," antwortete Elena liebenswürdig.

„Wie süß Sie sind, ich habe Sie unbändig lieb!" Marlinde faßte Frau Schneider um den Hals und küßte sie auf beide Wangen, drehte sich mit ihr im Kreise herum und jubelte: „Das wird reizend! Wir wollen einen neuen Salon gründen! Das wollen wir, nicht? Die Leute sollen vor Neid bersten, weil sie nicht hineindürfen! Frank, jetzt bringen Sie mich nach Haus! Ich bin zu Fuß vom Bahnhof gekommen und fürchte mich tot in der Dunkelheit!"

Elena hütete sich, Frank jemals geradezu zu fragen, ob er in Marlinde Gröna verliebt sei. Sie wußte, wie lange Zwischenzustände des Gefühls bestehen können, über deren Natur man selbst im unklaren bleibt.

Was sie von den Vergnügungen anderer junger Leute hörte, ließ sie nicht bedauern, daß Frank nicht wie viele andere seine Zeit an Kneipereien und an die niederste Weiblichkeit verschwendete.

Marlindes Besuch kam Elena sehr gelegen. Sie fühlte ebenso stark wie Frank die Entfernung, die allmählich ihn wieder von ihrem Herzen und aus der Macht ihres Einflusses zu entfernen drohte, sie hatte längst nach einem Mittel gesucht, ihn wieder stärker an ihr Haus zu fesseln. Was lag näher, als dies eben durch Marlinde selbst zu versuchen? Elena eignete von ihrer Theaterlaufbahn her eine grenzenlose Duldsamkeit gegen alle Arten von Lebensführung — war ihr die der jungen Gröna verdächtig, so unterlag sie doch jetzt, bei dem Alleinsein unter vier Augen, dem Reiz dieser töricht-holden Persönlichkeit. Sie mußte sie näher kennen lernen, um ihrem Einfluß auf Frank, den sie als recht eingreifend erkannte, wirkungsvoll begegnen zu können. Und es war doch wahrhaftig ein ungesunder Zustand, daß nach und nach ein Fremder in ihrem Hause, an ihrer Seite sich in den Platz einzuschleichen drohte, der dem eigenen Sohn gebührte und den dieser still und kühl verschmähte.

Elena mußte es sich mit einem Seufzer der Entsagung gestehen, sie konnte mehr in ihrer Weise, die Andeutungen und leicht spöttische Spitzen liebte, mit Klaus Gattern plaudern. Frank war oft unangenehm berührt von Dingen, die ihr nur selbstverständlich vorkamen; in seinen Anschauungen war alles noch so zweifelsohne, schwarz oder weiß, schön oder häßlich, gut oder böse, daß sie sich jedesmal im Verkehr mit ihm seelisch und geistig umstimmen mußte. Denn sie sah ja längst in allen Dingen nur noch die Mitteltöne, die Übergänge von einem Extrem zum andern. Klaus suchte sich in ihre Denkweise, in ihre ganze Welt viel geschickter einzufühlen als Frank, der seit der Basiliaaufführung ein trotziges Widerstreben gegen das Theater offenkundig zur Schau trug. Sie aber, deren Leben wie in jedem Winter dahingewirbelt wurde von Rolle zu Rolle, von Neuaufführung zu Neuaufführung, konnte die Frische nicht mehr aufbringen, mit der sie sich im Herbst vorgenommen hatte, Frank näher an sich heranzulocken, indem sie ihn an ihrer Arbeit mehr teilnehmen ließ, ihn liebevoll in die Gesetze ihrer Kunst einführte. Sein Mißbehagen entmutigte sie, und so hielt sie ihn fern von ihrem eigensten Dasein. Am Ende trat bei ihr wie jedesmal bei vorgerückter Spielzeit, die dumpfe, seelische Gleichgültigkeit ein, die das Übermaß von Kämpfen, Aufregungen und Überreizung hervorrief. In diesem Zustande fürchtete sie sich geradezu vor Franks auf- und abwogenden, leidenschaftlichen Gefühlen, während die von einem feinen Klang getönte, ehrfurchtsvolle Huldigung seines

Digitized by Google

weltgewandteren Vetters ihr einen angenehmen Reiz gewährte.

Sie war ihm auch dankbar, daß er nicht wie ihre Kollegen von der Bühne es taten, Frank einfach für den Liebhaber der Gröna hielt, sondern die Sachlage feiner beurteilte. Er nannte Frank einen jungen Schwärmer, dessen Sinne noch ungeweckt seien. Frank war auf Zureden von Klaus einigemal mit ihm und ein paar kleinen Mädchen in ein Tanzlokal im hohen Norden gegangen. Er berichtete seiner Mutter, wie ein Rasender getanzt und sich köstlich unterhalten zu haben, denn seine Partnerin sei wirklich ein lustiges und witziges Geschöpfchen gewesen. Zu weiteren Anknüpfungen führten diese Abende nicht. Klaus riet seinem Vetter allen Ernstes, Theologie zu studieren und beim Wingolf einzutreten. Zum modernen Kavalier habe er erschütternd wenig Anlage. Frank verteidigte seine übermoderne Denk- und Gesinnungsart und schalt Klaus einen abgestandenen Reaktionär, der keinen Begriff von Rassenhygiene habe. Er hatte mit Marlinde Nietzsches „Zarathustra" gelesen und schwärmte in jugendlich hohen Worten vom Zeugen des Übermenschen in einer reinen Ehe. Klaus lachte spöttisch und meinte, Marlindes Begeisterung für Nietzsche sei ihm begreiflich; sie wolle mit dem Firnenglanz seiner Philosophie das eigene aus den Gleisen bürgerlicher Ordnung geratene Dasein umkleiden, um ihm dadurch eine phantastische höhere Weihe zu geben. Aber Frank solle doch nicht auf solche Bohême-Weisheiten hineinfallen. Er empfahl seinem Vetter das Studium der Stoiker und Kants als einer gediegenen Grundlage für ein vernünftiges Leben und ein gutes Gegengewicht gegen haltlose Schwärmereien. Seine weiteren Ausführungen zeigten, daß er die angeführten Philosophen auch wirklich kannte, und von Kant mehr wußte als den vielberufenen Imperativ der Pflicht.

Elena, die dem Streit der jungen Leute mit Vergnügen zuhörte, konnte innerlich Klaus ihre Hochachtung nicht versagen. Die ausgebreiteten Kenntnisse, die er sich inmitten der vielfachen Anforderungen seines Korps und der Pflege seiner ausgebreiteten gesellschaftlichen Beziehungen neben seinem eigentlichen Fachstudium noch zu erwerben verstand, zeugten von einem höchst andauernden Fleiß. Offen mußte sie sich gestehen, daß Klaus ihrem Sohne an Verstand, an geistigem Ehrgeiz bedeutend überlegen sei. Und doch war ihr Franks blindes, junges Dreintappen, sein unbefangenes, ehrliches Suchen soviel angenehmer als das zweckvoll geordnete Dasein von Klaus, in dem es keine Regung der Seele gab, die nicht überwacht wurde, ob sie auch nicht dem Ziele, einer glänzenden diplomatischen Laufbahn hinderlich sein möchte.

Was galt das geistreiche, spielerische Getändel mit Klaus neben dem Gefühl tiefer Wärme, das ihr Herz überwallte, sobald sie ihres eigenen Jungen gedachte!

⌘ ⌘ ⌘

Elena hatte, um die Form zu wahren, an Exzellenz Ravignol eine Einladung zu dem Sonntagabend gesandt, an dem sie Marlinde erwartete. Sie war ihm längst eine solche schuldig; zu Anfang des Winters hatte er ihr seinen Besuch gemacht, sie jedoch nicht zu Hause angetroffen. Aber Elena eilte es nicht mit dem Verkehr. Sie hatte bisher mit zäher Kraft alles, was ihr nutzlose Erinnerungen an ihre kurze Ehe wecken konnte, aus ihrem Dasein ferngehalten.

Als sie mit dem alten Diplomaten vor dem Kamin saß, in den tiefen Lederstühlen, in denen es sich so behaglich plaudern ließ, während sie ein Palmblatt zum Schutz vor der roten Glut der Holzscheite gegen ihre Wange hielt und er nach dem Abendessen an einer schweren dunklen Havanna sog, da kamen sie auch; die Erinnerungen an die abendlichen Sitzungen vor dem Kamin in Driebenow, dem dieser, vielleicht ohne eigentliche Absicht, doch nachgebildet war . . . In dem ersten Herbst hatte sie dort als junge Hausfrau in Herrn von Ravignol ihren ersten Gast bewirtet. Die Exzellenz war schon damals grauhaarig, hager und gelb; im Grunde hatte sie sich nicht so sehr viel verändert in den zwanzig Jahren. Wie Frank dem Gast die kleine Aschenschale hinhielt — so — mit derselben Bewegung stand damals Welzien etwas herabgebeugt neben dem älteren Freunde, und das Licht fiel auf sein aschblondes Haar. Eine wunderliche Süße glitt durch Elenas Gefühle — ein Auferstehen ganz fremd gewordener Glückserinnerungen . . .

Digitized by Google

Ravignol heftete einen ernsten und nachdenklichen Blick auf ihr Antlitz, indem er diese leise, weiche Regung beobachtete — auch er erinnerte sich. Und wie hold sie damals gewesen — ein wenig Neid gegen seinen Freund war während des ganzen Besuches nicht von ihm gewichen. ‚Sie ist eigentlich noch schöner geworden, schöner für einen Maler oder Bildhauer,‘ gestand er sich. ‚Aber das Rührende fehlt ihr, das Hilflose dem Leben gegenüber, was damals so entzückend war . . .‘

Elena erfuhr, während sie plauderten, daß der alte Herr, wenn er sich auch persönlich von ihr ferngehalten, doch ihre künstlerische Laufbahn sehr genau und aufmerksam verfolgt hatte.

Er sprach über Rebekka West und über Hedda Gabler und Anna Mahr über die Sappho, die sie im letzten Herbst als Gastspiel in einem anderen Theater gegeben — über alle diese Rollen, denen sie ihren Ruhm verdankte. Und Elena vergaß die Vergangenheit, vertiefte sich mit ihm in spitzfindige Kunstfragen — das Träumerische wich aus ihren Augen — sie wurden groß und glänzend vor Eifer. Frank hatte sich zu ihnen gesetzt, sein Gesicht trug einen Ausdruck von gespannter Aufmerksamkeit und gesammeltem Ernst. Marlinde schwatzte mit Klaus in einer andern Ecke des Zimmers; man hörte ihr herbes, ein wenig rauhes Lachen — niemals schien die geringste Mißhelligkeit zwischen den beiden gewaltet zu haben. Frank blickte zuweilen hinüber, von Erstaunen beunruhigt. — Nachdem die alte Dienerin das Tischchen mit der silbernen Maschine und den durchsichtigen weißen Tassen hereingefahren und Elena für ihre Gäste den Tee bereitet hatte, gesellten sich Klaus und Marlinde zu der Gruppe am Kamin. Frank war den ganzen Abend sehr schweigsam gewesen. Durch das Gespräch zwischen Herrn von Ravignol und seiner Mutter hatte er sie in einer neuen Weise kennen gelernt und hätte gern länger und tiefer über sie nachgedacht. Elena wollte ihn mehr in das Gespräch ziehen und forderte ihn auf, seine Erlebnisse in der Versammlung der Arbeitslosen zu erzählen. Die Zeitungen hatten lange, zum Teil sehr entstellte Berichte über die Vorkommnisse dort gebracht, und sowohl Herr von Ravignol wie Klaus, sogar Marlinde, die Flüchtige, hörten ihm gespannt zu. Frank schilderte die Physiognomie der Massen, das Atemlose, Wartende, das von Anbeginn an über der Menge gelegen und seiner Entladung geradezu entgegengelechzt hätte, die dann mit der Naturnotwendigkeit eines Gewitters erfolgt sei — förmlich gesetzmäßig. Er sprach ohne Pathos, doch mit bewegtem Eifer. Elenas Gesicht bekam bei seinem Bericht einen zufriedenen, ja einen beglückten Ausdruck. Es freute sie, daß Frank, der nicht geistreich war, der in der Erörterung theoretischer Fragen ungewandt wurde und seine Meinung kaum bis zum Schluß verteidigen konnte, sondern bald verstummte und den anderen das Wort ließ, sobald etwas seine starke innere Anteilnahme hervorrief, Lebensdinge nicht nur scharf sah, sondern auch mit einer gewissen einfachen Anschaulichkeit wiedergeben konnte.

Kaum hatte Frank geendet, so reute es ihn, daß er sich hatte hinreißen lassen. Er blickte auf seine Mutter und erkannte: auf sie wirkte nur das Dramatische des Vorgangs, sie sah ihn literarisch, ohne zu ahnen, was dieses Erlebnis ihm, dem Sohn bedeutete. Das würde ihn gekränkt haben, wenn er nicht noch unter dem Eindruck gestanden hätte, den das Gespräch mit Ravignol über ihre Rollen in ihm wachrief. Es hatte ihm endlich den Schlüssel zum Verständnis ihres ganzen, ihm oft so unbegreiflichen Wesens gebracht. Sie sprach so selten über ihre Kunst, aber heute erkannte er, daß sie doch von den Dingen der Kunst völlig beherrscht wurde. Er verstand in dieser Stunde, daß seine Mutter in der Kunst ihren ganzen Lebensernst fand — ihm dagegen blieb diese Kunst immer wieder nur ein heiteres oder erhabenes Spiel, und nie, in keiner Minute fühlte er darin das Leben selbst — das Leben, das sich mit seiner ganzen Wucht an ihn gedrängt hatte, als er den Abgrund erkannte zwischen seiner Kaste und der Masse, zwischen denen er doch stundenlang so friedlich unbehelligt gesessen hatte.

Die Exzellenz riet, er sollte lieber derartigen explosionsgefährlichen Studiengebieten fernbleiben — eine solche Teilnahme könne doch recht gefährliche Folgen für ihn nach sich ziehen. Der alte Herr erklärte

Digitized by Google

mit klugen, kühlen Worten, daß das Problem der Arbeitslosigkeit eine notwendige Begleiterscheinung jeder hochgesteigerten Industrie sei, und als solche müßten derartige Krisen mit in den Kauf genommen werden. Die Regierung stehe diesen Schwankungen völlig machtlos gegenüber. Das wüßten die Arbeiterführer auch ganz gut, und die Geschichte mit der Zigarre sei eine gewissenlose, demagogische Aufhetzerei.

Marlinde sah Frank mit ihren großen goldbraunen Augen strahlend an und fragte kindlich: „Warum gehen Sie eigentlich an so widerliche Orte, wo es so schlecht riecht? — Aber spannend muß es gewesen sein," fügte sie nachdenklich mit einem wollüstigen Schauder hinzu. „Ich möchte auch einmal so etwas mit ansehen!"

„Was meinst du, Frank, wollen wir das nächste Mal die gnädige Frau mitnehmen?" spottete Klaus. „Damit sie sieht, wie langweilig Volksversammlungen meistens sind? Es ereignen sich doch selten wirkliche Ausschreitungen. Auf der Barrikade könnte ich mir Frau von Gröna recht wirkungsvoll vorstellen!"

„Mit einer roten Freiheitsmütze im Haar," jubelte Marlinde. „O, mit Wonne würde ich diese ganze verrottete adlige Bande in die Luft sprengen! Und dann ein Reich der Freiheit und der Schönheit!"

„Aber mit Sekt und Zigeunermusik und mit der Königin Marlinde von Gröna," sagte Ravignol lächelnd und blickte zärtlich auf die Erglühende.

Frank versank in schweigsame Träumerei. Während die Unterhaltung hin- und herflirrte, fühlte er sich weit entfernt von diesen allen, die mit den ungeheuern Rätseln spielten wie mit bunten Kinderbällen.

Klaus schlug ihn endlich auf die Schulter und rief: „Sind wir dir nicht ernsthaft genug? Sag' auch ein Wort! Sprich deine Meinung aus."

Frank blickte zu seinem Vetter auf. „Ich werde mich hüten. Was helfen die vielen Worte? Tun sollte man statt zu reden."

„Tun — das ist leicht gesagt — was willst du tun?"

„Das weiß ich heute nicht. Aber einmal werde ich es wissen!"

„Der einzelne kann überhaupt nichts tun in diesen Dingen," sagte die Exzellenz ein wenig lehrhaft. „Er macht sich lächerlich oder richtet sich zugrunde. Nur die Zeiten als solche wirken, sozial oder unsozial."

„Die Zeiten werden von Menschen regiert, die wollen," antwortete Frank trotzig.

Da rief ihm Klaus mit gutmütigem Spotte das Wort zu, das er später noch oft zu hören bekam, das zu einem Geleitwort auf seinem Lebensweg werden sollte, das Wort: „Du Idealist!"

(Fortsetzung folgt)

Das einsame Mädchen

Von Fritz Meyer, Bielefeld

Hör' ich Soldaten singen,
Die durch die Straßen ziehn,
Dann will es mich bezwingen,
Zum Beten hinzuknien.

Es liegt im lauten Sange
Der Krieger weh ein Ton,
Als wären sie im Drange
Des wilden Kampfes schon.

Es klingt in ihren Liedern
Ein heißer Ruf nach mir,
Den kann ich nicht erwidern —
Zu traurig bin ich schier.

Hör' ich Soldaten singen,
Die in die Schlachten gehn,
Wünsch' ich mir Engelsschwingen,
Um ihnen beizustehn.

Digitized by Google

Bildnisgruppe

Gemälde von Prof. Walter Geffcken

Digitized by Google

Digitized by Google

Azraîl

(Aus einem Erzengel-Zyklus)

Von Karl von Vincenti

Bei Khalid, ihrem jungen Helden,
Hält Hisna, wie ein Lied tät melden,
In sternverblühter Oasennacht
Die sterbenstrunkene Totenwacht.
Der Schilluk föhnt,
Das Schöpfrad stöhnt,
Die Wasser rauschen und rinnen
In des Weibes Todessinnen.
Der Schilluk verbraust in leisem Wehn.
Hisna ruft mit heißem Sehnsuchtsflehn:
„Azraîl — Azraîl — Azraîl!“ ...
Am Himmel, welch nächtig Zauberspiel!
Im Rosenlicht
Ein stillschön Gesicht
Enttaucht den dämmrigen Gründen,
Entsteigt den purpurnen Schlünden
Furchtbar herrlich,
Übermenschlich,
Die Engelsgestalt. Weithin schallt
Eine Stimme mit Sturmgewalt:
„Er naht, dem alle verfallen,
Die nach ew'gen Fernen wallen.“
Im Blutrosenschein schwebt er nieder,
Sanft wie auf Himmelsschwangefieder,
Er, der Geheimschreiber Gottes,
Der hohe Bote des Todes,
Azraîl.
Auf seinem Schoß
Ruht schwer und groß
Die Schicksalstafel, beschrieben,
Als wär' es in Erz getrieben.
Er schreibt und darf nimmer erlahmen,
Noch vergessen einen der Namen,
Die Allah dem Tode geweiht
In dunkler Unerforschlichkeit.
Ob der Menschen Qual und Leiden
Ihm blut'ge Tränen entgleiten,
Allerbarmender Mitleidstau
Auf der Sterbenden Heeresschau.
Jetzt Hisna ruft:
„Tu auf die Gruft,
Mein Khalid, mein Held ist dahin,
Laß, lieb' Gesell, zu ihm mich ziehn.
Auf! Hisna schreib! .
So heißt sein Weib,
Blutäugiger, hab' doch Erbarmen!“
— — — — — — — — — — — —
Sie harrt mit gebreiteten Armen:
Zur Totenwacht
Die ganze Nacht
Blutrosen schauert's dicht herab,
Begräbt das Weib auf Khalids Grab.

Digitized by Google

Digitized by Google

Altägyptische Porträtplastik

Von Professor Dr. Georg Steindorff

Mit 19 Abbildungen, meist nach: „Bissing, Denkmäler ägyptischer Skulptur“ (Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München)

Das schönste und wertvollste Vermächtnis, das von den alten Ägyptern der Nachwelt überkommen ist, sind die Werke ihrer Kunst. Allerdings hat es recht lange gedauert, bis sich die Erben in den Besitz dieser kostbaren Hinterlassenschaft gesetzt haben. Griechen und Römer haben wohl die gigantischen Werke der ägyptischen Baumeister angestaunt, aber an den Schöpfungen der Bildhauer sind sie ebenso achtlos vorübergegangen wie an den geschmackvollen Erzeugnissen der Kunsthandwerker des Niltales. Nur gelegentlich haben sie sich einige äußere Kunstformen angeeignet. Das Verständnis der großen ägyptischen Kunst ist ihnen allezeit verschlossen geblieben. So darf es uns auch nicht wundernehmen, wenn Renaissance und Neuzeit der ägyptischen Kunst nur wenig Beachtung geschenkt haben. Die Obelisken, die Sphinxe und die steifen Statuen, die man auf den Plätzen und in den Museen Roms schaute, wurden lediglich als Kuriositäten behandelt, wie man etwa heutzutage chinesische Pagoden anzustaunen pflegt, und selbst große Geister wie Winckelmann und Goethe haben angesichts der Werke, die sie zu sehen bekamen, nur wenig vom Wesen der ägyptischen Kunst erfassen können.

Erst dem 19. Jahrhundert, als Ägypten mehr und mehr von europäischen Reisenden und Gelehrten besucht wurde, ging allmählich das Verständnis für die ägyptische Baukunst auf. Man fing an, die ägyptischen Tempel und Gräber nicht nur um ihrer kolossalen Formen willen zu bewundern, sondern auch in Einzelheiten wie in der Gestaltung und Aufstellung der Säulen, den fein abgewogenen Verhältnissen der Räume den künstlerischen Sinn der alten Architekten. Allmählich wurden dann auch die Augen der Mitwelt auf die zahlreichen, bis dahin künstlerisch nicht allzu hoch bewerteten Werke der ägyptischen Plastik gelenkt und deren wahre Größe erkannt.

Nur schwer wurde freilich der Weg zu diesem alten Besitz gefunden. Wenn wir uns fragen, weshalb die bildende Kunst der Ägypter in ihrer Schönheit so lange verborgen blieb, so sind die Gründe hierfür

Sitzender Mann im Mantel
Aus der Zeit des mittleren Reiches (Museum zu Berlin)

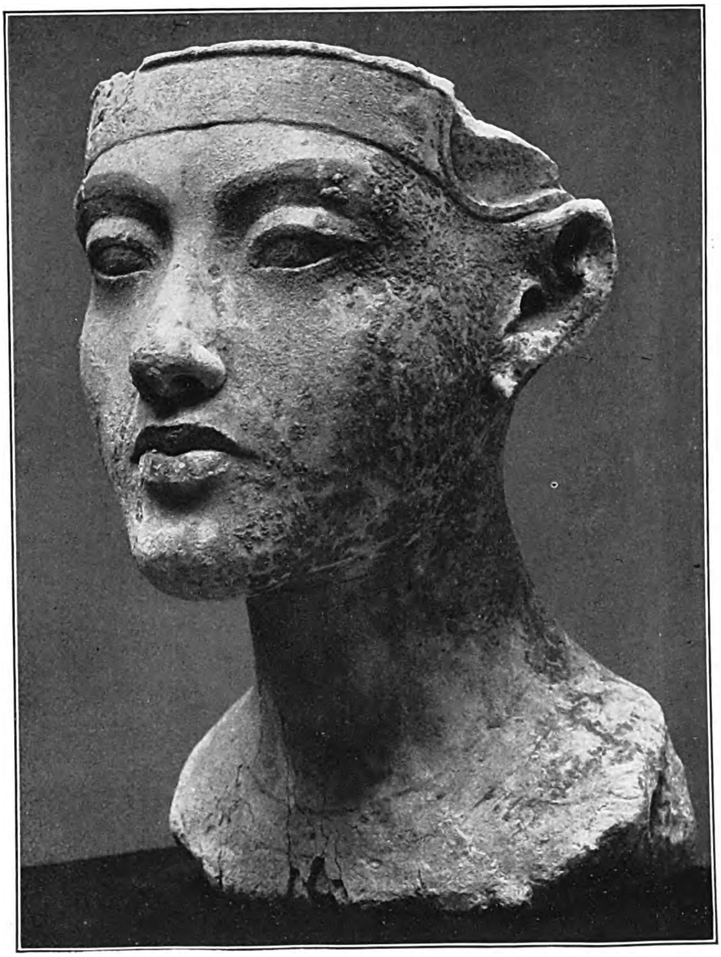
Digitized by Google

Digitized by Google

damit z. B. die steife Haltung der stehenden wie sitzenden Figuren, die absonderlich stilisierten Perücken, die merkwürdigen Kronen und Kopfputze, die den Königs- und Götterstatuen nicht selten aufs Haupt gesetzt sind. Vor allem darf man bei den Werken ägyptischer Bildhauer keine naturalistische Gestaltung der Körperformen erwarten. Brust und Beine, Hände und Füße sind mit wenigen Ausnahmen ganz schematisch behandelt, und selbst über den Durchschnitt weit emporragende Meisterwerke weisen bei der Wiedergabe des menschlichen Körpers nicht unerhebliche Mängel auf. Der Körper galt dem Ägypter als etwas Unwesentliches; die innige Freude, die der Grieche an der nackten Schönheit empfand, ist dem Orientalen fremd. Ihm erscheint die völlige Nacktheit als anstößig, eines vornehmen Menschen unwürdig, und nur bei unerwachsenen Kindern beiderlei Geschlechts oder bei Frauen von nicht tadellosem Rufe vermag er sie zu dulden.

Um so größeres Gewicht wird auf die Gestaltung der Gesichtszüge gelegt. Die Wiedergabe des Porträts ist dem ägyptischen Künstler die Hauptsache bei seinem Schaffen, und so hat denn die ägyptische Kunst von jeher in der Ausführung des Porträts ihr Bestes geleistet. Und das gerade in einem Sinne, der unserer heutigen Anschauung vom künstlerischen Porträt seltsam entgegenkommt. Von photographischer Treue, von naturalistischer Nachahmung des Modells darf man bei den ägyptischen Bildnissen nicht reden. Sie sind stets stilisiert, streng gehalten, über die Natur hinausgehend symmetrisch gestaltet, aber durch alle Gebundenheit, durch allen Stil spricht doch in ihren Meisterwerken ein reines, frisches, warmes Leben zu uns.

Über vier Jahrtausende sind die Werke, die von altägyptischen Meistern in der plastischen Porträtkunst erhalten geblieben sind, verteilt. Die ältesten stammen aus dem 4. vorchristlichen Jahrtausend, und die jüngsten Schöpfungen sind in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstanden. Es liegt auf der Hand, daß in dieser langen Zeit auch die ägyptische Porträtkunst eine starke Entwicklung durchgemacht hat. Wer sich mit Werken der ägyptischen Plastik nur einigermaßen auf-



Kopf des Königs Amenophis IV. (etwa 1375—1350 v. Chr.) (Museum zu Berlin)

Digitized by Google

merksam beschäftigt, wird schnell finden, daß sie nicht nur in der Tracht der Dargestellten sich voneinander unterscheiden, sondern daß sie in verschiedenen Zeiten auch verschiedene Typen aufweisen. Dabei ist nicht etwa eine beständige Entwicklung nach aufwärts zu beobachten, im Gegenteil verläuft die ägyptische Kunst und im

Kopf der Königin Teje (etwa 1375—1350 v. Chr.)
(Im Besitz von Dr. James Simon zu Berlin)

besonderen die Bildhauerei in stetigen Kurven. Höhepunkte des politischen Lebens bedeuten in Ägypten auch jedesmal einen Aufschwung des künstlerischen Schaffens, und so decken sich dort die großen Zeiten der Macht des Pharaonentums zugleich mit den Glanzperioden der bildenden Künste. Während sich aber in der Kunst der Antike und der Renaissance wie in der neueren Kunst die bildnerischen Schöpfungen an bestimmte Künstlernamen anschließen, ist uns in der ägyptischen Kunst fast bei keinem Werke der Porträtplastik der Name dessen bekannt, der es geschaffen hat. Wir wissen nichts von einem ägyptischen Myron oder Phidias oder Praxiteles; kein ägyptischer Michelangelo ist uns bekannt. Auch Bildhauerschulen, die etwa an verschiedenen Stellen des Landes zu verschiedenen Zeiten unter Leitung großer Meister geblüht haben, sind vorläufig von der Wissenschaft noch nicht festgestellt. Die Individualität der Künstler tritt stark in den Hintergrund und wird verdeckt durch die allgemeinen Gesetze, die von der Zunft dem Künstler als maßgebende Richtschnur auferlegt wurden. Um so höher freilich muß das bewertet werden, was an großen Werken durch die Jahrtausende hindurch sein Leben bewahrt hat und zu dem modernen Beschauer mit ebenso großer Eindringlichkeit spricht wie einstmals zu den Zeitgenossen des Originals.

Auch die ägyptische Bildhauerkunst ist nicht an einem Tage geboren worden, nicht plötzlich entstanden, wie etwa die Athena aus dem Haupte des Zeus emporsprang. Einen langen Weg, länger als ein Jahrtausend, hat sie durchmessen müssen, ehe sie zu einem festen Stile, zu sichern Ausdrucksmitteln gelangte. Die frühesten Schöpfungen bildnerischer Kunst, die auf ägyptischem Boden erwachsen sind, gehören dem frühen 4., vielleicht sogar dem 5. Jahrtausend v. Chr. an. Es sind rohe, ungefüge Gebilde, die primitiven Schöpfungen anderer Völker aufs Haar ähnlich sehen. Aus diesen ersten Anfängen ist dann die eigentliche ägyptische Bildhauerkunst ent-

Digitized by Google

standen mit ihren besonderen stilistischen Eigentümlichkeiten, die der Ägypter wie viele andere seiner Kulturerrungenschaften als ein heiliges Vermächtnis bis in die spätesten Zeiten festgehalten hat.

Die erste Blütezeit der altägyptischen Porträtplastik fällt zusammen mit dem großen Aufschwung, den das Pharaonenreich um das Jahr 2900 v. Chr. nahm. Damals errichteten die Könige Cheops, Chephren, Myzerinos auf dem westlichen Wüstenrande beim heutigen Kairo die gewaltigen Kolossalbauten der Pyramiden. Die zu diesen Grabdenkmälern gehörigen Tempelanlagen wurden mit Statuen geschmückt, und hier bot sich den Künstlern der Zeit ein weites Feld zur Betätigung. Wohl das edelste Meisterwerk, das in jener Zeit, dem alten Reiche, geschaffen wurde, ist die Porträtfigur des Königs Chefren (S. 474). Mit stolzer Würde ist der Herrscher auf dem Throne sitzend dargestellt; ernst und majestätisch blickt das Antlitz, das von einem faltigen Kopftuche umrahmt wird und selbst durch den stilisierten, fremdartigen Bart nichts von seiner Schönheit verliert. Auf der Rückenlehne des Thrones breitet ein stehender Falke, das Abbild des göttlichen Schutzherrn des Königs, des Gottes Horus, schirmend seine Fittiche um den Hinterkopf des Herrschers.

Die naive Schlichtheit, die dieses und auch andere Porträte jener Zeit aufweisen, ist in der Plastik des mittleren Reichs, der nächsten Blüteperiode, die um 2000 v. Chr. nach einem längeren Niedergang der Kunst anhebt, nicht mehr zu spüren. Der strenge, fast sorgenvolle Ernst jener Periode, der auch in der gleichzeitigen Literatur zum Ausdruck kommt, spiegelt sich in den Bildnissen wider. Man betrachte nur die Sandsteinfigur eines Beamten (S. 475), der in einen enganliegenden Mantel gehüllt auf seinem Sessel sitzt: ein feines, durchgeistigtes, selbstbewußtes Gesicht. Ein glänzendes Beispiel der Kunst dieser Zeit, auch technisch vollendet, ist der sogenannte Hyksossphinx (S. 476), der vor etwa fünfzig Jahren in den Ruinen des Tempels von Tanis (im östlichen Nildelta) aufgefunden wurde und wie die Statue des Chefren heute eine der Zierden des Museums von Kairo bildet. Den ägyptischen Pharao dachte man sich von alters her als einen kraftgewaltigen Löwen, der mit seinen Tatzen die Feinde niederzwingt. Dies war der Anlaß, daß auch die Künstler den König nicht selten als Löwen darstellten, nur daß

Oberteil einer Frauenstatue. Neues Reich (Museum zu Florenz)

man das Löwenantlitz durch ein menschliches Gesicht mit den Zügen des Pharao ersetzte. So erscheint auch bei unserer Sphinxfigur das Porträt des Pharao außerordentlich geschickt in die Löwenmähne hineinkomponiert mit seinen eigentümlichen Gesichtszügen, den hervortretenden Backenknochen, der etwas flachen Nase und den auffallenden Falten um den Mund. Es ist ein ganz anderer Gesichtstypus als derjenige, den die Chefrenstatue aufweist. So ist es auch gekommen, daß man zur Zeit der Auffindung dieser und verwandter Statuen die Dargestellten nicht für Ägypter gehalten hat. Sie galten für Angehörige eines fremden Volkes, der sogenannten Hyksos, die als Eroberer um das Jahr 1700 v. Chr. aus Vorderasien in Ägypten einfielen und das Niltal jahrhundertelang beherrschten. Erst neuerdings hat man erkannt, daß diese Annahme irrig war und daß man in den Hyksossphinxen Porträte der großen Könige jener Zeit, der Sesostris und Amenemhet, vor sich hat.

Derselbe tiefe Ernst, der aus den Bildnissen dieser Periode zu uns spricht, kommt auch noch in zahlreichen Werken zum Ausdruck, die zwei Jahrhunderte später, im Anfang des neuen Reichs, entstanden sind. Aber bald weicht er einer lebengenießenden, verfeinerten Heiterkeit, die auch hier wieder ganz dem Charakter der Zeit entspricht. Waren doch durch die siegreichen Kriege, welche die Thutmosis und Amenophis in Asien und am oberen Nil geführt hatten, große Reichtümer nach dem Niltale geflossen, und das Volk konnte sich nach langen Zeiten schwerer Not einer gesättigten Behaglichkeit überlassen. Die höchste Höhe erreichte die Porträtkunst in dieser Periode unter der denkwürdigen Regierung des Ketzerkönigs Amenophis IV. Er war es gewesen, der bald nach seiner Thronbesteigung den Kampf gegen die alte Religion der Ägypter eröffnete und einen neuen Gott, die Sonnenscheibe, zur alleinigen Verehrung brachte. Theben, die Hauptstadt der Vorfahren, wurde verlassen und eine neue Residenz stromabwärts bei dem heutigen Tell-el-Amarna am rechten Nilufer gegründet. Bildhauer und Steinmetzen wurden hierher gerufen, die Paläste und Tempel mit Statuen und Reliefs zu schmücken. Es ist eine eigentümliche Fügung des Schicksals, daß dem phantasiebegabten und auch für künstlerische Schönheit empfänglichen Herrscher hervorragende Meister der Kunst zur Seite standen.

Ramses II. Neues Reich (Museum zu Turin)

Unter den Werken, die von ihnen in dem Vierteljahrhundert von 1375—1350 geschaffen wurden, steht mit an erster Stelle der kleine hölzerne Porträtkopf der Königin Teje, der Gemahlin Amenophis' III., die am Hofe ihres Gatten und auch in der religiösen Bewegung ihres ketzerischen Sohnes eine große, wenn auch noch nicht völlig aufgeklärte Rolle gespielt hat. Das Köpfchen (S. 478), das jetzt eine Zierde der Sammlung von Dr. James Simon in Berlin bildet, zeigt ein feines kluges Gesicht. Die mandelförmigen Augen mit den energisch geschlossenen Brauen blicken uns lebhaft

Digitized by Google

an; die Nase ist kräftig, der energische Mund von wulstigen Lippen umschlossen. Die Züge sind die einer überaus tatkräftigen, wenn auch nicht gerade angenehmen und freundlichen Dame und verraten deutlich die stolze, herrschsüchtige Königin, die wir in Teje auch nach den historischen Urkunden vermuten dürfen. An künstlerischen Qualitäten noch übertroffen wird dieses Porträtköpfchen durch die genial durchgeistigte Büste des Ketzerkönigs selbst (S. 477), die in einem der großen Bildhauerateliers seiner Hauptstadt als Modell für die Anfertigung von Statuen gedient hat und dort vor kurzem wieder aufgefunden worden ist. Auch in ihr ist der ganze Charakter des jugendlichen Königs ausgeprägt: das Träumerisch-Versonnene und zugleich Selbstbewußte, was ihn zu seiner nicht ganz leichten Aufgabe einer religiösen Reformation führte. Auf dem schlanken, vorzüglich ausgearbeiteten Hals sitzt der feingeschnittene Kopf, dessen Augen sinnend in die Weite blicken. Die Wangen sind weich, glatt, jugendlich, die Lippen voll, eine gewisse Sinnlichkeit verratend. Das Antlitz ist lebendig und doch dem Leben entrückt; es ist bewegt, von tiefem seelischen Empfinden durchtränkt. Hinter dieser Stirn arbeitet Geist; aus jedem Zuge des vornehmen Gesichts spricht eine starke Persönlichkeit.

Daß aber nicht allein die höfische Porträtkunst in jener Zeit große Leistungen aufweist, zeigt das Bildnis einer alten Dame, die gewiß nicht zu den nächsten Angehörigen des ketzerischen Königshauses gehört hat (S. 479). Eine schwere Perücke mit zahlreichen gedrehten Löckchen, wie sie die damalige Mode erforderte, umrahmt das feingeschnittene, strenge Antlitz. Unter der flachen Stirn springt eine feine Nase hervor, der Mund mit den fleischigen Lippen ist fest geschlossen. Das Ganze zeigt einen gewissen Ernst und ist von einer bewundernswerten Lebenswahrheit.

Neben diesen Schöpfungen, die das Wesen des Dargestellten in der seelischen Tiefe zu erfassen suchen, stehen in jener großen künstlerischen Blütezeit viele flachere Werke, die sich

Zwei Holzstatuetten des späteren neuen Reiches (Museum zu Kairo)

begnügen, gewisse Äußerlichkeiten wiederzugeben, Porträts, in denen eine alltägliche Puppenschönheit zutage tritt. Diese süßliche Richtung kam um so stärker zur Geltung, als die „naturalistische Kunst" Amenophis' IV. schließlich in eine beinahe unerträgliche Manier ausgeartet war und sich nach dem Sturze des Ketzerkönigs und der Vernichtung seiner Religion eine starke Reaktion gegen alles, was mit ihm, seiner Lehre und auch mit seiner Kunst zusammenhing, durchsetzte. Daß aber in dieser „Idealkunst" noch starke Charakteristiken hervortreten, zeigt die wundervolle, etwas überlebensgroße Porträtstatue des jugendlichen Ramses II. im Turiner Museum (S. 480). Steif sitzt der König, mit einem feingefälteten Gewande angetan, auf dem Throne. Die den Krummstab, das Abzeichen königlicher Würde, haltende Rechte ruht vor der Brust; auf dem Haupte trägt er einen eigentümlichen, mit der Königsschlange geschmückten Helm. Obwohl in dem Gesicht alle starken individuellen Schärfen, wie wir sie in den Porträten früherer Zeiten finden, gemildert sind, zeigt es mit der schmalen, leicht gebogenen Nase, dem feinen Munde und den hochgezogenen Mundwinkeln, durch die ein freundliches Lächeln hervorgerufen wird, viel liebenswürdige Persönlichkeit. Etwas Zartes und Graziöses liegt in dieser Königsfigur. Derselbe anmutige Liebreiz tritt uns in zwei kleinen Holzstatuen derselben Zeit entgegen, die zu den besten Erzeugnissen altägyptischer Kleinplastik gehören (S. 481). Wie fein ist bei der Frauenfigur das Gewand behandelt, unter dem die schlanken Körperformen hervortreten, wie vortrefflich der glatte Schädel des Mannes herausgearbeitet, wie zart die Modellierung des unter dem dünnen Obergewand hervortretenden Rückens! Auch sein Gesicht ist gut gearbeitet, während das der Frau recht konventionell gestaltet ist.

Immer mehr sinkt zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends die ägyptische Kunst und mit ihr die Porträtplastik von ihrer alten Höhe herab. Erst im 8. Jahrhundert tritt ein neuer Aufschwung ein; aber nicht indem der Kunst frisches Blut zugeführt wird und junge Meister mit eigenen Ideen die er-

Bronzestatuette der Tekoschjet. Saitische Zeit (Museum zu Athen)

Digitized by Google

sterbende Kunstwelt zu beleben suchen, sondern dadurch, daß man zu den Vorbildern der großen Vorzeit zurückkehrt. Auch hier begegnen wir einer flachen, idealisierenden Richtung, die ihre Muster hauptsächlich im alten Reich sucht, und einer kräftigeren, realistischen, die sich an die Meisterwerke des mittleren Reiches anlehnt. Ihren Höhepunkt erreicht diese ägyptische „Renaissance" unter Psammetich und seinen Nachfolgern, die im 7. und 6. Jahrhundert in Sais residierten. In diese saitische Periode gehört die graziöse Bronzestatuette der Tekoschjet (S. 482), einer schreitenden Frau mit kurzer stilisierter Löckchenperücke, deren Gesicht nicht ohne individuelle Reize ist, und den Typus einer ägyptischen Bäuerin treffend wiedergibt. Auch technisch ist diese Figur ein Wunderwerk; sie ist ganz mit kleinen Bildern von Göttern bedeckt, deren Umrisse aus Silberfäden in die Bronze eingelegt sind. Viel konventioneller ist der Männerkopf in München (S. 483), der gleichfalls im Stil des alten Reiches gearbeitet ist, ohne freilich die natürliche Frische der Werke jener frühen Zeit zu erreichen. Daß sich bei Wiedergabe der Königsporträts die antikisierende Richtung zu keinen stärkeren Akzenten aufschwingen konnte, beweist der Königskopf in Turin (S. 484), das Porträt eines der Nachfolger Psammetichs, der aber von wirklicher Ähnlichkeit kaum noch eine Spur aufweisen dürfte.

Weit Besseres hat die andere Richtung hervorgebracht, die an die Meisterwerke des mittleren Reiches anknüpft und in ihren Schöpfungen die alten Vorbilder nicht selten erreicht, manchmal sogar übertroffen hat. Ein großer Künstler, würdig der Ahnen, war es, der den Charakterkopf des Mentemhêt schuf, der im Anfang des 7. Jahrhunderts als weltlicher und geistlicher Fürst in Theben herrschte (S. 485). Der alte Herr mit der sonderbaren Haarfrisur, den scharf hervortretenden Backenknochen, den schrägen, listigen Augen und dem großen Mund mit den vollen sinnlichen Lippen ist der Typus eines hohen ägyptischen Beamten und könnte mit seinen plumpen Zügen uns noch heute in einem Dorf Oberägyptens begegnen. Ein Meisterstück allerersten Ranges ist aber der vielleicht um hundert Jahre jüngere, aus dem 6. Jahrhundert stammende berühmte „Grüne Kopf" des Berliner Museums, der zu dem Besten gehört, was die ägyptische Porträtkunst überhaupt geschaffen hat (S. 486).

Kopf eines Mannes. Saitische Zeit (Glyptothek zu München)

Digitized by Google

Königskopf
Bildwerk eines unbekannten ägyptischen Meisters der saitischen Zeit
(Im Museum zu Turin)

Digitized by Google

Kopf des Mentemhêt

Bildwerk eines unbekannten ägyptischen Meisters aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr.

(Im Museum zu Kairo)

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus einem äußerst zarten grünen Basalt mit glänzender Politur gearbeitet, zeigt er ein glattrasiertes Priestergesicht mit kahlem Schädel, dessen Erhebungen mit feinster Sorgfalt ohne jede Kleinlichkeit herausgearbeitet sind. Die schweren Augen haben einen höchst lebendigen Ausdruck, überaus weich sind die eingefallenen Wangen und sprechend der geschlossene Mund mit den vollen Lippen. Merkwürdig gut sind auch die Ohren gearbeitet, auf die sonst ägyptische Künstler nur wenig Sorgfalt verwendet haben. Es ist das letzte wirklich große Kunstwerk, das auf ägyptischem Boden in ägyptischem Geiste geschaffen worden ist.

Das Griechentum, das am Ende des 4. Jahrhunderts unter den Nachfolgern Alexanders des Großen an den Nil vordringt, nimmt bald auch von der ägyptischen Kunst Besitz. Es entsteht ein Mischstil, in dem sich griechische und ägyptische Elemente miteinander vermählen; freilich ein künstlerischer Bund, an dem wir keine rechte Freude empfinden. Dieser Kunstrichtung gehört das Porträt eines der Ptolemäischen Herrscher an, in dem der griechische Einfluß auf den ersten Blick erkennbar ist. Schon die Haare, die unter dem den Pharaonen eigentümlichen Kopftuch hervorkommen, sind ganz unägyptisch und gewiß der griechischen Kunst entlehnt. Noch stärker tritt der griechische Stil in dem aus schwarzem Granit gearbeiteten Priesterkopf in München hervor (S. 487). Neben solchen Mischwerken stehen allerdings noch Statuen in rein ägyptischem Stil, bei denen aber auf Porträtähnlichkeit kein Anspruch mehr erhoben werden kann. Die Unterwerfung des Niltals unter Rom hat mit dem Ende des ägyptischen Staatswesens auch den Tod der ägyptischen Kunst gebracht, deren wirkliches schöpferisches Leben freilich längst abgestorben war.

Ptolemäischer Herrscher. Aus der Ptolemäerzeit (Museum zu Kairo)

Priesterkopf aus dem Tempel von Dimê
Griechisch-römische Zeit (Glyptothek zu München)

Digitized by Google

Bismarcks Lebenswerk im Weltkrieg

Schleswig-Holstein und England

Zum 1. April 1915

Von Prof. Dr. Hermann Oncken in Heidelberg

Das Deutsche Reich im Weltkrieg, unser Volk über den halben Erdball hin unter den Waffen, in Frankreich und Flandern, in Polen und Galizien, in der Nordsee und auf dem Ozean, im Orient und in den Kolonien — also begehen wir die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages von Otto von Bismarck.

Wir hatten wohl der Hoffnung gelebt, auch diesen Tag in Frieden zu erleben, in weihevoller Andacht und dankbarer Liebe, wie alle anderen Erinnerungsfeiern an den Befreiungskrieg, in die der Bismarcktag sich bedeutungsvoll einfügt, bis zu dem letzten Schlachttage hin, den wir bisher nach Belle-Alliance genannt haben. Es ist alles anders gekommen. Dem großen Kämpfer ist es beschieden, daß sein Gedächtnistag — als ob es so in den Sternen geschrieben wäre — nicht mit dem festlichen Pomp, den er so wenig liebte, erhöht, sondern allein mit der Tat geehrt wird, durch die seine Schöpfung, sein Reich und seine Deutschen, in einem Kampfe ohnegleichen um ihr Dasein und um ihre höchste Bewährung in der Weltgeschichte zu ringen haben. Das Feuer, das an diesen Tagen von den Bismarcksäulen in allen Gauen aufsteigt, wird nicht eine begeisterte und fröhliche Jugend um sich versammeln, aber draußen im Felde loht es in Millionen todesmutiger Herzen, durch ein ganzes Volk, das nie so einig war. Und wenn er selber herniederzublicken vermöchte auf die Seinen, dann würde er beglückt erleben, daß der Grund, den er geschaffen, stark genug ist, einer Welt in Waffen siegreich standzuhalten: er würde mit uns gewiß sein, daß seine Deutschen gewillt sind, gegen alles, was da kommen mag, sein Lebenswerk, als würdige Erben seines Geistes, zu verteidigen.

Denn darum handelt es sich, letzten Endes, in diesem Weltkrieg: um Bismarcks Lebenswerk. Unsere Feinde haben uns nie verhehlt, daß sie es gern ungeschehen machen wollten, und in der Leidenschaft des Hasses, die jetzt zum Ausbruch gekommen ist, haben sie ihre Pläne völlig enthüllt. Wenn Bismarcks Werk in den drei Stufen der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 aufgebaut worden ist, so möchten sie eine jede dieser Stufen für immer in Stücke schlagen. Das wissen wir längst, daß der Angriff der Franzosen unseren Errungenschaften von 1870/71 gilt. Die Revanche hat geglaubt die letzte weltgeschichtliche Gelegenheit ergreifen zu müssen, um Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen, wieder an den Rhein vorzustoßen und womöglich den militärisch-politischen Druck auf Süddeutschland, den man jahrhundertelang ausgeübt hat und für die eigene Großmachtsstellung für unerläßlich hält, noch einmal zu erneuern; teuer genug wird unser ältester Feind diesen verderblichen Wahn zu bezahlen haben. Unsere Gegner aber sind noch weiter gegangen und haben sich zeitweilig eingeredet, es würde ihnen möglich sein, auch die Entscheidungen des Jahres 1866 rückgängig zu machen. Es sind erst wenige Jahre her, daß die Einkreisungspolitik König Eduards den heimtückischen Versuch wagte, uns den Bundesgenossen Österreich-Ungarn abspenstig zu machen, und mit unerreichbarer Naivität schrieb damals eine englische Zeitschrift, der Zusammenbruch des seehandelnden Norddeutschlands sei das einzige Mittel, um Habsburgs alte Vorherrschaft in Deutschland wiederherzustellen. In den tieferen Gründen der englischen Publizistik hat man vollends noch während des Krieges davon gefaselt, daß eine Zerschlagung des Reiches in eine Reihe selbständiger kleiner Fürstentümer, eine Wiederherstellung der guten alten Zeit des Deutschen Bundes den Siegespreis der Verschwörer bilden müsse. Solche Träume sind seit ihren Niederlagen den vorschnellen Schreibern wohl längst verflogen, denn das Werk von 1866 hält fest, und die Gemeinschaft der deutschen Fürsten, unter denen auch schon der junge Welfe im Felde steht, wie die Bundesgenossenschaft mit Österreich-Ungarn sind so sicher gegründet, daß, wer sie anzweifelt, auf Granit beißt.

Die geheimsten Hoffnungen der Engländer aber richten sich noch auf ein drittes Ziel: sie möchten das politische Ergebnis des Jahres 1864, die erste Stufe von Bismarcks Lebenswerk, wieder vernichten. Was bedeutet für die kalten Rechner der Insel schließlich Elsaß-Lothringen, wenn sie diesen Preis gewinnen könnten? Und so hören wir nicht nur die oberflächlicheren Zeitungsleute, sondern auch ernsthafte Politiker davon sprechen, man müsse das 1864 geschehene Unrecht wieder gut machen und, ohne für sich selbst etwas zu wollen, den Dänen „die dänischen Herzogtümer" zurückgeben: sie möchten mit dieser harmlosen Formel der Uninteressiertheit das maritime Deutschland für alle Zeiten unschädlich machen und mit einer Neubalancierung dessen, was sie das europäische Gleichgewicht nennen, aller Sorgen in der Welt für immer enthoben werden. Auch an diesem heimlichen Kriegsziel erkennt man, daß England der gefährlichste unserer Gegner ist. Denn wir könnten als Großmacht leben zur

Digitized by Google

Not auch ohne Elsaß-Lothringen, so unerträglich auch dann unsere militärische Lage gestaltet wäre, aber wir wären keine Großmacht mehr, wenn ein fremder Staat, der dann natürlich ein Vasall von Englands Gnaden sein müßte, Kiel und den Kanal und den unteren Elblauf in seine Hand bekäme: dann würde das Kernstück aus Bismarcks Lebenswerk herausgebrochen sein.

Also lenkt das Kriegsziel desjenigen Gegners, der uns ans Leben will, den Blick zurück zu dem Schöpfer des Reiches, der vor einem halben Jahrhundert Schleswig-Holstein für Preußen und Deutschland gewann und die Grundlage unserer großmächtlichen Stellung nach der See hin geschaffen hat. Jede neue Gegenwart gestaltet auch die Geschichte der Vergangenheit neu. So wirft das Erlebnis der kampferfüllten Gegenwart ein überraschendes Licht auf jene politischen Aktionen, die wir als das erste und vielleicht das glänzendste Meisterwerk der Diplomatie Bismarcks zu betrachten gewohnt sind. Wir kennen den Gang der Dinge bis in seine kleinste Falte hinein, und wir wissen, auf wie gewundenen Wegen allein Bismarck zu seinem Ziel kam und in wie grauenhafter Einsamkeit er vorwärts schritt. Er hatte sie alle gegen sich, selbst den König und die Dynastie, die nur widerstrebend und langsam für die Annexion gewonnen werden konnten, den Augustenburger und die deutschen Mittelstaaten, die Liberalen und die öffentliche Meinung, die alle mit einer ehrlichen patriotischen Begeisterung, wie wir sie selten erlebt haben in unserer Geschichte, in eine falsche Richtung drängten. Vor allem aber mußte er hindurchsteuern durch ein gefährliches Gegenspiel der europäischen Mächte, allein Österreich zur Seite, von dessen Mitwirkung er sich alsbald wieder trennen mußte und wollte, mitten durch Rivalitäten und Gefahren, von denen die deutsche öffentliche Meinung kaum ein richtiges Bild hatte, vorbei an England, das immer wieder mit drohenden Worten wenigstens seinen Schild vor Dänemark zu stellen und den Preußen den Weg zu vertreten suchte. Gerade an dieser Stelle lag vielleicht die schwierigste Aufgabe, das eigentliche Problem, und wenn es damals nicht in seiner vollen Schärfe allen zum Bewußtsein kam, so scheint heute die Stunde gekommen, dessen zu gedenken, wie wir, trotz England, Schleswig-Holstein gewonnen haben.

Das deutsche Recht an Schleswig-Holstein, das Recht, das auf staats- und völkerrechtliche Verträge gegründet ist, so gut wie das Recht einer großen Nation, alle ihre Söhne in einem Staate ihres Willens zu versammeln, alles das, was so tausendfach erörtert, durchdacht und durchkämpft worden ist, soll hier nicht wiederholt werden. Aber es ist nicht zu leugnen, daß auf dem Boden dieser Rechtsfragen eine Machtfrage ruhte, die uns vor allem anging, aber auch für Europa nicht ohne Interesse war. Bismarck hat in seinem achtzigsten Jahre einmal den ihn begrüßenden Schleswig-Holsteinern rückblickend seinen heimlichen Gedankengang enthüllt. Er gedachte der beiden Fragen, die im Jahre 1848 das deutsche Gemüt bewegten, Schleswig-Holsteins und der deutschen Flotte, und des kläglichen Ausgangs jener beiden Anläufe in den Revolutionsjahren, und er fuhr fort: „Ich habe im ersten Augenblick kein festes Vertrauen auf die Möglichkeit einer deutschen Flotte unter den sieben Ufer-Souveränen gehabt — ich sagte mir: ohne Schleswig-Holstein keine deutsche Flotte. Wenn wir die Herzogtümer nicht besitzen und erwerben, dauernd, so werden wir nie eine Seemacht werden können, die Herzogtümer und die Flotte sind unzertrennbar voneinander, sie gehören zusammen." Wie weit dieser Gedankengang ihn in jenen Jahren wirklich beherrschte, in welchem Maße der Realpolitiker seinen Kompaß damals schon auf die Fahrt nach diesem höchsten Ziel gerichtet hat, das mag hier unerörtert bleiben. Aber es ist kein Zweifel, daß Bismarck seine weltgeschichtliche Leistung in der deutschen Geschichte in ihren wahren Zusammenhang eingeordnet hat. Er ist der Befreier des deutschen Nordens und der deutschen Seeküsten geworden und hat die unerträglichen Abhängigkeiten, die die Frucht einer Leidensgeschichte von Jahrhunderten waren, mit einem Schlage rückgängig gemacht. Was ihm gelang, war eine Umgestaltung deutscher Geschichte, die, rückwärts und vorwärts gesehen, von folgenreicherer Bedeutung war als die Frage, wo jenseits des Rheines die Grenze gegen Frankreich lag. Und an keiner Stelle der Welt hatte man wenigstens ein Vorgefühl dessen, was sich hier vorbereitete, so lebhaft wie in London. Von den Entschließungen Englands hing es ab, ob Bismarck mit der Befreiung der deutschen Meere durchdrang oder scheiterte.

Nun war der politische Wille Englands damals und gerade in dieser Frage nicht von besonderer Einheitlichkeit und Zielsicherheit erfüllt. Königin Viktoria war nach ihrer ganzen Natur aufrichtig um den Frieden bemüht, und wenn sie von dem Prinzgemahl ein gewisses sympathisches Verständnis für die deutsche nationale Bewegung ererbt hatte, so war sie aus Rücksicht auf ihre Tochter und ihren Schwiegersohn, den Kronprinzen von Preußen, die zu den unbedingten Parteigängern des Augustenburgers gehörten, geneigt, der Loslösung Schleswig-Holsteins von Dänemark keine Schwierigkeiten zu machen; so persönlich und dynastisch ihre Gründe waren, so läßt sich doch nicht leugnen, daß das Gewicht ihrer Autorität viel mehr im deutschen (wenn auch keineswegs preußisch-bismarckischen) als im dänischen Sinne in die Wagschale fiel. Neben ihr stand der junge Sohn, der zweiundzwanzigjährige Prinz von Wales, der einige Monate zuvor die Tochter Christians IX. heimgeführt hatte und

Digitized by Google

aus gleich dynastischen Gründen zur dänischen Seite hielt. So zurückhaltend er sich auch benehmen mußte, so machte er aus seiner Gesinnung kein Hehl, und in den Tagen des preußisch-österreichischen Einmarsches in Schleswig-Holstein bemerkt der französische Botschafter einmal: „Man sagt, daß die Königin sehr gegen, der Prinz von Wales dagegen sehr für ein bewaffnetes Eingreifen Englands zugunsten Dänemarks sei." Die unbedingt dänenfreundlichen Elemente suchten Rückhalt an dem jungen, allerdings einflußlosen Hof zu gewinnen, und noch am Ende des Konflikts, als die Entscheidungen längst gefallen, notiert Gladstone, der dem anderen Lager angehörte, von einem Gespräch mit dem jungen Prinzen: ‚He showed a little Danism.' Das alles war damals von keiner Bedeutung, nur vom persönlich-biographischen Standpunkt ist es denkwürdig, daß der Prinz von Wales gerade unter diesen Eindrücken des deutsch-dänischen Krieges in das politische Leben eingetreten ist. Es ist das erste politische Erlebnis des späteren Vaters der Einkreisungspolitik gegen Deutschland gewesen.

Nun aber zu den entscheidenden politischen Faktoren Englands. Wie heute waren in der damaligen Krisis die Liberalen am Ruder, und die Tories standen in der Opposition. An der Spitze des liberalen Kabinetts stand der greise Lord Palmerston, der seinen Ruhm längst überlebt hatte, aber noch immer die herausfordernde Hitze seiner früheren Jahre bewahrte. Er hatte schon vor der Krisis, im Sommer 1863, gedroht, wenn ein gewaltsamer Versuch gemacht würde, die Rechte Dänemarks über den Haufen zu werfen und seine Unabhängigkeit und Integrität anzutasten, so sei er überzeugt, daß die Urheber dieses Versuches am Ende finden würden, „daß es nicht Dänemark allein sei, mit dem sie zu kämpfen hätten". Demgemäß war er nach Beginn der Krisis fest entschlossen, den starken Worten auch die Tat folgen und zugunsten Dänemarks eine Intervention gegen die Zentralmächte eintreten zu lassen; wenigstens auf dem Weg der starken Worte gelang es ihm, den Minister des Äußern, Lord John Russell, hinter sich herzuziehen. Am 26. Dezember 1863 schrieb er an Russell: „Das Einrücken deutscher Truppen in Schleswig-Holstein würde ein Kriegsakt gegen Dänemark sein, der nach meiner Meinung Dänemark ein Recht auf aktive Heeres- und Flottenunterstützung unsererseits geben würde. Aber Sie und ich könnten einen solchen Entschluß ohne Zustimmung des Kabinetts und der Königin nicht verkünden." Und darin lag das Hindernis für die Kriegspolitik. Im Kabinett (und entsprechend in der Partei) waren die beiden Männer nur in der Minderheit: bei der Mehrheit, in deren Mitte Gladstone der bedeutendste Name war, überwog aus prinzipiellen Gründen die Neigung, nicht zu intervenieren und den Frieden zu erhalten; somit war nichts natürlicher, als daß die Kabinettsmehrheit und die Königin wechselseitig sich in ihren Gesinnungen stärkten. Dafür drängte die Opposition — ähnlich wie vor einem halben Jahre die konservative Opposition ein nicht völlig einiges liberales Kabinett auf den Weg der Grey und Churchill vorwärtsgestoßen hat — zunächst in derselben Richtung, wie Palmerston und Russell die Geschäfte zu führen beabsichtigten. Die öffentliche Meinung aber, wie immer geführt, jedoch auch führend, schrie laut bei beiden Parteien nach Intervention, sie war unbedingt dänenfreundlich und suchte mit der lärmendsten Tonart und den massivsten Ausfällen Preußen und Österreich zum mindesten einzuschüchtern. Wenn Palmerston den Gedanken der Intervention zum Siege führen wollte, konnte er in jedem Augenblick mit gewohnter Kunst in diesen Stimmungen Englands eine gewaltige Resonanz finden.

Wie war nun das Argument der Dänenfreunde und Interventionisten beschaffen? Es erschien im Januar 1864 ein anonymer Artikel in der Quarterly Review, dessen Verfasser Sir Robert Cecil war, der spätere Premierminister Lord Salisbury. Gescheit und konsequent geschrieben, von englischem Hochmut erfüllt und ohne Verständnis für die idealen Kräfte der deutschnationalen Bewegung, sprach er realpolitisch das aus, was als dumpfer Instinkt hinter der leidenschaftlichen Parteinahme der Zeitungen für Dänemark lebte. Das Bild, das er sich von der schleswig-holsteinischen Frage gemacht hat, sieht von allen Rechtsfragen und von dem nationalen Gesichtspunkt völlig ab und läßt sich auf die folgende einfache Formel bringen. Die nationale deutsche Bewegung, irregeleitet und in falschen Händen, lebt in phantastischen Träumen von einem mächtigen Deutschen Reiche, wie es im Mittelalter existierte und in Zukunft zu Lande und zu Wasser wieder errichtet werden soll; deswegen ruft man auch ganz ohne Not nach einer deutschen Flotte, obgleich ein friedliches Deutschland für seinen bescheidenen Handel sie gar nicht braucht; und da die für eine Seemacht unbrauchbaren Küstenverhältnisse Norddeutschlands erst durch den Gewinn von Schleswig-Holstein ein anderes Gesicht gewinnen würden, so ist für die deutschen Nationalpolitiker die Zerstückelung Dänemarks die unerläßliche Vorbedingung — zu diesem Zwecke ist die schleswig-holsteinische Frage von den Deutschen sozusagen erfunden oder vorgeschoben worden. Mit jener Salbung, die von keiner Nation übertroffen wird, schließt dieser Sohn des (nur auf dem Wege des Rechts zusammengebrachten) englischen Weltreichs mit dem alttestamentarischen Bilde, daß die Deutschen in dem gegenwärtigen Streit von genau denselben Beweggründen geleitet würden, die Ahab in seinen berühmten Streit mit Naboth getrieben hätten. Da ein preußischer Landtagsbericht es offen ausgesprochen hat, daß ohne die Herzogtümer ein wirksamer Schutz der deutschen

Digitized by Google

Küsten und der Nordsee unmöglich sei, daß ganz Norddeutschland einem feindlichen Angriff von der See her offen liege, solange sie einer feindlichen Macht gehörten — so glaubt der Engländer sich zu dem entrüsteten Ausbruch berechtigt: „Ein einfacher formulierter Grund, seinem Nachbar sein Hab und Gut zu stehlen, ist vielleicht niemals früher in einem amtlichen Aktenstücke gedruckt worden." Wer die schleswig-holsteinische Frage in ihrem ganzen Verlaufe verfolgt hat, kann nach Sir Robert Cecil nicht im Zweifel sein, daß es sich allein um die Fabel vom Wolf und Lamm, nur in langweiligerer Gestalt, handelt — damit ist alles gesagt. Sir Robert ist aber für Österreich und Preußen ernstlich besorgt, daß sie sich auf diesem unsinnigen Weg fortreißen lassen möchten. Er malt die Gefahren aus, die für das in Ungarn und Italien bedrohte Österreich erwachsen könnten. Noch düsterer scheinen ihm die Aussichten im Westen für den preußischen Staat zu sein, falls er sich zum Kriege verführen läßt. Er wird gleißnerich beredt, um mit etwas ungewohnten Händen eine Leimrute aufzustellen, die für Paris bestimmt ist. „Auf dem linken Ufer des Rheins liegen Provinzen von Bayern und Preußen, die vor einem halben Jahrhundert zugleich eine Versuchung und ein Vorwurf für Frankreich waren. Sie bieten einen Preis des Ehrgeizes und erwecken gleichzeitig die Erinnerung an Erniedrigung und die Hoffnung auf Revanche. Derjenige Souverän, der sie mit dem französischen Kaiserreich wieder vereinigen würde, würde seine Dynastie auf einen Grund bauen, den weder Liberalismus noch Legitimismus jemals erschüttern könnten. Sie sind schon halbfranzösisch in ihrem Recht und mehr als halbfranzösisch in ihren Sympathien. Sie würden leicht für die Franzosen zu erobern sein, und die Schranke des Rheinlaufes würde es den Deutschen schwer machen, sie zurückzugewinnen. Man bedarf nur eines Vorwandes, um, ohne allzugroße Opfer des Gewissens, die Verträge zu zerreißen, die das linke Rheinufer von Frankreich trennen. Es scheint nicht zweifelhaft zu sein, daß Napoleon rüstet, und die Lage der französischen Politik verlangt allerdings dringend, daß er durch einen Gewinn an Land und Prestige die wankende Liebe seines Volkes zurückgewinnt und die Erinnerung an das mexikanische Abenteuer auslöscht." Also klingt der für Napoleon III. bestimmte Sirenengesang. England aber darf niemals dulden, daß die freie Nordstraße der See in die Hände einer Macht fällt, die sie schließen kann: der Sund, der Bosporus, die Straße von Gibraltar, die Isthmen von Suez und Darien dürfen — so sagt, ihrer selbst spottend, die englische Uneigennützigkeit — nie in die Hände einer Macht ersten Ranges fallen. Es widerspricht dem Lebensinteresse der englischen Politik, daß Dänemark in eine Abhängigkeit von Deutschland gerät. Denn es gibt nur zwei Möglichkeiten der Zukunft Deutschlands als einer europäischen Macht: entweder es überwindet die gegenwärtige Zersplitterung, die seine natürlichen Kräfte lähmt und wird zu einem der mächtigsten Reiche der Welt, oder — was der viel wahrscheinlichere Ausgang ist — die augenblickliche Begeisterung verpufft die Energie eines so unpraktischen Volkes ergebnislos, und Deutschland fällt in einen Zustand noch größerer Zerrissenheit, Stagnation und Ohnmacht zurück, um vollends ein hilfloser Vasall Rußlands zu werden. In keinem der beiden Fälle darf Dänemark in Deutschlands Hände fallen. Es hat vielmehr einen vollberechtigten Anspruch auf Englands Hilfe. Ja, ähnlich wie Grey im August 1914 die Ehre Englands in Belgien für verpfändet erklärte, so scheut er sich nicht schließlich auszurufen: „It will not consist with our honour to abandon Danmark." Also noch einmal: Deutschland muß klar erkennen, daß Krieg mit Dänemark Krieg mit England bedeutet.

Es ist ein denkwürdiger Artikel, mit dem Sir Robert Cecil damals in den Gang der Dinge eingriff, eines der Dokumente, an dem man die immer gleiche Wesensart englischen politischen Denkens wundervoll studieren kann. Denn wenn auch der Führer der Tories, Disraeli, den Aufsatz bald darauf, als die Situation schon wieder verschoben war, als eine Privatarbeit beiseiteschob, so war ihr Urheber vielleicht der begabteste und aussichtsvollste Mann unter den jüngeren Konservativen, der wenige Jahre darauf in das Kabinett eintrat und vierzehn Jahre später Bismarck auf dem Berliner Kongreß als der auswärtige Minister Englands gegenüberstand. Er hat in späteren Jahren wohl als ein Deutschenfreund gegolten, weil er das deutsch-österreichische Bündnis mit einem biblischen Worte als frohe Botschaft begrüßte; wer aber die Praxis seiner Amtsführung in den letzten Jahren (kurz vor der Einkreisungspolitik) kennt, der weiß, daß dieser englische Politiker, den Bismarck einmal eine mit Eisenfarbe bestrichene hölzerne Latte nannte, der Ausdehnung Deutschlands über See ebensowenig Verständnis entgegenbrachte, wie ein Menschenalter vorher unseren ersten Schritten zum Nationalstaat. Wenn er damals seine Partei nicht hinter sich herziehen konnte, so mochte er sich trösten, daß die leitenden Männer des liberalen Kabinetts ebenso dachten wie er. Vor allem macht sein Gedankengang klar, auf welche Weise allein England in diesem Falle das europäische Gleichgewicht, für das es wieder einmal im eigenen Interesse besorgt war, aufrechtzuerhalten vermochte, und er setzt in das hellste Licht, was Bismarck schon im Jahre 1864 für Deutschlands Zukunft gewonnen hat. Bismarck hat in wenig Jahren das „unpraktische" Volk der Deutschen zu dem Ziel geführt, das dem Engländer damals das unwahrscheinlichere dünkte, und damit die andere Möglichkeit für immer aus der Weltgeschichte gestrichen. Ich habe einmal vor einigen Jahren England den „un-

Digitized by Google

sichtbaren Besiegten" von 1864 genannt; damals griff das führende Organ der Deutschenfeinde, die National Review, das Wort auf, um an diesem Aufsatz Salisburys zu zeigen, daß die Konservativen den Ausgang rechtzeitig vorhergesehen hätten.

Freilich den springenden Punkt, an dem das hinterhaltige Spiel dieser Engländer hing, hat Salisburys Aufsatz mit besonderer Liebe herausgearbeitet: das war die Mitwirkung Napoleons III., der um den Preis des linken Rheinufers die Kastanien aus dem Feuer holen sollte. Darauf kam bei den Machtmitteln, die England zur Verfügung standen, alles an: zwischen Paris und London lag vom ersten bis zum letzten Augenblick die Entscheidung. Und an diesem Punkte ist der Versuch Lord Palmerstons, zugunsten Dänemarks zu intervenieren, tatsächlich gescheitert.

In immer neuen Anläufen hat der Leiter der englischen Politik den Versuch gemacht, Napoleon III. in irgendeiner Form zur Mitwirkung an einer Intervention und vor allem an den kriegerischen Konsequenzen, die sich aus ihr ergeben konnten, zu gewinnen. Napoleon aber war sich klar, daß er, wenn er intervenierte, die Lasten eines Kontinentalkrieges mit den Zentralmächten allein würde zu tragen haben. Man schätzte damals in England die für einen Landkrieg verwendbaren Truppen auf 20000 Mann; angesichts dieser geringfügigen Truppenmacht hat Bismarck die Möglichkeit einer Landung einmal mit den boshaften Worten abgefertigt, er würde das Landungskorps in Schleswig-Holstein „verhaften" lassen. Wenn aber Napoleon die unberechenbaren Folgen eines Weltkrieges auf sich nahm, wollte er nicht für das „europäische Gleichgewicht" des englischen Katechismus arbeiten, sondern eines Siegespreises gewiß sein, der die Gefahr und die Anstrengung lohnte; er fragte also zurück, ob England sich in einem solchen Falle verpflichte, Frankreich in seinem Kriege gegen Deutschland „bis zu den äußersten Konsequenzen" zur Seite zu stehen, mit anderen Worten, ob es gewillt sei, ihm die Eroberung des linken Rheinufers zu bewilligen. Das war die Bedingung, die ein Teil der konservativen Opposition durch den Mund Sir Robert Cecils zu erfüllen bereit war, die aber die Mehrheit des liberalen Kabinetts — wie Napoleon von vornherein vorausgesehen hatte — unter keinen Umständen auf sich nehmen wollte. Die Mehrheit der Liberalen schreckte davor zurück, sich in einen Weltkrieg verwickeln zu lassen, aus dem, wenn er für England gewonnen wurde, das kaiserliche Frankreich als hegemonische Macht auf dem Kontinent aufsteigen konnte; sowohl die unbedingten Friedensfreunde der Manchesterpartei, als auch die Königin Viktoria hätten in einem solchen Spiel eine Torheit und ein Verbrechen gesehen. Napoleon hatte, in der sicheren Voraussetzung, daß England für einen solchen Preis nicht zu haben sein werde, seine Rechnung längst anders gestellt, er war entschlossen, den Preußen in Schleswig-Holstein keine Schwierigkeiten zu machen, um so mehr als die maritimen Interessen, die England zur Parteinahme für Dänemark trieben, ihn zur gerade entgegengesetzten Stellungnahme drängten. Hatte er doch schon vor Jahren dem Bundestagsgesandten von Bismarck den Gedanken vorgetragen, das preußische Gebiet müsse durch Erwerbungen in Norddeutschland konsolidiert werden, „um damit die Unterlage einer stärkeren preußischen Seemacht zu gewinnen; es fehle an Seemächten zweiten Ranges, die durch Vereinigung ihrer Streitkräfte mit der französischen das jetzt erdrückende Übergewicht Englands aufhöben". Er war also für eine Verstärkung Preußens in Norddeutschland, wollte mit dem Löwen jagen, den er vielleicht schon witterte, und hatte den Hintergedanken, durch eine mäßige Kompensation gegebenenfalls einen ungefährlichen Anteil an der Beute mühelos zu gewinnen.

Also wies der Kaiser alle englischen Anträge zurück und zerstörte damit jede Möglichkeit einer englischen Intervention. Er war es, der dem gewagten Spiele Bismarcks die Rückendeckung gab, und während die Erstürmung Düppels die Sprache der Londoner Blätter zu Wutausbrüchen steigerte, sandte Napoleon dem König Wilhelm ein Glückwunschtelegramm zu der ersten Waffentat des preußischen Heeres.

Damit waren die Engländer auf das Mittel beschränkt, von dem sie vielleicht einem anderen Staatsmann als Bismarck gegenüber einen Erfolg hätten erwarten können: auf die starken Worte **ohne die Tat**. Man begnügte sich mit Demonstrationen, besonders wenn sie das der Nation heilige Gebiet der maritimen Interessen betrafen. Als Österreich während des Krieges ein paar Schiffe in die Nordsee zum Schutze der deutschen Küsten entsandte, übermittelte Palmerston dem österreichischen Botschafter „ein freundschaftliches Ermahnen an Folgen, die weiteres nach sich ziehen könnten": wenn ein österreichisches Geschwader an den englischen Küsten und Häfen auf der Fahrt nach der Ostsee vorübersegeln würde, um dort die Kriegsoperationen gegen Dänemark zu unterstützen, würde er dies als einen Affront und einen Insult für England ansehen; er werde alsdann, wenn nicht ein überlegenes englisches Geschwader mit den nötigen Befehlen folge, was natürlich den Krieg bedeute, seine Stellung aufgeben. Er sorgte dafür, daß auch die öffentliche Meinung, Times und Morningpost voran, lärmend in diesen Ton einstimmte. Es war in der Form und der Sache eine Drohung von unerhörter Arroganz: aber Österreich konnte nicht anders, als sich fügen und auf die Fahrt nach der Ostsee verzichten. Also stand es mit unserer **Seegeltung in den letzten Tagen des Deutschen Bundes**: während eines Krieges, in dem Dänemark unsere Küsten blockiert hielt, wurde der deutschen Vormacht von England

Digitized by Google

verboten, in den deutschen Gewässern der Ostsee zu erscheinen. Die edle Gesinnung, die dahinter stand, kam zu einem sichtbaren Ausdruck, als das unentschiedene Seegefecht bei Helgoland, in dem zwei österreichische mit drei dänischen Schiffen kämpften, in England als ein dänischer Sieg aufgefaßt und im Oberhaus und Unterhaus mit Jubel aufgenommen wurde. Wir wissen nicht, was Bismarck selbst bei dieser Gelegenheit empfunden hat, aber aus dem Kreise seiner nächsten Mitarbeiter sozusagen aus den Räumen des Auswärtigen Amtes, hören wir die Stimme des Geheimrats Abeken: „Ein Symptom von Gemeinheit, wie ich sie in England nicht erwartet hätte, ist der Ausbruch der Freude dabei im englischen Parlament; er galt nicht einmal den Sympathien für die Dänen, sondern der boshaften und kleinlichen Schadenfreude über die scheinbare Niederlage einer fremden aufstrebenden Flotte."

Aber gerade das, was uns noch heute empört, die gehässige und brutale Parteinahme gegen Deutschland, hat damals indirekt, wider den Willen der kurzsichtigen Staatsmänner Englands, dazu beigetragen, das politische Unternehmen Bismarcks zum vollen Erfolge zu führen. Denn das Vertrauen auf diese Sprache der Diplomatie und der Presse in England war es, was die dänischen Politiker in allen Stadien des Konfliktes und der Friedensverhandlungen immer wieder mit trügerischen Hoffnungen erfüllte und verstockt gegen alle Mittelwege machte, auf denen sie die Verbindung mit Schleswig-Holstein und schließlich wenigstens den Besitz des dänischen Nordschleswig sich hätten sichern können. So verloren die Verblendeten das Ganze, und heute ist man sich in Dänemark völlig klar darüber, daß man diesen Umfang der Katastrophe allein der englischen Politik der großen Worte ohne Taten verdankt. Und auch Sir Robert Cecil, der anfängliche Kriegstreiber, war durchaus im Recht, wenn er nach Ablauf der Krisis in einer Antwort an den Führer der manchesterlichen Friedensfreunde, Mr. Cobden, im Unterhause die führenden Männer des liberalen Kabinetts mit dem bitteren Sarkasmus züchtigte: „Wenn Mr. Cobden Staatssekretär des Auswärtigen gewesen wäre, an Stelle Lord Russells, so glaube ich bestimmt, daß unser Land eine stolze und ehrenvolle Stellung einnehmen würde, verglichen mit der, die es in diesem Augenblick einnimmt. Die Regierung könnte dann zum mindesten für sich anführen, daß sie im Namen Englands keine Hoffnungen genährt hätte, die sie nicht zu erfüllen beabsichtigte, und keine Verpflichtungen eingegangen wäre, von denen sie sich zurückzuziehen bereit war."

Ein halbes Jahrhundert ist seit jenem diplomatischen Ringen vergangen. Die deutschen Meere und Küsten sind befreit worden. Durch den Besitz von Schleswig-Holstein, durch den Bau des Nordostseekanals, den Bismarck schon einige Wochen vor Düppel fest ins Auge gefaßt hatte, aber erst anderthalb Jahrzehnte später gegen mannigfache Widerstände durchzudrücken vermochte, durch die Schöpfung der Flotte, die Herr ist in den eigenen Gewässern und ihren Schrecken selbst an Englands Küsten trägt, haben wir der jahrhundertelangen Ohnmacht zur See ein Ende bereitet und alle demütigenden Abhängigkeiten überwunden. Welche Veränderung des Weltbildes, wenn wir das Damals mit dem Heute vergleichen! Gleich in der ersten Aktion, mit der die Staatsleitung Bismarcks einsetzte, spüren wir die feste Hand und den weiten Blick des Mannes, der Jahrhunderten deutscher Nationalgeschichte eine neue Wendung nach oben gegeben hat.

Es ist diese Veränderung des Weltbildes, die unsere Gegner heute wieder zerstören möchten. Jener junge Prinz von Wales, der vor fünfzig Jahren nur in bescheidener und einflußloser Stellung gegen uns Partei ergriff, ist es gewesen, der in langjähriger politischer Arbeit die Feinde von West und Ost gegen uns zusammengeführt und den führenden Staatsmännern beider Parteien, des liberalen Kabinetts (in dem diesmal die friedliche Minderheit unterlag) und der konservativen Opposition das Erbe einer Einkreisungspolitik gegen Deutschland hinterlassen hat. Man hat wohl gefragt, was es eigentlich gewesen sei, das schließlich die englische Nation in ihrer erdrückenden Mehrheit geschlossen in den Krieg trieb: es war nicht unser Durchmarsch durch Belgien, sondern die ungeheure Versuchung einer weltgeschichtlichen Koalition, wie sie niemals wiederkehren konnte, um das Wachstum Deutschlands zu ersticken. Dieser Versuchung hat man nicht widerstehen können und nimmt den entsetzlichen Weltbrand selbst und alle Gefahren, die er für das englische Weltreich mit sich bringt, mit unbeirrbarer Entschlossenheit auf sich: man weiß keine andere Lebensversicherung für die Zukunft der eigenen Macht, als die Deutschen in letzter Stunde zu erniedrigen.

Der Punkt aber, an dem man die eigenen Hoffnungen einsetzt, ist derselbe, der schon vor fünfzig Jahren den vorausblickenden Köpfen der englischen Herrenklasse als der entscheidende schien. Damals wollte man sich begnügen, nur Frankreich gegen Preußen und Österreich kämpfen zu lassen, heute hat man schon drei Großmächte und mehrere kleine Trabanten gegen uns zusammengebracht und jagt die Welt ab, ob man nicht noch mehr finden kann, um das Ziel des Kampfes im englischen Interesse sicherzustellen.

Unter allen Hirngespinsten aber, in denen man sich die mögliche Zerschlagung des Deutschen Reiches vortäuscht, ist ihnen das liebste und wertvollste dasjenige, was sie salbungsvoll das Wiedergutmachen des Unrechts von 1864 zu nennen belieben. England fordert in der gewohnten Uneigennützigkeit auf dem Kontinent nichts für sich selber, aber es möchte Dänemark gern wieder als Herrn der Herzogtümer sehen. Politiker aller Rich-

Digitized by Google

tungen, der Regierung wie der Opposition, so noch jüngst Mr. Balfour, der frühere Führer der Konservativen, überbieten sich in der Ausmalung dieser Möglichkeiten, mit denen man sogar hofft, auch die Dänen als Bundesgenossen zu gewinnen. So hat noch Ende vorigen Jahres der demokratische Schriftsteller H. G. Wells im „Daily Chronicle" Dänemark zur Teilnahme am Kriege aufgefordert und als Belohnung dafür die Rückgabe „der 1864 verlorenen Provinzen" versprochen, und eine Kopenhagener Zeitung übernahm den Artikel mit der zweideutigen Bemerkung, „daß die Anschauungen eines so angesehenen Mannes für die Dänen nur interessant und bemerkenswert sein könnten". Daß die Stimmungen eines großen Teils des dänischen Volkes für eine wenigstens akademische Erörterung solcher Pläne nicht ungünstig liegen, ist bekannt.

Um so beachtenswerter ist es, daß von einsichtigen Dänen gegen den gefährlichen Verführungsversuch der Engländer nunmehr öffentlicher Widerspruch erhoben wird. So schreibt M. Pontoppidan — ich entnehme das der vortrefflichen von Paul Rohrbach und Ernst Jäckh geleiteten Wochenschrift „Das größere Deutschland" vom 30. Januar 1915 — neuerdings, daß Dänemark mit dem Eingehen auf einen solchen Antrag sich, ganz gleich ob Deutschland siegen werde oder besiegt werde (was er nicht für möglich hält), die deutsche Feindschaft bis zum äußersten zuziehen und das Schlußkapitel in seiner eigenen Geschichte beginnen werde. Er sagt: „Sollte wirklich jetzt durch Englands Eingreifen die schleswigsche Frage wieder aufgerollt werden, dann könnte leicht die Folge sein, daß Dänemark wieder nicht einzusehen gelernt hätte, daß das einige unüberwindliche Deutschland die führende Großmacht Mitteleuropas ist und bleibt. Und wenn Deutschland jetzt auch besiegt würde, so würde es sich doch bald wieder größer und herrlicher erheben. Wenn aber Deutschland siegt und Dänemark zu den Gegnern gehört, dann hat Dänemark zu bestehen aufgehört." Anders als unsere englischen und sonstigen Feinde glaubt dieser Däne an den unerschütterlichen Bestand von Bismarcks Lebenswerk. Und darum schließt er: „Deutschland ist bisher nicht Dänemarks Feind gewesen. Es ist unser Gegner gewesen in der schleswigschen Frage, deren Lösung wir, gerade wir, uns widersetzt haben, wo sie durch eine Teilung möglich gewesen wäre. Aber Deutschland hat keine Pläne gegen Dänemarks Bestehen gehegt. Wenn wir uns jedoch von der englischen Lockspeise einfangen, wenn wir uns dazu verleiten ließen, weiter auf eine Schwächung Deutschlands zu spekulieren, wenn wir darauf eingingen, auch nur das kleinste Stück von Schleswig aus den Händen der Feinde Deutschlands anzunehmen, dann würden wir Deutschland zum geschworenen Feind bekommen, und dann würde England auch Dänemark dasselbe Schicksal bereiten wie Belgien." Er hätte hinzufügen dürfen, daß schon vor fünfzig Jahren allein das falsche Spiel Englands es verschuldet hat, daß die Lösung der schleswigschen Frage die für Dänemark schmerzlichste Gestalt gewann. Die Dänen dürfen heute dem Löwen, der sie wieder einmal zur Jagdteilnahme einlädt, die Antwort geben: Vestigia terrent.

⁂

Wir haben nur ein einziges Blatt aus der Geschichte Bismarcks aufgeschlagen, und sofort eröffnen sich vor uns Perspektiven von weltgeschichtlicher Weite. Wir haben nur eine einzige Saite anklingen lassen, und die ganze Symphonie seines Lebenswerkes rauscht daher mit dem Reichtum alles dessen, was er für unsere Nation geschaffen hat. Wohin wir auch blicken, überall stoßen wir in den Bastionen der belagerten Festung Deutschland auf seine schöpferische Hand, und in allen seinen Teilen preist heute in der Prüfungsstunde das Werk seinen Meister: die staatlichen Grundlagen von Kaiser und Reich, der bundesstaatliche Aufriß wie das demokratische Wahlrecht des Reichstages, der gesunde Aufbau unserer wirtschaftlichen und sozialen Ordnungen, der nationale Geist, der heute — o hätte er doch diese Stunde erleben dürfen! — durch die ganze Nation geht und alle Klassen, Parteien, Konfessionen miteinander verbindet, alles das weist auf die politische Arbeit unseres nationalen Erziehers zurück. Er legte den Grund des Bündnisses mit Österreich-Ungarn, das heute die unantastbare Stärke von Mitteleuropa gegen eine Welt in Waffen erweist; er entwand mit kluger Staatskunst dem gierigen englischen Weltreich die Kolonien in Afrika, die jetzt mit ruhmvoller Tapferkeit aus eigener Kraft dem Feinde Widerstand leisten. Er ist nie der Sorge ledig geworden, daß wir wie Friedrich der Große das rasch Gewonnene noch einmal gegen eine Welt verteidigen müßten, und der „cauchemar des coalitions" lastete auf seiner Seele, die mit seiner Schöpfung eins war — aber wenn die Koalition nun schließlich doch über uns gekommen ist, ein Vierteljahrhundert nachdem Bismarck von der Staatsleitung schied, so erinnern wir uns mit unsagbarer Dankbarkeit, daß er und kein anderer die Kräfte in unsere Hand legte, unseres Schicksals Herr und Meister zu bleiben auch gegen die größte aller Koalitionen.

Also steht Bismarck, an seinem hundertjährigen Geburtstage, mitten unter uns, er ragt aus dem Kampfe als ein Sinnbild und ein Zielpunkt des Kampfes über alles Volk empor. In dem spanischen Epos hat noch der tote Cid die Seinen zum Siege über die Mauren geführt. Der tote Held, der vor hundert Jahren unserem Volke geschenkt ward, ist uns heute lebendiger als je, er ist der größte der unsichtbaren Führer zum Siege, die unserem Volke voranschweben, und sein Geist ist die stärkste Gewähr des Sieges, die die Geschichte der Deutschen seit einem Jahrtausend aufweist.

Digitized by Google

Briefe der Fürstin Johanna v. Bismarck aus den Jahren 1848—1892

Mitgeteilt von Prof. Dr. Ed. Heyck

„Varzin 16. 7. 70.

Meine geliebte Frau v. Eisendecher!

Was wollte ich Ihnen für einen glücklichen Brief schreiben voll Dank für Ihren lieben — von seliger Freude und Dank gegen Gott, der uns eine so reizende Zeit in Varzin geschenkt, daß alle Ängste voriger Jahre vergessen und wir nur immer in Einer Entzückung waren über jeden Tag und jede Stunde, die so lieblich friedlich dahin floßen, wie wir sie nur irgend hätten ausdenken mögen! Bismarck trank Carlsbader Brunnen, der ihm besser zu bekommen schien wie im vorigen Jahre, ich trank Vichy und befand mich nach meiner Weise auch toll genug dabei Er — Bismarck — zog gleich nach Pfingsten hierher" (die Söhne waren auf kurzen Urlaub mit Freunden da, dann weitere, angenehme Besuche), „so daß die ersten 3 Wochen in dauernder Heiterkeit und Zufriedenheit vergingen, deren Eindruck sich noch über die nächste verklärend verbreitete, trotzdem sie mit Regen überströmt und wir eine Menge fatiguanter Visiten machen mußten. Ende der 4t. Woche kam Bucher und Keudell (allein) und so sehr wir uns zu letztem Besuch freuten, wobei Büchlein auch ja nie störend wirkt, so wurde er doch verängstigt durch die spanische Erbfolgefrage, die plötzlich mit Depeschen-Überstürzung in unser ruhiges Dasein fiel, was damit endete, daß Bismarck, Keudell, Büchlein schleunigst nach Berlin mußten, wo sie jetzt mit viel Mühe und Ärger und Schreibereien geplagt sitzen und wir eben den Befehl erhalten, unsere sämmtlichen Effekten wieder zusammen zu packen, um ihnen zu folgen, da Bismarck's Rückkehr unsicher, der Krieg aber leider ziemlich sicher sei. Also geht alle Herrlichkeit dahin! Und die Fröhlichkeit, in welche ich meine Feder für Sie, theuerste Lina, tauchen wollte, hat sich in Stöhnen und Klagen so schlimm umgewandelt, daß ich am liebsten heulte und schimpfte wie das aufgeregteste Fischweib, weil ich so unbegrenzte Wuth gegen Frankreich empfinde, wie's zum zweiten Male gewiß keine gibt über, unter und auf der Erde! Wie dankte ich Gott, der meinen Kleinmuth" (weil in Varzin schon so viele Krankheitswochen Bismarcks erlebt waren, gerade auch im ersten Frühling 1870) „zu Schanden gemacht und unser Beisammensein mit geliebten Kindern und Freunden so reizend gestaltet, daß wir uns glücklich fühlten, wie im schönsten Vor-Himmel, und wie ist nun Alles so zerrissen, voll bängster Sorge und Zweifel ohne Ende!

Wie weit die Kriegsgelüste des Schandpack's jenseit des Rhein's gediehen, wie bald wir ihnen begegnen werden, um uns zu wehren, davon weiß ich hier nur aus Zeitungen, da Bismarck und Keudell sich nur mit — nach unsrer schleunigen Übersiedelung begehrlichen — Telegrämmern angestrengt, zu Briefen wohl nicht die geringste Zeit gefunden, worin Jungen ihnen treulich beistehen und 's gänzlich überflüssig zu finden scheinen uns mit einer Zeile aufzuklären. Um so eifriger packen wir natürlich, das wird wohl der Zweck dieses beharrlichen Berliner Schweigen's sein, und denken, so Gott will, Montag oder Dienstag abend in die Wilhelmstr. einzufahren. Nauheim ist natürlich aufgegeben und wann und ob wir in diesem Jahre hierher zurückkehren, ist alles ganz unklar. Aber Sie müssen ja jedenfalls Berlin passieren, liebste Frau, und so ist das Wiedersehen mit Ihnen wohl die einzige sichere Hoffnung, der ich mich hingegeben kann, soweit ein armes Menschenkind sicher hoffen mag. Ach könnten Sie jetzt hier gewesen sein, liebste Lina! Sie glauben nicht, wie unbeschreiblich reizend Varzin in diesem Augenblick ist.

Spät Abends. Geliebteste! Eben Telegramm von Herbert! Wir sollen schnell kommen, weil sie gleich ausrücken. Jetzt kann ich nichts mehr sagen, als daß wir natürlich morgen (Sonntag) früh eilend nach Berlin — ach, und wie mir zu Muth, wissen Sie und denken meiner gewiß in theilnehmender Liebe. Tausend Grüße für Sie Alle.

Ihre tr. JvB."

⌘ ⌘ ⌘

(An Frau Eugenie v. Thadden)

„Berlin 25. 10. 70.

Herbert ist Gottlob wieder ganz wohl, nur noch etwas schwach im zerschossenen Bein, was sich hoffentlich täglich mehr und mehr durch Malzbäder, die er nimmt, verlieren wird. Ich freue mich und danke Gott von Herzen für sein Wohlsein; aber vollkommen ist die Freude doch nicht, da mein geliebter Junge ja gleich fort will, so bald er sich kräftig genug fühlt, worauf er in 10 bis 14 Tagen sicher rechnet, und wenn ich dann von Neuem um ihn sorgen muß, wie Tag und Nacht für die geliebten Beiden Bismarck und Bill immerzu, und gar und gar keine Aussicht baldigen Wiedersehen's habe — das wird so schrecklich sein, daß ich mich jetzt mit Gewalt von diesen Gedanken losreiße. Ach es war und ist eine schreckliche Zeit, liebe Eugenie, und der 66-Krieg dagegen das reine Puppenspiel! Gott erbarme Sich unsrer Aller!

Von Billchen habe ich immer gute Nachricht gehabt, zu meiner dankbarsten Freude!

Digitized by Google

Von Bismarck erst auch viele geliebte gesunde Briefe, die jetzt aber sehr selten kommen und dann immer über soviel lästige Arbeit klagen, daß ich unendlich um ihn sorge, und wieder möchte ich ausstöhnen: Ach dieser furchtbare Krieg! worin ich Alles ausdrücke, was mich grämt und quält jede Minute Tag und Nacht!

Behr's sahen wir noch, sehr sehr lieb, alt und jung, auch Eisendecher's waren hier und Marie Kotze! Jetzt sind Alle fort, und wir sehen Niemand als Herr von Obernitz und hören nichts, als Zeitungen, wissen also wenig genug von draußen und drinnen. Amélie D. besuche ich ab und zu, um mich an ihrem starken Geist und liebevollen Wesen zu kräftigen und zu wärmen, und von ihr hörte ich auch die deutsche Moden-Idee der Mutter Paula — die ja ganz schön ist, wenn ich nur nichts dabei denken und thun soll. Will sie Dich, Virginie Hacke, Malwine" (Frau v. Arnim) „dazu anstellen, so kann's ja ganz herrlich werden, und ich will, ihr zur Beruhigung, Alles nachtragen, was Ihr erfindet. Mein Geist ist aber durchaus nicht Kleider-produktiv, und wenn sich die geliebte Frau auf mich zu stützen beabsichtigt, so sinkt sie kläglich um. Ihren Söhnen geht's ja bezaubernd — August hat das Kreuz und ist selig — Carlchen kocht und näht, immer sanft glücklich dort wie hier — und Fritzchen erlebte einschlagende Granaten neben sich, die ihm nichts thaten. Gott bringe die drei, wie meine Beiden und den liebsten Bismarck — und alle Lieben — bald heim. Weiter vermag ich nichts zu wünschen!"

(An Frau von Eisendecher)

„Reinfeld, 25. 11. 70.

Wir wollten morgen schon zurück sein" (in Berlin) „haben aber schließlich einige Tage zugegeben, da Paris ja immer noch nicht bombardirt wird, auch immer noch reichlich zu essen haben scheint, also keine schnelle Übergabe, Frieden und Rückkehr unserer Geliebtesten zu erwarten steht, mein" (81jähriger) „Vater aber mit lieben, freundlichen Augen unser Hiersein betrachtet, weshalb ich glücklich bin über jede angenehme Stunde, die ich ihm bereiten mag. Geistig ist er garnicht schwach geworden, aber leiblich sehr, sehr, sodaß ich mit Seufzen und Bangen abreise und gern noch bliebe, wenn ich nicht Herbert in Berlin hätte und immer dächte, daß dort irgend etwas passieren, Bismarck etwas von mir wollen möchte, was ich hier versäumte. — Es ist eben mein Leben ein ewiges Sehnen und Sorgen, hin und her reißend zwischen liebenden und ängstlichen Gefühlen; Sie kennen's und wissen's, Liebste, und begreifen Alles, ehe ich's sage und klage.

Hier haben wir Verwandtschaft und Freundschaft der Nachbarschaft gesehen und leben nun sehr still eine wie die andere Stunde bei dem stillen Vaterchen, der Theil an Allem nimmt, was wir ihm hier und da erzählen, am liebsten aber nicht spricht, nur liest und schläft und uns freundlich ansieht. Ach, Sie glauben nicht, wie jämmerlich dies alles ist, besonders wenn man einige Jahre zurückdenkt, wie mein Mutterchen noch lebte und Reinfeld so fröhlich, so glücklich, so anregend jede Stunde, so lieblich innen und außen war. Jetzt so still, so still, alle Zimmer, der Garten, die ganze Umgebung, und von jener reizenden Zeit nichts als die wehmuthvolle Erinnerung des lieben Grabes in einer dunklen Tannen-Ecke im einsamen Garten!

Von Bill habe ich seit jenem Briefchen, den wir Alle nicht entziffern mochten, kein Zeilchen Nachricht. Von Herbert heute einen zufriedenen Brief aus Berlin, vom geliebten Bismarck einen reizenden vom 16t., aber leider auch Wehmuthsklänge über vielen Ärger, viele Arbeit, und Verschleppung des Krieges wegen der albernsten Bombardement-Angst, die immer weiter um sich greift, sodaß er jetzt wohl ganz allein dafür predigt, aber leider tauben Ohren, wie häufig, woraus denn alles Elend nachher entsteht, was er hindern möchte und könnte, wenn die Welt um ihn her nicht so unsinnig lobesüchtig, nicht so niedrig feige oder mindestens schlapp wäre.

Ihren Großherzog" (von Oldenburg) „liebt er übrigens sehr, wie kommt Ihre Königl. Hoheit darauf, dies anzuzweifeln? Er hat ihn stets vor Allen sehr gerühmt und anerkannt, das weiß ich sicher! — Mein geliebter Bismarck ist zwei mal krank gewesen von Ärger, einmal am armen Bein, und dann am Magen, was mich furchtbar ängstigt, besonders, weil letzteres noch nicht ganz besser war. Ach, daß er so weit fort und ich nicht bei ihm sein kann."

(Aus einem Brief vom 25. 3. 71 aus Berlin.)

Die N. N.-Liebe „ist ja recht spaßhaft und beruhigend zugleich. Was hätte er auch an der alten Fremdländerin gehabt! Will er überhaupt 'mal wirklich, ordentlich, entschieden, so findet er gewiß im Inlande massenhafte bessere Hälften, weibliche Wesen giebt's ja bei uns recht viele nette, — nur die Männer sind meistens ziemlich schlimmdumm, langweilig, albern, eingebildet, arrogant und noch viel, was mir zu weitläufig zum notiren.

Unsere Theezimmer sind jetzt allabendlich überfüllt von allen Möglichen, die nie da waren und sich verpflichtet fühlen, zum Fürsten zu gratuliren, den ich jeden Augenblick vergesse und immer ganz verblüfft drein schaue, wenn die wohlgesetzten Phrasen von Stapel gelassen werden. Fürstenthum is nicht — bloß Titel — ich fühle mich also ganz Ysenburg II!! Kinder sind's auch nicht, bloß Herbert viel später, wenn Bismarck nicht mehr lebt. Der Brief (der kaiserl.), welcher die Würde verlieh, war das Beste dabei — sehr gnädig, liebreich könnte man fast sagen, und der persönliche Empfang

Digitized by Google

Den Verwundeten. Gemälde von Alexander Bertrand

Digitized by Google

eben so. Bismarck wollte die Geschichte mit allerhöflichster Unterthänigkeit ablehnen, weil's uns zu sehr gegen den Strich, aber Se. M. ließ ihn garnicht zu Worte kommen mit Umarmen und Küssen ꝛc. So saßen und sitzen wir drin und fühlen uns nicht sehr glücklich."

(An Frau Marie Meister geb. Becker)

„Kissingen, 5. 6. 71.

Mein liebstes Merlchen!

Es wäre wohl sehr reizend, mein vielgeliebtes Merlschätzchen, aber da ich mich leider schon mehrmals vergeblich auf Dich freuen mußte, so wage ich jetzt noch nicht recht, mit vollen Segeln drauf los zu gehen. Aber wenn Du sicher dran glaubst und vielleicht schon ein Köfferchen zum Packen bereit steht, dann bitte, wende gleich ein Telegrämmchen an mich, damit ich dann Alles, wie im vorigen Jahre herrichten lasse, denn hier müßtest Du gewiß sein, mein Merl-Perlchen, sonst haben wir viel zu wenig von Dir. Kissingen ist für uns wie ein andrer Welttheil und der Verkehr dahin ziemlich spärlich. Also erwarten wir Dich jedenfalls in oberer Saline und halten Dich sehr fest, wenn Du nur erst wirklich und wahrhaftig da wärest, Du geliebtes, bestes Herzenswönnchen! Nitzchen freilich ist weit weg und wird uns zum vollkommnen Glück recht fehlen, wie wir ihn täglich sehr vermissen, wahrscheinlich weit mehr wie er uns, da er in Berlin so viele tröstende Freunde besitzt, daß er immer von einem zum andern fliegt und wenig Zeit zu Gedanken in die Ferne behält. Wenigstens schreiben thut er „kei Spürle", das liebe Faule, trotzdem's bald 14 Tage, seit wir wehmuthvollen Abschied nahmen. Und Du weißt gewiß mehr von seinem jetzigen und zukünftigen Lebenswandel, da Du ihm unter sämmtlichen jungen und alten Freundinnen doch immer obenan stehst als höchste, beste, allerköstlichste Herzenskönigin! Und wer begreift das nicht? Wir alle im vollsten Maaß, die wir seine Gefühle mit ganzem Herzen theilen, wie Du wohl weißt, mein Niedlichstes!

Wir Alle grüßen Dich und all' Dein Liebes tausendmal innig und ich bin mit herzlichster Umarmung

Deine alte treue

JvB."

Mit Erlaubnis der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart entnehme ich vorstehende Briefe einem demnächst bei ihr erscheinenden Buche, das aus dem Leben der Fürstin Bismarck — von der Mädchenzeit bis in ihr letztes Lebensjahr — durch sie selber erzählt, durch Briefe an ihre nächsten Freunde und Verwandten (die v. Puttkamerschen Kusinen; Frau v. Eisendecher, die Gemahlin des oldenburgischen Bundestagsgesandten; Fräulein Marie Becker, später Frau Wilhelm Meister; Moritz v. Blanckenburg; Gerhard v. Thadden und seine vielgefeierte Gemahlin, die gleich ihrem Gatten so vornehm schöne Frau Eugenie, geb. v. Zanthier). Herausgabe und Einleitung des Buches sind von mir besorgt worden.

Der augenblickliche Zeitpunkt veranlaßte hier zur Heraushebung einiger Briefe von 1870 71, weil sich die Erinnerung an den großen staatsmännischen Schöpfer des Deutschen Reiches immer am lebensvollsten um dieses weltgeschichtliche Datum gruppiert, und vollends, weil jene Tage mit dem, was sie erlebten und enthielten, durch die eigene, nur unendlich schwerer um den Sieg kämpfende Gegenwart aufs unmittelbarste uns wieder näher rücken. Bis zu Einzelheiten, an denen man nicht ohne ein kleines Nachsinnen vorübergehen wird: wenn z. B. auch damals eine deutsche Frauentracht geplant ward. Schon diese eine Briefstelle kennzeichnet die empfindungsgesunde Treffsicherheit der Fürstin, wie sie, an sich nicht gerade sehr vertrauensvoll, dann wenigstens sogleich an drei besonders schöne Frauen denkt, durch die die Pläne Richtung, Geschmack und Ansehen erhalten könnten. Niemand hat mehr Sinn wie sie für schöne Menschen gehabt, was auch auf die Sprache und — natürlich nur begleitend — auf die Befestigung ihrer Freundschaften wirkt. Zum Bewegendsten ihrer Briefe gehört es, wie die zartinnigste Herzenstreue für die längst und früh gestorbene edle, schöne Frau Marie v. Blanckenburg, geb. v. Thadden, durch noch so viele Jahre als etwas nie Verblassendes unverlierbar gegenwärtig wiederkehrt.

In einer Zeit voll Enge und Schein der Konventionen tritt uns diese Frau entgegen als eine völlig undurchkreuzte, unverbogene, gesund-ursprüngliche Natur. Im Hause der liebendsten Eltern aufgewachsen, wird sie durch das Maß der einwirkenden Erziehung nur gerade günstig geführt. Kein pädagogisches, institutsgerechtes Vorsagen von Empfindungen, Auffassungen, geistigen Interessen hat die Eigenkraft ihrer schönen ererbten Anlagen gelähmt, und was in ihr sich klärt, was sie anzieht, überzeugt, begeistert, das erwirbt sie sich auch zum vollen und innerlichst wahren Eigentum; diese Freiheit vom Vermittelnden reicht bis in ihr bedürfnisstarkes religiöses Gefühl. Eben das gibt ihr die stetige, von außen unbeirrbare Sicherheit ihres gesamten Wesens, die sich nur lediglich verfestigt, je mächtiger die Woge des großen Lebens ihr Schifflein faßt und auf sich hebt und in ihr eigentlichst fremde Verhältnisse wirft. Ihr Teil ist nie das Äußerliche; nur einigermaßen summarisch hört sie z. B. zu, wie Bismarck ihr 1871 die Abgrenzungen des neuen Fürstenranges auseinandersetzt. Inwendigste Gelassenheit und Freiheit läßt sie dem, was in ihr vorgeht, den stets unbefangensten, gefühlsaufrichtigen Ausdruck geben, ihren Begeisterungen, Freuden und Aufwallungen, den Anwandlungen, denen sie nachsinnt, aber auch ihren Abneigungen, Sorgen, ihrem Zorn. „Verwegen" hat

Digitized by Google

Bismarck ihre Stilistik genannt, die eigentümliche Selbstfindung der Worte, die Plastik der Vorstellung (vorhin: wie dem so viel verbrauchten Worte „stützen" das „umsinken" gegenüber steht), die unbekümmert hinausstürmende Stärke des Gefühls, die weitab liegt vom gewöhnlichen Übertreiben. Von Lektüre, die ihr etwas gibt, „bis zum Aufbrennen" angefacht, wird sie durch die Wahrung ihres abweichenden Grundempfindens niemals gehindert, sich dem, was sie darin als anmutig, poetisch, schilderungsfein oder verfeinert verstanden erkennt, gleich unbefangen lebhaft zu überlassen (Turgenjeff, Heyse, Wilh. Jensen u. a.). Und das Buch, das ihren Standpunkten am meisten zusagen würde, schläfert deswegen ihr Urteil nicht ein. Die Wildermuth, meint sie einmal, „muß doch ein trauriges Register von Männer-Bekanntschaften haben, weil sie nie und nimmer einen wirklich interessanten zum Vorschein bringt. Entweder sind's Stockfische oder nüchterne, äußerst rechtschaffene Gelehrte, oder fade, leichtfertige Schlingel's, einer so langweilig und unleidlich, wie der andere." Nur die Frauen sind bei ihr gekannt. — Am nächsten steht sie doch immer der ersten, Brentanoschen Romantik und Jean Paul, deren Wirkung in ihre Jugend reicht. Mit zum Reizvollsten gehört es, wie sie als junge Frau, die mit der zärtlichsten Fraulichkeit und Mütterlichkeit noch eine sinnende Mädchen-Herzensjugend vereint, Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde liest, von dieser schönsten und geistig überlegensten, psychologisch freiesten aller mittelalterlichen Dichtungen unmittelbar entzückt und hingerissen und wieder tödlich erschrocken, und wie sie trotz diesen Bestürzungen und Ängsten das geliebte Buch, um es bekannt zu machen, mit nach Pommern nimmt, voran für ihre geliebteste Mutter. — Kaiser, Großfürstinnen, Prinzessinnen, Hauslehrer, Gouvernanten, Diener, für alle hat sie die Sprache der unbeirrbaren und, wo es verdient ist, gleich anteilsechten Menschlichkeit. Ihre Liebe ist „gewaltig", und ihr tiefer weiblicher Born ist reich genug, um, wie sie auch immer ihren „Einzigsten" und ihre Kinder „mit Polypenarmen umkrallt hält", auch noch über die Frauen und Männer, die ihrer empfindungssicheren Kritik standhalten, eine echte, schöne frauliche Herzlichkeit auszuströmen.

Dinge, die hier zu sagen, anstatt nur zu belegen sind. Es gehört dazu doch ein umfassenderes Hineinleben, ein gekannterer Lebenszusammenhang der Beziehungen, als ihn bloße Proben aus den Briefen andeuten können.

Die Frau v. Bismarck ist nicht, wie manche es immer noch sehen, die etwas enge oder bescheidene Frau des Hauses „neben dem großen Staatsmann" gewesen. Sie hat ihr starkes und volles Teil vom Leben begehrt, von allem, was es ihr und ihrem Geliebten und beiden gemeinsam gibt. Aber eben auf ihre Art, die, wenn man richtig versteht, die — anspruchsvollere ist gegenüber den repräsentativen Frauen. Unpolitisch, soweit man den Ausdruck gelten lassen will, wird sie von da ab, wo die beiden Überzeugungen bei ihr sich durchsetzen, daß Bismarck darin auch ohne ihre mitgehende Gemeinschaft besteht, und zweitens: daß es ohne ihn einmal überhaupt nicht geht, daß hier die Anforderungen an sie liegen, an das Sichbeugen der Frau, die ein lebhafter und anspruchsvoller Gefährte ist. Noch wieder erobert sie zurück; das ist die Gesandtenzeit, die selbst einem so wachsam über die Verantwortung seines Postens hinausgreifenden Diplomaten doch sein an Freiheit reiches Eigenleben läßt. Die Frankfurter Zeit: Bismarck gesund wie ein Löwe, die sinnesverwandte Frauenfreundschaft mit der feinen, klugen Frau v. Eisendecher, die junge Marie Becker als etwas bezauberndes Holdes, das man so recht mit Liebe und Zärtlichkeit vom Thrönchen der Älteren überschütten kann — daraus setzt sich dieser vielgepriesene schönste Abschnitt ihres Lebens zusammen, um den dann noch, mit herzlichem Gefallen und herzlichem Mißfallen von ihr auseinandergesondert, der glitzernde Kreis der deutschen und internationalen Bundesherren und Damen nebst örtlicher Finanzwelt dreht — das amüsante Kleinepigonen-Bild des Wiener Kongresses.

Zur großen Räuberin an ihr wird die Politik erst seit 1862. Aber das wäre denn doch ein zu billiges Denken, deswegen hätte sie mit ihr gegrollt, gemault und sie geschnitten. Ganz anders: die Unnötigkeiten, Überflüssigkeiten, reichstägliche und andere „Langweiligkeiten", die an der Kraft ihres bewunderten Gewaltigen schleppen, das sind die Dinge, weshalb sie sich wohl einmal bis zum Injuriösen Luft machen muß und manchmal „vor Wut in alle Tische beißen möchte".

Die gefräßige und wiederkäuerische Politik ist nicht die eigentliche Todfeindin ihres Lebens gewesen. Sondern die Krankheit ist es, die heimtückische, gnadenlose, die über sie herfällt, wenn sie soeben ihr geplagtes, gehetztes, verärgertes großes geliebtes Junges wie eine mütterliche Hindin in die ländliche Heimat gerettet meint, und die ihr nun alle gehoffte Seligkeit und so heiß vom Himmel für ihn erflehte Erholung zerstört. Über diesen Fluch des Schicksals kann sie verzweifelte Jammerlaute ausstöhnen, während sie, wenn Bismarck sich an Bärenjagden freut, oder wenn ihr verwundeter, geheilter „Junge" zum zweiten Male in den Krieg nach Frankreich zieht, keine untapfere, unstolze Zeile schreibt. —

Nach wirklicheren Menschen begehrt die moderne Bewegung unserer Zeit. Nach freien, natürlichen, deren gute und sittliche Eigenschaften nicht aufrechterhalten werden von der Regel und die ihr Verhalten und Denken selbst bestimmen. Und man meint dann ja so leicht, das, was man anstrebt, erst neu zu entdecken. So wird es manchem unvermutet sein, wieviel sich in all diesen Beziehungen, was die Persönlich-

Digitized by Google

keit und die Frau anlangt, in den niemals viel überlegten, aus dem Moment, dem unbefangenen, unverhehlten Selbst rasch hingeschriebenen Briefen des landadligen Fräuleins v. Puttkamer, das die Gattin Bismarcks wurde, findet.

„Schönhausen, Sonnabend" (März 1848).

Mein lieber Gerhard!" (v. Thadden, der jüngere Bruder von Frau Marie v. Blanckenburg)

„Wenngleich ich hoffe, Sie nun bald in Stettin wiederzusehen, so will ich Ihnen doch vorher noch recht innig für Ihren lieben Brief danken, der schon lange erwartet und deshalb doppelt angenehm war, — nur hätte ich gern gesehen, daß Sie sich über manche Dinge etwas mehr ausbreiteten, z. B. über die Director-Absetzung, wovon wir in der Zeitung nur Bruchstücke bekamen und von Ihnen sehr viel zu hören hofften. Sie denken wohl, mein Gerhard, ich habe nur Sinn für Blumen- und Blüthenduft, und dergleichen Begebenheiten aus dem praktischen Leben gingen spurlos an mir vorüber? Ach, Sie sollten sehen, mit welcher Ungeduld ich die Zeitungs-Poststunde täglich erwarte, mit welcher Begierde wir jene Blätter an uns reißen, um zu erfahren, ob diese rasenden Unruhen noch immer weiter um sich greifen, oder ob wir endlich wieder auf stillen Frieden in der Welt hoffen dürfen. Kurz, in Schönhausen ist die Luft jetzt schrecklich politisch und ich ärgere mich fortwährend über alle verdrehten Menschen so viel, daß meine Galle sich in ewigem Aufruhr befindet, weshalb mein zartes Antlitz nach und nach eine recht schöne grüne Farbe bekommt. — Ernstlich, Gerhard, es ist doch wirklich furchtbar, daß dieses Elend über Frankreich hereingebrochen und noch viel trauriger, daß die deutschen Lande (wie Baden, Nassau p. p.) sich berufen fühlen, diesem Unsinn ihre häßlichen finsteren Herzen zu erschließen, da sie doch viel eher gründlich empört sein sollten über ihre pflichtvergessenen Nachbarn, auf die sie nur mit Abscheu blicken müßten, was diese Thaten betrifft wenigstens. Der Rhein. Beobachter sagt sehr richtig und sehr nett sarkastisch: Wir beziehen ja unsere Moden von Paris, kein Wunder wenn man diesen auch in anderer Weise nachahmt. — Verzeihen Sie meine Aufregung, Gerhardchen, und schreiben Sie mir künftig alle Begebenheiten, die Sie doch auch betreffen, wie z. B. H. Hasselbach's Entfernung. Mich interessirt das alles ja so sehr — wozu wäre ich sonst Ihre Schwester geworden. —

Sonntag früh.

Dieser wundervolle Brief wurde gestern zu spät begonnen, weshalb er die Post verfehlte und nun erst heute seine Reise zu Ihnen antreten kann. Ich lege noch ein Blättchen bei, um Ihnen Bismarcks Ansichten über Heidelberg zu schreiben und meine in bescheidener Weise hinzufügen. Otto meint nämlich, wenn Sie nicht gleich nach Heidelberg gingen, so kommen Sie gewiß nie hin. Hätten Sie Lust zu der Universität, so müßten Sie Ihren lieben Vater zu bewegen suchen, Sie zuerst dahin zu bringen, denn wer mit Berlin **anfinge**, der käme gewöhnlich nicht weiter, sondern lebte und stürbe in dieser holden Residenz. Außerdem dürfte man doch gewiß von Ihnen voraussetzen, daß die verrückten Aufrührer in und um Heidelberg gar keinen Einfluß auf Ihren aristokratisch und conservativen Sinn ausüben würden, und somit begriff er (Otto nämlich) nicht, warum Ihr lieber Vater gegen Ihren Wunsch eingenommen wäre. Mündlich können Sie sich ja weiter mit ihm hierüber aussprechen, ich schreibe Ihnen dies nur so flüchtig hin, wenn Sie vielleicht noch eher mit Ihrem Vater zusammenkämen, als mit uns, und ihn dann ein wenig bearbeiten möchten. Mir ist Heidelberg höchst anziehend gewesen, und ich würde keinen Augenblick zweifeln, wohin ich mich wenden sollte, wenn mir die Wahl zwischen Berlin, Bonn und jener reizenden Stadt gelassen wäre; aber jetzt ist mein Schwesterherz etwas besorgt, daß die gräßlichen Menschen Ihnen schaden könnten, d. h. nicht geistig, — aber das ist vielleicht so eine kindliche, schwächliche Idee von mir, und ich weiß nicht sicher, soll ich **zu**- oder **ab**reden. Ihre beiden Examen werden Sie hoffentlich glücklich überstehen, sowohl das schriftliche (welches vielleicht schon vergessen ist) als das mündliche. — Ich grüße Sie noch einmal herzlich und empfehle Sie, wie uns, dem Schutz des Herrn!

Adieu mein Gerhardsbruder!"

(An Frau v. Eisendecher)

„Reinfeld, 22. 8. 54.

Theuerste Frau! Zweimal habe ich schon wieder begonnen, Ihnen zu danken, jedes Mal 1/2 Seite, aber immer wurde ich unterbrochen und erst heute kann ich mit Ruhe Feder und Gedanken zu Ihnen hinüberfliegen lassen, um Sie 1000 mal 1000 zu grüßen für Ihren lieben kleinen und großen Brief, die mir eine innige Herzensfreude waren, und auf welche ich Ihnen mit vollen Seelenklängen antworten wollte, ewig lang und sympathisch innig — aber wenn's nicht **gleich** geschehen kann, so vergißt man immer die Hälfte und alle guten Ideen verfliegen und verdunsten, wie der Schaum auf dem Champagner-Glas, wenn's 1/4 Stunde stehen bleibt. — Das ist eben das Unglück, daß mir nur dann hübsche Dinge einfallen, wenn's unmöglich ist, sie auszusprechen, oder zu schreiben, — und auf diese Weise kommt es nie an den Tag, welch' eine unendliche Liebenswürdigkeit in diesem langen, hageren, gelben Erdenkinde steckt!!

Was haben Sie aber mit Bismarck für Hühner gepflückt oder gerupft? Was ist los? Sie begreifen, daß mir viel daran liegt zu wissen,

Digitized by Google

was er Ihnen gethan oder was Sie ihm, und er schreibt mir immer in so rasender Hast und so sehr kurz und so unzusammenhängend, daß ich dergl. Auseinandersetzungen ja nie von ihm herausbekomme, wenn ich auch 1000 Federn in Fragen verschriebe, besonders da er ja ohnehin das „Fragen" so sehr schätzt, wie sie gütigst wissen werden. Also im nächsten Brief erfahre ich jedenfalls, was Sie auf dem Wege nach Lindenfels vorgehabt, oder ich schreibe kein Wort mehr, in tiefer Gekränktheit. Bitte, bitte, sagen Sie mir alles! — Aber Lindenfels! Wie entzückend muß es sein, diese tiefe, wunderbare Einsamkeit und Waldesstille, die von jeher meines Herzens größte Wonne gewesen und die mich nun so mächtig wieder anzieht, daß ich die heißeste Sehnsucht habe, sie im Herbst noch kennen zu lernen, gerade mit dem wechselnden bunten Laube und dem klaren, dunklen Herbsthimmel denke ich mir den Odenwald völlig unwiderstehlich hinreißend. Es steht also fest, wenn ich komme, machen wir noch eine Lustfahrt dahin.

Vorgestern vor 8 Tagen (Sonntag) kamen unsere lieben Reddentiner Verwandten, die 4 Tage hier blieben, und in der Zeit gab es viel freundschaftlichen Verkehr von hier aus und zu uns her. Dann bekamen die Eltern sehr viel Einquartierung — Husaren, die zum Manoeuvre nach Posen zogen, alles in allem 36 Personen und eben so viel Pferde — Sie können sich vorstellen, welch ein Wirrwarr im Hause und auf dem Hofe war, die Kinder selig über den rothen Husarenverkehr, namentlich über den, der uns anging, worunter drei sehr nette Jünglinge, mit denen sie und ich Freundschaft schlossen auf Lebenszeit. N. B. werden wir sie wahrscheinlich nie wieder erblicken, da sie in einer ganz obscuren Gegend Pommern's leben, wohin nie ein Mensch kommt. Der Abschied war deshalb äußerst rührend, können Sie sich denken, weit rührender wie mit den „abziehenden Kriegern, denen Frauenhände Blumen streuten", und wenn ich Ihnen sage, daß ich gestern ganz elegisch gestimmt war, in Folge dessen, so begreifen sie's erstlich 'mal nicht und 2 t. schimpfen Sie mich phantastisch! Es ist nun aber einmal so, wenn ich mit Menschen, die mir wohlgefallen, zusammengewürfelt werde, par hasard, — 2 Tage freundschaftlich mit ihnen lebe, — und sie dann fortgehen, höchstwahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen, so bin ich einige Tage nachher in Moll gestimmt. Es ist vielleicht ridicule, aber wahr!"

(An Frau Landrat Barschall, geb. v. Puttkamer)

„Berlin 15. 6. 88.

Meine theure Franziska!

Ihr werdet's natürlich längst wissen, daß der arme Kaiser" (Friedrich) „nun alles Leiden überwunden hat und werdet, wie wir auch, voll Wehmuth sein, wenn man ihm auch die Erlösung von seinen Qualen wohl gönnen muß! Es ging ja die letzten Tage schon recht schwach, aber als Bismarck gestern da war, fand er seine lieben Augen so klar, seinen Händedruck so nachdrücklich, daß er den Eindruck hatte, es würde noch nicht so schnell zu Ende gehen. Gottlob ist der liebe Kaiser um 11 Uhr sanft entschlafen.

Meine geliebte Franziska, ich möchte Dich vor Deiner Abreise doch so gern noch sehen, und Schweninger wird die Ausnahme wohl gestatten, komm bald."

(An Frau Kirchenrat Lasius, geb. v. Puttkamer)

„Kissingen 8. 7. 92.

... Was Photo's betrifft, so werden wir Beide nie berauschend, sehen gewöhnlich höchst gelangweilt oder unglücklich, mißvergnügt aus; aber diese (Deine) letzte, meine liebste Laura, finde ich besser wie alle vorigen, garnicht ‚verknautscht' wie Du meinst, sieht sogar sehr nett vergnügt aus und hat mich so unendlich gefreut, daß ich Dir, wenngleich leider schrecklich verspätet, hunderttausendmal herzlich dafür danke und für Deinen liebsten Brief ebenso, und möchte es Dir doch jetzt sehr, sehr wohl gehen!

Der Winter und Frühling in Friedrichsruh war ohne Maaßen animirt, so daß man fast nie zu Athem kam, ich besonders nicht mit meinem dämlichen Asthma. Allein sind wir keinen Tag gewesen, und häufig war der ganze alte Kasten klippervoll, sodaß Schlafsopha's mitbenutzt werden mußten und mehrmals auch die noch nicht reichten, sondern im kleinen Landhotel Leute untergebracht wurden. Die Geburtstage, die lieben Verlobungsfeste" (Graf Herberts) „mit allen Kindern und vielen Freunden — Alles rauschte freudig über uns her, dann die Reise nach Wien hin und her mit den wunderbaren begeisterten Ovationen, die reizende Hochzeit; es war ja unvergleichlich schön, aber die alten Knochen fühlten's doch etwas in den ersten Tagen hier, in der ersten Woche, denn Anfangs rollte es hier auch noch weiter mit wohlgesinnten Ständchen, spielend und singend, und Deputationen 2c. 2c. Jetzt sind wir aber schön ausgeruht und leben still mit einigen lieben Freunden unsere Zeit dahin, haben Gottlob, seit 3 Wochen, immer köstliches Wetter und sind froh, zufrieden, viel draußen in der schönen Wald- und Bergluft ... Herbert reiste mit seiner entzückenden Marguerite in das Engadin, für einige Wochen, gedenken uns d. 21 st. hier zu besuchen und dann direkt über Berlin nach Schönhausen. Ich kann's Dir nimmer genugsam beschreiben, welch' ein Engel unsere neue Schwiegertochter ist, wie innig wir sie lieben und Gott ohne Maaßen danken, der sie uns zugeführt. Mir ist's noch immer wie ein Wunder, daß dieser unser größter Herzenswunsch sich so köstlich erfüllt, und ich freue mich und lobe Gott in Einem fort!"

Digitized by Google

Ausschnitt mit der Erwähnung Bismarks (!)

Denkmünze der konservativen Abgeordneten zur Eröffnung des verein. Landtags, 26. Januar 1850
Ältestes Stück mit Bismarcks Namen. Silber. Originalgröße
Aus der Werkstätte von G. Loos, Berlin. Modelliert von Schilling, Berlin

Messingmünze auf den Besuch Bismarcks in Altona 1869. Originalgröße

Whistmarke aus dem Jahre 1871. Silber Originalgröße. Aus der Werkstätte von G. Loos, Berlin. Modelliert von J. Lorenz, Hamburg

Revers der Altonaer Denkmünze. Erstes Stück mit dem Kopf Bismarcks (s. Avers)

Silber,
61 mm Durchmesser
Aus dem Jahre 1870
Modelliert von Hugues Bovy, Genf. Die einzige Denkmünze mit der Bezeichnung Graf Bismarck

Anhänger in Zinn auf die Erwerbung von Lüderitzland

Bismarck-Denkmünzen

(zu dem nachfolgenden Aufsatz)

Revers mit Landkarte von Afrika 1884. Originalgröße

Digitized by Google

Bismarck-Denkmünzen

Von

Hanns von Zobeltitz

(Mit 46 Abbildungen)

Denkmünze zu Bismarcks 80. Geburtstag. Von Prof. Adolf von Hildebrand, München. Silber Originalgröße. (Vertrieb durch J. Littauers Kunstsalon, München)

Nur wir Sammler wissen es, in welchem Umfange Liebe, Verehrung, Bewunderung unseres Volkes sich auch in der Prägung von Bismarck-Medaillen zum Ausdruck rangen. Denn das ist das seltsam Bezeichnende für diese Bismarck-Prägungen, daß sie an Zahl und Mannigfaltigkeit wahrscheinlich jeden Medaillenschatz übertreffen, der auf eine andere weltgeschichtliche Persönlichkeit geschaffen wurde: mir sind im Lauf der Jahre gegen 450 verschiedene Prägungen bekannt geworden, von der großen Plakette bis zur einfachsten Klippe und zur Whistmarke; ich bin aber überzeugt, daß die Zahl damit noch nicht erschöpft ist. In Gold, Silber, Bronze, Kupfer, in den mäßigsten Legierungen sind sie vorhanden, weit in unser Volk gedrungen, in Schlössern und Hütten als Gedenkstücke bewahrt, zum Teil auch wieder verschollen und heut schon unauffindbar, Seltenheiten ersten Ranges. Nur ganz, ganz wenige Sammler dürften so glücklich sein, eine einigermaßen vollständige Sammlung dieser Prägungen ihr eigen zu nennen; nur die, welche sich sehr früh mit ihnen zu beschäftigen begannen. Wer heut Zeit und Geld und Mühe an die gleiche Aufgabe setzt, stößt bald auf fast unüberwindliche Hindernisse. Ich selbst jage seit Jahren hinter einigen französischen Spottmedaillen her, ohne mein Ziel zu erreichen.

Es gibt gewiß keine deutsche Prägeanstalt, die nicht Bismarck-Medaillen herausbrachte; die kleinen und kleinsten wetteiferten mit den großen. Lauer in Nürnberg steht wohl in erster Reihe; dann folgen — ich führe nur die Namen auf, ohne auf eine „Rangordnung“ einzugehen — Oertel, Loos, Weckwerth in Berlin, Drentwett in Augsburg, Bergmann in Hamburg, Wilh. Mayer & Franz Wilhelm in Stuttgart, Diller in Dresden, Wiesbadener Metallwarenfabrik, Balmberger in Nürnberg, B. H. Mayer in Pforzheim; hinzu gesellen sich Privat-Prägungen und Güsse.

Vorweg muß bemerkt werden: nicht auf gleicher Höhe wie Mannigfaltigkeit und Zahl steht die künstlerische Kraft, die sich in den Prägungen betätigte. Ich will hier niemand zu nahe treten, aber ich muß doch als glänzende Ausnahmen einige wirklich künstlerische Leistungen verzeichnen. Obenan steht wohl die schöne Silbermedaille, die Professor A. Hildebrand in München zum 80. Geburtstag Bismarcks schuf, in der Münchner Münzstätte geprägt. Ihr reiht sich würdig die von

Bronze
110 mm
Durchmesser

Denkmünze zur hundertsten Wiederkehr von Bismarcks Geburtstag, 1915
Modelliert von Prof. Paul Sturm, Berlin. (Münzenhandlung Robert Ball Nachf., Berlin)

Digitized by Google

Denkmünze in Bronze, 1884. 71 mm Durchmesser. Modelliert von J. Brakenhausen, Berlin

Auf die Reichstagsrede vom 6. Februar 1888

Auf die Aussöhnung von Kaiser und Kanzler, 26. Januar 1894

Kupfer. 41 mm Durchmesser
Mod. C. Drentwett, Augsburg

Zum 50 jährigen Amtsjubiläum 4. Juni 1885

Bronze. Originalgröße. Aus der Werkstätte von W. Mayer & Frz. Wilhelm, Stuttgart

Modelliert von K. Schwenzer, Stuttgart. Silber. Originalgr.

Zum 80. Geburtstag, 1895. Silber. Originalgröße. Avers nach Harro Magnussen, Revers mod. von E. Deitenbeck nach einem Entwurf von C. Starck. Aus der Werkstätte von Otto Oertel, Berlin

Digitized by Google

Bronze
100 mm
Durchmesser

Zur Einweihung des neuen Reichstagsgebäudes in Berlin
Aus der Werkstätte von Wilh. Mayer, Stuttgart. Modelliert von H. Dürrich

Professor F. Schaper in Berlin entworfene, von Johann von Langa in Hamburg ausgeführte Medaille an, die der Hamburger Senat Bismarck ebenfalls zum 80. Geburtstag widmete. Soweit mir bekannt, gibt es davon zwei sehr große Stücke in Gold, das dem Fürsten überreichte, und ein zweites, das der Senat Julius Wolff, dem Dichter des Sinnspruches verehrte: „Die Zwietracht vernichtet — zur Einheit geschlichtet — das Reich errichtet.“ Im Handel kommt die Medaille (in Silber und Bronze) als sogenannter „Portugalöser“ vor. Außerordentlich charakteristisch ist mir stets eine große, nur sehr selten im Handel erscheinende bronzene Gußmedaille von Brakenhausen erschienen. Und endlich möchte ich eine schöne gegossene Medaille von Professor Sturm (Berliner Münze) nennen. Aus der ziemlich langen Reihe der Plaketten ist wenig herauszuheben. Ich besitze freilich in meiner Sammlung ein vortreffliches Stück, das wohl fast ein Unikum ist. Der Künstler hat es meines Wissens nämlich zurückgezogen; es war ihm als Sachsen das kleine Mißgeschick unterlaufen, daß er ROBUR im Wappenspruch (in trinitate robur) in ein ROPUR verwandelte. An kleinen Fehlern mangelt es bei den Bismarckprägungen überhaupt nicht, besonders taucht der Name wiederholt falsch auf: Bismark anstatt Bismarck!

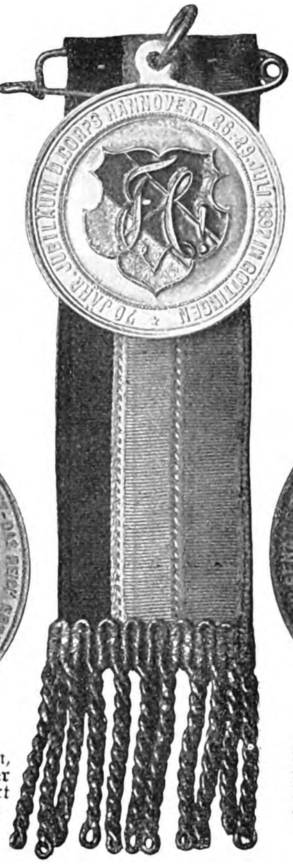
Mit dem Beginn der politischen Wirksamkeit Bismarcks hebt die lange Reihe der Prägungen an. Das älteste bekannte Stück trägt freilich nicht sein Bildnis, sondern nur seinen (auch falsch geschriebenen) Namen, und zwar in Verbindung mit den Namen aller übrigen Mitglieder der konservativen Partei im preußischen Landtag von 1850, von Arnim bis Zieten! Die Medaille, bei Loos ge-

Silber
115 mm
Durchmesser

Zum 80. Geburtstag des Fürsten, 1895. Aus der Werkstätte von L. Chr. Lauer, Nürnberg
Modelliert von F. Koenig nach einem Entwurf von E. Doepler d. J., Berlin

Digitized by Google

Auf die Einweihung des
Jung Bismarck-Denkmals
auf der Rudelsburg



Aus der Werkstätte
von O. Bergmann, Hamburg
Zinn. Originalgröße

Zum 80. Geburtstag des Fürsten,
1895. Im Auftrag des Senats der
Freien Stadt Hamburg modelliert
von Prof. Fritz Schaper, Berlin

Avers der als „Portugalöser" verteilten Hamburger Denkmünze.
Ausgeführt von Joh. von Langa,
Hamburg. Silber. Originalgröße

Zum 70 jährigen Jubiläum
des Korps Hannovera in
Göttingen. 26.—29. Juli 1897
Auf dem Avers das Brustbild des Fürsten. Zinn.
Originalgröße

Denkmünze auf den Tod Bismarcks. Silber. 70 mm Durchmesser
Aus der Werkstätte von L. Chr. Lauer, Nürnberg

Digitized by Google

prägt, ist von dem Königlichen Münzgraveur Schilling entworfen, demselben, der auch die schönen ersten preußischen Postwertzeichen entwarf; die Vorderseite zeigt das Bildnis König Friedrich Wilhelms IV.; die Rückseite in der Mitte den Eröffnungstag des Landtags, 16. Januar 1850, umgeben in 14 Zeilen von den strahlenförmig angeordneten Namen. Erst 1866, auf den Sieg über Österreich geprägt, folgt ein zweites Stück, das ich selbst leider nicht besitze; nach der Beschreibung in Brennerts Bismarck-Medaillen bringt die Vorderseite das Bildnis König Wilhelms, umgeben von den Namen der zwölf kommandierenden Generale und (wieder falsch geschrieben) M. PR. Gr. Bismark (Minister-Präsident Graf Bismarck); die Rückseite eine schwebende Viktoria. — Die erste Prägung mit Bismarcks Porträt ist merkwürdigerweise eine kleine Marke von Messing, anläßlich einer Industrie-Ausstellung in Altona 1869 entstanden. — Schön und selten ist eine Medaille, die 1870 von Hugues Bovy in Genf dem „Kanzler des Norddeutschen Bundes" gewidmet wurde. Es scheint, man hatte damals in der französischen Schweiz Sympathien für uns. Aus der Zeit des Feldzugs mit Frankreich stammt eine Reihe Medaillen französischer Herkunft, die zum Teil von empörender Frechheit sind. Daß der eine „Künstler" Bismarck die Alsatia und Lothringia geißeln läßt, ist noch nicht das Schlimmste; ein anderer läßt den Tod König Wilhelm und Bismarck geleiten, ein dritter stellt König, Kanzler und Napoleon an Schandpfählen in Büßerkleidung dar. Diese Stücke, künstlerisch wertlos, sind heute, wie schon bemerkt, sehr selten. Selbst die umziselierten Sousstücke, auf denen das Bild Napoleons in das Bismarcks mit dem Kürassierhelm verwandelt war und die ich selbst nach der Einnahme von Paris 1871 in so zahlreichen Exemplaren besaß, daß ich sie nicht achtete, sind nicht mehr zu erhalten. Ein deutsches Erzeugnis jener Tage ist eine Whistmarke mit der Inschrift „Ich fordere fünf Milliarden". Nun erscheinen aus der Zeit des beginnenden Kulturkampfes leidigen Angedenkens Medaillen „Nicht nach Canossa"; dann tritt der Berliner Kongreß (1878) in die Erscheinung; ein Stück von 1882 zeigt „Vier Kaiser" — Kaiser Wilhelm I., Kronprinz Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich), Prinz Wilhelm (unser Kaiser), Prinz Friedrich Wilhelm (unser Kronprinz); die Erwerbung der Kolonien. Dem 70. Geburtstag sind zahlreiche Stücke gewidmet, einzelne denkwürdige Reichstagssitzungen werden bedacht, zumal die vom 6. Februar 1888: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt". Wehmütig mahnen die Medaillen von 1890 an das Scheiden des Gewaltigen aus seinen Ämtern.

Wandteller aus dem Jahre 1890. Silber 145 mm Durchmesser. Modelliert von Prof. Max Baumbach, Berlin, ausgef. von Hofgoldschmied Vollgold, Berlin

Es ist doch seltsam: die Prägungen aus Bismarcks tatenreichster Zeit stehen der Zahl nach weit, weit zurück hinter denen aus späteren Jahren. Ein Historiker hat einmal hervorgehoben, wie gerade in der Zeit der Vereinsamung die Liebe und Verehrung für den Schöpfer des Reichs erst recht zum Ausdruck gelangt wäre. So strömt denn auch eine fast überreiche Fülle von Medaillen auf uns ein. Jeder Geburtstag wird bedacht; jede Fahrt Bismarcks ins Reich; jeder Huldigungszug, der ihm dargebracht wird. Dann die „Versöhnung" zwischen Kaiser und Kanzler, die Ernennung zum Herzog von Lauenburg, der Besuch des Kaisers in Friedrichsruh am 19. Februar 1894, die 25jährige Gedächtnisfeier von 1870/71, die Einweihung der ersten Denkmäler Bismarcks, der Besuch Li-hung-tschangs — dann endlich der Tod und die Beisetzung, für die wohl mehr als ein halbes Hundert Prägungen zu verzeichnen sind.

Nie ohne Wehmut öffne ich den Schrank meiner Sammlung. Aber immer aufs neue steigt aus ihr das große, reiche Gedächtnis an den unvergleichlichen Mann vor mir empor. Und zugleich die Freude darüber, wie unser Volk ihn in Dankbarkeit ehrte, wie es an ihm festhielt und festhält bis in die schweren Tage hinein, die wir heut in der Verteidigung dessen, was er uns erwerben half, durchleben und durchkämpfen. Wenn er heut noch wäre, wie würde er einstimmen in das „Deutschland, Deutschland über alles", mit dem unsere Feldgrauen hinauszogen, und wie würde er uns das recht aus seiner Seele gesprochene Wort einschärfen, das einfache Wort: „Durchhalten!" Wie wir sein Wort beherzigen wollen, daß wir Gott fürchten und sonst nichts in der Welt.

Digitized by Google

Auf die Einweihung des Bismarck=Turms in Erfurt
1901

Kupfer
Modelliert von C. Drentwett
Originalgröße

Erinnerungsmünze
Silber. Originalgröße

Plakette von Prof. Rudolf Mayer, Karlsruhe. Aus der Werkstätte B. H. Mayer in Pforzheim. Bronze. 53 mm breit, 72½ mm hoch. Der Revers hat die Aufschrift: „In trinitate robur“ von einem Eichenzweig umgeben

Aus der Werkstätte von L. Chr. Lauer, Nürnberg

Denkmünze auf die Beisetzung des Fürsten in Friedrichsruh
Silber. Originalgröße. Aus der Werkstätte von L. Chr. Lauer, Nürnberg

Denkmünze auf die Enthüllung des Bismarck=Denkmals in Berlin
Silber. Originalgröße. Aus der Werkstatt von L. Chr. Lauer, Nürnberg

Digitized by Google

Die gerupfte Braut

Humoreske von Hermann Kurz

Er hörte auf den Namen Deuli und war Wirt, ging auch darnach auf seinen zwei Beinen in der Welt herum, stolz, hochgemut und so edel, als die Umstände je erlaubten. Von hinten gesehen war's ein Koloß, auf dem ein nach oben zugespitzter Kopf saß. Und wenn er so unter seiner Wirtstür stand und auf den Bahnhof ausblickte nach seinen Schäfchen, die er zu scheren immer willig war, dann ragte in der Mitte seiner Länge spitz wie ein Puffer der Bauch vor. Sein Gesicht hatte das Gepräge derjenigen Menschen, die weniger schlau sind, als aus eigenem Bewußtsein die Tücken und Ränke des Lebens kennen, diese nicht mehr anwenden brauchen, aber sich selbst davor schützen können.

Dieser Herr Deuli ist der eine Mann in der Feldschlacht, die sich in dem denkwürdigen Orte Gälingen abspielte, wobei der Herr Schönlein Achilleus und Odysseus in einer Person agierte. Herr Altlumpensammler Schönlein ging im Ende seiner fünfziger Lebensjahre und war ein kleines, dünnes Männlein mit dürren Händen und einem Gesicht, wie's eben nur er selbst, der Herr Schönlein, so schön faltig haben konnte, akkurat wie ein zerknittertes, verhutzeltes Pergament, wie er früher gesammelt hatte, voll löblicher und dankbarer Leidenschaft. Dankbar war diese Sammlung insofern, daß sie ihm ein kleines Landhäuschen mit einem netten Garten dazu, nebst dem nötigen Kleingeld zum Leben und Lebenlassen einbrachte.

Und wenn Herr Schönlein seinen Garten abspazierte, fühlte er sich just so mächtig wie ein Großherzog, und wenn er sogar, was öfters vorkam, beim Herrn Deuli einige Schoppen vertan hatte, so ließ sich sein Schalk, den er immer mit herumführte, allein von der Kette ab und war so verrückt, wie nur einer sein kann. Zwar hatte sich in seinem schon ziemlich langen Leben, das er zwar noch kräftig zu verlängern hoffte, die weise Erfahrung breitgemacht, daß mit seiner Schalksnarrheit öfters arg versalzene Suppen gar wurden. Darum band er, je älter er wurde, seinen Schalk feste an und gab wohl acht darauf; er ließ ihn nur zu seinen wässrigen graublauen Katzenäuglein herausblinzeln in die Welt hinein, damit er sich so an der Urschalkheit der gangbaren Lebensmünze, die als echt zirkulierte, erfreute.

Die letzte Narretei ließ er vor acht Jahren vom Seil, dort, als er seine Sammlerleidenschaft als Lebenszweck verabschiedete und aus sich einen Privatier zu machen beschloß. Als er seine letzte Fuhre Lumpen, Beiner und Papiere abgeliefert hatte, trank er der Feier der Stunde angemessen noch einige, und da dem Fröhlichen sich gerne andere Fröhliche zugesellen, besonders wenn's umsonst geht mit der Fröhlichkeit— heißt, mit dem fröhlichmachenden Stoff — saß der Lumpensammler auf dem Scheidewege bald in einer Tafelrunde, welcher auch der Herr Gestrenge, der Ortspolizist, die Ehre gab zur Weihe der Stunde und zum eignen Wohle. Dieser besagte und zur öffentlichen Ruhe und Wohlfahrt sehr notwendige Mann war zwar dem Herrn Schönlein ein Dörnlein im Auge, da des öfteren, wenn die Laune stieg und durch Gott Bacchus Fröhlichkeit ins Herze kam, Herr Schönlein gerne sang, welcher Gesang, je weiter die Stunde rückte, zum Gebrüll wurde. Und in solch kritischen Augenblicken war, wie von einem bösen Geiste geplagt, der Polizist wie ein Schatten oder zweiter Sherlock Holmes hinter dem krakeelenden Lumpensammler her, und immer, wenn Herr Schönlein am lautesten sang, was für ihn das Höchste auf der Welt war, faßte ihn die Gerechtigkeit am Arm und flüsterte ihm in die Ohren: „Jetzt wollen wir mal die Lumpen sammeln." Und fort führte er den Guten in jenen sicheren Gewahrsam, welchen die meisten Leute, die was auf sich halten, nicht gerne bewohnen.

Herr Schönlein feierte nun seinen Ab-

Digitized by Google

schied in herzlichster Fröhlichkeit. Um zwölf bereits war der alte Hader vergessen, um ein Uhr Brüderschaft getrunken und um zwei, drei, vier und fünf diese lobenswerte Tat der tätigen Christenliebe erneut.

Da kam es seltsamerweise, daß alle die, welche die Runde der Tafel ausmachten, derart abgerundet wurden, daß sie vor lauter Runde nimmer stehen konnten. Am stärksten war der Ortsdiener abgerundet, und einige Ecken zeigte noch als einziger Herr Schönlein. Als es heiterer Tag war, trollte sich wer konnte, und da der Herr Ortspolizist nicht konnte, lud ihn Herr Schönlein auf seine Karre, allwo der also Bedachte selig entschlummerte. Als dann am nächsten Mittag der Polizist vermißt wurde, gab es einen prächtigen Alarm, und um fünf Uhr abends Extrablätter des Generalanzeigers von Gälingen. Und als der Herr Wachtmeister von Dinkelfingen heraufkam, um eine Razzia zu halten, fanden sie den Polizisten wohlversorgt in seinem eigenen Gefängnis vor, wo er sich bei seinem Vorgesetzten pflichtschuldigst meldete, um sich nach dieser Tat umzudrehen und weiter zu schlafen. Alldort, wo ihn der Lumpensammler am Morgen deponiert hatte.

Dieser Herr Schönlein feierte nun bereits über acht Jahre alle Tage Sonntag. Und von Zeit zu Zeit ging er zur Bank und machte Zahltag und war im übrigen ein ganz, aber auch sehr ganzer raisonabler, passabler, ja prächtiger Staatsbürger, dem zur Vollkommenheit der Gälinger nur eins fehlte, eine Frau. Dieses muß gesagt sein: Herr Schönlein hatte leider noch kein weibliches Wesen mit seinem Herzen beglückt. Früher achtete man dies nicht groß und fand es in der Ordnung bei dem Mistkäfer. Heute aber war dies ein anderer Apropo. Darum legte männiglich die Leine aus, das heißt, wer eine charmante, etwas baufällige oder sonstwo schiefe Tochter hatte, kam mit der Speckschwarte, um ein spätes, doch verdientes Glück zu stiften. Herr Schönlein aber, zu seiner Ehre sei's abermals gesagt, pfiff acht Jahre lang darauf, und erst so nach und nach überzeugte er sich von dem Verlust, den die Welt erlitt, wenn er ledig blieb.

Diese Meinung verstand ihm Herr Deuli zu erwecken und zwar Kraft seiner Kenntnisse der nötigen Ränke, die zu solchen Dingen gehören, und aber, was natürlich nur das Kleinste war, weil er eine Tochter hatte. Diese Tochter war außer dem falschen Haar eine ganz ansehnliche Person und hatte ungefähr ein Gewicht von ein und einem halben Zentner, was genügend ihren leiblichen Wert beweist. Es hätte sich also weder in ihrem Äußeren, noch in ihrer Gegenwart, noch in ihrer Zukunft etwas Böses finden lassen. Aber die bekannten bösen Mäuler fanden einige Haare in ihrer Vergangenheit. Doch das ist immer Verleumdung, denn wo sich das Glück niederlassen will, treibt's den Neid herbei, um Dornen ins Nest zu streuen.

Aber auch dies verstand Herr Deuli zu deichseln, und schon lief die freudige Mär als Geheimnis von Haus zu Haus, daß der Lumpensammler, der alte Mistkäfer, und die brenzliche Grete, die sie die Zäni nannten, miteinander — usw. Die anonymen Briefe widerlegte Herr Deuli glänzend, und Herr Schönlein band sie zu einem Ballen und sandte sie in die Papiermühle gegen Nachnahme. Für das Geld kaufte er die Verlobungsringe, die er einstweilen noch im geheimen herumtrug, oder höchstens bei sich zuhause, an jeden Goldfinger beider Hände einen, streifte und so vor seinem Spiegel paradierte.

Es wäre nun alles beim besten gewesen und das Glück auf Erden, wenn nicht die Tücke des Zufalls Herrn Schönlein von folgendem Gespräche Ohrenzeuge hätte sein lassen, das er, im Hausgange der Wirtschaft Deuli stehend, aus der Küche heraus vernahm. „Hat der alte Esel noch nicht gesagt, bis wann er in den Bengel beißt?" fragte Herr Deuli.

„O der Narr, was der sich einbildet, gestern ist er Ringe kaufen gegangen, ich könnte doch nimmer so lange warten," meinte die selige Braut.

„Du Zäni, dann aber läßt du dir auch gleich alles verschreiben."

„Eher kommt er mir mit keinem Finger in die Nähe."

„Und vorsichtiger kannst du auch mit dem Peter sein."

„Merkt man denn was?" fragte die Braut zögernd und überrascht.

„Ich schon."

Digitized by Google

„Aber der alte Esel nicht.“

Mehr wollte Herr Schönlein nicht hören, er ging auf den Zehenspitzen zum Hause hinaus, und als er aus der Drachenhöhle war, schaute er des Herrgotts Himmel ganz verwundert an und kratzte sich da und dort. Ein Jucken kam ihn an vor Verlegenheit. Doch war es nie seine Sache, an den Boden anzuwachsen, vom Schicksalsschlage eingewurzelt. Darum faßte er sich auch diesmal und rettete seinen älteren, dürren, leibeigenen Herrn Schönlein zu sich nach Hause, allwo er anfing, nach Leibeskräften zu trinken.

Des anderen Tages wälzte er allerlei Gedanken in sich herum wie der Küfer seine Fässer im Keller. Und nach und nach lagerte er da und dort seine wälzende Geistesarbeit ab, und gegen Abend war das Lager so wohl assortiert als nur möglich aufgestellt.

Darnach wandelte nun Herr Schönlein als heimtückischer Rächer seiner Ehre und begann die Vorbereitungen zum Kampfe, worin er und Herr Deuli die Kämpen waren und ein seliges Publikum sich nach Herzen und Gemüt freute. Zuerst wollte er's mit der Armut versuchen. Aus der Stadt, wohin er Einkäufe machend fuhr, telegraphierte er darum seinem zukünftigen Herrn Schwiegervater um Geld. Wäre dieses Telegramm ein Blitz gewesen, es hätte keine grellere Wirkung gehabt im Hause des Wirts Deuli. Sogar er, der Herr Deuli selbst, kam einen Augenblick aus der Fassung, dann aber lachte er laut auf und sagte: „Der alte Strolch, jetzt will er uns versuchen, jetzt glaubt er wahrhaftig, du hättest's mit der Liebe zu ihm, Zäni.“

„Das versteh' ich nicht.“

„Nun, ich will dir's sagen: er möchte uns weiß machen, er brauche Geld und sei arm, und wenn wir ihm geben, sagt er: also das Zäni hat's mit der Liebe zu mir zu tun.“

„O herrjeh!“

„Wenn er uns dabei nur nicht platzt vor Hochmut.“

„Der alte Esel,“ sagte die zärtliche Braut in Gedanken an ihren Bräutigam. Dann band sie sich eine weiße, saubere Schürze um und lief auf Geheiß ihres Vaters zur Post. Dort gab sie, telegraphisch sogar, um ja ihren Gefühlen prompt Ausdruck zu geben, das Geld an den Bräutigam nebst zärtlichen Worten auf. Herr Schönlein war jedoch von diesem Opfermut der bräutlichen Liebe nicht zu sehr ergriffen und begann seine Kräfte auf das neue anzustrengen, auf welche Art das drohende Eheglück am besten meuchelzumorden wäre. Vorerst aber steckte er das Geld fein säuberlich in seine Brusttasche und spazierte auf eigene Rechnung und Gefahr in den Straßen herum, guckte unter alle Mädchenhüte, und abends kaufte er sich sogar einen feinen Platz im Theater und war selig und voller Wonne im Gefühle einer wohligen, freien Staatsbürgerschaft.

Nach einigen Tagen hatten die Gälinger die Freude, in ihren Mauern wieder Herrn Schönlein wandeln zu sehen. Er war zwar ein wenig katzenjämmerlich, nichts destoweniger aber so zäh pergamenten wie nur je einmal. Der Schwung seiner Gefühle verjüngte ihn förmlich, und erst einige Stunden später als gewöhnlich in ähnlichen Zeitläuften stieg in ihm das Verlangen nach Hering und Selters auf.

Gestern abend schon, als Herr Schönlein nach Hause kam, war Herr Deuli unter der Tür in Erwartung gestanden, und die zärtliche Braut winkte ihrem Amoroso zu. Dieses Ungeheuer stolperte aber ganz niederträchtig, wie der Hallenchef und Rangiermeister sowie Bahnlagerhausverwalter Scherling sich ausdrückten, neben dem Bräutlein vorbei, stark angezecht wie er war, in die Wage, den Todfeind und Berufskollegen des Herrn Deuli, dessen Wirtschaft Restaurant zum Bahnhof benamset war.

Im ersten Impulse seiner Gefühle war's Herrn Deuli, er müsse wie ein menschgewordenes Donnerwetter seinen zukünftigen Schwiegersohn am Wickel nehmen. Nun aber stellte er seine Gefühle auf die so lobenswerte Vernunft ein und rechnete seiner gewöhnlich geist- und jetzt fassungslosen Tochter aus, daß der alte Mistwurm eben so angezecht sei, daß er nimmer wisse, wo aus und ein. Dieses Argument schien Hand und Fuß zu haben und tat den Dienst auch für die ersten vierundzwanzig Stunden.

Als aber Herr Schönlein des anderen

Digitized by Google

Tags von neuem ansichtig wurde in der Ferne, stellten sich Herr und Fräulein Deuli mit einer Hochspannung, die zu berühren lebensgefährlich war, auf Posten, um diesmal dem Mann, der bald festgenagelt zappeln mußte, zu dirigieren, ihn sozusagen zum Ehehafen zu bugsieren als Lotsen des eigenen Glückes.

Aber da geschah das Ereignis, das wie die ersten Vorpostenschüsse anmutete. Die Tür der Wage ging auf, und das blonde Mareili mit seinem lustigen Gesicht stand dort und lachte den Herrn Schönlein von weitem schon an. Und dieser ehrvergessene Mensch stolperte wieder gleichsam wie gestern über die Schwelle der Wage und tätschelte das Mareili dort, wo er nur hätte seine Braut tätscheln dürfen, wie der Herr Scherrling eidlich zu bestätigen jederzeit gewillt ist.

Fassungslos schauten Vater und Tochter sich an. Aber als eben dieser Herr Scherrling hereinflitzte und sagte, er glaube, der Herr Schönlein sei immer noch angezecht, wurde ihnen wieder leichter, und sie bekamen wieder Hoffnung. Das heißt, dem Herrn Deuli gefiel die Sache nur noch halber. Sollte am Ende das Mareili dem alten Esel was vorgesponnen haben und —. Aber da wollte er vor sein. Und er saß stracks hin und schrieb mit verstellter Handschrift einen Brief an seinen Schwiegersohn, der's eigentlich noch nicht war, worin er ihm erklärte, daß das Mareili feste halte am Maili vom Drexler, der ein armer Teufel wäre, und daß das Mareili, im Falle der Herr Schönlein, mit dem die Schreiberin dieses nur zu viel Sympathie habe, Hochzeit halte, dem Herrn Schönlein Hörner aufsetzen werde usw.

„Wozu es auch ein Recht hätte," brummte dieser verworfene alte Lumpenhändler, als er den wohlgemeinten Rat des anonymen Briefes gelesen hatte.

Und jetzt, da er wußte, daß die Bombe platzen mußte, lief er erst recht zum Mareili in die Wage. Und eines Tages sagte er ganz verliebt zu ihr: „Mareili, weißt du, dich könnte ich heiraten, so sehr gefallst du mir."

Das Mareili schaute ihn aber an und sagte: „Aber Sie gefallen mir nicht, Herr Schönlein, und darum möchte ich Sie lieber nicht heiraten."

„Du Aff'," brummte Herr Schönlein und war zufrieden.

Im Bahnhofsrestaurant aber kam der Zäni das Heulen an vor Enttäuschung. Da gab der Herr Vater der Zäni eins hinter die Ohren und befahl ihm, ja nichts merken zu lassen und fürderhin sich an den Peter halten.

Daraufhin schrieb er einen saugroben Brief an den Herrn Schönlein, das abgebettelte geliehene Geld endlich zu retournieren. Der Herr Schönlein tat dies jedoch nicht. Daraufhin schrieb der Herr Deuli noch einigemal mit demselben Erfolg. Der Herr Schönlein aber kümmerte sich rein nichts um diese Briefe.

Vielmehr lief er jeden Tag in die Wage zu dem gottverlassenen Ding, dem Mareili, da dieses Mädchen ihm immer besser gefiel, wenn der Maxli ihm auch Augen machte und melancholisch wurde vor Eifersucht.

Darüber begann der gesunde Verstand des Herrn Deuli zu sieden, und er verklagte den Herrn Schönlein wegen Betrug. Es kam zum Gerichtstage, und vor einem in Rührung schwimmenden, beileibe nicht schadenfrohen Publikums erklärte Herr Schönlein, er habe nur aus menschenfreundlicher Absicht derart gehandelt, aber nicht aus betrügerischer. Er habe in erster Linie sich für die ausgestandene Liebeszeit das Schmerzensgeld sichern und dann der Zäni, da dies ihn so unsäglich liebe, zeigen wollen, was für ein elender Mensch er eigentlich sei, der so ein edles Herz gar nicht verdiene, und so habe er nur gute Werke getan, erstens sich das Schmerzensgeld verschafft und zweitens verhütet, daß der Zäni das Herz breche vor Qual.

Der Herr Deuli entkräftete diese Aussage und erklärte, daß dies ein neuer Betrug sei: erstens habe das Zäni ja gar nie etwas von dem Lumpensammler wissen wollen, da es den Peter Schmieder vom Pastorenschloß heirate, der allerdings eine dunkle Vergangenheit, aber dafür eine um so bessere Zukunft habe, und zweitens sei das dummes Zeug und keine Art, das mit dem Schmerzensgeld.

Der Salomon, der diesen Spektakel beruhigen mußte, bekam für sein Urteil die Ehrendoktorschaft sämtlicher Universitäten

Digitized by Google

des Landes, denn er verurteilte den Herrn Schönlein, das telegraphierte Geld zurückzutelegraphieren und die Kosten zu zahlen und ihm nie mehr zu kommen, welch letzter Punkt schon die Weisheit seines Urteils ausmachte.

Der Peter vom Pastorenschloß ritt aber nun seinen Vorteil auf dem Sattel der guten Gelegenheit. Er fühlte seine Wichtigkeit und zeigte das erstens, indem er trank und speiste, was er wollte, ohne zu zahlen, und sich auch nicht mehr zur Tür hinaus werfen ließ. Auf das minnige Werben des Zäni hatte er nur noch ein Zwinkern, und als ihm der Herr Deuli mit aller Vorsicht winkte, tat dies der Peter mit dem Zaunspfahl, und das gute war, daß der Peter das Rennen gewann und sich das Wirtshaus des Herrn Deuli verschreiben ließ. So zahlte diesmal derjenige, welcher zuerst hatte einstreichen wollen, und die Quittung stellte der Peter aus, der zuerst doch nur zum Handlanger auserkoren gewesen war.

Über diesen Rummel aber beruhigte sich Herr Schönlein zuerst. Er hatte es auch am leichtesten, da seine Aufregungen nie großen Aufwand erforderten. Er saß zu diesem Geschäfte die meiste Zeit über in der Wage und fand immer mehr Wohlgefallen an dem Mareili, und eines Tages erneuerte er im Ernste seine Liebeserklärung, aber mit annehmbarem Wenn und Aber, seinem Alter angemessen. Er stellte mit seinen Gefühlen mehr auf die Bequemlichkeit ab, denn er gelüstete mehr nach einer Tochter als nach einer Gattin. Und das Mareili sagte Ja und Amen, und so kam es, daß der Maxli, der arme Kerl, den des Mareili Vater sonst immer am liebsten zur Tür hinausgeworfen hätte, das Mareili heiraten durfte, allerdings mußte er sozusagen gleich einer Schwiegermutter den alten Lumpensammler mit in Kauf nehmen. Aber da er wie andere Menschen auch ein Quentchen Saures gern hinunterwürgte, um sich dann am Süßen zu ergötzen, war der Maxli wie der Vogel im Haus.

Das Zänli aber kam dem Mareili und dem Maxli vor und zeigte der Mitwelt, daß es gar nicht nötig hatte auf den alten Herrn Schönlein abzustellen, diesen, diesen — für diesen es ja keine Worte mehr gab, schlimm genug. Das Zänli also heiratete kurzweg den Peter vom Pastorenschloß und war auch eine Frau wie viele andere, geschlagen und gerupft.

Herr Deuli aber stand stolzer denn je unter seiner Türe und gab nicht soviel drum, ob so oder so, er konnte sich was kaufen, und hatte nach seiner Ansicht als Rufer in der Feldschlacht den Sieg errungen.

Damit war der Herr Schönlein zufrieden, da er sein Nest beim Mareili und Maxli aufgeschlagen hatte und ein erbauliches Leben führte, befreit von allen Beschwernissen einer glücklichen Ehe.

Frauen

Nun stehn die Frauen abends an den Scheiben
Und blicken lange in den Mond, der wünschefern
Wie ehedem lustwandelt. Wolken treiben.
Und rätselhaft blüht Stern bei Stern:

Dieselben lichtgewandeten Figuren,
Die stumm auf den Argonnerwald
Herniedersehn und auf das Land Masuren
Als einer Vorsehung unfaßbare Gestalt.

Sie schaun nach oben, Gattin, Mutter, Braut,
Als könnten sie die hohen Bilder rühren,
Ihre Geliebten gnadenvoll zu führen. —
Dann lächeln sie, für eine Nacht von Frieden übertaut.

Kurt Arnold Findeisen

Digitized by Google

Fliegerabwehr-Kanonen in Feuerstellung

Kriegsbriefe eines Malers

Mit sechzehn Bildern aus der Studienmappe des Schlachtenmalers Theodor Rocholl

Ich sende Ihnen diese „persönlichen" Schilderungen mit der Bitte, mir dies Adjektiv anzurechnen als Entlastung in den Augen Ihrer Leser. Denn um meine bescheidenen Erlebnisse zu einem möglichst wahrheitsgetreuen kleinen Beitrage zu formen, mußte meine Person etwas mehr im Vordergrunde bleiben, als mir angenehm ist. In der Hoffnung, daß mir Entlastung zuteil wird Ihr sehr ergebener Theodor Rocholl

A. 6./10. 14.

Lieber Freund!

Ich glaube Dich durch meine treuen Kriegsberichte aus früheren Feldzügen einigermaßen verwöhnt zu haben, und nun bist Du gewiß erstaunt über meine Schweigsamkeit. Erst jetzt, acht Wochen nach unserem Einmarsch in Belgien, komme ich dazu, Dir schwarz auf weiß zu beweisen, daß ich noch lebe.

Du bei Deiner starken Teilnahme an militärischem Leben und Treiben (trotzdem dies doch eigentlich in schärfstem Gegensatz steht zu dem ausgesprochenen Feiertagsfrieden in Deinen sonnigen Landschaften), Du wirst selbstverständlich, an Hand der besten Karten, alle Kriegsberichte studiert haben, deren Du vom ersten Tage des Kriegsbeginns an habhaft werden konntest. So darf ich mich auf eine kurze Schilderung meiner besonderen Erlebnisse beschränken, von denen „kein Lied, kein Heldenbuch" Dir meldete.

Und: wie ein Held sah ich wirklich auch nicht aus, als ich in den ersten Tagen in Belgien auf dem Bagagewagen unseres Regiments Unterschlupf fand. Bald avancierte ich auf den Platz rechts neben dem Maschinengewehr 2 (Hauptmann St.) und endlich teilte ich mich der 6. Kompagnie zu, mit der ich vor dem Fort Fléron lag. Nie werde ich unseres Mittagstisches dort unter dem Schatten des dicken Birnbaumes vergessen. Alle möglichen guten Gerichte unseres Vizefeldwebels der Reserve

Gedeckte Artilleriestellung

K. hatten den Tisch zu einem wahren Tischleindeckdich gemacht, und wir ließen uns vergnügt nieder zum lecker bereiteten Mahle — da heulte auch schon eine Reihe von Granaten vom Fort Fléron dicht über unsere Köpfe hinweg. Wir lagen zweieinhalb Kilometer vor dem Fort.

In Lüttich bekam ich ein Pferd, einen Burschen von unserem lieben Hauptmann H. von der Sechsten, und erstand einen Damensattel. Du weißt ja, lieber Landser (Landsmann), daß es, seitdem ich in der Türkei einmal unter dem Pferde gelegen, mit meiner rechten Hüfte nicht recht mehr stimmt und ich nur auf Damensattel reiten kann. Merkwürdig gut ging sofort das Pferd unter diesem Sattel. Einstweilen aber ritt ich mit von Dorf zu Dorf, auf den wunderbaren belgischen Heerstraßen, im Schatten ihrer mächtigen Pappeln.

Ein Abend steht mir besonders lebhaft im Gedächtnis. Ich saß auf dem Munitionswagen der Sechsten, denn mein Reitpferd hatte vom Damensattel eine starke Druckstelle bekommen, als wir mit einer Linksschwenkung auf Namur losmarschierten, nachdem gemeldet war, die belgischen Truppen südlich Brüssel hätten sich zurückgezogen auf Antwerpen zu. Zu vier Kolonnen nebeneinander (auf welcher deutschen Landstraße wäre das wohl denkbar?) marschierte unser Korps in starkem Geschwindschritt auf Namur los; zur Rechten unser Regiment, dann ein Haubitzenbataillon. Ich sehe sie noch, die schweren Landwehrfahrer mit den wilden Bärten auf ihren mächtigen Gäulen. An sie schloß sich ein Jägerbataillon, und hart an der linken Baumreihe entlang trabte Feldartillerie. Es war, als ob diese vier Kolonnen an einer Schnur fortgerissen würden einem gemeinsamen Ziele zu.

Die Nacht kam, und im nächsten Städtchen, wo die Straße sich verengte, gab's eine Verstopfung. Wir, das heißt mein Munitionswagen und die vier Feldküchen des 2. Bataillons, gerieten teilweise aufs Trottoir, wobei eines unserer Pferde stürzte. Ich hielt den letzten Rest meiner Stearinkerze möglichst hoch, um dies neue dunkle Hindernis der im Trabe anrückenden Pontonkolonne zu zeigen.

Unser Bataillon war inzwischen weit, weit vormarschiert. Langsam, mit unzähligen Unterbrechungen fuhren wir dann weiter, hielten auf dunkler Landstraße und schickten unsern Kolonnenführer voraus, damit er sich nach dem Bataillon erkundige. Dann ging's weiter. Jenseits eines Städtchens blitzte es hell auf, und nach wenigen Brandgranaten des vor uns liegenden Forts von Namur stand ein großes Gehöft etwa einen Kilometer halbrechts vor uns in hellen Flammen, die Straße über uns und einen Teil der Landschaft grell beleuchtend. Wir waren nun in vorderster Linie, und das Fort höchstens dreieinhalb Kilometer gerade vor uns. Was tun? Wo war die Brigade, wo unser Regiment? Endlich, als auch die Husarenschwadron, die an uns vorbeigetrabt war, zurückkehrte, fand sich die Patrouille, die wir abgeschickt hatten, wieder ein. Das Bataillon lag zwei Kilometer rechts. Der einzige Weg dorthin führte zwischen dem Fort und der Feuersbrunst hindurch.

Mein Bursche Kamus

Ich machte dem Schwanken, was zu tun sei, ein Ende. Dienst ist Dienst! Wir trabten auf der hell beschienenen Straße vor, bogen rechts ab, und im langen Galopp rasselten unsere Wagen dicht an den himmelhoch prasselnden Gebäuden vorbei. Wir müssen wie Konewkas Schattenrisse gewirkt haben. Im gleichen Augenblick heulten die Granaten des nahen Forts dicht über unsere Köpfe weg. Aber bald hatten wir den Brand hinter uns. Pechschwarze Nacht nahm uns auf, und wir trafen unser Bataillon in tiefem Schlafe. Bald drängten sich dunkle Gestalten um unsere Feldküchen und tranken gierig den warmen Kaffee. —

Für heute Schluß, lieber Freund. Ich bin müde. Hoffentlich läßt der in diesen Tagen scharf einsetzende Geschützdonner in nächster Nähe bei mir einen heilsamen Schlaf aufkommen. Ich bin dankbar, tief dankbar, daß ich soviel Großartiges, Malerisches und Unvergeßliches bisher erleben durfte. Viele Grüße an die Freunde.

Dein Th. Rocholl.

A. 7. 10. 14.

Gestern, als ich mit Schreiben aufhörte, kam noch ein 16jähriger Kriegsfreiwilliger, der in Aachen dem Regiment zugelaufen ist, ein allerliebster Bursche, der recht beliebt ist und sich nützlich macht. Ich wollte ihn gern zeichnen.

Du wirst erstaunt sein, Landser, daß ich schon wieder schreibe, aber — offengestanden — liegt mir nun, da ich begonnen habe, auch daran, daß Du meine Erlebnisse bis zum

Digitized by Google

In einer Kirche zu Angres

Digitized by Google

heutigen Tage lückenlos, wenn auch nur in kurzen Zügen, übersehen kannst. Also los!

Zwei Tage nach meinem Kommando bei den Bataillons-Feldküchen und nachdem wir in der Entfernung von wohl 20 Kilometern starken Geschützdonner vernommen hatten, glaubte man, das Regiment würde als Besatzung der inzwischen dank den österreichisch-ungarischen Motor-Batterien übergebenen Festung Namur zurückbleiben. Deshalb nahm ich vom Regiment und Bataillon, dem lieben Hauptmann H. und den Offizieren der Sechsten Abschied, fuhr zum Korpskommandanten v. Zw. hinauf, bestieg einen gerade bereiten Stabskraftwagen, der einem Düsseldorfer Bekannten, welcher ihn auch fuhr, gehörte, und sauste, nachdem vorn auf dem Zylinder

Kriegsfreiwilliger

mein Damensattel und rechts auf dem Trittbrett mein kleiner eiserner Koffer verstaut war, mit einigen Offizieren vom Korpsstabe über Berg und Tal nach Süden, durch Städte und Dörfer, immer auf den Spuren der hartnäckigen Kämpfe der letzten Tage. Ich hatte keine Karte auftreiben können, und so ist's mir nicht möglich, zu beschreiben, auf welcher beherrschenden Höhe unser Auto hielt, aber es war bei den Truppen des Gardekorps.

Ich wurde dem Herzog von Mecklenburg vorgestellt und dem Korpskommandeur v. Pl., skizzierte in der Nähe einige Turkos, wovon dem einen durch einen Volltreffer der Kopf vom Rumpf geschossen war. In der Ferne halblinks rauften sich die Sachsen mit dem Feind, und in der Nähe wurden die afrikanischen Gefangenen zum Transport zusammengestellt.

Als ich zurückkehrte, waren die Wagen mit den Stäben verschwunden. Mein Sattel lag auf dem Koffer wohlbehalten neben der Chaussee, und ich sah mich mit wenig geistreichem Gesichte in der Weltgeschichte nach irgendeinem Strohhalme um, den ich zu meiner Weiterbeförderung hätte ergreifen können. Doch ich wurde nicht mutlos, denn ich wußte, daß sich in unendlich peinlicheren Lagen stets prompt und überraschend mein Kriegsglück eingestellt hatte.

Unweit von meinem Koffer und meinem Sattel, auf den ich mich gesetzt hatte, beobachtete ich eine Kompagnie Garde-Infanterie. Ging hin, stellte mich dem Hauptmann Grafen Sp. vor und bat, mich für diesen Tag anschließen zu dürfen. Genehmigt. Mein Sattel kam oben auf den hochbepackten Munitionswagen, der Unteroffizier, dessen Platz neben dem Fahrer auf dem Bock ich nun einnahm, wurde rücklings auf den Sattel gesetzt, und los ging die Reise.

Wir dienten zum Schutz des ersten Gardefußartillerie-Bataillons. Und andern Tags kam ich zur leichten Munitionskolonne der 2. Batterie und drei Tage darauf zur ersten Staffel der Batterie. Mit dieser ging's in mehrtägigen Gewaltmärschen zur Schlacht von St. Quentin.

Zwei Tage stand ich dort hinter den Haubitzen (Hauptmann M.). Am ersten bekamen wir unsere Feuertaufe. Und es ist ein halbes Wunder, daß unsere Kompagnie keinerlei Verluste hatte. Am Tage darauf donnerten unsere vier Prachtgeschütze unablässig zum Dorfe Fr. hinüber, um es sturmreif für unser erstes Garderegiment zu machen. Es wurde unter blutigen Opfern genommen.

Wir fuhren gegen Abend über das Schlachtfeld, und von allen Seiten riefen die staubbedeckten Kerle unseren Leuten zu: „Das habt ihr gut gemacht! — So war's recht! — Wir danken euch auch, Kameraden!" Der Tagesbefehl betonte ausdrücklich die ausschlaggebende Mitwirkung der Gardefußartillerie bei dem Siege, der mit dem fluchtartigen Rückzuge des Feindes endete. Dann kamen abermals gewaltige Märsche bei Tag oder Nacht. Lieber Landser, hast Du schon mal auf so einer Haubitzenprotze gesessen? Du sitzest da ganz nett mit zwei Kanonieren zusammen und guckst Dir die Welt, die schöne Landschaft aus einer ziemlichen Höhe an.

Aber wenn's Nacht ist, so setz' Dich lieber nicht auf die rechte Seite. Denn die Kolonne fährt Tag und Nacht hart am Straßengraben her, um die Hunderte von Stabsautomobilen vorbeizulassen. Da geht's öfters auch mal ein bißchen in den Graben hinein. Es liegen dann die beiden wie tot schlafenden und in allen Tonarten schnarchenden Kameraden auf Dir, daß sie Dir fast das Kreuz abdrücken. —

Lieber Freund, ich habe — das weißt Du — in meinem ganzen Leben eine besondere Liebe zum Pferde gehabt. Aber ich muß

Digitized by Google

Schachpartie in einem Unterstand. Aquarell von Theodor Rocholl

Digitized by Google

sagen, daß dieser Feldzug meine Liebe sehr vertieft hat. Du müßtest diese riesigen starkknochigen Kaltblüter sehen, wie sie, stets willig bis zum Letzten, ihr Äußerstes hergeben. Ich konnte so recht verfolgen, wie die vollbärtigen Landwehrfahrer anfangs sich noch nicht ganz mit ihnen verstanden, wie sie aber nach und nach eins wurden mit ihren Tieren, die sie pflegten und versorgten mit rührender Treue, und — wie diese Tiere jede Guttat lohnten, wie sie bei unseren Gewaltmärschen oft ohne Zögern steile Anhöhen hinauftrabten, daß der Schweiß an den Flanken hinunterfloß. Ich hatte meine helle Freude dran. Nun bekam ich auch ein großes, schönes Reitpferd, einen Rappen, der sich ohne weiteres dem Damensattel anpaßte.

Nachdem wir an Reims vorbei, durch die Champagne und über die Marne und durch das schöne Epernay gezogen waren, kamen die Schlachttage bei Chalons. Wir standen stundenlang in feindlichem Feuer an einem Tannenwäldchen, bis wir zum Schluß quer über das von toten Rothosen bedeckte Schlachtfeld auf Champenoise loszogen. Dort, gegen Abend, standen vor uns zwei Batterien in einem gar nicht zu beschreibenden Feuerwerk. Die braven Kanoniere des dritten Geschützes nahmen mich mit Gewalt zwischen sich hinter die Munitionsprotze. Links und rechts pfiffen sie an uns vorbei, trafen am Nebengeschütz den Unteroffizier, klatschten auf unser braves Geschütz, fuhren in die Lafette, splitterten in die Räder, bewarfen uns mit Erdklumpen und Holzsplittern aus den Baumstämmen hinter uns, fuhren vor uns in den Sumpf, daß das schwarze, tiefe Wasser haushoch aufstieg. Ein Gestank rings um uns! Zehn, zwanzig Granaten und Schrapnells jeden Kalibers auf einmal! Und doch blieben wir vom dritten Geschütz verschont.

Da kam, als diese Hölle sich verzog, der die Batterie kommandierende Reserveleutnant zu mir heran, streckte die Hand aus und meinte: „Na, da können wir uns wohl Glück wünschen, daß wir mit dem Leben davon gekommen sind.“

Andern Tages begann das Waldgefecht, und dann kam die Belagerung von Reims, der Ihr alle gefolgt sein werdet, hoffentlich mit dem Zeigefinger auf der Karte. Unsere Batterie hielt die ersten Tage dicht neben dem ersten Garderegiment, in seiner Mitte Prinz Eitel Friedrich, nördlich vom Fort Br., unweit der Aisne. Eines Tages waren wir Zeuge, wie die englischen schweren Granaten über das in einer sanften Mulde liegende Regiment niedergingen, kurz nachdem ein feindlicher Flieger hoch über uns dahingesegelt war.

Ich hatte in den letzten Tagen viele Granat-Explosionen beobachtet und gemalt, mir dann meinen Rappen satteln lassen und war auf das Fort geritten, immer an unserem Telephondraht entlang, um unseren Hauptmann und seinen Beobachtungsstand dort zu besuchen, hatte viele Bekanntschaften dort gemacht und von den Offizieren einen schönen neuen Tornister geschenkt bekommen, um meine Skizzenbücher und meinen Aquarellkasten drin unterzubringen. Als nun auf dem Heimwege die großen Brummer des englischen Abendsegens über uns hinwegsausten, da fing der Rappe an zu scheuen. Ich mußte ihn in flotten Trab setzen, um ihn vorbeizukriegen. Dabei verlor ich den Tornister, den ich rechts an den Sattel gehängt hatte, und trotz eifrigster Bemühungen habe ich ihn nicht wieder gesehen.

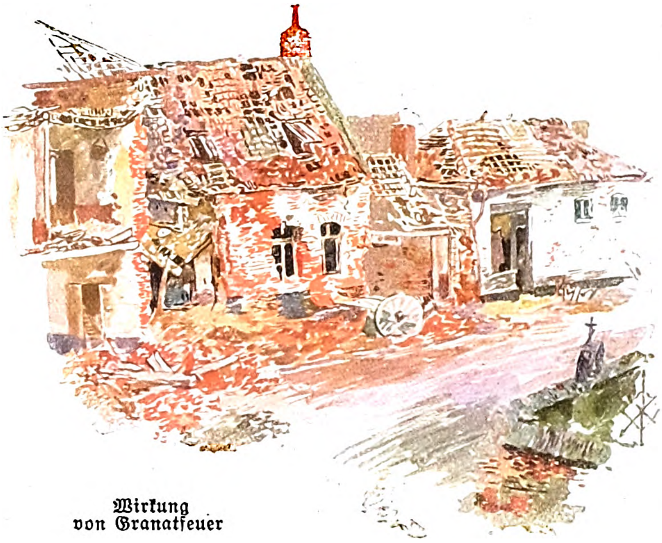
Unser Feldküchenkoch Adorf

Von da ab haben mich die Kanoniere stets reichlich versorgt mit oft vorzüglichem Papier aus französischen Schulen; der erste Aquarell-Malkasten freilich war ein Kinderkasten von ungestrichenem Naturholz. Aber täglich ging's voran, und ich glaube, daß ich noch viele Monate lang arbeiten kann, ehe das Material zu Ende ist!

Am letzten Tage des September verließ ich auch meine zweite Batterie, in der man mich mit so vieler Geduld und Nachsicht aufgenommen, und teilte mich der Maschinengewehrkompagnie des Infanterieregiments 13 . . zu (damals Hauptmann v. M.).

Wenige Tage später wurden wir ver-

Digitized by Google



Wirkung
von Granatfeuer

laden und kamen über das schöne, reinliche C. nach hier. Unterwegs saßen wir viel zusammen, im Zuge, mit unserem Brigadekommandeur v. U. Ich zeichnete ihn und seinen Stab. Er ist mir von der ersten Stunde an mit unvergleichlicher Güte entgegengekommen.

So bin ich also hier in A., lieber Freund; wir sind einquartiert in einem feudalen Bauernhof, dessen Proprietaire bei uns wohnt und sich ausgezeichnet mit unseren Burschen versteht. Unser Feldküchenkoch Adorf kocht gut, ja oft weiß er Überraschendes zu gestalten.

Alle zuweitgehenden französischen Kugeln fahren allerdings in unsere Fenster der Nordseite, oft durch die Küche hindurch. Aber die Bauern sind freundlich und tun, was sie können, wofür sie eine gute Behandlung und alle Schonung gewinnen, die überhaupt bei der rauhen Kriegszeit nur möglich ist.

Das wäre das, lieber Landser. — Heute morgen wurde gemunkelt, es solle in den nächsten Tagen ein Angriff auf den Feind gemacht werden, der den Wald nördlich und ein Chateau drin besetzt und befestigt hat. Bin gespannt. Für heute — mach's gut, Guter. Die Hand tut fast weh vom Schreiben. Doch nun hast Du einen oberflächlichen Überblick über meine Irrfahrten. Ach, guter Landser, wenn ich mich hinsetzen und auch nur einen einzigen von den Haupttagen Dir etwas ausführlich schildern wollte, so müßte ich ja drei Tage und Nächte am Schreibtische sitzen. Das wäre kaum mein Fall.

Mach's gut für heute. Die dicken Brummer der Bayern brummen uns hier das Schlummerlied, und die Schrapnellkugeln der Franzosen aus dem nahen Walde brechen in unsere Dachziegeln.

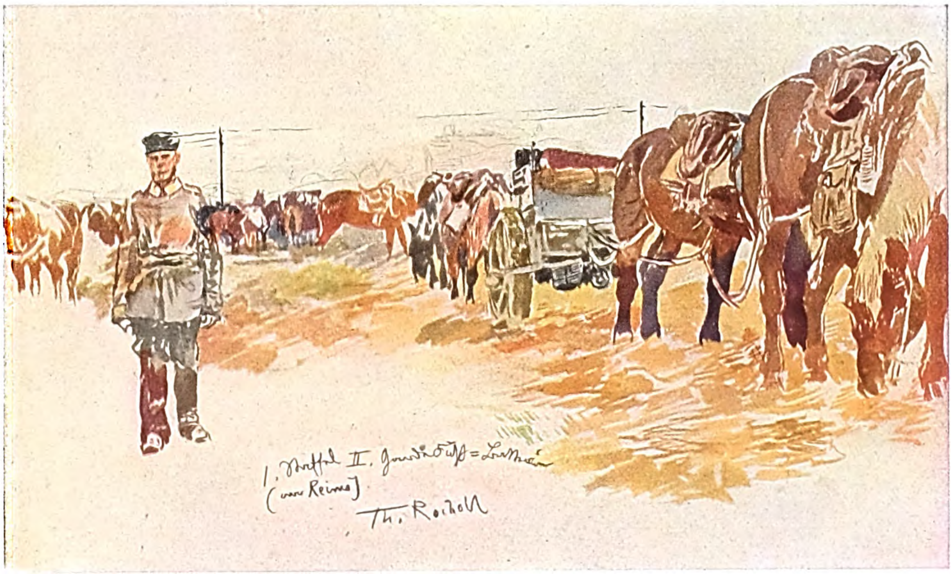
N. S. Eine nette Geschichte vergaß ich Dir zu berichten.

Ich ging in Lüttich über die Straßen, durch die unsere bestaubten Regimenter in den fünf Tagen unseres dortigen Aufenthaltes marschierten. Dabei fielen mir, an verschiedenen Stellen, zwei sehr gut gekleidete Japaner auf. Sie hatten kurze dunkle Jöppchen an, runde schwarze Hüte auf und glichen auf ein Haar vierzehnjährigen Knaben.

Sie schlenderten, scheinbar interesselos, und machten dabei ihre Beobachtungen über unsere Truppenbewegungen. Habe durch meinen Burschen sofort Meldung zum Regiment geschickt. D. R.

Der Bauernkarren auf dem Stalldach

Digitized by Google



Rast auf dem Marsche

A. 14. 10. 15.

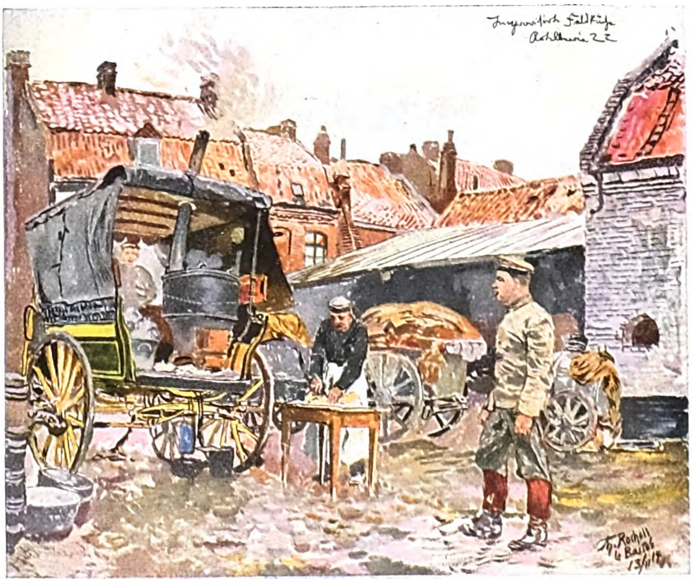
Lieber Freund!

Am 8. abends hatte ich den Leuten bei unserer Feldküche gesagt, man möchte mich den anderen Morgen rechtzeitig wecken, da ich sie beim Kaffeebringen zu unserem zweiten Zuge begleiten wollte.

Ich wurde zwar geweckt, zog mich auch mit affenartiger Geschwindigkeit an, konnte aber die Kaffeeträger nicht mehr erreichen, trottete durch das schlafende A. hindurch, geriet auf eine falsche Straße, erhielt dann vom Posten am Dorfrande unzureichenden Bescheid und schlug im Dunkel der Nacht einen Weg ein, der mich viel zu weit links, d. h. westlich führte, verließ ihn bald und ackerte dann querfeldein durch Sturzäcker auf einen lichterloh brennenden Strohdiemen los. Dort stieß ich auf eine Feldwache, die mir den Weg zum Regiment wies. Traf dann auf der Straße von A. nach L. N. eine Kompagnie unseres Schwesterregiments, die mich in einen vom Wege links abbiegenden Hohlweg wies.

Kaum aber war ich in den Hohlweg eingebogen, als ich vom Walde her, etwa 700 Meter vor mir, ein rasendes Schnellfeuer hörte. Alle ihr Ziel verfehlenden feindlichen Kugeln pfiffen über den Hohlweg hinweg, und das alles so schnell, daß ich mich nur eben noch ducken konnte.

Nun bekam ich Besuch. Den Hohlweg entlang zog sich die Kompagnie, die ich eben getroffen hatte, in gebückter Stellung. Es war mir doch lieb, daß ich meinen Offiziersmantel über dem Manchesteranzug trug. Dieses Mal würde ich unbedingt als Spion festgenommen sein, wenn man mich dort ein-



Improvisierte Feldküche

Digitized by Google

Die Ablösung im Schützengraben

Digitized by Google

Entfernungsschätzer

Digitized by Google

sam und allein im Hohlweg gefunden hätte, auf der Lauer.

Der erste Mann aber, der gebückt sich an mir vorbeidrückte, war keine zwei Schritte weit gekommen, da hörte ich ein Stöhnen und sah ihn, die Hand auf der Brust, in sich zusammensinken. Wir legten ihn lang hin, öffneten die Uniform und verbanden seine Wunde. Das Morgenlicht verbreitete sich über die Landschaft, und ich sah das Gesicht totenbleich unter mir liegen. Kaum gab er noch ein Lebenszeichen von sich.

Ich bin dann, ein vergessenes Gewehr, das ich vorher gefunden, an mich nehmend, die achtzig Meter gebückt zurückgegangen bis an die Straße, wo ich hinter einem Diemen die Kompagnieführer und einen Offizier fand, habe das Gewehr abgeliefert und gemeldet, daß dahinten eben einer schwer verwundet sei, habe auch, da der Geschoßhagel zu einem rasenden Schnellfeuer anwuchs, noch fünf Minuten gerastet und mir, über den Rand des flachen Hohlwegs spähend, das Gelände bis zum Walde und der Pappelchaussee nach dem Dörflein L. N. betrachtet, an der das Gefecht stand und von wo das Geknatter unseres zweiten Maschinengewehrzuges vernehmlich herüberschallte.

Feldgeschütz in Feuerstellung

Dann bin ich mutterseelenallein in dem nun hell werdenden Morgenlicht in den flachen Hohlweg eingebogen, der bei dem Diemen die nach rechts abbiegende Landstraße verläßt und im rechten Winkel auf den Wald und das Feuergefecht zuläuft. Manches verlorene Gewehr lag rechts und links im Stroh. Ein großer Teil unseres Regiments muß wohl die Nacht hindurch hier auf Lauer gelegen haben bis zum Büchsenlicht.

Die Geschosse pfiffen mächtig. Aber — der Hohlweg wurde streckenweise dermaßen flach, daß es, wollte man vorwärts kommen, nicht möglich war, sich zu decken. So schlug ich mich denn, hin und wieder ein Weilchen rastend, durch, wie's ging.

Etwa 300 Meter vom Walde, der jetzt hell und klar vor mir lag, flutschte ein Geschoß dicht am rechten Knie vorbei durch meinen Mantel. Dann machte der Hohlweg einen rechtwinkligen Knick nach rechts und lief hier fast mannstief gerade auf die Straße zu. Ich mochte noch achtzig Meter von dieser entfernt sein, da kam mir ein ernster Zug entgegen: vollbärtige Reservisten und Landwehrleute schleppten zu zwei oder vier in Zeltbahnen schwerverwundete, blutüberströmte, wimmernde Gestalten mir entgegen. Auf die Gewehre gestützt, zum größten Teil blutige Binden um die Stirnen oder Backen, den einen Arm in der Binde, wankte dieser Zug der Träger auf mich zu.

Links hinter einem Busche krümmte sich jammernd ein Blutüberströmter. Und über alle hinweg und zwischen ihnen hindurch pfiffen unbarmherzig, unaufhörlich die feindlichen Geschosse aus dem ganz nahen Unterholz heraus. Dann wurden die Ränder unseres Hohlwegs höher und bebuschter. Hier lagen die Verwundeten, einigermaßen gedeckt, dichter.

So kam ich, in dem engen Hohlweg mich durchdrückend, an die Chaussee, die in etwas über Mannshöhe dort den Hohlweg schneidet. Am jenseitigen Straßenrand, von Brombeer- und Dornengesträuch überragt, lehnte die Schützenlinie und verschnaufte, indem

Digitized by Google

eine Anzahl Mannschaften sich mit dem Seitengewehr einen Durchblick gehauen hatte und über eine im Nebel liegende schmale Wiese hinweg in den Wald schoß.

Ich tauchte dann aus dem Hohlweg auf, nachdem man mir dort versichert hatte, Reserveleutnant W. sei mit unseren beiden Maschinengewehren rechts an der Chaussee, und überschritt die unter fortwährendem feindlichem Feuer stehende Straße, um im Schutze der jenseitigen hohen Böschung langsam nach rechts mich vorzuarbeiten, von wo man deutlich Maschinengewehrgeknatter auf ganz kurze Entfernung hören konnte.

In kurzem mußte ich auch, um mein Ziel zu erreichen und zu erfahren, wie es uns ging, die in ziemlich schußsicherer Deckung liegende Schützenkette nach rechts verlassen. Und es kamen Böschungsstellen, an denen keine Sträucher Deckung boten, die nur wenig über einen Meter sich erhoben. Dort mußte man sich tief gebückt weiterarbeiten. Da, wo die Chaussee eine Wendung nach Nordost macht, waren wir völlig dem feindlichen Flankenfeuer ausgesetzt.

Wo die Böschung wieder höher wurde, krabbelte ich links hinauf, um, wenn möglich, etwas vom Feinde zu sehen. Aber ich sah in dem etwa 50 Meter vor uns liegenden Waldrande nichts; nur knatterte unaufhörlich das Einzelfeuer hervor. Nur auf der Wiese, von den Resten des Morgennebels schwach verhüllt, sah ich eine Menge kleiner Erhöhungen, die ich zuerst für Düngerhaufen halten mußte.

Bei näherem Hinsehen lagen dort, alle auf den Gesichtern, Mann für Mann im kalten Grase, unsere toten tapferen Feldgrauen. Alle lagen sie genau in derselben Richtung, dem Feinde, dem Waldrande zu. Wenige Schritte, nachdem sie den schützenden Straßenrand verlassen, waren sie dahingemäht von der scharfen, schonungslosen Sichel eines Mächtigen, eines Finsteren: des Todes.

Hier zischende Kugeln. Dort vom Waldesrande her unaufhörliche Antwort, und mitten dazwischen auf der Totenwiese (so heißt sie für immer beim Regiment) die stillen Tapferen.

Es war ein ergreifendes Bild, und ich werde es niemals vergessen.

Nun pfiff es einem mächtig um den Kopf, und ich ließ mich in den Chausseegraben hinabgleiten, wo ich meine Mappe fand.

Aber was ich nun erblickte, überbot weit, weit das Schauerliche da oben auf der Totenwiese. Mit wenigen Schritten stand ich vor einer langen Reihe Schwerverwundeter und Toter, den ersten der rechten Flügelkompagnie, die da wild durcheinander in dem flachen Graben, von Dornenranken überragt, zwischen Böschung und Pappelbäumen lag.

Dicht vor mir wand sich ein armer Kerl mit schmerzzuckendem gelblichem bärtigem Gesicht. Den Oberkörper entblößt, im Nacken eine wild zerrissene Wunde, in die man eine Hand hineinlegen konnte. Umsonst hatten seine Kameraden versucht, seine grauenhafte Wunde zu verbinden, er warf sich unausgesetzt herum, denn auch ein Bauchschuß hatte ihn getroffen.

Ein vorsichtiger Schritt weiter, und ich kniete über einem blassen, todgeweihten, bartlosen Gesicht. Der Mann wimmerte, die Augen ins Leere starrend: „Ich hab' falsche Luft, falsche Luft."

Nach all dem Verbinden fehlte es an einem Verband. In meiner Manteltasche fand ich noch ein Stückchen wenn auch vielleicht nicht mehr ganz reiner Watte. Wir brachten es auf die kleine Öffnung in der Brust, und er sah uns dankbar zu. Er schien zufrieden.

Da zuckte er wieder zusammen und wimmerte: „Es ist kalt unter mir. Ich friere so." Im Hohlweg hinter mir gab's haufenweise Stroh, aber man hätte, um es zu holen, von neuem den gefährlichen Weg über

Fußartillerist

die unausgesetzt vom nahen Feuer bestrichene Landstraße hin und her zurücklegen müssen.

Und wer weiß — vielleicht war der arme Kerl schon tot, ehe man zurückkam. Es war ein kurzer innerlicher Kampf zwischen Vernunft und Mitleid. Ich überschritt die bekannte Straße, tauchte in dem alten Hohlweg unter, raffte dort unter den Büschen ein Bund Stroh auf und trat mit meiner kostbaren Beute getrost den Rückweg über die Straße an. Wohl klatschten die Peitschenschläge der Dumdum links und rechts, vor und hinter mir in die Chaussee ein, doch kam ich, mein Stroh unterm Arm, unverletzt wieder bei meinem Verwundeten an. Zu drei Mann hoben wir den armen Burschen ein wenig aus dem Graben hoch, schütteten das Stroh unter Kopf und Rücken und unter die Beine und und die über den Straßenrand hinausragenden Füße. „O — jetzt ist's besser." Dann schloß er in einer Art Wohlgefühl die Augen.

Eingeschlafen auf der Lafette

Noch viele liegen in Schmerzen und Nöten um mich, und sie alle werden von der Flanke her weiter beschossen. Hinter irgendeinem Strohdiemen oder im Hochsitz hinter deckendem Gezweig hockt der Feind.

Das Feuer vom Waldrande her wird wieder heftiger. Man mußte auf einen baldigen Vorstoß gefaßt sein. Ich gab laut die Feuerleitung, die vom rechten Flügel aus kam, weiter. Dann nahm ich ein Gewehr, legte mich an die Böschung, legte das Gewehr lang auf und schoß, Waldrand aufsitzend, bis ich das Gewehr nicht mehr halten konnte, einen Patronenrahmen nach dem andern fort.

Und dann, als mich Maschinengewehrgeknacker von rechts mahnte, schlich ich weiter durch diesen Chausseegraben. Immer neue Arten von Verwundungen. Immer neues Wimmern und Stöhnen. Nur noch vielleicht fünfzehn Meter bin ich vom äußersten rechten Flügel, wo ein junger Reserve-Leutnant M. das Feuer leitet, und hoffe, nun bald unseren zweiten Maschinengewehrzug zu finden — da ist's, als ob ich einen starken durch und durch gehenden Stoß an den Ellbogenknochen bekomme. Der linke Arm, der die Mappe umfaßt hielt, sank schlaff herunter. Ich wußte, daß ich verwundet war. Freundlich wurde ich nun selbst verbunden. Ein Mann schnitt das Unterfutter seines Rockes auf und holte den Verband heraus. Dieser Schuß durch den linken Oberarm (da kein Knochen verletzt ist, nennt ihn unser grauer Feldzugshumor Kavalierschuß), kam wohl zur rechten Zeit. Er hinderte mich, meinen Schleichweg durch den Graben nach rechts fortzusetzen. Ich streckte mich ein wenig aus zwischen Toten und Verwundeten, sah, wie die Dumdums an die kleinen Zweige über meinem Gesicht klatschten, hörte sie in dem Stamm neben mir zischen.

Endlich hatte man die Scharfschützen entdeckt, die hinter einem Strohdiemen hervor von der Seite her unsern Graben bestrichen. Mehrere Gewehre nahmen sie aufs Korn, und bald liefen die Kerle über die Straße in den Wald zurück.

Da erfuhr ich auch, daß unser Maschinengewehrzug anstatt am rechten am linken Flügel war, und daß das aus dem dichten Unterholz hervortönende Schnellfeuer von dem Maschinengewehr der französischen Alpenjäger kam.

So war ich noch um den Tod oder die Gefangenschaft herumgekommen, von der daheim unsere Zeitungen berichteten, denen ich dann zu verdanken hatte, daß Wochen lang weder Briefe, noch Karten, noch Liebesgaben mich erreichten.

Für heute mach's gut, lieber Alter. Das aber möchte ich noch bemerken, daß, selbst im ersten Augenblick des Schmerzes, ein Gefühl der Genugtuung und des Glücks mich überkam. Ich fühlte mich enger an all die Lebendigen und Verwundeten um mich her geknüpft. Mach's gut! Bis nächstens!

Dein Döres.

Digitized by Google

Ein Tag bei der Liller Kriegszeitung

Feldpostbrief von Paul Oskar Höcker, Hauptmann der Landwehr

Wandlungen erleben wir, Wandlungen so greller, so unvermittelter und bunter Art, wie sie kein Erzähler ersinnen und schildern dürfte, weil man seine Darstellung romanhaft nennen würde. In der Hand dieses großmächtigen Schicksalgestalters, des Krieges, wandelt sich unsere Entwicklung nach Gesetzen, die wir nur selten begreifen. Aber gibt es auch nur einen unter uns Feldgrauen, der diesen grausamen Krieg nicht für ein Glück hielte? Er hat uns erzogen, er hat uns geeinigt, er hat uns innerlich bereichert.

In den paar Wochen Schützengrabendasein, das unsere Landwehrbrigade geführt hat, sind gutbürgerlich gewöhnte oder ästhetisch verwöhnte Gesellschaftsmenschen zu einsamen Höhlenwesen geworden, von denen alles abgefallen ist, was auch nur entfernt noch an Strebertum oder Hochmut oder Kastengeist erinnern konnte. Menschenbrüder, auf ihr Deutschtum stolz, Menschenbrüder, zu jeder Stunde auf den Tod gefaßt, Menschenbrüder, die nur noch den großen Wunsch hatten, daß Deutschland siegen möge, und den kleinen, daß sie endlich 'mal wieder trockene Strümpfe anziehen könnten, hockten da beisammen. Und es war die körperlich schmutzigste, seelisch reinste Zeit ...

Als ich zum zweitenmal aus dem schlammig gewordenen Schützengraben herauskroch, bekam mein türkischer Professor, der sich gerade den zweiten Stern auf die Achselstücke heften durfte, meine Kompagnie. Die Brigade ist dann am 2. Weihnachtsfeiertag als Besatzungstruppe nach Brüssel geschickt, dort neu aufgefüllt, neu ergänzt, neu ausgerüstet worden. Die Stammannschaften meiner alten Kompagnie, mit denen ich im August von Wittenberg auszog, bilden kaum mehr die Hälfte des heutigen Bestands. Mit neuen Kräften, gewissermaßen verjüngt, wird sie nun also den neuen Anforderungen im Verbande der benachbarten Armee entsprechen können. Ich selbst bin zum Stab des Gouvernements Lille kommandiert worden, um im Auftrag des Armee-Oberkommandos gemeinsam mit meinem lieben und verehrten Kollegen Georg von Ompteda eine Zeitung für unsere Leute in den Schützengräben herauszugeben: die Liller Kriegszeitung.

Das Leben hatte schon so grausam ernst und doch so glückhaft aussöhnend abschließen wollen. Alle Ehrgeize und Wünsche — außer dem großen und dem kleinen — waren im Granatenfeuer vor Messines in ein Nichts zusammengesunken. Und nun krempelt ein einziger militärischer Befehl den ganzen Kerl wieder um, setzt ihn in eine abenteuerlich fremde und doch wieder so heimatlich vertraute Umgebung, gibt ihm neue Aufgaben, neue Pflichten — und damit wieder den heißen Drang zu leben, um zu schaffen, um zu gestalten.

Und mit einem Schlage ist das Daseinstempo gewandelt. Es heißt wieder Eile, Eile, Eile. Von dem Augenblick an, da ich dem Nachrichtenoffizier die leichtsinnige Zusage gemacht habe: „In drei Tagen kann die erste Nummer erscheinen," bis zu dieser vorgerückten Nachtstunde, in der die morgige rechtzeitige Ausgabe der Nummer 14, der Kaisergeburtstagsnummer, vom Erfolg der Wiederinstandsetzung unserer Zweifarbendruckmaschine abhängt, sind die Tage wie in einem Hui verflogen.

Statt 251 Mann befehlige ich nur noch 26, und zwar 11 Deutsche und 15 Franzosen. Es sind Kriegsfreiwillige, erholungsbedürftige Reservisten, Landsturmleute, aus dem Genesungsheim entlassene Verwundete; die Franzosen sind Zivilisten. Alle sind sie Vertreter der schwarzen Kunst: Linotypesetzer, Handsetzer, Maschinenmeister, Chemigraphen, Drucker, Buchbinder. Das Gouvernement hat die größte Druckerei des ganzen Nordens von Frankreich mit Beschlag belegt und mir zur Verfügung gestellt. Ich sorge für die Drucklegung all der Bekanntmachungen an die französische und flämische Bevölkerung, all der Verordnungen, Bestimmungen, Umdrucke, öffentlichen Kriegsnachrichten. Mein Lieblingskind ist aber natürlich die Liller Kriegszeitung. Und da das vierseitige Blatt eine auf der Kunstdruckpresse gedruckte illustrierte Beilage enthält, kann auch der Nichtfachmann ahnen, daß unser kleines Fähnlein Zeitungstruppe sich fortgesetzt im Alarmzustand befindet. Ich bin nicht nur mit meinem Freunde Ompteda zusammen für den literarischen Teil verantwortlich, sondern bin nebenher noch Druckereibesitzer, Verleger, Direktor der Setzerei, der Klischierabteilung, Verwalter der Papierlager, und, bevor die Expedition des Blattes einer jüngeren Kraft übertragen war, übte ich mich auch, unterstützt vom Landsturmmann Dietrichs, meiner findigen Redaktionsordonnanz, in der Ausgabe der Nummern. Nicht gerade als Zeitungsausträger, denn persönlich hab' ich nur eine einzige in die Hand ihres Empfängers gelegt: das war Nummer 1, die ich dem Kronprinzen Rupprecht von Bayern am 8. Dezember überreichen durfte. Die anderen Exemplare gehen in Packen zu 500 Stück an die einzelnen Truppenteile. Da die Auflage

Digitized by Google

35000 Stück beträgt, erfordert das Einlegen der illustrierten Beilage in die mit der Rotationsmaschine gedruckte Nummer mehr als einen vollen Arbeitstag. Zwanzig Mann aus dem Genesungsheim vervollständigen an den Ausgabetagen — zehnmal im Monat — mein kleines Zeitungsleutetrüpplein.

Wenn ich morgens vom Pferd gestiegen bin und in den bespritzten Reitstiefeln in den Setzersaal komme, klappern hier schon fünf Setzmaschinen: drei Deutsche und zwei Franzosen setzen die gestern ausgegebenen Manuskripte ab. Beide Nationen haben sich überraschend schnell in die Unterschiede schrifttechnischer Art gefunden. Daß man die deutschen Zeichen für die im Französischen fehlenden Umlaute ae, oe und ue für den Handsatz gießen lassen könnte, ist ja klar. Schwieriger aber ist die Sache bei den Setzmaschinen, die aus Paris und London stammen. Wenigstens vorläufig ... In diesen Setzersaal, dessen äußerst geschickter und umsichtiger Faktor der bayrische Artillerist Bommer ist, scheint der gute kameradschaftliche Geist aus dem Schützengraben mit eingezogen zu sein. Es ist mehr als Kollegialität, was die Männer in den schwarzen Kutten über der feldgrauen Uniform hier verbindet: es ist ein rühriger Ehrgeiz, wie ihn wohl doch nur der Deutsche kennt: „Deutsch sein heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun."

Wir müssen die neue Nummer disponieren. Da liegt auf den mächtigen Stahlplatten der Setzertische der schon fertige Satz der Aufsätze, Geschichten, Geschichtchen, Gedichte, Gedichtchen. Ein paar neue Beiträge sind noch gestern abend spät eingelaufen, haben aktuelle Bedeutung und müssen sogleich gesetzt und mitaufgenommen werden. Wie lang sind sie? Ja — meistens sind sie zu lang. Da muß der Blaustift wüsten. Wir rechnen. Dem Leitartikel folgt am besten etwas Lokales. Wie lautet doch der Titel von dem medizinischen Aufsatz? „Die Liller Gefahr." Gut. Und dann eine recht packende Schilderung aus der Front. „Da steht auch noch das lange Gedicht über das Gefecht bei —" Wir lesen rückwärts die ersten Typenzeilen. Darauf ein Achselzucken. „Lief über auf die erste Spalte von Seite 2, da fiele der Gedichtsatz aus der Form heraus." Schuld ist die unökonomische Papierverwendung der Lyriker. „Aber auf die Mitte der dritten Seite müssen wir das Gedicht dann setzen — nein, das geht erst recht nicht, unterm Strich wollten wir doch endlich den statistischen Auszug der artilleristischen Treffergebnisse abschieben, und der ist gerade so luftig gesetzt wie ein Gedicht ..."

Das Telephon. „AOK fragt an, ob eine neue Proklamation in französischer und flämischer Sprache bis heute abend gedruckt sein könnte, sie muß morgen früh angeschlagen werden, Auflage 2000." Es hängt davon ab, welche Maschine noch frei ist. Wir begeben uns hinauf in den oberen Maschinensaal. Auf der „Windsbraut" druckt das Rot der Kaiserbeilage, auf der guten französischen Kunstdruckpresse das Schwarz, auf der altmodischen, schlechten — der mit der nicht sichtbaren Schrift, die der schwachbrüstige Franzose bedient — druckt schon der erste Teil der Beilage vom 29. Januar, die große Auflage erfordert ja für jedes Kunstblatt fünf volle Arbeitstage... „Wir müßten grad' zusehen," meint Bommer, „ob wir auch noch die vierte Maschine, die da drüben, in Gang kriegen, sie ist nur so arg verschmiert, die haben ja einen solchen Dreck dahier zurückgelassen, die Franzosen —!" Also Zusage. Wieder hinunter. Unterwegs treffen wir Mathieu, den französischen Maschinenmeister. „Ah, mon capitaine —!" Er bittet um etwas Petroleum. Unten disponieren wir weiter. Dazwischen wird das Manuskript der von der Obersten Heeresleitung übermittelten „Letzten Kriegsnachrichten" überflogen, die täglich so ganz nebenher gesetzt, gegossen, klischiert und in 12000 Exemplaren auf der Rotationsmaschine gedruckt werden. Um sechs Uhr müssen sie versandfertig für die Befehlsempfänger daliegen.

„Oben ist Monsieur Felix," meldet Dietrich, „er hat die Papierproben für die neue Kunstbeilage und möchte sie dem Herrn Hauptmann vorlegen." Die Verständigung zwischen den beiden muß pantomimisch erfolgt sein.

Eine schmale eiserne Treppe führt zu einem schmalen, schwebenden Gang empor, der sich in schwindelnder Höhe unter dem Glasdach des Setzersaals hinzieht. Im Vorderhaus geht's dann wieder zwölf Stufen hinab. Eine ledergepolsterte Tür. „Hauptmann Höcker" steht daran, und dabei eine flammende Beschwörung: ihn nur in redaktionellen Angelegenheiten zu besuchen, er habe mit der Ausgabe einzelner Nummern — namentlich der längst vergriffenen ersten Nummern — gottlob nichts zu tun! Ich kann verraten, daß der Herr Hauptmann auf diesem Gebiet schon trübe Erfahrungen gemacht hat. Bei Attentaten auf seine Amtszeit verteidigt er sein Bureau wie einen Schützengraben.

Dieses Bureau ist ein behaglich, fast prunkvoll und doch zweckmäßig ausgestattetes, saalartiges Balkonzimmer, das auf die Grande Place mündet. Ein großer Diplomatentisch, ein mächtiger, runder Konferenztisch. Schwere Ledersessel, ein gigantisches Ledersofa. In diesem Raum sind alle die Leitartikel geschmiedet oder doch angenommen worden, die den Deutschenhaß von Lille bis zum Kanal gepredigt haben. Es ist das Zimmer des Chefredakteurs des Echo du Nord. Jetzt steht auf dem breiten Sekretär das deutsche Christbäumchen, das richtig eingepflanzte, das noch fast alle Nadeln hat, und außer dem Sekretär der Druckerei, Monsieur Felix, befinden sich hier noch drei deutsche Soldaten, Barbaren, die — Gedichte aus den Schützengräben einreichen wollen. Der eine Soldat, ein Kriegsfreiwilliger, ist Lehramtskandidat und möchte mir seine Sammlung von Kriegs-

Digitized by Google

sonetten am liebsten vorlesen, aber er überläßt mir's vertrauensvoll auch so, weil er meiner entsetzten Miene entnimmt, daß mir augenblicklich die Sammlung fehlt ...

Monsieur Felix spricht das Liller Patois: „Je n'comprends bo!“ Nicht immer versteht er mein an Racine gebildetes Französisch; ich beherrsche noch heute ausgezeichnet den Subjonktiv passé défini, der selbst den Franzosen noch einige Schwierigkeiten bereitet, mit dem man aber freilich nur herzlich wenig anfangen kann. In den schwierigsten Fällen hilft Bommer aus, der sein bayrisches Naturfranzösisch durch eine einfach geniale Händesprache zu unterstützen weiß.

Inzwischen ist die Feldpost eingetroffen. Die 3. Feldpoststelle Lille kann ein Liedchen singen, seitdem sich unsere Redaktion aufgetan hat: ganze Stöße von Post bedecken jeden Tag meinen Schreibtisch. Auch in der Heimat verlangen sie unser Blatt. Ein regelrechtes Abonnement einzuführen ist natürlich unmöglich; die wundervollen Zeitungsunternehmungen unserer führenden deutschen Verlagsgeschäfte versorgen ja auch zur Genüge die Daheimgebliebenen. Unser Blatt soll vielmehr unentgeltlich und regelmäßig namentlich all denen in der vordersten Front zugute kommen, die der heimatliche Zeitungssegen nicht so prompt erreichen kann. Und Gedichte, Gedichte befördert mir die Feldpost ins Haus ... Es ist, als ob der Zwang, im Schrapnellfeuer auszuhalten, all die Schützen der Fähigkeit beraubt hätte, sich in Prosa auszudrücken. Soviel nette Gedanken, so ein guter, frisch-fröhlicher Soldatengeist — und so schauderhafte Reime. „Reservist Lembke erhält drei Tage Mittelarrest, weil er seit Beginn seiner Mitarbeiterschaft an der Liller Kriegszeitung seine dienstlichen Meldungen nur noch in vierfüßigen Jamben erstattet und dadurch eine erhebliche Störung des militärischen Dienstbetriebs hervorruft.“ Dahin wird's noch kommen.

Ein Haufen Korrekturen liegt auf Omptedas Tisch. Seine Sekretärin meldet: er sei zum Frühstück beim Herzog von A. eingeladen, werde dann aber sofort zur Stadt hereinfahren und alles aufarbeiten. Ich bin so schadenfroh und lege ihm auch noch die 142 heute früh angekommenen Gedichte auf den Platz zur Prüfung. Dann schleunigst hingesetzt und den kleinen Leitartikel für die Nummer 15 geschrieben: „Lieber deutscher Michel!“, der den Mann im Schützengraben davor warnen soll, die sentimentale Weihnachtsversöhnungsstimmung gegen die Franzosen noch länger zu dulden ... Immer wieder setze ich ab. Nein, wenn wir auch unerbittlich gegenüber unseren Feinden bleiben müssen, so dürfen wir doch nicht grausam gegen unsere liebsten Kollegen sein. Und ich nehme Ompteda die Hälfte der Gedichte wieder fort.

Aus der Klischerie meldet sich ein Abgesandter, etwas außer Atem, die Kohlen sind zu Ende. Es kann morgen früh nicht gearbeitet werden. Himmeldonnerwetter, warum habt ihr das nicht schon gestern gemeldet oder vorgestern?

Es ist nicht böser Wille bei den Franzosen, es ist ihre Nationaleigenschaft, dieses laisser faire — laisser aller, bis sie erschrocken vor einer Katastrophe stehen. Nun heißt's also eiligst Requisitionsscheine ausschreiben und die Ordonnanz damit fortschicken. Kohlen sind ein kostbares Gut. Ich muß nicht nur die Kohlen anfordern und die Wagen und die Transportführer, sondern auch noch zwei Wachmannschaften zur Aufsicht, sonst beteiligt sich am hinteren Eingang der Druckerei die ganze Rue St. Nicolas an dem Fest des Kohlenempfangs.

Der noch nasse Abzug der Kriegsnachrichten wird gebracht. Rasch die Korrektur lesen ... „Zwei feindliche Schützengräben von 140 Meter Länge genommen ...“ Brave Kerls, die da draußen, ein Schützengraben von heute ist immer ein halbes Spichern von 1870, und so manche gibt's in der Heimat, die da seufzen, es gehe so langsam ... Depeschen aus Wien und Konstantinopel. Die russischen Ortsnamen sind verflucht schwer wiederzugeben. Aber auf ein c oder z mehr oder weniger kommt's dabei nicht an, aussprechen kann man die Lausenester ja doch nicht. Der nasse Zeitungsbogen wandert zurück. Ich werde von der Intendantur angeklingelt. Kohlen kann ich bekommen, aber keine Pferde. Schon über alles disponiert. Also an den Festungskraftwagenpark telephoniert. Während ich spreche, kommt Besuch. Hauptmann L., einer der fleißigsten Mitarbeiter. Er bringt eine humoristische Plauderei — und außerdem eine ernste, wissenschaftliche Arbeit. Ich danke herzlich. Wird noch heute gelesen. „Ja, zwei Kraftwagen, aber sofort!“ Ist nur durch Kommandanturbefehl zu erreichen. Also neuer Antrag. Quartblatt her. Ein Mann aus der Setzerei muß schleunigst damit zum Adjutanten.

Horch — draußen der Hohenfriedberger Marsch. Das schmettert so sonnenhell in den regennassen Tag, daß jedem Deutschen das Herz lacht. Und da muß ich doch rasch auf den Balkon springen und das Aufziehen der Wachtparade mitansehen. Es ist Landsturm, eisbärtige Männer sind's, aber einen Takt haben sie im Leibe, das ist ein Tritt, ein Drill ... Ja, aber was soll denn das heißen? Die marschieren ja nicht wie alle Tage rechts herum, sondern links herum? Der Bataillonstambour streckt die Beine, schwingt den Tambourstock, eine zweite Schwenkung, eine dritte ... Richtig, die Göttinger sind gestern abgelöst worden, das Landsturmbataillon Stade führt was Neues ein, 's ist aber gar nicht schlecht ...

Da tritt Hans von Hayek auf den Balkon, der Münchener Maler, der neulich von meinem Balkon aus das Aufziehen der Wachtparade gezeichnet hat. „Gut so, gut so. Jetzt haben s' die alte Börse im Rücken, das ist

Digitized by Google

ein schönes altes Haus." Er urteilt vom malerischen Standpunkt.

Der Griff „Achtung, präsentiert das Gewehr!" Durch die ganze lange Reihe ein Schlag. Und das Musikkorps setzt ein: „Fridericus, unser König, gibt uns viel zu wenig, Dhaler woll'n wir, Dhaler woll'n, Dhaler woll'n wir han —!"

Der Professor wird bestürmt, eine neue Skizze für die Liller Kriegszeitung zu machen. Er sagt lächelnd zu. „Heut abend, ja, gern, wenn da unten der Zapfenstreich ist."

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!" Dietrich ruft mich an, und es kommt eine Hiobspost: in der „Windsbraut" hat's eine Störung gegeben, es kann vorläufig nicht weitergedruckt werden!

So rasch bin ich noch nie die Treppe zum Verbindungsgang hinauf- und drüben wieder hinabgestürmt. Im oberen Maschinensaal sind schon die Hilfsmannschaften aus dem Genesungsheim damit beschäftigt, den ersten Teil der Auflage der Kaisernummer versandfertig zu machen. Vorsichtig, denn die Bilder sind noch feucht, werden die Bogen gefaltet und in die soeben ausgedruckten acht Seiten des Hauptblattes eingelegt. Maschinen rasseln — aber die beste, die deutsche, die „Windsbraut" steht. Und da gewahre ich nun ein seltsames Bild. Mein württembergischer Gefreiter ist auf die Plattform gestiegen und bewegt — vorsichtig, ganz vorsichtig — die Walze mit den Händen. Und unter der Maschine liegt Monsieur Mathieu, der Franzose, und untersucht die Achse auf den Schaden. Wenn er sich auch nur ein bißchen rührt, während der Deutsche das Rad bewegt, wird er frikassiert. Aber sie haben beide das Vertrauen zueinander, daß nichts passieren wird. Und immer von neuem: „Attention!" — „Gebe Se Obacht!" — „Laissez marcher!" — „Gell, wart'sch e bissele!" Und der blondbärtige Maschinenmeister erklärt mir, die Achse müsse einen Sprung haben. Er wird keine Mittagspause machen, sondern hierbleiben, um mit nachzuforschen. Schlimmstenfalls müssen wir eben das Rot auf der alten Maschine, der französischen, drucken.

„Und die Plakate fürs AOK.?" gibt Bommer zu bedenken.

Eine heikle Sache. Man ist ohnmächtig. „Kinder, und wir müssen doch die Auflage fertig bringen! Die Kaisernummer!"

Sie sind alle bereit, schlimmstenfalls auch noch ein paar Nachtstunden zu opfern, um die verlorene Zeit einzubringen.

„Mais, monsieur —!" Um neun Uhr wird die elektrische Kraft abgesperrt, erinnert der Franzose, der wieder hervorgekrochen ist; es wird also nötig sein, bei der Kommandantur einen Befehl zu erwirken, daß die Straßenbahn uns auch für die Nacht den Strom lassen muß.

Wird gemacht. Ich eile ins Redaktionszimmer hinüber. Und da sitzt schon Ompteda und schreibt. Er hat vor ein paar Tagen die prächtige Ansprache an die Kameraden zu Kaisers Geburtstag geschrieben, jetzt will er an eine kleine Novelle gehen, denn wir brauchen auch Geschichten, und Honorare zahlen können wir nicht, da müssen wir halt selber einspringen. Das Frühstück, das um zwölf Uhr begonnen hat, war zum Glück von kurzer Dauer; nun bleibt ihm gerade die erste stille Nachmittagsstunde zum Dichten.

Famos. Ich will ihm heimlich, etwas beschämt, noch ein paar Dutzend Gedichte wegstiebitzen, damit er sich mit den Sachen nicht aufhält. Aber er legt die Hände darauf und lacht. Das Gedicht von dem Obergefreiten da sei ganz famos, und er wisse schon, wie man die Holprigkeiten daraus entfernen könne.

Rasch hinüber ins Kasino des Gouvernements zum Mittagessen. Es gibt gottlob! in allen Offiziersverbänden nur einen einzigen Gang bei Tisch. Ich kann also bald wieder zurück sein.

Wir schreiben dann, lesen Korrekturen, Bommer hat den nassen Bürstenabzug der inzwischen umbrochenen neuen Nummer gebracht. Auf Seite 4 schießen 18 Zeilen über, das Gedicht auf Seite 3 kann nun doch nicht hinein, schade, aber wie wär's, wenn wir den Artikel über die Visierstellung austauschen mit einem kürzeren — ja, aber dann rückt das Gedicht auf Spalte 2 und 3, es wird da unterbrochen, verliert an Wirkung und das Schriftbild verschlechtert sich ... Wir rücken hin, wir rücken her, es ist das reine Schachspiel ...

Und nun kommt Kurt Arnold. Einer der talentvollsten unter den jüngeren Zeichnern des Simplizissimus. Als Kriegsfreiwilliger ist er von München mit der bayerischen Felddruckerei mitgezogen, und die Liller Kriegszeitung verdankt ihm schon manches wirkungsvolle Blatt. Er und Olpertz und Breest sind die fleißigsten Mitarbeiter. Und soeben hat auch ein Leutnant aus dem Schützengraben eine Reihe lustiger Karikaturen geschickt. Leider ist ihr Format um das Zwanzigfache zu groß für den Bilderbogen.

Wir breiten die Blätter auf dem roten Teppich aus. Das ganze Zimmer ist damit bepflastert. Und als jetzt eine Ordonnanz hereintappt und die Tagesbefehle vom Gouvernement und von der Kommandantur überbringt, schreie ich entsetzt auf.

Ompteda blickt empor — er war ganz versunken in die Welt seiner neuen Geschichte — und nun kommt er zu uns, und wir lachen aus vollem Halse über die blutigen Verse, die den Bilderbogen erklären.

„Das müßt' man aber bunt geben," sagt Arnold.

Ein tiefer Atemzug. Dreifarbendruck! Und dazu noch die schwarze Konturplatte. Das ergibt also 140000 Drucke. „Kinder, die Liller Kriegszeitung wird demnächst wegen Größenwahn eingebuchtet!" sage ich. Aber von der Sekunde an läßt mir der Plan keine Ruhe mehr. Zum Faschingsdienstag sollen unsere Leutchen draußen in den Schützen-

Digitized by Google

gräben was zu lachen haben, sie sollen einen richtigen bunten Bilderbogen kriegen, eine Moritat, das erhält sie bei guter Laune für den Angriff.

Als der französische Klischeur mit dem ihm als Hilfe hinzukommandierten Landsturmmann aus Stade seine abendliche Meldung über den Stand der ihm übertragenen Arbeiten erstattet, entwickle ich ihm den Plan. Er wird leichenblaß. Nein, das sei in Lille unmöglich, die großen Firmen hier schickten solche Buntdruckaufträge immer nach Paris ... „Solange können wir nicht warten," erwidere ich. „Und kurz und gut: es wird gemacht!"

Eine Sorge mehr. Aber auch eine ehrgeizige kleine Hoffnung.

Während wir dann wieder über den Korrekturen hocken, die Nase auf den druckfeuchten Fahnen, verbreitet sich eine Wolke von Karbolduft. Wir blicken einander verstört an. „Ich bin's nicht!" verteidigte ich mich.

Auf dem dicken Teppich unhörbar ist Dr. B. eingetreten, unser medizinischer Mitarbeiter. Er bringt das Manuskript eines Artikels, den wir neulich besprochen haben: über den unhygienischen Franzosen. Es ist alles darin enthalten: von dem im Suppenteller badenden Daumennagel des servierenden französischen Kellners bis zu den unglaublichen Abortverhältnissen in den großen Liller Betrieben; hier in der Druckerei, die sonst 80 bis 100 Leute beiderlei Geschlechts beschäftigt, gibt es nur eine schilderhausgroße Gelegenheit zum Verschwinden.

„Haben Sie auch nicht die Französin aus dem Hotel de l'Europe vergessen, die ihrem Schoßhündchen immer die Schnauze mit der eigenen Serviette abwischt?" Nein, alles ist da! Es gibt zum Dank einen Händedruck, und dabei folgt gleich die stürmische Bitte, uns recht bald wieder zu bedenken.

Neuer Besuch. Dann das Telephon. Ich werde unten im Setzersaal verlangt. Auch im Druckersaal. Hier läuft die Rotationsmaschine und speit in knapp vierzig Minuten die ganze Auflage der täglichen Kriegsnachrichten aus. Ich muß dem öligen Franzosen, der hier die Aufsicht führt, wieder einmal dringend ans Herz legen, etwas mehr auf die Farbe zu achten. Die gestrige Auflage war viel zu matt gedruckt. In den Schützengräben hat man kein elektrisches Licht, die Leute verderben sich ja die Augen.

Dann zur „Windsbraut". Also das Unglück ist da. Die Achse ist richtig entzwei. Wir müssen sofort die letzte Maschine noch zurüsten und in Betrieb nehmen. Die verlorenen Arbeitsstunden müssen durch Nachtarbeit eingebracht werden. Monsieur Mathieu ist ein guter Kerl; ohne Wimpernzucken ist er dazu bereit; aber dann muß ich ihm einen Passierschein ausstellen, sonst kommt er in der Nacht nicht durch den Posten. Also wieder hinüber, hinauf, hinunter, den Zettel schreiben.

Es ist dunkel geworden. Auf dem Marktplatz flammen die Illuminationslichter auf. Ich habe auch die drei Balkons meines Redaktionszimmers mit elektrischen Glühbirnen ausstatten lassen. Ein Druck auf den Knopf — und ein leuchtendes Gerankе schmückt die Fassade und umrahmt das flammende „L. K."

Dietrich wird hinuntergeschickt, um den festlichen Eindruck zu prüfen. Drüben am Hotel haben sie ein riesiges „W" mit der Kaiserkrone angebracht. Aber er findet unseren Festschmuck doch noch viel schöner. Unsere Initialen — Liller Kriegszeitung — hat man aber mißverstanden. Wenigstens der Sanitätsgefreite, mit dem er unten gesprochen, war der Meinung, es heiße: „Lieber Kaiser!"

Bis zum Zapfenstreich, zu dem wir Besuch erwarten, muß noch tüchtig gearbeitet werden. Bommer möchte die Form der neuen illustrierten Beilage (für die zweitnächste Nummer) noch heute abend fertigstellen. Es ist auch besser so, denn morgen früh wollen wir doch zur Feier von Kaisers Geburtstag in die Kirche. Und dann sind noch Briefe zu diktieren, Meldungen zu schreiben. Die Liller Kriegszeitung bildet eine besondere Dienststelle des Gouvernements; da werden Personalien eingefordert, die Verpflegungsgelder-Angelegenheit muß mit dem Zahlmeister besprochen werden. Ich klingle beim Adjutanten an. Ob meine Beförderungsvorschläge durchgegangen sind? Ich möchte doch Arnold und Bommer die Knöpfe verschaffen und dem fixen Gefreiten an der Setzmaschine die Tressen ...

Falsch verbunden, der Festungskraftwagenpark meldet sich. „Die Fuhrwerke für die Kohlen sind unterwegs!"

Die Kohlen! Natürlich kommen sie an, wenn es Nacht ist, und ich habe dann keine Wache dabei. Also schleunigst ein neuer Antrag zur Kommandantur, Hilfsmannschaften zu stellen. Und sobald die Wagen rasselnd vorfahren, springe ich hinunter auf die Nebenstraße und stelle Dietrich als Aufpasser auf. Die schmutzigen kleinen Kinder aus der Nachbarschaft lungern schon herum, um eine Schürze voll Kohlen als Beute heimzubringen. Sie tun mir ja leid, die frierenden armen Franzosen, aber ich kann ihnen nicht helfen, die Kohlen gehören Deutschland, und der Intendanturrat käme mir auf den Kopf, wenn ich nicht die größte Sparsamkeit walten ließe.

Es sei Besuch oben, meldet der einarmige Concierge, der aus dem Vorderhause kommt.

Und nun gibt es ein festliches Stündchen. Ompteda wird von seinen Freunden aus dem AOK. besucht, gemeinsame Bekannte füllen die Balkons, auch ein paar hübsche bayerische Kriegsschwestern sind dabei, ein Glas Sekt ist bereitgestellt ... Und über die unübersehbare Menschenmenge, die von der Rue nationale her sich über den großen Platz ergossen hat, tönt fernher der langanhaltende Trommelwirbel ...

Solch einen Zapfenstreich werden wir nicht wieder erleben. Auch die Franzosen staunen.

Digitized by Google

Drei, vier Musikkorps, sämtliche Spielleute des Festungsbezirks, ein paar Kompagnien als Begleitmannschaften und Fackelträger. Drüben in den hellerleuchteten Fenstern des Hotels erscheint die Gestalt des Kronprinzen von Bayern, des Gouverneurs. Der Zapfenstreich hält und macht Front. Und dann setzen die wunderschönen deutschen Lieder ein. Soldaten und Offiziere, alle, alle singen mit: „Deutschland, Deutschland über alles!“ und „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“ Überall flammen bengalische Lichter auf und bemalen die strahlenden Mienen der Mannschaften, die für ein paar Tage, der Parade wegen, in die Stadt hereingezogen worden sind. Und aus dem leuchtenden Kranz steigt der Hymnus für den Kaiser zum gestirnten Himmel empor.

In der Balkonecke steht Professor von Hayek und nimmt eine Skizze auf. Seine Augen leuchten.

Um die Freiheitsstatue zieht der Zapfenstreich weiter, biegt in die Rue nationale ein, er soll bei der Zitadelle endigen. Tausende bilden das dichtgedrängte Spalier.

Nun wird der Platz wieder dunkler. Aber die Fassaden der illuminierten Häuser behalten den festlichen Eindruck.

Der Besuch will sich empfehlen.

Ein findiger Mitarbeiter — es ist der sächsische Hauptmann L. — hat die Kaisernummer entdeckt, von der ich mir die ersten Exemplare habe bringen lassen. Über dem vorzüglich wiedergegebenen Bildnis des Kaisers leuchtet ein schwarz-weiß-rotes Fahnenband. Auf das Rot sind wir besonders stolz. Die Nummer ist sechzehn Seiten stark. Und es wird ein Sturm auf mich unternommen: jeder will natürlich ein Exemplar „avant la lettre“ mitnehmen.

„Wundervoll!“ — „In Feindesland!“ — „Mit den paar Kräften!“ — „Man wird sich um die Nummer reißen!“

Ich gebe, was ich habe. Meine Sorge verschweige ich. Und der Besuch verabschiedet sich in fröhlicher Stimmung.

Aber soeben bin ich wieder drüben im Maschinensaal gewesen. Der Bayer, der Württemberger und der Franzose arbeiten schweigend an den Maschinen. Blatt um Blatt fällt auf die hohen Stapel. Wenn nur die schreckliche alte französische Maschine nicht schmiert! Für morgen in aller Frühe sind dreißig Mann kommandiert, um den Rest der Auflage schleunigst zur Ausgabe bereitzustellen.

Und inzwischen mache ich die Korrektur der folgenden Nummer druckfertig.

So ein Tag bei der Liller Kriegszeitung ist fast gerade so ereignisreich wie an der Spitze einer Kompagnie. Aber schöner — ja, schöner war es doch da vorne!

Palmsonntag

O wie soll ich feierlich empfangen
Liebste, dich, der Sonne Wiederkehr!
Keine Amsel hat noch angefangen,
Noch von Blumen steht die Halde leer;
Moosige Matten nur mit grünen Halmen,
Eine Ahnung regt und beugt den Hain,
Schimmernde Weiden winken dir mit Palmen:
Horch, der Frühlingssturm rauscht dir die Psalmen
Und mein Herz weht auf: Zieh ein, zieh ein!

Josef Schanderl

Als ich geboren ward

Als ich geboren ward, war Auferstehungsnacht,
Fiel ein Karfunkelstern aus seiner blauen Fern'
In unsern Garten sacht, in jener Osternacht.
Wuchs auf am zarten Stiel, wie er vom Himmel fiel,
Blüht Gott zum Ruhme als Osterblume. —
Heimweh nach ew'gem Licht brennt mir im Angesicht, —
Muß folgen der Ferne, — dem Sterne.

Hildegard von Hippel

Digitized by Google

Der Verwundete

Von Albert von Trentini

Bei der Martingerbäuerin saß der Doktor. Er war natürlich auch ein Bauer. Mit Rohrstiefeln und einem roten Regenschirm saß er neben ihr, denn es war der 26. September, und in Prägraten schneit es, wenn es nicht regnet, vom 10. an. Der Doktor war alt, aber jünger als die Martingerin. Die seit siebzehn Jahren Witwe. Er ledig. Über Virgen, das nächste Dorf gegen Windischmatrei hin, waren weder er noch sie jemals hinausgekommen. Jetzt, da sie beide die Siebzig überschritten hatten, tat ihnen auch das nicht mehr weh. —

„Und vom Luisele hast alleweil no ka Botschaft?"

Die Martingerin sah den Doktor hilflos an. Sie war schwer herzleidend. Darum kam er ja alle Morgen um halb neune. „Naa," sagte sie schwerschnaufend.

„Und no alleweil nit wissen, wo er ist?"

„Naa!"

„Und der Stani hat aa no nie g'schrieben?" Der Stani war Bauernsohn auf Platt in Obermauer draußen. Mit dem Luisele ausgezogen.

„Aa no nie g'schrieben!" —

Die Tür tat sich auf. Der älteste Sohn der Martingerin, der Franz, kam herein. Ein großer, bärenhafter Mensch. Aber schon über die zweiundvierzig. Nicht einmal Landstürmer mehr. „Guat Morgen!" sagte er trocken und setzte sich auf die Ofenbank.

Da wurden die Martingerin und der Doktor scheu. Der Hof gehörte nämlich ihr; der verstorbene Mann war ein armer Hundling gewesen. In ganz Prägraten wußte man: den Tag, an dem die alte Martingerin nimmer aufstand, sahen der Franz und seine robusten Schwestern nicht ungern kommen.

„Raunzt sie alleweil, die Muatter?" lachte der Franz roh auf.

Der Doktor drehte sich böse um. „Sie wird schon ihre Gründ' dazu haben!"

„Der Grund ist der Luisele! Kan anderer!" Der Franz zog die Pfeife aus der Joppe, steckte sie an. „Der Luisele; 's Büabele!" Die Pfeife zog nicht. „Aber dös Unkraut verdirbt nit!"

Die Martingerin wurde bleich. Ihre Brust fand keine Luft mehr. Das Gesicht, das wie Pergament war, bekam eine Unzahl tückischer Falten. Stand wie der Tod schon über dem schwerkranken Leib.

„Wir wölln's hoffen!" antwortete der Doktor bestimmt, einen schnellen Strich Haß in den Augen. „Erschlagen hat der Luisele ja no niemand. Und g'stohlen hat er aa nicht!"

„Muatter" ... der Franz überhörte das völlig ... „Der Laffrauner von Lienz ist da. Wegen d'n Gamser Wald!"

Da kam Furcht über die alte Frau. Das wußte sie ganz genau: Sobald sie die Augen zumachte, war der Luisele ein Bettler! Und darum wollte sie trotzen; solang' noch ein Stück Atem in der Brust saß.

„Er gebet oanahalbtausend Gulden. Sie brauchen iatzt rundumadum Holz. Was sagst d'rzu?"

„I gib kan Wald nit her!"

„Um fünftausend Gulden vielleicht?"

„I gib'n nit her; i!"

„Sei still, Martingerin!" Der Doktor legte ihr erschreckt die Hand auf. Die Stimme kam aus einem vollkommen zertrümmerten Bau. „Red' nit, Martingerin! Es tut dir nit gut!"

„I gib'n nit her; i!" keuchte sie aber noch einmal. Und in einer wilden Angst krampften sich die Hände um die morschen Knäufe der Lehnen.

„Nachher verlangen wir halt sechstausend!" versuchte, ohne jede Rührung, der Franz weiter. „Sechstausend vielleicht, und d'rvon geb'n mir fünfhundert 'n Luisele?" Gemein brüllte er auf.

„Um hunderttausend nit ...!" — Aber damit war der Greisin Kraft auch zu Ende. Wie eine Tote sank sie, weiß und voll Schweiß, in den Sessel zurück.

Eine böse Pause entstand. Der Franz schaute in den Schnee hinaus. Der Schnee ging dick vor den winzigen Fenstern nieder. Das schaute der Franz an. Unbeweglich, von der Ofenbankecke aus. Er hatte Zeit.

Digitized by Google

„Die Muatter ist nit gut dran!“ begann aber leise, als immer mehr Schnee sank, der Doktor zu mahnen. „A jed's böses Wört'l kann ihr's Leben kosten. Siehst es denn nit?“

„Hilf du ihr! I bin ka Doktor!“

„Aber ihr Bua bist!“

„Ist schon recht. Sie woaßt's anders!“

„Sie . . .?“

„Sie hat oan oanzigen Sohn: i'n Luisele. 's Büabele!“

„Und wenn du dei Büabel im Krieg hättest?“

„Han ka Büabel! Han nit heiraten derfen!“

„Ka Wörtl, Martingerin!“ Er hob sich entsetzt, der Doktor, und fiel dem Weibe ins Widerredenwollen. „Ka Wörtl! Er moant's nit a so!“

Der Franz lachte auf. „I moan's, wie i's g'sagt hab. I moan . . .“

Aber da kamen die Schwestern herein. Mit Dragonerschritten. Beide in groben Wollspensern. Und mit Holzschuhen. Die eine vom Stall; die andere vom Stadel. Sie waren ausgezeichnete Bauerndirnen. Beide über die Dreißig hinaus; aber kräftig und voll und mit gescheiten Augen.

„Madeln,“ begann der Doktor sogleich und stand auf, „ös müßt besser . . .“

„Nit! Nit! Nit!“ wehrte ihm jäh die Kranke, die wieder zu Leben zog. Der Doktor sollte nicht fortgehen von ihr! Aber er sollte auch mit den Mädeln nicht reden! Machte es nur noch schlechter!

„Madeln,“ wiederholte er jedoch hartnäckig, „ös müßt auf die Muatter besser schauen. Sie ist nit gut dran!“

Als ob sie nicht verstanden hätten, blickten sie ihn an. In gewissen Bauernstuben galt der Harpfner Sepp als ein Dummkopf; selber ein altes Weib.

„Fahlt ihr ja nicht!“ antworteten sie fest, wie aus einem Munde.

„Fahlen! Wär' no besser, wenn sie nicht zu essen und zu trinken hätt'. Aber so a Mensch braucht a Pfleg'! A gute Pfleg'!“

„Hat sie etwa geklagt?“

„Kan Deut nit. Aber . . .“

„Dös kennt man! Die Muatter klagt alleweil. Bis auf dann, wenn der Luisele da ist. Da ist all's recht!“

„Nit! Nit! Nit!“ wehrte, noch heftiger, die Alte; angeekelt; und noch einmal. Aber in dieser Beziehung war der Harpfner Sepp wirklich ein Dummkopf. „Wer red't denn vom Luisele?“ begann er von neuem. „Aber ös zwei g'sunde, starke Madeln müßt auf die Muatter mehr aufpassen!“

Lachend kehrten sie ihm den Rücken. „Franz, hast g'hört,“ wandte sich die jüngere, die Rosl, an ihn. „Der Jörgl ist mit an ganz an klein Schüssel in Arm im Lienzer Spital. In Sonntig bringen sie'n her!“

Der Jörgl hatte es nämlich mit der Rosl.

„Aber der Hörwarter Hans ist hin,“ antwortete gemütlich der Franz.

„Und der Rannacher Toni aa.“

„Und der Stani soll an Fuß aweg hab'n.“

„Der Stani an Fuß aweg?“ Der Doktor, das kalkweiße Gesicht der wie durch einen Blitz aufgeweckten Alten vor Augen, rief es im ärgsten Schreck. „Woher habt ös denn dös?“

Sie kehrten sich nicht einmal um. „Von Briaftrager.“

„Und von Luisele . . .?“ Die Alte, hungernd, kroch aus den Polstern.

„Und der Mungenast Paulele hat die Cholera!“

„Und von Luisele ...?“ Die Alte und der Doktor zugleich riefen es heiser heraus.

„Nicht gheart!“

„Aber, wenn der Stani in Spital kemmen ist, — der muaß ja etwas wissen!“

„Wenn der Stani . . .“ wiederholte, am ganzen sterbenden Leib erschauernd, die Alte.

„Nicht gheart!“ Alle drei, das Neunerbrot im Mund, zuckten die Achseln.

Und wieder eine Pause.

Die Alte saß, vornübergebeugt, das blutlose Gesicht in das Halbdunkel der Stube geschnitten. Betete; gegen ihren Haß. Gegen diesen ohnmächtigen Haß. Und der Doktor nahm sein rotes Regendach fest, mit wilden Händen, und drückte es aus, daß ein Bach daraus niederrann.

„Madeln, habt's g'hört,“ brach da der Franz das Schweigen, „die Muatter will den Wald nicht herlassen.“ Zu Fleiß kam er auf diesen Wald zurück.

Das riß sie sofort herum. „Warum denn nit?“

„Weil...“ wollte der Doktor, mit einer weiten Handbewegung, vermitteln.

Digitized by Google

„Halt's Maul, Seppele!" Der Franz schrie ihn an; riß sich den Janker vom Nagel. „Weil sie nit will! Döswegen."

„Weil i nit will! Ganz recht. Weil i nit will," krächzte die Alte, aufgestachelt, hervor.

„Und warum denn nit?" Die breit vor ihr aufgestellten Töchter.

„Weil i mi" . . . in stammelndem Kampf kam es heraus... „bei lebendigem Leib nit erben lassen will!"

„Haha!"

„Nit schlecht. Was?"

„Haha! Weil sie sich . . ."

„Weil i mi..." da stand das alte Weib schon im Boden. Ein elender, gemarterter, zuckender Leib. Der die drei Kinder angreifen wollte. „Weil i mi . . ." pfiff er und ging sie an; da fiel ihr aber der Doktor in die Absicht. „Bist g'scheit, Martingerin?" Er führte sie widerstandslos in den Sessel zurück. „Was fallt denn dir ein?" Er bettete sie mit ängstlicher Sorgfalt; strich ihr über die schweißtriefende Stirne; redete ihr zu. Goß ihr von der Medizin ein. Und kehrte sich dann jäh zu den dreien um. „Schamen kennt's ös euch, sag i; a so mit der Muater zu reden! Schamen!"

Der Franz, die Schwestern zur Seite, riß sperrangelweit die Tür auf. Grau war sein Gesicht. „Schamen?"

„Ja! Schamen!"

„Vor wem denn?"

„Vor euern G'wissen!"

„Und a so red'st du?"

„Ja, i!"

„Du, der Harpfner Seppele?"

„Ja, i!"

„Und wer hat denn . . ." dem Franz verschlug die Wut die häßliche Stimme... „wer hat denn den Hof wieder aufgebracht, wia die Muater all's hat verlottern lassen? Ha?"

„Und wer schindet sie denn" . . . feuerrot glotzte der Sefa Gesicht . . . „von fruh bis spat, daß der Hof no alleweil besser wird?"

„Und wer hat denn für'n Luisele siebenhundert Krönlen zahlen müassen" . . . die Rosl . . . „weil er sie beim Islitzer Wirt schuldig g'wesen ist?"

„Und wer hat denn der Trudner Thres 's ledige Kind von Luisele ablösen g'miaßt, weil er si druckt hat?"

Wild warf der Franz die Tür an die Stubenwand. „Und da red't der Fahnenschwinger von insern G'wissen! Kemmt's, Madeln, mit mir geht's; i woaß, was mir zu tian haben!"

Und die Tür, krachend, fiel ins Schloß.

Klein, ohnmächtig, sah die Martingerin auf sie hin. Ein elendes Packen Knochen und Herzweh. Kein Tropfen Blut mehr in ihr. Keine Sehne mehr voll Kraft, sich zu rühren. In der Grube drin aber, unter der Brust, krochen alle Fetzen ihres Menschenlebens wie rasende Teufel zusammen, dunkel, segenlos und schwarz. Und eine Flut von Unglück, eine Flut von Erinnerungen, die niemals versunken waren, stieg aus dieser wildesten Finsternis zum sterbenden Herzen empor und beutelte es.

„Martingerin" . . . schwach kroch die Stimme des Alten aus der bleiernen Bangnis . . . „nimm's nit a so schwar!"

Sie rührte sich nicht. Sie hörte es ja gar nicht. Sie lauschte nur dem, was innen geschah; staunend und unbeweglich.

„Schau, Martingerin, in a jeder Famil' . . ."

Da aber riß sie ihm mit einer jähen Bewegung die Rede aus dem Mund. Daß er blitzschnell verstummte und den eisgrauen Kopf sinken ließ. Denn aus ihrer Hölle, urplötzlich, hob eine helle Säule von Licht sich empor, umfing das Herz, es bekam Luft, es tat einen freien Schlag. — „Danmal no," stammelte sie wie in der Verklärung, „möcht' i ihn halt sehn, Seppele! Verstehst dös?"

Bis auf die zitternden Knie hinab sank sein Kopf. Ein dummer Kopf. Aber ein heiliger. „Er werd schon kemmen, Moidl," sagte er ganz, ganz leise, denn er glaubte es nicht! „Morgen vielleicht, . . . oder übermorgen . . ."

Sie aber glaubte es! Ganz voll Glauben nahm sie seine Hand, fest, fest in die sterbende, und nickte.

⁂

Ein schwerer Oktoberabend. Und ein später. Auf dem Weg von Virgen nach Prägraten lag der Atem der Dämmerung. In der Früh' hatte es im Tal geregnet. Auf den Hängen geschneit. Verbrämt von Hagel und Schleiern standen die ungeheuerlich hohen Berge zu den Seiten. Unwirtlich. Nicht die geringste Schönheit

Digitized by Google

des Herbstes war ihnen geblieben. Unterm dunkeln Himmel, den ganz die Wolken bedeckten, starrte diese Landschaft düster und grau. Finster saß in den Wäldern Feuchtigkeit und Kühle. Wo Saaten hervorschimmerten, war ihr Grün stumpf neben dem kalten Violett der abgebauten Äcker. Wo das Schindeldach einer Hütte aus dem Wirr lugte, das die Dämmerung über alle Formen und Flächen warf, schien es nicht Menschen zu decken, sondern einen unbarmherzigen Tod.

Die zwei Soldaten aber, die, jeder ein bißchen humpelnd, den Weg schritten, lächelten. Sie gingen langsam, nicht nur, weil ihnen die Wunden nicht schneller zu gehen erlaubten. Von Lienz bis Windischmatrei waren sie mit der Post gefahren. Von Matrei bis Virgen hatte eine Mehlfuhre sie mitgenommen. Jetzt humpelten sie.

Und lächelten; immer seltsamer, je weiter sie kamen; je müder die Füße sie schmerzten. Sie hatten über ihre Felduniform Mäntel gezogen; auf dem Rücken die Rucksäcke hängen. Waren schmutzig. Die Kriegsbärte rannen ihnen wild übers Kinn herab. Über schmale und blasse Wangen. Unter den Augen, in denen ein unwirkliches Feuer glühte, hockten große Ringe. Und fahl waren die Lippen. Ganz grell blickten die Zähne aus ihnen hervor, wenn das Lächeln sie auseinanderzog. —

„Kimmt jetzt etwa gar schon s' Iselkreuz?“ sagte plötzlich der Stani, und das Lachen nahm sein ganzes Gesicht ein.

„Naa, zuerst kimmt das Triflerbildstöckl. Nachher die Fehrendhütt'. Und nachher erst 's Kreuz.“

Der Stani humpelte viel mühsamer als der Luisele. Aber gerade das freute ihn. Umsonst war er von Galizien nicht ins Spital herabgekommen.

„Ist doch etwas,“ lachte er, urselig im Heimkommen, „a Bröckl Land zu haben, wo man a jed's Stäudl und Stoanl kennt!“

Der Luisele, dem aus einer geheimnisvollen Ursache das Herz klopfte, nickte.

„Wie mir im August talauswärts gangen sein, han i mir denkt: mir kemmen nimmer z'ruck. Aber iatzt denk i mir: wenn mir no amal gian, mir kemmen wieder z'ruck!“

Der Luisele, in einer immer heißeren Beklemmung, nickte wieder. Seit jenem Auszug war nämlich viel geschehen! Es gab seither Tausende von Menschen, die tot waren. Aber einen auch wenigstens, dessen vergangenes Leben tot war.

„Wie i mitten im ersten Feuer g'standen bin,“ fuhr der Stani, dessen Hof nun keine hundert Meter mehr weit weg war, fort, „han i alleweil 'denkt: kämpfst für dei Hütt'. Und für die Thresl. Und für die Kinder.“ Mit dem ganzen Leib lachte er jetzt.

„Und wie i g'sehen hab, daß der Sanner Toni und der Gerber Franzl hinfallen, mit die Händ auf'n Herz, han i mir denkt: Teifl, Stani, a so derfst du's nit machen! — Nit? Wenn man an Hof grad erst übernommen hat und in März heiraten möcht; — und sechs Küh' und sieben Ochsen in Stall hat! Was?“

„Da ist dei Hütt'n, Stani!“

Verblüfft schaute der Stani den Luisele an und blieb stehen. Und ward wie ein Stein. Einen blitzschnellen Ruck hatte es ihm gegeben. Oben auf der Höh', etliche Sprünge über den Weg, kroch aus der Dunkelheit ein großes hochgiebliges Dach. Rund um dies Dach war es finster, man unterschied weder Baum noch Feld. Aber ein Licht in einem winzigen Fensterlein brannte, und der Strahl davon beglänzte im Acker draußen eine volle Haferharfe.

„Wirklich, Luisele, si isch es!“

Der Luisele lächelte wehmütig.

„Luisele, si isch es wirklich!“

Noch eine Zeitlang blieb der Stani stehn. Dann aber, plötzlich, war er mit einem einzigen Satz im Weg weiter drin. Und nun redete er nicht mehr. Kein Wort mehr. Lief in Schmerz und Stechen weiter, daß der Luisele ihm nicht nachkam, atmete schwer, immer schwerer, — und machte flink und gesund halt, als in der Wegmauer eine Scharte sich auftat. Sofort erkannte er diese Scharte. In der führte eine kleine Stiege ins Feld empor.

„Nachher also, Luisele, . . .“ er reichte ihm eilig die Hand hin, „i hatt's iatzt! Pfiat di Gott!“

„Laß dir 's Stiegele aufwärts helfen!“

„Kimm schon alloan aufwärts. War' nit übel!“ wehrte er hurtig ab. Und wirklich: er war schon oben. Wankte ein bißchen auf dem Rain. Fand aber alsogleich das Gleichgewicht wieder. Auf seinem eigenen Grund und Boden.

Digitized by Google

„Und morgen kimmst heraus zu mir, Luisele? Oder?"

„Schon recht. After Mittag klopf' i an."

„Guate Nacht, nachher!"

„Guate Nacht, Stani!"

Der Stani verschwand in der Nacht. —

Aber nun wurde auch der Luisele ungeduldig. Zur Linken zweigte vom Weg ein Pfad ab. Auf den hatte er lange schon gewartet. Und den nahm er jetzt. Er führte vom Dorf abseits in die Islitzauen hinein; durch diese hindurch geradeaus nach Marting. War finsterer, als der Weg. Und naß. Von tropfenden Erlen bestanden. Von einem Seitentale, das sich südenzu öffnete, stießen eisige Nebel heraus. Und in dies fröstelnde Dunkel klirrten von unfehlbarer Richtung Stallglocken und Scheunentüren.

Als er von Marting nur mehr fünf Minuten entfernt war, setzte sich der Luisele todmüde auf einem Stein nieder. Einem nassen Stein mit nassem Moos unter einem Bergkirschenbaum. Ausrasten, bevor er ins Haus trat! Er legte die Hände übers Gesicht. Da war die Heimat. Rundherum alles Heimat. Genau so, wie er sie vor zweieinhalb Monaten verlassen. Ganz genau so. Innen aber, — innen, alles anders! Vollkommen anders geworden! — „Mutter," sagte er vor sich hin, — „i han g'sehn, was koa Mensch denken kann! Was koa Mensch traamen kann! Muatter, — i sieh' all's ein!" Tiefer sank sein Kopf in die Hände, und in der Brust drin, in einer ungeheuren Sehnsucht nach der Mutter, der er das sagen könnte, zerriß es sein Herz. „Mutter, i han schreien und jammern und flennen und um Hilf' und Gnad' betteln g'hört, wia's in der Höll' nit schrecklicher sein kann!" Im ganzen Leib, den fror und den die Reise schmerzte und biß, begann er zu zittern. „Mutter, i han g'seh'n, wia die jüngsten Buabn ins Feuer einigloffen sein, mitten ins Sterben! Und g'lacht haben sie, Mutter!" Ein ungeheures Weinen erschütterte ihn. „Mutter, . . ." die Hände streckte er weit vom Gesicht weg in die Nacht, und die Tränen rannen ihm brennend über die Wangen . . . „Mutter, verzeih mir, . . . all's, all's, — all's tua mir verzeihen!"

Und sprang jäh auf. Schüttelte die Tränen ab. Atmete tief auf, als hätte er nur einen Traum geträumt; und humpelte, weil er jetzt keinen Augenblick mehr warten konnte, dem Hofe zu.

Dessen Tür stand offen. Er trat in den finsteren, engen Flur. Blickte durch ein kleines Fensterloch links in die Küche hinein. Niemand darinnen. Auf dem Herde glimmendes Feuer. Er mühte sich vom Fenster fort, ging an die Stubentür. Wie ein Schmiedehammer schlug sein Herz, als er die Klinke in die Hand nahm. Und eintrat.

Da sprangen sie drin alle auf. Der Franz, der Knecht, die Sefa und die Rosl.

„Der Luisele!"

Er lachte. Übers ganze Gesicht lachte er. Das wußte der Herrgott: Haß hatte er keinen mehr. Keinen Funken mehr. Nur mehr eine unbändige Freude.

„Der Luisele! Jetzt da schau her!"

Er reichte ihnen über den schwach von der Lampe beschienenen Tisch die Hand hin. Merkte nicht, wie diese Hände kalt waren und zögerten. Setzte sich endlich mit einem tiefen „Ah!" an den Tisch.

Ganz still wurde es. Er aber dachte darüber nicht nach. Er saß beim Tisch. Am Tisch seiner Mutter. Die Mutter war im Bett oder in der Küche. Sie wird aber jetzt gleich hereinkommen. „Ah!" machte er nochmals, mit aufgeblasener Brust, und lachte mit großen kindlichen Augen.

Der Franz sah die Sefa an. Die Sefa die Rosl. Alle drei dann den Knecht. Und dann senkten sie die Köpfe, alle vier, und drehten die Daumen umeinander.

‚Da ist der blutige Christus!' dachte der Luisele nach. ‚Da ist die rußige Lampe. Da liegt auf dem Fensterbalken das alte Gebetbuch der Mutter.' Nein! Dieses lag nicht da! ‚Es wird im Kasten sein. Die Mutter ist im Bett oder in der Küche. Sie wird aber jetzt gleich hereinkommen!'

„Nachher," wagte es endlich, nach einer ewigen Stille, den Kopf nicht hochgehoben, der Franz, „wie ist's denn g'wesen?"

„Schian!" Der Luisele ließ die Arme herabfallen, blickte sie mit Augen, die sie nicht verstanden, an und lachte. „Schian! Ja. Schian!"

Der Franz tauchte den Bleilöffel in die Gerstenschüssel. Dann tauchte die Sefa den Bleilöffel in die Gerstenschüssel. Und dann die Rosl. Und nach der Rosl der Knecht.

„Und . . . bist verwundet?" Nach einer

Digitized by Google

neuerlichen Stille, in der man die vier essen hörte, der Franz.

Der Luisele stand auf. Ging, so gut er konnte, bis zur Stubentür; machte sie schnell auf. Schlürfte in die Küche hinaus. — Nein! Da war die Mutter nicht.

Die Mutter ist schon im Bett!

Lächelnd stapfte er zurück; schloß leise die Tür. „An kloan Schuß in Wadel eini han i kriagt," sagte er leichthin, als er wieder beim Tisch angelangt war. „Nix dabei. In a zwoa Wöcheln geht's auf a Neus an. — Aber, wo ist denn die Muatter?"

Einen Augenblick lang, groß, starrten sie ihn an. Dann tauchten sie von neuem die Löffel in die Suppe.

„Ist sie in Bett?"

Wieder aßen sie. Aber so still jetzt, daß man eine Maus hätte hören können.

„Sefa, ist die Muatter schon in Bett?"

Weiter aßen sie. Es war, als ob die vier Köpfe mit eisernen Nägeln in den Tisch hinein genagelt würden.

„Rosl, ob die Muatter in Bett ist, frag i!"

Da drehte sich der Kopf des Knechts langsam empor. Kalkweiß war sein Gesicht. „Dei Muatter ist g'storben, Luisele!"

Kein Laut! Der ganze Raum stand in einem vollkommenen Schweigen.

„Der Bauer hat's dir wohl g'schrieben. In Rosenkranz-Sonntig. Hast nicht kriagt?"

Der Luisele stand auf und ging unhörbar zur Ofenbank hin. Auf der setzte er sich nieder. Er sah von dort her die vier Leute ganz genau unter der Lampe sitzen. Er hörte den Knecht noch einmal sagen: „In Rosenkranz-Sonntig." Er erkannte den Christus zum zweiten Male. Auch die Stubenuhr. Auch das Spinnradl. Das Gebetbuch aber lag nicht auf dem Fensterbalken! ‚Die Mutter ist in Bett!' sagte er still zu sich. Hielt sich mit der rechten Hand an der Bank fest, erhob sich, querte das Zimmer, trat in eine stockdunkle kalte Kammer, von der in eine zweite. Ritzte ein Streichholz an. „Muatter," sagte er leise und hielt die Flamme über das Bett.

Aber es war gar kein Bett da. Es war eine leere Kammer da. Mit einer Stelle voll Milchschüsseln.

Er warf den Funken in eine Schüssel. Griff sich mit einer Hand an die Stirne. Gleich darauf mit der zweiten. Taumelte so, wie ein Nachtwandler, in die Stube zurück. Blieb mitten in der Stube stehen.

Der Knecht schaute den Franz an. Der Franz die Sefa. Die Sefa die Rosl. — Das war eine verteufelte Sache!

„Ist die Muatter ... ganz g'wiß g'storben?"

Da drehten sie sich, mit einem blitzschnellen Ruck, dem Frager zu. Aber gleich wiederum. „Wohl!" antwortete der Knecht.

„Ganz ... g'wiß?!"

Starr sahen sie sich an. „Ja!" sagten sie dann; alle vier zugleich. Mit einer einzigen Stimme.

Der Luisele blickte rundum. Weiß wie eine Wand war er im Gesicht. Die Knie schlotterten ihm. „Luisele, setz' di nieder!" rief da in einem plötzlichen Mitleid der Knecht; stand auf und schob ihm den Sessel hin.

Und so saß er wieder am Tisch. —

Es verging eine lautlose Weile. Gegessen hatten sie. Die Schüssel stand schwarz und leer auf dem Brett. Getrunken hatten sie auch schon. Der Milchkrug stand leer auf dem Tisch. Aber zu rauchen begannen sie jetzt. Der Franz und der Knecht zogen ihre Pfeifen hervor, zündeten an; stießen große Wolken unter den Schnurrbärten hervor, die merkwürdig zitterten.

„Sie ist leicht g'storben," raffte sich endlich der Knecht auf; nach einem langen Räuspern. „Wie a Kindl. Ganz leicht."

Sogleich benützte die Sefa diese Gelegenheit. „Der Doktor hat g'moant, sie hätt's übern Winter doch nit ermacht."

„Sie hat a g'sprungene Ader in Herz g'habt" ... die Rosl ... „'s ist besser, daß sie g'storben ist; sie hat soviel g'litten."

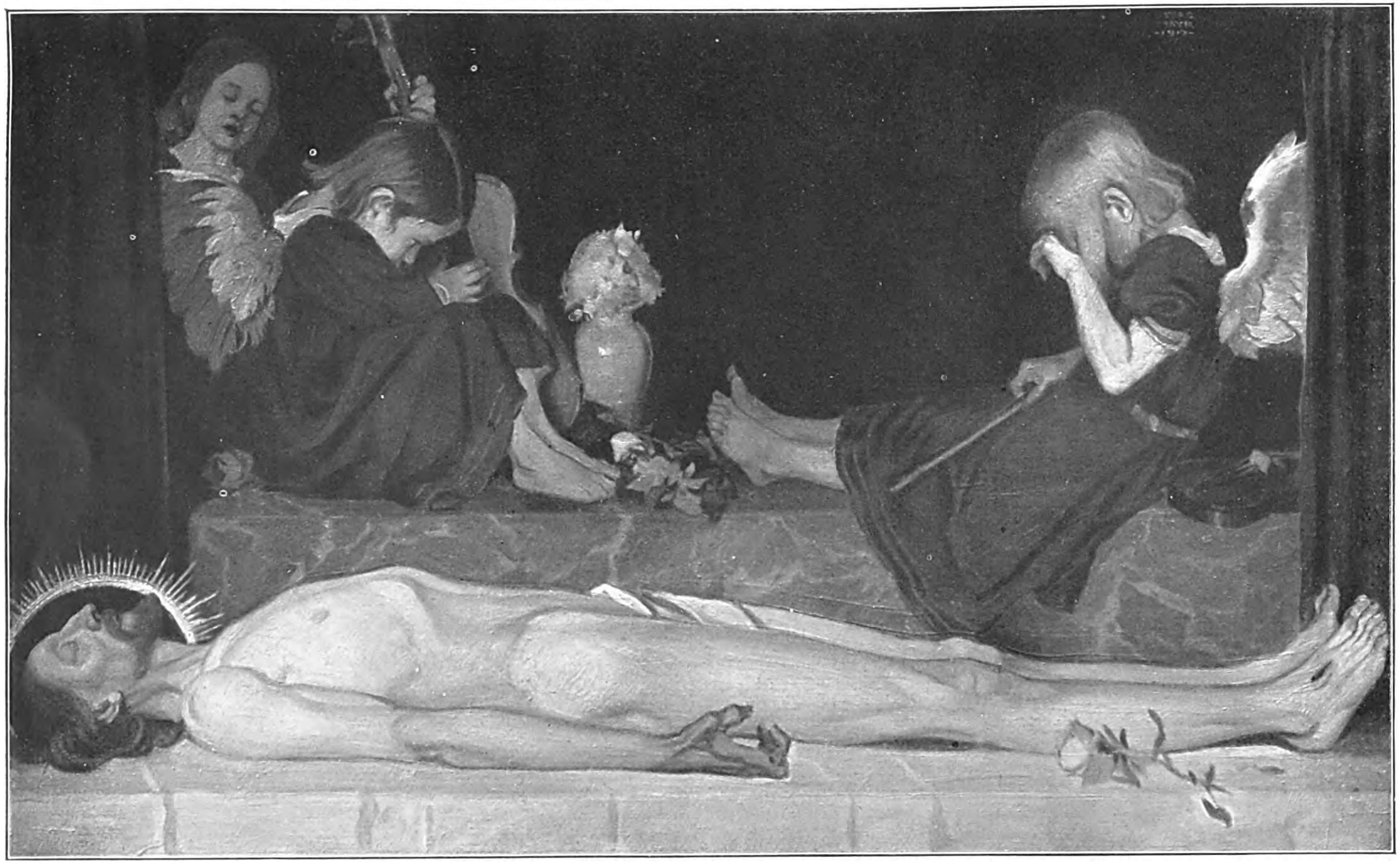
Aber eine neue lautlose Weile verging. Der Luisele saß wie eine Leiche. Er hatte beide Hände auf dem Tisch. Kein Finger an diesen Händen aber rührte sich. Er hatte den Kragen seiner Montur aufgemacht, so daß man auf die nackte Brust sah. Diese Brust aber bewegte sich nicht.

„Hm," sagte auf einmal, falscher Stimme, der Franz; denn dies Schweigen brannte ihm wie Feuer auf dem Leibe; „magst etwa an Schnaps, Luisele?"

Da erwachte der Luisele für eine Sekunde. Schaute ihn mit einem einzigen Blick an. Und ward wieder wie eine Leiche.

Und wieder senkten die vier, als ob die Trud' auf ihnen säße, die geschlagenen Köpfe.

Digitized by Google



Christus im Grabe. Gemälde von Georg Mayr

Digitized by Google

Digitized by Google

Und es verging zum drittenmal eine lautlose Weile. Nach dieser aber sprang der Luisele unvermittelt auf. Und dies benützte der Franz. „Und ... hast Urlaub, nachher? Oder?" fragte er heiser.

„Koa Stund nit!"

Sie zuckten zusammen. Schauten den Luisele glotzäugig an.

„Koan oanzige Stund nit!"

Der Franz, um einen Schritt, trat vor. Es ließ ihm keine Ruhe! „Zu was hast denn nachher den weiten Weg ...?"

Aber er verstummte auch diesmal. Auch diesem zweiten Blick hielt er nicht stand. „Hm!" machte er bloß; tat den Schritt wieder zurück.

Der Luisele ging zur Ofenbank zurück. Auf der lagen seine Sachen. Die Mütze, der Mantel, der Stock und der Sack. Eines nach dem andern von diesen Dingen nahm er jetzt auf. Der Franz schaute ihm beklommen zu. Aber als der Luisele wirklich die Mütze aufsetzte, gab es ihm einen Riß. Jetzt mußte er sich entschließen! Breit stellte er sich auf die Füße, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Aber..."

„Was: Aber?"

Der Franz machte zum zweitenmal den Schritt vor. „Reden müssen wir zwoa wohl miteinand!?"

„Was denn reden?"

„Wegen ..." Der Franz spuckte aus. „Wie's halt iatzt ist mit'n Hof."

Der Luisele war taub. Warf sich den Mantel um die Schultern.

„Daß die Muatter in Hof mir verschrieben hat; und ..."

Der Luisele war taub. Griff den Stock mit der Hand.

Der Franz kraute sich verzweifelt hinter den Ohren. „Elfhundert Gulden sein dein, ist in Testament. Bleiben dö auf'n Hof liegen, — oder soll i sie dir auszahlen?"

Da stampfte der Luisele in den Boden, daß das Haus wackelte. Da schlug er mit der Faust in den Tisch, daß Schüsseln und Milchkrug und Löffel und Salzfaß in die Dielen kollerten. Da riß er, daß ein Sturm in die stinkende Stube flog, die Stubentür auf. „Silberlingjud! Soll i di niederhauen wie an Wurm? B'halt dei Geld, und mei Geld, und 's Geld von der ganzen Welt, — aber rühr' mi mit koan oanzigen Wörtl mehr an!"

Mit schreckoffenen Mäulern starrten sie ihn an. Alle vier.

„Mit koan oanzigen Wörtle!!"

Und war aus der Tür.

⁂

Und in der Nacht. Er humpelte, so schnell er konnte. Atemlos. Wie ein Wahnsinniger. „Die Muatter ist tot!" sagte er sich flüsternd dabei vor und stieß mit dem Stock das letzte Gatter im Wiesengrund auf. „Die Muatter ist tot!" Er humpelte auf dem Brücklein überm Berglerbachl, einem eisigen Wasser, in das bleich der aufkeimende Mond fiel. „Die Muatter ist tot!" Er kam in die Aue hinein, in deren nassem Boden sein Fuß bei jedem Schritt stecken blieb. „Die Muatter ist tot!" Er hatte die schwarze Aue schon im Rücken und kroch strauchelnd zum Steig hinan, der seinen Weg führen sollte.

Und stand plötzlich angewurzelt. „Die Muatter ist nit tot!" Denn: „Luisele!" hörte er deutlich rufen.

Ganz deutlich: „Luisele!" Jäh kehrte er um. Sogleich. Die Mutter war's, die ihn rief. „Ja!" antwortete er, bebend in Lachen und Weinen, und humpelte keuchend den Steig zurück. „I kimm schon!" Und hastete, und stolperte und mühte sich immer tiefer nach abwärts. „I kimm schon!"

„Luisele! Hoooo!"

Da machte er wieder halt. Und fieberkalt lief es ihm den Rücken hinab. Das war nicht die Mutter! Das war ein anderer. Ein ganz anderer. „Die Muatter ist tot!" begannen von neuem seine Zähne zu klappern. Wie ein Verbrecher, dem man auf der Spur ist, kehrte er um, und ein beißender Hunger entstand in ihm, und ein unersättlicher innerer Durst machte ihn glühen, und der Fuß, immer kranker und weher, schmerzte ihn stark ... im Weg oben angekommen, sank er erschöpft auf den Bretterzaun.

Und die Tränen wollten ihm kommen. Es schüttelte und rüttelte ihn ein rasendes Fieber. Die Hände, wie aus einer innerlichen Angst der Glieder, falteten sich. Der ganze Körper, wie in einem Befehl, sich vor jedem Menschen zu schützen und zu verbergen, rollte sich zusammen. Aber die Tränen durften nicht kommen! Wenn er von hier aus ins Dorf zurückging, kam er bei der Kirche vorbei. Er fand, weil seine

Augen wie Feuer brannten, gewiß an der Mauer das Kreuz. Er konnte niedersinken und den entsetzten Kopf in die Erde eingraben und schwören: „Muatter, wia i in die Kugeln g'standen bin, han i mir gedenkt: ‚Kämpfst für dei Muatter!'" Er konnte, wozu ihn ein gedankenloses Leben nicht hatte kommen lassen — zum einfachen Bekenntnis der Liebe — jetzt, wo er das Furchtbare nur mehr besaß, das Neue, den Sarg in der Tiefe bekennend umschlingen und klagen: „Muatter, iatzt han i nicht mehr zu schützen!" Er konnte...

Verzweifelt stand er auf. Taumelte ein paar bewußtlose Schritte in den Weg, dorfwärts, hinein. Kehrte aber alsobald wieder um. Tot ist tot! Friedhof ist Friedhof! — Begann den Weg talauswärts fortzusetzen.

Und es war jetzt ganz still in ihm. Er war zu erschöpft, um jetzt noch zu leiden. Spürte den wehen Fuß nicht mehr. Wußte kaum mehr, daß Nacht war. Erinnerte sich des Geschehenen nicht besser, als man sich eines Traumes erinnert. Fühlte nur eine ungeheure Leere in sich; die ward immer größer, je weiter vom Hof er sich entfernte; aber weh tat diese Leere jetzt nicht mehr.

So humpelte er Viertelstunde um Viertelstunde. Die eine Hand am Stock; die andere über dem hinkenden Knie.

Bis er auf einmal zusammenzuckte. „Wer ist denn dös?" rief er erschreckt in die Nacht hinaus. Ein Roß, ein Reiter darauf, stand vor ihm. Der Reiter beugte sich eifrig herab; das Roß tat einen Sprung, unterm hastigen Mann.

„Wer bist denn du?"

Da erkannte er die Stimme. Und der Reiter ihn. Wie ein ganz Junger sprang der in den Boden nieder. „Luisele, — bist's oder nit?"

Dem Luisele, bei diesem Wort, kehrten alle Willensgeister wieder. Ein Mensch vor ihm; da war ein Mensch vor ihm!

„Kennst mi nit, Doktor?" rief er, fast höhnisch.

„Und i renn und renn... han auf Platt den Stani g'funden, und der Stani derzählt mir's, daß du da bist, und i renn..."

„Und nachher?" Alle Willensgeister kehrten wieder. Alle Willensgeister.

„Ja, und du nachher?" Des Alten Stimme zitterte vom jagenden Suchen. „Was... was tust denn du?"

„Gian!"

„Wohin gian?"

„Auf Lienz außi." Angestrengt blickte er in die Nacht hinaus. Der Wille mußte festgehalten werden! Bis Matrei die Nacht hindurch humpeln! In Matrei ein Lager! Mit der Post im Morgen nach Lienz! In Lienz ins Spital! Vom Spital weg vorn Feind!

„Iatzt? In der Nacht?"

„Warum denn nit, Seppele?"

Dem alten Bauern verschlug es die Stimme. Er griff sich mit der schweißtriefenden Hand an die Stirne. „Ja... aber... du bist ja erst kemmen?"

„Vor a zwoa Stund."

„Und... und bist auf Marting g'wesen?"

„Wohl!"

„Und..." Der Atem des Alten begann in einem stechenden Weh seiner Brust zu zittern. „Und...?"

Steinstarr aber stand der Luisele. Vor seinem Auge... „Auf Marting haben sie mir g'sagt, daß mei Muatter..."

Aber das Wort „tot" brachte er nicht heraus! Biß sich, das lodernde Auge senkend, in die Lippen.

Der Alte, ohne Herzschlag jetzt, drehte sich um. Und als es das sah, begann sein Rössel zu wiehern. Laut wieherte es. Aber der Luisele stand starr wie ein Stein.

„Und iatzt, Luisele," stieß der Alte, wie erwachend, hervor, und es rannten ihm die Tränen wie ein Bach herunter, „iatzt?"

„Geh' i wieder!"

Das Roß, in die neue Stille, wieherte lauter. „Stad, Brauner!" schneuzte sich verzweifelt der Alte.

„Fein's Rössel?" Der Luisele trat ans Tier heran, streichelte es. „Fein's Rössel!"

„Wohl, wohl!" hauchte ratlos der Alte.

Der Luisele ließ jäh das Tier aus. Raffte mit aller Gewalt sich auf. „Nachher also, — pfiatgott, Seppele!" rief er und lachte.

Da ging der Alte entsetzt in die Höhe. „Ja, Luisele, a so, in dem Zustand... du kannst ja nit gehn!"

„War nit übel!" Gierig, wie der böseste Feind, mußte der Wille umklammert werden.

„Luisele"... eine ungeheure Sehnsucht

Digitized by Google

floß in die bebenden Worte des Alten ... „Luisele, geh' mit mir! Kimm zu mir! Schau, Luisele, i han a Bett drhoam!"

„Geat nit, Seppele!"

„I han" ... er rührte ihn wie ein Kind an ... „I han a gut's Bett drhoam. A nobl's Bett. Und i werd di pflegen, Luisele; pflegen werd i di ..."

„Geat nit! Seppele!"

„Und i werd dir" ... er kroch ihm an den Leib wie einem Kinde, das ihn bisher noch nicht gekannt hat; das bisher noch nicht gewußt hat, daß es einen Vater hat ... „I werd dir all's tun, was du brauchst, Luisele. I werd dir ..."

Der Luisele, in einem wilden Zweifel, der ihn tückisch zerriß, machte sich frei. „Geat nit, sag' i, Seppele!"

Da stand der Alte mit weit offenem Mund; zitternd, ganz einsam.

„Also nachher pfiatgott, Seppele; wia i g'sagt han!"

„Luisele" ... Der Alte, voll Entsetzen ihm nach ... „Luisele! Du!!"

„Was?" Der Luisele war schon fünf Meter im Weg drin.

„Dei Mutter hat mir g'sagt ..."

Wie einen fallenden Baum riß es den Verwundeten herum. „Was hat sie dir g'sagt?" schrie er gellend heraus.

„Daß ..."

„Was hat sie dir g'sagt?"

„Daß du ..." Aber da veränderte sich plötzlich der Alte. Wie der Luisele ward er; fast genau so wie der Luisele.

„Was hat sie dir g'sagt, frag i?"

Der Alte schüttelte den Kopf. Sprang auf sein Roß. Einen Sporn dem Roß! „Nix hat sie mir g'sagt, Luisele, was d'nit schon woaßt!"

„Seppele...!"

Aber der Reiter trabte schon.

„Seppele ... Seppele ...!"

Aber ... jetzt verstand der Luisele! Er weinte wild auf, wild schlug er die Hände vor's Gesicht ... im nächsten Augenblick drehte er um. Ließ es zu, daß jede Sekunde die Trennung größer machte. Der Reiter dem Dorf zu; der Verwundete dem Tal zu. Jede Sekunde unwiederbringlicher ward die Trennung. Und jeder Schritt unerbittlicher. Oft geht einer jahraus, jahrein, und weiß nicht, warum er geht. Und oft genügt ein einziger Tritt ...

Jeder Tritt in der Nacht hallte. Denn die Nacht war stummer als Tod; finsterer als er. Jeder Tritt scheuchte aus dem Dunkel die Gestalten eines ganzen Lebens auf, das jetzt erst wußte: wohin. Und jeder ließ in der Brust, die staunend wanderte, das Herzblut heißer werden, und im Glühen dieses bittersüßen Saftes heißer den Willen. Bis Matrei acht Stunden! Im Wald eine Rast! In Matrei ein Lager! In allem Morgen nach Lienz mit der Post! In Lienz ins Spital! Vom Spital weg vorn Feind! —

Und immer weiter humpelte der Verwundete. Die Berge, im Mondschein, standen grau und groß auf. Die gehörten dem Luisele nimmer. Im grünen Bett unten rollte gurgelnd der Bach. Der gehörte dem Luisele nimmer. Rundum und zwischen Talflur und Wald froren die Wiesen. Keine einzige die seine. In den Feldern, tief verschlafen, hockten die Hütten. Keine die seine. Wenn der Weg eine neue Biegung machte, sank die verlassene Heimat noch finsterer zurück in die Nacht. Nimmer die seine. Eine feine Stimme hob sich ferne und flehend im Rücken aus der Mauer vom Freithof und rief: „Luisele!" Erreichte ihn nimmer.

Das Brunltal humpelte er aus. Das Bärental humpelte er aus. Das Fiehbruntal. Dann das Virgental. Da war es gerade zwei Uhr. Aber auch, wenn einer an Leib und Seele verwundet ist, heilt ihn ein Wille! Es ward drei Uhr früh, und der Luisele humpelte immer noch talauswärts. Und als es halb vier war, stand er vorm Umbalkreuz, hoch über dem schaurigen Kessel von Windischmatrei. Und da ... da packte ihn in einer einzigen unerwarteten Sekunde eine Riesenfaust im Genick und schüttelte ihn, in einem einzigen Augenblick war er ein hungernder, todkranker, verzweifelter Mensch, der sich mit einem Wildschrei das Hemd aufriß und wie ein Gefallener in die Erde niederplumpste.

Um im nächsten zum letztenmal aufzuspringen. Ein Blitz fuhr in seine Seele, eine flammende Helligkeit ward über allen Gründen seines Menschen, urmächtig reckte er die Brust in das Grauen hinaus, urlebendig bohrte er das Auge hinein ... „Jatzt raaf' i fürs Vaterland!" schrie er — und humpelte weiter.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

„Krieg!"

Aus meinen Erinnerungen. Von Richard Voß

Vor längerem erzählte ich einmal, wie ich im Jahre 1870 den Ausbruch des Krieges erlebte. Nun kam die Zeit, wo ich wieder davon sprechen darf.

Eines sonnigen Julitages war's. In einem Dorf am Ufer der Ilm befand sich der angehende Landwirt, ein schmächtiges, blasses Bürschchen, mehr Knabe als Jüngling. Dabei ein solcher Träumer und Phantast, daß er mit der Seele mehr in den Wolken weilte, als mit beiden Füßen auf Mutter Erde stand. Und er sollte doch ihr getreuer Sohn sein, der sie hegte und pflegte, damit aus ihrem durch die Liebe des Landmanns gesegneten Schoß die völkernährende heilige Brotfrucht sprieße.

Das reife Korn brachten wir ein. Seit Jahren hatte der Halm so hoch nicht gestanden, war die Ähre so schwer nicht gewesen; seit Jahren konnte Deutschland nicht solch fröhliches Erntefest feiern. Von den im Gold der Felder, im Gold der sommerlichen Abendsonne leuchtenden Höhenzügen über dem grünen Ilmtale führten wir die Wagen, mit Garben haushoch beladen, in die dörflichen Scheuern. Schnitter und Schnitterinnen sangen ein altes Thüringer Volkslied. Ich schritt in dem Zug der Fröhlichen, selbst ein Froher, der die Welt schön fand und von der Menschheit Jammer nichts wußte.

Da plötzlich —

Ein junger Taglöhner kam uns vom Dorf her entgegengelaufen, schweißbedeckt, atemlos. Was rief er uns schon von weitem zu?

Nur ein Wort war's, ein einziges, kleines einsilbiges Wort: „Krieg!"

Noch am Abend des nämlichen Tages sangen die Dorfleute ein anderes Lied: den Hymnus auf Deutschland. Sie sangen, daß dieses einige Deutschland dem deutschen Volk über alles stand. Hoch über Hader und Haß; hoch über Einzelstaaten und Parteien. Auch hoch über einstmals geschlagenen Wunden und vergossenem Bruderblut, eben — hoch über allem!

Noch in derselben Nacht befand ich mich im Eilzuge unterwegs nach Berlin...

Berlin in jenen denkwürdigen Julitagen des Jahres 1870! Berlin mit seinem schon damals greisen König Wilhelm, seinem heroischen Kronprinzen Friedrich; Berlin mit Moltke und Roon und der ganzen Phalanx seiner Generale; Berlin mit Preußens Riesengeist; Berlin mit Bismarck in den Tagen der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen: Ja! Und Berlin mit seinen Berlinern! das alte Berlin mit den alten Berlinern — — der Mensch muß jung gewesen sein und es erlebt haben, wie ich dazu begnadet gewesen.

Es war damals noch das Berlin der Kremser und Omnibusse, wo Hasenheide und Grunewald märkische Waldungen waren und die Ersteigung des Kreuzberges als Bergpartie galt, „Moritzhof" als Sonntagsausflug. Das Berlin war's mit vielen häßlichen Häusern aus Preußens harten Zeiten; mit einer bröckelnden Mauer längs der Straße, die nach einem glorreichen Siege Preußens den Namen erhalten; mit altertümlichen Toren, an denen bis vor kurzem noch Zoll erhoben ward; mit Gassen, darin die Ratten sich tummelten, mit Märkten, darauf Sonnabends und Mittwochs die guten Berliner Hausfrauen mit den berühmten Alt-Berliner Marktweibern um Groschen und Pfennige sich stritten und von den wehrhaften Kämpferinnen heldenhaft besiegt wurden. Das alte, biedere, spießbürgerliche, unschöne, liebe Berlin war's, auf dessen Straßen die nicht minder berühmten Schusterjungen „Papa Wrangel" nachliefen und mit dem ehrwürdigen Herrn vertrauliche Scherzreden führten. Und dieses alte Berlin in jenen Julitagen zujauchzend seinem geliebten König, seinem großen Bismarck, seinen in zwei Kriegen siegreichen Feldherren und seinen, mit Gott für König und Vaterland hinausziehenden Heeren von Preußens Heldensöhnen, von denen viele für Preußens Ehre und Ruhm bereits in Nord und Süd sich geschlagen und die deutsche Wacht gesungen hatten. Aber noch schmückte keine Brust das Eiserne Kreuz...

Ich hatte Glück. Gleich an dem ersten Nachmittage in Berlin wurde ich als Pfleger für das Feld angenommen, wurde ich zur Lehre Berlins größtem Spital überwiesen. Es war harter Dienst bei Amputierten und Typhuskranken, jeden späten Abend mit theoretischem Unterricht im Feldlazarettwesen, jede zweite Nacht mit Wache bei Schwerkranken und Sterbenden. Es war beglückender Dienst. Bereits nach zwei Wochen erfolgte die Prüfung, und schon nächsten Tages ging es auf den Kriegsschauplatz hinaus: nach Frankreich! Denn schon waren Weißenburg, Wörth und Spichern geschlagen; schon standen unsere siegreichen Heere in Feindesland...

Elf volle Monate blieb ich „draußen"; zog über Sedan nach Versailles und Paris; zog über die Schlachtfelder vom Beaune la Rolande und Orleans zur Seinearmee. Kein Knabe, kein Jüngling mehr, kehrte ich im Sommer 1871 zurück: als Siecher, als

Digitized by Google

Schwerleidender, an Körper und Geist, und das für Jahre und Jahre.

Da begab sich für mich ein zweites großes Ereignis. Ich hatte bis dahin nicht gewußt, daß mir beschieden sein könnte, zu sagen, was ich litt: daß ich meine Leiden würde stammeln können. Nicht von meinem eigenen kleinen Leid begann ich damals zu reden, sondern von dem großen Grauen des Krieges, von dem Gräßlichen der Schlachtfelder, dem Entsetzen der Massengräber und der Feldlazarette. Ich wiederhole es: es war nur ein Stammeln.

Ein Buch erschien von dem jungen Menschen, der niemals geglaubt hatte, ein Buch schreiben zu können. Es nannte sich: „Visionen eines deutschen Patrioten." Wohlverstanden: eines deutschen Patrioten. Ich hatte das Recht, meinem Buche solchen hohen Namen zu geben, denn es war deutsch und patriotisch, und das nicht nur in jedem Wort, sondern deutsch und patriotisch in jedem Gedanken, jedem Herzschlag. Aber das Buch des jungen Deutschen wurde in Deutschland verboten, weil Deutschland nur des glorreichen Krieges leuchtende Herrlichkeit sehen und nichts hören wollte von eines Krieges blutigem Grausen. Das Verbot traf mich schwer. Als bei meinem Auszug zum Feld am Ufer des Rheins Bayern und Preußen sich begegneten, als Bayern und Preußen einander in die Arme sich sanken und — am Ufer des Rheins! — gemeinsam die Wacht am Rhein sangen, hatte ich mein deutsches Herz heiß schlagen gefühlt. Als auf der Blutwiese von Bazeilles Bayern und Preußen am 2. September gemeinsam den Dankgottesdienst hielten, hatte ich mit ihnen für Deutschlands Sieg dem allmächtigen Gott, dem Heerführer der Schlachten, in tiefster Ergriffenheit gedankt — und jetzt sollte ich undeutsch empfunden haben. Ich bin heute ein alter Mann und immer noch schmerzt die Wunde. —

⌘ ⌘ ⌘

Ich bin heute ein alter Mann und es ward mir vergönnt, den Ausbruch auch dieses Krieges zu erleben: zu erleben den Ausbruch des Hasses, der Mißgunst, des Neides einer ganzen Welt von Feinden — den Ausbruch flammender Begeisterung, höchster Erhebung, heiligsten Zorns des deutschen Volkes: des deutschen Volkes aller Parteien. Wo und wie ich dieses Krieges Ausbruch erlebte, das zu berichten sei mir auf diesen Blättern gestattet . . .

In Bayreuth war's. Die Festspiele hatten begonnen, und die Gäste füllten die kleine altertümliche Stadt im grünen Fichtelgebirge, die eines einzigen Mannes Genie und Wille zum Sieg zu einem Wallfahrtsort der Nationen und zugleich zu einer Weihestätte schuf. Und dieser Mann, zu dessen Werken Amerikaner und Italiener, Engländer und Franzosen herbeiströmten, war ein Sohn Deutschlands.

Daß Österreich-Ungarn an Serbien ein Ultimatum stellen würde, war damals noch Geheimnis, nur von wenigen gewußt. Ich wurde mit der Mitteilung dessen, was bereits in den nächsten Tagen geschehen sollte, in Bayreuth empfangen. Österreich hatte für heimtückischen, nichtswürdigen Meuchelmord Sühne zu fordern und — Deutschland war Österreich-Ungarns Bundesgenosse.

Nicht die Gluten der letzten Julitage drückten auf die Feststimmung der Gäste deutscher Sprache und deutscher Gesinnung — ein anderes war's, dafür der Ausdruck noch fehlte. Es glühte in aller Seelen: der flammende Wunsch nach gerechter Strafe für ein furchtbares Verbrechen. Zugleich brennende Sorge um etwas Gewaltiges, Ungeheuerliches, das hereinbrechen konnte und das alsdann die Welt würde auflodern lassen in einem Brande, einem feurigen Weltgericht, einer blutigen Sühneflut gleich. Doch war es erst die Möglichkeit eines Hereinbrechens jenes Ungeheuerlichen, welches ein kleines einsilbiges Wort nannte: „Krieg!"

Mit den Freunden durchfuhr ich, Beruhigung suchend, das grünende, blühende Land. Auf den Feldern reifte — gerade wie im Sommer 1870! — das Korn in dunkler Goldfarbe der Ernte entgegen; die Obstbäume mußten gestützt werden, um unter ihrem Segen nicht zu brechen; die Dörfer waren bunt von Blumen, und die Dorfleute —

Du mein deutsches Volk! Ihr deutschen Männer mit dem hellen Haar, den hellen Augen und Seelen; ihr Jünglinge und Männer mit eurer starken Kraft, eurem schlichten Sinn und ehrlichen Herzen — wer von uns Deutschen allen hätte in jenen leuchtenden Sommertagen denken können, daß man euch, ihr Tüchtigen und Guten, würde „Hunnen" nennen, als „Barbaren" beschimpfen. Mit meiner dunklen Sorge im Gemüt fühlte ich, du deutsches Volk, meine Liebe zu dir wie eine heiße Welle in mir aufsteigen. Und dieser Liebe zu dir beigemischt ein Gefühl wie Ehrfurcht vor deiner Schlichtheit, deiner Tüchtigkeit, deiner Güte. Aber welche fiebernde Phantasie gab mir die Vorstellung: ich sähe die Brust dieser Jünglinge und Männer, die so stark und so froh ihr Tagewerk verrichteten, mit Todeswunden geschmückt; ich sähe sie überströmt von Blut, sähe sie verstümmelt, gemeuchelt, geschlachtet von Horden, die Kulturvölker sein wollten, für die Kultur kämpfend. Wie kam ich zu der Vision: ich sähe die Flüsse vieler Reiche gerötet vom Blut und ihre Felder mit Leichenhügeln bedeckt, sähe Gräben, bis zum Rand angefüllt mit Verwundeten, Sterbenden, Toten. Ich sähe in allen diesen fernen, fremden Ländern Massengräber, Kirchhöfe, wie sie unsere Mutter Erde in ihrem Schoß noch niemals getragen. Welche furchtbare Einbildung! Es handelte sich um Serbien und Österreich, unseren Verbündeten. Und Serbien würde diesem die gerechte Sühne zuteil werden lassen.

Digitized by Google

Deutschland hatte Frieden. Deutschland wollte Frieden haben. Hatte seit einem Menschenalter mit allen nur erdenklichen Mitteln angestrebt, den Frieden zu erhalten.

Durch die deutschen Gaue fahrend, das deutsche Volk in seiner Arbeit sehend, empfand ich dieses Wortes Klang wie eine selige Melodie, wie einen Hymnus auf das Höchste und Heiligste, womit eine gütige Gottheit ihre Menschenkinder begnadet: „Allen Menschen ein Wohlgefallen und Friede auf Erden" — lautete die Botschaft, in der Nächte weihevollster in Gestalt armseliger Hirten der Menschheit von Engelscharen verkündet. Sie hörte die himmlische Botschaft; hörte sie nicht nur in der Nacht, in welcher das Heil der Welt geboren ward; hörte sie seit bald zweitausend Jahren. Aber — jetzt fehlt vielen der Glaube.

⁂

Österreich-Ungarn hatte Serbien das Ultimatum gestellt; Serbien hatte eine freche Antwort erteilt und —

Und man raunte einander die Namen zweier anderen Staaten zu. Sie hatten einen gewaltigen Klang. Doch, was hatte Frankreich, was Rußland mit einem Staat gemein, der einen fluchwürdigen Meuchelmord angestiftet? Man denke: einen Meuchelmord! Rußlands Kaiser und Großfürsten erbebten bei der bloßen Nennung des Wortes. Und Frankreich? Frankreich war für den Deutschen, trotz allem und allem, das „edle" Volk. Es wollte Deutschlands Todfeind sein und bleiben; aber ein edles Volk blieb es für Deutschland trotzdem.

Deutschland durfte ruhig sein. Sein Kaiser schützte das hehre Gut des Weltfriedens mit der nämlichen Hingabe, wie in der Sage von geweihten Rittern der Gral gehütet worden war. Seit länger als fünfundzwanzig Jahren hält Deutschlands Kaiser die heilige Friedenswacht, wie sein Volk die Wacht am Rhein. Auch hörten wir Deutschen: unser Kaiser Wilhelm wechsle mit Rußlands Zar Freundesdepeschen, also Friedensbestrebungen, Friedensversicherungen. Wohl durfte daher Deutschland ruhig sein.

Auch ein dritter Name wurde in jenen bangen Julitagen geflüstert. Nur geflüstert! Er lief von Mund zu Mund. Wer ihn vernahm, empfand etwas, dafür Deutschland erst in den ersten Augusttagen den rechten Ausdruck finden sollte. Dieser lautete: Haß! Haß wider England. Haß wider das für Deutschland in England verkörperte Schmachvolle, Schändliche, Gemeine. In England verkörpert für Zeit und Ewigkeit. Wie ein Aufschrei gellte das Wort. Das deutsche Volk ließ das Wort emporgellen zum Himmel, darin ein großer Gott waltete. Also ein strafender, sühnender, rächender:

„Gott strafe England!"
„Er strafe es!"
„Amen."

Denn dieser neue Gruß des deutschen Volkes ward zum Gebet, aus heißem Herzen emporgerufen zum Himmel.

⁂

Rußland erklärte Österreich den Krieg...

Das war ein Tag; das war ein Abend!

Wenn Österreicher und Deutsche in Bayreuths Straßen sich begegneten, so grüßten sie einander mit den Augen: „Ihr seid unsere Bundesgenossen?" — fragten die Blicke der Österreicher. „Wir sind es," — lautete der Deutschen Antwort, welcher es nicht erst bedurfte. Denn der Deutsche kennt seine Pflicht, erfüllt seine Pflicht. Da gibt es kein Schwanken, gibt es nur eines: Handeln. Statt des Wortes die Tat. Wo aber an jenem Tage Deutsche sich trafen, fühlten sie: wir sind ein Volk, ein Herzschlag, ein Wille!

Ein Wille zum Siege...

In dem Festspielhaus auf dem grünen Hügel über der kleinen, altertümlichen Stadt und dem fruchtbaren, gesegneten Lande wurde an jenem unvergeßlichen Tage „Siegfried" gegeben. Daß es gerade dieses Werk war mit dem siegenden Namen des jungen herrlichen Helden! Wie eine Prophezeiung war's, wie eine Verkündigung.

Anders, ganz anders als sonst stürmte zu dieser Siegfried-Aufführung das Publikum in das hohe Haus. Jeder Österreicher, jeder Deutsche war erfüllt von der Empfindung: „Heute wird es noch mehr als sonst ein Weihespiel sein." Die feierliche Ergriffenheit, mit der eine große Nation nahenden großen Ereignissen entgegensah, war die Stimmung dieser einzigen Vorstellung. Den Siegfried sang ein Heldentenor der Berliner Hofoper, Walter Kirchhoff. Der Künstler war Offizier gewesen, war Sänger geworden, sollte wieder Soldat werden: ein Siegfried, dessen Brust heute das Ehrenzeichen der Deutschen schmückt, Preußens Eisernes Kreuz. Jung Siegfried schmiedete das Schwert. Und —

„Notung! Notung!
Neu und verjüngt
Zum Leben weck' ich dich wieder.
Tot lagst du
In Trümmern dort,
Jetzt jauchzest du trotzig und hehr.
Zeige den Schächern
Nun deinen Schein! —
Schau, Mime, du Schmied:
So schneidet Siegfrieds Schwert!"

Siegfried schwingt sein Schwert. Und —

Nie werde ich den Augenblick vergessen. Als Siegfried sein Schwert schwang, erhob sich das Publikum von den Sitzen. Ein Sturm brach los. Jubel, Jauchzen! Eine Begeisterung, so flammend wie die Gluten, in denen der Held sein Schwert geschmiedet, Erhebung so einig, so heilig, als erhöben sich in den Versammelten beide verbündeten Völker; als hätten in den Flammen ihrer Vaterlandsliebe beide Völker heute das Schwert geschmiedet, um es wider die Feinde

Digitized by Google

zu schwingen und sollten deren eine Welt sein . . .

In der Nacht erlebte ich, gleichsam als Epilog des Festspiels, ein Flammenschauspiel, welches Himmel und Erde in Brand auflodern ließ. Ein Gewitter brach los. Nicht doch! Drei, vier Gewitter ließen ihre Blitze leuchten, ihre Donner dröhnen. Ganz Bayreuth schreckte auf und erhob sich vom Lager. Ich wohnte in einem Gartenhaus am Schloßpark und sah den entfesselten Elementen zu wie einem Vorspiel zu einer Tragödie der Weltgeschichte. Der ganze Park schien zu brennen und die umlohten Wipfel vom Sturm als Feuerflut gepeitscht zu werden. Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag. Stundenlang Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Unmittelbar vor mir erhob sich eine alte Esche, der Weltesche gleich. Ich sah den Blitz einschlagen, zünden und den Baumriesen als Flammensäule aufsteigen: gerade gegenüber dem Grab des Meisters, als sollte das einsame Grab des großen Toten von einem himmlischen Feuerzauber geschützt werden vor einer Welt, darin ein solcher Krieg möglich war: solcher ungerechter, mörderischer, verbrecherischer Krieg! Geschützt werden vor Heimtücke, Verleumdung und Lüge. Der Sturm brauste zu der erhabenen Feuertragödie die Melodie, und brauchte es wahrlich keiner fiebernden Phantasie, um über dem flammenden Wipfel der Esche die Walküren zu dem in Gluten stehenden Himmel emporsausen zu sehen, jede einen gefallenen Helden vor sich auf ihrem Geisterroß. Ach! Es würden Heerscharen von Schlachtenjungfrauen sein müssen, um alle die toten Heroen empor nach Walhall zu tragen.

Empor zur Gottheit, zur Unsterblichkeit.

⁂ ⁂ ⁂

Siegfrieds geschwungenes Schwert, in himmlischen Gluten geschmiedet, wurde zum Wahrzeichen des deutschen Volkes, welches sich plötzlich umstellt sah wie ein Wild von einer blutgierigen Meute. Als ob ein Adler in seinen Sonnenflügen von Hunden zu Tode gehetzt werden könnte!

Mit den Freunden wollte ich im Auto in meine Alpenheimat zurückkehren. Aber drei der prächtigen Jünglinge, die mit uns waren, erhielten noch in letzter Stunde vor der Abfahrt ihre Einberufung: zwei in ihre Garderegimenter, der dritte, eine Ephebengestalt, ein Liebling der Götter und Menschen, zur Marine. Also zog ich allein meinem Bergasyl zu, im Gemüt zu der Kampfesweise des Siegfriedliedes den Donnerhall der Gewitternacht. Auch das ein deutscher Schlachtensang!

Unterwegs nach München Militärzug auf Militärzug. Kaum, daß wir anderen vorwärts gelangten. Das machte nichts. Wir waren ja nur — eben die anderen, die nicht sich sammeln mußten, nicht mit hinaus durften: hinaus nach Ost und West und Nord. Zu den vier Himmelsrichtungen fehlte für die Deutschen nur eine. Sie gehörte dem brüderlichen Österreich — Gott erhalte seinen greisen Kaiser, dessen Haupt und Herz die Blitze tragischer Geschicke trafen, ohne seine Kraft zu zermalmen.

Unsere braven Jungen mit dem hellen Haar, den lichten Augen und den tüchtigen, tapferen Herzen! Noch vor wenigen Tagen — man durfte von Stunden sprechen — mähten sie die reifen Ähren, betrieben sie ihr Handwerk, nach getaner Arbeit in Frieden Feierabend haltend, den Arm um ein junges Weib geschlungen oder um ein heimliches Lieb. Und jetzt, plötzlich — fort von Haus und Herd, fort von Weib und Kind, von Eltern und Braut, dem Feinde, dem Tode entgegen. Wie entgegen? Leuchtenden Blicks, jubelnden Mundes, begeisterten Herzens. Ihr braven deutschen Jungen — wie kann das Vaterland euch seine Dankesschuld zahlen? Euren Müttern, die um euch trauern mußten, euren Frauen, die zu Witwen, euren Kindern, die zu Waisen geworden. Und wenn ihr aus dem Grauen der Schlachten zurückkehren solltet, voller Wunden, zerschossen, verkrüppelt, vielleicht mit lebenslangem Siechtum behaftet, gebrochen an Seele und Leib! Schwere Verantwortung liegt auf uns, die wir im Haus und am Herd bleiben mußten oder die wir keine lieben Söhne besaßen, deren Leben wir dem Vaterland als Opfer darbringen durften. Möchten wir armen anderen nicht nur in Worten, sondern mit Taten euch lohnen können, ihr Braven und Guten.

Einige Male kam unser Zug nicht weiter. Auch die Militärzüge stockten. Es war mitten auf freiem Felde. Reisende und Soldaten stiegen aus, tauschten Grüße und Wechselreden, fühlten sich nicht nur als ein Volk, sondern als eine Familie. Plötzlich in den Lüften ein Sausen und Brausen, plötzlich in der Menge eine Bewegung, ein Hinaufblicken, ein Erkennen, ein Jubeln: ein „Zeppelin!"

Schwenken mit den deutschen Farben von hoch oben herab — Schwenken mit Hüten und Wehen mit Taschentüchern von unten hinauf. Winkende Hände und jauchzendes Grüßen.

Einer lichten Erscheinung gleich, segelte das Schiff der Lüfte stolz und feierlich über uns hin, eine deutsche Tat, eine deutsche Hoffnung, ein deutsches Heil . . .

Das Feld, darauf wir der Weiterfahrt harrten, durchquerte eine Straße. Des Weges daher kam ein Bauernwagen, über und über mit Tannengrün, Eichenlaub und Sommerblumen bekränzt. Bekränzt auch die Pferde, zwei mächtige Rosse, bekränzt auch die Insassen.

Fünf junge Leute waren es; fünf soeben Einberufene; fünf Söhne eines Elternpaars.

Die beiden Alten fuhren mit: Vater und Mutter gaben ihren fünf scheidenden Söhnen das Geleit zur Bahn.

Digitized by Google

Der Wagen wurde umringt, mußte halten. Es wurde gefragt und wir hörten: „Unsere fünf Söhne!“

Der Alte sagte es: ruhig, schlicht, stolz. Und die Mutter —

Könnten wir doch für unsere deutschen Mütter, deren Söhne in den Krieg ziehen, Altäre errichten, geweihte Kerzen davor aufstellen, Rosen und Lilien davor häufen: weiße, heilige Maienlilien! Sie haben das Schwert im Herzen, die Mütter unserer Helden und all der anderen Völker unserer Feinde. Ihre Lippen klagen nicht, obgleich ihren Augen Tränen entströmen, blutige Muttertränen.

Heilig, heilig die Mütter, deren Söhne auf den Schlachtfeldern ihr Leben für unser Vaterland hingaben. Heilig, heilig auch die Mütter der Feinde, die nicht wußten, was sie taten, als sie in unseren Frieden die Brandfackel eines ruchlosen Krieges schleuderten, eines Krieges, der ein Verbrechen ist, ein Mord, an dem Leben ihrer eigenen Völker begangen.

Mögen diese ihnen verzeihen; Gott, der Richter und Rächer, kann es nicht; und ist er auch der allgütige Gott.

⁂

Noch ein großes Erlebnis am Beginn einer Zeit, die ein einziges gewaltiges Erleben sein sollte, ein Erleben und zugleich ein Erheben.

Am 31. Juli in Münchens Festspielhause der „Parsifal“. Des Weihespiels zweiter Teil war vorüber. Das Publikum wogte durch Gänge und Säle und Garten. Ich trat hinaus auf den Platz. Eine Volksmenge war versammelt. Trompetenstöße und Trommelwirbel erschallten. Danach tiefe Stille. Und jetzt eine kraftvolle, weittragende Männerstimme: „Über Bayerns Hauptstadt wurde der Kriegszustand verhängt“, eine Verkündigung, die einer anderen, noch feierlicheren, noch erhebenderen vorausging: der Mobilisierung der deutschen Wehrmacht! Denn: „Ein Befreiungskrieg wird uns aufgedrungen! Ein Befreiungskrieg, der uns doppelt und dreifach befreien muß und wird ...“

Der Verhängung des Kriegszustandes über München folgte eine Lautlosigkeit, einem Todesschweigen gleich. Nur einen Augenblick! Und dann — Auch dann kein Jubel, sondern etwas Höheres, Rührenderes: Gesang. Gesang der Volksmenge, feierlich wie Choral: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Der Verkünder des Kriegszustandes zog weiter mit Trompeter und Trommler. Ferner klangen Fanfaren und Wirbel, ferner der Volksgesang. Durch die ganze große Stadt dasselbe Hohe, Herrliche, Heldenhafte unseres Volks.

Andere Töne riefen mich zurück ins Haus: die Fanfaren, die den Beginn des letzten Teiles ankündigten. Die Melodie des Karfreitagszaubers rief das tiefernste Publikum zu des Weihespiels Schluß. Ich wollte den Karfreitagszauber über mich hinrauschen lassen, auch als eine Verkündigung: des Erlösers Blut, für uns am Kreuze vergossen, würde die Blutströme weihen, die für unser Vaterland fließen würden; und das aus den Herzen von Tausenden und Abertausenden ...

Wundersam der Friede der leuchtenden, lachenden Frühlingsflur; würdevoll die Weihe des hohen Werks. Niemals wieder konnte sie in ähnlicher Weise für uns sich vollziehen. Auf mich wirkte sie in dieser Schicksalsstunde Deutschlands wie ein Sakrament, von einem Genius von Gottes Gnaden gespendet ...

Nach der Festvorstellung das München dieser letzten Julinacht. Nie werde ich es vergessen. Wie des Weihespiels Fortsetzung war's, von des Volkes Begeisterung gedichtet und aufgeführt. Also auch von einem Genius von Gottes Gnaden.

In solchem Geist begann Deutschland diesen großen, diesen furchtbaren, diesen dreifach heiligen Krieg. In solchem Geist wird Deutschland ihn führen bis zum Siege oder —

Aber Sieg wird es sein!

Das walte der ewige Gott.

⁂

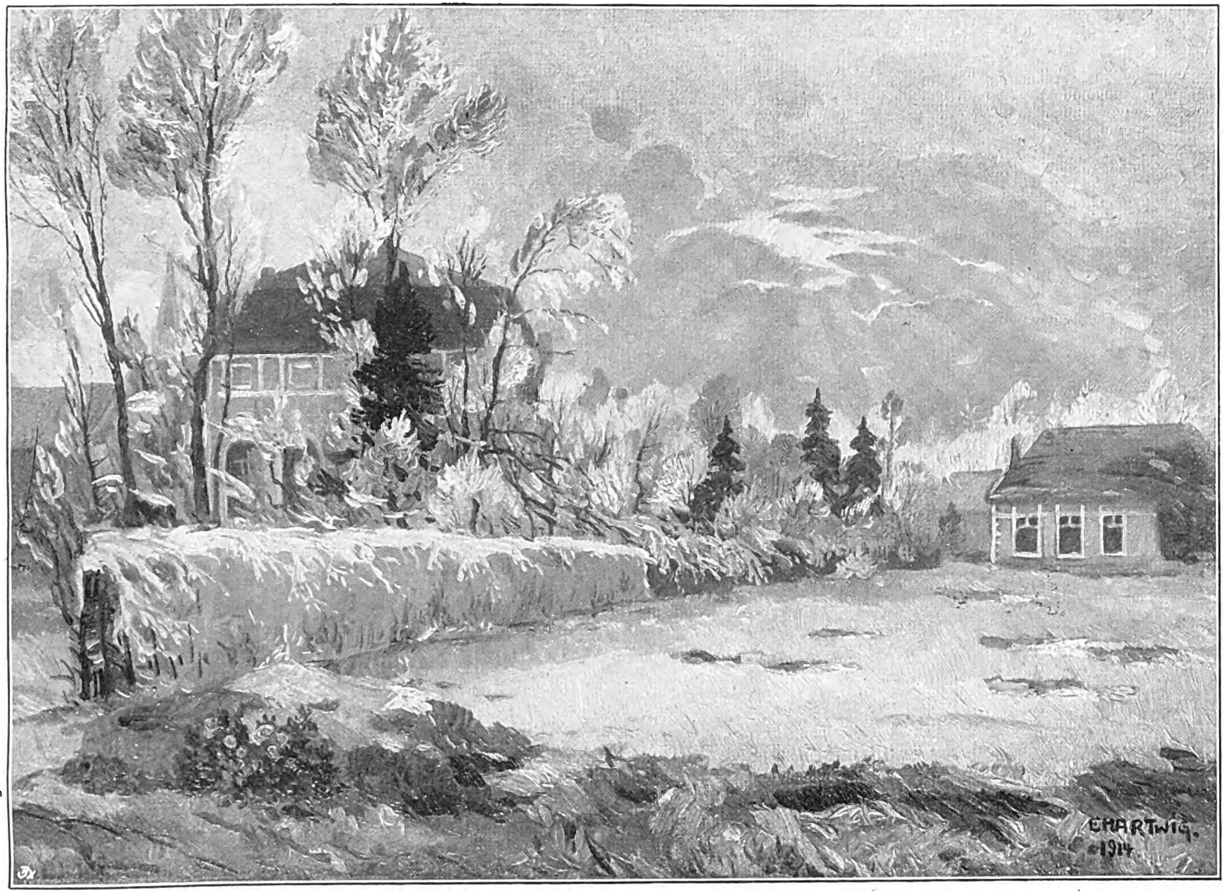
Um die Weihnachtszeit schrieb ich diese Erinnerung nieder; und um die Weihnachtszeit sollte ich, inmitten des großen Grauens, davon die Zeit erfüllt ward, inmitten des Blutdunstes, der von den Schlachtfeldern Rußlands und Frankreichs die Weihnachtskerzen umwölkte, ein fast liebliches Erlebnis haben.

Am ersten Christtage berichtete mir der Generaladjutant des Kaisers aus dem Großen Hauptquartier:

... „In der Schützenstellung des zweiten Garderegiments fand sich vor mehreren Wochen in der Nähe, sogar am Rande eines von einer Granate eingebohrten Erdtrichters, eine einsame, noch nicht aufgeblühte Christrose. Diese wurde von Mannschaften des Regiments sorgfältig herausgenommen und beschlossen, sie bis Weihnachten zu pflegen, um sie dem Kaiser am heiligen Abend als einen Gruß des Regiments zu übersenden. Das Regiment hatte einen Gärtner des Regiments damit betraut und sandte die schön aufgeblühte Christrose, in Tannengrün gebettet, gestern durch einen Radfahrer nach dem Hauptquartier, wo sie dem Kaiser unter den brennenden Weihnachtsbaum als Gruß des Regimentes aus seiner Stellung am Feinde übergeben wurde. Der Kaiser hatte eine große Freude darüber, fand es einen rührenden poetischen Gedanken und war ganz entzückt davon; er stellte sie selbst in ein Glas und will sie dauernd aufheben lassen. Der Kaiser sagte: Das wäre ein schöner Vorwurf für ein Gedicht. So dachte ich denn gleich an Sie und teile Ihnen den Vorgang mit. Vielleicht finden Sie eine poetische Form für die Sache und senden mir etwas. Dem Kaiser würde es eine große Freude bereiten.“

Sogleich setzte ich mich hin und schrieb die Verse, die auf der Rückseite der nebenstehenden Abbildung abgedruckt sind.

Digitized by Google



Die Christrose von Bucquoy. Gemälde von Erich Hartwig. Im Besitz des Deutschen Kaisers, auf Allerhöchsten Wunsch veröffentlicht

Digitized by Google

Die weiße Christblume
des zweiten Garderegiments in Deutschlands heiligem Kriege

Was ist die Wintererde so rot, so purpurrot?
Das ist der Kaisermantel, den Deutschland Frankreich bot!
Er ward so rot gewirket mit deutschem Heldenblut;
Er wurde ausgebreitet von deutschem Heldenmut!

Es kämpft die deutsche Garde vom zweiten Regiment,
Sie ringt mit Deutschlands Feinden wie Gottes Element;
Und ist auch Frankreichs Erde von ihrem Blut so rot,
Sie geht für ihren Kaiser mit Jauchzen in den Tod!

Mit Jauchzen und Frohlocken fürs teure Vaterland — —
Doch seht! Was glänzt dort drüben an jener Grube Rand?
Sie rissen die Granaten tief in der Erde Leib ...
Das taten die Franzosen zu unserm Zeitvertreib!

Auf purpurroter Erde ein Blümlein, weiß wie Schnee.
„Gelobt sei Jesus Christus! Ehre Gott in der Höh'!"
Christrose wird das Blümlein, das schneeige, genannt,
In Feindesland zur Weihnacht ein Gruß vom Vaterland!

Ein Flüstern ging, ein Raunen durch unsrer Tapfren Kreis:
„Was tun wir mit der Blume, so wonnig maienweiß?
Sie sproßt aus einer Scholle, die unser Grab konnt' sein.
Wir senkten wohl so manchen in solche Gruft hinein!"

Und wieder lief ein Flüstern der Helden Reihn entlang.
Ein Wort war's nur, ein Name. Er hatte hehren Klang:
„Der Kaiser! Unser Kaiser! Was uns der Feind beschert:
Die weiße Christusblume ist unsres Kaisers wert!

„Wir graben die Schneeweiße mit allen Wurzeln aus;
Wir bringen sie fürsorglich in unser Schützenhaus;
Wir pflegen sie voll Liebe gleich einem teuren Gut,
Als sei die lichte Blume erblüht aus unserm Blut.

„Der Kaiser, unser Kaiser! Zur heiligen Weihenacht
Sei ihm von seiner Garde die Blume dargebracht.
Mein Kaiser, ach, mein Kaiser! Der fromme Blumenscherz,
Bedeutet deiner Garde getreues deutsches Herz.

„Und wär' die weiße Blüte gefärbt auch purpurrot —
Mit Jauchzen und Frohlocken wohl grüßen wir den Tod!
Mein Kaiser, ach, mein Kaiser! Wir haben starken Mut;
Erblühte doch die Blume so licht aus Tod und Blut.

„Gott selbst hat dich, mein Kaiser, mit ihrem Glanz gegrüßt —
Gelobt seist du, Erlöser; gelobt sei Jesus Christ!
Der du in dieser stillen, in dieser Weihenacht
Mit Engels-Jubelchören die Botschaft hast gebracht:

Den Menschen Wohlgefallen und — selige Melodei! —
Daß bald auf Erden Friede — mein Kaiser: Friede sei!"

❀ ❀ ❀

Und als die Deutschen sangen das alte Weihnachtslied,
Da war die Christusrose in vollem Glanz erblüht;
Da hat die treue Garde in unsres Feindes Land
Dem Kaiser, ihrem Kaiser, die Blume übersandt.

Der Kaiser steht ergriffen stumm unterm Weihnachtsbaum
Und träumt in seiner Seele den alten Weihnachtstraum.
Wohl auf die Weihnachtsrose hält er sein Haupt gesenkt ...
Mein Kaiser, du, mein Kaiser — Ach, wißt ihr, was er denkt?

„Ich ward von Gott begnadet mit einem treuen Heer.
Dafür sei Dir, Heerführer dort oben, Preis und Ehr'!
Ich strecke auf die Hände und rufe Dich herbei,
Daß bald auf deutscher Erde Dein heiliger Friede sei."

Digitized by Google

Unsere Feinde unter sich

Von Dr. Paul Weiglin

Daß der Sänger mit dem König gehen soll, ist ein schöner Gedanke, aber wenn man sich nach seiner Verwirklichung in der Geschichte umsieht, wird man finden, daß er meist ein frommer Wunsch geblieben ist. Mancher Alexander wandelte dröhnenden Schritts über die Weltbühne, ohne seinen Homer zu finden. Egmont, Wallenstein, Rudolf II. genießen ihre poetische Dauer durch Goethe, Schiller, Grillparzer. Größeren, wie Friedrich II., Napoleon, Bismarck, ist es nicht so wohl ergangen. Ihre Völker warten noch immer des würdigen Herolds ihrer Heldenlaufbahn. Die Männer und Taten sind uns einstweilen menschlich und geschichtlich noch zu nahe, als daß sie uns das Spiel dichterischer Phantasie noch näher bringen könnte. Wir achten die Versuche, die sie zu zwingen dutzendweise unternommen worden sind und werden; wir glauben den Weg zu ahnen, den der Künstler der Zukunft einmal wandeln wird, indem wir von Meistern wie Kleist, Grabbe, Wildenbruch auf späte Erfüllungen schließen; aber wir sehen den würdigen Sänger noch nicht im Gefolge der Helden. Und wie steht es gar mit unseren lebenden Großen! Wir haben gerade in dieser Zeit keinen Mangel an ihnen. Bezeichnende Geschichten vom Kaiser oder gar von Hindenburg laufen eilig durch alle Zeitungen; kleine Lebensbilder werden aufgezeichnet, um der Neugier, nein, der Liebe des Volkes genug zu tun; Lieder flattern voll fröhlicher Begeisterung durch die Lande, doch selbst das gelungenste Werk wird nicht beanspruchen können, mehr als den flüchtigen Geist der Stunde einzufangen. Das Letzte, das Abschließende, das geschichtlich vielleicht, künstlerisch nie Widerrufbare zu sagen, wird wahrscheinlich erst einem ungeborenen Genius zu künden vergönnt sein.

Französische Karikatur auf Katharina II. von Rußland, 1792

Was der Weise nicht kann und darf, das darf und kann der Narr. Treuer als der Sänger schreitet er im Schatten der Majestät. Sein Fuß stockt nicht, wenn der königliche Weg herab von den Höhen in Niederungen führt. Sein scharfes Auge erspäht die Menschlichkeiten auch übermenschlichen Tuns. Er hat etwas von dem Kammerdiener, für den es keinen Helden gibt. Er ist ungezogen und wird oft zum Schweigen verurteilt, aber wenn er verstummt,

Französische Karikatur auf die Entlassung Pitts durch König Georg III. von England. 1801

Digitized by Google

Die Pariserin in London. Französische Karikatur aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts

Englischer Handel. Französische Karikatur von Jean Grandville auf Englands Opiumkrieg gegen China. Aus „Le Charivari“, Jahrg. 1840
„Yê vo dis qu'il faut, què vo ach'té ce poisonne to d'suite, no vollons quê vo empoisonnièz vo véritèblement, pou què no avions du thé bocoupe pou digerer confortêblement nos Beefteakes!“ („Ick sage Ihne, daß Sie muß kaufen diese Giften sofort, uir uollen, daß Sie sick vergiften uahrhäftig, daß uir haben Tee viel, um zu verdauen bekuem unsere Beefsteaks!“

klingeln noch die spöttischen Glocken seiner Kappe. Ein weiser Fürst läßt ihm sein Narrenrecht. Es ficht ihn wenig an, daß der Schalk seine großen Gedanken und Taten im Zerrspiegel auffängt. Er kennt das kluge Wort, das da fordert, der Gute müsse sich selbst zum Besten haben können. Es war einer der liebenswürdigsten Züge unseres Kaisers, daß er den Bann, den Sitte und Gesetz um seine Majestät gelegt hatten, für die Karikatur aufhob, und dieser Freimut ist ihm nicht undankbar gelohnt worden.

Wir haben in Deutschland so wenig wie bei unseren Nachbarn eine politische Komödie großen Stils, wie sie Aristophanes seinem Athen schenkte, und haben das oft bedauert. Wir mußten, um zu ahnen, was uns fehlt, des alten Griechen „Lysistrata“ lebendig machen und uns an der vormärzlichen Krähwinkelei des Wieners Nestroy, an der russischen Schlamperei des Gogolschen „Revisors“ ergötzen. Wir sahen in dieser Armut ein bedenkliches Zeichen der politischen Unmün-

Digitized by Google

digkeit unseres Volkes, ja der Langenweile und Unfruchtbarkeit unseres politischen Lebens überhaupt und bedachten nicht, daß das, was wir suchten, in einer anderen Form künstlerischer und literarischer Betätigung aufs üppigste gedieh: in der Karikatur.

Viele Leute waren auf sie nicht eben gut zu sprechen. Gerade ihre begabtesten und erfolgreichsten Vertreter schlugen gar zu gern über die Stränge. Kühn und bisweilen frech übten sie ihren Spott an Menschen und Einrichtungen, die von der großen Masse des Volkes geachtet und geehrt wurden oder doch werden sollten. Ganze Stände faßten sich so feierlich auf, daß sie vor der Öffentlichkeit, ja vor dem Richter Einspruch erhoben gegen dies oder jenes verletzende und herabsetzende Zerrbild, das hier oder da erschienen war. Die gleichmütige Weisung des großen Königs, derlei Spott niedriger zu hängen, wurde gewöhnlich nur in dem entstellten Sinn lauter Anklage befolgt. In vielen Fällen trat doch eben eine übertriebene Empfindlichkeit zutage, der der Humor ausging, sobald sie an eigene Mängel und Schnurrigkeiten erinnert wurde. Es kam hinzu, daß diese Mahnungen in ihren schärfsten Formen aus einem politischen Lager schollen, dessen Angehörige sich als die erbittertsten Feinde alles Bestehenden gebärdeten und daher als eine gefährliche Sippe von Umstürzlern angesehen wurden, deren Späße zu belachen vielen schon aus Grundsatz nicht angemessen schien.

„Was uns verrät, ist unser Akzent; wenn wir den Mund halten, wird jeder uns als Pariser taxieren." Französische Karikatur von Sancha aus „Le Rire", Jahrgang 1902,3

Zwei Vorwürfe vor allem hat man gegen die neuere deutsche Karikatur erhoben; beide gingen dahin, sie schädige in unverantwortlicher Weise unser Ansehen im Auslande. Der eine hieß, es sei weder nützlich noch an-

Nur die Engländer verstehen zu reisen. Französische Karikatur von A. Willette aus der Sondernummer „V'la les Englisch!" der Pariser satirischen Wochenschrift „Le Rire" Jahrgang 1899/1900: „N'y a que les Anglais pour savoir voyager"

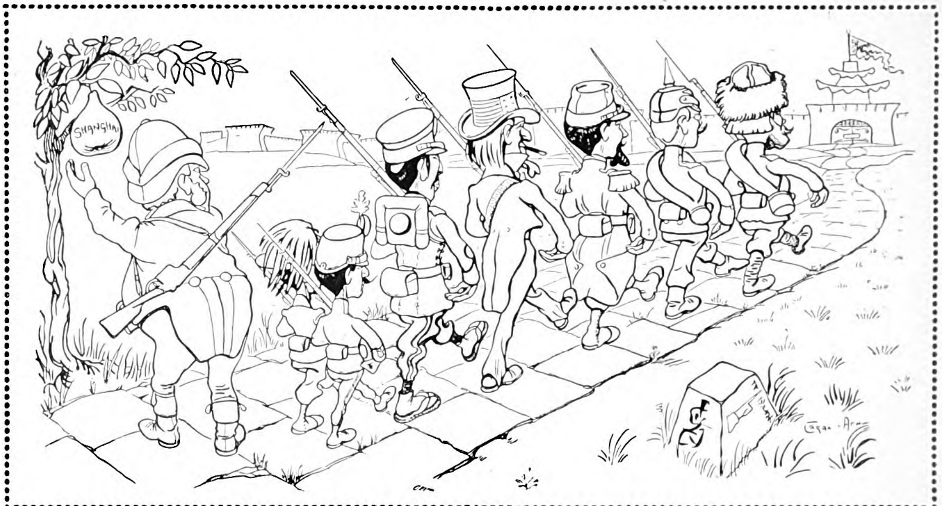
Digitized by Google

Digitized by Google

wie die Könige von Serbien und Montenegro etwas derb an ihre stark mittelalterlichen Laufbahnen erinnert wurden. Man wurde dann wie noch jüngst von einem neutralen Olymp herab belehrt, daß in Peters und Nikitas Landen nicht nur Hammeldiebe und Wanzeriche wohnten und daß schon Herder und Goethe die Schwermut und die Wucht serbischer Volksgesänge geschätzt hätten. Es ist keine Frage, diese allzu peinliche Gerechtigkeitsliebe steckt uns Deutschen viel zu tief im Blut, als daß wir von ihr lassen könnten. Werden wir doch schon jetzt gebeten, den König der Belgier dem Spott zu entziehen, und zwar nicht etwa nur aus Ritterlichkeit für den geschlagenen Gegner, sondern auch mit dem kleinlichen Nebenblick auf den bedauernswerten Herrn, den allzu stark zu verschnupfen nicht klug wäre, denn man könnte am Ende nicht wissen, wie manches noch komme. Derlei diplomatische Eiertänze liegen dem Karikaturisten nicht und brauchen ihm nicht zu liegen, denn seine Kunst schafft für den Tag; sie macht nicht Geschichte, sondern umspinnt nur ihre Ereignisse mit den Ranken ihrer närrischen Laune.

Tieferer Sinn, als man gewöhnlich annimmt, steckt darin, wenn sich satirische Blätter nach Insekten wie der Wespe oder dem Floh benannten. So unangenehm die Karikatur ihren Opfern wird: nur in seltenen Ausnahmen gelingt es ihr zu töten. Niemand ist von seinem ersten politischen Auftreten an rastloser und boshafter verfolgt worden als Louis Napoleon; er hat es doch zum Präsidenten und Kaiser gebracht, und was ihn nach Sedan führte, war nicht der Fluch der Lächerlichkeit. Die Karikatur hat ein kurzes Gedächtnis. Sie darf Widersprüche

Eduard VII., König von England, Kaiser von Indien
Französische Karikatur von Charles Léandre aus „Le Rire“, Jahrgang 1901/2

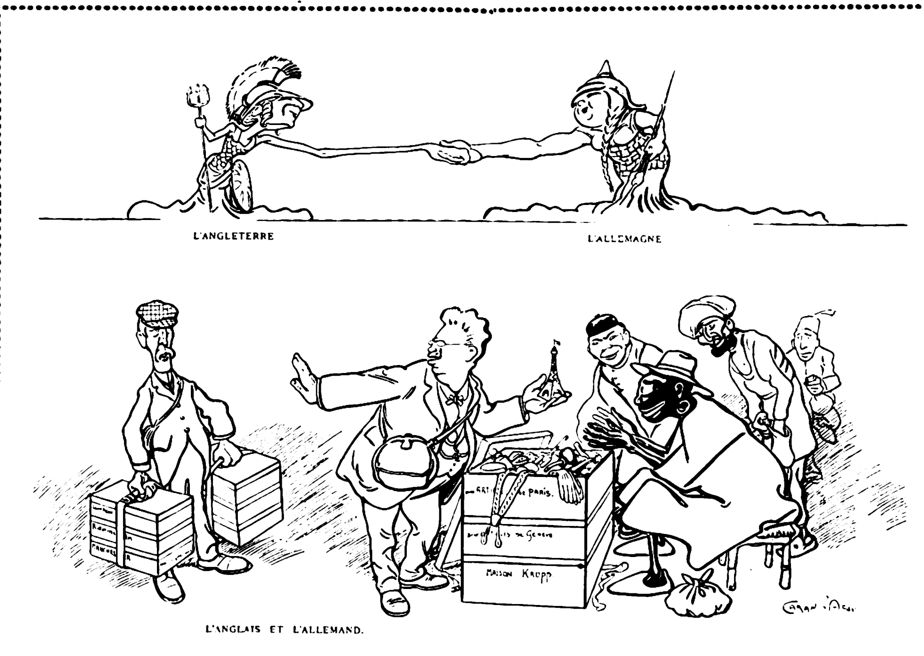


Marsch auf Peking (Erinnerung an China). Französische Karikatur von Caran d'Ache aus „Pages d'histoire“ **John Bull:** „Qui sait? J'aurai peut-être soif tout à l'heure.“ („Wer weiß? Ich kriege vielleicht gleich Durst.“ — Anspielung auf die Birne mit der Aufschrift „Shanghai“, nach der John Bull greift)

Englische Taktik. Französische Karikatur von Caran d'Ache aus „Le Rire“, Jahrgang 1891 „Cela réussit toujours ... Mais dame, ... il faut y mettre le prix“ (das hilft immer ... nur muß man den Preis darnach machen!)

mit sich selbst nicht scheuen, und wenn so ein einziger Mann wie Bismarck sie endlich zu schweigender oder lauter Verehrung und Bewunderung zwingt, so tut sie gut daran, sich gleich dem Kladderadatsch in seinem Bismarck-Album historisch zu nehmen und den einst gegen den verkannten Helden gerichteten Spott mit gemütlicher und liebenswürdiger Selbstironie als Spiegel eigner menschlicher Beschränktheit aufzubewahren.

Zu so reumütiger Um- und Einkehr werden unsere Witzblätter dereinst in Dingen auswärtiger Politik kaum einen Anlaß sehen. So wenig sie den Gang der Ereignisse an leitender Stelle irgendwie beeinflußt haben — und das war gewiß gut —, so klar haben unsere Künstler seit Jahren erkannt, wohin wir treiben, von wo aus Gefahr droht und wer der Hauptfeind ist. Der Simplicissimus hat vor kurzem die Zeugnisse seiner prophetischen Hinweise auf Englands kaltherzigen Neid und Haß gesammelt; der Kladderadatsch folgt ihm, und es würde ähnlichen Zeitschriften nicht schwer fallen, das gleiche zu tun. Und wie mit England steht es mit Rußland und Frankreich. Auch hier



Das Einvernehmen zwischen England und Deutschland: Theorie und Praxis
Französische Karikatur von Caran d'Ache aus „Pages d'histoire" (Figaro, Paris)

haben die Narren die Wahrheit gesprochen, wenn sie den Zaren als den Schwächling zeichneten, der um seiner Sicherheit willen in schlotternder Grausamkeit Millionen preisgibt, und wenn sie Mamsell Marianne, oft mit gutmütigem Spott, als die verletzte Eitelkeit darstellten, der ihre Revanchewut noch teuer zu stehen kommen werde. Die Künstler liehen hier wie in besonderen Ereignissen, etwa dem Burenkriege, der politisch unverbildeten Stimmung des Volkes Ausdruck, deren tiefe Berechtigung dieser Krieg erwiesen hat. Sie standen mit ihrer Liebe und ihrem Haß oft im scharfen Gegensatz zur Regierung. Sie vermochten nicht, die wandelnden Konstellationen am politischen Himmel immer richtig zu deuten. Sie wußten aber, von welchen Sternen uns Segen oder Unheil kommt, und ließen sich nicht blenden, wenn ein trügerischer Planet einmal in einem glücklichen Aspekt für uns zu stehen schien.

Desto schwieriger wird die Mühe des Umlernens für unsere Feinde sein. Wie haben sie noch vor wenigen Jahren einander zum besten gehabt, die Franzosen die Engländer und umgekehrt und beide die Russen! Wie boshaft ging es bei diesen Spielen des Witzes zu! Wohl brachte der französische „Rire" eine bis zur Frechheit sich steigernde Sondernummer über unsern Kaiser heraus, über die man in Petersburg und London weidlich gelacht haben wird, aber um dieselbe Zeit erschien ein anderes Heft, das den lieben Engländern gewidmet war und die alte gute Queen in so achtungswidriger Weise ver-

Der ehrliche Nachbar. Belgische Karikatur auf England
König Leopold II. zu John Bull: „Na, Sie da drunten, das Schloß paßt nicht für Ihren Schlüssel!"

Digitized by Google

Verleumdung — englischer Sport. Kaiser Wilhelm II. zu König Leopold: „Seine Waffe ist immer die gleiche, nur das Ziel wechselt." Belgische Karikatur

höhnte, daß laute Entrüstung über den Kanal herüberscholl, worauf die Schriftleitung des „Rire" kalt lächelnd, wenn auch nicht ganz überzeugend erklärte und bewies, John Bull behandle seine Herrscherin selbst nicht viel besser. Der Karikaturenkrieg der jetzt, wie sie sich vorreden, zur Rettung der höchsten Güter der Menschheit auf Gedeih und Verderb verbündeten Völker, hat noch vor kurzem so hitzig, so leidenschaftlich getobt, daß man schon aus diesem Umstande die Unnatur der jetzigen Vereinigung schließen könnte.

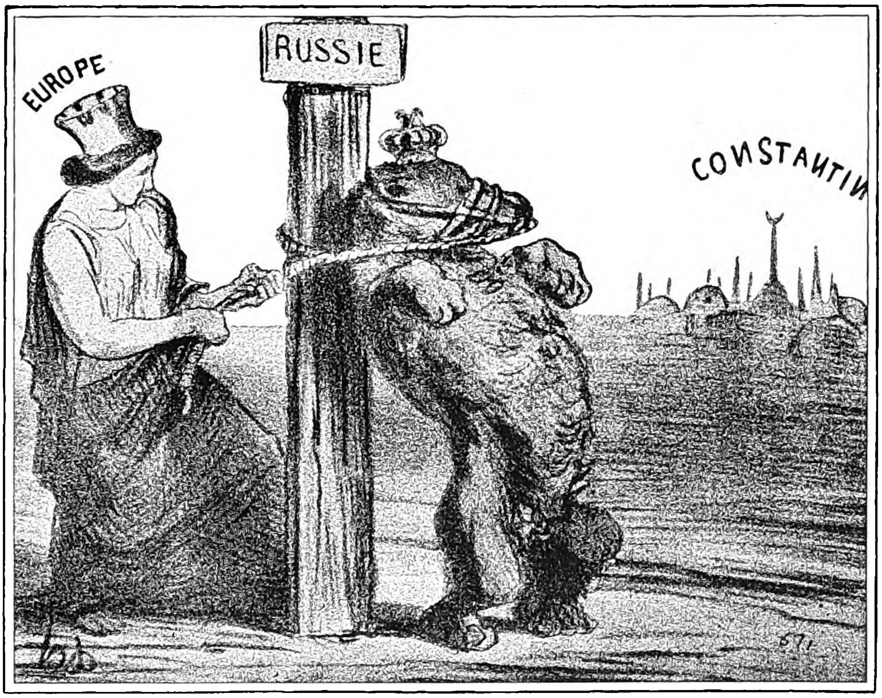
Die erste Violine spielt Frankreich. Der russische Witz hat zuviel mit den eigenen Angelegenheiten zu tun, seufzt zudem unter einer zu strengen Zensur, als daß er sich viel mit hoher auswärtiger Politik befassen möchte. Auch fehlt ihm der Widerhall in einem lebhaften und großen Publikum. Unter unsern Bildern finden wir ein Blatt, das den Riesen in Gemeinschaft mit dem französischen Zwerglein den Engländern und Japanern so gut wie den Chinesen und Amerikanern Trutz bieten läßt. Der englische Humor ist trocken, akademisch. Wenn man

300 Millionen für die Befestigung von Antwerpen
König Leopold: „Sie muß die Pille schlucken."
Belgische Karikatur

In der Bar. Französische Karikatur auf König Leopold II. von Belgien

ein paar Jahrgänge des Punch durchblättert, stößt man gewiß auf eine ganze Anzahl guter, schlagender Zeichnungen, aber man erstaunt gleichzeitig über die Eintönigkeit dieser Scherze im großen und ganzen. Die Allegorie spielt eine bedeutende Rolle. Verwandte Motive müssen immer wieder zur Beleuchtung verwandter Vorgänge herhalten. Es fehlt die innere Leichtigkeit, die unbefangene Heiterkeit, die sich auch einmal über sich selber lustig machen kann. Es fehlt der genialische Freimut, der ungescheut die eigne Würde von sich werfen darf, weil er sie in jedem Augenblick wiederzufinden weiß. Dem Lachen sind hier mit einer übertriebenen Achtung vor der sogenannten Respektabilität des ge-

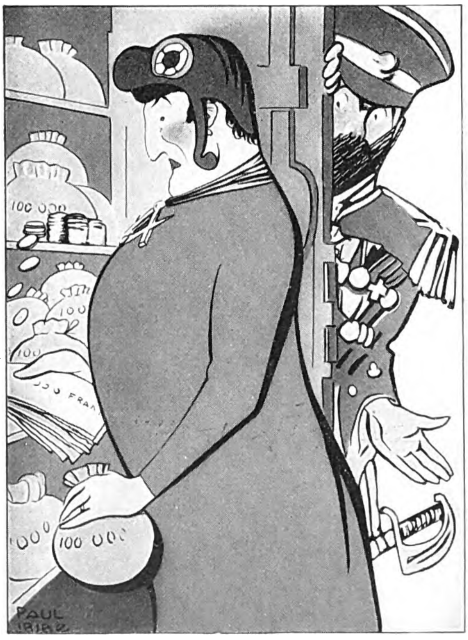
Digitized by Google



Er kann nicht, wie er möchte. Französische Karikatur auf Rußland

bildeten Engländers Schranken gezogen, die nur gelegentlich einmal in der Hitze des Gefechts überschritten werden.

Von dieser steifleinenen, gelahrten Art des Witzes ist die französische Karikatur durch eine Welt geschieden. Sie verfügt vor allem über eine künstlerische Laune, die sich in ihren Äußerungen durch politische Erwägungen nicht hemmen läßt. Sie benützt für ihre Wirkungen gern erotische Hilfsmittel, was uns in solcher Häufung wie etwa im Rire auf die Dauer abstößt, aber sie ist dafür auch niemals langweilig. Sie haßt die Feinde ihres Vaterlandes, also uns, unsern Kaiser, unser Heer, unsre Flotte, ingrimmig und, wie wir von unserm Standpunkt hinzufügen müssen, verblendet, aber sie bringt es anderseits über sich, auch an ihren Freunden die schwachen Stellen dem Hohngelächter preiszugeben. Dieser Skeptizismus ist gewiß das Zeichen eines sinkenden, hoffnungsarmen Volkes, aber er deutet zugleich auf eine humoristische Schwermut, für die wir Deutschen, die wir Wilhelm Busch zu den Unsern zählen, volles Verständnis haben. Zu derselben Zeit, da die politischen Machthaber der Republik sich in dem russischen Zaren den Rächer Frankreichs zu kaufen wähnten, und England beide zu seinen Diensten band, spottete der Pariser Witz über den Präsidenten im Frack und Zylinder, der es sich salzigen Schweiß kosten ließ, Kaiser und Könige ge-



Französische Karikatur von Paul Tribe auf die franko-russische Allianz. Die französische Republik: „Donnerwetter, mir scheint, man will mich noch weiter anpumpen ... aber das ist nicht mehr Allianz, das ist schon mehr Alliage.“

Digitized by Google

Die gelbe Gefahr II
Der Russe: „Bleib nur schön in deiner Schachtel, mein Junge! Man hätte sie nicht aufmachen sollen"
Französische Karikatur

zusammentrug. Man sieht hier recht deutlich, wie künstlich, wie unnatürlich die Verbindung Frankreichs mit Rußland und beider mit England ist, wie kein tieferes Gefühl sie in den Herzen der Völker rechtfertigt. Wenn der Franzose den Russen als Bundesbruder annehmen will, nachdem er ihn erst gründlich gereinigt hat; wenn die Engländer über die franko-russische Allianz höhnen: „L'Union fait la farce"; wenn die Russen voll Mißtrauen dem englischen Leuen in Afghanistan begegnen; wenn die Franzosen die japanischen Gelüste auf China durchschauen und die Habgier Englands immer wieder aufs Korn nehmen: so sind das Proben dafür, wie wenig Gutes der eine Raubgenosse dem andern zutraut, und wir dürfen hoffen, daß, wenn der Lügen- und Phrasennebel vor dem Gewitter des Krieges verweht ist, die ursprünglichen Empfindungen der Völker zum Besten der Ruhe Europas wieder in ihre Rechte treten werden.

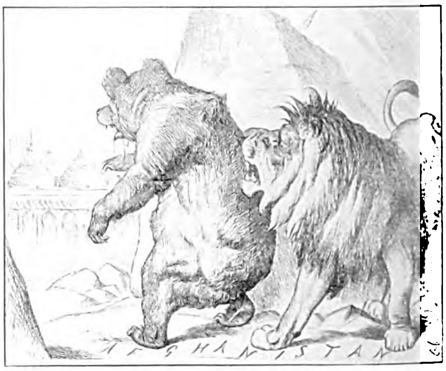
In erster Reihe fesselt uns, wie die Franzosen über John Bull denken. Der Gegensatz zwischen beiden Völkern ist uralt, älter und tiefer als der zwischen Frankreich und Deutschland. Uns ist erst spät zum Bewußtsein gekommen, daß wir in unserem Kampfe gegen Napoleon nichts als unsere Freiheit erstritten, daß die politischen Vorteile des gewaltigen Ringens England zufielen, das nichts erlitten hatte, dem vielmehr die Jahre unserer Erniedrigung den Geldbeutel zum Platzen gefüllt hatten. Napoleon erkannte, wer der Erbfeind war. Wenn er Österreich schlug und Preußen zertrümmerte, hatte er nur das eine im Sinn: England zu treffen, den perfiden Feind, der seines Frankreichs Weltstellung mit denselben knebelnden Mitteln in den Weg trat wie jetzt der unseren. Diesem

Japanische Karrikatur gegen Rußland

Digitized by Google

L'Union fait la-farce. Englische Karikatur auf die franko-russische Allianz. Aus „Punch", Jahrg. 1893

berechtigten Haß der Franzosen heizte die Karikatur ein, und sie schürte das Feuer bis ganz vor kurzem. Schon das Äußere des hochmütigen, steifen Engländers reizte den Witz. Es gibt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts eine Menge Blätter, die den Engländer in Paris darstellen, wie er breitbeinig, in auffallender Tracht durch die Straßen trottet oder im Museum an dem für kurze Zeit aus Danzig geraubten Jüngsten Gericht Memlings vorüberstelzt. Und wir haben aus neuester Zeit ähnliche satirische Bilder, die den Engländer als den einzigen, der wahrhaft zu reisen versteht, auf ergötzliche Weise verhöhnen, die sich lustig machen über die häßliche französische Aussprache des eingebildeten Inselbewohners. Ganze Kübel von Spott ergossen sich über die Königin Viktoria und Eduard. Der Burenkrieg bot eine unendliche Fülle von Anregungen. Die Karikatur erhob sich hier gelegentlich zum Pathos erhabener Anklage. Time is money — so ist ein Blatt überschrieben, das die Zeitungsnachricht illustriert, die Engländer hätten nicht immer die Zeit, ihre Toten zu begraben. Man stellt Krüger le grand und John Bull le petit einander gegenüber. Man nennt Chamberlain den neuen Macbeth, der sich nicht vom Blute



„No, you don't" (Du wirst das nicht tun!"). Englische Karikatur auf Rußland. Aus „Punch", Jahrg. 1885

der Ermordeten reinigen kann. Man zeichnet Eduard den Galanten in einer mit verfänglichen Namenszügen bestickten Weste oder im Fett und unter der Last seines Pompes erstickenden Kaiser von Indien. Man benutzt sein wohlgerundetes Bäuchlein, um ihn als Buddha dem Gelächter preiszugeben, als er mit Japan sich befreundet. Man nimmt sich Belgiens an, als John Bull sich im Kongostaat mausig machen will; man karikiert aber auch den jetzigen Albert le grand, als, noch zu des klugen Leopold Zeiten, angesichts belgischer Rüstungen die Befürchtung laut wird, das neutrale Königreich könne sich als Sturmbock gegen die Republik benutzen lassen.

England bleibt dem Verbündeten von heute nichts schuldig. Mit lebhaftem Vergnügen führt es ihm zu Gemüte, wie es sich im Suezkanalhandel hat über den Löffel barbieren lassen. Es freut sich der französischen Verluste in Madagaskar. Während es selbst sich in Ägypten, in Asien, in aller Welt mit selbstverständlicher Ruhe häuslich

„La Gloire". Französischer Soldat: „Ich leide — ich sterbe! Macht nichts! Unser Sieg wird John Bull ärgern!" Englische Karikatur auf Frankreichs Opfer in Madagaskar. Aus „Punch", Jahrgang 1895

Digitized by Google

John Bull: „Aoh very well! Jetzt, wo die Franzosen Madagaskar erobert haben, werden wir daran gehen, es zu kolonisieren." Französische Karikatur von M. Dulac aus „Le Rire", Jahrgang 1894/5

erkennt und den alten, ehrlichen Seemann und Spitzbuben im Kongostaat mit beizendem Witz verfolgt. Es ist schon so, wie der wackere Daniel Defoe, der Vater des „Robinson", von seinen Landsleuten meinte: „Es läßt sich nicht leugnen, daß wir vielfach und besonders Fremden gegenüber das rüpelhafteste Volk sind, das es gibt."

Ein gutes deutsches Sprichwort sagt, daß Kinder und Narren die Wahrheit sprechen. Wenn wir den Narren, denen wir ein Weilchen zugeschaut und zugehört haben, glauben wollen, so ergibt sich mehr als die bereits angedeutete und auch auf ernsten Schlüssen aufzubauende Erkenntnis von der inneren Baufälligkeit des Dreiverbandes. Wichtiger für uns ist die — sagen wir ruhig: die Moral, die dabei herausspringt, und die heißt: eine Politik des Gefühls ist besser als die der Diplomaten, und wir wollen auch nach erstrittenem Siege uns vor Freundschaften hüten, die einen allzu tiefen Schluck Lethe fordern, auf daß es nicht auch von uns einmal nach einem alten Wahrwort heißt: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

niederläßt, entspringen die kolonialen Gelüste des Franzosen seiner Wolfsnatur. Er versteht es nicht, daß auch ein anderer sich ein Plätzchen an der Sonne erobern möchte, die er sich selber gern allein auf den breiten Rücken scheinen lassen möchte. Der Engländer begrüßt mit Vergnügen die Annäherung mit Rußland, sobald sie ihm nützlich dünkt; er bedauert, den Bären nicht schon früher kennen gelernt zu haben, aber diese höfliche Wendung hindert ihn nicht, Indien für den neuen Freund als Rührmichnichtan zu bezeichnen, wie er es der ägyptischen Sphinx verbietet, dem Franzosen Rede und Antwort zu stehen. Daß die englische Karikatur Rußland im Krimkriege nicht verschont hat, ist verständlich. Trotzdem berührt es sonderbar, wenn wir auf einer vortrefflichen Zeichnung einen Nikolaus unter dem Gelächter Albions in die Tiefe rutschen sehen und nicht minder verwunderlich kommt es uns vor, daß dasselbe England, das jetzt die Unschuld Belgiens nicht laut genug rühmen kann, die Kongogreuel mit dem ihm eigenen Scharfblick für fremde Ungerechtigkeit gegeißelt hat, während anderseits Belgien die Meisterschaft in der Verleumdung seinem hochherzigen Schutzpatron unverblümt zu-

Japan zu China: „Bei dem kalten Wetter will ich dir gern noch den Mantel lassen; aber du weißt, mein Lieber, das ist alles, was ich für dich tun kann!" Französische Karikatur von Paul Léonnec aus „Le Rire", Jahrgang 1894/5

Digitized by Google

Von Indien an die deutsche Front

Von Joachim Mersmann

I. Bei Kriegsausbruch auf Ceylon. Nach Java. Vorbereitungen zur Heimreise

Wir waren im Great Eastern Hotel in Colombo an einem Augustabend beisammen und erörterten in lebhaftem Gespräch die ersten Ereignisse des europäischen Krieges, einige Bekannte, Deutsche und Engländer.

„A big pill for Germany (eine harte Nuß für Deutschland), dieser Krieg gegen zwei Fronten," meinte der Engländer zu meiner Linken, „aber ich glaube dennoch, daß der Deutsche mit Russen und Franzosen fertig werden wird." Wir erhoben unsere Gläser und leerten sie im Sinne des eben Ausgesprochenen, als von der Straße Lärm zu uns hereindrang und ein schwarzer Junge mit unverständlichem Geschrei das neueste Telegramm in die Halle warf. Zugleich eilte der „Manager" herbei mit den Worten: „Gentlemen, the war between England and Germany."

Das erste „impossible" meines englischen Nebenmannes verhallte im Gelächter der Umsitzenden, die diese Nachricht für eine Ente hielten, nur mein Freund Dr. W. wurde wie ich nachdenklich, wir hoben die hingeworfene Depesche auf, um mit Bestürzung festzustellen, daß Reuter in der Tat die Kriegserklärung Englands an Deutschland meldete, eine Nachricht, die uns auf feindlichem Boden, in einem englischen Kriegshafen, mitten unter Engländern erreichen sollte. Über unsere Lage, die Folgen weiteren Verbleibens konnte kein Zweifel sein, und so eilten wir ohne Zögern dem Hafen zu, um nach wenigen Minuten mit einem kleinen Boot einen draußen liegenden Norddeutschen Lloyddampfer zu erreichen, gerade zur rechten Zeit, denn der Kapitän ließ alsbald die Anker lichten, die Trossen abwerfen und dampfte mit ganzer Kraft aus dem feindlichen Hafen hinaus, dem Indischen Ozean zu, um Schiff und Ladung wenn möglich noch in Sicherheit zu bringen.

Es gab eine Fahrt voller Aufregung, nicht nur für uns wenige Deutsche, sondern auch für die in überwiegender Zahl an Bord befindlichen Engländer, die sämtlich Australien erreichen wollten. Trotz des überraschend eingetretenen Kriegszustandes blieb das Verhältnis zwischen den Reisenden beider Nationen — wenigstens denen gebildeter Stände — im allgemeinen ungetrübt. Die Engländer, noch immer der Ansicht, der Dampfer werde den vordem beabsichtigten Kurs auf Fremantle (Westaustralien) beibehalten, mochten sich schon auf den Augenblick freuen, da unser Schiff als englische Prise gekapert würde. Wir Deutschen indessen waren, obgleich der Kapitän keinerlei Auskunft erteilte, uns bald darüber klar, daß wir kurz nach Colombo einen anderen Kurs nahmen, und so fuhren wir denn sieben Tage, die Nächte mit abgeblendeten Lichtern, mit unbekannter Bestimmung, bis wir eines Morgens bei Sonnenaufgang eine wildtropische äquatoriale Küste vor uns sahen und, am Fuße eines Leuchtturmes stilliegend, den Lotsen erwarteten, der uns in den Hafen von Tjilatjap einbringen sollte. Wenige nur hatten je von diesem kleinen Platz an der Südküste Javas gehört; der Kapitän mochte ihn von früheren Reisen her kennen und hatte es unter großen Fährnissen verstanden, uns mit Schiff und Ladung zunächst zu bergen. Keiner der Passagiere hatte die Absicht gehabt, nach Java zu gehen, vielmehr waren sie alle nach Australien, Neuseeland oder Neuguinea unterwegs; der Krieg änderte die Absichten der meisten. Fast eine Woche lang konnte uns Deutschen nicht bekannt werden, was mit den Militärpflichtigen und Freiwilligen unter uns geschehen werde, so daß ich schließlich, nachdem die Engländer längst weiter befördert waren, von Ungeduld getrieben mit meinem Freunde die Tagesreise nach B. antrat, um mich über unser und unserer Mitreisenden Schicksal zu unterrichten.

Durch die unvergleichliche Tropenlandschaft Javas, über ungezählte kunstvoll angelegte Viadukte, die in schwindelnder Höhe die vielfachen vulkanischen Gebirgszüge miteinander verbinden — diese Bahn ist übrigens ein Werk deutscher Ingenieurkunst — führte uns eine zwölfstündige Fahrt bis zur Nordwestküste der Insel. Klopfenden Herzens betraten wir am nächsten Morgen das deutsche Konsulat, wo man uns leider eröffnete, daß die Überführung von vielen hundert Deutschen, die sich gestellt hatten, nach Tsingtau — wie zuvor beabsichtigt — nicht möglich sei. Alle müßten sie tatenlos auf Java bleiben.

„Das ist ganz ausgeschlossen," war die gewiß wohlmeinende Antwort auf meinen Einwand: „Dann gehe ich nach Deutschland zurück." So eindringlich das Konsulat vor immerhin nicht ungefährlichen Versuchen der Rückkehr mit Recht warnte, da diese meistens dazu führten, die englischen Gefangenenlager auf Singapore, Malta u. a. m. zu füllen, stand bei mir der Entschluß doch felsenfest, es so oder so zu versuchen, und daher sah mich das Konsulat noch öfter in den nächsten Tagen, mit diesen oder jenen Plänen kommend; jedesmal leider mußte ich wieder betrübt von dannen ziehen.

Digitized by Google

Es folgten Wochen, welche Geduld, Zuversicht und Glauben aller dort wohnenden Deutschen auf eine harte Probe stellten. Hundertfach und täglich Gerüchte und Meldungen von schweren Niederlagen im Heimatlande. Das englische Kabel war bald das einzige, welches die Zeitungen Niederländisch-Indiens mit seinen himmelschreienden Lügen nährte, und so konnten all die uns erreichenden Nachrichten nur geeignet sein, den Haß, der jäh gegen das perfide England in uns aufgeflammt war und tief Wurzel gefaßt hatte, zu verschärfen. Nur ein Gedanke noch beschäftigte mich von Tag zu Tag mehr: Zurück in die Heimat, zur Fahne, an die Front, koste es, was es wolle! — Hierzu mußte sich ein Weg finden lassen, denn ich sah doch hie und da Deutsche abreisen, Leute, die über Nacht Bürger der unglaublichsten Nationen wurden, die mit finsterer, verschlossener Miene an Bord gingen und doch innerlich jubelten über die immerhin geringe Wahrscheinlichkeit, mitkämpfen zu können für das Wohl der Lieben zu Hause. Wie habe ich jene beneidet! — Wenige von ihnen sind hinüber gekommen, aber warum sollte nicht vielleicht gerade ich von den wenigen einer sein? ...

Das war Wochen später, als ein Herr mit wohlgepflegtem Vollbart den ihm bekannten deutschen Konsul traf. In Kleidung, nachlässiger Haltung, das Haar gedunkelt in die Stirn gestrichen, mit wehender schwarzer Krawatte, war er das Urbild eines südländischen Typus, und am wenigsten hätte man in ihm den Sohn eines preußischen Offiziers vermutet, der selbst jahrelang im deutschen Heere gestanden und nun festen Willens war, in Kürze seinen Platz dort wieder auszufüllen. Vielmehr stellte er sich dem erstaunten Vertreter des Deutschtums mit den Worten vor: „Jetzt reise ich — als Angehöriger eines südeuropäischen und gut englandfreundlichen Staates," und nicht genug damit, sondern zugleich als Konsulatssekretär desselben. Einen vollgültigen Paß, das Haupterfordernis für solche Reise, besaß er zwar nicht, wohl aber eine in amtlicher Form gehaltene Bescheinigung des betreffenden Konsulates, die besagte, daß der Inhaber, Herr J... M......, einige Zeit bei diesem als Sekretär tätig gewesen sei und nunmehr einen Urlaub nach der Schweiz erhalten habe, um dort persönliche Angelegenheiten infolge Ablebens eines nahen Verwandten zu regeln. Neben dem Signalement meiner Person nannte das Schriftstück u. a. einen Geburtsort aus dem Lande, dessen Angehöriger ich neuerdings war. (Auf welchem Wege ich zu dem Papier, welches eigens für mich ausgefertigt war, gekommen bin, sowie weitere Einzelheiten hierüber, verbietet mir die Diskretion zu sagen.) Es gelang mir ferner, die Beglaubigung der Unterschrift von zwei weiteren Behörden zu erwirken, darunter die des französischen Konsulates; nur der englische Konsul, den ich gern in meiner Sammlung gesehen hätte, verweigerte sie ohne Angabe eines stichhaltigen Grundes, und diese Weigerung wäre mir fast zum Verhängnis geworden. Als nämlich alles zur Abfahrt bereit war, erfuhr ich wie durch einen Zufall von einem Bekannten, daß ich mit dem gesamten Inhalt meines „Passes" vom englischen Konsulate nach Singapore signalisiert sei, was meine Pläne umstieß und mich nötigte, den Weg über Sumatra zu nehmen.

Nach einigen Tagen bangen Wartens bis zur Abfahrt des nächsten Dampfers erschien ich gegen Mitte November in der Agentur einer holländischen Linie und forderte eine Karte nach Marseille, ein gut Stück Unverfrorenheit, vielleicht aber ein Zeichen, daß ich kaum ein Deutscher sein konnte. Indessen mußte ich mich mit einer Fahrkarte nach Port Said begnügen, da Marseille nicht mehr angelaufen wurde.

II. Von Java nach Port Said

Nach herzlichem Abschied von Freunden und Bekannten, von lieben Menschen, die sich besonders in dieser schweren Zeit eng einander angeschlossen hatten, die gemeinsam litten unter dem Drucke der sie allseit umgebenden Feindschaft und die sich in rührender Fürsorge der nach Java verschlagenen Deutschen angenommen hatten, begab ich mich an Bord, alle meine echten persönlichen Papiere und mein gesamtes Eigentum, soweit es irgendwie auf meine Herkunft deuten konnte, in B. zurücklassend.

Bei festester Entschlossenheit und bester Vorbereitung meines Planes beschlich mich doch ein unsicheres Gefühl unter den fast durchweg holländischen und uns wenig freundlich gesinnten Reisenden, in deren Mitte ich nun wochenlang leben sollte, ohne mich genügend im Holländischen verständigen zu können, ohne deutsch sprechen zu dürfen oder auch nur eine Ahnung meiner neuen Muttersprache zu haben; so mußte englisch und französisch helfen, und im übrigen hielt ich mich anfänglich zurück, was bei Seefahrten freilich nicht gern gesehen wird. Indes wußte ich mein Verhalten mit dem schweren Schlage, den ich erst kürzlich durch einen schmerzlichen Verlust erlitten hätte, hinreichend zu begründen. —

Bei schönstem tropischem Wetter und ruhiger See ging die Fahrt an der Südküste von Sumatra entlang, über den Indischen Ozean, Ceylon nördlich liegen lassend. Diese Fahrt bis in den Golf von Aden brachte während ihrer etwa vierzehntägigen Dauer in abwechslungsloser Gleichmäßigkeit die Zwölfstundentage und -nächte des Äquators, das schließlich ermüdende endlose Meer, aber doch auch das Schönste, was des Menschen Auge dort schauen kann, jenes Scheiden des Tages, jenes Sinken der Sonne im Indischen Ozean bei spiegelglatter See — etwas Einzigartiges, Überwältigendes, Unbeschreibliches! — Nur wenige Augenblicke ruht der Sonnenball in riesenhafter Größe voll auf dem Horizont,

Digitized by Google

dann versinkt er, gleichsam erlöschend, im Meer, uns mit den letzten Strahlen grüßend und das Firmament mit einer Fülle bald sterbender Lichter und Farben übergießend, während den Osten schon tiefes Dunkel deckt und die Gestirne der südlichen Halbkugel hervortreten, uns weiter den Weg weisend. — Den Weg, den die Sonne uns täglich vorangeht, zu euch, ihr Lieben daheim, zu euch Kameraden im Felde draußen, ihn werden uns in dunkler Nacht die fremden Gestirne des Südens führen bis zu jenen, unter denen ihr steht und kämpft, dort oben an Deutschlands Grenzen, in Feindesland, — wir kommen, Kameraden, wir kommen! —

In solchen Augenblicken, in denen das Herz der Sehnsucht voll war, näherten sich einander wie von selbst die wenigen Deutschen, die hier an Bord den gewagten Versuch machten, die Heimat zu erreichen. Das waren ein Herr v. R., eine große hagere Erscheinung mit weißem Haar, und seine noch jugendliche Gattin, eine deutsche Sängerin. Obgleich Herr v. R. weit über 60 Jahre zählte, sollte er die Heimat doch nicht ungehindert erreichen. Mein besonderer Freund wurde ein Herr Fr., ein Mann von etwa 38 Jahren, der die Tugend einer echten deutschen Gemütlichkeit mit stoischer Ruhe und unglaublicher Schlagfertigkeit in sich vereinte. Bereits zwei Tage nach meiner Abfahrt versicherte er mir — durchaus ohne mich zu kennen — er laufe keinerlei Gefahr, er sei nämlich Schweizer. Seine Aussprache wies für mich wie für jeden, der je in deutschen Gauen hat sprechen hören, untrüglich nach Berlin N. Sein urwüchsiger Berliner Witz, der ihn auch in den ernstesten Lagen nicht verließ, machte uns bald zu guten Bekannten. Ich entsinne mich eines Gespräches bei Tisch, in dem ein Holländer, der viel in der Schweiz gewesen war, unsern Freund fragte, wo er denn in Zürich wohne. Im Augenblick hielt ich meinen Bekannten, der Zürich nie gesehen, für erwischt. Aber ich hatte nicht mit dem „Berliner Jungen" gerechnet, denn schon kam es ohne Besinnen zurück: „Ach wissen Sie, da bin ich so bekannt, da fragen Sie jedes Kind."

Wir beide haben die Reise bis zum Ende durchgeführt, uns aber in allen gefährlichen Augenblicken sorgfältigst getrennt. Solche drohten uns schon im Indischen Ozean, denn ab und zu erschien bei Nacht ein Licht in der Ferne, bald näher kommend, bald sich entfernend, auftauchend und wieder versinkend, das jeder Reisende für das eines Kriegsschiffes ansprach. Für die übrigen Mitreisenden hätte es kaum ein angenehmeres Schauspiel geben können, als uns von einem englischen oder französischen Kriegsschiff angehalten zu sehen — ein später leider häufig gewordenes Ereignis — und die Gefangennahme der vielleicht an Bord befindlichen Deutschen mitzuerleben. Nur die „Emden" sollte es nicht sein, jenes kühne Schiff, das gerade zu dieser Zeit seine letzten Fahrten dort unten in Javas Nähe machte, ein Schiff, das man im ganzen Archipel fürchtete und das der Eingeborene selbst nur das „T" nannte, „Teufelsschiff".

Aber ungehindert durchquerten wir den Ozean und liefen eines Morgens dicht an dem kleinen Eilande Perim vor der Straße von Bab el Mandeb vorbei, wo ich mit Sicherheit auf ein Anhalten gerechnet hatte. Wir erreichten das Rote Meer, hatten hier noch vier fast tropisch warme Tage und kamen nach deren Verlauf eines Morgens bei Tagesanbruch vor Suez. Noch war es zu dunkel, um mit bloßem Auge auch nur in der näheren Umgebung des Schiffes etwas erkennen zu können, als mich das plötzliche Aufblitzen eines Suchlichtes dicht vor unserem Bug erschreckte. Unser Schiff lag taghell in dem Lichtkegel des Scheinwerfers eines englischen Kanonenbootes, und ehe wir uns mit der näheren Betrachtung des plötzlich Aufgetauchten befassen konnten, rollte der dumpfe Blindschuß eines Geschützes über das Meer, eine zwingende Aufforderung zum Stoppen. Mit aller Kraft arbeiteten die Maschinen zurück, die Passagiere eilten in dürftiger Bekleidung an Deck, das Schiff lag still. Wenige Minuten später betrat ein englischer Offizier, begleitet von einigen Matrosen, das Fallreep, um den ihm entgegenkommenden Offizier des Schiffes als erstes zu fragen: „Herr v. R. an Bord?" — Was mochte geschehen sein, daß man den Namen dieses unter fremder Flagge Segelnden hier schon kannte? Warum suchte man gerade diesen Mann von weit über 60 Jahren? Der Unglückliche war lange völlig außer Fassung, und erst die Mitteilung, daß alle Reisenden mit deutschem oder nur deutschklingendem Namen binnen zehn Minuten ihr Gepäck zurechtmachen mußten für den Fall der Gefangennahme, konnte ihn ein wenig beruhigen; glaubte er doch, auf diese Weise vielleicht Genossen im Unglück zu haben.

Die englischen und französischen Behörden sind heute sehr mißtrauisch und werden täglich schärfer in ihren Maßnahmen; so ergab sich denn die übliche eingehende Untersuchung der Passagiere, für uns die erste, doch noch nicht die gefährlichste und aufregendste. Der Erfolg war, daß ich passieren durfte, denn der mitgebrachte Dolmetscher beherrschte die Sprache meiner jungen Nationalität nicht, auch mein Freund Fr. blieb unbehelligt. Wir packten frohen Mutes unsere Koffer wieder aus, während Herr v. R. mit Gattin uns am kommenden Morgen in Port Said verlassen mußte. Trotz der Unfreundlichkeit der Mitreisenden gegen alles, was deutsch war, wurde es doch eine erschütternde Szene, als uns der alte Herr verließ. Was würde nun aus ihm werden, fragte man sich in den folgenden Tagen um so mehr mit Recht, als wir kurz darauf erfuhren, daß er von Java aus durch drahtloses Telegramm — zweifellos vom englischen Konsulat — der Spionage verdächtig nach Suez gemeldet worden sei.

Digitized by Google

konnte für mich nicht eine ähnliche Signalisierung, wie sie schon nach Singapore gegangen war, in Port Said liegen, vielleicht in Gibraltar, vielleicht in London, wohin uns der Weg führen würde? Denn daß wir nach London liefen, war mir schon kurz nach der Abfahrt zu meinem Schreck bekannt geworden.

Die ständigen Aufregungen, in denen ich diese Wochen durchlebt hatte, lassen sich nicht in Worte fassen, und ich war daher entschlossen, von Port Said aus nach Möglichkeit Italien zu erreichen, um so einem Besuche von London selbst auszuweichen. Diese Absicht schien zunächst dadurch begünstigt, daß ich nur eine Karte bis Port Said besaß, und ich verließ daher dort das Schiff, das etwa vier Stunden festlag, am frühen Morgen, nachdem wir nachts den auf ganzer Länge stark besetzten Kanal durchfahren hatten, um nach einer geeigneten Schiffsverbindung Umschau zu halten. Da war die einzige die italienische Linie „Service maritime", deren Dampfer einige Tage später von Alexandria abgehen sollte. Nur etwa fünf Tage Fahrt bis Genua — wie schön mußte es sein, schon nach zehn Tagen wieder deutschen Boden zu sehen, deutsch sprechen zu hören, nicht mehr allein zu sein unter Feinden, nicht mehr wehrlos ... Es kam anders! Ich begab mich zu der Agentur, wurde für eine Fahrkarte vorgemerkt, und trug meinen Namen in die Passagierliste ein, um dann erst zu erfahren, daß mein Paß noch mit der Genehmigung der englischen Regierung, Ägypten verlassen zu dürfen, versehen werden müsse, eine Nachricht, die meine schönen Pläne umwarf, wußte ich doch noch von Java her sehr wohl, daß mir eine englische Behörde auf den in meinem Papier genannten Namen hin diese Genehmigung niemals erteilen, vielmehr mich dem Konsul meines mit England verbündeten Pseudovaterlandes vorführen würde — und was dann? Also zurück auf das Schiff um jeden Preis! Heraus aus jener Agentur! Heraus mit den Koffern aus dem Hotel, in dem ich mit den Herren der englischen Militärverwaltung bereits zusammen hauste — aber wie durch die Hafensperre gelangen, durch das Paßbureau? Es mußte versucht werden.

III. Port Said — Gibraltar — nach London

Hinunter ging es zum Hafen, zu einer erneuten Zollrevision, — endlich zum Paßbureau, wo ich auf heftigen Widerstand stieß, eben weil mir die Genehmigung der englischen Verwaltung zum Verlassen Ägyptens fehlte. Eine lebhafte Auseinandersetzung mit den Beamten folgte, in deren Verlauf es mir schließlich in der Eile und in dem Gedränge gelang, unter dem Vorwand, ich sei nur zu Einkäufen an Land gegangen, durchzuschlüpfen. Neben dem Ankunftsvermerk: „Vu à l'arrivée à Port Said, ..." erhielt mein Paß hier nur das Visum: „Returned back to the ship, Port Said ..." Erleichtert aufatmend, nahm ich ein Boot und jagte in letzter Minute an unser Schiff heran.

Der zweite Ruf des Dampfers zur Abfahrt war schon gegeben, als ich dort anlegte, um den erstaunten Mitreisenden, von denen ich am frühen Morgen Abschied genommen, zu sagen, die Reise über Italien sei mir doch „zu teuer", ich zöge vor, über Holland zu fahren. Das konnte in der Tat billiger sein, hätte ich doch tagelang in Port Said, Kairo und Alexandria weilen müssen, während hier nur eine Verlängerung meiner ersten Fahrkarte notwendig wurde. Wir waren bald draußen im Mittelmeer, mit westlichem Kurs, bei erheblich kühlerem Wetter; der europäische Dezember begann sich fühlbar zu machen. Die See wurde ungünstig, und wir liefen fast vier Tage bis auf die Höhe Süditaliens und Siziliens, das ich in weiter, weiter Ferne liegen sah. Dort am Horizonte streckte sich das Land hin, das mir Sicherheit geboten hätte; aber unaufhaltsam strebte das Schiff westwärts, für mich neuen Gefahren entgegen. —

Auf der Höhe von Malta sichteten wir bei Nacht dicht vor uns die Umrisse von etwa sechs bis sieben in völligem Dunkel liegenden Schiffen — eine französische Flottille. Das gleiche Schauspiel wie in ähnlichen Fällen: das Heranschießen eines Torpedobootes, die Abgabe des Schusses zum Stoppen, dann — selbst bei unruhiger See — der Besuch eines Offiziers mit sechs Mann an Bord, und eine Untersuchung wie die erste begann; nur mit der Überraschung, daß dieser Herr mich in gutem Deutsch aufforderte, mich zum Zweck einer Leibesvisitation zu entkleiden. Ich schien ihn durchaus nicht zu verstehen, bis er schließlich seinen Wunsch auf französisch wiederholte, worauf ich seinem Ersuchen bereitwilligst nachkam, ohne daß er etwas Verdächtiges bei mir oder auch später in meiner Kabine hätte finden können. — Hinter Malta setzte eine harte See ein, in der wir Hunderte von Meilen verloren. Wir fuhren eines Tages nur gegen 120 Knoten, gegenüber einer normalen Tagesstrecke von 330 bei ruhigem Wetter. So kam es, daß alle Reisenden der spanischen Küste mit freudiger Erwartung entgegensahen, denn dort mußte es ruhiger werden. Nur für uns Deutsche war Gibraltar, der Schlüssel zum westlichen Ausgange des Mittelmeeres, erneut eine gefahrdrohende Station, wußten wir doch, daß man Hunderte, wenn nicht Tausende von Deutschen dort gefangen hielt. Es war wiederum eines Abends, als wir an dem riesigen Felsen dieser natürlichen Festung vorbeidampften, von dem Tausende von Lichtern zu uns herüber blitzten, uns die Lage von Befestigungen, Kasematten und Kasernen verratend. Kaum gesichtet und in das Licht der Scheinwerfer genommen, begannen wir einen lebhaften Verkehr mit Morselampen hinauf zu den uns anblinkenden englischen Stationen. Ungehindert und in voller Fahrt durchfuhr das Schiff die Enge von Gibraltar,

Digitized by Google

und schon glaubte ich diese gefahrvolle Klippe überstanden, sah den offenen Ozean vor uns, als wieder vom Heck her ein kleines schwarzes Etwas in rasender Fahrt aus der Nacht tauchte, — ein Augenblick greller Beleuchtung, der dumpfe Krach des Schusses, unser Schiff lag nach wenigen Minuten still, den Bug noch in das offene Meer gerichtet. Lange umkreiste uns das englische Fahrzeug, mit Blitzesschnelle seine Lichtsignale hinüberwerfend zu dem Felsennest, von wo aus wiederum die Lichter dortiger Stationen ihre Kegel in die Wolken über uns sandten, eine Antwort auf die Anfrage des englischen Bootes, die wir mit Spannung erwarteten. Sie kam bald: Wir mußten hinein in den Hafen, das Schiff drehte bei, bis wir schließlich dem ersehnten Ozean den Rücken wandten und langsam in den Kriegshafen eingebracht wurden. Die Revision vollzog sich hier wie in den ersten Fällen, und ich war angenehm überrascht, als wir schon gegen ein Uhr nachts wieder hinaus durften, der offenen See zustrebend. Am Ausgange des Mittelmeeres wimmelte es von allerlei größeren und kleineren englischen Kriegsfahrzeugen, von denen jedes sich befugt glaubte, uns anzuhalten, so daß wir Stunden brauchten, um aus deren Reichweite hinauszugelangen. Hinter Gibraltar gab der Kapitän an, Order nach Falmouth — ganz am Südwestzipfel Englands — drahtlos erhalten zu haben; wenn er dorthin dampfte, hatten wir immerhin die Aussicht, auf offener See, hundert Meilen und weiter vom Lande entfernt zu bleiben, außer Reichweite der Suchlichter an der französischen Küste, und konnten somit fast sicher sein, den französischen Küstenflottillen und dem Kriegshafen Brest zu entgehen.

November- und Dezemberstürme im Atlantischen Ozean und besonders im Golf von Biscaya scheut der Seemann. Es gab fünf Tage Sturm und hohe See, die fast allen Reisenden grausig und endlos erschienen, während mir, der ich keine Seekrankheit kenne, nichts lieber sein konnte als solch hartes Wetter, bei dem ein Stoppen des Schiffes schlechterdings unmöglich und gar ein Ausbooten ausgeschlossen erscheint. Wir trafen eine Anzahl französischer Kriegsfahrzeuge, die uns bei dieser See nichts anhaben konnten; nicht einen Augenblick setzte unsere Maschine aus, weiter ging es mit Stampfen und Dröhnen, sausend hob sich die Schraube aus dem wütenden Element, um sich mit Tosen wieder hineinzuwühlen in die aufgepeitschten Wogen, dem tanzenden Schifflein Halt zu verleihen. Mir war es zu einer lieben Musik geworden, das Keuchen der Maschine, das Arbeiten der Schraube, denn setzte dieses Pulsen im Schiffsrumpfe aus, war der Feind in der Nähe. — Schon lag die Küste von Falmouth vor uns, als wir ohne Stoppen scharf östlich Kurs nahmen und in den Kanal einbogen. Bei etwas ruhigerer See kamen wir bis Dover, wo uns alles, was das Auge erblickte, an den Krieg gemahnte. Allenthalben angehaltene Handelsdampfer, kreuz und quer jagende Kanonenboote, in der Tiefe ab und zu ein Unterseeboot, nur durch den kleinen, über Wasser ragenden Turm kenntlich, und hoch über uns ein Doppeldecker, der in eiligem Fluge Frankreichs Küste zustrebte, um nach geraumer Zeit wieder zurückzukehren. Nach langem Warten nahmen wir mittags den englischen Lotsen an Bord, alle in der heimlichen Hoffnung, binnen Tagesfrist Holland zu erreichen, denn wir glaubten kaum, daß der Kapitän tatsächlich die Absicht habe, nach London hineinzufahren, wo er seiner Ladung sicher verlustig gehen würde. Wir glitten wenige Stunden bedächtig durch das Minengebiet des Kanals, zwischen einer Anzahl englischer Kriegsschiffe hindurch, dann weiter, nördlich die englische Küste in Sicht, vor uns — östlich — weite, offene See, deren Anblick mich mehr und mehr in meiner Hoffnung bestärkte, nicht das Gefährlichste miterleben zu müssen: London.

Ein Blick auf den Schiffskompaß am Oberdeck mußte mich indes bald überzeugen, daß wir plötzlich nordwestlichen Kurs hielten, also zweifellos in die weite Mündung der Themse bereits eingebogen waren, — der holländische Dampfer wurde aufgebracht. Die entgegenkommenden Schiffe wurden jetzt häufiger, hie und da ein Wrack von gesunkenen Kriegs- und Kauffahrteischiffen; rasch fiel der frühe Abend der Themsestadt nieder, und schon gegen fünf Uhr befanden wir uns in den grellen Suchlichtern der englischen Befestigungen an den Docks von Tilbury. Lange Zeit müssen wir ohne besondere Bestimmung festliegen. Vor uns dehnen sich die erleuchteten Kais und die in unheimlichem Dunkel liegenden Docks aus, unermüdlich suchen Scheinwerfer nach allen Richtungen den Fluß und das Firmament ab, an dem düstere Wolken ostwärts jagen, Torpedoboote kreuzen in rasender Fahrt über die trüben Wellen des Stromes, hier und da ein Schiff anhaltend, Pfeifen ertönen, Kommandos erschallen, und in das Ganze mischt sich, alles übertönend und verwischend, in gurgelnder uralter Melodie der Wasser endloses Lied, der murmelnde Sang der zu Meere gehenden Fluten. — Ein packendes, schauriges Spiel für das Auge dessen, der sich als Deutscher hier vor der äußersten Gefahr weiß: in Feindesland, im Herzen Englands — allein!

IV. London City. Letzte Revisionen. Heimwärts!

Es blieb mir nicht viel Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen; bald erschien ein englischer Beamter, die Reisenden und deren Dokumente einzeln und aufs genaueste prüfend. Hierbei erhielt ich den ersten Stempel „London, ... Dezember 1914" auf meinen Paß, ein Zeugnis englischer Kontrolle, das ich noch heute oft in Erinnerung gefahrvoller Stunden betrachte.

Digitized by Google

Auf die Nachricht hin, daß das Schiff die gesamte Post und Ladung in London lassen und zu diesem Zweck etwa zehn Tage dort liegen bleiben müsse, entschloß sich die Mehrzahl der Reisenden, mit einem anderen Schiff, einem Boot der Batavier Line, möglichst noch am kommenden Tage nach Holland weiterzufahren. Ein Wechsel des Dampfers war gleichbedeutend mit einem Aufenthalt von vorerst unbestimmter Dauer in London selbst. Konnte ich mich ausschließen, wenn alle anderen entschlossen waren, gemeinsam zu fahren? Nein, das war nicht möglich — also den letzten Widerwillen gegen den zwecklosen Besuch Londons im Kriege niedergerungen, ich schloß mich an. Noch am gleichen Abend kam der Agent der Batavier Line an Bord, mit dem gerade ich als der am geläufigsten englisch Sprechende verhandeln sollte. Meine Person und mein Name erschienen dem Engländer verdächtig genug, um mich auszuhorchen, zumal er — mit Recht — nicht begriff, weshalb ich über Holland fuhr, da ich doch nach Südeuropa gehöre und wolle. Nachdem ich ihn in längerem Gespräch beruhigt hatte, riet er mir schließlich freundschaftlich, es sei für mich am besten, über Calais — Paris — Lyon zu reisen, wolle ich nicht in deutsche Gefangenschaft fallen — was ich auch in Erwägung zu ziehen versprach. Die Plätze für die Reisenden waren bald bestellt, und wir wurden nach einer an Bord vorgenommenen Zollrevision gegen Mittag folgenden Tages auf einer Schaluppe nach Tilbury gebracht, d. h. an die Station, von der die Eisenbahn an den Themsedocks vorbei hineinfährt nach London, in das Herz der City.

Ein holländischer Herr, welcher mit Frau und Kind nach Hause reiste, hatte mich gebeten, ihn nach London zu begleiten. Wir hatten bald die Bahnstation Tilbury, die von Polizisten, Soldaten und Geheimagenten streng bewacht wird, hinter uns und erreichten — die Docks, eine Anzahl militärischer Einrichtungen wie Barackenlager, Exerzierplätze, Schießstände, auf denen lebhaftes Treiben herrschte, u. a. m. links liegend lassend — nach etwa dreiviertelstündiger Fahrt Fenchurch Street Station, um von dort aus sogleich im Auto in die City zu fahren. Man irrt, wenn man annimmt, das geschäftliche Leben am Strand, Piccadilly Lane und in ähnlichen Hauptstraßen sei gegen früher abgeflaut, jedenfalls bot die Innenstadt in diesen Abendstunden den gleich lebhaften Anblick wie in Friedenszeiten, wenngleich London heute auch hier eine auffallende Sparsamkeit an Licht wahrnehmen läßt. Vielleicht, daß das herannahende Christfest den Verkehr gegen sonst anschwellen ließ. Die Nacht verbrachten wir in einem der großen Hotels, froh, seit Wochen einmal wieder ein feststehendes Bett zu sehen, — dennoch fand ich keinen Schlaf. Zu sehr war jeder Nerv noch jetzt in mir angespannt. —

Am kommenden Mittage unternahmen wir eine Automobilfahrt, die mir Gelegenheit bot, in fesselnden und bezeichnenden Bildern den Geist illustriert zu sehen, der heute in der Themsestadt herrscht. Der Wagenführer zeigte uns u. a., nachdem er sich vorsichtig nach unserer Nationalität erkundigt hatte, die neueste Sehenswürdigkeit; „die falsche Zeppelinstraße" möchte ich sie nennen, d. h. die uns Deutschen wohlbekannte, neu angelegte Chaussee in der Nähe von St. James Park, die schon vom frühen Nachmittage an in grellem Licht liegt und bestimmt ist, deutsche Flieger und Zeppeline irrezuführen. Nach längerer Rundfahrt erreichten wir Trafalgar Square, wo ich den Unterbau der Nelsonsäule in seiner ganzen Breite von allen Seiten mit den bekanntesten englischen Sentenzen wie „England expects that every man . . ." und vielen anderen mehr bemalt sah. Dicht dabei eine Tafel mit dem Hinweis, wo sich das nächste Werbebureau befinde. Wir hatten den Wagen halten lassen, und ich war noch in die Betrachtung dieses sonderbaren Schmuckes versunken, als ein Trupp Militär auf den Platz einbog, mit schmetterndem Trompeten- und Hörnerklang die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich lenkend — eine Werbekompagnie, wie sie jetzt zu Dutzenden Londons Straßen tagtäglich durchziehen. Die bekannte — zweiseitig geschlagene — große Trommel voran, dahinter zwei wohlwollend dreinschauende, feiste Herren in Uniform, augenscheinlich die Werber, und schließlich ein Trupp von etwa 40 bis 60 Soldaten, das Gewehr nach Belieben über die Schulter gehängt oder unterm Arm getragen, mit der Mündung nach oben oder unten gerichtet. Hinterdrein zog ein Troß von frierenden, zum größten Teil zerlumpt aussehenden, mürrisch dreinschauenden Leuten jeden Alters. — Das also war der Ersatz, der kam, dem Werberufe zu folgen, klappernd vor Kälte, wohl nur in dem Gedanken, als Soldat warme Kleidung und satt zu essen zu haben. — Ein klägliches Bild!

Wir sahen dann weiter die bekannten großen Hotels und öffentlichen Gebäude, die von oben bis unten mit Aufrufen an das fechtende England bedeckt sind und erfuhren aus diesen Plakaten, daß England weitere hunderttausend Mann brauche u. a. m. Hunderttausend Mann von dem Gesindel, das jene Werbekompagnie nach sich zog, sollte man dem Engländer gerne gönnen! Jedes Automobil und sonstige Mietfuhrwerk führte das Plakat „a call to arms", widerlich nahmen sich die mit schreienden Bildern und Aufrufen geschmacklos beklebten Gebäude aus, und ekelerregend mischte sich in das ganze Getriebe, das Gejohle der Menge und den Lärm der Straße der vielfache Ruf der Zeitungsverkäufer, welche die allerneuesten Reuterschen Lügen hinausschrien. Wenn man dieses Bild sah, mußte man sich wirklich fragen, wie sieht es jetzt bei uns zu Hause aus.

Wir nahmen unser „Supper" bei Fras-

Digitized by Google

cati, wo mein Gastgeber zwei Freunde erwartete. Frascati, in Friedenszeiten ein sehr angenehmer Aufenthalt, wies auch jetzt noch viel Leben auf, gute deutsche Musik, vortreffliche Speisen und Weine, — nur die deutschen Kellner fehlten. Die beiden Freunde erschienen, zwei typisch englische Gestalten, begrüßten ihren Bekannten und dessen Gattin, während sie mich mißtrauisch betrachteten. Erst als ihnen mein Paß sagte, wer ich war, glitt ein Lächeln über die beiden ledernen Gesichter, sie streckten mir ihre Hände entgegen und erklärten, wir seien ja Verbündete. Nach einem kräftigen „shakehands" entpuppten sie sich — als englische Offiziere. Mit ihren Mitteilungen waren sie zurückhaltend; dem Heraussenden und den Erfolgen größerer englischer Truppenkörper der Armee sahen sie anscheinend zuversichtlich entgegen, das würden ausgezeichnete Feldtruppen sein, im übrigen hätten die Franzosen ja Material an Menschen genug (was ich nicht bezweifeln durfte). Endlich sei es doch bedauerlich, daß die englische Flotte schon nennenswerte Verluste erlitten habe, deren Einzelheiten man dem Volke natürlich verschweigen müsse.

Im übrigen zogen sie es vor, sich in der Unterhaltung auf Gemeinplätzen zu bewegen, zumal sie Gefahr laufen mußten, mit ihrem Freunde, den sie einst in Indien kennen gelernt hatten, über das Verhältnis zwischen England und Holland uneinig zu werden. So reizvoll es gewesen wäre, die beiden Herren etwas auszuhorchen, so gefährlich erschien auch jedes weitere Eindringen in sie, und so hatte ich als Zuhörer stundenlang dabeizusitzen und an den wenigen Speisen zu kauen, die ich an jenem Abend trotz eines ausgezeichneten Champagners hinunterzuwürgen vermochte. Um elf Uhr abends sollten wir in Tilbury eingebootet werden; hier mußte die letzte Kontrolle stattfinden; war diese überstanden, war ich wieder draußen auf See, so gab es für mich die größte Wahrscheinlichkeit der Freiheit. —

Der Zug, der uns hinausführte, war an sämtlichen Fenstern dicht verhängt, und es fielen die zahlreichen einsilbig in den Ecken sitzenden Herren auf, anscheinend Agenten, welche darüber wachen mochten, daß diese wichtige Strecke, die die City mit den Docks verbindet, nicht durch Lichtschein deutschen Fliegern und Zeppelinen den Weg weise, eine Furcht, der ich in London auf Schritt und Tritt in vielfacher Gestalt begegnete.

Wir mußten stundenlang in Tilbury warten, denn das Schiff der Batavier Line war noch nicht zur Stelle, und erst nachts gegen ein Uhr erfolgte die letzte Revision. Wohl bewacht wurde ein Reisender nach dem andern in den Revisionsraum geführt, in dem bereits drei Herren Platz genommen hatten. Der erste, dem ich meinen Paß reichte, sprach mich sogleich — er mochte wohl für mich mitgebracht worden sein — in meiner Landessprache an, von der mir jedes Wort fehlte. Die giftigen Blicke aus den Augen der drei schwanden allmählich, als ich erklärte, daß mein Vater seinen „schwunghaften Weinhandel" in meiner Geburtsstadt schon aufgegeben, als ich nur zwei Jahre zählte, und daß er seither in der Schweiz gelebt habe. Aber hiermit war der Verdacht noch nicht völlig beseitigt, sondern der zweite im Bunde fragte: „You got any letters?" Ob ich irgendwelche Briefe hätte, die vielleicht die Angaben meines Passes bestätigen und in meine Lebensgeschichte hineinpassen konnten. Ja natürlich, da waren sie schon — und wohl vorbereitet: Ein eingeschriebener Umschlag aus Java an meine dortige Adresse, enthaltend zwei Briefe, in deren einem mein Freund, der Amerikaner John Rairdon — sonst ein guter Deutscher — mir sein Beileid zu dem kürzlichen schweren Verlust aussprach, während er im zweiten Briefe überrascht war, von meiner plötzlichen Abreise zu erfahren und mir die besten Wünsche mit auf den Weg gab — alles in englisch, das zog. Auch der letzte Versuch des Engländers, mich aufs Eis zu locken, die in gutem Deutsch gestellte unvermutete Frage: „Wie ist doch Ihr Name?" scheiterte, denn ich war geistesgegenwärtig genug, zu erwidern, daß ich ihn leider nicht verstünde. Erst das besser verständliche: „What is your name?" entlockte mir meinen Namen José M . . . . . n. Ein zweiter Stempel: „London, . . Dezember 1914" auf mein Papier, — ich durfte passieren. —

Wir haben auf einer Schaluppe in der Themse eng zusammengepfercht bei eisiger Kälte bis fünf Uhr morgens gesessen, bis uns schließlich die Batavier II, ein kleines Schiff von 2000 Tonnen, aufnahm.

Der Tag graute, als wir den Strom hinabglitten, der offenen See zu, die nach wenigen Stunden erreicht war. Behutsam schlängelte sich das Boot durch das Minenfeld der bewegten Nordsee. Hier lag die Gefahr für jeden anderen Reisenden. Was waren mir all die dort schlummernden Minen gegenüber den Gefahren, denen ich entronnen?

Gegen Abend waren wir in Holland; die Spannung endloser banger Wochen löste sich in mir, nun war ich wirklich der wenigen Glücklichen einer, denen es gelungen, heimzukommen, — ich war frei! — — — — —

Nur ein kurzer Aufenthalt, dann eilte ich nach Deutschland. An der deutschen Grenze, in Bentheim, hielt man mich sofort an, aber nach wenigen Stunden konnte ich meinen Weg fortsetzen. Ich strebte Berlin zu, wo ich bei meiner Ankunft, von einem lieben Freunde empfangen, Transporte junger Ersatzmannschaften nach der Front abgehen sah: „Ich komme, Kameraden," jubelte es in mir.

„In der Heimat, in der Heimat," schallte es aus den abrollenden endlosen Zügen zu uns herüber, „da gibt's ein Wiedersehn!" — Ein Wiedersehn! — Ich erwarte nun täglich meine Einberufung; so Gott will, gibt es einst auch für mich „in der Heimat, in der Heimat — ein Wiedersehn". —

Digitized by Google

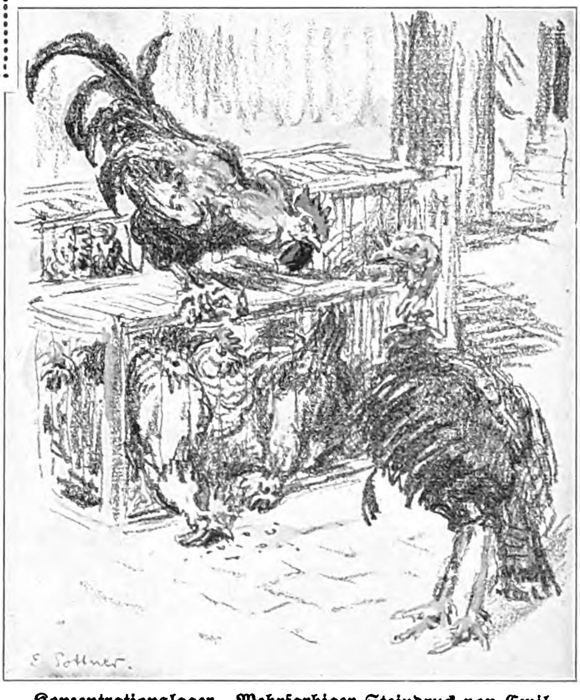
Illustrierte Rundschau

Unsere Künstler und der Krieg — Kriegsandenken — Bruno Pauls Asiatisches Museum in Berlin — Der „Kleiderkasten" — Georg Busse-Palma † Zu unseren Bildern

Verkleinerte Nachbildung einer Zeichnung von G. Brandt aus: „Wachtfeuer, Künstlerblätter zum Krieg 1914/15" Herausgeg. vom Wirtschaftl. Verband bild. Künstler (Zirkel-Verlag, Berlin)

Der Krieg beschert uns. Wir sind andere seit gestern. Der Streit um Worte und Programme ist zu Ende. Wir kämpften gegen Windmühlen. Manchem war die Kunst ein Zeitvertreib. Wir hatten Farben, Linien, Bilder, Luxus. Wir hatten Theorien. Was uns fehlte, der Inhalt, das, Brüder, gibt uns die Zeit. Seien wir ihrer würdig! Keine gemächliche Hingabe mehr! Aus Feuerschlünden, aus Not und Blut, aus Liebe und heiligem Haß wird uns Erlebnis. Wehe dem Künstler, der heute nicht erlebt." Der im August vorigen Jahres diese Worte schrieb, war jener Kunstkritiker, der Böcklin getötet und Greco aus dem Dunkel der Vergessenheit erlöst hatte; jetzt ist er als Sanitäter im Felde und ist gar in russische Gefangenschaft geraten. Man traute seinen Ohren kaum, wie sich diesem entschiedensten Vorkämpfer des Impressionismus, der freilich den Kubisten und ihren Nachfahren nur mit bedenklichem Kopfschütteln zusah, das Geständnis von der Seele rang, daß der von ihm verfochtenen Kunstrichtung gerade das fehle, worauf ihre Anhänger mit Geringschätzung herabzublicken pflegten: der Inhalt, daß das Erleben des Malers sich nicht in optischen Entzückungen erschöpfe, sondern daß es darüber hinaus seelische Erschütterungen gebe, die sich auch dem Nichtkünstler mitteilen ließen, weil sie in ihrem Wesentlichen Eigentum des ganzen Volkes seien.

Aber es sind nicht nur die Künstler, die nach Meier-Graefes freimütigem Geständnis umlernen müssen, sondern — so fügen wir hinzu — auch das Publikum. Wir waren oft, verdrießlich über allerlei seltsame und aussichtslose Versuche, geneigt, diese an französischen oder belgischen Vorbildern geschulten Maler undeutsch zu schelten. Wir hatten sehr oft nicht die Liebe und Geduld, die Entwicklung sich wunderlich und fremd gebärdender Begabungen abzuwarten; wir waren immer schnell bei der Hand, das Unverständliche als unverständig abzutun oder ihm unanständige Ausländerei vorzuwerfen. Und nun sehen wir, wie das ungeheure Geschehnis des Krieges auch den künstlerisch links Stehenden zum deutschen Erlebnis wird, wie sie sich, im Bunde mit ihren konservativen Kollegen, bemühen, der Ereig-



Konzentrationslager. Mehrfarbiger Steindruck von Emil Pottner (Verkleinerte Nachbildung). Aus: „Krieg und Kunst Original-Steinzeichnungen der Berliner Sezession". Heft 1 (Verlag Julius Bard, Berlin)

Digitized by Google

Deutsche Hiebe

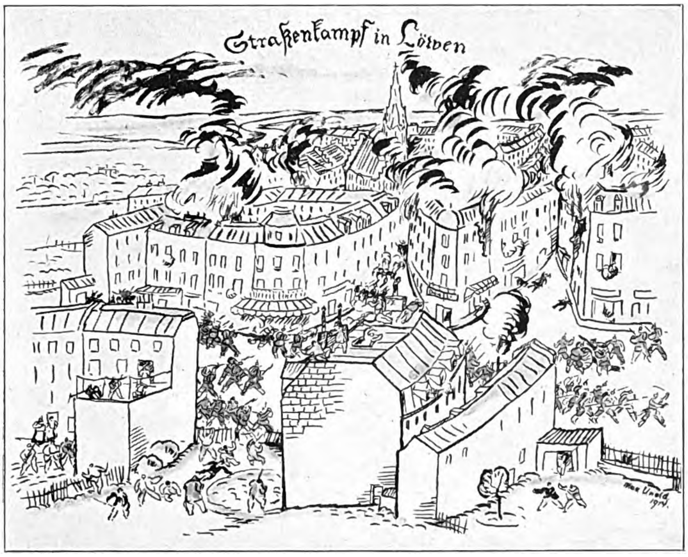
Gemälde von Prof. Angelo Jank

Aus dem Sammelwerk „Der Völkerkrieg im Bilde"

(Verlag der Münchener Graphischen Gesellschaft Pick & Co.)

Digitized by Google

Digitized by Google



Verkleinerte Nachbildung einer mehrfarbigen Lithographie von Max Unold in den „Kriegsbilderbogen Münchner Künstler" (Goltz-Verlag, München)

und Kunst" sammelt. Auch farbige Blätter wie das von uns wiedergegebene humorvolle Pottnersche sind hier vertreten.

Hinter Berlin steht München nicht zurück, und auch hier können wir die Front von rechts nach links abschreiten. Den „Völkerkrieg im Bilde" unternimmt eine von der Graphischen Gesellschaft Pick & Co. veranstaltete Sammlung von Kupfertiefdrucken zu schildern. Wir finden Werke von Bohrdt, Diemer, Anton Hoffmann, Jank, H. R. Schulze, Stöwer, J. A. Sailer. Das Gemeinsame im Gegensatz zu den bisher angezeigten Werken ist, daß diese Künstler weniger Stimmungen als Taten malen und zeichnen und daß sie somit dem Vergnügen des Publikums an der Wirklichkeit bedeutend entgegenkommen. Den Cassirerschen oder Bardschen Veröffentlichungen verwandt sind die „Kriegsbilderbogen Münchner Künstler" im Goltz-Verlage, nur daß sich hier Talente tummeln, die ob ihrer absonderlichen Sprünge mehr Staunen als Bewunderung erregen und deren Schöpfungen um so seltsamer wirken, als daneben andere stehen, deren lebendiger Wirkung sich niemand entziehen kann. Gebärden sich die Bilder des Goltz-Verlages höchst umstürzlerisch, so halten seine „Deutschen Flugblätter" in Poesie und Prosa am bewährten Alten fest, wie es nicht anders sein kann bei einem Unternehmen, dessen Ertrag der Soldatenspende zufließt und dessen Meister Ludwig Ganghofer heißt. — Im Münchner Graphik-Verlag erscheint das „Zeit-Echo", ein Kriegstagebuch der Künstler, mit dem ausgesprochenen Zweck, die Kriegsstimmung gerade in ihrer Verschiedenheit und Vielausdeutbarkeit zu sammeln und sich spiegeln zu lassen. Es finden

„Sie sind in der letzten Zeit etwas blutarm geworden, Monsieur Poincaré. Aber ich werde Sie schon noch so weit bringen, daß Sie Ihre letzten Landeskinder für uns zur Schlachtbank führen können"
Verkleinerte Nachbildung einer Zeichnung von Olaf Gulbransson in den „Kriegs-Flugblättern des Simplicissimus" (München)

Digitized by Google

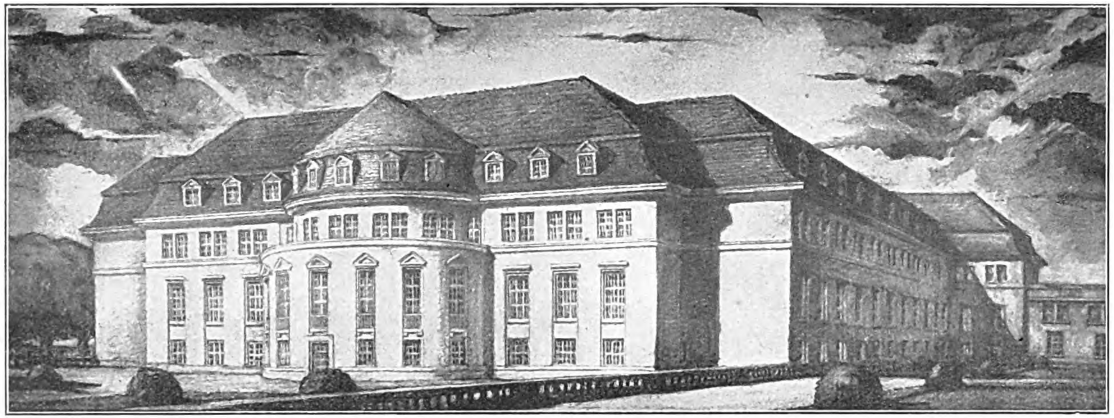
sich in diesen Heftchen also der „Patriot wie der Weltfremde, der Ironiker wie der Gefühlsselige, der Pazifist wie der Kriegsbegeisterte" zusammen. Jeder soll reden, wie es ihm am wahrhaftesten ums Herz ist. In den so weitherzig gezogenen Grenzen wird ein jeglicher auf Leute stoßen, denen er lieber nicht begegnete, aber wenn er dann weitergeht, findet er auf einmal eine zarte Zeichnung, ein kluges Wort, ein gefühltes Lied, daß er die kleine Verstimmung bald wieder vergißt. — Selbstverständlich hat der Krieg auch den „Simplicissimus" auf dem Posten gefunden. Das viel und oft mit Recht gescholtene Blatt gibt „Kriegsflugblätter" heraus, die auch den mit heller Freude erfüllen werden, der mit seinem berühmten Wappentier, der roten Bulldogge, sich sonst nicht recht zu befreunden vermochte. Mit Wohlgefallen werden auch seine einstigen Gegner eingestehen, daß der oft maßlos grobianische Zorn dieses Blattes doch der Zorn der Liebe gewesen ist.

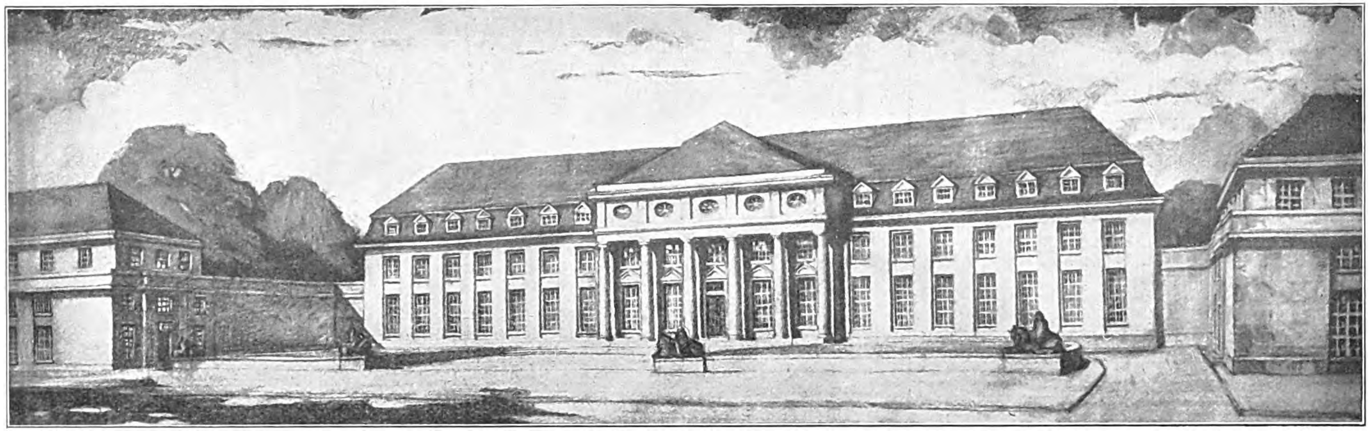
Sanitätshund. Steindruck von A. H. Pellegrini
Aus: „Zeit-Echo. Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler"
(Graphik-Verlag, München)

Man kommt vom Kriege nicht los. Wir bilden hier im Anschluß an frühere ein neues Kriegsandenken ab, einen Briefbeschwerer, den der Berliner Goldschmied Hugo Schaper entworfen und ausgeführt hat und der den Besitzer in würdiger Weise an bestandene Gefahr und wohlerworbenes Verdienst erinnert: in den mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Stein ist der Granatsplitter eingelassen, der den Krieger verwundet hatte. — Neben so ernstem Hinweis auf unsere kampferfüllte Zeit sei eines großen Werkes friedlicher Kultur gedacht, das im Entstehen ist. Wir zeigen unseren Lesern die Pläne Bruno Pauls für das Asiatische Museum in Dahlem. Es ist rechte deutsche Art: während wir gegen eine Welt

Kriegsandenken, angefertigt von Hofgoldschmied Hugo Schaper, Berlin

Digitized by Google





Bruno Pauls Pläne zum Asiatischen Museum in Dahlem-Berlin. Oben die Garten-(Rück-)Ansicht, unten die Hauptfront

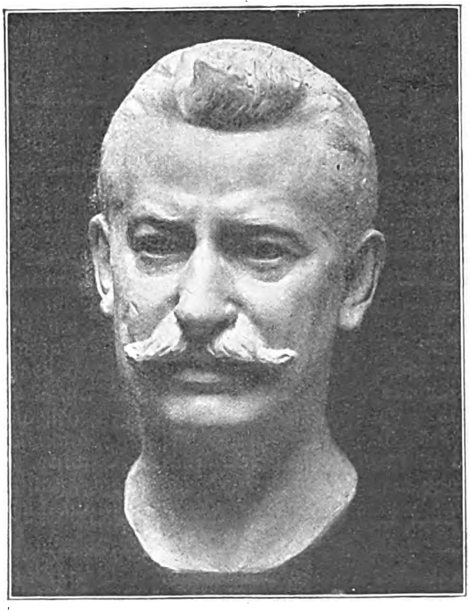
Digitized by Google

Digitized by Google

Hutmodell „Landsturm 1914“
Aus dem „Kleiderkasten“

sich hier schon wieder der selige Herr Snob breit mache, aber gegen diesen zweiten und bösesten Vorwurf muß man das Unternehmen in Schutz nehmen. Gewiß, es geht in den Aufsätzen nicht ohne Getändel ab, aber im ganzen fühlt man sich bei diesen Auseinandersetzungen, Gesprächen, Briefen an die ehrlichen und grunddeutschen vernünftigen Tadlerinnen Gottscheds erinnert, die eine gemäßigte Galanterie mit Biederkeit verbanden. Sehr verständig sind die in der Vorbemerkung ausgesprochenen Grundsätze über in- und ausländische Erzeugnisse. Anschauungen von einer gesunden Mäßigung, die sich eng berühren mit den von Pazaurek in einem Heft der Jäckhschen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“ geäußerten, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen möchten. — Unser Heft eröffnet ein besonders für uns gezeichnetes Gedenkblatt von Prof. Julius Diez, ein Werk von ungewöhnlicher Kraft, das man nie wieder vergißt, wenn man es einmal gesehen hat. Wir glauben, daß es zu den gelungensten Schöpfungen gehört, die der Bismarcktag hervorbringen wird. — Wilhelm Wandschneiders lyrische Art offenbart sich in dem Sandalen bindenden Hermes (zw. S. 448/449). Wundervoll ist die zart, aber nicht weichlich bewegte Rückenlinie der jugendfrischen und jugendstarken Gestalt. — In den Vorfrühling führt uns die liebenswürdige Kunst Rudolf Siecks (zw. S. 456/457). — Wundersame Märchenstimmung atmet die gemalte Dichtung Albert Weltis, des Schweizer Meisters, dessen deutscher Sinn sich sicherlich auch jetzt bewährt haben würde (zw. S. 464/465). — Gern kehrt Walter Geffcken im Rokoko ein; so hat er moderne Menschen auf seinem hier wiedergegebenen Bildnis in verschollene Gewänder gesteckt und freut sich an dem gespannten seelischen Widerspruch so sehr wie an den bunten und leuchtenden farbigen Stoffen (zw. S. 472/473). — Trauer und Frühling — wie tausendfach stoßen sie zusammen. Alexander Bertrands in Schwermut und Heiterkeit tröstlich abgestimmtes Bild wird zu vielen Herzen sprechen (zw. S. 496/497). — Zur Passionszeit sei der Blick auf Georg Mayrs Pietà gelenkt, ein Gemälde, das das Grausen des Todes durch die lieblichen Gestalten der Englein zu versöhnen strebt (zw. S. 536/537). Der Krieg kommt in den Blättern von Jank und Rocholl zu Wort (zw. S. 516/517 und 568/569). An Meister Defreggers 80. Geburtstag am 30. April mag die Bermannsche Büste erinnern. Wir wissen alle, wieviel Dank wir dem greisen Künstler schuldig sind. — Des jüngst verstorbenen Lyrikers Georg Busse-Palma Züge hält die Statue von Arthur Zweininger fest. P. W.

Hutmodell „Landsturm 1914“
Aus dem „Kleiderkasten“



Bildnisbüste von Georg Busse-Palma
Von Arthur Zweininger in Dresden-Gruna

Digitized by Google

Auf eine erschlagne Fliege

Von Georg Busse-Palma †

Als eine Fliege heut durch meinen Schlag
Getroffen ward und sterbend vor mir lag
Und zitternd nochmals ihre Beinchen reckte,
Bevor der Tod sie auf die Seite streckte,
Da ward mit einmal mir ganz wunderlich:
War sie denn schuldig, und wer bin denn ich?

Sie war ein Tierchen, das sich nähren wollte
Und sich erquickte, wo es nahrhaft war.
Das fröhlich liebte und im Lichte tollte
Und keine Ahnung hatte von Gefahr.
Was war der Mensch ihr? Eine Ungestalt!
Ein Wanderberg mit weichem Haar als Wald.

Sie war zu klein für unsre Riesenmaße,
Und wie der Mensch in finstre Schluchten kroch
Sie wagefroh auf ungekannter Straße
Mir zweimal schon bis in das Nasenloch.
Und floh entsetzt, als kitzlig meine Nase
Sie ausgeniest mit Donnern und Geblase.

Auch wenn sie meinen Zucker arg beschmutzte,
Es war Natur, nichts als Natur für sie!
Ich mein', die Süßigkeit des Lebens nutzte
Auch mancher Mensch schon niedrig wie ein Vieh.
Würd' ich mir selber nicht die Fäuste zeigen,
Wär' ich ein Größerer, dem wir zu eigen? —

Ach töricht reiten wir auf Hexenbesen
Rücklings und blind auch wir durch unsre Zeit.
Bläst nicht der Sturm vielleicht aus höhren Wesen,
Die wir nicht sehn in unsrer Winzigkeit?
Und ziehn nicht manchmal Schatten über uns
Und jählings stürzt im Schlage Hinz und Kunz?

So denkend mußt ich vor mir selbst erröten.
Nicht eine Fliege wollt' ich wieder töten!
Da sah ich auf. Auf einem Tortenreste,
Den leckermäulig ich mir aufgespart,
Saß schwarz ein Schwarm der ungebetnen Gäste
Und fraß und schmutzte nach gewohnter Art.
Hol' euch der Teufel! rief ich tief erbost,
Klatsch! schlug ich zu, um meinem Zorn zu g'nügen.
Hin war die Torte, doch zu meinem Trost
Erschlug mein Schlag auch gleich ein Dutzend Fliegen!

War das gerecht? Ach Gott, die Welt ist groß!
Die andrer Götter sind, sind rücksichtslos.
Auch über uns, vielleicht, lebt ein Geschlecht,
Das nur nach sich fragt, nicht nach unsrem Recht.
Das muß die Fliege wie der Mensch ertragen!
Ein Schatten zuckt. Gib acht! Die Hand will schlagen!

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Gustav Frenssen, Bismarck (Berlin, G. Grote) — Karl Hans Strobl, Der wilde Bismarck (Leipzig, L. Staackmann) — Adolf Matthias, Bismarck. Sein Leben und sein Werk (München, C. H. Beck) — Georg Engel, Der Fahnenträger (Leipzig, Grethlein & Co.) — Rudolf Greinz, Äbtissin Verena (Leipzig, L. Staackmann) — Fridtjof Nansen, Sibirien, ein Zukunftsland (Leipzig, F. A. Brockhaus)

Als vor einigen Monaten die Nachricht durch die Presse lief, daß Gustav Frenssen ein großes Bismarck-Werk vollendet habe, empfand man eine rechte Vorfreude. Man sagte sich: ein würdiger Dichter, ein großer, würdiger, uns allen am Herzen liegender Stoff. Man erinnerte sich weiter daran, mit welchem Glück der dithmarsische Expastor schon einmal, in „Peter Moors Fahrt nach Südwest", dem dumpfen Gefühl der Nation Ausdruck gegeben hatte. Nun, zum hundertsten Geburtstag Otto von Bismarcks, würde er wieder der Sprecher des Volkes sein, getragen von einem Stoffe, der gewaltige Möglichkeiten bot, befeuert von einem Heros, der jedem Deutschen teuer ist, emporgerissen von einer Zeit, die mehr wie jede andere bereit ist, ein Heldenlied von Kampf und Not und Sieg zu vernehmen. Ja, mit halber Bewunderung gestand man sich wohl, daß kein zweiter Poet unserer Tage diesen merkwürdigen Zeitinstinkt besäße, der zur rechten Stunde den rechten Stoff ergriffe und auf diese Weise von vornherein das Ohr der Menschen gewänne. Auch diese Gabe, die man nicht erwerben kann, die man von Hause aus besitzen muß, darf nicht unterschätzt werden.

Dann hörte man, daß es sich bei dem neuen Bismarck-Buch um ein Epos in Hexametern handelte. Und zum erstenmal meldeten sich allerhand Zweifel und Ängste. Wie? sagte man kopfschüttelnd, dieser Gustav Frenssen, der ganz auf eine schöne, wortreiche und wortstarke Prosa abgestimmt ist, der über fünfzig Jahre alt wurde, ohne einen Vers zu veröffentlichen — er wagt sich plötzlich jetzt an die metrische Form? Weiß er, daß man in ihr gleichsam auch denken muß? Daß sie nicht eine bloße Erhöhung, sondern geradezu einen Gegensatz zur Prosa bedeutet — einen solchen Gegensatz, daß jede von beiden leidet, wenn sie sich nähern und begegnen? Ahnt er überhaupt, was es heißt, ein Versepos zu schreiben? Jeder geborene Versdichter erschrickt vor dieser ungeheuren Aufgabe, und der bisher ganz versfremde Frenssen wagt es kühn und wirft sich in den Strom?

Bedenken über Bedenken! Wie Kettenglieder häkeln sie sich ineinander. Man fragt sich, ob ein heroisches Epos heute überhaupt möglich sei; man erinnert sich, wie kläglich die Versuche ausfielen, Friedrich den Großen in einem Heldengedicht zu preisen; man überlegt, daß der Hexameter sich doch eigentlich nur als idyllischer, nicht als heroischer Vers in Deutschland eingebürgert habe — siehe Vossens „Luise" und Goethes „Hermann und Dorothea"; man zweifelt, daß ein ausgesprochen deutscher Genius in solchen immerhin fremden Maßen für unser Volk wiedergeboren werden könne. Aber mit einem Ruck wirft man am Ende die Last der sorglichen Einwände beiseite: es gibt kein Dogma, dem nicht eine lebendige Schöpfung ein Schnippchen zu schlagen vermöchte. Also vorwärts, Poet, und zeig', was du kannst! Wirf deinen Stab, daß er zur Schlange werde, und berühre das Wasser, daß es wie Blut steht!

Gustav Frenssen hat den Stab geworfen und das Wasser geschlagen. Aber der Stab blieb hölzern, und das Wasser veränderte sich nicht. Nun dürfen seine Gegner den Mann, der das Wunder nicht zu vollbringen wußte, auslachen und verhöhnen. Das ist schlimm, aber es ist nicht das Schlimmste. Viel bitterer erscheint es mir, daß seine Freunde kein Wort der Verteidigung für ihn finden können und schweigend beiseite treten. Denn ihr eigenes Herz ist mit den Gegnern im Bunde und hadert zornig mit dem Dichter, der sich mit hochmütiger Hand an einem der drei größten Deutschen vergriff. Was Fanatismus an Luther, unsrem religiösen Genie, sündigte, was Philistrosität und Unverständnis à la Wolfgang Menzel an Goethe, unsrem künstlerischen Genie taten, das vollbringt Gustav Frenssen an Bismarck, unsrem politischen Genie. Und man knirscht mit den Zähnen, daß gerade ein Dichter diese Arbeit, die ihm der Teufel lohnen möge, verrichtete. Aber Frenssen war während dieser Exekution kein Dichter. Es war der Pastor, der unterdessen über ihn Gewalt gewonnen hatte, und zwar nicht der Pastor, der dient und liebt, sondern der Pastor, der schmält und eifert.

Man stelle sich vor, daß das Heldenlied „Bismarck" (Berlin, G. Grote) von einem Manne herrührt, der gar kein menschliches Verhältnis zu seinem Helden hat! Wenn es sich um Geschichte handelte, so wäre das zur Not erträglich, denn da ist die Leistung des

Digitized by Google

Helden, die Einigung der Deutschen, das Wesentliche. In der Dichtung aber ist und bleibt das Menschliche so ungeheuer die Hauptsache, daß ein sympathischer Stallknecht, der die Pferde gut hält und treuen Herzens an seine Mine denkt, wichtiger ist und tiefer berührt, als ein unsympathischer und abstoßender Gigant, der Millionenheere zertrümmert und Reiche errichtet. Das muß man festhalten, um den ganzen Wahnsinn dieses Bismarck-Epos zu begreifen. Da quält sich ein Mensch 15000 Hexameter und 28 Gesänge über einen Mann ab, den er eigentlich gräßlich findet! Jawohl, gräßlich! Weil er Erfolg gehabt hat und weil die Reichsgründung eine großartige Sache war, muß man ihn als „herrlichen Helden“ bewundern. Aber eigentlich — wodurch hat er denn seine Erfolge erreicht? Durch Lug und Trug, durch Täuschung und Verführung, dadurch, daß er ganz Europa verhetzt, Hunderttausende in den Tod geschickt, Gesandte und Fürsten, Staaten und Völker begaunert und verraten hat! Ist das edel, entspricht das der christlichen Moral? Seht euch doch gefälligst euren Helden einmal an! Das ist ja eine grausliche, pechschwarze und tückische Seele! Das ist ja der schwarze Mann, wie er im Buche steht! Er platzt ja förmlich vor Hoffart und Eitelkeit, vor Machtgier und Neid, vor Rachsucht und Prahlerei! In seinen Augen „schwehlt Tücke“, und hinter seiner Stirne lauert Hochverrat! Er will die Hohenzollern vom Throne stoßen — der Jüngling, der Mann, der Greis kann sich dieses Gedankens nicht entschlagen. Selber herrschen, selber eine Dynastie gründen — das wäre noch des Lebens wert! Und stärker noch als das Ziel der Einigung und Erhöhung Deutschlands treiben ihn seine Machtgier und sein Hochmut vorwärts. Es ist ihm Wollust, zu herrschen, Wollust, sich als den Stärksten und Klügsten zu fühlen, Wollust, sich selbst seine Macht beweisen zu können. Als nach Königgrätz König und Feldherrn ihn im Siegesrausch links liegen lassen, da knirscht er in Haß und Hohn und wilder Empörung. Da hemmt er aus verletzter Eitelkeit ihren Siegeslauf: „Ich bin von allen der Größte.“

Und dieser Prahlhans und „wilde Täuscher“, dieser „Fuchs“ mit der verschlagenen Seele, dieser Tückebold, dem selbst der gute, schlichte König Wilhelm I. entsetzt das Wort „Lügner“ entgegenruft, geht seine dunklen Wege weiter. Er watet durch tiefen Schmutz; er verliert seine Ehre, indem er „Österreich, seinen Bruder, an die fremden Völker und Herren“ verrät; er lastet im Alter wie ein Felsblock auf Deutschland, und in seiner durch ewiges Herrschen stockig gewordenen Seele meint er bald, daß er allein von allen Menschen alles wisse und könne. Er

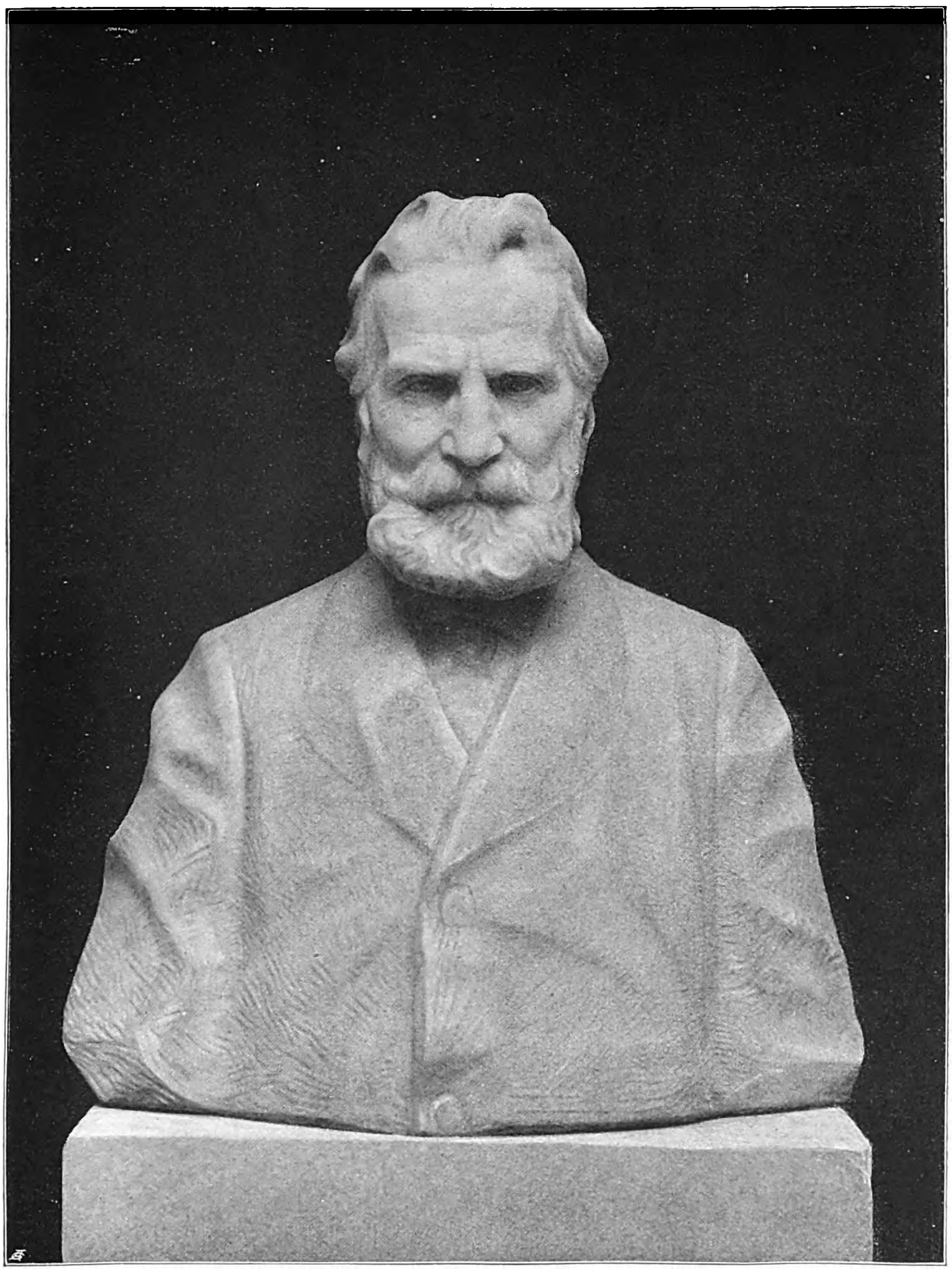
„... geriet ins Rasen hinein, wenn sie hart widerstanden.
Nie bekannte er Fehler, niemals sah er Verdienste
Bei den anderen Menschen, und nie empfand er ein Mitleid.
Und er wurde härter und grausam gegen die Feinde,
Und mißachtete die, die treu und redlich ihm dienten.“

Schließlich empört sich die Jugend gegen ihn, die klugen, herrlichen Männer, deren Tag er um frischen Wind und Sonne bestahl. „Und sie haßten den Mann, der abertausende Menschen sich zu Dienern gemacht, und Leben fraß und die Ehre.“ Erst dem jungen, heißen, hochsinnigen Kaiser gelingt es, den an der Macht klebenden Alten zu entfernen. Bald in dumpfer Betäubung, bald in „wildem Getobe und schrecklichem Wüten“ sitzt nun der Entlassene im Sachsenwald, umgaukelt von Teufelsfratzen, verflucht von dem Schattenzug der Jugend, die seinetwegen auf blutigen Schlachtfeldern gefallen ist. In finsterem Wahnsinn und tückischer Lohe brennen seine Augen; er begehrt, sein großes Werk selber wieder zu zerstören, und horcht spähend, ob als Erfüller seines Hasses nicht Russen und Franzosen gegen Deutschland heranziehen. Not und Qual soll über das Reich kommen, der Kaiser und alle Reichsboten sollen ihn kniefällig bitten; er aber wird aufschreien: „Ich helfe euch nicht! Ich freu' mich eurer Vernichtung!“

Dies, o deutsches Volk, ist dein Held, dein Retter, dein Bismarck gewesen! Bisher hast du ihn gründlich verkannt, nun aber steche **ich** dir den Star — ich, Gustav Frenssen, dem ein Gott die alles durchschauenden Dichteraugen verlieh! Als einen Roland, das Sinnbild der Mannentreue, als einen lichten Siegfried, der den Lindwurm vernichtet, als einen heiligen Ritter St. Georg, der den Drachen der deutschen Zwietracht tötet, hast du ihn bisher aufgefaßt. Aber er ist und mußte sein das Gegenteil davon! Deutschland war so zerfressen und zerspalten, daß nicht ein Strahlender, Kluger, Gütiger es mehr retten konnte, sondern nur ein Böser, Tückischer, Blutdürstiger — ein Hagen, der vor nichts zurückscheute. Begreife, daß Bismarck so war — ein lebendiger Beweis dafür, wie die ewige Macht unter Umständen auch „aus Haß und aus Neiden, mit schrecklichen Fäden von giftiger Farbe und mit sündigen Seelen“ ein wunderbares Gewebe schafft! —

Wenn sich heute, in einer Zeit erhöhter nationaler Reizbarkeit, Tausende und aber Tausende gegen eine solche Auffassung des Bismarckschen Wesens empören, so wäre das wahrhaftig begreiflich. Aus dem ganzen Buche Frenssens atmet die erschreckende Unfähigkeit, die saftige Persönlichkeit eines herrlichen deutschen Genies zu erkennen. Sei es aus einem Generationsgegensatz, sei es aus einem anderen Grunde steht der Dithmarse mit vorgefaßter Meinung dem eisernen Kanzler gegenüber, und ein mit säuerlicher Philistermoral richtender pastörlicher Hochmut eint sich dem eigensinnigen

Digitized by Google



Franz von Defregger
Zum achtzigsten Geburtstag des Künstlers
Bildnisbüste von Prof. Cipri Adolf Bermann

Digitized by Google

Digitized by Google

Hochmut einer ausschweifenden Dichterphantasie, um hier eine der schlimmsten Entgleisungen der deutschen Literatur herbeizuführen. Es ficht diese verschiedenen Hochmüte durchaus nicht an, mit allen bisherigen Vorstellungen des Volkes auch längst gesicherte Ergebnisse der Geschichtsforschung über den Haufen zu werfen. Bismarck, der die Hohenzollern entthronen und sich selbst die Königskrone aufsetzen will — das ist die tollste Hintertreppenphantasie, und daß der große, Schritt für Schritt vorwärtsgehende Realist nicht von vornherein Deutschlands Einigung im Auge hatte, das hat sich heute doch auch jeder Schulbube schon von den Stiefelsohlen abgelaufen. Auf der Höhe solcher politischen Phantastereien steht aber der ganze Bismarck Frenssens. Er ist völlig ins Tückische, Dämonische, Machtgierige und Haßkräftige gemalt, und so gewiß auch diese Züge in seiner gewaltigen Wesenheit vorhanden waren und mitgespielt haben, so gewiß ist es die größte Verfälschung seines Bildes, sie aus ihren Verbindungen zu lösen und aus ihnen allein den Mann zu entwickeln. Bismarck der prachtvolle Realist, Bismarck der Humorgesättigte, Bismarck der entzückende Plauderer, Bismarck der Gemütstiefe, Bismarck der Familienmensch, der wie alle deutschen Genies einen Teil seiner besten Kraft aus dem Philisterium zieht — von all diesen Bismarcks hört und sieht man nichts. Sie passen Frenssen nicht in den Kram, sie stimmen nicht zu dem Hagen und dem Tückebold, den er konstruiert hat und den er dem deutschen Volke in dieser erschütternden Zeit vorzusetzen wagt — wahrscheinlich als Festhymne zum 100. Geburtstag des Genius ...

Auch rein ästhetisch ist dieses „Bismarck“-Epos geradezu unmöglich. Gewiß, es gibt Einzelheiten, die groß gedacht sind; hin und wieder ist ein dämonischer Zug, sind Macht- und Rachegier gut herausgekommen. Aber die reine Phantasiekonstruktion wird kein lebendiges Ganzes und würde, losgelöst von unserem historischen Wissen, niemals eine volle Gestalt ergeben. Da das rein Menschliche auch in ihrem weiteren Umkreis fehlt und vom Politischen und Historischen nie und nimmer ersetzt werden kann, so gähnt uns aus dem nichtendenwollenden Geplätscher der Hexameter bald die schaurigste Langeweile an. Diese Hexameter, auf deren freie Behandlung sich Frenssen noch etwas zugute tut, sind allzuoft grausig. Sie sind rhythmische Prosa und trappen wie Bauernpferde recht und schlecht vorwärts über Stock und Stein. Wie jeder Sinn für das Wesen Bismarcks, so fehlt jeder Sinn für das Wesen des Verses. Politik und Parlamentsreden im Sechsfuß: die Haare stehen einem zu Berge, und der Magen dreht sich einem um, wenn man sieht, wie Frenssen den Vers zur Aufnahme unmöglicher Dinge platt schlägt. Es ist geradezu zum Heulen (man verzeihe das harte Wort!), wenn Roon in Hexametern den Auftrag kriegt, die Militärvorlage durchzubringen. Und ähnliches gibt es fortwährend. Rechnet man hinzu, daß die kitschigen Allegorien der Germania („Mutter des Volkes“) und des „Erdgeists“ nicht fehlen, daß die Homernachahmung bis zum Äußersten geht, daß die bekannten falschen Naivitäten Frenssens sich auch hier vordrängen, so darf man getrost sagen, daß sich kaum jemals ein hervorragend begabter Dichter so entsetzlich vergriffen hat. Dieses Epos zu lesen, ist kein Vergnügen, sondern eine Strapaze, an deren Ende aus nationalen, ästhetischen und verschiedenen anderen Gründen Empörung und Enttäuschung stehen. Frenssen wird mindestens ein Jahrzehnt brauchen, um uns vergessen zu machen, daß er solche Spott- und Mißgeburt uns in unserem großen Kampfjahr zu bieten wagte. —

Der zweite breit angelegte Versuch, eine Bismarck-Dichtung zu schaffen, stammt von Karl Hans Strobl. Es handelt sich hier um einen Roman in drei Bänden; nur der erste Band „Der wilde Bismarck“ ist bisher erschienen (Leipzig, L. Staackmann). Im Vorwort spricht sich Strobl in einigen Andeutungen über seinen Plan aus. „Der Gegenstand einer Bismarck-Dichtung muß sein: Der Mann und sein Volk. Man muß sehen, wie alle Kräfte des Volkes in diesem Einzigen zusammenströmen, wie sie aus ihm wieder über das Volk hinzuwirken beginnen. In diesem einen Leben finden sich alle Grundbestandteile der deutschen Art ... Das historische Geschehen ist nichts Nebensächliches, aber es ist auch nicht Bismarcks ganzes Um und Auf; nur ein Teil seines Wirkens ist politische Gestalt geworden ... Der Gegenstand einer Bismarck-Dichtung muß sein: Der Weg vom Persönlichen zum Überpersönlichen. Der Weg des Helden aus dem Bereich des Handelns zum Mythos. Und die Sprache einer solchen Dichtung müßte so sein, daß ein Hauch der bismarckschen Sprachmelodie durch sie hindurchschwingt: Deutsch vom Stamme Luther, Grimmelshausen, Bismarck.“

Mit ganz anderen Bedenken als an das Epos tritt man hier an den Roman heran. Wir wollen die Frage völlig beiseite lassen, ob es überhaupt schon recht und nützlich ist, daß sich ein Dichter zwischen uns und Bismarck stellt. Aber wenn er es tut und wenn er selber sich bewußt ist, die Steigerung seines Helden ins Mythische darstellen zu müssen — glaubt er dann mit der Prosa und der eine Unmenge Zeitschlacken mitführenden Romanform auszukommen? Gewiß, Frenssen ist in Versen böse gestrandet. Aber das war nur ein Beweis wider sein Können. Sein Gedanke, daß die Prosa hier nicht langt, war an sich wohl ganz richtig. Auch Strobl fühlte ähnliches: deshalb seine Forderung nach einer besonders machtvollen Sprache.

Ein stärkerer Zweifel meldet sich noch von einer anderen Seite. Man mag den Erzähler, der sich kühn hier an eine Riesen-

Digitized by Google

gestalt wagte, noch so hochschätzen: unwillkürlich fragt man sich, wie der Stammfremde, der Österreicher, an den ausgesprochenen Niederdeutschen und Preußen, wie der Leichte an den Schweren, wie der schwach Verwurzelte an den stark Verankerten, der Ungebundene an den sich aus mächtigen Bindungen Befreienden, der feine bewegliche Phantasiemensch an den Ringer, der Verstandeshelle an den Dämonischen herankommen will. Bismarck wäre nicht Bismarck, wenn er nicht in vielen Schliffen funkelte, und die ungeheure Schwierigkeit, ihn in seiner Totalität zu erfassen, liegt doch eben darin, daß jeder kraft seines eigenen Wesens nur bestimmte Teile seiner Natur völlig beherrschen wird.

Es wird erst später, wenn das hier beginnende Werk in seiner Ganzheit vorliegt, zu beurteilen sein, was Karl Hans Strobl erreicht und was er verfehlt hat. Vorläufig kann man nur mit Vergnügen feststellen, daß der erste Band sich ausgezeichnet liest, daß unser Erzähler mit einem selbst bei seiner Geschicklichkeit überraschenden Glück allerlei gefährliche Klippen umschifft hat und daß „Der wilde Bismarck" bisher wohl seine beste Leistung ist. Wir sehen das Kind auf den Armen des Gruselhoffmanns beim Brand des Berliner Schauspielhauses, den Landjungen im geliebten Kniephof, den Schüler in der Plamannschen Erziehungsanstalt, den Korpsstudenten in Göttingen, den Referendar und Liebhaber in Aachen und Wiesbaden, den Gutsherrn in der pommerschen Heimat und dem Kreise des Landadels und werden über die achtundvierziger Bewegung fort bis zu der entscheidenden Szene in Potsdam geführt, in der der König in Bismarck seinen Mann erkennt. Immer und überall wird der Held mit sicherem Pinsel flott hingemalt, so daß er — ein guter Prüfstein! — auch interessierte, wenn er Meier hieße. Eine kluge Hand zieht Fäden, die später als bedeutsam aufgenommen werden; hübsch ausgetuschte Genreszenen, besonders studentische, reihen sich lebendig aneinander; man spürt das Zerren und Drängen einer starken Kraft, ohne über geschmacklose Forciertheiten oder pathetische Überschraubungen klagen zu müssen, und die Sprache hat vielleicht nicht so urwüchsige Kraft, aber doch eine saftige Geschmeidigkeit — Gaben und Vorzüge genug, um auf die folgenden Teile der Trilogie neugierig zu machen. Bis sie vorliegen, wollen wir dem Schaffenden Glück wünschen.

Ein drittes Bismarck-Werk, eine Biographie, hat den tüchtigen **Adolf Matthias** zum Verfasser (München, C. H. Beck). Nach den dichterischen Versuchen tritt man hier auf den sicheren Boden der Tatsachen und fühlt sich irgendwie beruhigt. An die fünfzig Jahre, sagt der Verfasser im Vorwort, hätte er innerlich mit Bismarck mitgelebt — nun dürfe er wohl dem neuen Geschlecht erzählen, was Bismarck „uns Alten" war. Und er erzählt mit Schlichtheit und Liebe — mit jener die Kritik nicht ausschließenden Liebe, ohne die man überhaupt an ein solches Werk nicht herangehen sollte. Es ist in dem starken Bande nichts Blendendes. Es werden keine Blitze ins Dunkel geschleudert, aber es wird auch kein Feuerwerk abgebrannt. Der Bismarck hier ist aus einem **bürgerlichen** Geiste wiedergeboren und so geformt, wie ihn Hunderttausende in Deutschland sehen. Ich leugne nicht, daß ich wünschte, bei Bismarcks Höllen- und Himmelfahrt tiefer hinab- und höher hinaufgeschleudert zu werden, aber den weitaus meisten wird das Buch gerade so recht sein: einfach, warm, zuverlässig. Es ist — um an anderes anzuknüpfen — in seiner Art etwa ein Seitenstück zu Bielschowskys „Goethe".

Sieht man durch, was der Büchertisch sonst noch bringt, so stößt man auf Georg Engels neuen Roman „**Der Fahnenträger**" (Leipzig, Grethlein & Co.). Nach dem Titel und dem hübschen Begleitgedicht vermutet man unwillkürlich irgendeine, wenn auch weitläufige Beziehung des Buches zu den großen Zeitereignissen. Aber die Vermutung ist falsch. Georg Engel führt uns auch diesmal ins allerfriedlichste Pommern, nach seinem heimatlichen Greifswald. Dort wirkt der Professor Jakobus Vogt, der einst als blutjunger und armer Student an seiner filia hospitalis hängen blieb. Er: klein, unpraktisch, hochgelahrt; sie: ein Wikingerweib, ein hünenhafter Hausdrache. Mit gewohnter Übertreibung hat Georg Engel die Gegensätze so aufgebauscht, daß das ungleiche Gespann ziemlich lächerlich anmutet und daß man weder dem blinden Idealisten, dem kümmerlichen „Schnüffler im Mottenpelz" etwas zutraut, noch seiner pfennigfuchsenden riesenhaften Xanthippe. Aber beide sind zu Großem aufbewahrt. Das verschrobene Männeken wirft die ganze Theologie um, indem es das Gesetz der Verjüngung der Gottheit verkündet und den soziale Aufgaben erfüllenden Staat als neuen Träger und Vollender der christlichen Lehre preist. Wer heut noch, sagt Jakobus Vogt, streng nach den alten Forderungen leben wollte, müßte mit dem Kopf an alle möglichen Ecken anrennen. Diese Weisheit, an der doch eigentlich kein Mensch zweifelt, kostet dem Gelehrten das Amt und seinen Lieblingsschüler. Wenigstens beinahe. Denn vor der Amtsentsetzung wird Jakobus durch seine Frau bewahrt, die kurz entschlossen ins Kultusministerium ein- und bis zu Althof vordringt. Althof jedoch taucht prompt wie Harun Al Raschid in Greifswald auf und verhilft der Gerechtigkeit zum Siege. Inzwischen wird auch der abtrünnige Lieblingsschüler durch das Leben selbst belehrt, daß Ideal und Wirklichkeit verschieden sind. Wie der Fürst Nechljudow in Tolstois „Auferstehung" macht der Schwärmer mit einer „Nachfolge Christi" Ernst, um durch seine „Raserei der Gerechtigkeit" schließlich als Querulant vor Gericht zu kommen. Womit er beweist, daß sein Lehrer recht hatte.

Digitized by Google

Er ist also ungewollt der „Fahnenträger" für Jakobus Vogt gewesen, dessen Tochter der Geheilte schließlich heiratet.

Georg Engel ist sicherlich ein warmherziger Mensch, der es gut meint. Aber er übernimmt sich. Er wagt sich an Probleme, denen er nicht im entferntesten gewachsen ist und vor denen er hilflos wie ein Kind steht. Seine konfusen Idealisten beweisen nichts für oder gegen die Sache, die sie vertreten. Man rettet sich schließlich zu den bekannten, grogtrinkenden Schiffertypen, die unter rauher Schale ein goldenes Herz haben...

Ins 15. Jahrhundert will uns der Tiroler Rudolf Greinz mit seinem Roman „Äbtissin Verena" locken (Leipzig, L. Staackmann). Aber wenn man Weltgeschichte erlebt, hat man keine besondere Lust, nach den Kleinkämpfen vergangener Tage das Haupt zu drehen. Unwillkürlich sucht man, wenn sie vorübergleiten, eine Anknüpfung an die Gegenwart und ist erst dann zufrieden, wenn man sie gefunden hat. Sie findet sich merkwürdigerweise auch immer. Das Schicksal, das England heute mit allen Mitteln uns zu bereiten gedenkt, versuchen, wie der vorliegende Roman erzählt, im 15. Jahrhundert Papst Pius II. und Nikolaus von Cusa dem Lande Tirol zu bereiten. Sie hecken nämlich „den teuflischen Plan" aus, es durch geistliche Zensuren nach allen Seiten abzuschließen und auszuhungern. „Alle Nachbarn Tirols und alle fremden Kaufleute wurden mit dem Bann bedroht, falls sie es wagen sollten, mit den Tirolern in Verkehr zu treten und mit ihnen Handel zu treiben. Alle Zugänge aus Bayern, Italien und Chur sollten durch den Bann gesperrt werden. Der Papst scheute sich, um die fremden Kaufleute vom Lande abzuschrecken, sogar nicht, zahlreiche Raubritter zur Wegelagerung gegen alle Händler zu ermächtigen, die mit Tirol verkehrten." Der Plan, um es gleich zu sagen, mißlang damals übrigens gründlich. Omen accipio!

Im besonderen erzählt Greinz von den Kämpfen, die Nikolaus von Cusa, der Kardinal und Bischof von Brixen, gegen die Äbtissin des Frauenmünsters zu Sonnenburg führt. Man sieht das Bestreben, die interessante, von seltsamen Gegensätzen ausbalancierte Wesenheit des Kardinals psychologisch zu erfassen. Aber der fanatische Kirchenfürst, der als Bischof ein rückschrittlicher Romantiker ist und dabei als Gelehrter, als Mathematiker und Philosoph seiner Zeit weit vorauseilt, kommt doch nur in seiner starren Herrschsucht gut heraus. Seine Gegenspieler sind einfacher und geradliniger angelegt: ihnen gehört auch offenbar die Sympathie des Erzählers. In kräftigen und farbenreichen Szenen, die oft bewegte Massen in den Vordergrund schieben, geht der Roman vorwärts — das dichterisch überhauchte Buch eines tüchtigen Mannes, dem wir noch lieber folgten, wenn die lauschende und haßzischende Intrigantin Mechtildis und der bischöfliche Kanzelschreiber mehr ins Menschliche gemalt wären.

Es erscheint mir zuletzt als Pflicht, auf das neue Werk von Fridtjof Nansen aufmerksam zu machen: „Sibirien, ein Zukunftsland" (Leipzig, F. A. Brockhaus). In einer Zeit, wo uns so viele enttäuschten, die wir für unsre Freunde hielten, hat er nicht gezögert, sich frei und mutig zu uns zu bekennen. Das wird ihm in Deutschland niemals vergessen werden. Es hat mit seiner Bedeutung nichts zu tun, wohl aber mit unsrer Liebe. Und wir können sie ihm am besten dadurch bezeugen, daß wir ihn aufmerksam, als einen Tapfren und Erprobten, auf allen seinen Wegen begleiten.

Der überwältigende Eindruck der endlosen Länderstrecken Ostasiens, sagt er im Vorwort, hätte ihm Mut und Glauben an das Leben gegeben. Denn er hätte mit eigenen Augen gesehen, wieviel Raum noch die Erde birgt für Millionen Heimwesen glücklicher Menschen. „Einen furchtbaren Gegensatz dazu gewährt das Bild des jetzigen Weltbrandes: Europa scheint den Völkern zu eng geworden zu sein, und sie bieten ihren äußersten Scharfsinn auf, um sich gegenseitig zu vernichten. Welch eine unselige Verschwendung edler Kräfte! Welch ein unersetzlicher Verlust für Europas Kultur!" Dort im Osten sei noch Raum in Fülle, und unberührt warte ein riesiges Land ...

Wie lebendig Fridtjof Nansen erzählen kann, wissen wir schon lange. Er erweist es hier von neuem. Auf eine Einladung hin fährt er 1913 mit dem Dampfer ‚Correkt' aus, der den Versuch machen soll, um Skandinavien herum durch das Karische Meer die Jenisseimündung zu erreichen. Glückte der Versuch, so konnte das der Beginn einer dauernden Handelsverbindung werden, die Sibiriens ungeheure Naturschätze uns erst recht erschlösse. Der berühmte Polarforscher ahnte nicht, daß schon ein Jahr später die aufgeworfene Frage eine gewaltige strategische Bedeutung erlangen sollte. Denn nach der Sperrung der Ostsee und der Dardanellen steht Rußland als einzige Überseeverbindung nach Europa nur noch der Weg durch das Nördliche Eismeer um Skandinavien herum frei. Daß dieser Weg möglich ist, hat Nansen gezeigt; glücklicherweise auch, daß in jahrelanger Arbeit erst Sicherungen geschaffen werden müßten. Eine große Friedensarbeit ruft aus seinem Buche, das über die wirtschaftliche Erschließung Sibiriens, über die gelbe Gefahr und viele andre wichtige Fragen und Möglichkeiten Aufschlüsse gibt — Aufschlüsse in jenem lebendig erzählenden, Persönliches und Sachliches verbindenden Tone, den wir aus dem berühmten Polarbuche des Framfahrers ja kennen. Einem Werke von Fridtjof Nansen waren schon immer viele deutsche Leser sicher. Sie werden es nun erst recht sein!

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

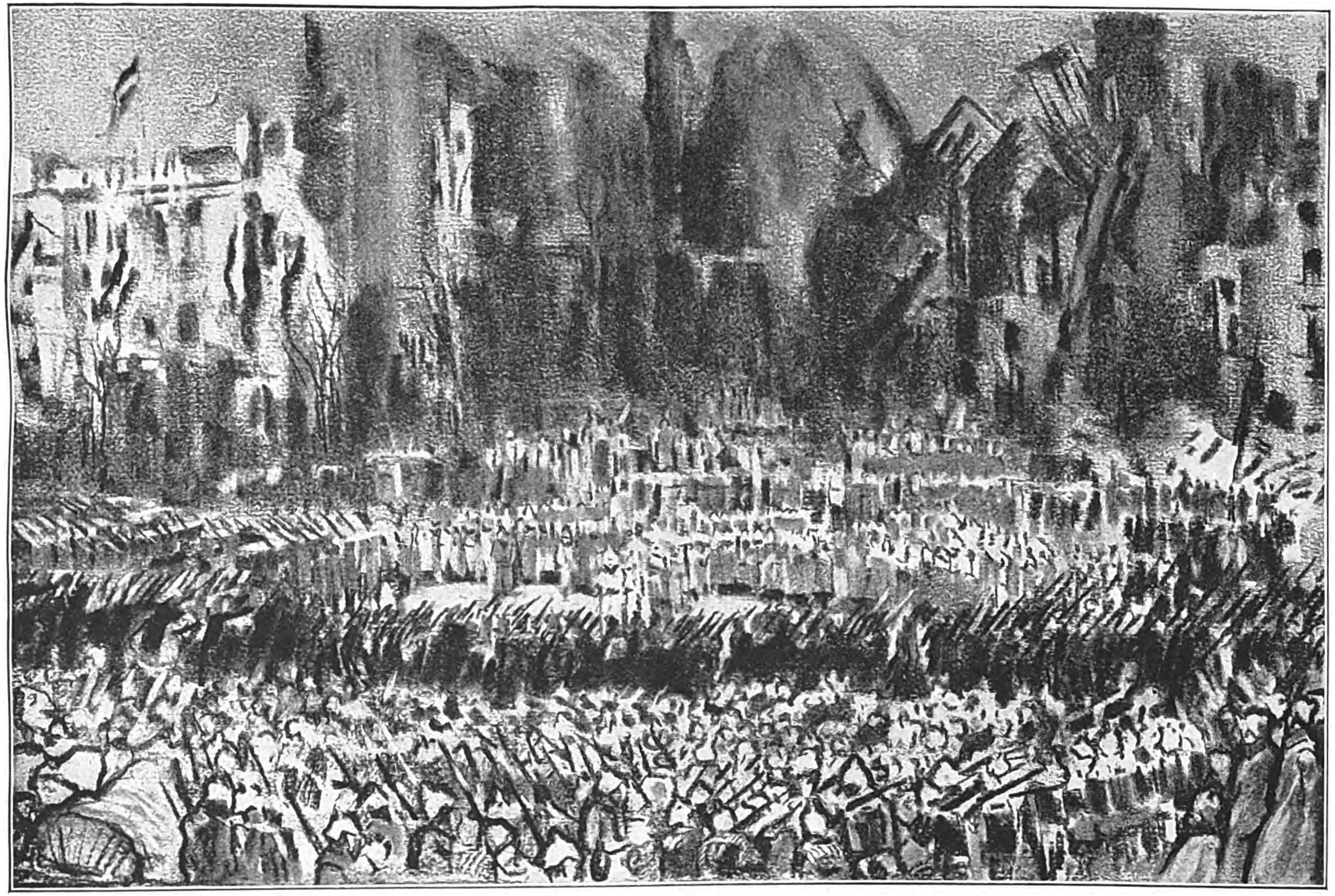
Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. März 1915

Wieder ist ein Akt unserer Unternehmungen im Osten zum herrlichen Ende gediehen, und unsere Vermutung hat sich bestätigt, daß mit den Meldungen vom 10. Februar auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatze sich ein großer neuer strategischer Gedanke andeutete. Am 16. Februar wurde sein Erfolg mitgeteilt. In einer neuntägigen „Winterschlacht in Masuren" wurde die russische 10. Armee, mindestens elf Infanterie- und mehrere Kavalleriedivisionen, aus ihren stark verschanzten Stellungen östlich der masurischen Seenplatte vertrieben, über die Grenze zurückgeworfen und schließlich in fast völliger Einkreisung vernichtend geschlagen. Wir hatten von Kämpfen im östlichen Teile Ostpreußens längere Zeit nicht viel gehört. Die geringfügigen Truppen, die dort standen, zur Hälfte Landwehr, zu einem Viertel Landsturm und nur zu einem Viertel jüngere Kräfte, mußten sich darauf beschränken, in starken Stellungen an den masurischen Seen und hinter der Angerapp den Schutz ihrer Heimat wahrzunehmen, von der immerhin noch ein Stück, besonders die Stadt Lyck, in der Hand des Feindes blieb. Aber auch von der russischen 10. Armee, abgesehen von Vorstößen auf Darkehmen, war nicht besonders viel bemerkt worden. Anfang Februar änderte sich zur Überraschung der Russen das Bild. Neue Kräfte, die der Feldmarschall mit gewohnter Schnelligkeit und Berechnung versammelte, ermöglichten eine neue Anlage der Kämpfe, in der Hindenburg wie immer dem Gegner das Gesetz des Handelns diktierte. In zwei Heeressäulen ließ er seine Truppen im äußersten Ostpreußen vorgehen. Eine neue 10. deutsche Armee unter dem Generalobersten von Eichhorn marschierte in Gewaltmärschen von Tilsit her auf Suwalki, wobei sie natürlich zugleich die Sicherung gegen Osten wahrzunehmen hatte, in welcher Richtung die starke Festung Kowno eine gefährliche Flankierung sein konnte. Die andere Heersäule unter dem General Otto von Below rückte mit direkt nach Süden gerichteter Front auf Lyck los. Das Ziel dieser Operationen war, neben der Befreiung von Ostpreußen, klar darin zu erkennen, daß ein immer stärkerer Druck auf den äußersten rechten Flügel der ganzen russischen Aufstellung geübt werde. Bis zum 22. Februar war diese Kampfhandlung glänzend gelungen. Schon die Gesamtbeute erweist dies: mehr als 100000 Gefangene, über 300 Geschütze und ungezähltes Kriegsmaterial. Die 10. russische Armee unter dem General von Siewers war damit vernichtet. Erzielt wurde das durch ein meisterhaftes Ineinandergreifen der deutschen Operationen, die am besten durch folgende Daten bezeichnet sind: Erstürmung von Eydtkuhnen und Wirballen am 10. Februar und Einnahme von Tauroggen am 18. (hier operierte der General von Lauenstein), Einnahme von Lyck 14. Februar und 7. bis 16. Februar eben die Winterschlacht an den Seen, die die russische Armee korpsweise aufrollte und einkreiste. Gleichzeitig wurde westlich von diesen Kämpfen, aber östlich der Weichsel ein umfassender Vorstoß unternommen, der am 16. Februar zur Einnahme von Bjelsk und Plozk und am 25. zur Erstürmung der stark befestigten Ortschaft Prasznysz führte. Am 18. Februar wurden bereits Kämpfe in der Nähe der Festung Grodno und am 20. vor Lomscha gemeldet. Am 13. März waren die Russen bis hinter den Bobr und bis vor Grodno zurückgewichen.

Vor den Augen des Allerhöchsten Kriegsherrn spielten sich namentlich die Kämpfe um Lyck ab; es war ein hinreißendes Schauspiel, als der Kaiser gerade beim Einmarsch der siegreichen Truppen in Lyck bei dieser Stadt eintraf. Im Nu ist sie mit durchziehenden und sich sammelnden Truppen aller Waffen gefüllt, überall gehen die schwarz-weiß-roten Fahnen hoch, und auf einmal steht auf dem Marktplatze der Stadt, umringt und umjubelt von seinen Soldaten, der deutsche Kaiser. Hunderte von russischen Gefangenen werden nach allen Seiten abgeführt, und während der Kaiser zu seinen Soldaten spricht, blickt die Ruine der alten Ordenskirche und das Kriegerdenkmal von 1870 auf eine wahrhaft tief ergreifende Szene. Am 15. Februar war kein Russe mehr auf deutschem Boden, Ostpreußen, wie das Telegramm des Kaisers jubelnd ausrief, vom Feinde befreit. In einem Winterfeldzuge voll größter Schwierigkeiten, auf unwegsamem Gelände, vielfach in tiefstem Schnee oder, was noch unangenehmer ist, in ebenso tiefem Schlamm, hatten die Truppen zäh und tapfer gekämpft. Wieder traten zwei deutsche Generale in die Reihe der deutschen Heerführer ein, Otto von Below und der Generaloberst von Eichhorn, die nach dem Urteil der obersten Heeresleitung die Operationen glänzend durchgeführt haben. Besonders herzlich ist unsere Freude über den Sieg des Generals von Eichhorn. War er doch, wie bekannt, der einzige Armeeinspekteur des Friedens (16., 18., 21. Korps in Saarbrücken), dem zu Beginn des Krieges die Führung einer Ar-

Digitized by Google



Die Winterschlacht in Masuren: Der Kaiser inmitten der ostpreußischen Truppen auf dem Marktplatz in Lyck
Zeichnung von Paul Paeschke

Digitized by Google

Digitized by Google

mee nicht anvertraut werden konnte, weil ein hartnäckiges Leiden ihn dienstunfähig machte. Er hat das überwunden und sich sofort im ostpreußischen Kampfe den Lorbeer des Feldherrn geholt.

Nun zeugt es aber für die Masse und auch für die innere Kraft des russischen Heeres, daß es sich schon vom 27. Februar ab wieder von Süden her zu Gegenstößen vorwärtsbewegen konnte, die sogar die Aufgabe jener Ortschaft Prasznysz erzwangen. Bei Grodno, Lomscha und Ostrolenka sind sie zu erneuten Angriffen vorgegangen, und westlich davon wird hart an der ostpreußischen Grenze weitergefochten. Diese Kampflinie mag jetzt so gehen: nordwestlich Grodno—Augustowo—Kolno—Lomscha—Ostrolenka—Prasznysz—Plozk an der Weichsel; sie ist durch die bekannte sehr starke Festungslinie an den Flußläufen des Njemen, Bobr und Narew gestützt. Diese Festungen bilden einen zusammenhängenden Verteidigungsabschnitt in folgender Reihenfolge: Kowno—Grodno am Njemen—Ossowietz am Bobr—Lomscha—Ostrolenka—Pultusk—Sierozk. Segrz und Nowo-Georgiewsk bilden daran anschließend mit Warschau das berühmte Festungsdreieck. So stehen die russischen Truppen in einer Stellung, die durch die vielen Flußläufe und dieses sorgsam ausgebaute Festungssystem dem Angriff große Schwierigkeiten entgegenstellt. Auch diese werden unsere Truppen und ihre glänzende Führung überwinden, während zugleich westlich Warschau der Stellungskampf auf die vor der Festung letzte Linie der Russen von Blonie bis Grojec weitergeht. Es ist das Ziel des Feldmarschalls, von Norden her in Bewegungsschlachten die Weichselfront zu umfassen, und die Linie Narew—Weichsel—San zu erreichen, deren Durchstoßung namentlich an der Bahnlinie von Warschau nach Wilna den Gegner auf das gefährlichste bedroht. Unvergleichlich ist die Schnelligkeit und Verschleierung, mit der Hindenburg die Operationen leitet, in denen wir wieder mit zitternder Freude die Klaue des Löwen gespürt haben. Er fordert von seinen Truppen das Äußerste, aber, wie die Verluste zeigen, unter größtmöglicher Schonung der Menschen. Und er erreicht damit Wirkungen, deren Umfang uns jetzt, da die Ereignisse sich drängen, gar nicht so deutlich wird wie später, wenn wir sie in Muße mit früheren Kriegsbegebenheiten vergleichen.

Der geniale Gedanke des deutschen Führers faßt die Operationen zusammen in einer Einheit von Tauroggen bis nach Kimpolung in Gemeinschaft mit der österreichisch-ungarischen Heeresleitung. Denn die entsprechenden Operationen unseres Verbündeten, in denen eine Mitte Januar unter dem Befehl des deutschen Generals von Linsingen neugebildete Armee aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mitwirkt, sind weitere Glieder in der großen Kette, die die sogenannte russische Zentralarmee in und um Warschau erdrosseln und so die Räumung Galiziens durch den allgemeinen Rückzug des russischen Heeres hinter die Weichsel erzwingen will. Der Hauptnachdruck liegt dabei in Südostgalizien, in den Karpathen und in der Bukowina. Während die bekannte alte Stellung am Dunajez und an der Nida weit in den Süden von Russisch-Polen hinein in der Hauptsache weiter nur defensiv zu halten war, hat im äußersten Süden die Offensive begonnen. Sie gewann am 17. Februar Czernowitz zurück, das von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mit klingendem Spiele wieder besetzt wurde. Die ganze Bukowina war damit befreit; am Sereth, am Pruth und am Dnjester (23. Februar) kämpften schon die Truppen unseres Verbündeten. Am 16. Februar wurde Kolomea erobert, so daß in Südostgalizien der Kampf in die Ebene vorgetragen ist, in die Gegend von Kolomea, Nadworna und Stanislau. Links davon hatte in den Karpathenpässen bis zum Uszok-Paß jene neue Armee unter Führung Linsingens zu kämpfen, die Ende Januar aus Nordungarn in den Tälern des Talabor, Nagy-Ag, der Latorcza und der Vecsa vorrückte. Eine ihrer Divisionen wurde hinter dem rechten Flügel der daran nach links sich anschließenden österreichisch-ungarischen Armee am Uszok-Paß vorgeschoben. Von diesem Passe an kämpft weiter nach links bis zur Dunajezstellung eine Armee unseres Verbündeten, die vor allem am Uszok- und Dukla-Passe scharfe Kämpfe zu bestehen hat. Es ist unmöglich, sie im einzelnen aufzuzählen. Hier spielt sich ein Ringen ab, wie es die Kriegsgeschichte noch nicht gesehen hat. Auf Pässen von über 1000 Meter Höhe, in tiefstem Schnee, in dem die Leute bis an die Schultern einsinken, auf unmöglichen Wegen arbeiten sich die Kolonnen voran. Aber erstaunlich schnell haben sich unsere Truppen an die ganz besonderen Verhältnisse des schwersten Gebirgskampfes gewöhnt, in dem der einzelne noch viel mehr auf sich gestellt ist als sonst. Die russische Presse selbst hat die „bedeutende Offensivkraft des Gegners“ anerkannt, der es langsam, aber sicher gelingen muß, den Feind aus den Karpathen in die Ebene zurückzudrücken, damit das oben bezeichnete Gesamtziel der Kämpfe im Osten erreicht wird.

⌘ ⌘ ⌘

Je unheimlicher so dieser Druck der Deutschen, Österreicher und Ungarn wird, um so unruhiger sind die verbündeten Gegner geworden. Daher war es kein Zufall, sondern ein Teil eines großen Gesamtplanes, wenn mit dem 25. Februar eine aus rund 40 englischen und französischen Kriegsschiffen bestehende Flotte die Beschießung der Dardanellen begann. Man braucht bei unsern Gegnern einen entscheidenden Sieg auf diesem Kriegsschauplatze. Für Rußland ist die Öffnung der Meerengen, die der Eintritt der Türkei in den Krieg auf unserer Seite her-

Digitized by Google

menisch verschlossen hat, eine Lebensfrage. Diese Sperre zu brechen, erscheint schon deshalb den Verbündeten als dringend notwendig. Noch wichtiger ist ihnen aber der Druck auf Rumänien und Griechenland, den ein Sieg an dieser Stelle zugunsten Serbiens üben würde, und ein Sieg in Ungarn, den sie durch die Dardanellen hindurch erfechten möchten, weil sie immer noch des Glaubens leben, hier liege ein besonders schwacher Punkt unserer Aufstellung im Osten. So ist von England eine umfassende Aktion eingeleitet worden, in der man versucht, durch nicht weniger als 326 englische und französische Geschütze die Forts der Meerengen zu beschießen und durch Landungsversuche auf der Halbinsel Galipoli dem Ziele, der Eroberung Konstantinopels, nahezukommen. Mag dabei auch die Beschädigung der Eingangsforts gelingen, wir sind sicher, daß das ganze Unternehmen, so umfassend es vorbereitet und so zäh es durchgeführt wird, scheitern wird. Den Landungsversuchen steht die Elite der türkischen Armee gegenüber, der Forcierung in der Meerenge selbst aber die Befestigung vor allem der schmalsten Stelle, die am Ende des ersten Drittels der Meerenge liegt; es ist die Stelle, wo Leander und Lord Byron den Hellespont durchschwommen haben. Zu modernen Forts und moderner Strandartillerie ist dort noch ein sehr gefährliches Minenfeld getreten, so daß die Durchfahrt nach menschlichem Ermessen als unmöglich erscheint, zumal sie von der Tapferkeit unseres türkischen Verbündeten und mit Hilfe deutscher Offiziere und Soldaten auf das zäheste und umsichtigste verteidigt wird. Obwohl darum die Stimmung in bezug auf den militärischen Erfolg dieses Unternehmens bei unseren Gegnern alles andere eher als zuversichtlich ist, wird sein politischer Ertrag bereits auf das lebhafteste erörtert. Denn jetzt wird der welthistorische Charakter dieser Kämpfe im Osten deutlich. Nach der freien Durchfahrt durch die Meerengen zum offenen Meere strebt Rußland seit Jahrhunderten, und sie zu erreichen ist das hauptsächliche, das eigentlich konkrete Ziel, auf das hin es diesen Krieg begonnen hat. So ist das Interesse sehr begreiflich, mit dem man in Rußland die englisch-französische Unternehmung auf die Dardanellen verfolgt, die der russischen Orientpolitik die Erfüllung dieser Wünsche bringen soll, die Eroberung von Konstantinopel und die völlige Auflösung der Türkei, die daraus folgen müßte. Mit voller Offenheit hat auch der russische Minister Ssasonow in der Duma dieses Ziel Rußlands ausgesprochen. Keineswegs mit derselben Offenheit indes hat der englische Minister Sir Edward Grey eine sauersüße Erklärung (am 25. Februar) im Parlament abgegeben, der man deutlich anmerkte, wie unangenehm es England ist, daß Rußland nun seine Hand auf diese — noch gar nicht eroberte — Stelle legen möchte. Einstweilen aber ist das alles müßiges Gerede. Denn die Dardanellen sind noch nicht erobert, und die Türkei wird ihre Aufgabe im großen Feldzugsplan unserer Ostkämpfe hier rühmlichst erfüllen, diese Stellung für sich und für ihre Verbündeten gegen die schwersten Angriffe doch zu halten.

Weil ihre eigene Kraft nicht ausreicht, hat sich, je mehr die Entscheidungen zu nahen scheinen, der Druck unserer Gegner auf die Balkanstaaten und auf Italien vermehrt. Bisher ohne jeden Erfolg. Rumänien und Bulgarien bleiben neutral und verhindern so eine Unterstützung Serbiens von Osten her. In Griechenland hat der Gegensatz um die Frage der Neutralität zum Sturze des langjährigen Ministerpräsidenten Venizelos (6. März) geführt, weil König Konstantin das ungeheure Risiko einer Beteiligung am Kriege nicht auf sich nehmen will. Ebenso ist es nicht gelungen, Italien zum Eintritt in den Krieg zu bewegen. Sein Ministerpräsident Salandra hält an der Erklärung vom Dezember noch fest, daß Italien neutral bleibe, freilich nicht zusehen könne, wenn durch große Umwälzungen seine Machtstellung auch nur „relativ gemindert" werde. Der große Einfluß des bedeutendsten italienischen Staatsmannes von heute, Giolittis, hat es auch in Verbindung mit dem Könige und Salandra verhindert, daß die Wünsche der Irredenta Italien in einen Krieg hereintreiben, der auch vom italienischen Standpunkte aus lediglich vom Gefühl und gar nicht vom eigenen Interesse bestimmt wäre. Am 9. März konnte mitgeteilt werden, daß zwischen Italien und Österreich-Ungarn eine neue „Verständigung" angebahnt sei, die die zwischen beiden Staaten schwebenden Gegensätze auf friedlichem Wege unter verständnisvoller Mitwirkung des Deutschen Reiches bereinigen möchte. Gelingt das, was wir zuversichtlich hoffen, dann bleibt Italien bis zum Ende des Krieges neutral und ist die Hoffnung unserer Gegner auf dessen Unterstützung im Mittelmeer enttäuscht.

Der westliche Kriegsschauplatz steht unter dem Eindrucke der großen Operationen, die sich im Osten vollziehen und in denen heute der Schwerpunkt des ganzen riesigen Feldzuges liegt. Um nun einigermaßen die Wirkungen der schweren russischen Niederlage an der ostpreußischen Grenze auszugleichen, hat der französische Führer, Joffre, eine neue Offensive begonnen. Er wollte durch einen großen Erfolg im Westen das erschütterte Ansehen des Dreiverbandes heben und die Aufmerksamkeit der Deutschen wieder nach dem westlichen Kriegsschauplatz ablenken. So haben wir ununterbrochen von Kämpfen längs der ganzen Front gelesen, von denen die wichtigsten die Gefechte in der Champagne waren. Hier wurde von der französischen Heeresleitung ein Durchbruchsversuch, und zwar ohne jede Rücksicht auf Opfer angesetzt, als dessen nächstes Ziel die Stadt

Digitized by Google

Vouziers bezeichnet war, nordöstlich von Reims. Seit dem 16. Februar sind hier nacheinander mehr als sechs vollzählige Armeekorps eingesetzt worden, die durch ein ungeheures Artilleriefeuer unterstützt wurden. Der Bericht unseres Generalstabs teilte mit, daß oft mehr als 100000 Schuß in 24 Stunden fielen, übrigens Artilleriemunition zum großen Teil amerikanischen Ursprungs. Nur zwei schwache rheinische Divisionen verteidigten diese Front von 8 Kilometern. Als am 10. März der Abschluß dieser Winterschlacht gemeldet wurde, war von der französischen Offensive nicht ein Fußbreit gewonnen. Allerdings mit schweren Verlusten, hat hier ein Teil der Armee des Generaloberſten von Einem das Feld siegreich behauptet; die Front in der Champagne steht fester als je. Sie ist auch sonst nirgends durchbrochen, im Gegenteil sogar vorgeschoben worden. So im Norden bei La Bassée, ferner bei Soissons (über diese Kämpfe wurde hier schon berichtet), bei Craonne, bei Massiges, in den Argonnen und in den Südvogesen. Hier namentlich ist ein Geländegewinn von 20 Kilometern Breite und 6 Kilometern Länge erzielt worden, so daß die Linie der Deutschen die Punkte Verdinal — Brémenil — östlich Badonviller — östlich Celles erreichte. Wie tief diese langgestreckte deutsche Front, die auf keine Weise zu erschüttern ist, in das französische Land hineingeschoben ist, lehrt am besten die eine Zahl: von der Stellung bei Soissons sind es bis Paris nur etwa 80 Kilometer, d. h. die Entfernung zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder. Das Gesamtergebnis dieses Monats ist also Abweisung aller französischen Angriffe und an vielen Punkten Fortschritte der Deutschen. Der entsetzlich ermüdende, nervenanspannende Kampf in den Schützengräben, der jetzt durch Unterminierung und Handgranaten noch schrecklicher gestaltet wird, hat die Spannkraft unserer Truppen nirgends zu lähmen vermocht.

⌘ ⌘ ⌘

Am 18. Februar hat der Unterseebootskrieg gegen England begonnen, dem England auf eine, wir können nicht anders sagen, erbärmliche Weise sich gegenüberstellt. Mit dem Flaggenschwindel, mit dem Anstreichen der Schiffe in anderen Farben sucht es ihm zu begegnen und mit Repressalien, die sein Premierminister am 2. März im Parlament ankündigte und die nur geeignet sind, die Neutralen zu verletzen. Fast jeder Tag bringt uns die Nachricht, daß ein englischer Dampfer unseren U-Booten zum Opfer gefallen ist, bald im Kanal, bald weiter draußen im Weltmeer. Am 20. und 22. Februar ist bereits die Versenkung je eines englischen Transportdampfers mit mehreren tausend Mann gelungen — ein Erfolg, der sicher die stärkste moralische Wirkung im englischen Heere auslösen wird. Freilich haben auch wir Verluste zu beklagen, am 4. März ist „U 8", am 10. „U 12" verloren gegangen. Aber der Schaden Englands ist größer. Eine genaue Aufstellung der Verluste, die die englische Handelsmarine vom 1. August 1914 bis 1. März 1915 erlitten hat, umfaßt nicht weniger als 126 Dampfer mit einem Tonnengehalt von fast $^1/_2$ Million Tonnen. Wie soll das England auf die Dauer aushalten, zumal an seiner finanziellen Kraft alle seine Bundesgenossen saugen?

In einer Rede hat Englands Marineminister, Churchill, erklärt, daß sein Land den Krieg durchfechten würde, auch wenn Rußland und Frankreich Frieden schließen würden. Und der Ministerpräsident hat diese auffällige Erklärung auch im Parlament bestätigt. Zwar fügt man hinzu, daß dieser Fall eines Abfalles der Verbündeten selbstverständlich nicht eintrete, aber wozu erklärt man das so laut? Uns sagte diese Erklärung nichts Neues. Denn wir wissen, daß der Hauptkampf in diesem Weltkriege zwischen Deutschland und England geht und daß dieser von beiden zum äußersten Ende geführt werden muß. Vor allem von unserer Seite, da in diesem Ringen uns nichts weniger nützen kann, als ein unsicherer und fauler Friede. Darin ist sich auch heute bei uns alles durchaus einig. Und geht Rußland und Frankreich der Atem aus, so daß sie sich von ihrem Verbündeten trennen, so ist uns das natürlich recht, aber wir können es durchaus abwarten.

Die größte Schwierigkeit im Verhältnis der Verbündeten zueinander liegt ja in der Frage, ob und wie die russischen Finanzen dem Kriege standhalten. In der letzten Januarwoche hat eine viel bemerkte Reise des russischen Finanzministers nach Paris und London stattgefunden, die erkennen ließ, wie es um die russischen Finanzen steht. Man hatte sich den Kriegsverlauf in Rußland doch anders gedacht, hatte gehofft, sehr bald schon in Berlin und Wien zu sitzen. Gelang dieses, so war durch die gewaltige Kriegsentschädigung, die man Deutschland und Österreich-Ungarn auferlegen wollte, der Krieg finanziert und ein glänzendes Geschäft für den Staat und, nicht zu vergessen, auch für seine Beamten gemacht. Aber die Dinge sind anders gekommen. Auf eine Kriegsentschädigung dieser Art kann Rußland nach menschlichem Ermessen nicht rechnen. Nun sieht es, daß es aus eigener finanzieller Kraft nicht durchhalten kann. Zwar verfügt es noch über einen gewaltigen Goldvorrat (von über drei Milliarden Mark), aber es hat schon weit mehr Papiergeld ausgeben müssen als wir, haben doch seine Kriegskosten bis zum 1. Januar 1915 schon über sechs Milliarden Mark betragen. Aber der russische Minister hat bei England und Frankreich keine Gegenliebe gefunden. Was er heimbrachte, war nur die Gewährung einer Anleihe von einer halben Milliarde seitens Englands und Frankreichs (das bedeutet nicht mehr als die Kriegskosten eines Monats), und damit ist den russischen Fi-

Digitized by Google

nanzen nicht geholfen, die nur gesichert werden könnten, wenn der Wunsch Rußlands erfüllt würde, daß der Dreiverband den Krieg finanziell als eine Art Kompaniegeschäft führt. Er führt ihn als solches schon nicht militärisch, sehr zum Verdruß von Frankreich und Rußland gegen England, aber finanziell ihn so zu führen, das lehnen die maßgebenden Finanzkreise der Londoner City unbedingt ab, vom englischen Standpunkte aus durchaus mit Recht. Denn das hieße, daß England den Krieg ganz allein bezahlt, da es der weitaus finanzkräftigste unter seinen Verbündeten ist. Aber auf die Dauer wird es sich diesen Forderungen nicht entziehen können. Es hat den Krieg entfesselt und sieht sich jetzt in dem Zwange, nicht nur militärisch sich viel stärker dabei zu beteiligen, als es je dachte, sondern ihn auch immer mehr zu finanzieren. Und Zweifel werden unter den Finanzmännern Englands wach, ob selbst die riesige Wirtschafts- und Finanzkraft ihres Landes diesen Anforderungen wird genügen können.

Daß die Vereinigten Staaten ihre Bedenken gegen den deutschen Unterseebootskrieg äußern würden, war zu erwarten. Sie haben es in einer am 12. Februar veröffentlichten Note getan. Zu gleicher Zeit haben sie sich gegen England gewandt, gegen jenen Mißbrauch der neutralen Flaggen, der in letzter Linie die deutsche Marine zu ihrem schonungslosen Vorgehen zwingt. Die an uns gerichtete Note war durchaus freundschaftlich gehalten, ebenso wie die Antwort unserer Regierung vom 17. Februar. Aber in der Sache konnte Deutschland nicht nachgeben. Es konnte nur der nordamerikanischen Schiffahrt anheimgeben, das deutlich bezeichnete „Kriegsgebiet" zu meiden, und riet den Vereinigten Staaten, ihre Schiffe konvoiieren, d. h. durch Kriegsschiffe begleiten zu lassen unter der Voraussetzung natürlich, daß die Ladung solcher Schiffe keine Konterbande enthält, wobei unter letzterer verstanden wird ausdrücklich der ausgedehnte Begriff, von dem die englische Praxis heute ausgeht. So ist von deutscher Seite alles geschehen, was sich an Rücksicht gegen die Union mit der Notwendigkeit vereinigen läßt, den Krieg zur See zu Ende zu führen. Damit müssen sich die Neutralen abfinden. Unsere Schuld ist es nicht, sondern die Englands. Amerika hat auf die deutsche Antwort erwidert und Deutschland darauf eine Gegenantwort gegeben; beide Schriftstücke sind am 2. März veröffentlicht worden, führen aber die Auseinandersetzung nicht wesentlich weiter, sondern lassen sie etwas im Sande verlaufen. Jedoch dürfen wir bestimmt erwarten, daß die Berechtigung des deutschen Standpunktes in Amerika sich immer mehr durchsetzt, zumal die Bewegung unserer deutschen Stammesbrüder drüben immer mächtiger anschwillt und die unsichere, England freundliche Haltung des angeblich neutralen Präsidenten und namentlich seines Staatssekretärs Bryan rücksichtslos angreift. Gerade die Ankündigung Deutschlands vom 4. Februar hat den heillosen Zustand des bestehenden Seevölkerrechts oder besser Seevölkerunrechts allen Neutralen aufs deutlichste klar gemacht, und der Ärger der Neutralen richtet sich jetzt viel weniger gegen Deutschland, dessen Selbstverteidigungsrecht man doch anerkennt, als gegen England, dessen rücksichtslose Vergeltungsmaßregeln gerade den neutralen Handel völlig schutzlos machen und jeder Willkür aussetzen.

Auch im achten Kriegsmonat steht unser Volk einheitlich und geschlossen da. Die Tagungen des preußischen Landtags und des deutschen Reichstags im März bekundeten das immer wieder. Durch sie ging der Zug, den Burgfrieden unbedingt zu bewahren, was auch gegen mancherlei Versuche der Sozialdemokraten, der Polen und der Dänen gelang. Dann beschäftigten sich die Parlamente mit der schon heute so brennenden Frage der Kriegshilfe, der Heilung von Schäden und Wunden, die dieser Krieg unserm Volk in allen Beziehungen schlägt. Vor allem aber beschäftigte sie beide der Staatshaushalt. Zehn Milliarden Kriegskredite sind schon bewilligt, zehn weitere werden gefordert, die durch Anleihen aufzubringen sind. Am 25. Februar ist die zweite deutsche Kriegsanleihe aufgelegt worden, sie wird denselben Erfolg haben wie die erste. Ernst und gesammelt wurde so die Arbeit der Volksvertreter verrichtet, Friedenssehnsucht zeigte sich nirgends. Denn der Wunsch, daß die Ziele des Krieges öffentlich erörtert werden möchten, erklärte sich nur aus dem Verlangen nach einem Frieden, der erst nach der Durchkämpfung des Krieges geschlossen werden dürfe und der der gebrachten Opfer wert ist. Die Regierung hat vorläufig die öffentliche Erörterung der Kriegsziele und der Friedensbedingungen verboten, wofür sich viele gute Gründe anführen lassen. Aber die Zeit wird kommen, da diese Aussprache freigegeben wird. Sie bestimmt sich ganz von selbst nach den militärischen Entscheidungen, die uns die nächsten Monate auf der Kampffront von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere und auf der Nordsee und im Kanal bringen sollen.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

651

Den Raucher

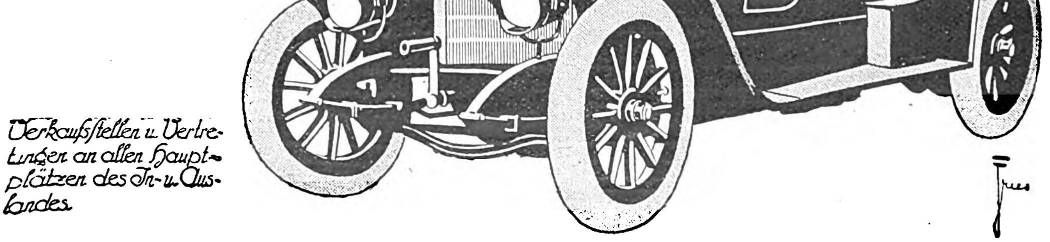
stört oft das kratzende Gefühl, das nach dem Genusse von Zigarren sich einstellt und manchmal zu Katarrhen führt.

Wybert
TABLETTEN

schützen davor wie kein anderes Mittel. Sie sind wohlschmeckend, durstlöschend und reinigen zugleich Mundhöhle und Atem.

Original-Schachtel in allen Apotheken u. Drogerien Mk. 1.—. Die Firma Dr. H. & Dr. P. Geiger in St. Ludwig i. E. versendet gratis und portofrei eine reizende Bonbonnière von Alpaka-Silber gegen 20 Gutscheine aus Wybert-Schachteln.

MERCEDES



Daimler-Motoren-Ges., Stuttgart-Untertürkheim

Digitized by Google

Soeben erschien

die neue, sechste Auflage

von

Andrees Allgemeinem Handatlas

In 221 Haupt- und 192 Nebenkarten — Nebst vollständigem, alphabetischem Namenverzeichnis — Sechste, völlig neubearbeitete und vermehrte Auflage — Herausgegeben von Dr. Ernst Ambrosius.

2 Bände elegant gebunden zum Preise von 36 Mk.

Bezug der nach Beendigung des Kriegs neu erscheinenden Karten mit den dann feststehenden politischen Aenderungen zu einem mässigen Preise.

Die neue Auflage zeigt, dass auch weiterhin Andrees Handatlas in der ganzen Welt die erste Stelle behauptet in jeder Beziehung: in der Reichhaltigkeit seines Inhalts, in der Gediegenheit und Zuverlässigkeit seiner Darbietungen, in der mustergültigen technischen Ausführung!

Von den Neuerungen und Verbesserungen:

Die neue Auflage übertrifft die vorige um nicht weniger als 65 **neubearbeitete Kartenseiten.** Ganz neu aufgenommen wurden — zum ersten Male in einem Handatlas — 16 Darstellungen zur

Bodenkultur und Staatsbürgerkunde des Deutschen Reichs.

Von weiteren Neuerungen nennen wir: die Sprachenkarten der gemischtsprachigen Gebiete des Reichs, — Einzeichnung der Landstrassen in den Spezialkarten des Deutschen Reichs, — Angabe der Konsular-Vertretungen der wichtigsten Staaten, — Anwendung des Flächenkolorits auf den Übersichtskarten der Erdteile und der auch in Spezialkarten behandelten Länder. Die deutschen Kolonien sind in so grossen Massstäben dargestellt, wie sie kein anderer Handatlas bietet!

Neue Karten sind die Doppelblätter:

Himmelskunde — Nordpolargebiete — Südpolargebiete — Kolonialbesitz und Weltverkehr — Pommern und Posen — Brandenburg — Frankreich, Übersicht — England und Wales, südlicher Teil — Irland — Schweden und Norwegen, mittlerer Teil — Mittel- und Südrussland — Ostchina und Korea — Japan — Atlasländer, Algerien und Tunesien — Ägypten und Nubien — Mittleres und südliches Deutsch-Südwestafrika — Deutsche Schutzgebiete in der Südsee. —

Eine ganz besonders bemerkenswerte Neuerung sind die

Rückseitenkarten,

die auf 31 neuen Kartenseiten Spezialdarstellungen besonders grossen Massstabs der Umgebung aller Hauptstädte Europas und aussereuropäischer Weltstädte sowie wichtiger Industrie- und Verkehrsgebiete enthalten. Schliesslich wird das

Namenverzeichnis in einem besonderen Buche

im halben Format des Atlas herausgegeben und damit vielseitig geäusserten Wünschen entgegengekommen. Mit Hilfe dieses Namenverzeichnisses ist es möglich, jeden beliebigen der im Atlas enthaltenen rund 300 000 Namen in wenigen Augenblicken auf der Karte aufzufinden.

Ältere Auflagen des Andree oder andere alte Handatlanten (Schulatlanten natürlich ausgeschlossen) werden bei Bezug der neuen Auflage in Umtausch angenommen und mit 10 M. in Anrechnung gebracht.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Soeben erschien:

Der Weltkrieg,

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim.

Bd. I vornehm in Künstlerleinen gebunden
Preis 8.50 Mk.

Der erste Band umfaßt die Ereignisse bis zum Schlusse des Jahres 1914. Namhafte Schriftsteller und Gelehrte, wie Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Prof. Dr. Ed. Heyck, Graf E. Reventlow, Hanns und Fedor v. Zobeltitz, Paul O. Höcker, Joh. Höffner, Prof. Dr. G. Roloff, Prof. Dr. G. Wegener schaffen im Bunde mit bedeutenden Malern und Zeichnern wie Prof. H. Bohrdt, Prof. A. Hofmann, Prof. W. Stoewer, Prof. Chr. Speyer, Ludwig Putz, Prof. F. Fehr mit dieser Chronik ein Buch von dauerndem Wert. Die Karten, die Bilder, die Feldpostbriefe, die Kriegsberichte, die geschichtlichen Rückblicke, die erhebenden Mahn- und Weckrufe, sie alle sind vereinigt, daß die Kriegs-Chronik alle wichtigen Ereignisse und Stimmungen der großen Zeit nicht nur buche, sondern auch darstelle.

Dieses prächtige Werk sollte in keinem deutschen Hause und in keiner Bibliothek fehlen. Als Erinnerungsbuch an die große Zeit eignet sich es auch vorzüglich als

Gabe für das heranwachsende Geschlecht.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig. ✗ Durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Trinken Sie nur ein deutsches Mineralwasser.

Als solches empfehlen wir unsere qualitativ unerreichte, Deutschlands Edelwasser genannte

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle.

Dieselbe ist ein vorzügliches Tafelgetränk und ein unvergleichliches Heilwasser bei allen Stoffwechselkrankheiten wie Gicht, Rheuma, Blasen-, Nieren- und Gallenleiden, sowie allen Erkrankungen der Atmungs- und Verdauungsorgane.

Von vielen ärztlichen Autoritäten verwendet und verordnet.

Depot in Berlin:	LOUIS QUENSEL, SW., Schönebergerstr. 19. Tel. Amt Lützow Nr. 669
Dresden-A.:	H. FICINUS Wwe., Mohren-Apotheke, Johannesstr. 23. Tel. 3216
Frankfurt a. M.:	FRIEDRICH STAHL, Güntersburg-Allee 37. Tel. Hansa 259 u. 714
München:	GEORG FETSCHELE, Perhamer Str. 1. Tel. 11353.

Einen riesigen Zuspruch bei der gebildeten Frauenwelt

haben zwei in Deutschland **neue gemeinnützige Einrichtungen** gefunden, die schon **viele Tausende von vorteilhaften Käufen und Verkäufen** unter Ausschaltung von Händlern vermittelt haben. — Diese Einrichtungen befinden sich im Anhange der illustrierten Wochenschrift **„Die Deutsche Frau“** und lauten:

Markt für Kleidungsstücke

und

Markt für Gelegenheitskäufe

Beide Abteilungen vermitteln rasch und sicher den vorteilhaften An- und Verkauf von guterhaltenen Modekleidern (vielfach aus ersten Häusern), Hüten, Pelzen, Wäsche usw., von ganzen Wohnungseinrichtungen, Schmuck, Silbersachen, Spielzeug, Musikgegenständen, Bildern, Sportsachen usw.

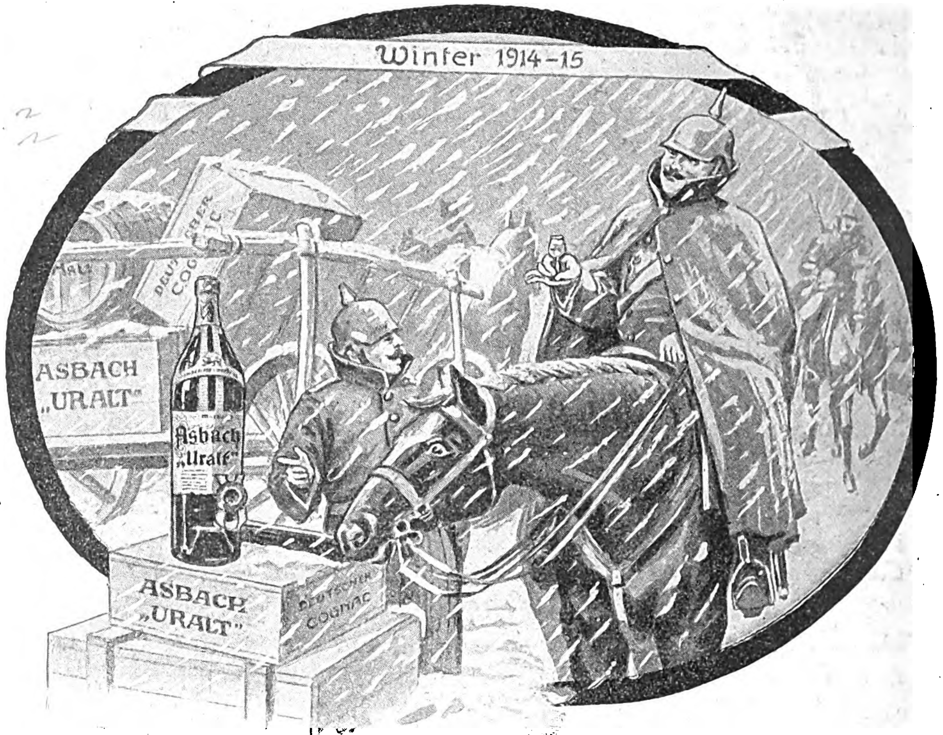
Jede Nummer enthält die neuesten Angebote und Gesuche.

Probenummer kostenlos.

Verlag der Deutschen Frau (Velhagen & Klasing)

LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Digitized by Google



Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

eine hochwillkommene Gabe.

Weitere beliebte Marken: Asbach „Echt" und Asbach „Alt".

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

Verkaufsstelle für Österreich:
Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I, K. K. Hofburg.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google